

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1812.

NEUNTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.



VORAUS EINE ANKÜNDIGUNG VON ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1812.

Vorerinnerung.

Wir haben den neunten Jahrgang unserer A. L. Z., zu welchem wir jetzt das gewöhnliche Titelblatt liefern, nicht ohne dankbare Gefühle und Erinnerungen eröffnet.

Unserem einsichtsvollen, hochverehrten Fürsten gebührt zuvörderst unser lauter, innigster Dank. So wie Er mit grosser Liberalität mehreren auf hiesiger Gesammt-Universität blühenden Instituten ihr Daseyn gegeben: so begünstigte Er auch diese Anstalt von ihrem Anbeginn an; Er beehrte sie mit wiederholten Beweisen eines aufmunternden Wohlwollens; Sein huldvoller Schutz und die thätige Fürsorge Seiner erleuchteten Räthe verlieh Ausdauer und Beharrlichkeit auch in sorgenvollen Zeiten.

Den Mitarbeitern an diesen Blättern fühlen wir uns nicht minder verbunden: denn ihre Verdienste allein erwarben den ausgezeichneten Beyfall, dessen sich dieses Institut seit seinem Entstehen erfreuet; ihnen gebührt der Ruhm, dass dasselbe so mannichfaltige Schwierigkeiten, welche sich anfangs entgegenstellten, so bald überwand, und von Jahr zu Jahr sich fester gründete.

Um alle Unterbrechungen bey diesem so vielumfassenden Unternehmen, zugleich auch um Einseitigkeit des Urtheils zu verhüten, war gleich vom Anfang an unser ernstliches Be-

ſtreben dahin gerichtet, eine groſse Anzahl einſichtsvoller und berühmter Gelehrten aus allen Gegenden Deutſchlands, auch mehrere des Auslandes, mit uns zu verbinden. Unſere Bemühungen hatten einen, damals unerwarteten, glücklichen Erfolg: ſchnell kam ein Verein der bedeutendſten Gelehrten zu Stande, und es gelang uns, dieſen Verein in der Folge zu mehren, und, was das Schickſal uns entzog, bald wieder zu erſetzen. Gern ſtatten wir dieſen würdigen Männern für die uns geleiſtete Unterſtützung unſeren öffentlichen Dank ab, nicht ohne wehmüthige Empfindung, daſs dieſer Dank jetzt nicht mehr Allen von uns dargebracht werden kann. Denn in dem Zeitraume von acht Jahren, ſeit welchen unſer Inſtitut beſteht, ſind nicht weniger als ſechs und ſechzig Gelehrte dahingeſchieden: von ſechs hundert und zwey und achtzig Mitarbeitern, welche daſſelbe von ſeinem Anfang an zählt, ſind in dieſem Augenblicke, ſoviel uns bekannt, noch ſechs hundert und ſechzehn übrig. So wie ehemals die Beyträge, ſo mögen jetzt auch die Namen der Verſtorbenen dieſen Blättern zur Zierde gereichen: wir verzeichnen ſie hier nach der Zeitfolge ihres Beytrittes, und mit der Bemerkung der Hauptfächer, in welchen ſie Beyträge geliefert haben.

Karl Küttner, Privatgelehrter in Leipzig	im Fache der Reiſebeſchreibungen und engliſchen Literatur.
Hofrath und Prof. *Heinrich* in Jena	Geſchichte.
Hofrath und Prof. D. *Hecker* in Berlin	Medicin.
Stadt- und Amts-Phyſicus D. *Ackermann* in Oſchatz	Medicin.
Aſſeſſor und Geh. Archivar *Walch* in Meiningen	Diplomatik, Numismatik und ſächſ. Geſchichte.
Oberſchulrath *Eſchke*, Director des Taubſtummen-Inſtituts in Berlin	Pädagogik.
Hofrath *Spazier* in Leipzig	Schöne Künſte.
Profeſſor *Fernow* in Weimar	Archäologie, ſchöne Künſte und italiäniſche Sprachkunde.
Hofmedicus D. *Hünnius* in Weimar	Medicin.
Pfarrer *Heim* in Gumpelſtadt	Botanik und geognoſtiſche Mineralogie.
Adjunct und Pfarrer *Raſche* in Maſsfeld	Numismatik.
Staatsrath *Joh. v. Müller* in Caſſel	Geſchichte und Staatswiſſenſchaften.
Hofrath und Profeſſor *Bardili* in Stuttgart	Philoſophie.
D. *Poſſelt* in Durlach	Staatswiſſenſchaften und Geſchichte.
Profeſſor D. *Cappel* in Göttingen	Medicin.
Legationsrath *Huber* in Ulm	Schöne Künſte.
Regierungsrath D. *Danz* in Stuttgart	Jurisprudenz.
Kirchenrath und Profeſſor D. *Schmid* in Jena	Theologie und Philoſophie.
Profeſſor D. *Bauer* in Heidelberg	Theologie.
Profeſſor D. *Piepenbring* in Karlshafen	Pharmacie.
Stadt- und Polizey-Rath *Laspeyres*	Entomologie.
Profeſſor D. *Rink* in Danzig	Theologie und orientaliſche Literatur.
Regierungsrath D. *Danz* in Stuttgart	Jurisprudenz.

Kammerrath D. *Borkhauſen* in Darmſtadt	Naturgeſchichte und Forſtwiſſenſchaft.
Conſiſt. Rath und Prof. D. *Ziegler* in Roſtock	Theologie und Kirchengeſchichte.
Oberamtsphyſicus D. *Stütz* in Schwäbiſch-Gmünd	Naturkunde und Medicin
Profeſſor *Göttling* in Jena	Chemie und Technologie
Finanzprocurator *Weinart* in Weinartsruh bey Dresden.	Sächſiſche Geſchichte und Statiſtik.
Profeſſor *Moeller* in Erfurt.	Schöne Künſte.
Conſiſtorialrath und Profeſſor D. *Dahl* in Roſtock	Griechiſche Literatur u. altteſtamentliche Philologie.
Profeſſor und Bibliothekcuſtos *Alter* in Wien	Literaturgeſchichte und neugriechiſche Sprachkunde.
Profeſſor D. *Thieſs* in Bordesholm	Theologie.
Conſiſtor. Rath und Profeſſor D. *Haſſe* in Königsberg	Theologie und orientaliſche Literatur.
Geh. Legations-Rath und Miniſter-Reſident v. *Schwarzkopf* in Frankfurt a. M.	Statiſtik und Staatswiſſenſchaften.
Commerzienrath *Neuenhahn* in Nordhauſen	Oekonomie, Botanik und Gartenkunſt.
Hofrath D. *Gmelin* in Göttingen	Naturgeſchichte und Chemie.
Pfarrer M. *Fraas* in Heilbronn	Kirchengeſchichte und Erdbeſchreibung.
Hofrath und Profeſſor D. *Hübner* in Jena	Jurisprudenz.
Profeſſor *Heynatz* in Frankfurt a. d. O.	Deutſche Sprachkunde.
D *Aug. Bode*, Privatgelehrter in Weimar	Schöne Künſte
K. k. Rath und Profeſſor D. *Schmidt* in Wien	Medicin.
Profeſſor *Roos* in Gieſsen	Alte Literatur und Geſchichte.
D. *Gruber*, Adjunct am k. k. Münz- und Antiken-Cabinet in Wien	Numismatik.
Hofrath und Garniſonarzt D. *Hunold* in Caſſel	Medicin.
Prof. D. *Paetz* in Heidelberg	Jurisprudenz.
Prediger *Kinderling* in Calbe an der Saale	Deutſche Sprachkunde.
D. *Rink* in Altenburg	Medicin.
Oberforſtmeiſter und Geh. Hof- und Regierungskammer-Rath *Glaſer* in Nürnberg	Forſt- und Cameral-Wiſſenſchaften.
Paſtor *Marx* in Lieberwolkwitz bey Leipzig.	Theologie.
Hofrath und Profeſſor D. *Sternberg* in Marburg	Medicin.
Geh. Obertribunalrath D. *Klein* in Berlin	Jurisprudenz.
Profeſſor *Mohr* in Kiel	Botanik.
Profeſſor *Tillich* in Deſſau	Pädagogik.
Profeſſor *Timaeus* in Lüneburg	Geſchichte und ſchöne Wiſſenſchaften.
Conrector *Weiske* in Meiſsen	Alte Literatur.
Rector *Urſall* in Holzminden	Geſchichte und Geographie.
Profeſſor D. *Süptitz* in Helmſtädt	Jurisprudenz
Domprediger D. *Bredenkamp* in Bremen	Theologie.
Collegienrath u. Prof. v. *Matthaei* in Moskow	Neuteſtamentliche Kritik.
Oberforſtrath D. *Gatterer* in Heidelberg	Berg- und Salzwerks-Kunde, Forſt- und Landwirthſchaft.
Profeſſor D. *Kölen* in Mainz	Botanik
Profeſſor *Meiſsner* in Prag	Geſchichte und Statiſtik.

Generalsuperintendent *v. Cölln* in Detmold	Homiletik.
D. *Buschendorf* in Leipzig	Mathematik und Technologie.
Professor *Ritter* in München	Physik.
Justizrath und Professor D. *Gutjahr* in Greifswald	Jurisprudenz.

Die bedeutende Anzahl thätiger Mitarbeiter, welche wir uns zu erhalten suchten, sicherte nicht bloss das Institut vor jeder Stockung, sondern verbürgte uns auch die Möglichkeit, über alle Erzeugnisse der Literatur reife und begründete Urtheile zu erlangen. Nur Eines war bey dem redlichsten Streben, die Erwartung des Publicums zu erfüllen, und bey den sorgsamsten Veranstaltungen uns hinderlich — Mangel an Platz. Wie sehr auch in unseren Blättern (was der Augenschein bestätiget) für typographische Ersparniss des Raumes gesorgt wurde: so war es doch nicht möglich, die Recensionen aller Werke so schnell, als wir wünschten, zu liefern; mehrere Kritiken wichtiger Schriften blieben lange Zeit unabgedruckt liegen, weil es an Raum gebrach, und weil wir in jedem Monat jedes Hauptfach der Wissenschaft einmal aufzuführen uns zum Gesetz gemacht hatten. Diese Beschränkung, bey so reichlich vorräthigem Stoffe, hat uns — wir gestehen es — oft beunruhigt. Gern hätten wir die monatliche Zahl unserer Blätter verdoppelt und verdreyfacht, wenn bey einem so kostspieligen Unternehmen, zumal in den jetzigen Zeiten, nur guter Wille in Anschlag gebracht werden dürfte. Wir können unser Institut auch in dieser Hinsicht dreist einer Vergleichung mit anderen unterwerfen. Denn um nur bey dem verflossenen Jahre stehen zu bleiben, so hat die Hallische A. L. Z. in demselben mit Einschluss der jetzt mit der Zeitung in fortlaufenden Nummern erscheinenden Intelligenz-Blätter 346 Stücke, die unsrige hingegen 298 Zeitungs- und 87 Intelligenz-Blätter, zusammen also 385 Stücke, mithin 39 Stücke mehr als jene, geliefert. Die Leipziger Literatur-Zeitung hat den letzten Jahrgang gar nicht zu Ende gebracht; und auch jetzt, in ihrer neuen und verbesserten Gestalt, liefert sie wöchentlich nicht mehr als 6 Stücke, die Intelligenzblätter mit eingerechnet. Fern sey es von uns, diesen Vergleich zum Nachtheil dieser beiden verdienstvollen Institute zu deuten, oder ihnen gar aus der merklich verringerten Anzahl von Blättern einen Vorwurf zu machen. Wer die grossen Schwierigkeiten kennt, mit welchen jetzt ein literarisches Institut zu kämpfen hat; wer den zwiefach erhöhten Aufwand erwägt, welcher durch die Sperre aller literarischen Blätter in den nördlichen Provinzen von Frankreich, durch die hohe Steigerung des Briefporto, durch die gegenwärtig so veränderten Umstände des Buchhandels und selbst der Gelehrten hervorgebracht wird: dem wird es sogar wunderbar dünken, dass Vier starke Bände Zeitungen und Ein Band Intelligenz-Blätter (wie wir seither geliefert haben) noch jetzt für den in besseren Zeiten, und bey dem Mangel aller Rivalität und Concurrenz festgesetzten Preis von 6 Thalern an Ort und Stelle gegeben werden können. Nur rechtfertigen wollten wir es durch jene Vergleichung, dass, um dem oben erwähnten Mangel abzuhelfen, die Anzahl der Blätter zu vermehren uns nicht möglich ist.

Wir müssen daher einen anderen Ausweg wählen, denselben, welchen vordem die Unternehmer der Allgemeinen Deutschen Bibliothek durch ihre Nachträge gewählt, seit dem Jahr 1801 auch die Direction der Hallischen A. L. Z. eingeschlagen, und bis auf den heutigen Tag beybehalten hat. Wir kündigen ebenfalls vom Julius dieses Jahres

Ergänzungsblätter

zur

Jenaischen Allgemeinen Literatur Zeitung

an, durch welche wir das Fehlende nachzuholen, und künftig mit den Producten der Literatur gleichen Schritt zu halten gedenken.

Dass in diese Ergänzungsblätter nicht etwa das Schlechtere oder Entbehrlichere verwiesen werde, dass sie vielmehr mit der Zeitung selbst an Gründlichkeit und innerem Gehalt wetteifern: dafür werden wir so gewiss sorgen, als die Ehre des Instituts zu erhalten uns am Herzen liegt. Wofern sich so viele Subscribenten finden, dass die Kosten nur einigermassen gedeckt sind: so soll von diesen Ergänzungsblättern halbjährlich Ein Band geliefert, und mit dem Julius d. J. angefangen werden. Der Nettopreis Eines Bandes beträgt bey uns 1½ Rthlr. in Conventionsfuss: der Ladenpreis, für welchen die Speditionsbehörden ihn liefern, ist 2 Thaler in Conventionsfuss. Wenn bey weiterer Entfernung, nach dem seitherigem Verhältnisse der A. L. Z., ein höherer Preis festgesetzt wird: so ist diess bloss Sache jener Behörden. Vor der Hand ist es hinreichend, auf den ersten Band zu unterzeichnen; aber vom künftigen Jahre an wird die Subscription zugleich auf beide im Jahr erscheinende Bände, welche zusammen 4 Rthlr., bey uns im Nettopreise 3 Rthlr., betragen, ausgedehnt werden. Die Bestellung geschieht, wie seither, bey den Postämtern, in den Zeitungs-Expeditionen, bey den Buchhandlungen, oder auch bey uns unmittelbar.

Wir ersuchen die Gelehrten Deutschlands, so wie alle Buchhandlungen, diesen Plan zu unterstützen, und können, wenn die Ausführung desselben zu Stande kommt, um so zuversichtlicher versprechen, die neu herauskommenden Bücher immer zur möglichst schnellen und gründlichen Kunde des Publicums zu bringen. Wir wiederholen bey dieser Gelegenheit, was wir schon mehrmals geäussert haben, dass auch Erinnerungen an Werke, deren Beurtheilung etwa durch Zufall verspätet worden wäre, uns, wie seither, willkommen seyn, und mit

Vergnügen beachtet werden sollen. Wenn aber solche Erinnerungen, wie bisher auch zuweilen der Fall war, von den wenigen Buchhandlungen kommen, welche gar keine ihrer Verlagsartikel zur Recension einsenden: so werden diese selbst so billig seyn sich zu bescheiden, dass auf ihre Wünsche in der Regel erst dann Rücksicht genommen werden könne, wenn der Vorrath der zum Behuf der Recension eingesandten Bücher erschöpft, und die denjenigen Buchhandlungen, welche unser Geschäft unterstützen, schuldige Pflicht von uns erfüllt worden ist.

Jena,
den 20sten April
1812.

Das Directorium

der

Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JANUAR, 1812.

THEOLOGIE.

Sulzbach, in der feidelfchen Kunft- und Buch-Handlung: *Apologie der gefchichtlichen Auffaffung der hiftorifchen Bücher des alten Teftaments, befonders des Pentateuchs, im Gegenfatz gegen die blofs mythifche Deutung des letzteren.* Ein Beytrag zur Hermeneutik des alten Teftaments, von D. *Gottlob Wilhelm Meyer*, Profeffor der Theologie und Archidiaconus zu Altdorf. 1811. 111 S. 8. (8 gr.)

Vor Misbrauch ift nichts gefichert. Im Jahr 1779 zeigte *Eichhorn* in feiner Urgefchichte zuerft, wie die Sagen im Mofes aus Sprache und Vorftellungsart des hohen Alterthums entwickelt werden müfsten, und gab nach der Zeit noch andere Proben diefer Behandlungsart. Im Jahr 1780 fafste *Herder* in feinem Geift der hebräifchen Poefie einige Scenen der Patriarchengefchichte auf ähnliche Weife auf. Im Jahr 1790 verfolgte *Galber* diefe Ideen mit Glück in der neuen Ausgabe der *eichhornifchen* Urgefchichte, und machte den erften Verfuch, diefe Behandlungsart auf allgemeine Grundfätze zurückzubringen. Nun fchrieb *Bauer* eine hebräifche Mythologie, und *Meyer* ftellte in feiner Hermeneutik des A. T. Grundfätze über die Auffaffung der hiftorifchen Mythen auf, die er von *Eichhorns* Behandlungsweife abftrahirt hatte. Diefe Anficht der alten hebräifchen Gefchichtbücher ward feitdem von Mehreren angenommen, aber von Manchen auch, nur halb verftanden, verfolgt. Man hörte nebenher noch, dafs die frühere mythifche Gefchichte von Griechenland in Epos vorgetragen worden; dafs fogar Herodot noch viele Spuren von diefem epifchen Vortrag der früheften Gefchichte habe: flugs ward diefe Idee auch auf die Hebräer übergetragen. Der ganze Pentateuch mufste fich zum Epos erheben laffen; felbft das Büchlein Ruth wurde zum Epos geftempelt. *Difficile eft fatiram non fcribere.*

Die grofse Entdeckung, dafs der Pentateuch nichts als ein *Epos der hebräifchen Theokratie* fey, gebührt dem Hn. Prof. *de Wette*. Unfere Lefer werden vermuthen, Epos werde von ihm in feinem einfachften früheften Sinn von einer umftändlichen Erzählung einer Begebenheit oder Handlung genommen, und der Pentateuch für eine, in alter Sprache und Vorftellungsart dargeftellte, umftändliche Erzählung der wirklichen Begebenheiten, welche die Theokratie der Hebräer vorbereitet und eingeführt haben, erklärt feyn. Nimmermehr: Epos wird im fpäteren Sinne genommen, von einer Sammlung *erdichteter* Begebenheiten. Sie werden denken, Hr. *de Wette* werde durch eine Induction aller Abfchnitte im Pentateuch gezeigt haben, wie fie im innigften Zufammenhang *mit der hebräifchen Theokratie* ftehen. Mit Nichten: diefe ängftliche Unterfuchung hat er für überflüffig gehalten. Er ftellt nur einige leitende Ideen auf, nach welchen fich ergeben foll, dafs im Pentateuch nichts Hiftorifches oder für die Gefchichte Brauchbares gefunden werde, und durchfliegt dann den Pentateuch, um durch Aushebung einiger Scenen das Paffende feiner epifchen Hypothefe zu zeigen.

„Quellen der Gefchichte (fagt Hr. *de Wette*) können nur glaubwürdige Relationen feyn, und letztere erkenne man daran, wenn ihr Verfaffer *Gefchichte* habe erzählen *wollen*.“ Und defshalb wäre *Sagengefchichte* falfch? Auch der Concipient der Sagengefchichte *will* Gefchichte erzählen; er glaubt auch fie zu erzählen, weil es feine Abficht ift, wirklich Gefchehenes zu verzeichnen. „Sobald (fährt Hr. *de W.* fort) der Referent durch feine Erzählung eine philofophifche oder religiöfe Wahrheit anfchaulich machen wolle: fo habe feine Relation keinen hiftorifchen Werth.“ Gleich als wären die alten Mythen neuere moralifirende Dichtungen! Unfere Zeiten nehmen wohl Stoff aus der wahren Gefchichte, um Philofophie und Moral zu lehren (wie, im Grofsen ausgeführt, jene unbehülflichen Zwittercompofitionen, unfere hiftorifchen Romane, beweifen); und wenn je in den Zeiten der Sagengefchichte der Stoff zu folchen Dichtungen aus der Sagengefchichte genommen worden: fo können fie allerdings der Gefchichte zu keinem Gebrauche dienen. Aber der Vf. betrügt fich fehr, wenn er glaubt, dafs die philofophifchen und religiöfen Mythen diefen Urfprung hätten, und man in Gefahr fey, diefelben mit hiftorifchen zu verwechfeln. Der Regel nach ift das Philofophem oder die religiöfe Idee in einen Mythus oder in eine Sage übergegangen, ohne dafs der Erzähler je die Abficht gehabt hat, eine folche Dichtung zu geben; und eben darum kann man dem philofophifchen oder religiöfen Mythus nicht dadurch erft (wie der Vf. wähnt) auf die Spur kommen, wenn man daneben die wahre gefchichtliche Relation befitzt: es ift neben dem Mythus die letztere fchwerlich je vorhanden gewefen. In dem Inhalte des Mythus liegen der Regel nach fchon die nöthigen Kriterien, ob er Gefchichte oder Philofophem enthält. Für beides kann der Mythus vom Urfprung des Übels auf der Welt (Genef. III) zum Beleg dienen, der offenbar blofs aus einem Phi-

losophem entstanden ist, aber Kriterien genug in sich selbst trägt, dass er nicht historisch sey. „Gesetzt (fährt Hr. *de Wette* fort), dass sich auch in Mythen traditionelle Geschichte finde: so seyen sie doch in der Geschichte völlig unbrauchbar. Die Tradition sey unkritisch und parteyisch, nicht historischer, sondern patriotisch-poetischer Tendenz: wie könne sie Geschichtquelle seyn." Freylich nicht sichere Quelle *tief ins Einzelne herabgehender* Geschichte, wohl aber sichere Quelle einzelner Hauptthatsachen. Die griechische Stämmewanderung kennen wir bloss aus der Tradition; denn zur Zeit ihres Ereignisses gabs noch keine geschriebene Geschichte: ist sie deswegen zweifelhaft? Mögen immerhin über einzelne in der Tradition mit fortgepflanzte Umstände Zweifel entstehen: das Hauptfactum kann dessenunerachtet für die Geschichte fest stehen. Doch geschieht nichts Neues unter der Sonne. Ungefähr analog mit Hn. *de W.* Grundsätzen hat *Bryant* die Zerstörung von Troja als Factum geleugnet; hat er aber deswegen noch einen einzigen besonnenen Antiquar oder Geschichtforscher für sich gewonnen? Eben darum steht es auch mit des Hn. *de W.* Finalausspruch in seinen leitenden Grundsätzen sehr misslich. „Das Wahre vom Falschen zu trennen ist nicht möglich, so lange geschichtliche Relationen fehlen." Nur *Geschichte im Detail*, oder *in umständlichen Darstellungen der Begebenheiten*, kann förmlicher geschriebebener Relationen zu ihrer Zuverlässigkeit nicht entbehren. Und das Endurtheil: „mit geschichtlichen Relationen treten wir erst auf den historischen Boden", ist nur wahr, wenn wir hinzusetzen: „auf den historischen Boden, auf dem die Facta *mit dem ganzen Aggregat ihrer Umstände* gegeben werden."

Gegen den Pentateuch als Geschichtquelle soll überdiess streiten, „dass wir weder die Verfasser und die Zeit der Abfassung der einzelnen Aufsätze, die in ihm gesammelt sind, noch die Zeit der Sammlung derselben zu Einem Ganzen kennen; und wenn auch diese Sammlung um und nach Davids Zeit zu setzen seyn möchte: so wisse man doch wieder nicht, woraus die Nachrichten geschöpft wären, ob aus gleichzeitigen Aufsätzen oder aus Volkstraditionen." Gleich als ob es zur wahrscheinlichen Feststellung von allem diesem keine Quellen mehr gebe; gleich als ob der Pentateuch, wenn er aus gleichzeitigen oder aus dem Munde der Tradition niedergeschriebenen Aufsätzen zusammengesetzt wäre, einen völlig erdichteten Inhalt haben könnte! Der gleichzeitige Referent hat das Vorurtheil für sich, dass er bey der historischen Wahrheit bleibe, so gut er sie gefasst hat und einsieht. Wer wird, ausser höchstens in den Zeiten des drückendsten Despotismus, nicht fürchten, seinen Namen als rechtlicher Mann zu brandmarken, wenn er das, was tausend Andere mit ihm wissen, anders erzählt, als es sich ereignet hat? und die Nachrichten des Pentateuchs sind aus einem patriarchalischen Zeitalter, das nichts vom militärischen Despotismus weiss. Die Volkstradition verfälscht nichts geflissentlich, sondern die Umbiegungen und Zusätze sind blosse zufällige Folge der Erzählung, die durch Vieler Mund geht; und der muss die Beschaffenheit der Zeitalter, in denen sich ein Volk mit Sagengeschichte behilft, wenig kennen, der, wie Hr. *de Wette*, „von parteyischer, patriotisch-poetischer Tendenz" sprechen kann. Geht man mit der Vergangenheit in irgend einem Zeitalter religiös um: so ist es in dem Zeitalter jener Einfalt, wo Sagengeschichte herrscht. Man hat Feste zur Erhaltung der Nachrichten aus der Vorwelt angeordnet, wo Alles vor dem versammelten Volke wiederholt wird, was sich zur Zeit der Väter zugetragen hat; man sagt Alles unter Musik und Tanz in heiligen Gesängen dem Gedächtniss zur ewigen Erinnerung. Und wehe dem, der der Wahrheit dabey zu nahe träte! Das ganze Volk mit seinen Greisen, die besonders über die Wahrheit der Darstellung dessen, was aus der Vorzeit wiederholt wird, wachen, ist Zeuge, und hilft durch seine strenge Gerechtigkeit jede vorsetzliche Verfälschung abwenden; es gestattet nie eine *patriotische Lüge*. Und Hr. *de W.* mag dem ganzen hohen Alterthum ins Angesicht die Sagengeschichte durch diese Beschuldigung verkleinern! Sey es auch, dass man über die Zeit der Vereinigung der einzelnen Aufsätze, aus welchen der Pentateuch besteht, zu Einem Ganzen nicht mehr zur Gewissheit kommen könne: so kommt glücklicher Weise nicht so viel hierauf, als auf das Alter der einzelnen Aufsätze selbst an. Und ihr hohes Alter zu beweisen, hält so schwer nicht, wenn man anders Gründen folgen will, und nicht eine einmal vorausgesetzte Hypothese, was es auch koste, durchzusetzen gesonnen ist.

Die Brauchbarkeit des Pentateuchs für die Geschichte soll auch dadurch wegfallen, dass die einzelnen Aufsätze in eine falsche, fremdartige, sie entstellende Verbindung gebracht worden. Es mag seyn, dass hie und da ein Aufsatz eine noch bequemere Stelle hätte erhalten können; aber jeder ist einzeln, und wir können sie ihm noch geben. Aber dass einer durch die Stelle, die er erhalten hat, entstellt worden, möchte sich schwer erweisen lassen. „Man müsse daher die Aufsätze wieder trennen; doch dürfe man in der Genesis das ursprüngliche Ganze der in ihr vereinigten beiden Denkschriften in seiner ganzen Integrität aufzufinden, und Stück an Stück zu reihen, nicht unternehmen." Warum *nicht unternehmen?* wenn es sich nur leisten liesse. Aber es ist nicht möglich; und darum hat sich auch, so viel wir wissen, noch Niemand einen solchen Restitutionsversuch beygehen lassen; man glaubte vielmehr, Einschaltungen aus einer der beiden Denkschriften in die andere bemerkt zu haben, woraus von selbst folgte, der Sammler habe Manches, was er doppelt hätte geben können, nur einfach gegeben: eine Weise, die Lücken nach sich zog. Wo der Fall nicht ist: warum sollte man da nicht anerkennen, dass ein folgender Abschnitt sich an einen vorhergehenden anzuschliessen scheine? „Auch dürfe man dieses ursprüngliche Ganze (in der Genesis) nicht aus der Eigenthümlichkeit der Sprache und Schreibart, am allerwenigsten nach den unterscheidenden Gottesnamen herzustellen versucht werden."

Warum doch? warum soll dieses gewöhnliche Mittel — Gleichheit der Darstellung und Schreibart —, das die Erfahrung der Kritik bey griechischen und römischen Classikern in hundert glücklichen Erfolgen bewährt gefunden hat, *hier* keine Anwendung leiden? Wir lesen weiter, und finden das Räthsel gelöst: um einer neuen Entdeckung des Hn. *de Wette* Raum zu machen! Billig weicht ihr das Alltägliche, und wir hören ihn.

Innerer Charakter und *Plan des Ganzen*, *in wenigen grossen Zügen aufgefasst*, darf nur allein jene kritische Operation leiten. Das Ganze, dessen Herstellung versucht werden soll, ist ein *Epos aus lauter Mythen*, d. i. Dichtungen, zusammengesetzt; der Pentateuch enthält nicht Geschichte, sondern ein Gedicht, nach einem grossen durchgreifenden Plan gearbeitet, ein *ächtes Nationalepos*, *das Epos der hebräischen Theokratie!* Auf diesen Faden muss Alles aufgereihet werden. Der Hauptheld ist Jehova. Die Schöpfungsurkunde ist die Grundlage der künftig darzustellenden Theokratie. Voraus, die erste allgemeine Dynastie durch Adam; darauf die zweyte allgemeine Dynastie durch Noah, als Vorbereitung auf die besondere Dynastie der Hebräer, die der Dichter für sein Epos gewählt habe. Die Theokratie beginnt mit Abrahams Besitznahme von Palästina. Wie in jenen Vorbereitungsabschnitten: so ist auch im Folgenden bis auf die sinaitische Gesetzgebung herab Alles Dichtung, Alles Mythe, und daher in mythischer Bedeutung zu nehmen. Der Inbegriff der auf dem Sinai promulgirten Gesetze ist Mythe; jede Geschlechtstafel Mythe; die Auswahl der Leviten Mythe; die Zählung derselben Mythe u. s. f. Was sich zu dem Epos der hebräischen Theokratie aus Mythen nicht bequemen will, das weiss der Vf. mit seinem mythischen Fuss aus dem Wege zu stossen, oder mit seinem mythischen Schwerdt zu zerhauen. Das vierte Buch Mosis mit seinem Codex des Staatsrechts ist ihm daher ein planloser Nachtrag; kleinere unpassende Abschnitte sind ihm überflüssige Zugabe! Ein wahres *indictum ore alio!*

Wie betroffen von einer so unerwarteten, wundergrossen Neuigkeit, huldigten ihr bloss unsere kritischen Sprecher; der einzige Hr. Prof. *Meyer* zu Altdorf verlor seine Besonnenheit nicht; er bezweifelte ihre Richtigkeit zuerst in den göttingischen Anzeigen, und führt nun seine Zweifel weiter aus. Ehe er den *statum controversiae* formirt, und aus der Kritik der israelitischen Geschichte des Hn. *de Wette* dessen neue Ansicht des Pentateuchs meist mit seinen eigenen Worten aushebt, geht er die verschiedenen Behandlungsarten der historischen Schriften des A. T. seit der Reformation, die allegorische, rein buchstäbliche, die grammatisch-antiquarische, durch, um zu zeigen, wie man endlich auf die neueste sogenannte mythische gekommen sey. Er stellt sie als die einzige dar, welche in der individuellen Beschaffenheit der historischen Schriften des A. T., besonders des Pentateuchs, gegründet und daher jeder anderen vorzuziehen sey. Ihr Resultat gebe zwar keine *so gewisse* Geschichte, wie die späteren hebräischen Geschichtbücher, die sich schon mehr als Quellen einer *beglaubigten* Geschichte bewährten; aber doch eine *wahrscheinliche Grundlage* der ältesten Völkergeschichte überhaupt und der Hebräer insbesondere. Dabey stellt er diese Interpretationsmethode in ihren Grundzügen kurz dar. Gegen Hn. *de Wette's* Gesichtspunct, dass der ganze Pentateuch keinen geschichtlichen Werth habe, weil er theils Mythen, d. i. durch Dichter und Tradition ins Wunderbare und Übernatürliche gebildete, oft ganz erdichtete Geschichten, theils unsichere, schwankende, sich oft widersprechende alte Sagen enthalte, wendet er ein: Es habe der Urheber dieser Hypothese nur einige, zu ihrer Begründung brauchbare, Theile des Pentateuchs willkührlich ausgehoben; und da er nicht in Abrede seyn könne, dass viele Abschnitte ihr nicht günstig wären: so helfe er sich mit dem eben so willkührlich aufgestellten Grundsatz: „Wenn sich zwischen jenen Mythen und unsicheren widersprechenden Sagen bisweilen Nachrichten fänden, die das Gepräge einer ächten Tradition an sich zu haben schienen: so könnten sie doch, da sie einzeln wären, jenen oben angegebenen Charakter der mosaischen Relationen nicht retten; sie würden ebenfalls Mythen durch den Gebrauch, der darin von wahren Begebenheiten gemacht sey, und durch ihre Aufnahme unter wahre Mythen. Ein religiöser Gesichtspunct ziehe sich allerdings durch den Pentateuch: aber der berechtige noch nicht, ihn für ein planmäsig angelegtes und ausgeführtes Epos der hebräischen *Poesie* zu erklären, da der religiöse Gesichtspunct allen hebräischen Schriften, namentlich allen Geschichtbüchern des A. T., eigen sey: er sey der tiefsten, einfachsten Prosa eigen; und Epos bezeichne doch immer ausschliesslich ein Dichterwerk. Nun aber habe der Vf. für seine Hypothese von einem Epos der hebräischen Theokratie keinen anderen Beweis als den religiösen Gesichtspunct; und da dieser nicht dafür entscheiden könne: so habe er etwas ohne Beweis behauptet. Gehe man erst ins Einzelne: so verschwinde alle Wahrscheinlichkeit der Hypothese bis auf die letzte Spur. Manche Erzählungen enthielten gar nichts Theokratisches; andere wären von so individuellem und sonderbarem Inhalt, dass sie unmöglich zu einem theokratischen Zweck gedichtet seyn könnten, wären aber mit ihren Eigenthümlichkeiten erklärbar, wenn ein Factum zum Grunde liege; andere bezögen sich auf gewisse Denkmäler, die noch in späteren Zeiten vorhanden gewesen, und fielen dadurch der wahren Geschichte anheim; andere stünden ganz planlos und abgerissen da, und liessen sich einem Epos der hebräischen Theokratie gar nicht einpassen; andere wären unverhältnissmäsig ausführlich, andere wieder äusserst dürftig, andere hätten Lücken: diese abwechselnde innere Beschaffenheit der im Pentateuch vereinigten Aufsätze sey der Vorstellung von zusammengestellten Dichtungen gar nicht günstig; was hätte den Dichter hindern können, seinen Dichtungen ein gewisses Ebenmass zu geben? Wären Bruchstücke der Sagenge-

schichte im Pentateuch enthalten: so sey das Räthsel gelöst: Manches war dürftig, Manches sehr umständlich von der Tradition erhalten worden. So werde man durch den inneren Gehalt der einzelnen im Pentateuch gesammelten Aufsätze, wenn man sie nach ihrer inneren Beschaffenheit in Classen ordne, darauf geführt, die vier letzten Bücher bloss für eine Sammlung von Nachrichten über das israelitische Volk, von seinem Auszug aus Ägypten bis auf Moses Tod, anzusehen, der im ersten Buch eine Geschichte des Ursprungs der hebräischen Nation, und dieser wieder Nachrichten von der ältesten Welt vorangeschickt sind, grossentheils in blossen Sagen. Dem historischen und kritischen Forscher müssen daher bescheidene Versuche erlaubt seyn, diesen Traditionen ihr mythisches Gewand abzustreifen, und die wahrscheinliche historische Grundlage hervorzuziehen. Hr. *M.* giebt nun die Charaktere an, aus denen sich historische, philosophische und bloss poetische Mythen erkennen lassen, und setzt Regeln fest, nach welchen sie behandelt werden müssen, um das in ihnen Enthaltene, sey es Factum oder Idee, mit Wahrscheinlichkeit auszumitteln. Er zeigt zuletzt, dass solche Versuche weder willkührlich und unhaltbar, noch inconsequent und ungereimt, wie sie zu benamen dem Hn. *de Wette* beliebt hat, genannt zu werden verdienten. Wie könnte eine Behandlung willkührlich heissen, die von der individuellen Beschaffenheit der einzelnen Abschnitte des Pentateuchs selbst angegeben wird, und den Regeln folgt, welche die Natur der Sagengeschichte dem Ausleger vorschreibt? Wie könnte sie inconsequent heissen, da sie Alles nimmt, wie es ist, mythisch, was mythisch, historisch, was historisch ist? Der Vorwurf der Willkühr und Inconsequenz trifft vielmehr die andere Vorstellung von einer Sammlung gedichteter Aufsätze zu einem Epos hebräischer Theokratie, die, da sie neben ihren vorgeblich gedichteten Abschnitten auch rein historische nicht ableugnen kann, sich gezwungen fühlt, manche Abschnitte für überflüssige Zugabe, und das ganze vierte Buch Mosis, das sich nicht in den vorausgesetzten Gesichtspunct fügen will, für einen planlosen Nachtrag zu dem Früheren zu erklären. Ungereimt kann das nie heissen, was der Natur von etwas Gegebenem folgt; und eine Behandlung der Sagengeschichte als Sagengeschichte kann es im Allgemeinen nicht seyn, wofern man sich dabey in den Grenzen der Bescheidenheit oder der Regeln hält, welche die Natur der Sagengeschichte dem Ausleger vorschreibt. Die Schuld übertreibender Ausleger wird man doch nicht der Behandlungsart im Allgemeinen aufbürden wollen.

Dieser Beleuchtung wird das Treffende und Genugthuende Niemand absprechen können. Nur Zweyerley möchte man vermissen, dass die ganz falschen Begriffe von *Mythus* und *Epos* (im ältesten Sinn des Wortes), die so häufig in der widerlegten Hypothese zum Grunde liegen, als wäre *Dichtung* davon unzertrennlich, nicht herausgehoben worden. Vielleicht aber setzte Hr. *M.* berichtigte Vorstellungen von beiden aus seiner Hermeneutik des A. T. voraus, die Rec. nicht bey der Hand hat, um sie nachzusehen. *Mythisch* ist, wie schon alle kundigen Gelehrten annehmen, nicht mit *Gedichtetem* einerley; man könnte auch einzelne Abschnitte im Pentateuch *episch* nennen, (wie denn auch manche es sind), ohne dadurch zugleich ihren Inhalt für *gedichtet* zu erklären.

Um die neue Behandlungsart der historischen und philosophischen Mythen zu untergraben, hat Hr. Prof. *Vater* die *Skepsis* gegen sie aufgeboten. Sonst ist sie das beste Mittel, das los zu werden, was man nicht widerlegen kann: aber bey dem Gegenstand, der in Frage ist, kann sie wenigstens keine treffende Anwendung finden, wenn sie nicht selbst sich um allen Credit bringen will. Noch hat keiner der in diesem Fache geübten Ausleger behauptet, dass sich durch diese Behandlungsweise etwas mehr als ein *wahrscheinliches* Resultat ausmitteln lasse. Will die Skepsis mehr erweisen: so kann sie leicht lächerlich werden. In der Nachricht von der noachischen Fluth soll nur eine Tradition von einer grossen Überschwemmung *vermuthet* werden können. Es wäre doch sonderbar, wenn dieses nur *vermuthet*, wenn es nicht mit einiger Sicherheit angenommen werden könnte. Würde man den nicht wie einen Hyperkritiker verlachen, der bey den Nachrichten der Griechen von der ogygischen und deukaleontischen Fluth mit vornehmer Miene behaupten wollte, dass solche Überschwemmungen einst vorgefallen wären, lasse sich mit Sicherheit nicht annehmen, man könne es höchstens *vermuthen?* Die Sagengeschichte geht der Regel nach von einem wahren Grunde aus; nur die einzelnen Umstände, mit denen derselbe begleitet wird, haben die *Vermuthung* gegen sich, dass sie nicht historisch wären. Auch Hr. *M.* ist mit der skeptischen Behandlung der mosaischen Sagen nicht einverstanden, ob er gleich sehr leise gegen sie auftritt; das Einzelne, sagt er (S. 54), führe nicht zu der Skepsis, die in mythischen Erzählungen alles Historische leugne. Wir möchten aber eine *skeptische* Behandlung mit dem Vf. nie eine *ächt kritische* nennen. Skepsis geht weiter als Kritik; die kritische Behandlung einer Wissenschaft ist für sie Wohlthat; die skeptische hat für keine einen wesentlichen Nutzen. Sie dient bloss zum Chicaniren. Nur der Polemiker zieht von der Skepsis Vortheile: was er auch nicht widerlegen kann, das kann er doch verdächtig machen, und dadurch den Beyfall, welcher genialischen Ideen und Erfindungen geweihet werden möchte, hemmen oder doch mindern; aber die Wissenschaft selbst, die kritisch geprüft seyn will, gewinnt nie durch skeptisches Nagen.

G. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JANUAR, 1812.

JURISPRUDENZ.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Ausführliches Handbuch über den Code Napoleon.* Zum Gebrauche wissenschaftlich gebildeter deutscher Geschäftsmänner entworfen vom Ober-Appellationsgerichtsrath Dr. *Grolman.* Erster Band. 1810. LII u. 602 S. Zweyter Band. 1811. VIII u. 551 S. 8. (5 Rthlr. 16 gr.)

„Das deutsche Publicum, für welches der C. N. wichtig ist, kann nur durch eine solche Bearbeitung des Gesetzbuches befriedigt werden, welche die Gründe und Zwecke der neuen Gesetzgebung vollständig und erschöpfend entwickelt, daraus den Geist dieser Gesetzgebung und ihrer einzelnen Theile erfasst, und sich, nach dieser Vorbereitung, über die Bedingungen und den Umfang der einzelnen in ihr enthaltenen Gesetze *ausführlich* verbreitet." So der Vf. in der Vorrede des ersten Bandes! Er bezeichnet durch jene Worte das Materielle seines Planes im Allgemeinen, und, indem er hinzufügt, dass er denselben auf eine, der jetzigen Bildungsstufe deutscher Juristen entsprechende Weise auszuführen wünsche, übernimmt er wohl ohne Frage eine sehr hohe Verpflichtung gegen das Publicum. Aber freylich ist die Grenze dabey relativ, und — wenn auch in aller anderen Hinsicht darauf gerechnet werden darf, dass man sich wohl darüber verstehen werde —: so ist doch wenigstens nöthig, ein gewisses für den Plan des Vfs. sehr wichtiges Moment sofort neben dem Gesagten bemerklich zu machen. Schon die Darstellung, welche der erste Band des Werkes geliefert hat, zeigt dasselbe, und die Vorrede des zweyten giebt es mit bestimmten Worten an. „Der Vf., heisst es daselbst, habe nicht zum Zwecke gehabt, ein bis in das feinste Detail entwickeltes und ausgeführtes *System* des französischen Civilrechts zu liefern. Zu dieser Absicht fühle er sich bis jetzt noch zu schwach, und selbst zu einem Versuche derselben habe er sich nicht bestimmen können, weil er glaube, dass das Publicum erst eine gründliche Exegese des fremden Gesetzbuches besitzen, und dadurch zu einer vollständigen Kenntniss des Materials, welches dasselbe für die Verarbeitung zu einem Ganzen darbiete, geleitet seyn müsse, bevor systematische Arbeiten über das Ganze einen wahren (mehr als encyklopädischen) Nutzen stiften können. Das Buch wolle daher nichts anderes, als eine Sammlung dogmatisch-exegetischer Bearbeitungen *der einzelnen Titel des C. N.* liefern." Dass in dieser Erklärung ein für den Plan des Vfs. höchst bedeutendes Moment enthalten sey, verkennt man gewiss nicht. Wenn nämlich auf der einen Seite die Absicht dahin ging, eine ausführliche Bearbeitung des C. N. (insbesondere aus den historischen Quellen desselben — als deren Benutzung nach der obigen ersten Äusserung des Vfs. sich von selbst versteht) zu liefern; wenn ferner dabey die Absicht darauf gerichtet war, auf eine wahrhaft wissenschaftliche Weise die allgemeinen Grundsätze der vorliegenden Disciplin und in Verbindung mit ihnen das Detail der Rechtsnormen darzustellen (als welches in den obigen Worten der Vorrede zum ersten Bande angedeutet schien): so setzte sich dagegen der Vf. auf der anderen Seite eine, diesen Plan zwar nicht aufhebende, aber doch sehr beschränkende Grenze. Es sollen die allgemeinen Grundsätze der *einzelnen Rechtsinstitute* auf doctrinelle Weise ausgebildet, es soll das in den Gesetzen *unmittelbar* enthaltene Detail erläutert, und mit jenen Grundsätzen in Verbindung gebracht werden; dagegen soll sich die Bearbeitung nicht mit der Ausbildung der für das ganze Civilrecht allgemeinen Lehren, sie soll sich auch nicht mit der Ausbildung alles desjenigen Details beschäftigen, welches, in dem Gesetze nicht enthalten, durch die Doctrin formirt werden muss.

Ehe sich Rec. zu der weiteren Angabe des Planes wendet, mag es erlaubt seyn, über das bisher Gesagte, als über den Hauptpunct des verfolgten Zweckes, Einiges zu bemerken. Es ist dabey für jetzt bloss von dem Plane, an und für sich betrachtet, und nicht von dessen Ausführung die Rede. In jener Hinsicht darf nun wohl dem Kundigen nicht gesagt werden, dass (unter Voraussetzung der Möglichkeit) sehr wünschenswerth seyn würde, wenn das Werk noch weiter zu gehen die Absicht gehabt — wenn der Vf. unternommen hätte, theils, ausser der doctrinellen Ausbildung der allgemeinen Grundsätze für die verschiedenen Rechtsinstitute einzeln genommen, auch die Ausbildung eines allgemeinen Theils für das ganze vorliegende Privatrecht zu liefern, theils neben der doctrinellen Erläuterung des Einzelnen, welches er zum Gegenstande genommen, auch dasjenige Detail vollständig darzustellen, welches, in dem Gesetze nicht unmittelbar enthalten, der Doctrin überlassen ist. Rec. ist gewiss nicht der Einzige, welcher mit Überzeugung erklärt, dass seiner Meinung nach gerade der Vf. durch jene Erweiterung seines Planes erfreulichen Nutzen zu stiften vermocht haben würde. Doch wenn Hr. *G.* selbst dagegen äussert, dass zwar sämmtliche Materialien für den vorliegenden Plan schon gesammelt seyen, er sich aber doch nicht legi-

timirt halte, einen weiteren, als den vorgesetzten, Zweck zu verfolgen: so scheint es, als bleibe Rec. hier nichts weiter übrig, als mit Achtung einer solchen Bescheidenheit zurückzutreten. Nur Eine Frage dürfte dabey noch zu beantworten seyn, um von dem Vf. jeden Vorwurf in der vorliegenden Rücksicht zu entfernen — die Frage: ob wirklich die Beschränkung des Planes, welche aus dem Obigen hervorgeht, ausführbar genannt werden könne. Rec. glaubt die Frage bejahen zu müssen, glaubt nicht, dass man hier dem Vf. irgend einen gegründeten Vorwurf zu machen befugt sey. Was zuerst die allgemeinen Grundsätze und die Doctrin derselben betrifft: so ist es freylich wahr, dass man die Erforschung und Darstellung der allgemeinen Principien der einzelnen Rechtsinstitute, eines jeden für sich genommen, keineswegs als Vollendung der Wissenschaft betrachten kann, dass man dazu annoch die Verbindung des Einzelnen zu einem Ganzen, kurz die Ausbildung eines, seinen Namen wahrhaft verdienenden, allgemeinen Theiles hinzufügen muss: — doch, in sofern man der Meinung ist, dass bey dem Wege zu jener Vollendung das Einzelne vor allen Dingen gründlich erforscht werden müsse, läfst sich wohl nichts dagegen sagen, wenn Jemand unternimmt, seine Betrachtungen über den Geist und die allgemeinen Grundsätze der einzelnen Institute, als Materialien zur künftigen vollständigen Aufbauung des Ganzen, dem Publicum bekannt zu machen. Und gerade von dieser Seite soll die Arbeit des Vfs. nach seiner eigenen, in der Vorrede zum zweyten Bande gethanen, Erklärung betrachtet werden. Sollte dann auch eine in Zukunft zu erwartende wissenschaftliche Ausbildung des Ganzen zu der Überzeugung führen, dass die allgemeinen Grundsätze des einen und anderen Institutes in eine andere und höhere Betrachtung kommen müssen, als bey jener Sammlung der Materialien gesagt zu werden schien: so wird dadurch das Verdienst des früheren Arbeiters nicht herabgesetzt werden. — Was nun ferner die Erörterung des Details der einzelnen Institute anlangt: so ist es natürlich auch nicht undenkbar, dass man bey der Erörterung der einzelnen Institute die Erklärung desjenigen Details, welches unmittelbar in dem Gesetzbuche liegt, zunächst vor Augen hat, und dass man damit die doctrinelle Ausführung des Übrigen (d. h. desjenigen Details, welches nach der bekannten Absicht unserer Legislation von der Doctrin geschaffen werden soll) nur in soweit verbindet, als es vorzüglich wichtig scheint. Indem der Vf. einen solchen Zweck verfolgte, konnte zwar von einer festen Grenze nicht die Rede seyn; doch würde daraus schon an und für sich genommen wohl schwerlich ein bedeutender Tadel gegen den Plan hervorgehen; und ausserdem darf man gerade in dem vorliegenden Falle nicht vergessen, dass die relative Beurtheilung des Wichtigen und Minderwichtigen in der Hand eines Mannes gelegen habe, zu dessen guter Auswahl das Publicum volles Vertrauen haben kann. — Das Bisherige enthält die Meinung des Rec., dass sich gegen den Plan des Vfs. in der Hauptsache, als wovon bis jetzt allein gesprochen ist, kein gegründeter Einwurf von Bedeutung gemacht werden könne. Tadeln dürfte man nur etwa, dass in der Vorrede zum ersten Bande die Absicht nicht bestimmt genug angegeben, dass die sehr wichtigen Beschränkungen der im Anfange unserer Recension angeführten Worte des Vfs. dort übergangen sind. Doch freylich sprach die Bearbeitung selbst, schon in dem ersten Theile, den Plan des Vfs. bestimmt genug aus.

Es bleibt noch übrig, von einigen anderen Puncten des bey dem Werke zum Grunde gelegten Planes zu sprechen, bevor wir uns zu demjenigen wenden, was über die Ausführung zu sagen ist. — Es verdient nämlich bemerkt zu werden, dass der Vf. die Kritik des Gesetzbuches (wenige Fälle abgerechnet) gänzlich ausgeschlossen hat. In sofern das Werk der Dogmatik der vorliegenden Disciplin gewidmet war, kann man in dieser Bestimmung seines Umfanges gar keine Beschränkung finden; und, — in sofern man annehmen muss, dass eine nützliche umfassende Kritik erst dann erfolgen könne, wenn man zu einer vollständigen Kenntniss der Dogmatik gelangt ist, — bleibt es wohl keinem Zweifel unterworfen, dass man in jener Absonderung der Kritik ein sehr consequentes Verfahren des Vfs. sehen müsse. Zwar sollte man hier mit einem Ausrufe des Beyfalls vielleicht ganz zurückbleiben, man sollte — wenn in unseren Zeiten die Bescheidenheit an der Ordnung des Tages wäre; doch da sich hievon nicht viel rühmen läfst: so kann Rec. wenigstens den Wunsch nicht unterdrücken, dass sich Mancher an der Bescheidenheit eines solchen Mannes spiegeln möge.

Daneben ist denn auch noch anzuführen, dass der Vf. mit Rücksicht und mit Verweisung auf ein früher erschienenes, mit verdientem Ruhme bekanntes und verbreitetes Buch (*Seidensticker's* Einleitung in d. C. N.) verschiedene, an sich zur Einleitung in das vorliegende Werk gehörende, Materien ausgeschlossen hat. Dahin gehören: die Geschichte der bürgerlichen Gesetzgebung in Frankreich, also auch insbesondere die Entstehungsgeschichte des C. N., desgleichen die Erörterungen über den Zweck und den Plan dieses Gesetzbuches, über sein Verhältniss zu der Verfassung und den anderen Theilen der Gesetzgebung, endlich auch die Ausführung der für den C. N. wichtigen Hülfsmittel. Rec. würde etwas Unnöthiges sagen, wenn er jene Verweisung auf das seidensticker'sche Werk rechtfertigen wollte.

Schliesslich ist noch über den Plan des Vfs. zu bemerken, dass er bey der Herausgabe des ersten Bandes das Werk in sechs bis acht Bänden zu vollenden hoffte. (S. d. Vorrede Seite XIII.) Es war dabey seine Absicht, die Erörterung der einzelnen Rechtsinstitute nach der Titelordnung des Gesetzbuches auf einander folgen zu lassen. — In beiden Hinsichten kündigt die Vorrede des zweyten Bandes eine Abänderung an. Es konnte dem Vf. (indem er in den vorliegenden beiden Bänden nur bis zum Tit. von der Ehe incl. gekommen ist) nicht verborgen bleiben, dass bey demjenigen Grade von Ausführlichkeit, welchen er sich zur Pflicht gemacht hat, der ursprüngliche für hinreichend gehaltene äussere Umfang bey wei-

tem nicht ausreichen werde. Zu diesem Geständnisse fügt er indess eine — nach Rec. Meinung sehr passende — Bemerkung: man dürfe wegen der, über die Wahrscheinlichkeit der Vollendung des Werkes aus der nothwendigen Vermehrung der Zahl der Bände entstehenden, Zweifel keine eigentliche Unvollständigkeit der Arbeit befürchten, wenn auch von ihm nicht alle Materien des C. N. bearbeitet werden könnten. Es sey die nothwendige Folge aus dem Zwecke seiner Arbeit, dass in ihr die Bearbeitung eines jeden Titels für sich als ein Vollständiges gelten könne, welchem die Ankündigung, dass dieser Bearbeitung noch Bearbeitungen anderer Lehren folgen werden, weder einen grösseren Werth geben, noch etwas von seinem Werthe rauben dürfe. — Das früherhin über den Plan des Vfs. Gesagte rechtfertigt diese Ansicht gewiss. — Übrigens hat sich mit der Überzeugung von der Nothwendigkeit, den äusseren Umfang des Werkes auszudehnen, die Absicht verbunden, nach der vollendeten Bearbeitung der Titel des ersten Buches nicht mehr die Titelordnung des C. N. strenge zu befolgen, sondern in den alsdann folgenden Bänden zuerst diejenigen Titel zu bearbeiten, von welchen das Publicum eine baldige Bearbeitung vorzüglich wünschen muss: die Titel von den Hypotheken, von der Erbfolge, von den Schenkungen und Testamenten und von dem Ehecontracte. Es lässt sich von dem Vf. erwarten, dass er dabey keine unpassende Ordnung wählen werde; denn das bedarf keiner Bemerkung, dass, wenn gleich nach dem zum Grunde gelegten Plane die Bearbeitung eines jeden einzelnen Rechtsinstitutes ein vollständiges Ganzes seyn soll, dennoch die Bequemlichkeit der Vorbereitung der einen Materie durch die andere nicht ausser Acht gelassen werden darf.

So viel über den Plan des Vfs. Was die Ausführung anlangt: so steht Rec. keinen Augenblick an, dieselbe in einem hohen Grade gelungen zu nennen. Wer wird es verkennen, dass der Vf. aus den richtigen Quellen, dass er aus dem geschöpft hat, was in Frankreich der neuen Legislation vorausgegangen ist, dass er ferner auf der einen Seite mit sorgfältiger Benutzung dessen, was die Doctrin in Frankreich und in Deutschland Gutes geliefert, und auf der anderen Seite mit ruhiger selbstständiger Beurtheilung seinen Gegenstand bearbeitet, seine Resultate geliefert hat? Und, wenn erlaubt ist, eine Frage über die zu hoffende Fortsetzung des Werkes aufzuwerfen — wer kann der Thätigkeit des Vfs., welcher schon jetzt die Materialien einer solchen Bearbeitung vollständig gesammelt hat, die höchste Achtung versagen? Dem, welcher weiss, wie viele Vorarbeiten, wie viele mühevolle historische Forschungen (insbesondere bey einigen Materien, welche für die späteren Bände bestimmt sind) gemacht werden mussten, darf darüber keine Erläuterung nöthig seyn. — So weit der Plan des Werkes führte, sind die allgemeinen Grundsätze mit Bestimmtheit und Präcision auf doctrinelle Weise ausgebildet; es ist das Detail mit fester Consequenz mit jenen allgemeinen Grundsätzen in Verbindung gebracht; es ist das Ganze (so weit die vorgezeichneten Grenzen erlaubten und foderten) zur wahren doctrinellen Darstellung belebt. — Dass denn auch die Darstellung eine anziehende und gefällige sey, wird kein vorurtheilsfreyer Leser unbemerkt lassen. Man übersieht es leicht, dass hin und wieder wohl der Worte weniger seyn könnten.

Es hat Rec. ein sehr grosses und reines Vergnügen gewährt, über ein solches Werk öffentlich sprechen zu können und wenn er bey dem Einzelnen, zu welchem er sich jetzt wendet, gegen den Vf. einige Erinnerungen machen zu müssen glaubt: so werden diese den bisherigen allgemeinen Erklärungen auf keine Weise widerstreiten.

Von dem *richtigen* Grundsatze (denn so glaubt Rec. ihn nennen zu dürfen) — von dem Grundsatze ausgehend, dass der C. N. die aus ihm selbst nicht erkennbare Civiljustizverfassung Frankreichs überall voraussetze, beschäftigt sich der Vf. in der Einleitung (S. XVII — LII) damit, jene Verfassung in ihren Hauptgesichtspuncten hervorzuheben, ihre Hauptverschiedenheiten gegen die bisherige Civiljustizverfassung Deutschlands darzustellen. Er führt zu dem Ende folgende vier Puncte an: 1) die gänzliche Abtrennung der sogenannten willkührlichen Gerichtsbarkeit von der streitigen; 2) die Art der Eintheilung und der Einrichtung der Behörden für die streitige G.; 3) die Trennung des Justizzwanges von der eigentlichen Gerichtsbarkeit; 4) die Hauptmomente des gerichtlichen Verfahrens. Die Absicht des Vfs. geht bey den, unter diesen Rubriken enthaltenen Bemerkungen nur dahin, das, was ihm für seinen Zweck das Wichtigste schien, anzudeuten. Er ging von der Idee aus, dass bey einem Gegenstande, welcher im Allgemeinen schon bekannt ist, und an der vorliegenden Stelle nicht detaillirt werden sollte, eine Zeichnung dessen, was die Sache am meisten charakterisirt, hinreichen werde. Freylich müssen die Ideen über das dahin Gehörende und nicht dahin Gehörende auch wieder sehr relativ seyn; jedoch kann Rec. nicht bergen, dass es ihm sehr passend geschienen haben würde, wenn (bey den Bemerkungen über die Abtrennung der willkührlichen Gerichtsbarkeit von der streitigen) nicht bloss der Gegensatz des Notariats und der Gerichte, sondern auch das Verhältniss aller der übrigen Anstalten — welche ausser dem Notariate bestimmt sind, für den Privatmann zur Erwerbung, zur Begründung der Privatrechte thätig zu seyn, — in den Hauptzügen hervorgehoben wäre. — Von der Conservation der Hypotheken ist in einer Note gesprochen, aber nicht davon, dass die Beurkundung des Civilstandes, ja selbst die Concurrenz der Gerichte bey einigen nicht processualischen Angelegenheiten dem Notariate zur Seite stehen. Rec. übersieht es keineswegs, dass der Vf. nur die neue Gerichtsverfassung in ihren Hauptgesichtspuncten hervorzuheben verspricht, und dass es ihm um desswillen hinreichend scheinen konnte, das Notariat als den wichtigsten Gegensatz des Amtsbezirkes der Gerichte zu charakterisiren; er übersieht auch keineswegs, dass der Zweck des Vfs. vorzüglich darauf gerichtet war, jenen Gegenstand im Gegensatze gegen die Ideen des deutschen Rechtszustandes ins Licht zu stellen, und dass in die-

ser Hinsicht namentlich eine besondere Beachtung des Institutes der Beurkundung des Personenstandes überflüssig scheinen konnte; allein er glaubt dennoch, dass die vorstehende Erinnerung nicht unpassend sey. In einer Einleitung zum C. N. (in welcher einmal die obengenannten Materien vorkommen sollten) wäre es gewiss sehr zweckmäsig, die jetzigen Begriffe über die *publica fides* aller für die Sicherheit der Privatrechte unmittelbar thätigen Staatsanstalten zu bestimmen — das in dieser Hinsicht herrschende Separationsprincip von allen Seiten zu charakterisiren. — Mit Vergnügen liest man übrigens die vorliegende Einleitung; man sieht in ihr ein sicheres Unterpfand einer geistvollen Bearbeitung der Hauptsache.

Nach der Einleitung wendet sich der Vf. sofort zu der Erläuterung des Präliminar-Titels des C. N. — Nicht unnöthig war es, dass der Vf. hier von neuem darauf aufmerksam machte, dass der Art. 1 nur von der Publication der eigentlichen Gesetze in der französischen Bedeutung des Wortes (*lois*), nicht von den Senatsconsulten, den kaiserl. Statuten und Decreten handelt. Es mag erlaubt seyn (was freylich sehr oft wiederholt werden könnte), gerade bey der Erläuterung dieses ersten Art. zu bemerken, dass man dem Vf. sehr grosses Unrecht thun würde, wenn man sein lichtvolles Hervorheben desjenigen Inhaltes der Debatten, worauf es ankömmt, mit dem gewöhnlichen Excerpiren so mancher seiner Vorgänger auch nur vergleichen wollte. — Auf die Erörterung über die Publication folgt die Lehre von der Wirkung und dem Umfange der Gesetze, nach Anleitung des Art. 2 u. 3. — Hier schliesst der Vf. die theoretische Beantwortung der Frage über die rückwirkende Kraft der Gesetze von seinem Handbuche aus. Er bemerkt darüber, dass sie zu seinem Plane nicht gehöre, indem der bekannte Grundsatz des Art. 2 nur die Wiederholung einer Bestimmung des älteren Rechts enthalte und enthalten solle, dadurch aber und durch den Mangel des Details in dieser Materie ganz dieselben Schwierigkeiten geblieben seyen, welche man bisher bey dem Versuche einer befriedigenden Lösung der Frage: welches sind ältere Fälle? empfunden habe. Desshalb ist nur eine Aufzählung einiger, aus der französischen Praxis genommener, Beantwortungen über einzelne wichtige Fragen dieser Materie gegeben, und zugleich das Resultat angedeutet, welches aus jener Praxis überhaupt nach des Vfs. Meinung hervorgeht. — Rec. will über dieses Verfahren, in soweit dadurch dem Publicum die Ansichten des Vfs. über einen, in unserer Zeit so äusserst wichtigen, Gegenstand entzogen werden, gerade nicht rechten. Er will überhaupt seine Recension mit Erinnerungen dieser Art nicht anfüllen. Dagegen scheint es nicht ganz passend zu seyn, dass der Vf. bey dieser Materie die deutschen Geschäftsmänner auf die französische Praxis verweiset. Er thut das wirklich, indem er das Resultat, welches er über den Geist der französischen Praxis aufgestellt hat, ausdrücklich billigt. — Gewiss wird Niemand in Abrede stellen, dass der deutsche Jurist aus einer fleissigen Betrachtung der französischen Praxis sehr viel lernen könne, dass er Manches gerade aus dieser Praxis lernen müsse; doch das ist eigentlich nur dann (freylich in einem sehr grossen Umfange von Fällen) zu behaupten, wenn man in dieser französischen Jurisprudenz eine aus den richtigen Quellen der Vergangenheit, aus dem ehemaligen Rechtszustande hervorgehende (dort, in dem Vaterlande des C. N., sich häufig gleichsam von selbst ergebende) Interpretation findet. In dem vorliegenden Falle aber, wo es durchaus auf die Ausbildung und consequente Durchführung solcher Grundsätze ankommt, welche aus der Vergangenheit nicht geschöpft werden können, — hier können wir aus jener Praxis nicht das holen, was uns nöthig ist. Es ist nicht zu verkennen, dass eine Praxis, welche bey dem in Frage stehenden Gegenstande mehr oder weniger aus der blossen Betrachtung des einzelnen gerade vorliegenden Falles, nicht aber aus der festen Befolgung bestimmt aufgefasster allgemeiner Grundsätze hervorgegangen ist, als solche, für Deutschland kein sonderliches Interesse haben dürfe. Freylich müssten wir jener Praxis Dank wissen, wenn sie — vielleicht durch ein richtiges Gefühl geleitet — uns zu den nöthigen allgemeinen Grundsätzen führte. Das wäre nicht gerade unmöglich, auch wenn man diese Grundsätze in jener Jurisprudenz nicht auf doctrinelle Weise ausgebildet fände. Doch man wird wohl schwerlich im Stande seyn, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen. Rec. kann (hier wenigstens) diese Negative nicht füglich beweisen; aber er rechnet mit Sicherheit auf die Zustimmung derer, welche ihre Aufmerksamkeit der französischen Praxis widmen. Und was das Resultat anlangt, welches der Vf. über den Geist dieser Praxis bey der gegenwärtigen Materie gezogen hat: so würde man ihm gewiss Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, es sey seine Meinung gewesen, durch dasselbe ein bestimmtes überall ausreichendes Princip anzugeben. Das Resultat ist nämlich in folgenden Worten ausgesprochen: „Das neue Gesetz kann nie auf Verhältnisse angewandt werden, aus welchen schon vor ihm einem oder dem anderen *gegenwärtige* Rechte erworben waren, in sofern aus jener Anwendung eine Verletzung dieser Rechte folgen würde; dagegen kann der Anwendung des neuen Gesetzes eine durch das ältere Gesetz begründete *Möglichkeit* des Erwerbs anders bestimmter Rechte nicht entgegengestellt werden, wenn nicht diese *Möglichkeit* noch unter der Herrschaft des älteren Gesetzes in Wirklichkeit übergegangen ist.“ Dass dieser Grundsatz nicht überall ausreichen werde, ist vom Vf. selbst hinreichend dadurch erklärt, dass er späterhin auf mehrere, durch jenes Princip nicht entschiedene, Schwierigkeiten aufmerksam macht. — Übrigens zweifeln wir nicht, dass der Vf. eine selbstständige interessante Beantwortung der vorliegenden Frage zu liefern im Stande gewesen sey; allein wir glauben auch, dass, da diess ausser seinem Plane zu liegen schien, die zu keinem vollständigen Resultate führende Rücksicht auf die französische Praxis in diesem Falle hätte unterbleiben sollen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JANUAR, 1812.

JURISPRUDENZ.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Ausführliches Handbuch über den Code Napoleon* u. s. w., von Dr. *Grolman* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der noch übrige Theil des Commentars zu dem Präliminartitel beschäftigt sich mit dem Verhältnisse der Gesetze zu den Richtern (Art. 4. 5), wobey dann auch die den Debatten gemäfse Ansicht über die Aufhebung des älteren, der Sphäre des C. N. gegenüberstehenden, Privatrechts ausgeführt wird, und mit einer Bemerkung über das Verhältnifs der Gesetze zur Autonomie der Privaten (Art. 6), — bestehend in der Verweisung auf die bisherige Jurisprudenz.

In der Erläuterung des ersten Tit. im ersten Buche (von dem Genusse und dem Verluste der Civilrechte) werden zuerst die Begriffe des politischen und bürgerlichen Zustandes (*status*) und insbesondere die bekannte schwierige Frage erörtert: welcher Unterschied zwischen dem Fremden und dem der Civilrechte vollständig theilhaftigen Inländer sey. Bey dieser letzteren Untersuchung trägt es sehr zur Deutlichkeit bey, dafs der Vf. zuerst im Einzelnen (und zwar gewifs sehr richtig den besonderen positiven Gründen und nicht so sehr einer s. g. Natur der Sache folgend) bestimmt hat, welche Rechte man unter dem Namen der Civilrechte dem Ausländer als solchem verweigern müsse, dafs er dann erst hinterher seine Meinung über die allgemeinen bey dieser Controverse gebrauchten Gründe und Gegengründe vorträgt. Wer da weifs, wie vielen Nachtheil es gebracht hat, dafs man so oft über diesen Gegenstand mit allgemeiner (eigentlich oberflächlicher) Unbestimmtheit zu sprechen sich begnügte, der wird Rec. gewifs bey jenem Urtheile beytreten. Um nicht zu sehr in's Detail zu gehen, müssen wir uns einer Ausführung der vom Vf. vorgetragenen Meinung enthalten. — Die Entwickelung des speciellen Inhalts des gedachten Titels beschäftigt sich mit der Beantwortung der Fragen: Wer ist Inländer, wie erlangt man diese Eigenschaft, wie verliert man sie, wie erwirbt man sie wieder, und welche Rechtsverschiedenheit wirkt sie im Verhältnisse zu denjenigen, welche sie nicht haben? — Was ist der bürgerliche Tod, was wirkt er und wie wird er realisirt? — Der Vf. hat hier, so wie im ganzen Werke, die Ordnung der Artikel möglichst befolgend, dieselben in einer leicht zu übersehenden systematischen Darstellung bearbeitet; hat dann auch, was die Sache selbst betrifft, eine (wie man recht deutlich sieht) für die Bedürfnisse seines Publicums bestimmt berechnete und denselben sehr entsprechende lichtvolle Bearbeitung geliefert. Absichtlich bemerkt diefs Rec. gerade an dieser Stelle, bey einer Materie, welche für den deutschen Juristen in so mancher Hinsicht eine auffallende Neuheit zeigt — eine Neuheit, welche doch nur durch eine so gut berechnete Darstellung in ihr wahres Licht gesetzt werden kann. Was man danach für die Darstellung anderer Materien erwarten könne, sagt sich von selbst, und diese Erwartung wird wahrlich nicht getäuscht.

In dem Commentare zu dem zweyten Titel (über die Beurkundung des bürgerlichen Zustandes) findet sich die Erläuterung der in dem Gesetzbuche vorkommenden allgemeinen Grundsätze über diese Materie, sodann die Erörterung der besonderen Bestimmungen über die einzelnen Arten der Urkunden; jedoch ist bey den letzteren sehr zweckmäfsig der Abschnitt über die Ehe-Urkunden bis zum Titel von der Ehe verschoben. Rec. findet in der Behandlung dieses Titels ein sehr erfreuliches Beyspiel einer Darstellung, welche bey einer sehr ausführlichen Erläuterung eines in seinen einzelnen Bestimmungen an sich trockenen Gegenstandes eben so vollständig das Interesse des Lesers zu fesseln, als ihn zu belehren versteht. Einen Formularunterricht zu geben, gehörte nicht in den Plan des Vfs. Über die Schwierigkeiten der Sache findet man aber fast ohne Ausnahme eine sehr befriedigende Auskunft; und wer den Gegenstand kennt, wird leicht einsehen, dafs bey dieser Materie am wenigsten über einzelne unbedeutende Auslassungen mit dem Vf. gestritten werden kann. Insbesondere macht Rec. mit Vergnügen auf die Erläuterung des Art. 35 vergl. mit 57, sodann auf den Commentar zu dem Art. 46 aufmerksam. — In Ansehung der Qualität der Zeugen, welche bey den Urkunden des Civilstandes zugezogen werden müssen, vergleicht der Vf. mit dem Art. 37 die franz. Notar.-Ordnung Art. 9 (und C. N. Art. 980), und hält nach Ansicht dieser verschienen Gesetze für consequent, dafs man bey den Urkunden des Civilstandes nur solche Zeugen zulassen dürfe, welche Staatsbürger seyen; für die Praxis müsse man diese Beschränkung auf allen Fall räthlich nennen. (Der Vf. nimmt hin und wieder auf das westphälische Recht Rücksicht. Das hätte auch bey dieser Frage geschehen, und zwar die westph. Not. Ordn. Art. 58 verglichen werden dürfen.)

Bey dem Commentare zu dem dritten Titel (von dem Wohnsitze) hat der Vf. die Ordnung des Gesetz-

buches in einiger Hinsicht verlassen. Es schien ihm nämlich passend, die Lehre vom *domicile élu* den Grundsätzen über das *dom. réel* vorausgehen zu lassen. Allerdings liegen in der Darstellungsart, welche er nach diesem Plan gewählt hat, einige nicht unbedeutende Bequemlichkeiten; aber freylich läfst sich auch Manches dafür sagen, dafs man die eigenthümlichen Ideen des französischen Rechts über das Institut des eigentlichen Wohnsitzes früher kennen müsse, ehe man zu der Betrachtung einer besonderen Modification desselben schreitet. Doch das ist hier so ziemlich gleichgültig — sehr viel wichtiger dagegen, dafs der Vf. von beiden Instituten eine gründliche Kenntnifs giebt, und namentlich auch diejenigen Fragen, welche für die Praxis das nächste und bedeutendste Interesse haben müssen, auf eine dem Geiste des Ganzen entsprechende Weise beantwortet.

Auch bey der Erörterung des 4 Titels (von der Abwesenheit), womit der erste Band beschlossen ist, verkennt man nirgends diese Vorzüge. Und hier läfst sich nicht leugnen, dafs der Vf. durch eine von dem Gesetzbuche abweichende Ordnung die Deutlichkeit sehr befördert habe. Es bedarf zum Theil nur einer Anführung der Abschnitte, um dem Kenner des C. N. diese Behauptung zu beweisen. Im ersten Hauptabschnitte ist die Rede: von dem Einflusse der Abwesenheit auf die Vermögensrechte der Abwesenden — im zweyten: von dem Einflusse der Abwesenheit auf das Personenrecht. In jenem finden sich zwey Unterabtheilungen: Wirkungen in Ansehung des erworbenen Vermögens — Wirkungen in Ansehung der zu erwerbenden Rechte; und bey der *ersteren* von diesen beiden sind dann die vier bekannten Momente: Abwesenheitserklärung, provisorische Einweisung in den Besitz, definitive Einweisung in den Besitz, und die vermuthete Abwesenheit — in dieser eben genannten Folge dargestellt. (Rec. bedient sich hier zum Theil anderer Ausdrücke, als der Vf. gebraucht hat; doch davon wird am Ende der Recension noch die Rede seyn.) Auffallend scheint dabey, dafs von der vermutheten Abwesenheit später, als von der Abwesenheitserklärung, die Rede ist; allein in der That kann man es nicht anders, als passend finden, dafs diese nicht chronologische Ordnung gewählt ist. Denn abgesehen davon, dafs man bey einer blofs chronologischen Betrachtung sich unpassender Weise gar leicht daran gewöhnt, sich die Grenzen der vermutheten Abwesenheit in den Zeitraum von fünf oder eilf Jahren eingeschränkt zu denken, trägt es sehr zur Deutlichkeit bey, dafs man das Hauptinstitut: die Erklärung der Abwesenheit mit ihren Folgen, zuerst kennen lernt, und dann erst zu der Ansicht der vermutheten Abwesenheit übergeht — zu einem Institute, welches der Jurist nur als ein Nebeninstitut zu betrachten hat, und dessen genauere Kenntnifs bey der Darstellung der nach dem Plane des Vfs. vorausgehenden Lehren recht gut entbehrt werden kann. — Wenn dagegen Rec. behauptet hat, dafs die übrige Ordnung des Vfs. nur einer Anführung bedürfe, um von dem Kenner gebilligt zu werden: so bezieht sich das, wie man leicht sieht, auf die Meinung, dafs man der bekannten Ausführung *Locré's* über den Art. 135. 136 (nach welcher die, in diesen beiden Gesetzen über eventuelle einem Abwesenden deferirte Rechte enthaltenen Bestimmungen auf die Abwesenden im Zustande der vermutheten und auf die Abwesenden im Zustande der erklärten Abwesenheit gleicher Weise bezogen werden müssen) nicht gut seine Zustimmung versagen könne. — Wenn übrigens der Vf. bey dem vorliegenden Institute eine Ausnahme von seinem Plane macht, indem er über die Vorzüge der Legislation mit einigen Worten sich äufsert: so würde man ihm das in diesem Falle gewifs nicht verargen, auch wenn er sich solche Ausnahmen nicht vorbehalten hätte.

Der *zweyte Band* beschäftigt sich blofs mit der Lehre von der Ehe, so weit diese Materie im fünften Titel des ersten Buchs des C. N. vorkommt. — Bekanntlich hat man hin und wieder unpassend gefunden, dafs das Gesetzbuch in dem gedachten Titel, und überhaupt in seinem ersten Buche, die Lehre von der Ehe gröfstentheils nur in rein-persönlicher Hinsicht abhandelt, und ihren Einflufs auf das Vermögen bis zum dritten Buche verschiebt, während bey dem Älternrechte und bey der Vormundschaft gleich im ersten Buche der Einflufs auf das Vermögen mitgenommen ist. Der Vf. erklärt defshalb im Anfange des vorliegenden Bandes, dafs er, selbst wenn seine Absicht dahin gegangen sey, eine systematische Behandlung des napoleonischen Civilrechts zu liefern, die obgedachte Trennung des reinen Personenrechts der Ehe und ihres Einflusses auf das Vermögen beybehalten haben würde. Dawider hat Rec. an und für sich, d. h. indem hier gerade nur von der Ehe die Rede ist, nicht das Mindeste einzuwenden, findet auch die Bemerkung des Vfs. recht passend, dafs das erste Buch des C. N., die rein-persönlichen Verhältnisse der Ehe betrachtend, gerade bey dieser Materie eigentliche präceptive oder prohibitive, die Autonomie ausschliefsende, Dispositionen zum Gegenstande habe, während das dritte Buch sich mit demjenigen Theile des Instituts beschäftige, welcher von der Privatwillkühr gröfstentheils abhängig sey. Doch werden vielleicht diejenigen Systematiker, „trotz deren Autorität der Vf. die Überzeugung hat, dafs das System auf die Weise zu trennen Ursache habe, wie es das Gesetz thue", durch jene Äufserung vor der Hand sich noch nicht eines Besseren belehren lassen, sondern die Meinung des Vfs. über die noch nicht berührten Abschnitte des ersten Buchs erwarten wollen. — Nach jenen Bemerkungen über das System giebt der Vf. einige kurze, doch sehr interessante, Winke zur Beurtheilung der Güte des, vom C. N. befolgten Grundsatzes der Trennung der Ehe von dem Einflusse einzelner Religionen — und schliefst die Einleitung mit der Erklärung, dafs die Definition der Ehe, welche sich in dem Projecte fand (*Le Mariage est un contrat, dont la durée est, dans l'intention des époux, celle de la vie de l'un d'eux*), seiner Meinung nach, zwar nicht von der gemeinen und sinnlichen Natur mancher bey uns gebräuchlicher, aber doch auch

nicht so gut als die bekannte römische (§. 1. *J. de nuptiis*), und auf allen Fall nur durch eine Negative (durch den angedeuteten Mangel einer Zeitbeschränkung) charakterisirend, nicht unpassend aus dem Gesetzbuche weggeblieben sey. Bey dieser letzteren Bemerkung kommt es hier für die Sache nur auf das so eben bemerkte Resultat an, und darüber wird man wohl gerade nicht mit dem Vf. rechten wollen. Die Nebenbemerkung über die römische Bestimmung des Begriffs der Ehe und über die neueren Meinungen über diesen Gegenstand wird wohl schwerlich allgemein gut geheissen werden; doch hier darüber zu sprechen, würde schon um deswillen unpassend seyn, weil der Vf. dieselbe nur angedeutet, nicht eigentlich ausgeführt hat. Nachher wird Gelegenheit seyn, noch Einiges beyläufig darüber zu bemerken. — — Die Exposition der Materie folgt in der Hauptanlage der Ordnung des Gesetzbuchs. Das erste Capitel: Von den zur Schliessung erfoderlichen Eigenschaften und Bedingungen — in Verbindung mit dem zweyten (s. unten), umfasst die Art. 144—171, und holt aus dem zweyten Titel die Art. 63—76 nach. Dahin: I. *Gesetzliches Alter;* sodann II. *Einwilligung der Paciscenten.* Bey diesem Abschnitte verdienen mehrere Puncte hervorgehoben zu werden. Der bekannte Satz: *keine Ehe ohne Einwilligung* — wird in seine beiden Bestandtheile zerlegt: 1) keine Ehe, wo einer der beiden Contrahenten oder beide keine Einwilligung geben konnten, — 2) keine Ehe, wo einer, oder beide Contrahenten keine Einwilligung oder (nach dem Art. 180) keine *freye* Einwilligung gaben. Bey der ersteren Bestimmung finden wir die dahin gehörenden Bemerkungen über Interdicirte, sodann insbesondere über taub und stumm Geborene, und bey diesen die bekannte Absicht der Legislation: die Eingehung der Ehe müsse denselben in der Regel frey stehen, zu dem Ende aber die Form der Erklärung ihres Willens genau bestimmt werden. Da Letzteres im C. N. nicht geschehen ist: so wird die Frage aufgeworfen, ob den Beamten des Personenstandes zu erlauben sey, dass sie sich durch die Hülfe willkührlich zugezogener Interpreten Gewissheit über die Willensmeinung des Taubstummen verschaffen — oder ob sich jene Beamten erst von der Justiz autorisiren lassen müssen, um durch den Beystand irgend eines, ihnen von der Justiz zu bestimmenden Interpreten den Act der Trauung zu verrichten? — Man wird wohl mit der Meinung des Vfs. übereinstimmen, dass der letztere Weg für die gedachten Beamten zwar der sicherere sey, dass aber durch eine Erhebung desselben zur Regel die Fähigkeit der Taubstummen als Regel, wider den Zweck der Legislation, verloren gehen werde. — Rec. ist nicht aufgefallen, dass bey der zweyten der angeführten beiden Verfahrungsarten die Concurrenz der Justiz geradezu und ohne weitere Gründe und Ausführung genannt ist. Denn es kann gar bald erkannt werden, auf welche, in dem Wesen der französischen Verfassung liegende Momente dabey gesehen worden ist, und auf welche Weise die Theorie eines solchen Verfahrens näher bestimmt werden müsste. Dagegen würde ihm sehr passend geschienen haben, wenn der Vf. bey den aufgeworfenen Fragen aus der Natur des Instituts der Beamten des Personenstandes untersucht hätte, ob es überhaupt dem Juristen möglich sey, dieser Behörde die Ergänzung des ihr versprochenen Reglements zu überlassen. In mancher Hinsicht würde diese Erörterung nützlich gewesen seyn, und gerade für den vorliegenden Gegenstand schien sie kaum fehlen zu dürfen. — Sehr wichtig ist die Auseinandersetzung des zweyten, bey der nöthigen Einwilligung der Parteyen oben bemerkten Satzes: Keine Ehe, wo keine freye Einwilligung gegeben wurde. Neben dem, was über Zwang und Entführung gesagt wird, ist vorzüglich die Erörterung über den Einfluss des Irrthums auf die Gültigkeit der Ehe zu bemerken. Dass der Irrthum über das physische Individuum, mit welchem man eine Ehe geschlossen hat, als ein Nichtigkeitsgrund zu betrachten sey, ist anerkannt — zweifelhaft aber bekanntlich, wie man es mit dem Irrthume über die sociale Individualität, und insbesondere, wie man es mit dem Irrthume über die Zeugungsfähigkeit zu halten habe. Der Vf. beantwortet zuerst diese letztere Frage, und ist der Meinung, dass ein solcher Irrthum (versteht sich, unter Voraussetzung vollständigen Beweises der Impotenz, welcher jedoch nicht gerade allein aus organischen Mängeln und monströsen Verbildungen hergeleitet zu werden brauche) allerdings zur Nichtigkeitsklage berechtige. Die Debatten über den C. N., hin und wieder auf die Nothwendigkeit einer Bestimmung über diesen Gegenstand hingeleitet, haben dennoch nichts darüber ausgemacht, und desshalb sey die Beantwortung der Jurisprudenz überlassen. Mehrere haben bereits geglaubt, den Nichtigkeitsgrund der Impotenz verwerfen zu müssen, ihre Gründe aber seyen zum Theil leicht zu widerlegen: namentlich passe hier nicht die Berufung auf den Umstand, dass die Zeugungsunfähigkeit bey den Ehescheidungsgründen nicht vorkomme, denn Ehescheidung und Nichtigkeit wegen anfänglicher Fehler seyen schon im Begriffe getrennt und von dem Einen auf das Andere kein Schluss zu ziehen; desgleichen könne man sich nicht auf den Art. 313 (*Le mari ne pourra, en alléguant son impuissance naturelle, désavouer l'enfant* —) beziehen, weil schon darin, dass in dieser Stelle das Berufen auf die eigene Impotenz verworfen werde, eher ein *arg. a contrario* für die Bejahung, als ein Grund für die Verneinung der vorliegenden Frage enthalten sey; — ferner sey gänzlich unzulässig, sich auf das Institut der freywilligen Ehescheidung zu stützen, und darauf die gedachte verneinende Meinung zu gründen. Denn wenn auch bey Einführung dieses Instituts die Absicht dahin gegangen, widrige Gegenstände der öffentlichen Verhandlung zu entziehen: so sey es doch dem Zwecke desselben zuwider, wenn man denjenigen Ehegatten, in dessen Person ein Grund zur Aufhebung der Ehe liege, gänzlich von dem Befürchten einer Klage befreyen, und seinen Händen die Möglichkeit der Trennung des Verhältnisses zu

sehr und zum Nachtheile des unschuldigen Ehegatten überlassen wolle; man müsse vielmehr, um die Absicht der Legislation bey der freywilligen Ehescheidung zu erreichen, u. A. auch gegen den impotenten Ehegatten in dessen Eigenschaften der andere sich schon bey Eingehung der Ehe getäuscht, eine Nichtigkeitsklage für möglich halten, und dadurch einen zureichenden Bewegungsgrund, sich lieber die freywillige Scheidung gefallen zu lassen, annehmen. Endlich bleibe also nur das Argument übrig, dass nach dem Art. 146. 180 bloss der Irrthum über die Person, nicht aber der Irrthum über Eigenschaften als Grund der Nichtigkeit anzunehmen sey; allerdings habe dasselbe einige Bedeutung, doch komme dagegen und als Hauptmoment für die bejahende Meinung in Betracht, dass die ebengenannten Gesetze nur als eine schon im bisherigen Rechte bekannte Folgerung aus dem generellen Grundsatze des Art. 1110 (*L'erreur n'est une cause de nullité de la convention, que lorsqu'elle tombe sur la substance même de la chose qui en est l'objet*) angesehen werden müssen, dass aber danach, da dieser Art. 1110 von dem Irrthum über wesentliche Eigenschaften des Gegenstandes der Verträge anerkannter Weise mitzuverstehen, bey der Ehe aber die Person als Gegenstand der Convention und die Zeugungsfähigkeit gerade als einzige wesentliche Eigenschaft dieses Objects zu betrachten, — der Mangel der Zeugungsfähigkeit zum Besten dessen, welcher im Irrthum darüber mit einem Impotenten eine Ehe geschlossen, zu den Gründen der Nichtigkeit zu rechnen sey. Der Vf. fügt noch hinzu, dass man die Wahrheit dieses Satzes am bestimmtesten einsehen könne, wenn man den Irrthum über die Zeugungsfähigkeit mit dem Irrthum über das Geschlecht eines Ehegatten vergleiche. Da nämlich die Ehe immer auf Geschlechtsliebe gegründet bleibe, und desshalb nur unter Personen verschiedenen Geschlechts gedacht werden könne: so sey es in Beziehung auf die Geschlechtsliebe und ihr Product, die Ehe, vollkommen einerley, ob ein Mensch gar nicht zu einem bestimmten Geschlechte gehöre, oder ob er des charakteristischen Vermögens dieses Geschlechts beraubt sey. — Rec. würde es nicht schwer gewesen seyn, schon aus früheren Abschnitten des Handbuches durch Auszüge eine Menge von Belegen zu dem im Allgemeinen ausgesprochenen Urtheile über den grossen Werth der Bearbeitung zu liefern. Er hat sich dessen, wie billig, enthalten, um die Grenzen der Recension nicht zu überschreiten. Doch schien ihm, bey der eben angeführten Erörterung des Vfs. etwas länger zu verweilen, nicht unpassend. Man findet in jener Argumentation so viele Beweise einer, den Geist der Legislation ergreifenden Bearbeitung — so viele Beweise eines ruhmwürdigen Bestrebens, die allgemeinen Grundsätze eines Institutes eben so sehr durch nöthige Verbindung, als auf der anderen Seite durch gehörige Trennung und Begrenzung, zu bestimmen und zu erläutern, — dass einige Ausführlichkeit in diesem Falle keiner Rechtfertigung zu bedürfen scheint. — Gewiss kann man dem Vf. nicht gut widerstreiten, so lange man bloss bey seiner Widerlegung derjenigen eben angeführten Gründe stehen bleibt, welche die Gegner seiner Meinung aus der Lehre vom *divorce p. cause déterm.* und aus dem Art. 313 herleiten wollen; auch sieht man in demjenigen, was über das Verhältniss der freywilligen Ehescheidung zu der in Frage stehenden Nichtigkeitsklage gesagt ist, das unverkennbar passende Ergreifen des bedeutendsten hieher gehörenden Gesichtspunctes (wobey nur etwa erinnert werden dürfte, dass wohl beyläufig zu bemerken gewesen, es habe freylich die Legislation jenen Gesichtspunct nicht überall durchgeführt); endlich aber findet man in der Verbindung der Art. 146. 180 mit dem Art. 1110 wenigstens einen sehr nothwendigen Versuch, den Geist jener ersteren Stellen auf eine, der Absicht der Gesetzgebung höchstwahrscheinlich entsprechende Weise zu erforschen und auszusprechen. Rec. glaubt indess, dass gerade in dieser letzten Hinsicht, um die Nothwendigkeit jener Verbindung zu zeigen, der Vf. ein Mehreres habe thun müssen. Seine Gegner werden höchstwahrscheinlich die vorgetragene Ansicht zwar sehr plausibel, aber doch nicht bewiesen finden. — Übrigens hat Rec. nichts wider die Behauptung, dass die Zeugungsfähigkeit, dafern in Rücksicht des Irrthums von wesentlichen Eigenschaften der Ehegatten gesprochen werden solle, als wesentliche Qualität betrachtet werden müsse; nur ist ihm dabey aufgefallen, dass der Vf. bey der Definition der Ehe (S. 12) auf diesen Gesichtspunct einige Rücksicht zu nehmen so gänzlich verwirft. — Auf das letzte Argument, welches der Vf. bey der vorliegenden Controverse gebraucht hat (dass der Irrthum über die Zeugungsfähigkeit dem Irrthum über das Geschlecht eines Ehegatten gleichzustellen sey), möchte Rec. kein Gewicht legen. Denn das kann Niemandem entgehen, dass die Nichtigkeit einer Ehe zwischen zwey Personen gleichen Geschlechts noch auf ganz anderen Gründen beruht, als bey der Ehe eines Impotenten in Betracht kommen können — es kann Niemandem entgehen, dass mit dieser Argumentation zu viel bewiesen werden würde. — Der Vf. hat bey der Lehre vom Irrthume zuletzt noch Einiges über den Irrthum in Ansehung der socialen Individualität oder der bürgerlichen Verhältnisse eines Ehegatten bemerkt — am Ende dahin führend, es sey da, wo nicht Verschiedenheit der Stände den Stand des Ehegatten zu einer nothwendigen Rücksicht erheben, allerdings der Natur der ehelichen Verbindung am entsprechendsten, wenn man annehme, dass die bürgerlichen Verhältnisse der Ehegatten nicht die wesentlichen Voraussetzungen für ihre Einwilligung seyen. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. Main, b. Varrentrapp u. Wenner: *Liedersammlung für Schulen.* Herausgegeben von *M. Klitscher.* Zweyte Auflage. 1811. XII u. 339 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1808. No. 300.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JANUAR, 1812.

JURISPRUDENZ.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Ausführliches Handbuch über den Code Napoleon* u. s. w. von Dr. *Grolman* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Es folgt: III) Einwilligung oder Rath derjenigen Personen, welchen das Gesetz eine Gewalt oder eine andere Autorität über einen oder den anderen Paciscenten anerkennt — nach der zweckmäſsigen Ordnung, daſs zuerst von den Ehen Minderjähriger und hinterher von den Ehen Groſsjähriger die Rede, und bey jenem Abschnitte eine Unterabtheilung nach den verschiedenen Verhältnissen der legitimen und der illegitimen Kinder gemacht ist. Rec. hebt aus der sehr interessanten Darstellung dieser Materie Folgendes heraus. — S. 68. Anm. (2) nimmt der Vf. an, daſs die in einem Testamente erklärte Zustimmung eines Vaters das Kind nicht berechtige, nach dem Tode des Vaters wider den Willen der überlebenden Mutter eine Ehe einzugehen — dasselbe bey einem Widerspruche der Groſsältern wider die testamentarische Zustimmung der Ältern. Das Gesetz habe in den genannten Fällen der überlebenden Mutter oder den überlebenden Groſsältern ganz uneingeschränkt die Befugniſs ertheilt, über die Eingehung der Ehe durch Ertheilung oder Verweigerung des Consenses zu entscheiden; um deſswillen könne man die testamentarischen Einwilligungen (oder auch umgekehrt die testam. Verweigerungen) nur als gute Rathschläge behandeln. Aus diesem Gesichtspuncte die Sache zu betrachten, habe die Gesetzgebung gute Gründe gehabt: denn die Zukunft mit ihren mannichfaltigen Modificationen könne nicht mit hinreichender Sicherheit in der Gegenwart aufgefaſst werden, und es sey daher passend, dem Willen desjenigen der Ältern oder Groſsältern entscheidendes Gewicht beyzulegen, welches den gerade in Frage stehenden Fall der Eingehung einer Ehe, als einen gegenwärtigen, von allen Seiten zu übersehen und vollständig zu würdigen im Stande sey. — Rec. ist der Meinung des Vfs. zugethan, glaubt indeſs, daſs auſser der Beantwortung der vorliegenden speciellen Frage sehr nützlich gewesen seyn würde, eine allgemeine Erörterung der Natur des Consenses der Ältern u. s. f. in der Hinsicht zu geben, daſs die Wirkungen einer einmal ertheilten Zustimmung — die Denkbarkeit oder Undenkbarkeit eines dadurch erworbenen vollständigen Rechts derer, welche zu einer Ehe schreiten wollen, von allen Seiten betrachtet wären. Man ist ungerecht gegen den Vf., wenn man den Fingerzeig übersieht, welchen er in den so eben bemerkten Worten für diese gewünschte allgemeine Erörterung gegeben hat: doch würde eine Darstellung aller dabey in Betracht kommenden Momente, welche die Legislation in ihren historischen und übrigen Gründen an die Hand giebt, nicht ohne bedeutendes Interesse gewesen seyn, würde insbesondere auch im Gegensatze gegen die Ideen unseres bisherigen Rechts eine sehr nützliche Betrachtung geliefert und mit den übrigen vortrefflichen Bemerkungen über das Wesen des in Frage stehenden Consenses in einer sehr guten Verbindung gestanden haben. — S. 110 ist bemerkt, daſs, — wenn in den Fällen, wo das Gesetz mehrmalige ehrerbietige Anfragen vorschreibt, der Vater seine Einwilligung ertheilt habe, — die Verweigerung derselben von Seiten der Mutter weder eine Wiederholung der Anfragen bey ihr nothwendig mache, noch auch nur bewirken könne, daſs der Vollziehung der Ehe binnen Monatsfrist Anstand gegeben werden müsse. Denn da bey Minderjährigen die Versagung des Consenses der Mutter gegen die ertheilte Zustimmung des noch lebenden Vaters in gar keine Rücksicht komme: so könne nach dem Geiste der Gesetzgebung bey Groſsjährigen unmöglich das Gegentheil angenommen werden, und man müsse sich daher die Verfügungen der Art. 152 und 153 nothwendig auf diejenigen Fälle beschränkt denken, wo die Einwilligung, um welche hier nur ersucht werde, bey den Minderjährigen nothwendiges Requisit gewesen wäre. — Rec. glaubt nicht, daſs diese Meinung ohne Bedenken sey. Sieht man bloſs auf die Worte des Gesetzes: so ist der Umstand wider den Vf., daſs die Art. 151 u. folg., welche von den ehrerbietigen Anfragen handeln, gar keine Bestimmung über das vorzugsweise entscheidende Gewicht der Meinung des einen oder anderen der in einem und demselben Falle zu befragenden Ascendenten enthalten — wozu doch, wenn ein solches anzunehmen in der Absicht des Gesetzgebers gelegen hätte, die nächst vorhergehenden Art. 148 — 150, als welche bey der Ehe eines Minderjährigen so genaue Bestimmungen über den Vorzug der Zustimmung des einen Ascendenten vor der Willensmeinung des anderen (in demselben Falle mit befragten) aufstellen, sehr dringende Veranlassung gegeben haben würden. Will man nun dennoch beym Stillschweigen des Gesetzes den gedachten Vorzug des Vaters vor der Mutter eintreten lassen, und den Willen der letzteren, sobald der Vater sich wirksamer Weise günstig für die Ehe

erklärt hat, bey den ehrerbietigen Anfragen gänzlich hintansetzen: so ist wenigstens nothwendig, dass bey der Argumentation aus der Analogie des Art. 148 eine völlige Gleichheit des Grundes der Bestimmung in dem entschiedenen und in dem für unentschieden gehaltenen Falle nachgewiesen oder aus der Absicht der Legislation deducirt werde. Eine deutliche Äusserung über die letztere haben wir hier nicht, und eine Gleichheit des, in dem einen und in dem anderen Falle eintretenden Grundes der Bestimmung können wir an und für sich nicht annehmen, so lange nicht bewiesen ist, dass das streng juristische Verhältniss zwischen den (in Rücksicht der Ehe) minderjährigen Descendenten und deren in Frage stehenden Ascendenten — mit dem, mehr eine moralische Seite zeigenden, Verhältnisse eines grossjährigen Descendenten und seiner Ältern (Grossältern) gerade in der fraglichen Beziehung gleichgestellt werden müsse, oder dass ein *arg. a majori ad minus* vorhanden sey. — Freylich lässt sich, dafern man bey der ganzen Frage das active juristische Interesse des Descendenten als Hauptmoment betrachtet, nicht ohne Gewicht für die Meinung des Vfs. die Natur der Sache citiren; es lässt sich nicht leugnen, dass etwas Auffallendes darin liege, den Grossjährigen einer grösseren Beschränkung zu unterwerfen, als den Minderjährigen. Diese Sonderbarkeit scheint noch grösser zu seyn, wenn man einen Schritt weiter geht. Wenn man nämlich die Meinung des Vfs. über die Zurücksetzung der Mutter gegen den erklärten Consens des Vaters nicht befolgt: so muss man auch consequenter Weise bey den Grossältern, falls an diese die ehrerbietigen Anfragen zu richten sind, im Falle der Verschiedenheit der Meinungen der väterlichen und der mütterlichen Linie nicht die Analogie des Art. 150 a. E. befolgen, also die Wiederholung der Anfragen bey den contradicirenden Grossältern nicht für überflüssig erklären. — (Übrigens ist auch bey der vorliegenden Frage nicht unwichtig, auf den Geist der Lehre von den Einsprüchen Rücksicht zu nehmen.) — In der Abtheilung: IV) Mangel eines besonderen Ehehindernisses, wird die Eintheilung der absoluten und relativen Hindernisse zum Grunde gelegt. Nach der in dieser Hinsicht nöthigen Erörterung der Grundsätze des C. N. (des gemeinen französischen Privatrechts) folgen sehr interessante Bemerkungen über die anderen, ausser der Sphäre jener Legislation liegenden Ehehindernisse des französischen Rechts. Beyläufig werden genannt (S. 130. Anm. 3) einige Verbote des französischen Particularrechts, welche man (wie freylich Rec. in der Regel nicht für gut hält) nach der bisherigen Terminologie in *impedimenta simpliciter impedientia* und *imp. dirimentia* eintheilen kann. Dahin gehören die Verbote der Ehe eines Mitgliedes des kaiserlichen Hauses und der Wittwe des Titularen eines Majorates ohne Zustimmung des Kaisers, dessgleichen die Verbote der Ehe des Militairs und des bey der Armee Angestellten ohne Erlaubniss des Kriegs- oder des Marine-Ministers oder des Verwaltungsrathes; endlich das vorgeschriebene Cölibat der Provisoren und Censoren bey den *Lycées* und der Vorsteher, Regenten und Lehrmeister bey den *Collèges*. Sehr wichtig (insbesondere im Gegensatze einiger gleich nachher zu bemerkender Eheverbote) ist die Ansicht der ebengenannten, welche sich S. 136 findet: sie müssen, da sie durch kaiserliche Satute und Decrete festgesetzt seyen, von den Gerichten als Normen des particulären Privatrechts einzelner Stände anerkannt werden; denn es sey hier von Ständen die Rede, deren Schaffung oder Constitution der Regierung schon constitutionell anheim gegeben worden, und deshalb jene Verbote durch die, in diesen Fällen rechtmässige, ebengedachte Quelle als wahres Civilrecht begründet. — Den Gegensatz, auf welchen Rec. so eben hindeutete, findet der Vf. in dem Verbote der Ehen zwischen Weissen und Negern und in dem Verbote der Ehen derjenigen katholischen Priester, welche nicht vor dem Concordate abdicirt oder nachher ihre Functionen fortgesetzt oder übernommen haben. (S. d. Circularschreiben des Grossr. Justizministers v. 18 Nivose XI u. ein Schreiben des Cultministers an den Präfecten des Departements der unteren Seine v. 30 Jan. 1807.) Diese beiden Verbote, bemerkt der Vf., können in ihren Folgen nur als polizeyliche behandelt werden; sie verbinden die Beamten des Personenstandes, und diese handeln strafwürdig, wenn sie jene Verbote nicht achten; das Civilgesetz aber kenne keine Unfähigkeit der katholischen Priester zur Ehe u. s. f., und deshalb werde eine gegen jene Verbote eingegangene Ehe von den Gerichten keineswegs als bürgerlich ungültig behandelt werden können: — denn hier sey nicht, wie in den obigen Fällen, von einem besonderen Stande oder doch nicht von einem solchen die Rede, welchen die Regierung zu schaffen oder dessen privatrechtliche Verhältnisse dieselbe zu reguliren hätte; deshalb habe die Regierung (s. die citirten Quellen) nicht vermocht, in der gegenwärtigen Hinsicht eine neue Regel des Civilrechts zu schaffen, es sey ihr nur übrig geblieben, auf polizeylichem Wege zu wirken. — Rec. hat mit vielem Vergnügen die Hauptpuncte einer Darstellung hervorgehoben, durch welche das Publicum deutscher Geschäftsmänner auf einen in der Legislation äusserst wichtigen Unterschied dringend aufmerksam gemacht wird. Für Manchen würde indess nöthig gewesen seyn, ein Mehreres zur Aufklärung hinzuzufügen, z. B. über das Verhältniss der zuletzt gedachten Eheverbote zu einem vor Eingehung der Ehe deshalb vor Gerichte geführten Rechtsstreite. — Am Ende der Abtheilung von den Ehehindernissen wird die Bemerkung, dass die, dem früheren kirchlichen oder weltlichen Rechte Frankreichs bekannt gewesenen Impedimente für den Staat zu existiren aufgehört haben, insbesondere auf die Eheverlöbnisse angewandt, und von diesen auch in anderer Beziehung (nämlich über das Entschädigungsrecht aus denselben) gesprochen. Der Vf. ist der Meinung, dass eine Entschädigungsklage aus den Sponsalien allerdings zugelassen werden müsse, und wenn sich irgend diese Behauptung durchführen lässt: so

ist gewiss der Gang, welchen seine Argumentation nimmt, der richtige. Aus dem Stillschweigen des C. N. über die Eheverlöbnisse könne man die Unzulässigkeit einer Entschädigungsklage aus denselben noch nicht herleiten; eine gänzliche Vertilgung eines zur Sphäre des C. N. gehörenden Verhältnisses könne man nur dann bey jenem Gesetzbuche statuiren, wenn dasselbe weder das Verhältniss selbst, noch ein anderes kenne, unter welches das übergangene Institut subsumirt werden könne; die Sponsalien müssen unter die Rubrik der Verträge über Handlungen gezählt werden, und — indem, der allgemeinen Regel über solche Verträge gemäss, nicht auf Erfüllung aus ihnen geklagt werden dürfe, — müsse gerade in Gemässheit derselben allgemeinen Regel (s. den Art. 1142) eine Entschädigungsklage aus denselben zugestanden werden. — Rec. hält nicht, wie hin und wieder geglaubt wird, für einen Widerspruch, wenn der Vf. am Ende der Materie hinzufügt: da man Conventionalstrafen bey den Eheverlöbnissen schon vor der Revolution als ungültig betrachtet habe, indem man es für sittenwidrig angesehen, bey diesem Vertrage in einer die rechtliche Entschädigungssumme überschreitenden Pönalclausel pecuniäre Vortheile zu bezwecken: so sey zu erwarten, dass auch die künftige Rechtssprechung von diesem Gesichtspuncte nicht abgehen werde. — Wenn auch der Vf. gerade in diesen Worten seine eigene Meinung niedergelegt und sich für die Richtigkeit einer solchen Rechtssprechung erklärt hat: so lässt sich zwar allenfalls darüber streiten, ob bey der Verabredung der fraglichen Conventionalstrafe von Sittenwidrigkeit gesprochen werden könne; aber unter Voraussetzung dieser Idee kann man nicht füglich daran zweifeln, dass die Gültigkeit eines Hauptvertrages und die nach jener Voraussetzung anzunehmende Ungültigkeit eines Nebenvertrages gar wohl neben einander bestehen können. — Aber freylich lässt sich über die Hauptfrage noch immer controvertiren, es lässt sich aus historischen Gründen darüber streiten, ob die Beurtheilung der Eheverlöbnisse aus den allgemeinen Grundsätzen des Art. 1142 den Absichten der Legislation gemäss, und ob es insbesondere mit den übrigen Ansichten derselben übereinstimme, auf eine Entschädigungsfoderung *ex aequo et bono* mit Rücksicht auf die nachtheiligen Folgen des Rücktrittes für die bürgerliche Lage des Getäuschten zu erkennen. Doch, der Vf. hat bey seiner Argumentation, wenigstens in der Hauptsache, die regelmässigen allgemeinen Grundsätze für sich, und nur ein sehr stringenter Gegenbeweis, welcher aus dem blossen Stillschweigen des C. N. (an und für sich allerdings nicht hergeleitet werden kann, wird gegen seine Behauptung in Betracht kommen. — Am Schlusse des ersten Capitels ist genannt: V) Beobachtung der gesetzlichen Formalitäten. Der Erörterung dieses Abschnittes ist indess das zweyte Capitel gewidmet (S. 147 — 218), und in diesem findet sich dann auch neben der Erläuterung der dahin gehörenden Artikel des vorliegenden Titels des C. N. die Darstellung des damit in Verbindung stehenden, in dem Gesetzbuche schon früher bey den Urkunden des Civilstandes vorkommenden Abschnittes: *des actes de mariage.* (Art. 63 — 76.) Auch in diesem Capitel findet man eine grosse Anzahl gründlicher und lehrreicher, dem Geiste der Darstellung, welcher sich in dem ganzen Werke ausgesprochen hat, gemässer Bemerkungen. Insbesondere macht Rec. aufmerksam auf die Erörterungen über die bekanntlich in mehrerer Hinsicht Zweifel erregenden Fragen: In welchen Communen die Aufgebote vorgenommen werden müssen, und was unter der Publicität des Abschliessens der Ehe zu verstehen sey. — Es folgt das interessante 3 Cap. von den Einsprüchen gegen die Ehen. Mit vielem Interesse hat Rec. insbesondere die äusserst zweckmässige Darstellung gelesen, welche der Vf. über die Tendenz der Einsprüche und über die Grenzen derselben nach der Verschiedenheit der dazu berechtigten Personen gegeben hat. Auch diese Materie gehört so sehr zu der grossen Anzahl derer, bey welchen gar nichts von der Doctrin geschehen ist, wenn sie nicht den Geist derselben aus dem Zusammenhange des Ganzen zu entwickeln vermochte. Dass man in dieser Hinsicht bey dem Vf. nicht vergebens suchen werde, bedarf kaum einer Versicherung. — Sehr wichtig sind auch die Erörterungen, welche man über die Wirkungen eines eingelegten Einspruches findet. — Mit passender Ausführlichkeit wird im 4 Cap. (S. 263—380) die Lehre von den Klagen auf Vernichtung der Ehen dargestellt. Statt blosser Angabe der nur zu oft ohne gehörige Erklärung und desshalb zum grossen Nachtheile der Verständlichkeit des C. N. gebrauchten Distinction der Nichtigkeiten von Rechtswegen, der Annullirungen und der Rescissionen eines Ehe, beginnt der Vf. die Erörterung der Materie sofort mit einer genau bestimmten und erklärten Verschiedenheit derjenigen Ehen, bey welchen gar keine Anerkennung im Namen des Staates geschehen ist (oder, was rechtlich allerdings im Allgemeinen gleichgestellt werden muss — derjenigen Ehen, wo jene Anerkennung nicht auf gültige Weise bewiesen werden kann), und auf der anderen Seite derjenigen Ehen, bey welchen eine solche Anerkennung im Namen des Staates zwar vorhanden ist, aber wegen eines bey der Begründung des Verhältnisses vorhandenen Fehlers revocirt werden kann. Die ersteren werden nicht existirende, die letzteren nichtige Ehen genannt (eine vielleicht mit significanteren Worten zu vertauschende Terminologie). — Zur Deutlichkeit der Materie trägt nun ohne Frage sehr viel bey, dass mit dem erstgedachten Falle der Anfang der Ausführung gemacht, und demnach der wichtige Grundsatz: die Ehe kann nur durch die aus den öffentlichen Büchern ausgezogenen Heirathsurkunden bewiesen werden — in seiner wahren Bedeutung und mit seinen Ausnahmen sogleich zuerst erläutert wird. Darauf ist von der Nichtigkeit oder Vernichtung der durch den Trauungsact wirklich zu einer (wenigstens scheinbaren) Existenz gediehenen Ehen die Rede, und wenn bey diesem zweyten Abschnitte (bey der Lehre von der Vernichtung wegen irgend eines, gleich vom An-

fange an, vorhandenen Grundes der Ungültigkeit) der Fall der Nichtigkeit wegen eines vor oder während der Ehe eingetretenen, bürgerlichen Todes erwähnt wird: so stört diess zwar etwas die bequeme Übersicht der Sache, und man sollte wünschen, dass von diesem Falle erst nach Beendigung dieses Abschnittes gesprochen wäre; doch wird die Unbequemlichkeit durch die Darstellungsweise des Vfs. wahrlich sehr unbedeutend, sie kann nur etwa als kleiner Fehler gegen das System angeführt werden, und von einem solchen hier zu sprechen, ist kaum einmal rechtmäfsig. — Bey der Ausführung der zu dem zweyten Abschnitte eigentlich gehörenden Nichtigkeiten ist eine Unterabtheilung nach den relativen und den absoluten Nichtigkeitsgründen gemacht, begründet durch die anerkannt wichtige Verschiedenheit der bey einigen Gründen eintretenden Beziehung auf das bloſse Interesse der Privaten und der bey anderen Gründen mit beachteten oder vorzugsweise genommenen Rücksicht auf das öffentliche Interesse. In Gemäſsheit dieser Eintheilung wird das ganze Capitel mit der Lehre von den absoluten Nichtigkeitsgründen geschlossen. Schwer ist, bey der überall gründlichen und in so mancher anderen Hinsicht ausgezeichneten Darstellung einen einzelnen Theil zu nennen, welcher die Aufmerksamkeit des Lesers vorzüglich verdient. Doch glaubt Rec. in dieser Hinsicht vor allen Dingen die Beantwortung der schwierigen Frage über den Einfluss mangelnder Publicität auf die Gültigkeit der Ehe nennen zu müssen. (S. 328 u. folg.) — Das 5 Cap. handelt von den Verbindlichkeiten, welche aus der Ehe entspringen — in dem Sinne, welcher durch die diesem Abschnitte gegenüberstehenden Art. 203—211 des C. N. bestimmt ist; das 6 Cap. von den gegenseitigen Rechten und Verbindlichkeiten der Ehegatten, beschränkt sich ebenfalls auf die Grenze, welche durch den Inhalt der Art. 212—226 gezogen ist. Mit Gründlichkeit wird auch hier der Geist der Legislation hervorgehoben, und dadurch, so wie durch verschiedene vortreffliche Erläuterungen des Details, sehr viel für eine richtige Ansicht, der, dem Deutschen in manchem Betrachte neuen, ehelichen Verhältnisse des C. N. gethan. Es mag erlaubt seyn, vorzüglich auf die Erläuterungen über das Autorisationsrecht des Mannes, desgleichen auf die Erörterung über die Pflicht der Frau, den Wohnsitz des Mannes zu theilen, und über die Mittel, diese Verbindlichkeit zu realisiren, hiemit hinzudeuten. — Im 7 Capitel (s. Art. 227) folgen einige allgemeine Bemerkungen über die Auflösung der Ehe; im 8ten (die Beendigung dieses Bandes) — Einiges über weitere Ehen, nach Anleitung des Art. 228. —

Soweit liegt das Werk vor uns. Rec. hat indess zu dem bisher Gesagten noch Etwas hinzuzufügen, was bey mehreren Gelegenheiten schon hätte bemerkt werden können, zur Vermeidung der Wiederholung aber bis hieher aufgeschoben ist. Es betrifft die vom Vf. gebrauchte Terminologie. — Schon vor längerer Zeit hat ein anderer Rec. in diesen Blättern sehr dringend und gewiss mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass man bey der Doctrin des neuen Rechts, in sofern man sich dasselbe als ein geltendes, den früheren Rechtszustand vernichtendes zu denken habe, für die Ausbildung einer passenden Terminologie Sorge tragen möge, d. h. einer Terminologie, welche nicht aus dem bisherigen Rechte und dessen wahrer und falscher Terminologie hergeleitet, sondern aus der neuen Legislation selbstständig formirt werden müsse. (S. J. A. L. Z. 1810. St. 4. S. 29. 30.) Schwerlich wird man dieser Bemerkung ihre einleuchtende Wichtigkeit absprechen, schwerlich sich dem zu entziehen suchen, was sie fodert. Auch der Vf. stimmt damit, wie Rec. zu glauben Ursache hat, überein. So unter anderen legt er nicht mit Unrecht ein Gewicht auf die anderweit vorgeschlagene Terminologie: *Vermisstseyn* und *Verschollenseyn* — nicht mit Unrecht, in sofern man darin den Wunsch sieht, feststehende der Sache eigenthümliche Ausdrücke zu haben, obgleich sich gerade in diesem Falle darüber streiten läſst, ob die genannten deutschen Worte hinreichend significante Übersetzung der französischen: *absence présumée* und *abs. déclarée* seyen. — Nur hin und wieder hat sich der Vf. von dem gedachten Grundsatze über die Terminologie entfernt, z. B. S. 421 des ersten Bandes, wo die Einweisungen in den Besitz des Abwesenden *missio ex primo* und *m. ex secundo decreto* genannt sind (doch wohl, wie Rec. glaubt, mehr einer beyläufigen Vergleichung wegen, als um diese Terminologie des bisherigen Rechts in die Doctrin des C. N. zu übertragen). — Ein kleines Versehen liegt übrigens darin, dass der Vf. das Wort *Vermuthung* S. 17 des ersten Bandes nicht in der französischen Bedeutung gebraucht. (Ihm selbst ist zu bekannt, wie wichtig eine in jeder Hinsicht bestimmte Sprache bey einem Werke, wie das vorliegende, seyn muss — zu bekannt, um in der Erwähnung einer solchen scheinbaren Kleinigkeit etwas Überflüssiges zu finden.)

Rec. hat, seiner Überzeugung gemäſs, die Meinung über das Ganze, so weit es vor ihm liegt, mit wahrem Vergnügen dahin ausgesprochen, dass der Vf. seinen Plan auf eine der deutschen Jurisprudenz und seiner selbst durchaus würdige Weise verfolgt habe. Was aber im Einzelnen etwa wider denselben gesagt ist, betrachtet Rec. durchaus nicht als eine nöthige Belehrung des Vfs., sondern nur, wie oft bey Recensionen seyn sollte, als Zugaben zu dem Gebrauche des Werkes — für das Publicum.

M. D. S. M.

FORTSETZUNG.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Reden bey der Confirmation der Jugend.* Herausgegeben von *Joh. Heinr. Schultze*, Prediger in Sahms, im vormaligen Herzogthum Lauenburg. Dritte u. letzte Sammlung. 1811. 140 S. 8. (9 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1806. No. 280.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JANUAR, 1812.

MEDICIN.

Berlin, b. Salfeld: *Annalen des klinischen Instituts an der kaiserl. Universität zu Wilna.* Von *Joseph Frank*, russ. kaiserl. Hofr., Prof. der speciellen Therapie und Klinik an der Universität zu Wilna, Ritter des St. Wladimir-Ordens 4ter Classe u. s. w. I und II Jahrgang. Aus dem Lateinischen übersetzt von *Jonas Meyer*, der Arzney- und Wundarzney-Kunst Dr., ausübendem Arzte zu Kalisz, im Herzogthum Warschau. 1810. I Jahrg. 187 S. II Jahrg. 103 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Annalen enthalten in der Hauptsache mehr nicht, als eine ohne alle Auswahl veranstaltete Sammlung und Beschreibung derjenigen Krankheitsformen, die im Verlaufe des Jahres in der Anstalt, welcher Hr. *F.* vorsteht, zu behandeln vorkamen. Dieser Beschreibung schickt der Vf. hie und da einzelne Notizen aus dem Schatze seiner Erfahrung voraus, vielfältig aber hebt die Erzählung ganz *ex abrupto* an. Jede der erwähnten Beschreibungen führt eine oder mehrere Krankheitsgeschichten als Belege in ihrem Gefolge, welche dann wieder besondere Anmerkungen begleiten. Ausser dem in Rec. Augen nicht so ganz richtigen Grundsatze, wonach Hr. *F.* die vermuthete Aufmerksamkeit der Welt auf Wilna's hohe Schule, und die daselbst bestehende klinische Anstalt zu weit, und sogar bis auf gleichgültige Dinge ausdehnt, scheint derselbe auch dem leider täglich mehr um sich greifenden Vorurtheile zu huldigen, dass alles Gewöhnliche lediglich durch seinen Ursprung in einer öffentlichen Anstalt ein eminentes Interesse für die Welt haben müsse, wodurch wir die meisten kritiklosen, und mit Umgehung aller theoretischen Ansichten, nur nach einseitigem Thatsachenwuste schnappenden Jahrbücher in Seichtheit und einschläfernde Gehaltlosigkeit entarten sehen. Jedoch soll dieses Urtheil dem Guten und wahrhaft praktisch Brauchbaren, das Hn. *F's.* Jahrbücher enthalten, keinen Eintrag thun.

Mit Übergehung dessen, was der Übersetzer in der Vorrede über den Einfluss individueller sowohl als äusserer Verhältnisse auf die Resultate des heilenden Wirkens, dann über die Vorzüge öffentlicher klinischer Anstalten für medicinische Erfahrung vor der gewöhnlichen Privatpraxis sehr wahr und passend vorträgt, und worin Rec. nur leisen Wiederschein dessen erkennt, was *Zimmermann* in seinem gehaltreichen Werke von der Erfahrung musterhaft zusammenstellte, wenden wir uns zu dem Inhalte der Annalen selbst. Nachdem Hr. *F.* in der Einleitung seine bisher zurückgelegte praktische Thatenlaufbahn in das gehörige Licht gestellt hat: so hören wir von ihm das freymüthige Geständniss, dass er bey den in so mancher Hinsicht unbestreitbar nützlichen praktischen Vorschriften, die er dem brownschen Systeme zugesteht, jenem Systeme, verleitet von dem Blendwerke einer warmen jugendlichen Phantasie, welches die Macht der scharfsinnigen väterlichen Lehren überwog, zu viel Gutes zugetraut habe. Als seinen grössten Irrthum hierin beschuldigt er den Glauben, die Arzneywissenschaft könne innerhalb den Grenzen eines Systems gesetzt und ausgebildet werden. Dass jene Blindheit keine ewige wurde, verhinderte, seinem Bekenntnisse zufolge, eine heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit, und die Gelegenheit, die geheimen Verrichtungen der Natur in Krankheiten zu beobachten. Diese Beobachtung habe die Wirkung gehabt, dass er sich der Fesseln schämte, welche die Liebe zum Systeme schmiedete, und in diesem Zustande der Freyheit die ängstlich gesuchte Stütze in der Beobachtung und in der Vernunft fand, wovon, seiner Meinung nach, die unbedingten Anhänger von Systemen sich am weitesten entfernen, indem vorgefasste Meinung die Beobachtung unmöglich machen müsse, und die Vernunft die Grenze der Erfahrung nie überschreite. In Festsetzung des eigentlichen Gebietes von beiden sey in den Werken eines Hippokrates, Sydenham und Bagliv bereits vorgearbeitet. Daher müsse das wiederholte Lesen der Werke jener Männer zur Erlangung einer dem Staate, wie dem Kranken, nützlichen Heilkunst empfohlen werden, in sofern jene Ärzte alles Urtheilen über die nächsten Ursachen der Krankheit und die verborgene Wirkung der Arzneymittel vermieden, dagegen ihre einzige Sorge die Beschreibung der Krankheitserscheinungen und die Bestimmung der Wirkungsart der gebrauchten Mittel seyn liessen. Alle, welche die Kunst mit nützlichen Vorschriften bereicherten, sind von jeher diesem Beyspiele gefolgt. Doch soll diese Behauptung unbeschadet des Guten bestehen, das in jedem Systeme enthalten seyn könne, und welches dem Arzte die Bekanntschaft mit den verschiedenen Theorieen zur Pflicht mache, ohne sie darum als unumstössliche Grundpfeiler der Therapie, zum Nachtheile des Lebens, zu verfechten. Als vorzügliche Stütze der oben erwähnten Irrthümer beschuldigt Hr. *F.* die Nomenclatur der Krankheiten, in sofern sie das

Gepräge von Hypothesen über das Wesen der Krankheit, wie die Benennungen Faulfieber, sthenisches, asthenisches Fieber u. s. w., trage, und als Bestimmung von Heilanzeigen genützt werde, wozu sie schlechterdings nicht berechtige. Vielmehr können die eigentlichen Heilanzeigen nur von folgenden Momenten entnommen werden: 1) von der Erfahrung der gröfsten Ärzte, mit gehöriger Rücksicht auf die Symptome und Ursachen der Krankheit; 2) von der Beobachtung dessen, was nützt und schadet; 3) von der Jahresbeschaffenheit (warum nicht den äufseren Einflüssen überhaupt?). Beherzigungswerth und von mehrerem praktischem Interesse ist übrigens die nähere Erörterung der erwähnten Momente; aber ihrer Gedrängtheit wegen keines Auszugs fähig. Hierauf theilt Hr. *F.* einige allgemeine fragmentarische Notizen über die innere Einrichtung der klinischen Anstalt mit, welche ihm den Stoff zu diesen Jahrbüchern liefert; allein der Leser bleibt über eine Menge von Dingen, die einer solchen Anstalt zum Ruhme oder zum Tadel gereichen, z. B. Topographie, Verhältnifs des Raumes zur Aufnahme der Kranken, Reinigungs- und Krankendienst - Wesen u. s. w., unbelehrt. Aufserdem möchte die von Hn. *F.* angegebene nicht sehr sanfte Construction der Betten seiner klinischen Anstalt aus Stroh, so viele Vorzüge sie vor dem Pferdehaar bey herrschenden Epidemieen oder unter wärmerem Himmelsstriche haben mag, mit der kalten Erdregion, worin Wilna liegt, etwas zu sehr contrastiren, selbst bey der Voraussetzung eines bedeutenden Grades von Rohheit der Nation, und wo nicht zurückschreckende Armuth, doch zu militärischen Zuschnitt verrathen, so wie die Ausspendung der Kost für Convalescenten, deren Verdauungsorgane doch immer noch Schonung verlangen, in einer täglichen Gabe von 8 bis 10 Pfunden, ohne Trank, wobey sich allein 2 Pfund Roggenbrod befinden, auf ungeheure Rüstigkeit der Leibesconstitution berechnet scheint, wenn wir sie von dem Vorwurfe unnöthiger Verschwendung und Zweckwidrigkeit frey sprechen. Den Beschlufs der Einleitung macht eine topographische Skizze der Stadt Wilna. Das 1 Cap. der *Annalen* selbst räumte Hr. *F.* den *rheumatisch - katarrhalischen Fiebern* ein. Diese Krankheitsform, heifst es im Eingange, lasse aufser ihrem sthenischen oder asthenischen Charakter (also doch Toleranz für Worte, die als Bastarde von Hypothesen betrachtet werden müssen, und nicht so ganz rein von den Hefen des verschollenen Brownismus) in den meisten Fällen noch etwas Eigenthümliches und Besonderes bemerken, welches mit dem Grundbegriffe der Sthenie und Asthenie divergire. Worin diese Eigenthümlichkeit bestehe, wird verschwiegen. In der vorausgeschickten Beschreibung der endemisch - entzündlichen Constitution dieser Krankheit findet Rec. nichts, was einer besonderen Aufmerksamkeit werth wäre. Die Heilart soll eine einfache ganz passive gewesen seyn. Sie bestand in einem Gersten- oder Eibisch - Absude mit Sauerhonig oder Mohnsyrup. Gegen Ende der Krankheit wurde essigsaures Ammonium, oder ein Pulver aus Brechwurzel mit Mohnsaft gereicht. Bey Schmerz auf der Brust legte man ein Zugpflaster auf letztere, bey schmerzendem Kopfe hingegen auf die Waden. Wollte das Fieber den erwähnten Mitteln in der gewöhnlichen Zeit nicht gehorchen: so wurde ein Arnica-, Angelica- oder Sennega - Aufgufs, mit einigen Gran Kampher oder mindererischem Geiste, alle 2 Stunden zu nehmen (in welcher Gabe, ist nicht gesagt) verordnet. Bey sthenischen Erscheinungen wurde zur Ader gelassen und Salpeter, bey gastrischen Symptomen Brech- oder Abführ - Mittel gegeben. Rec. findet in diesem nicht so ganz passiven Benehmen durchaus nichts als den ganz trivialen Schlendrian, wie er vor einem Jahrhunderte im Schwunge war, und den Hr. *F.* wahrscheinlich wieder aus der Vergessenheit zu ziehen beeifert ist. Wie konnte er ihm sonst einen Platz in seinen Annalen gönnen! Um übrigens dem Leser zu zeigen, wie wichtig und lehrreich die von Hr. *F.* gelieferten Krankheitsgeschichten seyen, theilen wir die erste derselben als Muster wörtlich mit. Ein 38jähriger, dem Trunke ergebener Bedienter war schon seit 6 Jahren mit einem Husten behaftet, bey dem sich hin und wieder Spuren von blutigem Auswurfe zeigten. Er bekam am 2 October, nachdem ihn sein Herr körperlich gezüchtigt hatte, ein Katarrhfieber, mit grofser Mattigkeit und Druck in der Gegend des Magens. Am 7ten kam er in die Anstalt. Der Puls war nicht sehr beschleunigt, aber weich. Es wurde ihm eine Abkochung von Althea und Sennega verordnet. Am 7 Tage nach dem Eintritte des Fiebers wich die Krankheit, unter reichlichem allgemeinem Schweifse. In der Besserung nahm er eine Abkochung von isländischem Moose. Wie, und warum? ist verschwiegen. Am 11ten verliefs er das Krankenhaus ganz gesund; sogar der habituelle Husten hatte ihn verlassen. Die beygefügte Anmerkung, worin Hr. *F.* eigentlich als klinischer Lehrer auftritt, heifst wörtlich wie folgt: Ich habe bereits gesagt, dafs die Katarrhfieber im October oft einen chronischen Husten zurücklassen. In diesem Falle scheint das Gegentheil geschehen, und der Kranke durch das Fieber seinen chronischen Husten losgeworden zu seyn. Ich sage: es scheint, denn ich zweifele sehr, ob er ihn nachher nicht wieder bekam. Doch habe ich auch bisweilen Fälle gesehen, wo ein hinzugekommenes acutes Fieber den chronischen Katarrh merklich hob. In der Anmerkung zur 3ten Krankheitsgeschichte heifst es: Ich wage es nicht, in diesem Falle, dessen Gehalt übrigens mit dem der oben erzählten Krankheitsgeschichte gleich interessant ist, zu bestimmen, ob das gereichte Brechmittel nöthig gewesen sey oder nicht. Und doch wurde es gegeben! Mit welcher Überzeugung? Wahrscheinlich zur Probe, und nach dem von Hn. *F.* in Schutz genommenen Princip: *a juvantibus et nocentibus judicium*, wovon man schon in dem Kindesalter der Heilkunde, und ohne Hn. *F's.* Vermittelung, Fertigkeit genug hatte. Weiter lesen wir in derselben Anmerkung, welche die Stelle einer Erläuterung der ihr vorangehenden Krankheitsgeschichte vertritt: Es

möchte schwer auszumitteln seyn, ob die Entscheidung der Krankheit am 7 Tage dem Gebrauche der Arzneymittel oder dem eigenthümlichen Verlaufe des Fiebers zuzuschreiben sey. Dem sey aber wie ihm wolle: so bleibt es merkwürdig, dass der Kranke mit dem Erbrechen, ohne grosse Anstrengung, Blut auswarf. Rec. findet hierin nichts zu bewundern, da selbst bey dem gelindesten Drange zum Erbrechen die Abdominalgefäse auf die Folter gespannt sind, und bey nicht sehr fester Constitution leicht zum Ergusse des in ihnen enthaltenen Saftes bestimmt werden. Übrigens mag Hr. *F.* sich bey seinen Schülern durch das Zutrauen, das er ihnen zu seiner Kunst und seinem Wirken am Krankenbette durch Zweifel, wie der oben erwähnte, einflösst, sehr in Credit setzen. Wer will es dem Kranken bey der Erkenntniss solcher Blössen des Arztes verdenken, wenn er ausruft: Natur, hilf dir selbst! Soll die Welt bey solcher Lage der Dinge zu tadeln seyn, wenn sie sich dem Zweifel hingiebt, ob sie mit oder ohne Ärzte glücklicher sey. Von ähnlichem Gehalte sind die übrigen klinischen Bemerkungen in diesem Capitel, wesshalb wir den Leser mit ihrer weiteren Mittheilung verschonen. Das 2 Cap. enthält ein einziges Muster von *Katarrh ohne Fieber*, wobey man am 4 Tage der klinischen Behandlung zur Probe eine Blutausleerung von 8 Unzen, dann zwey Tage hierauf die schwefelsaure Magnesia, welche 6 Stuhlgänge bewirkte, versuchte, und wirklich mit glücklichem Erfolg. Was Hr. *F.* in der Anmerkung von dem Aderlassen bey den gewöhnlichen Katarrhen überhaupt sagt, ist allerdings von praktischem Werthe, und contrastirt nicht wenig mit seinem gleich wieder hinterdrein geschickten Zweifel, wie das oben erwähnte Abführungsmittel gewirkt haben möge. 3 Cap. *Typhus.* Unter diesem Namen begreift Hr. *F.* ein meistens ansteckendes Fieber, mit hervorstechend ergriffenem Nervensysteme, bey welchem oft Flecken und andere Hautausschläge erscheinen. Die Benennung Typhus zieht er anderen Bezeichnungen dieses Fiebers vor, weil sie keiner Hypothese ihren Ursprung verdankt, auf keine daraus abgeleitete allgemeine Heilmethode deutet, und jetzt beynahe in ganz Europa üblich ist. Rec. übergeht die Einwendungen, welche die erwähnte Sacherklärung leidet, und rügt nur den in der That zu weiten Spielraum, welchen Hr. *F.* seinem Typhus in den beygefügten Krankheitsgeschichten einräumt, indem er ihn sogar auf Katarrhfieber ausdehnt, bey welchen sich keine rein-entzündliche Differenz zu erkennen giebt, oder wo die Kräfte des Lebens wegen eines vorausgegangenen entzündlichen Sturmes danieder liegen. Die Folge davon ist, dass er dem Typhus beym ersten Angriffe bald mit Bisam, Kampher, Äther u. s. w., bald mit auswurfbefördernden Mitteln (was er damit meine, behält er bey sich) zu Leibe geht, hier Spiesglas, Sauerelixir, Blasenpflaster, dort Eisaufschläge, essigsaures Ammonium, Arnica-, Angelica-, Polygala- und Fingerhut-Aufguss, ja sogar Blutwürmer, vorzüglich gegen das Irrereden, anwendet, und überhaupt kein constantes Heilverfahren zeigt. Ausserdem wird nicht nur in jedem individuellen Falle der Kampf mit neuen, anders gearteten Waffen geführt, ohne über das eigentliche Warum die nöthigen Aufschlüsse zu geben, sondern wir sehen überdiess in ewigem Wechsel bald dieses, bald jenes Mittel an die Reihe kommen, ohne von den Gründen hiezu etwas zu hören. Welchen Gewinn vermag wohl die Welt aus solchen Erfahrungen zu ziehen! Mit dem Mohnsafte will Hr. *F.* im Typhus nichts zu thun haben. Ausserdem fühlt er die Überzeugung, dass der Fleckfiebertyphus bey seinem eigenthümlichen Verlaufe, wenn letzterer in der Ordnung (worin mag wohl diese bestehen?) und nach dem Genius des Leidens Statt findet (wie hieroglyphisch!), alle Arzneyen entbehrlich mache. Wahrscheinlich liegt hiebey wieder das Räthsel in dem eigenen Begriffe, den Hr. *F.* von dem Typhus aufzustellen beliebt. Rec. könnte hierauf einwenden, dass er jederzeit nur das Gegentheil beobachtet habe. Allein wozu eine solche Einwendung, wenn Hr. *F.* sie damit abfertigt, dass die angeblichen Fleckfieber ihren Lauf nicht in der Ordnung machten, welche er ihnen anzuweisen für gut fand? Doch kann es mit jener Ordnung so genau nicht genommen werden, da Hr. *F.* während ihrer Dauer seinen Kranken alle 2 Stunden mit einem Löffel voll rothen Weins erquickte, der jedoch bey ihm für keine Arzney gilt, wahrscheinlich, weil er nicht aus der Apotheke kam. Den Durchfall hielt Hr. *F.* im Typhus für ein gleichgültiges Symptom, gegen das er nur im äussersten Nothfalle (also doch Noth) flüchtigen Einreibungen, gewürzhafte Überschläge und 8 bis 10 Tropfen Laudanum in Klystier gebraucht. Den Schluss dieses Capitels macht die Beschreibung eines typhösen Fiebers, das im Jahre 1806 in Lithauen epidemisch herrschte, wogegen anfänglich wegen vorhandener gastrischer Anzeigen Brechmittel, bald aus Ruhrwurzel, bald aus Brechweinstein gereicht; dann das Heilverfahren auf Erhaltung der Kräfte, gerichtet wurde. Bey den erregenden Arzneymischungen, womit man jenen Zweck zu erreichen suchte, wurde dem Kranken Limonade zum Getränke verordnet. Überdiess will Hr. *F.* bey einem seiner am Typhus daniedergelegenen Kranken Nutzen von dem Waschen mit kaltem Wasser, nach *Currie's* Vorschrift, gesehen haben, und bedauert, in allen anderen Fällen durch Gegenanzeigen, die er uns jedoch verschweigt, davon abgehalten worden zu seyn. Nach wurmtreibenden Mitteln, die bey vielen Typhuskranken gereicht wurden, sollen nicht mehr Würmer abgegangen seyn, als nach dem Gebrauche anderer Arzneyen. Ein Beweis, wie vielerley Zielscheiben Hr. *F.* bey der Behandlung seines epidemischen Typhus hatte. Überhaupt giebt er sich an mehreren Stellen des Buchs als neuen Apologeten der längst ausser Mode gekommenen Wurmcomplicationen zu erkennen. 4 Cap. *Gastrische Fieb*... Nach der Einleitung zerfallen diese Fieber in einfache gastrische, oder solche, die lediglich Brech- und Purgir-Mitteln weichen, dann in solche, welche nebenbey noch ein kühlendes Verhalten, oder das Ge-

gentheil verlangen, und sonach sthenisch oder asthenisch-gastrische Fieber genannt werden können. Die beygefügten Krankengeschichten verbreiten das nöthige Licht über das Gesagte, enthalten aber übrigens durchaus nichts Besonderes. Die Verbindung des Kamphers mit Salpeter, zu deren Reichung Hn. *F.* bey gastrischen Fiebern typhöse Complication bestimmte, entschuldigt er damit, dass sie ihm gute Dienste that (was er jedoch *a priori* nicht wissen konnte), dann mit dem Ansehen grosser Heilkünstler, welche, nach angestelltem Aderlassen, sich dieser Formel mit Nutzen bedienten, wo, ausser den entzündlichen Symptomen, sich Nervenzufälle einstellten. Wir wollen es glauben, verlangen aber den Beweis, dass der Kampher die Zumischung des Salpeters wirklich bedurfte. Übrigens wird Hr. *F.* uns nicht zumuthen, grosse Ärzte für unfehlbar zu halten, noch weniger die Missgeburten früherer Perioden der Chemie dem gegenwärtigen Zeitalter als Muster aufstellen wollen. 5 Cap. *Natürliche Blattern.* Hier erfahren wir, dass in dem nördlichen Europa die Blattern leider die seltene Erscheinung bey weitem noch nicht sind, wie in jenen Gegenden des Südens, wo man, wie in Baiern, Illyrien u. s. w., dem Vorurtheile gegen die Impfung, so gerecht als bey jeder anderen Epidemie der Verbreitung, mit Zwangsmitteln begegnet, was auch immer ein übelverstandener Philanthropinismus hiegegen einwenden mag. Bey der Besorgniss, es möchte das Blatterngift, dessen Einsaugung Hr. *F.* bey dem schnellen Abtrocknen der Blattern als nachtheilig fürchtete, früher oder später gefährlich werden, verordnete er prophylaktisch 2 Fontanelle an die Arme. Allein die Kranke war hierin anderer Meinung, und dankte für diese Geisel, worin sie nach Rec. Dafürhalten so Unrecht nicht hatte. Überhaupt möchte Hr. *F.* Mühe haben, bey gegenwärtiger Stimmung der Gläubigen das bleyerne Zeitalter der Fontanelle und Haarseile wieder aus seinem Schlummer zu wecken. 6 Cap. *Masern.* Enthält nur 2 oberflächlich beschriebene Muster, und bey dem Mangel aller Belehrung scheint es nur zur Füllung des Raumes vorhanden. 7 Cap. *Rose.* Diese Krankheit befalle in Litthauen vorzüglich das Gesicht und die Füsse der Einwohner. Die Lehren über ihre Behandlung sind nur Wiederholung dessen, was wir von *Selle*, *Stoll* und anderen Ärzten längst wussten. 8 Cap. *Hirnentzündung.* In dem aufgestellten Muster dieser Krankheit, worin wir ein unordentliches Gemisch entzündlicher und typhoser Symptome erkennen, sah sich Hr. *F.* durch das Irrereden und krampfhaftes Lächeln bey verminderten Schlägen der Ader und eigener Beschaffenheit des Gesichts zu dem Schlusse auf *Encephalitis* oder hämorrhoidalische Entzündung bestimmt. Weil ferner bey einem Manne, der einst in Pavia an einer ähnlichen Krankheit starb, Würmer im Darmcanale gefunden wurden; so nahm man keinen Anstand, auch hier Würmer zu vermuthen. Die Cur begann, wie natürlich, mit einer Salpeterauflösung und Sauerhonig. Bey Wahrnehmung typhöser Exacerbation wurden die Schläfe mit 12 Blutwürmern behangen, Zugpflaster auf die Waden gelegt, der Unterleib mit flüchtiger Seife gerieben und Bähungen übergeschlagen, Brechweinstein in Klystieren beygebracht, Valeriana und Arnicaaufguss gereicht, in der Zwischenzeit hingegen Calomel, Rhabarber und Klatschrosenthee gegeben, und endlich die Behandlung mit einer mit Berberizensaft vermischten Brechweinsteinauflösung beschlossen. Dieses Quodlibet von Heilart, welches für den Schüler ein erbauliches Muster seyn mag, rechtfertigt Hr. *F.* durch sein freymüthiges Geständniss, dass er beym Verordnen selbst nicht gewusst habe, woran er eigentlich sey, und darum nur prüfend zu Werke ging. Schoss unter so heterogenen Mitteln das eine fehl: so musste doch vielleicht das andere treffen. Vieles, sehr Vieles hätte die Kritik über dieses lehrreiche Capitel noch zu sagen, wenn nicht Schonung der Geduld des Lesers es untersagte. 9 Cap. *Schlagfluss.* Der hier aufgestellte Kranke wurde durch Wegnahme eines Pfundes Blut aus der Fussader und durch Salpeterauflösung geheilt. Hr. *F.* schliesst die Erzählung dieses Meisterstücks mit einem dankenden Seufzer zum Himmel, dass er ihm einen solchen Kranken erst jetzt, und nicht damals in die Hände geführt habe, als er noch unter der Fahne der brownschen Lehre diente. Denn welcher Anhänger Brown's würde wohl hier eine Aderlass gewagt, und nicht lieber Äther und Ammonium angewandt haben? 10 Cap. *Raserey.* Ein vorzügliches Gewicht legt Hr. *F.* in dem einzigen, wenig Belehrung gewährenden Muster dieser Krankheit auf die Schwierigkeit der Unterscheidung der wahren idiopathischen Geisteszerrüttung von febrischen Nervenzufällen, welche wohl einem auch nur mässig geübten Blicke so schwer nicht fallen möchte. 11 Cap. *Lungenentzündung.* Diese Krankheit war bald von rheumatisch-asthenischem, bald von sthenischem Charakter. Erst wenn das versuchte antiphlogistische Heilverfahren einige Linderung verschaffte, that Hr. *F.* den Ausspruch, dass die Krankheit sthenischer Natur sey. Wie meisterhaft! Dass übrigens manche Affectionen der Lunge von entzündlichem Anstriche doch die Behandlung der reinen Entzündung ausschlagen, ist eine Wahrheit, welche der grauen Vorzeit schon bekannt war, und an die es keiner Erinnerung bedarf. 12 Cap. *Lungenschwindsucht.* Ein Herumtappen nach Mitteln, zur Linderung der dringendsten Zufälle, worunter der Wasserfenchel und das essigsaure Bley nicht vergessen sind, ist alles, was Hr. *F.* uns hier zum technischen Behufe mittheilt. Nicht uninteressant ist der von ihm beobachtete Fall, wo ein 4jähriges Mädchen, nach einem 2jährigen heftigen Husten mit Blutspucken, Eiterauswurf und schleichendem Fieber, unter unbändigen Erstickungszufällen, Eiter mit vielem Blute gemischt auswarf, worin sich eine halbverfaulte Kornähre befand, worauf alle Zufälle nachliessen, und die grösste Hoffnung der Besserung eintrat.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JANUAR, 1812.

MEDICIN.

BERLIN, b. Salfeld: *Annalen des klinischen Instituts an der kaiserl. Universität zu Wilna.* Von *Joseph Frank* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

13 Cap. *Leberentzündung.* Sie erschien mit typhöser Complication. Doch bestimmte die vorwaltende Affection, und ein Etwas, das sich nach der Äusserung Hn. *F's.* nicht sagen lässt, zum Abzapfen des Blutes, wodurch der Kranke gerettet wurde. Wahrscheinlich war das unbekannte Etwas eine Art von Instinct. Ist letzterer von contagiöser Natur, so dass er sich auf den Lehrling fortpflanzen lässt: so wünscht Rec. den *frankschen* Schülern Glück; wo nicht: so sind sie zu bedauern, denn wie wollen sie, ohne in das unbekannte Etwas eingeweiht zu seyn, mit den einseitigen Lehren ihres Meisters in ähnlichen Fällen auskommen! 14 Cap. *Gelbsucht.* Zu ihrer Behandlung bediente man sich des ganz gewöhnlichen Leistens. Ausserdem hören wir noch, dass die Kranke gleichzeitig an *Nyctalopie* litt, und während der Cur Pflanzenkost und Kalbsleber genoss. Dieser Umstand, vereint mit der Wahrnehmung, dass einst in Pavia die Nyctalopie nach dem Genusse von Kalbsleber verschwand, bestimmte Hn. *F.*, auch hier der Kalbsleber den meisten Antheil an der Heilung derselben zuzuschreiben, wiewohl er gleich hinterdrein wieder bezweifelt, ob Kalbsleber specifisch gegen Nyctalopie wirke, indem sie hiebey bloss als nährendes Mittel aufzutreten scheine, und man ihm erzählt habe, dass auch durch Speck, womit man alle Speisen versetzte, die Nyctalopie ausblieb. Welche Fundgrube für medicinische Technik! Übrigens weiss Rec. bey so bewandten Umständen sich nicht zu entziffern, warum Hr. *F.* gerade der Kalbsleber, und nicht eben so gut einer Schöpsen- oder Rinds-Keule oder Methwurst sein Loblied anstimmt. 15 Cap. *Wassersucht.* Rec. findet in diesem Capitel durchaus nichts, was die Aufzeichnung in Jahrbüchern verdiente; man müsste denn die fruchtlosen Versuche mit den gegen diese Krankheit gerühmten Mitteln, z. B. der Salpetersäure, dem Fingerhute u. s. w., hiefür gelten lassen. 16 Cap. *Durchfall.* Der Kranke erhielt das dover'sche Pulver, Quassiaholz, Columbowurzel und Laudanum. Da aber diese Mittel nicht viel helfen wollten: so liess man ihn ohne Arzney, und siehe da, er wurde von sich selbst gesund. Was sollen wir hieraus lernen? Vielleicht bey ähnlichen Fällen ein Gleiches zu thun? 17 Cap. *Bandwurm.* In dem mitgetheilten Krankheitsmuster war man so glücklich, mit einem Aufgusse von Sennesblätter und Ricinusöl ein kopfloses Stück des Wurmes zum Abgange zu zwingen. Gegen das zurückgebliebene Kopfende hingegen wurde die Farnkrautwurzel und Gummigutt vergebens versucht. 18 Cap. *Entzündung des Bauchfells.* Ohne allen theoretischen sowohl als technischen Gehalt. 19 Cap. *Entzündung des Fruchtbehälters.* Sie war durch häufigen Genuss von Wein und übertriebenen Beyschlaf während der Monatreinigung erregt. Auf die gastrische Complication wurde aus dem Nutzen eines gereichten Abführungsmittels, das (warum? räth Rec. nicht) aus Rhabarber bestand, geschlossen. 20 Cap. *Empfängniss im Eyerstocke.* Ein nicht uninteressanter Fall für die Diagnostik, die, ob er gleich Hn. *F.* zum zweyten Male vorkam, doch an ihm scheiterte, und von der den Eyerstöcken vorzüglich eigenen hydropischen Complication getäuscht wurde. 21 Cap. *Wochenbette*, hätte als total indifferente Sache wegbleiben können. 22 Cap. *Mutterbeschwerden.* Ihr Daseyn wurde aus krampfhaften Zufällen, welche vorzüglich den Kopf, das Gesicht, Sprach- und Athem-Organe ergriffen, und dem Eintritte von Herzklopfen und Taubheit gefolgert. Neben den bekannten krampfstillenden Mitteln wurde das Fingerhutkraut aus dem Grunde angewandt, weil das Herz ergriffen war, und Hr. *F.* jene Pflanze für ein Specificum gegen Herzenszufälle hält, welche Ehre es sich durch einen früheren Dienst gegen Herzklopfen im wiener Krankenhause erwarb, obwohl dort gleichzeitig mit ihr das hallerische Sauerelixir gebraucht wurde. Wir erkennen hieraus, dass Hr. *F.* sich hütet, eine lecke Stelle, sie sey idiopathisch oder sympathisch, ohne lindernden Balsam zu lassen, ganz im rein empirischen Geiste seines gegenwärtigen Glaubens. Unter den Mitteln, welche er der sogenannten Hysterie, die in diesem Capitel (aus welchem Grunde, sieht Rec. nicht ein) bey den Mutterbeschwerden abgehandelt wird, entgegensetzt, lesen wir die Meerzwiebel und den Hauhechel (*ononis spinosa*), welche wegen ihrer harntreibenden Kraft als Zeugen aufgerufen werden, dass in dem Falle, wo sie Hülfe leisteten, Krampfwassersucht vorhanden war. Eine Blatter, welche am Ende eines hysterischen Paroxysmus an der Nase hervorbrach, hatte Hr. *F.* in starkem Verdachte, dass sie kritisch gewesen seyn möge. 23 Cap. *Fallsucht.* Was wir unter diesem Titel Merkwürdiges erfahren, besteht einzig darin, dass ein 9jähriges fallsüchtiges

Mädchen in die klinische Anstalt kam, und ungeheilt wieder hinwegging. 24 Cap. *Rheumatismus.* Ausser einer Apologie der Brechmittel im acuten Rheumatismus, hauptsächlich weil ein Freund des Vfs. in Berlin ihnen das Wort redete, lesen wir hier weiter nichts, als längst abgedroschene Dinge. 25 Cap. *Venerisches Übel.* Wir erstaunen hiebey zu vernehmen, dass Hr. *F.* den künstlich erregten Speichelfluss zur radicalen Heilung der Lustseuche für schlechterdings nothwendig hält, in welcher Hinsicht er sich auf eigene hundertfach bestätigte Beobachtung beruft. Was es mit diesen Beobachtungen für eine Bewandtniss habe, mag man daraus abnehmen, dass Hr. *F.* bey dem als Muster aufgestellten Kranken, den er geheilt entliess, und der trotz alles Zwanges zur Salivation dennoch nicht salivirte, den während der Behandlung erfolgten Bauchfluss für ein Surrogat des Speichelflusses annimmt, und auf diesem Glauben ganz treuherzig besteht. Welcher Kranke sollte bey seinem syphilitischen Leiden, das er der Welt gern geheim halten möchte, das *franksche* Surrogat nicht lieber in dem ersten besten Laxirmittel ergreifen, als sich dem verrätherischen Quecksilber, oder gar der lästigen Salivation hingeben! Warum aber stimmt Hr. *F.* das Lob der Salivation so hoch an, wenn das Laxiren gleiche Dienste thut? Was will er übrigens den häufigen Beobachtungen der angesehensten Ärzte entgegnen, die seit 20 Jahren mit der Lustseuche ohne Speichelfluss fertig wurden, und es noch täglich werden, selbst da, wo sie sich von Surrogaten der Salivation, wie das eben erwähnte, verlassen sehen? Vielleicht sind alle blind, oder mit ganz anderen Beobachtungsorganen, als Hr. *F.*, versehen. Noch räth Hr. *F.*, dem Gebrauche des Quecksilbers die Salpetersäure vorauszuschicken, weil sie die Fieberhitze dämpfe, die Kräfte hebe, und dem Quecksilber den Weg bahne. Aus welcher Quelle mag er wohl diese Kunde geschöpft haben, die wie der Aushängezettel eines Marktschreyers klingt, der für Hauen und Stechen Hülfe verheisst. Hr. *F.* schliesst dieses Capitel mit dem wichtigen Ereignisse, dass ein Lustseuchen-Kranker in die Anstalt aufgenommen, und auf sein Gesuch wieder entlassen wurde. 26 Cap. *Entzündung der Hoden.* Scheint nur zur Ausfüllung des Raums vorhanden. 27 Cap. *Chanker der Ruthe.* Rec. wundert sich, diesen Gegenstand hier, und nicht im 25 Cap., wohin er seiner Natur nach gehörte, zu finden. Auch muss es auffallen, dass Hr. *F.* den Kranken durch die einseitige Amputation des Zeugungsgliedes geheilt wähnte, und ihn aus der Klinik entliess, ohne ihm etwas Speichel abgezapft zu haben, in sofern er, wie wir eben hörten, die Möglichkeit der Heilung syphilitischer Krankheiten ohne Salivation leugnet.

Zweyter Jahrgang. Nach einer sehr mageren Erzählung höchst gleichgültiger Dinge, z. B. dass der Vf. einige Tage über die Ferienzeit in Petersburg verweilte, und darum die Klinik etwas später anfangen musste u. s. w., ist auch hier wieder das 1 Cap. den *Katarrh-* und *rheumatischen Fiebern* geweiht. Der Kranke des aufgestellten Musters, der anfänglich, des Daseyns typhöser Erscheinungen ungeachtet, gelinde antiphlogistisch behandelt wurde, bald hierauf rothmachende Mittel Arnica- und Serpentaria-Aufguss, Kampher und Bisam erhielt, musste sich am 10ten Tage der Behandlung, nachdem die erwähnten Mittel keine Besserung zeigten, und wegen Hartnäckigkeit des Hustens, zu einer Aderlass von 6 Unzen bequemen, worauf er, wie leicht voraus zu sehen war, mit Riesenschritten dem Tode zueilte, der am Tage darauf erfolgte. Bey diesem Herumtappen in der Irre, wahrscheinlich nach dem Grundsatze: *a juvantibus et nocentibus judicium*, kann Rec. nicht begreifen, warum man das Blutlassen in der ersten Periode der Krankheit, wo man andere *antiphlogistica* mit Erfolg anwendete, überging. 2 Cap. *Typhus.* Ausser dem ewigen, keinen festen Heilplan verrathenden, Wechsel mit den gebrauchten Mitteln, worunter wir den Salpeter mit Kampher abermals an der Reihe finden, sehen wir auch in diesem Krankheitsmuster, am Ziele einer brownisch erregenden Laufbahn, den Tod durch das Wagestück eines Aderschlags, wovon das oben erwähnte Beyspiel schon hätte zurückschrecken sollen, beflügelt. Was zu Anfange und am Ende dieses Capitels von der epidemischen Constitution des von Hn. *F.* in Polen beobachteten Typhus gesagt wird, lässt keinen Auszug zu. 3 Cap. *Gastrische Fieber.* Enthält nichts, was man nicht in allen Schriften über diese Krankheit weit zweckmässiger gesagt findet. Das einzige hier mitgetheilte Muster dieser Krankheit wurde dem Tode zu Theile, dessen raschen Eintritt Hr. *F.* nicht zu enträthseln vermochte. 4 Cap. *Wechselfieber.* In dem allgemeinen Gemälde der Constitution eines in Litthauen herrschend gewesenen Wechselfiebers finden wir die gastrische Complication in den meisten Fällen als etwas Besonderes angeführt. Nach Rec. vielfältig angestellter Beobachtung möchte es schwer seyn, ein Wechselfieber ohne jene Complication zu finden, die gleichsam zu dem Wesen jener Fieber zu gehören scheint. 5 Cap. *Scharlach.* Was Hr. *F.* hier von dem Missbrauche der schweisstreibenden Methode sagt, wussten wir längst; überdiess finden wir es in mehreren neueren Schriften, worunter Rec. nur die Werke eines *Stigliz* und *Benedict* erwähnt, weit trefflicher und lehrreicher. 6 Cap. *Wassersucht des Zellgewebes.* Hr. *F.* rühmt den Nutzen, welchen ihm gegen diese Krankheit ein Wachholderbeerenaufguss mit Salpeter und Sauerhonig bewies. Sonderbar und keiner Nachahmung werth findet Rec. die Vermischung des Fingerhutpulvers mit Quecksilbersalbe, welche Hr. *F.* bey dieser Gelegenheit in den Unterleib einreiben liess. 7 Cap. *Masern.* Völlig unerheblich. Mit den in Pulver verwandelten Blättern der Tollkirsche will Hr. *F.* den nach der erwähnten Krankheit zurückgebliebenen Stickhusten gehoben haben. 8 Cap. *Hitziger Rheumatismus.* Ohne allen praktischen Gehalt. Übrigens sieht Rec. nicht ein, warum dieser Gegenstand

hier ein besonderes Capitel einnimmt, da das Wenige, was hiebey von der Complication mit dem Weichselzopfe gesagt wird, nicht gehindert hätte, diese Krankheit oben zugleich mit dem rheumatischen Fieber abzuhandeln. 9 Cap. *Entzündung der Zunge* und *Bräune der inneren Mundhöle.* Einige flüchtig hingeworfene Äusserungen gegen das' Scarificiren der Zunge, als nachtheilig und gefährlich, wobey Hr. *F.* jedoch nur eine einzige Erfahrung für sich hat, sind das Einzige, was Rec. der Erwähnung würdig findet. 10 Cap. *Lungenentzündung.* Hr. *F.* rühmt bey dieser Krankheit die heilsame Wirkung blutiger Schröpfköpfe, zur Hebung des Schmerzes, der nach dem Blutlassen in der Lebergegend zurückbleibt. Gegen die Brust- und Lungen-Wassersucht, die er häufig nach Lungenentzündungen beobachtet haben will, und die oft den Grund des tödtlichen Ausganges dieser Krankheit enthalten soll, wird die Abkochung des Hauhechels (*ononis spinosa*) empfohlen, dagegen der Fingerhut und die Meerzwiebel, als dem fieberhaften Zustande nachtheilig, missrathen. 11 Cap. *Luftröhren- und Lungen-Schwindsucht.* Die Kehlkopfsschwindsucht, der in diesem Capitel gedacht wird, soll hauptsächlich das männliche, selten oder nie das weibliche Geschlecht befallen. Wenn man den diagnostischen Theil der aufgestellten Muster dieser Krankheit abrechnet: so sind sie ohne weiteres praktisches Interesse, da die von Hn. *F.* angewandte Kunst nichts gegen die Krankheit vermochte. 12 Cap. *Brustwassersucht.* Hr. *F.* setzte ihr ein buntes Gemische von Mitteln nach allgemeinen Indicationen entgegen, und war so glücklich, seine Mühe einige Male mit Erfolg gekrönt zu sehen. Welchem Mittel hingegen, oder welcher Methode darum die Palme ausschliesslich gebühre, bleibt die Frage. 13 Cap. *Geschwür im Magen.* An dem einzigen Muster dieser Krankheit, welches uns Hr. *F.* mittheilt, scheiterte die Kunst. Was jedoch den Vorfall der Mittheilung werth macht, ist sein diagnostischer Gehalt. 14 Cap. *Leber-Entzündung, Verstopfung und Gelbsucht.* Enthält durchaus nichts Merkwürdiges, es sey denn der Umstand, dass Hr. *F.* durch das während der Behandlung eingetretene Nasenbluten sich bestimmt sah, die äusserlich zum Einreiben gebrauchte Quecksilbersalbe mit der Salpetersäure zu vertauschen; warum? mag der Leser errathen. 15 Cap. *Durchfall* und *Ruhr.* Nach einem ausführlichen Gemälde der von ihm beobachteten Ruhrepidemie, macht uns Hr. *F.* mit seiner Heilmethode dieser Krankheit bekannt, die im Gebrauche von Rhabarberaufguss mit arabischem Schleime und Mohnsaft, ferner in Columbowurzelabkochung mit Mohnsaft und Zimmtsyrup, oder auch in dem Pulver jener Wurzel zu 10 Gran, mit 2 Gran Brechwurzel, eben soviel Mohnsaft, und 4 Gran Muscatenblüthe bestand. Rec. erkennt in dem Wesen dieser Verordnung ganz die alte herkömmliche Behandlungsart dieser Krankheit. Vielleicht wähnt Hr. *F.* sie vergessen (worin er Unrecht hat), und will sie nur wieder in das Gedächtniss rufen. 16 Cap. *Nierenentzündung, Verengerung der Harnröhre,* und *Stein in der Blase.* Das hier Gesagte findet sich in allen Lehrbüchern der Wundarzneykunst, und die aufgestellten Muster dieser Krankheiten sind für Jahrbücher bey weitem zu trivial und gehaltlos. 17 Cap. *Verhaltene Monatreinigung, Wochenbett, Mutterentzündung* und *Milchfluss.* Ein wahres Quodlibet, woraus der Leser am Ende so klug ist, als im Anfange. In der durch den Milchfluss abgeschiedenen Milch will Hr. *F.* auf das Pfund eine Quente Zucker mehr als in der Milch der normalen Absonderung gefunden haben, was in ihm den Gedanken einer Ähnlichkeit jener Krankheit mit der honigartigen Harnruhr erregte. 18 Cap. *Fallsucht* und *Lähmung.* Nur wenige magere Zeilen. Eine epileptische Person wurde, nachdem man die gegen diese Krankheit gepriesenen Mittel fruchtlos versucht hatte, ungeheilt entlassen. Die Lähmung eines Untergliedmasses wich dem Abbrennen eines baumwollenen Cylinders auf dem kranken Theile. 19 Cap. *Mundfäule, venerisches Übel* und *äussere Krankheiten.* Diese 21 Zeilen sind so völlig gehaltlos, dass Rec. nicht begreift, warum sie eigentlich dastehen, noch weniger, warum sie die ihnen gegebene Überschrift führen. So heisst z. B. im Anfange die ganze Rubrik der Mundfäule: Von 12 Soldaten mit Skorbut wurden 3 geheilt, einer starb, die übrigen gingen so hinweg. Die hierauf folgende venerische Rubrik lautet wörtlich wie folgt: Von den Venerischen im Klinicum lässt sich nichts Merkwürdiges erzählen. Die Rubrik der äusseren Krankheiten ist wörtlich folgende: Ein alter Mann hatte eine Speckgeschwulst von 10 Pfunden auf dem Rücken, die Hr. Dr. *Wiszkowski* sehr geschickt, ohne Blutung, ausschnitt. Der Kranke musste hierauf, wegen Ankunft kranker Soldaten, in ein anderes Hospital gebracht werden, wo er am Typhus starb. Ferner: Ein Verwundeter wurde durch Zufall in unsere Anstalt gebracht, aber schon am andern Tage wieder entlassen.

So weit der Inhalt dieser nicht sehr fruchtbaren Annalen, worin die zu weit getriebene Trivialität die Geduld des Lesers zu sehr in Anspruch nimmt. Übrigens kündigt Hr. *F.* in dem gesammten Vortrage, der durch seine Plattheit gegen den transcendentalen Unfug unserer Zeiten etwas zu sehr contrastiren möchte, sich mehr als trotzigen Verfechter einer kaum noch zulässigen völlig stützenlosen Empirie an, denn als Förderer einer wahren und gediegenen Erfahrung, die gewiss keine Theorie neben sich verschmäht; auch scheint er sich zu viel auf den Eigensinn zu Gute zu thun, womit er den Lehrsystemen am Krankenbette spottet, zu denen wir ihn vielleicht doch zuletzt wieder seine Zuflucht nehmen sehen, wie er denn überhaupt von dem Brownismus noch nicht so ganz rein zu seyn scheint.

Was die Arbeit des Übersetzers betrifft: so verrathen seine dem Texte beygefügten Erläuterungen und Anmerkungen viel praktische Gewandtheit, obgleich im Durchschnitte ein etwas zu unbedingtes Hingeben an das Ansehen und die Aussprüche des

Autors. Bey den übrigen Vollkommenheiten der Überſetzung fällt der Zwang und der Anſtrich der lateiniſchen Wortfügung durch den ganzen Vortrag etwas zu merkbar auf. Dabey fehlt es nicht an ſonderbar klingenden Provincialismen, z. B. *geſcheut* für *einſichtsvoll; aufgezogen* für *verzögert* u. ſ. w., der Auslaſſung des Hülfswortes bey den Mittelwörtern nach früherer Kanzleyſitte nicht zu gedenken.

Δφ.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Leipzig*, im Induſtrie-Comptoir: *Taſchenbuch für die Jugend*, von einer Geſellſchaft Gelehrter. Herausgegeben von M. *J. C. Dolz*. Erſter Jahrgang. 1812. LIV u. 204 S. 16. (1 Rthlr.) Dieſes Werkchen ſollte eigentlich den Titel führen: *Hiſtoriſches Taſchenbuch für die erwachſene Jugend;* denn es enthält lauter Darſtellungen aus der Geſchichte, die für Jünglinge von vierzehn bis achtzehn Jahren äuſserſt intereſſant und lehrreich ſind. Hr. Prof. *Galletti* zu Gotha theilt zuerſt eine kurze *Biographie Alexanders des Groſsen* mit, die aber weder in der Leichtigkeit der Sprache, noch in der guten Auswahl der Begebenheiten der *beckerſchen* gleich kommt. Wir halten es überhaupt für nicht wohl gethan, der Jugend ſolche Gegenſtände, die ſchon in hundert Lehr- und Leſe-Büchern zur Genüge abgehandelt ſind, immer wieder von Neuem aufzutiſchen, zumal wenn ſie ſich nicht durch neue intereſſante Anſichten oder durch Anmuth in der Darſtellung auszeichnen. Beides findet ſich in der Lebensgeſchichte *Johanns von Nepomuck*, die Hr. Hofr. *Hahn* aus Neuſtrelitz in einer lebhaften Sprache und auf eine anziehende Weiſe erzählt. Der Vf. ſondert die Geſchichte von der Legende, und weiſs uns darin ein treues und ſprechendes Gemälde von dem Geiſte jener Zeit aufzuſtellen. Der dritte Aufſatz enthält *Kriegsſcenen, oder Merkwürdigkeiten aus dem Leben des Prinzen Eugen*, vom M. *Lenke* in Leipzig. Er iſt ganz dazu geeignet, um die Jugend für einen Mann zu intereſſiren, der ſich nicht nur durch ſeine Heldenthaten, ſondern auch durch die Gröſse ſeines Geiſtes und durch den Edelmuth ſeines Herzens vor Tauſenden ſo rühmlich ausgezeichnet hat. An ſolchen Beyſpielen mag die Jugend lernen, daſs aller Kriegsruhm eitel und nichtig iſt, wenn er ſich nicht auf Gröſse und Achtbarkeit des Charakters gründet. *Die Bruchſtücke aus meiner Lebensgeſchichte* haben wir mit groſsem Vergnügen geleſen; denn ſie ſtellen uns die allmähliche Ausbildung eines Charakters dar, in dem ſich ein frommer religiöſer Sinn mit Einfalt und Biederkeit des Herzens und mit einem hellen gereiften Verſtande verbindet. Jeder, der, wie der uns unbekannte Vf., durch Noth und Trübſal gehen muſste, wird in tauſend feinen Zügen und Bemerkungen ſein eigenes inneres Leben und deſſen Entwickelung wieder erkennen. Wir hoffen die Fortſetzung dieſer intereſſanten Selbſtbekenntniſſe in dem künftigen Jahrgange zu finden. Den Beſchluſs macht *das Leben des Vittorino da Feltre*, vom Prediger *Niemeyer* zu Dedeleben. Unſtreitig gehört dieſer berühmte Gelehrte, der vom Jahre 1378 bis 1446 lebte, zu den gröſsten pädagogiſchen Genies aller Zeiten, aus deſſen Erziehungsweiſe man mindeſtens eben ſo viel lernen kann, als aus *Rouſſeaus* Emil, aus *Baſedows* Elementarwerk und aus *Peſtalozzi's* Buch der Mütter. Wäre man nicht bey der Bewunderung alles Neuen ſo gleichgültig gegen die Verdienſte vergangener Zeiten: ſo würde dieſer vortreffliche Erzieher der Söhne des vielgeprieſenen Franzesco Gonzaga, Herzogs von Mantua, ſeinen Biographen ſchon früher gefunden haben. — Das Äuſsere dieſes Taſchenbuchs iſt ſauber, der Druck correct, die Muſik von Matthäi, Schneider, Remde und Georgi leicht und gefällig, die zwölf Kupfer ſind fein und reinlich und die Erklärung derſelben (die von Hn. M. *Heſſe* herrührt) lehr- und geiſtreich.

L. Th.

München, b. Lindauer: *Nützliche Kenntniſſe für die Jugend. Ein Lehr- und Leſebuch.* 1808. 387 S. 8. (20 gr.) Dieſes Lehr- und Leſe-Buch iſt beſtimmt für Schüler, welche, ohne je eine gelehrte Schule zu beſuchen, zur Erlernung eines Handwerks oder einer Kunſt übergehen. Gutleſen, ſo wie die unentbehrlichſten Kenntniſſe in der Religion, dem Rechnen und Schreiben werden vorausgeſetzt. Das Ganze iſt in zehn Abſchnitte abgetheilt: 1) Gute Lehren. Sittliche Lehren. Geſundheitsregeln. Wohlſtands- und Höflichkeits-Regeln. Klugheitsregeln. Gute Vorſätze. — Alles gut und faſslich. 2) Naturgeſchichte. — Dieſer Abſchnitt iſt für ein Lehrbuch zu dieſem Zwecke bey weitem zu kurz und mager ausgefallen. Oft artet die Erzählung in trockene Nomenclatur aus. Z. B. bey den Vögeln S. 40 f. 3) Naturlehre oder Phyſik. — In dieſem Abſchnitt fehlt es oft an der nöthigen Deutlichkeit. Z. B. *Fr.* Woher kommt denn der Regenbogen? *Antw.* Aus den Sonnenſtrahlen, welche ſich in den Regentropfen brechen, dann von einer entgegenſtehenden Wolke wieder zurückgeworfen, und uns ſichtbar werden. 4) Erdbeſchreibung. — Das Wiſſenswürdigſte iſt beygebracht. Bey Baiern verweilt ſich der Vf. am längſten. 5) Deutſche Geſchichte. — Höchſt dürftig und unintereſſant. 6) Baieriſche Geſchichte. — Dieſer Theil gehört zu den beſſeren. 7) Weltgeſchichte. — Die Definition von Weltgeſchichte iſt merkwürdig: „Unter der Weltgeſchichte verſteht man ſolche Begebenheiten, welche in der Welt oder in einem groſsen Theile derſelben eine groſse Veränderung hervorgebracht, oder welche uns Beyſpiele von auſserordentlichen Tugenden, oder Laſtern der Menſchen (jene zur Nachahmung, dieſe zur Warnung) geliefert haben.“ Was aus der Weltgeſchichte mitgetheilt iſt, iſt beſſer, als die Definition. 8) Von dem Weltgebäude. — Brauchbar. 9) Von der Zeit, dem Maſs, dem Gewicht, dem Meilenmaſs, Landmaſs, dem Münzwerth u. ſ. — Gröſstentheils für Baiern, aber nicht beſtimmt genug. 10) Von der Rechenkunſt. — Dieſer Abſchnitt iſt, nach dem, was das Buch vorausſetzt, ganz unnöthig. Wer aber nicht rechnen gelernt hat, wird es aus dem hier Geſagten ſchwerlich für ſich begreifen.

m m m.

Frankfurt am Main, b. Jäger: *Übungen im Leſen und Denken für Stadt- und Land-Schulen.* 1807. 496 S. 8. (16 gr.) Eine ſehr reiche, mannichfaltige und mit Verſtand angelegte Materialienſammlung. Die erſten zwey Abſchnitte haben es noch mit dem Leſen zu thun; ſie handeln von den Unterſcheidungszeichen und dem Redetone. Es iſt zwar nur wenig, was darüber vorgebracht iſt, aber das Wenige iſt das Nothwendigſte. Beſonders nützlich können unter der Anleitung eines geſchickten Lehrers die S. 77 ff. und S. 168 ff. mitgetheilten Begriffe gemacht werden. Die Art, wie ſie geſtellt ſind, weiſet auf die Methode ihrer Entwickelung und Behandlung. Der Artikel: Vorzüge des Menſchen, kann zur Stärkung des ſittlichen Gefühls dienen, und den Knaben ſeiner Würde recht lebendig eingedenk machen. Die deutſche Sprachlehre, und was ihr angehört, nimmt einen groſsen Theil des Buchs ein; aber der Unterricht in derſelben ſoll auch, als eine der beſten Übungen des Nachdenkens, ein bedeutender Gegenſtand für Schulen ſeyn.

— x.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JANUAR, 1812.

PHILOSOPHIE.

1) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Fichtes und Schellings neueste Lehren von Gott und Welt*, beurtheilt von *J. Fries*, Prof. der Philosophie zu Heidelberg. 1807. 80 S. 8. (9 gr.)

2) Tübingen, b. Cotta: *Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten fichteschen Lehre*, eine Erläuterungsschrift der Ersteren, von *F. W. J. Schelling*. 1806. 164 S. gr. 8. (18 gr.)

3) Berlin, b. Hitzig: *Die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umrisse* dargestellt von *J. G. Fichte*. 1810. 46 S. 8. (8 gr.)

4) Göttingen, b. Dankwerts: *Hauptpuncte der Metaphysik* von *J. F. Herbart*. 1808. 130 S. gr. 8. (10 gr.)

Der Vf. von No. 1 hält dafür und behauptet in der *Einleitung* S. 5: „Wir hätten bey allem Streit im Einzelnen in neuer deutscher Philosophie doch *so viel gewonnen*, dass wir *wüssten*: die Ideen enthielten der Vernunft höchste Wahrheit, und (?) Realität; die Idee der Gottheit aber sey die höchste, schlechthin selbstständige, welcher alle anderen müssen untergeordnet werden. Er frage also (und beantworte in der gegenwärtigen Abhandlung): Was leistet die *fichtesche* und *schellingsche* Gotteslehre zu unserer speculativen Selbstverständigung über die Verhältnisse der Ideen überhaupt? Zeigt sie diese Verhältnisse, und vorzüglich *das der Gottheit zur Welt* so, wie wir *schon voraus*, ohne neue Speculation, *wissen*, dass es sich vor der *richtigen* Speculation darstellen müsse, oder nicht? Sollte dieses dann nicht treffen: so weisen wir freylich damit nur *ad hominem* eine Unzulänglichkeit dieser Lehre auf; welche uns aber doch aufmerksam machen muss, einen *Fehler*, der darin *verborgen* liegt, aufzusuchen, der unvermeidlich da seyn muss, wir mögen ihn auch noch so spät erst entdecken."

Allerdings wird der Satz: „Die Ideen enthalten der Vernunft höchste Wahrheit, und die Idee der Gottheit ist die höchste und schlechthin selbstständige, welcher alle anderen untergeordnet werden müssen", mit fast denselben Wörtern nicht nur durch die *fichtesche Wissenschaftslehre* und durch das *schellingsche Identitätssystem*, und durch die *bardilische erste Logik*, sondern auch durch die *kritischen Glaubenstheorieen* der *bouterwekschen Apodiktik*, des *köppenschen Wesens der Philosophie*, und der *friesischen neuen Kritik der Vernunft* u. A. m. aufgestellt; und so wie er wörtlich lautet, würde derselbe nicht weniger auch unbedenklich durch *Kant* wie durch *Leibnitz*, durch *Spinoza* wie durch *Descartes*, und durch *Aristoteles* wie durch *Plato* unterschrieben werden können. Aber für die Philosophie als Wissenschaft ist durch diese *Formula Concordiae* nichts anderes und nichts weiter gewonnen, als ein uraltes, sich immer wieder erneuerndes Beyspiel der auffallendsten *Einhelligkeit in den Wörtern* bey der entschiedensten *Misshelligkeit in den Begriffen*, und die wichtige, endlich doch einmal in Erwägung zu nehmende Bemerkung, dass der eigentliche Grund der fortwährenden Streitigkeiten der Philosophen über die erste Aufgabe ihrer Wissenschaft nicht sowohl in den *Begriffen*, über welche sie einander *bestreiten*, als in den *Wörtern*, welche von ihnen *gemeinschaftlich* gebraucht werden, und über welche sie *einig* zu seyn *glauben*, gesucht werden müsse. Die wörtliche Einhelligkeit bey dem angeführten Satze beruht lediglich auf der *Vieldeutigkeit* seiner Wörter und der davon unzertrennlichen *Unbestimmtheit* seiner Begriffe in dem *gemeinen*, vulgären Sprachgebrauche, aus welchem allein die mancherley *besonderen*, particulären Sprachgebräuche der Secten hervorgehen, deren jede jene Wörter in einem anderen Sinne annimmt, und geltend macht. Nur darin, dass es für die besagten Wörter, und überhaupt für alle Wörter, welche jeder bisherigen Denklehre und Wesenlehre gemeinschaftlich, und in Beiden die unentbehrlichsten und gebräuchlichsten sind, theils nur einen vulgären und unbestimmten Sprachgebrauch, theils nur mancherley particuläre, und als solche nur wandelbar und willkührlich bestimmte Sprachgebräuche giebt, und dass der *allgemeine* Sprachgebrauch entweder mit jenen verwechselt, oder für unmöglich gehalten wird, darin und nur darin liegt der bis jetzt *verborgene Grundfehler*, mit welchem aber auch die *friesische neue* Kritik der Vernunft nicht weniger als die ältere *kantische* behaftet ist. Das *natürliche Gefühl der Wahrheit* (welches allem wahren Philosophiren vorhergehen muss, weil dieses nur das Bestreben jenes Gefühls, sich durch *bestimmte Begriffe auszusprechen*, seyn kann) wird das Ziel seines Bestrebens entweder nimmermehr, oder nur vermittelst des *wirklich allgemeinen* Sprachgebrauchs in der Philosophie erreichen. Freylich kündigt sich dem Menschen das *Verhältniss Gottes zur Natur* schon *im Glauben* des Gewissens an; und dieser, welcher der Philosophie nicht in den Mund legen darf, was sie zu seinem Vortheil zu sagen hat, wenn er wirkliche Vortheile von ihr erwarten soll, — kann zwar keineswegs *wissen*, aber er muss *glauben*, dass die deutliche Erkenntniss des *besagten Verhältnisses* die erste Hauptsache im Wesen des ächten philosophischen Wissens ausmachen werde. Der erste aller Glaubensartikel bekennt freylich den-mit

der Natur nicht weniger *unmischbaren*, und auf keine Weise zu vereinerleyenden, als von derselben *untrennbaren* Gott, *unter* welchen und *durch* welchen die Natur besteht; und das Wahrheitsgefühl, welches diesem Glauben zum Grunde liegt, wird allerdings durch jede Speculation empört werden müssen, welche Gott und Natur entweder *trennt*, und beide einander verneinend entgegesetzt, oder beide *mischt*, als *einander* voraussetzend annimmt, *durch einander* bestehen läßt, beide sonach nur vermengend und verwirrend vereinigt, — sie mag nun dieses falsche Vereinigen ein *Vereinerleyen*, ein *Gleichsetzen* oder ein *Indifferenziren* nennen.

Aber die angeklagte Speculation wird das besagte *Trennen* unter dem *Namen* des *Unterscheidens*, und das besagte *Mischen* unter dem Namen des *Vereinigens* zu vertheidigen und geltend zu machen wissen, so lange ihr dabey eine, jedem *particulären* Sprachgebrauche *dienstbare*, und nur den *vulgären* Sprachgebrauch aussprechende Logik zu Gebot steht, deren Sprache durch die *Unbestimmtheit* ihrer *gleichnamigen (homonymen) Begriffe* und ihrer *sinnverwandten (synonymen) Wörter* durchaus *vieldeutig* ist. Der gleichnamige Begriff *Unterschied* bedeutet in dieser Sprache bald den *nichttrennenden*, bald den *trennenden* Unterschied, bald die *Vermengung* von beiden unter dem Namen des *Unterschiedes überhaupt*. Der gleichnamige Begriff *Vereinigung* bedeutet bald die *nichtmischende*, bald die *mischende* Vereinigung, bald die *Vermengung* von beiden unter dem Namen der *Vereinigung überhaupt*. — Die sinnverwandten Wörter *Unterschied* und *Verschiedenheit* werden bald als völlig *gleichbedeutend*, bald nur als *sinnverwandt*, mit *unbestimmter* Eigenthümlichkeit ihrer Bedeutungen, gebraucht. — Dasselbe ist mit den sinnverwandten Wörtern *Einheit* und *Einerleyheit* der Fall; welche in der Vermengung ihrer Bedeutungen gemeiniglich das undeutsche *Identität* annehmen, welches bald *Einheit*, bald *Einerleyheit*, bald *Nichtverschiedenheit*, bald *Nichtunterschied* bedeutet; und indem es auch noch die unbestimmten Bedeutungen der sinnverwandten Wörter *Untrennbarkeit*, *Zusammenhang* und *Vereinigung* in sich aufnimmt, das sogenannte *Identitätsgesetz*, an der Spitze der Logik, ausmacht, welches, in wiefern es das Blendwerk eines angeblich *gemeinschaftlichen* Sinnes aller der besagten Wörter vorspiegelt, und die *Einheit überhaupt* von der *Einheit überhaupt* behauptet, *tautologisch*, — in wiefern es aber unter der *Einheit* bald die Einheit an sich, bald die Einerleyheit, bald die blosse Nichtverschiedenheit, bald den blossen Nichtunterschied, bald die Untrennbarkeit, bald den Zusammenhang, bald die Vereinigung versteht, *amphibologisch* ist. Diesem leeren und vieldeutigen Gesetze der sogenannten *formalen Einheit* entspricht denn auch das leere und vieldeutige Gesetz des sogenannten *formalen Grundes;* bey welchem die Sprache der bisherigen Logik unter dem gleichnamigen Begriff *des Grundes* bald das Eigenthümliche des *Grundes*, bald das Eigenthümliche der blossen *Bedingung*, bald die *Vermengung* des Grundes und der Bedingung unter dem Namen des *Grundes überhaupt* versteht, und die sinnverwandten Wörter *Grund* und *Bedingung* bald als völlig gleichbedeutend, bald nur als sinnverwandt, mit unbestimmter Eigenthümlichkeit der Bedeutungen, gebraucht.

So lange die allgemeingeltende Logik unter dieser *Herrschaft des vulgären* Sprachgebrauchs stehen wird: so lange wird die Metaphysik nur *particuläre* und *streitende* Sprachgebräuche aufzuweisen haben; oder, was dasselbe heisst, so lange die logische *Einheit*, und der logische *Grund*, und die logische *Unterscheidung* und die logische *Vereinigung*, und eben darum auch alle übrigen logischen *Grundbegriffe* ihrer bisherigen Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit überlassen bleiben; so lange wird auch der Streit der Metaphysiker über die *absolute* Einheit und über den *absoluten* Grund fortdauern, und werden die wechselnden Versuche, das Urwesen und das Wesen der Dinge bald ausser einander, bald in einander, bald durch einander bestehend anzunehmen, immer wieder erneuert werden. Das alte, durch den Kriticismus nur wieder hervorgesuchte, Auskunftsmittel: die Unmöglichkeit einer Wissenschaft des Absoluten in seinem Unterschied und Zusammenhang mit den unter ihm stehenden Relativen auf die Rechnung der Endlichkeit menschlicher Vernunft zu setzen, und das gesuchte philosophische Wissen des Verhältnisses Gottes zur Natur auf einen *moralischen*, *praktischen*, *ästhetischen* u. s. w. *Glauben* zurückzuführen, würde schon darum kein allgemeines und bleibendes Einverständniss herbeyführen können, weil ja auch das *Geglaubte gedacht* werden muss, in sofern unter dem unabwendbaren Einflusse der *vieldeutigen formalen Einheit* und des *vieldeutigen formalen Grundes* steht, und eben darum auch in der gläubigen Speculation, und speculirenden Glaubenslehre nur *particuläre* Sprachgebräuche, und mancherley mit einander streitende Theorieen unvermeidlich sind.

Es dürfte sich sonach der Mühe verlohnen, die, in den *vier* vor uns liegenden kleinen Schriften enthaltenen, *vier* verschiedenen Ansichten der *ersten Aufgabe* der Philosophie als Wissenschaft aus dem *Standpuncte* der unbemerkten, aber nicht unmerklichen, *Sprachverwirrung* zu beleuchten, mit welcher sowohl die allgemeingeltende Logik, als auch die streitende Metaphysik, durch die erweisliche *Unbestimmtheit* und *Vieldeutigkeit* ihrer *gleichnamigen Begriffe* und *sinnverwandten Wörter* behaftet ist.

Sehr treffend beschuldigt Hr. *Fries* die *fichtesche Lehre von Gott* des Widerspruches mit sich selbst, „indem dieselbe Gott für das *Urwesen* erkenne, zugleich aber in demselben ein *Sich-äussern-müssen* annimmt, welches zwar den *Wörtern* nach die zweyte, aber *im Begriffe* die erste Stelle einnimmt, *über* Gott steht, und sonach ein eigentliches *Schicksal* ausmacht." Diese Beschuldigung wird durch den, drey Jahre später erschienenen *allgemeinen Umriss* der Wissenschaftslehre No. 3 bestätigt, in welchem es von der besagten *Äusserung* Gottes, welche daselbst das *Wissen schlechtweg*, und das *Bild* oder *Schema* Gottes, genannt wird, S. 9 heisst: „Dieses Schema sey keineswegs zu denken als eine Wirkung Gottes durch einen besonderen Act desselben, wodurch derselbe in sich selbst sich verwandeln würde; sondern es sey als eine *unmittelbare Folge* seines Seyns zu den-

ken. Es ist der Form seines Seyns nach *schlechtweg*, so wie Er selbst *schlechtweg* ist, unerachtet es *nicht er selbst*, sondern sein Schema ist." — Es wäre sonach unleugbar das Schicksal Gottes, dass aus Gottes Seyn das Seyn jenes Schemas erfolge, welches schlechtweg aus jenem erfolgt, d. h. erfolgt, weil es nicht nichterfolgen kann, das zwar nicht ohne Gott, aber auch nicht eigentlich durch Gott ist, und das zwar durch Gott *bedingt* ist, aber wodurch auch Gott wiederum *bedingt* wird. Sehr treffend bemerkt Hr. *Fries* (S. 39) bey der Beurtheilung der *schellingschen Ansicht*: „dass man bey jedem ähnlichen Systeme nur genau den Punct zu suchen brauche, wo man zum *Mannichfaltigen*, zur *Vielheit*, oder wie es sonst heisst, was der *Einheit gegenübersteht*, gelangen soll; und man werde jedesmal die *Macht des Schicksals* finden, welches dieses anordne, gleichsam als eine *innere Natur* des göttlichen Wesens. Wie kömmt *Schelling* zur *Vielheit*? Er sagt es uns selbst: „durch die *nothwendige Folge der Selbstoffenbarung*; denn nichts offenbart sich, wenn es bloss es selbst ist, wenn es nicht *in* ihm selbst ein *Anderes* ist." — Dieses ist also das *Muss* des Schicksals, welches *über* Allem steht: dass *Eins* und *Anderes in sich verbinden* muss, was selbst offenbarend da ist." Auffallender hätte diese Beurtheilung der *schellingschen Gottheit* nicht bestätigt werden können, als es zwey Jahre später in *Schellings philosophischen Schriften, ersten Bande*, Landshut, bey Krüll, in den *philosophischen Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freyheit* geschehen ist, wo es S. 429 heisst: „Der *Grund der Existenz* Gottes sey die *Natur* in Gott, ein von ihm zwar unabtrennliches, aber doch unterschiedenes Wesen." — S. 431 aber: „Die Dinge haben ihren Grund in dem, was in Gott selbst *nicht Er selbst* ist, d. h. in dem, was der Grund seiner Existenz ist." — Endlich S. 493: „*Alles* Leben hat ein *Schicksal*, und ist dem *Leiden* und *Werden unterthan*. Auch diesem hat sich Gott *freywillig unterworfen*, schon da Er zuerst, um persönlich zu werden, die Licht- und die finstere Welt schied." Die hier behauptete *Freywilligkeit* ist wohl nur eine *Redensart*, da nach der Indifferenzlehre Gott nicht existiren, und keinen Willen haben würde, wäre nicht zum Glücke auch das Schicksal. Dagegen aber, dass das Schicksal *über* Gott stehe, hat sich die *schellingsche* Dialektik durch die ausdrückliche Erklärung S. 430 verwahrt: „In dem *Cirkel*, daraus Alles wird, ist es kein Widerspruch, dass das, wodurch das Eine erzeugt wird, selbst wieder von ihm gezeugt werde. Es ist hier kein Erstes und kein Letztes, weil Alles sich *gegenseitig voraussetzt*."

Woher aber nun dieses leidige *Schicksal*, welches in jeder bisherigen speculativen Wissenslehre entweder als alleinherrschend, oder als mitregierend, offenbar auftritt, und zwar den *natürlichen* Glauben des Gewissens empört, aber darum nicht weniger durch jede noch so *künstliche*, *speculative* Glaubenslehre keineswegs aufgehoben, sondern nur kümmerlich versteckt wird? Ein alter *Mythos* hat das Schicksal eine Tochter des *Chaos* und der *Nacht* genannt; und wir glauben jene *natürliche Logik*, welche sich durch das blosse Gefühl der Wahrheit ausspricht, auf unserer Seite zu haben, wenn wir es die Tochter der *Unwissenheit* und des *Irrthums* nennen. Aber desto weniger wird uns die *formale* und allgemeingeltende *künstliche* Logik beystimmen, indem wir behaupten müssen, dass *diejenige* Unwissenheit und *derjenige* Irrthum, welche die eigentlichen Ältern des *Schicksals*, als des Gesetzes der blinden Nothwendigkeit, und seiner Zwillingsschwester, des *Ungefährs*, als der gesetzlosen *Zufälligkeit*, sind, ursprünglich in der besagten *formalen Logik* einheimisch sind, und hauptsächlich durch dieselbe aufrecht erhalten werden. Nur durch die Unkunde und durch die Vermengung der *eigenthümlichen* Bedeutungen der sinnverwandten Wörter: *Einheit*, *Einerleyheit*, *Untrennbarkeit*, *Zusammenhang* und *Vereinigung*, entsteht und besteht die *formale Identität*, die *Einheit überhaupt*, welche die *Grundform* aller *Formen* des *formalen* Denkens ausmacht, und welcher die, nur durch Unkunde und Vermengung der *eigenthümlichen* Bedeutungen der sinnverwandten Wörter: *Unterschied*, *Verschiedenheit*, *Mannichfaltigkeit*, *Menge* und *Vielheit* — entstehende und bestehende, sogenannte *Materie* gegenübersteht. Hat sich die *formale* Logik, und hat sich Hr. *Fries*, der unstreitig einer ihrer talentvollsten und kenntnissreichsten Sachwalter ist, jemals die Frage vorgelegt, welche er dem speculirenden Wissenschaftslehrer und Indifferenzlehrer vorlegte? Wurde je gefragt: Wie kömmt die *logische Form zur Materie*? Wie kann und soll eine Form, welche die *Einheit überhaupt* wäre, mit einer Materie, welche die *Nichteinheit überhaupt* wäre, zusammen bestehen? Musste hier nicht das heillose Unding eines *Nichtunterschiedes* ins Mittel treten, der in der Sprache der Logik selber wieder bald Einheit, bald Einerleyheit, bald Untrennbarkeit, bald Zusammenhang, bald Vereinigung heisst, und für den Hr. *Schelling* endlich das rechte Wort *Indifferenz* gefunden hat? Kann es eine blindere Nothwendigkeit und ein gesetzloseres Ungefähr geben, als welche sich durch *Denkgesetze* ausspricht, die nur durch eine solche *Sprachverwirrung* bestehen können? Und wie sollte die Philosophie den Wahnbegriff des Schicksals und des Ungefährs überwältigen können, so lange sie nicht das *Urwesen* ausdrücklich, und im eigentlichsten Verstande für das *denkende Urwesen* erkennen muss? Und wie könnte, wie sollte sie dieses, so lange ihr das dialektische Versteckenspielen mit dem Widerspruch hinter doppelsinnige Wörter, welches den Gehalt und die Form der formalen Logik ausmacht, für das *Denken als solches* gilt?

Unter dem Schutz und Einfluss des *unbestimmten*, *vieldeutigen*, *ächt vulgären* Sprachgebrauchs, den die formale Logik von den gleichnamigen Begriffen und sinnverwandten Wörtern zu machen im Besitz ist, steht denn auch der *besondere* particuläre Sprachgebrauch, den Hr. *Fries* von den Wörtern *Natürlich* und *Ideal*, *Erscheinung* und *Seyn an sich*, *Wesen der Dinge* und *Gottheit*, *Absolut* und *Relativ*, sich erlaubt, und der das Eigenthümliche *seiner* Philosophie ausmacht. Er sagt hierüber S. 63: „Eine *gesunde* Ansicht von der Geschichte des menschlichen Erkennens unterscheidet die *natürliche* Ansicht der Dinge, als Eigenthum der *Wissenschaft*, von der *idealen* Ansicht der Dinge, als *Sache des Glaubens*; wel-

chen Unterschied Kant durch die Entgegensetzung von *Erscheinung* und *Seyn an sich* bezeichnen wollte, dessen Exposition aber bey ihm unvollständig blieb. Angeregt durch Sinnesanschauung entwickelt sich in unserem Geiste eine Erkenntniss der Welt, als Natur, unter den nothwendigen Gesetzen der Mathematik und *Naturphilosophie* (!) als das *erste positive* Eigenthum unseres Wissens. Die *endliche* Vernunft aber vergleicht durch das Vermögen, ihre eigenen Schranken zu erkennen, diese *menschliche Ansicht* der Dinge mit ihrer eigenen" (doch wohl *auch* menschlichen) „Idee von dem Seyn, was an sich selbst, und nicht nur relativ als Gegenstand einer Erkenntnissweise wäre; und gelangt *so* zu der Überzeugung, dass ihre Naturkenntniss diess nicht unmittelbar erreicht, dass sie zwar durch diese Natur das *wahre Wesen* der Dinge erkennt, aber *nur so*, wie es auf eine beschränkte Weise ihm *erscheint*, dass sie erst nach zwey Stufen über eine materielle, und natürlich lebendige Ansicht der Dinge sich in den Ideen dem ewigen Wesen der Dinge *möglichst annähern* kann. Von dieser *idealen* Ansicht *der Dinge*, als der höheren, wird ihr *also* kein Wissen, sondern nur ein Glaube, und durch diesen Glauben eine *Ahndung* ihrer Gesetze in der Natur. Hiedurch wird dann das *höchste Regulativ* unseres erkennenden Geistes: *die Wissenschaft von den Ideen* ist die höchste in unserem Geiste, aus Ideen *als Principien* ist aber *keine Wissenschaft* möglich, sondern nur Glaube; *alle* Wissenschaft gehört der *Natur*, d. h. (?) *der Erscheinung des ewigen Wesens*; es unterscheidet sich alle *theoretische* Naturbeurtheilung der Wissenschaft von der *ästhetischen*, dem Gefühl, nicht der Empfindung, gehörigen der *Ahndung*, welche allein die Ideen in die Natur einführt!! Der Glaube legt die Ideen der Seele, der Welt, und der Gottheit, der Totalität, des Absoluten, Freyen und Ewigen unserer höheren Überzeugung zu Grunde; aus diesen aber ist durchaus keine Wissenschaft weiter möglich, so dass aus ihnen das Wesen der Dinge eingesehen würde, sondern nur eine *ästhetische* Beurtheilung der Natur, welche *den Ideen* des Schönen und Erhabenen ihren *religiösen Werth* bestimmt."

Nur durch einen particulären, willkührlichen und streitigen Sprachgebrauch wird hier das *Ideale* dem *Natürlichen* entgegengesetzt, und das *Wissen* auf das *Natürliche*, das *Glauben* auf das *Ideale* eingeschränkt. Das *Natürliche* kann und soll keineswegs nur das *Wandelbare*, welches, weil es nur ein vorübergehendes Seyn hat, die *Erscheinung*, — und weil es nur in die Sinne fällt, das *Sinnliche* heisst, und das Object der *empirischen Erkenntniss* ausmacht, bedeuten, — sondern auch das *Unwandelbare*, das den Erscheinungen zum Grund liegend nicht erscheinen kann, durch Vernunft wahrgenommen wird, und als das *Wesen der Dinge* zwar *über* dem Wandelbaren oder Sinnenfälligen, — aber nur *unter* dem Urwesen, als dem *an sich Unwandelbaren*, steht. Das *Ideale* kann und soll keineswegs nur das *Urwesen*, welches über dem *Natürlichen*, als dem Wesen der Dinge, und über den Erscheinungen steht, bedeuten, sondern das vollständige Object der *reinen*, nichtempirischen, *Erkenntniss*, welches das *Urwesen* in seinem *nichttrennenden* Unterschiede und seinem *nichtmischenden* Zusammenhange *mit* dem *Wesen der Dinge*, folglich mit dem Nichtempirischen der Natur, ist.

Dieser Unterschied und Zusammenhang wird freylich in dem das *Gewissen* und die *Erfahrung* unterscheidenden *Glauben* nur *gefühlt*, und in wiefern dieses Gefühl klar ist, keineswegs nur *geahnet*. Aber die Philosophie kann und soll es mit diesem Unterschiede und Zusammenhange zum wirklich *deutlichen Denken*, folglich zur reinen Erkenntniss, die kein blosses Glauben, sondern das eigentliche Wissen ist, bringen. Sie soll deutlich einsehen lernen, *dass*, und *wie* das Urwesen mit dem *unter* ihm stehenden Wesen der Dinge, — und wie das in Beiden *Rein-erkennbare* mit den darunter stehenden Erscheinungen, als dem *Empirisch-erkennbaren*, unmischbar und untrennbar ist. Das Gewissen, und seine natürliche Logik, hält sich an die *Wahrheit im Allgemeinen*, welche ihm durch ein ursprüngliches Gefühl, in seinem Glauben, *völlig* gewiss ist; und welche durch den *gesunden* Glauben keineswegs mit der *Wahrscheinlichkeit im Besonderen und Sinnenfälligen* verwechselt wird, die der *Erfahrung*, als solcher, eigenthümlich ist, und von der man allein sagen kann, dass sie in einer *blossen Annäherung* zur wahren Gewissheit und zur gewissen Wahrheit besteht. Nur verirrte Speculation vermag diese sich der Wahrheit *bloss annähernde* Gewissheit mit der *vollen* Gewissheit *zu verwechseln*, mit welcher das Gewissen an das Übersinnliche glaubt, und die wahre Philosophie sich über diesen Glauben, durch das Wissen, wonach sie strebt, Rechenschaft geben muss. An *dieser* Verwechselung, von der auch die *friesische* Speculation nicht frey ist, ist das in der allgemeingeltenden Logik herrschende Blendwerk *der formalen Wahrheit* Schuld, dieses Unding eines angeblich *Gemeinschaftlichen* der *reinen* und der *empirischen* Erkenntniss, eine vermeintliche *Gattung* von Wahrheit *überhaupt*, *unter* welcher die reine Wahrheit im Allgemeinen, und die in blosser Wahrscheinlichkeit bestehende empirische Wahrheit im Besonderen, *neben einander*, und als ob sie ihres Gleichen wären, zu stehen kommen. Seine Doppelsinnigkeit macht es diesem Blendwerke möglich, die Anmasung, dass die *reale* Wahrheit, im Allgemeinen und im Besonderen, *unter ihm* zu stehen habe, mit der bescheidenen Behauptung zu vereinigen, dass es selber, als die *formale* Wahrheit, nur eine *besondere Art* der Wahrheit, nicht eben die Wahrheit, als solche, sey. — Dabey kömmt ihm die *Gleichnamigkeit* des Begriffs *der Allgemeinheit* in der *reinen* Allgemeinheit und in *der empirischen*, und die *Synonymität* der Wörter *Allgemein* und *Gemeinschaftlich* zu Statten. Die *formale*, und angeblich *logische*, *Allgemeinheit* ist nichts als die durch *vulgäre* Sprachvermengung entstehende und bestehende *Verwirrung* der *eigentlichen* und *reinen* Allgemeinheit, welche in dem nichtmischenden Zusammenhang der *Allheit* mit der *Gleichheit* besteht, und das *Gleiche in Allen* ausmacht, — mit der *uneigentlichen*, von jener nur den *Namen* borgenden Allgemeinheit, welche in der *Ähnlichkeit am Besonderen* besteht, in ihrem Unterschiede von jener die *Gemeinschaftlichkeit* heisst, und das Eigenthümliche der *empirischen* und bloss *analogischen* Allgemeinheit ausmacht.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JANUAR, 1812.

PHILOSOPHIE.

1) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Fichtes und Schellings neueste Lehren von Gott und Welt*, beurtheilt von *J. Fries* u. s. w.

2) Tübingen, b. Cotta: *Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten fichtischen Lehre*, von *F. W. J. Schelling* u. s. w.

3) Berlin, b. Hitzig: *Die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umrisse* von *J. G. Fichte* u. s. w.

4) Göttingen, b. Dankwerts: *Hauptpuncte der Metaphysik* von *J. F. Herbart* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In der Absicht, seine Philosophie „gründlich und bis auf die Wurzel" von der *fichteschen* zu scheiden, fängt Hr. *Schelling* (No. 2, S. 13) von dem an, was er „den Mittelpunct der ganzen Untersuchung" nennt.

„Die Philosophie ist nicht ein Glauben, Ahnen. oder Fürwahrhalten, sondern eine Erkenntniss und Wissenschaft des Göttlichen, und zwar durchaus klare und adaequate Erkenntniss, da es von dem Göttlichen entweder keine oder nur eine solche geben kann."

„*Gott*, oder dem *Absoluten*, ist das *Seyn wesentlich*, oder vielmehr Gott selbst ist wesentlich das *Seyn*; und es ist *kein* Seyn als eben Gott; wir können nicht sagen: als das Seyn *Gottes*. Denn das Seyn Gottes wäre selbst Gott; weil dieser eben *nichts* anderes ist, denn *Seyn*."

„Hinwiederum also ist *alles* Seyn, lediglich darum, weil es *Seyn* ist, also *an sich* selbst göttlich, absolut, weder erklärbar aus einem Anderen, noch geworden; sondern die *ewige Wahrheit*, und durchaus positiv. Etwas, das nicht göttlich wäre, wenn es ein solches nur überhaupt geben könnte, wäre eben darum kein *Seyn*, und es wäre daher ganz unmöglich zu sagen, dass es *ist*." „Gott ist *also* das *allein Wirkliche*, so gewiss Er *wesentlich das Seyn* ist, oder Er *erfüllt* ganz allein die *Sphäre* der Wirklichkeit. Etwas Wirkliches *ausser* Gott zu denken ist eben so unmöglich, als eine Wirklichkeit *ausser* der Wirklichkeit zu denken." „Ist sonach Philosophie eine Wissenschaft des Göttlichen: so ist sie nicht eine Wissenschaft desselben, das blos in Gedanken ist, oder allein durch diesen kann ergriffen werden; sondern sie ist eine Wissenschaft Gottes, als des *allein* Wirklichen, eben daher *allein Anschaulichen*, und in allem Anschaubaren wirklich *allein Angeschauten*; denn eine Anschauung, die nicht Anschauung des Wirklichen wäre, wäre auch nicht Anschauung." „Ist also Philosophie Wissenschaft des Göttlichen, als des *allein Positiven*: so ist sie Wissenschaft des Göttlichen als des allein Wirklichen *in* der wirklichen oder *Natur-Welt*, d. h. sie ist wesentlich *Naturphilosophie*." „Wäre sie nicht Naturphilosophie: so würde sie behaupten, dass Gott allein in der *Gedankenwelt*, also nicht das Positive der wirklichen oder *Natur-Welt* sey, d. h. sie würde die Idee Gottes selbst aufheben." *Seyn* ist *Wahrheit* und *Wahrheit* ist *Seyn*. Was der Philosoph denkt, und wovon er spricht, muss *seyn*, weil es wahr seyn soll. Was nicht *ist*, ist nicht *wahr*. Der Philosoph also, welcher redet von einer Natur, die *nicht* ist, redet nicht von dem Wahren, und redet selbst nicht wahr, weil er dem Nichtwahren, indem er von ihm redet, die Wahrheit leiht, die es nicht hat. Die wahre Philosophie muss reden von dem, das *da ist*, d. h. von dem *Wirklichen*, von der *seyenden Natur*. Gott ist *wesentlich das Seyn* heisst: Gott ist *wesentlich die Natur*, und *umgekehrt*. Darum ist alle wahre Philosophie, das ist, alle, welche Erkenntniss des allein Wahren und Positiven ist, *ipso facto Naturphilosophie*, und wird auch wohl so lange, als diese Erkenntniss nicht allgemein geworden, diesen Namen tragen, um sich von der falschen zu unterscheiden, die da ist in dem Nichtwirklichen, d. h. in dem Nichtwahren."

Diese ganze Lehre steht und fällt mit dem *particulären* und *willkührlichen* Sprachgebrauche, den Hr. *Schelling* von den Wörtern *Absolutheit*, *Seyn*, *Wesentlich*, *Wirklichkeit*, *Natur* und *Wahrheit* macht, und durch welchen er dieselben *als gleichbedeutend* annimmt und ausgiebt; und er hat es lediglich der herrschenden *Unbestimmtheit* und *Vieldeutigkeit* des *gleichnamigen* Begriffes von *Seyn*, und der *sinnverwandten* Wörter: *Seyn*, *Wirklichkeit* und *Wesen*, zu verdanken, dass er auf Leser zählen kann, denen das angeführte Lehrstück weder lächerlich noch ärgerlich auffällt.

Durchaus willkührlich wird die Bedeutung des Wortes *Seyn* auf das *absolute Seyn* eingeschränkt. Dieses ist *dasjenige* Seyn, welches kein anderes voraussetzt, aber durch ein anderes, nämlich durch das *relative Seyn*, vorausgesetzt wird. Es ist dem letzteren Seyn eigenthümlich, dass es durch das erste nicht

*voraus*gesetzt, sondern *unter* demselben und *durch* dasselbe gesetzt wird. Der gleichnamige Begriff *Seyn* hat in Beiden nicht dieselbe, sondern in jedem seine *eigenthümliche* Bedeutung. Das *Absolute ist* unabhängig vom *Relativen*, weil es *nicht durch* dieses gesetzt ist; aber es *ist nicht ohne* das Relative, weil dieses *unter* jenem und *durch* jenes gesetzt ist. — Auch das Wort *Wesen* bedeutet keineswegs mit der *Absolutheit* Ebendasselbe; und bedeutet keineswegs Ebendasselbe im *Urwesen*, welches mit dem *Wesen der Dinge im Allgemeinen* und *im Einzelnen*, unmischbar und untrennbar mit Beiden, *über* Beiden steht, — und bedeutet nicht Ebendasselbe im *Wesen der Dinge im Allgemeinen*, welches unmischbar und untrennbar mit dem *Einzelwesen über* diesem steht. — Endlich wird die Bedeutung des Wortes *Seyn*, nachdem sie völlig willkührlich auf das *absolute Seyn*, und dann auch auf das *Wesen* eingeschränkt worden ist, nichts desto weniger, und mit gleicher Willkührlichkeit, auch auf die *Wirklichkeit* oder das *Wirklichseyn* eingeschränkt; — als ob es keine *Möglichkeit*, kein *Möglichseyn* gäbe? oder als ob der *Nichtunterschied* der Möglichkeit und der Wirklichkeit (den freylich Hr. *Schelling* behauptet, und bald *Indifferenz*, bald *Identität* von beiden nennt) allgemein ausgemacht und anerkannt wäre? Gleichwohl ist der *Unterschied* der Möglichkeit und der Wirklichkeit ein *ewiger Unterschied im Seyn an sich selber*, und der eingebildete *Nichtunterschied* ist nichts als ein dialektisches Blendwerk, das in der Vermengung von Beiden unter der unbestimmten *Gleichnamigkeit des Seyns* im Wirklichseyn und im Möglichseyn besteht. Bevor das Unding der *formalen* Möglichkeit mit der *formalen* Logik, und durch dieselbe, zur Reife gelangt ist, galt die *Möglichkeit* denjenigen Philosophen, welchen Gott und die Natur *nicht Dasselbe* war, für ein *wahres Seyn*, das zwar nicht das Wirklichseyn ist, aber *in der Ordnung* des wahren Seyns *über* der Wirklichkeit steht, die Wirklichkeit *nicht* voraussetzt, sondern *unter* sich hat, und nur von derselben vorausgesetzt wird. Die *ursprüngliche Möglichkeit an sich selber*, d. h. die Möglichkeit, in ihrem Unterschiede nicht nur von der *Wirklichkeit*, sondern auch von der *Bestimmtheit der Wirklichkeit durch die Möglichkeit*, war ihnen eben das *eigenthümliche Seyn des Urwesens* in seinem nichttrennenden Unterschiede und nichtmischenden Zusammenhang mit der *Bestimmtheit* der W. durch die M., als dem *eigenthümlichen Seyn des Wesens der Dinge im Allgemeinen* (des Weltalls), und mit dem, *unter* diesem stehenden, *eigenthümlichen Seyn der Wirklichkeit* im *Einzelnen* und *Besonderen*.

S. 50 wird das dem *schellingschen* Systeme eigenthümliche *Lehrstück* von dem *Verhältnisse des Seyns zum Erkennen* aufgestellt: „Nach unserer Ansicht findet in diesem Verhältniss noch überall kein wahrer *Gegensatz* Statt. Jene Beiden sind unmittelbar ohne ein *höheres Band*, und an sich selbst *Eins*.“ „Das Seyn, jenes allein wahre Seyn, das wir als das Absolute, oder Gott, erkannt haben, ist, *so gewiss* es das wahre Seyn ist, *so gewiss* seine eigene *Bekräftigung*; wäre es nicht wesentlich *Selbstbejahung*: so wäre es nicht absolut, nicht ganz und gar von und aus sich selbst.“ „Hinwiederum ist diese *Bejahung* des Seyns nichts anderes denn eben das Seyn selbst. Wäre sie diess nicht: so wäre sie *ausser* dem Seyn, und könnte selbst nicht seyn. So gewiss sie daher wirklich Bejahung des Seyns, d. h. *selbst positiv* ist: so gewiss ist sie von dem Seyn nicht *verschieden*, und selber das Seyn.“ „Bejahung des Seyns ist *Erkenntniss* des Seyns, und umgekehrt. Das Ewige also, da es wesentlich ein Selbstbejahen ist, ist in dem Seyn auch ein Selbsterkennen, und umgekehrt.“ „Die *Einheit zwischen* Seyn und Erkennen *überhaupt* ist sonach eine *directe Einheit*, d. h. eine solche, der *kein Gegensatz* beygemischt ist. *Existenz* ist Selbstbejahung, und Selbstbejahung ist *Existenz*. Eins ist *ganz gleichbedeutend* mit dem Anderen; und wir haben aus diesem Grunde das *Verhältniss* Beider auch als ein blosses Verhältniss *der Indifferenz* bezeichnet.“

Das unleugbar Wahre, welches dem Vf. bey diesem dialektischen Kunststücke methodischer Sprachverwirrung undeutlich vorschwebte, aber von ihm durchaus missverstanden und gemissdeutet wird, ist: *Dass das Seyn an sich und das Erkennen untrennbar sind*. Hr. *Schelling* lässt Beide *unmittelbar* und *an sich selbst Eins*, Beide *ganz gleichbedeutend* seyn, ohne *Unterschied* (den er *Gegensatz* nennt) und ohne *Zusammenhang* (den er das *Band* nennt). Da er diese Einheit gleichwohl auch nicht *Einerleyheit* nennen darf, weil sie ja das *Verhältniss beider*, des Seyns und des Erkennens, bedeuten soll: so nennt er sie eine *directe* Einheit, und das Eigenthümliche dieser Einheit — die *Indifferenz*. Aber Hr. *S.* hat dieses Alles nicht so viel seinem Scharfblicke, als der *vulgären Vieldeutigkeit* der Wörter *Einheit* und *Gegensatz* zu verdanken, und dem Sprachgebrauche der *formalen* Logik, in welchem das Wort *Einheit* bald die *Einheit an sich*, bald die *Einerleyheit*, bald die *Untrennbarkeit*, bald dieses Alles *durch einander*, — und das Wort *Gegensatz* bald den *Unterschied*, bald die *Verschiedenheit*, bald beides *durch einander*, bald den *trennenden*, bald den *nichttrennenden* Unterschied, bald beides *durch einander*, und sonach das Wort *Indifferenz* bald den *Nichtunterschied*, bald die *Nichtverschiedenheit*, bald Beides *durch einander*, und bald die *Einheit an sich*, bald die *Einerleyheit*, bald die *Untrennbarkeit*, bald dieses Alles *durch einander*, — endlich, als die *absolute Indifferenz* das *Durcheinander aller* der besagten Durcheinander bedeutet.

Mühselig und kümmerlich zerarbeitet sich das angeführte Lehrstück, um für das *Eigenthümliche* der Erkenntniss das rechte erklärende Wort zu finden; und greift bald nach der *Selbstbekräftigung*, bald nach der *Selbstbejahung*, bald nach der *Selbstposition*, bald nach der *Selbstoffenbarung*, bald nach dem *Selbsterkennen*. Das treffendere Wort wäre die *Gewissheit*, oder das *Gewissseyn*, gewesen. Der gleichnamige Begriff *des Seyns* bedeutet aber auch im *Seyn*

an sich und im *Gewissseyn* keineswegs Ebendasselbe. Das Seyn an sich wird durch das Gewissseyn *vorausgesetzt*, setzt aber *nicht selbst* wieder dieses *voraus*, sondern nur *unter* sich und *durch* sich; und das Verhältniss des Seyns an sich zum Gewissseyn, welches sich keineswegs *umkehren* läſst, ist der nichttrennende Unterschied und nichtmischende Zusammenhang des *Ersten* mit dem *Zweyten*.

Nachdem Hr. *Schelling* den ihm unverständlichen und überlästigen *Unterschied* des Seyns und Erkennens unter dem Namen des *Gegensatzes* hinweggeschafft, und die *Indifferenz* von Beiden zu Stande gebracht hat: wird er durch diese Indifferenz, „der kein Gegensatz beygemischt" ist, gleichwohl auch an die Differenz, die er den *Gegensatz* nennt, erinnert.

„Wir haben Seyn und Erkennen *auch* entgegengestellt als *Wesen* und *Form*. Allein auch so ist noch kein wahrer Gegensatz gegeben." (Freylich! Denn dem *Wesen* steht nicht die Form, sondern das *Zufällige*, und der *Form* nicht das Wesen, sondern die *Materie* entgegen.) „Denn das *Positive* in der Form ist selbst nur das *Wesen*, *oder* das Seyn; und die Selbstbejahung ist soweit noch selbst als bloſse reine *Identität* begriffen." „Erst mit *dieser Indifferenz* von Wesen und Form ist auch der *Gegensatz*; aber sie selbst, die Indifferenz" (der Nichtgegensatz), „enthält noch keinen: dieser *erste wahre* Gegensatz ist dann der der *Einheit* und *Vielheit*." „Wie gelangen wir zu diesem Gegensatz? Eben nur durch die nothwendige Folge der Selbstoffenbarung, die da selber das Seyn ist, und in deren Natur wir nun *noch tiefer* einzudringen haben." „Ein Wesen, das bloſs *Es selbst* wäre als *reines Eins*, wenn nämlich ein solches, wie wir jetzt annehmen, gedacht werden könnte" (und wie man von der oben besagten *directen Einheit* wohl glauben möchte), „wäre nothwendig ohne Offenbarung in ihm selbst: denn es hätte nichts, *darin* es sich offenbar *würde*; es könnte eben darum nicht *als Eins seyn*: denn das Seyn, das *actuelle* wirkliche Seyn ist eben die Selbstoffenbarung. Soll es *als* Eins *seyn*: so muſs es sich offenbaren in ihm selbst; es offenbaret sich aber nicht, wenn es bloſs Es selbst, wenn es nicht *in ihm* selbst *ein Anderes*, und *in* diesem Anderen sich selbst das Eine, also wenn es nicht *überhaupt* das *lebendige* Band von sich selbst und einem Anderen ist."

Das unleugbar Wahre, welches hier dem Vf. undeutlich vorschwebte, aber von ihm verkannt und gemiſsdeutet wird, ist: Daſs das Seyn an sich, als das Ursprüngliche, ein abhängiges Seyn *unter* sich habe, welches die *durch* jenes bestehende *Bedingung* nicht zwar des *Seyns an sich*, aber wohl des *Gewissseyns* von jenem ist; — ferner: daſs das *Gewissseyn*, als solches, weder das *Urseyn*, welches der *Grund*, noch auch das *Abhängige*, welches in seinem Unterschiede von jenem die *Bedingung* der Gewissheit ist, seyn könne, sondern daſs dasselbe der *nichtmischende Zusammenhang* jenes Urseyns mit diesem Abhängigen seyn müsse, die keineswegs indifferenzirende, sondern *unterscheidende Vereinigung* des Ersten mit dem Zweyten; durch welche der *ewige Unterschied* des an sich Unwandelbaren als des Ursprünglichen von dem Unwandelbaren am Wandelbaren als des Abhängigen, folglich des Göttlichen von dem Natürlichen, *vorausgesetzt*, und keineswegs *aufgehoben* und *verleugnet*, sondern *herausgehoben* und *ausgesprochen* wird. — Hr. *S.* macht diese unterscheidende Vereinigung zur *Indifferenz*, und diese Indifferenz zum Bande des Seyns, seiner selbst *als Einheit*, und seiner selbst als des *Gegentheils*, *oder*, als der *Vielheit*; und die vulgäre Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Wortes *Vielheit*, als der Nichteinheit, oder des Gegensatzes der Einheit, macht es ihm möglich, bald Differenz, bald Indifferenz, bald Beides durch einander von der Einheit und Vielheit geltend zu machen.

Darum *ignorirt* die *schellingsche* Speculation, daſs die ursprüngliche, und als solche vielheitlose Einheit *über* der, mit ihr nicht weniger unmischbaren als von ihr untrennbaren, nur durch sie bestehenden, nur von ihr abhängigen *Vielheit* stehen müsse, von welcher sie selber keineswegs wieder abhängt; — ignorirt, daſs das *Eigenthümliche* der *Vielheit*, als solcher, weder die *Verschiedenheit*, noch die *Einerleyheit*, noch die Einheit an sich seyn könne, sondern nur die *Bestimmtheit der Einerleyheit als solcher an der unter ihr stehenden Verschiedenheit* seyn müsse, welche Bestimmtheit die Einheit an sich in ihrem Unterschiede *über* der *Vielheit* nicht verleugnet, sondern voraussetzt, und ausspricht; — ignorirt, daſs die *Allheit*, die *Gleichheit* und die *Allgemeinheit* nur Charaktere der *Vielheit* als solcher sind, nur *unter* der *über* ihnen stehenden Einheit an sich, und *durch* dieselbe, bestehen, und nur durch ein sprachverwirrendes Indifferenziren von der Natur *unter* Gott auf Gott *über* der Natur übertragen werden können. So vermengt denn auch diese Speculation, durch die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des vulgären Sprachgebrauchs geleitet, die *Einzelheit*, deren *Eigenthümlichkeit* in dem *nichtmischenden* Zusammenhang der *Einerleyheit mit* der unter ihr stehenden Verschiedenheit, folglich in der *Bestimmtheit der Verschiedenheit* durch die *über* ihr stehende und von ihr untrennbare Einerleyheit bestehen muſs, — bald mit der bloſsen *Einerleyheit*, bald mit der bloſsen *Verschiedenheit*, bald mit dem *Durcheinander* von Beiden; wodurch denn diese Speculation veranlaſst wird, die immer nur *verworren* vorgestellte *Einzelheit* bald in die, freylich auch Einerleyheit enthaltende, aber nur *über* der Einzelheit stehende *Vielheit* selber hineinzutragen, bald aber mit der nur *unter* der *Einzelheit* stehenden, und der *Verschiedenheit in ihrem Unterschiede* eigenthümlichen *Besonderheit* (*Particularität*) zu vermengen.

Die *Indifferenz*, welche in dieser Speculation Eins und Vieles und Alles und Jedes ist, und wird, und macht, tritt denn auch in derselben als *lebendig* auf, es ist die *lebendige Identität*. S. 49 heiſst es: „Der Gegensatz muſs seyn, weil ein Leben seyn muſs. Denn der *Gegensatz selber ist das Leben*, und die

Bewegung in der Einheit. Aber die wahre Identität hält ihn unter sich bewältiget, das heisst, sie setzt ihn als Gegensatz und als Einheit zugleich; und ist so erst die in sich *bewegliche*, *quellende* und *schaffende* Einheit." — S. 59: „In dieser lebendigen Identität nun hast du zumal den Widerstreit *oder* das Leben, und die Einheit, *oder* die *Sänftigung* (*sic*) des Lebens. Den *Widerstreit:* denn die Einheit ist in der Vielheit, als in einem ewigen *Gegenwurf* ihrer selbst, bejaht; — die Einheit: denn die *stille* Einigkeit des Wesens *bricht* durch den Gegensatz, *oder* die Vielheit, und macht nur in diesem *Durchbrechen* auch ihn selbst und zugleich sich selbst offenbar. Das Wesen *gebiert* sich in der Form, und giebt in dieser *Geburt* nur sich selbst, d. i. die Einheit zur *Frucht:* es hat den Gegensatz ewig und ursprungslos in sich; aber nur die ursprüngliche Eintracht seiner Selbstgleichheit in ihm offenbarend, tritt es aus ihm als *Allheit*, oder *absolute Totalität* hervor. Hinwiederum wird auch der durch das Wesen *beruhigte* Gegensatz, *oder* die *Form*, in das Wesen *verklärt*, und selbst wesentlich in ihm, also, dass das Eine die Allheit, und die Allheit das Eine ist, und so erst die Existenz κατ' ἐξοχην, die Existenz aller Existenz, vollendet hervorbricht." „Dieses dem Begriffe nach ewige *In-Einander-Scheinen* des Wesens und der Form ist das Reich der Natur, oder der ewigen *Geburt* Gottes in den Dingen, und der gleich ewigen *Wiederaufnahme* dieser Dinge in Gott, so dass, nach dem Wesentlichen betrachtet, die Natur selbst *nur* das volle göttliche Daseyn ist, oder Gott in der *Wirklichkeit* seines Lebens, und in seiner Selbstoffenbarung betrachtet." Das unleugbar Wahre, welches dem Vf. undeutlich dabey vorschwebte, aber von ihm durch die vulgäre Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit theils der oben angeführten sinnverwandten Wörter, theils aber insbesondere des Wortes *Leben*, verkannt und gemissdeutet wird, besteht darin: dass das *Leben*, als solches, und in seiner *ursprünglichen Eigenthümlichkeit*, der *nichtmischende Zusammenhang* des Urwesens, *als des Schaffenden*, mit dem unter ihm stehenden und durch dasselbe bestehenden Wesen der Dinge, *als dem Erzeugenden*, — folglich die *Bestimmtheit des Erzeugenden durch das schaffende Wesen* ist. Diese *Bestimmtheit*, folglich das Leben, ist weder das Urwesen an sich selbst, noch die blosse Natur, noch ein Gemeinschaftliches von Beiden, noch Identität, noch Indifferenz, noch Gegensatz, sondern die *unterscheidende Vereinigung* Gottes mit der Natur, und als diese Vereinigung das Eigenthümliche der *Offenbarung Gottes an der Natur.*

Hr. *Fichte* hat die Abhandlung No. 3, mit welcher er seine im Winterhalbjahre 1809—1810 gehaltenen Vorlesungen beschloss (wie es in der *Vorrede* heisst) „zunächst für seine Zuhörer abdrucken lassen, um denselben die Übersicht des Ganzen bey der Wiederholung zu erleichtern. Sollte dieselbe noch in *Anderer* Hände fallen, und etwa unter Anderen auch in die Hände *solcher*, die über Philosophie *mitzusprechen* sich berechtiget halten: so könnte diesen bey einiger Erwägung hier *ein Licht aufgehen*, welch einen verkehrten Begriff sie sich bisher von der *Wissenschaftslehre* gemacht, und durch welche *ungeheure* Irrthümer sie selbst dem philosophirenden *Verstande* auf den rechten Weg haben helfen wollen. Das werden sie freylich nicht einsehen, dass man, um zu philosophiren, sich zu dem wirklich *freyen* und *schöpferischen Denken* erheben müsse; keineswegs befangen bleiben dürfe in der *Anschauung* irgend eines durch *das Ungefähr* in uns gebildeten Denkens; welches letztere allein sie bisher vermocht, und dadurch alle ihre Ungereimtheiten zu Stande gebracht haben. Und so werden sie denn, was allein man ihnen anmuthen könnte, — niemals aufhören, sich in eine Sphäre zu drängen, zu der sich ihnen ihr Vermögen versagt. Berlin im März 1810." — Der Grundriss beginnt gleich mit einer Hauptprobe des *schöpferischen Denkens.*

§. 1. „Die Wissenschaftslehre, fallen lassend alles besondere und bestimmte Wissen, geht aus von dem *Wissen schlechtweg* in seiner *Einheit*, das ihr als seyend *erscheint;* und giebt sich zuvörderst die Frage auf: *wie* dasselbe *zu seyn* vermöge, und *was* es *drum* (*sic*) in seinem inneren und einfachen Wesen sey?"

Lediglich die herkömmliche, herrschende, *gemeine* (vulgäre) *Unbestimmtheit* und *Vieldeutigkeit* des Wortes *Wissen* erlaubt der Wissenschaftslehre, und verleitet sie, „alles besondere und bestimmte Wissen *fallen* zu lassen, und von dem *Wissen schlechtweg* auszugehen." — Gleichwie das *allgemeine Seyn*, und das *besondere Seyn* nichts als den gleichnamigen Begriff *Seyn*, der aber in Beiden *nicht* Ebendasselbe bedeutet, gemein haben; gleichwie das Allgemeine nur *über* dem Besonderen und dieses nur *unter* dem Allgemeinen stehen muss, und daher ein Beiden angeblich *gemeinschaftliches, formales*, Seyn, *unter* welchem Beide *neben einander* stehen müssten, und ein *Seyn schlechtweg*, das der *Nichtunterschied* des Allgemeinen und des Besonderen wäre, erweisliche *Undinge* sind: — eben so ist es auch mit dem *Wissen* beschaffen. Es kann nur ein *bestimmtes Wissen des Allgemeinen* als solchen, und ungetrennt, aber auch ungemischt mit demselben und nur *unter* demselben auch ein *bestimmtes Wissen des Besonderen* geben, *reines Wissen* und *empirisches Wissen*, welche beide nichts als den gleichnamigen Begriff *Wissen*, der aber in Beiden nicht dasselbe, und im empirischen Wissen nur ein *Analogon* des reinen bedeutet, gemein haben. Das *Wissen schlechtweg* mag also entweder ein *Gemeinschaftliches* des Reinen und des Empirischen, — das *formale* Wissen, oder aber *Indifferenz* von Beiden, das *absolute* Wissen bedeuten sollen: so ist dasselbe in jedem Falle ein *dialektisches Blendwerk*, welches nur der täuschende Schein eines möglichen Wissens, seinem inneren Wesen nach aber nur die Vermengung der Bedeutungen eines gleichnamigen Begriffes und vieldeutigen Wortes ist.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JANUAR, 1812.

PHILOSOPHIE.

1) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Fichtes und Schellings neueste Lehren von Gott und Welt*, beurtheilt von *J. Fries* u. s. w.

2) Tübingen, b. Cotta: *Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten fichteschen Lehre*, von *F. W. J. Schelling* u. s. w.

3) Berlin, b. Hitzig: *Die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umrisse*, von *J. G. Fichte* u. s. w.

4) Göttingen, b. Dankwerts: *Hauptpuncte der Metaphysik*, von *J. F. Herbart* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

„Es kann sich ihr (der Wissenschaftslehre) nicht verbergen Folgendes: Nur Eines ist *schlechthin* durch sich selbst: Gott, und Gott ist nicht der *todte* Begriff, den wir so eben aussprachen, sondern er ist in sich selbst *lauter Leben*. Auch kann dieser nicht in sich selbst sich verändern und bestimmen, und zu einem anderen Seyn machen; denn durch sein Seyn ist alles sein Seyn, und alles mögliche Seyn gegeben, und es kann weder *in* ihm noch *ausser* ihm ein *neues* Seyn entstehen." „Soll nun das Wissen *dennoch seyn*, und *nicht* Gott selbst seyn: so kann es, da *nichts ist*, denn Gott, doch *nur Gott selbst* seyn, aber *ausser ihm selber*, Gottes Seyn ausser seinem Seyn; seine *Äusserung*, in der er ganz sey, wie er ist, und doch in ihm selbst auch ganz bleibe, wie er ist. Aber eine solche Äusserung ist ein *Bild* oder *Schema*."

Gleichwie die Wissenschaftslehre „durch das *Fallenlassen*", oder vielmehr Ignoriren und Missverstehen des *Unterschiedes* des *reinen* Wissens von dem damit unmischbaren und davon untrennbaren *empirischen* zu ihrem *Wissen schlechtweg* gelangte: so gelangt sie hierauf zum *Seyn schlechthin*, oder dem *Absoluten*, durch ein ähnliches Fallenlassen des *Unterschiedes* des *an sich* unwandelbaren Seyns, welchec das *Ursprüngliche* oder *Göttliche* ist, von dem Unwandelbaren *an dem Wandelbaren*, welches das *Abhängige* oder *Natürliche* ist, — und durch Vermengung des *Lebens*, welches der *nichtmischende Zusammenhang* des Ursprünglichen mit dem Abhängigen, und nicht Gott *an sich*, sondern seine *Offenbarung* an der Natur ist, mit Gott selbst. Durch die Gleichnamigkeit des Begriffes *Unwandelbar* wird das *an sich* Unwandelbare mit dem *Unwandelbaren am Wandelbaren* vermengt, und die Indifferenz von beiden zum *absoluten Seyn* erhoben; während das mit dem Unwandelbaren am Wandelbaren nicht weniger auch verwechselte *Wandelbare*, das *wechselnde* und *entstehende* Seyn, allein für *das Relative* und *Abhängige* gilt. Dazu kömmt auch die Vieldeutigkeit des Wortes *Ausser*, welches bald *Unterschied*, bald *Trennung*, bald beides *durch einander*, — und des Wortes *In*, welches bald *Zusammenhang*, bald *Mischung* (in einander), bald Beides *durch einander*, bedeutet. Man ignorirt durch diese Sprachvermengung und Verwirrung der Begriffe, dass *nur* zwischen einem *Wandelbaren* und *wieder* einem *anderen* Wandelbaren, keineswegs aber zwischen dem *Unwandelbaren* und dem *Wandelbaren*, und eben so wenig zwischen dem *an sich Unwandelbaren* und dem *Unwandelbaren am Wandelbaren* — *Trennung* und *Mischung*, folglich ein *Aussereinander* und ein *Ineinander*, *trennender* Unterschied und *mischender* Zusammenhang, Statt finden könne; und man ignorirt, dass das *Urwesen* nur in seinem *nichttrennenden* Unterschiede und *nichtmischenden* Zusammenhang mit dem *unter* demselben und *durch* dasselbe *bestehenden* (also *nicht entstehenden*) *Wesen der Dinge*, *unter* welchen das Wandelbare, das Erscheinende, das Entstehende und Vergehende wechselt, denkbar ist, — und dass *Gott* und die *Natur* so wenig *ausser einander* als *in einander* und *durch einander* seyn können. Hr. *Schelling* macht die *angebliche Natur* „zu dem, was in Gott selbst *nicht* Gott selbst ist", und seine Philosophie wird ihm dadurch *Naturphilosophie*, und, als solche, zur *speculativen Physik*. Hr. *Fichte* macht das *Wissen schlechtweg* zu „Gott selbst, aber *ausser* Gott selbst, zu Gottes Seyn ausser seinem Seyn" — und seine Philosophie wird ihm dadurch zur *Wissenschaftslehre*, und als solche zur *speculativen Psychologie*. — Wie sich übrigens der Grundriss der Wissenschaftslehre, mit Hülfe des ariadnischen Leitfadens des angeführten *göttlichen Schemas* und der *schematischen Göttlichkeit*, durch das Labyrinth hindurch arbeitet, welches sie sich aus dem herkömmlichen dialektischen Bauzeuge gleichnamiger Begriffe und sinnverwandter Wörter mit wirklich originellem Scharfsinn erbaut hat, — kann hier, da das besagte Bauzeug hinlänglich gewürdigt ist, mit Stillschweigen übergangen werden.

„Die Absicht der Bekanntmachung von No. 4 lag hauptsächlich in dem Wunsche des Vfs., seiner „eben damals erschienenen *allgemeinen praktischen* Philosophie das *Theoretische* gleich mitzugeben, damit Kenner sich in Ansehung *der Principien* ganz

orientiren könnten." Dieses war um so nothwendiger, da die Eigenthümlichkeit der Philosophie des Vfs. „*Trennung* in den *Principien* und *Verbindung* in den *Resultaten*" ist. Unter dem allgemeinen Titel *Metaphysik* werden in besonderen §. §. 1 *der Begriff des Seyns*, §. 2 des *Wesens*, §. 3 *Substanz* und *Accidens*, §. 4 *Veränderung*, §. 5 *Kraft*, §. 6 *veränderliche Lage der Wesen*, §. 7 *intelligibler Raum*, §. 8 *Bewegung* und *Zeit*, §. 9 *Reihen der Causalität in der Zeit*, behandelt; in der Folge der *Idealismus* und *Realismus* gewürdigt, und werden *Elemente einer künftigen Psychologie* aufgestellt. Die Einleitung zum Ganzen beantwortet unter der Rubrik: *Vorfragen*, folgende zwey Fragen: I. „Wie können Gründe und Folgen zusammenhängen?" II. „Was ist gegeben?"

I. „Wer den Grund besitzt, soll der Folge mächtig seyn. Die Folge *liegt in* dem Grunde; aber nicht wie in einem *Behältniss*, das sie *leer* zurücklassen könnte. Sie darf nichts Unabhängiges seyn; das *Folgern* darf von dem Grunde nicht einen für sich fertigen *Theil* absondern; oder es wäre ein blosses Wiederholen des nämlichen Gedankens, und der *Rest* des Grundes nicht Grund, sondern überflüssig. Gehört also die Folge dem Grunde: wie kann er sie *loslassen?* Und was vom Grunde *abgetrennt*, was aus ihm *herausgezogen* wird, wie kann es ein *neuer* Gedanke seyn?"

Das eigentliche Räthsel dieser räthselhaften Fragen liegt in der vulgären Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des *Unterschiedes* und des *Zusammenhangs* zwischen *Grund* und *Folge*. Der *Grund*, das heisst, dasjenige, *durch welches ein Anderes gesetzt ist*, steht im *nichttrennenden* Unterschiede und *nichtmischenden* Zusammenhang mit dem *unter* ihm und *durch* ihn gesetzten Anderen, welches seine *Folge* heisst; beide sind also eben so wenig *in einander* als *ausser einander* und *durch einander*. — Die Folge *liegt* weder *in* dem Grunde, noch läfst sie sich je vom Grunde *abtrennen;* und Beides kann von der *Folge* nur dadurch behauptet werden, dass man, dem vulgären Sprachgebrauch zufolge, unter dem gleichnamigen Begriff *Unterschied* den *trennenden* und den *nichttrennenden* Unterschied, und unter dem gleichnamigen Begriff *Zusammenhang* den *nichtmischenden* und den *mischenden* Zusammenhang vermengt.

„Der Grund, indem er *begründet*, ist *auf allen Fall* ein *im Werden* begriffener Gedanke; die *Folge das Gewordene*, also ein *Neues*, und doch im Werdenden *Prädisponirtes*. Aber damit ist die Schwierigkeit nicht gelöst. Es fragt sich: was heisst ein *werdender Gedanke?* Soll das Werden ihm eigenthümlich seyn, so gewiss er *dieser* und kein *anderer* Gedanke ist? Oder *duldet* er blofs, dafs man ihn *willkührlich* ins Werden versetze; und könnte er die Folge wohl auch *ruhig* in sich *verborgen* behalten? Die letztere Voraussetzung werde zuerst untersucht."

Es dürfte sich hier schon nicht der Mühe verlohnen, dem Vf. bey dieser Untersuchung weiter zu folgen. Denn was dabey *auf allen Fall* als wahr und gewiss vorausgesetzt wird: „Der Grund, indem er *begründet*, sey ein *im Werden* begriffener Gedanke", ist erweislich falsch, und läfst keinen Zweifel übrig, dass der *willkührliche* und *particuläre* Sprachgebrauch, der auch das Eigenthümliche der *herbartischen*, wie jeder bisherigen, Metaphysik ausmacht, durch die *vulgäre* Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit der *Wörter Grund* und *Begründen* herbeygeführt und versteckt wird. Gleich wie in der Sprache der allgemeingeltenden Logik das Wort *Grund* bald einen Grund, der *nicht* Bedingung ist, bald eine blosse *Bedingung*, bald beides *durch einander*, unter dem Namen des *Grundes überhaupt*, oder des *formalen* Grundes bedeutet: so bedeutet in dieser Sprache das Wort *Begründen* bald das, was *kein Bedingen* ist, bald ein bloses *Bedingen*, bald beides *durch einander*, das Begründen *überhaupt*, das *formale* Begründen. Dabey wird ignorirt, dass der *Grund* in seiner ursprünglichen und eigenthümlichen Bedeutung ein unwandelbarer Charakter *des Unwandelbaren* ist, und dass *die Folge*, als das durch den Grund und unter demselben *Bestehende*, eben so wenig eine *Veränderung* und ein *Werden* seyn kann, als der *Grund* selber; es wird ignorirt, dass die *Bedingung* in ihrer ursprünglichen und eigenthümlichen Bedeutung ein blosser Charakter des *Wandelbaren* ist, — dass das Wandelbare nicht nur das Unwandelbare, von dem es *nicht* wieder vorausgesetzt wird, — sondern auch *unter* dem Unwandelbaren, unter welchem es wechselt, immer ein *anderes Wandelbares voraussetze*, und sonach *als Bedingung* selber immer nicht weniger durch ein *anderes* Wandelbares *bedingt*, als wieder ein *anderes* Wandelbares *bedingend* sey; während der *Grund*, als solcher, das eigentlich *Begründende*, weder *bedingt*, noch *bedingend*, noch *Bedingung* ist. Ungeachtet aber die *Veränderung* des Wandelbaren, der Wahrheit nach, weder *Grund* noch *Folge* seyn kann, sondern immer nur blosse *Bedingung* seyn muss: so *entlehnt* sie gleichwohl, in wiefern sie die, eine *andere* Veränderung *bedingende* Bedingung ist, den *Namen Grund*, so wie die durch sie bedingte Veränderung den Namen *der Folge* annimmt. Daher die *Gleichnamigkeit* des Begriffes *Grund* in der *reinen* und in der *empirischen* Erkenntniss, und das *Missverstehen* dieser Gleichnamigkeit, durch welches das Wort *Grund*, welches in der reinen und in der empirischen Erkenntniss *keineswegs* Ebendasselbe bedeuten kann (in der letzteren immer nur die bedingende, und selbst wieder bedingte *Bedingung* bedeuten sollte), als *gleichbedeutend* in beiden angenommen und gebraucht wird. Nur dadurch wurde es auch dem scharfsinnigen Vf. möglich, das *Werden*, das der Bedingung, dem Bedingen und dem Bedingten eigen ist, auf den *Grund* und das *Begründen* zu übertragen.

Gleichwie aber durch das herkömmliche dialektische Blendwerk des *Grundes überhaupt* der Grund mit der Bedingung, und das Unwandelbare mit dem Wandelbaren, vermengt wird: so wird auch durch ebendasselbe Blendwerk der *Urgrund* mit dem *Grunde*, und das an sich Unwandelbare mit dem Unwandelbaren an dem Wandelbaren vermengt. Nicht weniger unmischbar, als untrennbar mit dem *unter* ihm

ſtehenden und *durch* ihn beſtehenden *Weſen der Dinge*, als dem *Grunde* alles Wandelbaren, ſteht das Urweſen als das an ſich Unwandelbare *über* dieſem Grunde, und es kann von einem *Werden* und *Entſtehen*, und einer *Veränderung* des Grundes ſo wenig, als des Urgrundes, die Rede ſeyn. Nur der *Sinnenwelt*, nur dem *Wandel* des Wandelbaren, nur den, unter dem wechſelloſen Grunde wechſelnden *Bedingungen*, nur den *Erſcheinungen* iſt das Werden, Entſtehen und die Veränderung eigenthümlich. Ewig iſt auch die *Schöpfung*, weil der Schöpfer ewig iſt.

Unter der Benennung: *Gedanke des Grundes*, wird die *Vorſtellung* des Grundes, welcher allein ein *Werden* zukömmt, mit der *Idee* des Grundes, die wie der Grund ſelbſt *über* das Werden erhaben iſt, vermengt; die Frage, worin der *Grund* und die *Folge*, als ſolche, *beſtehen*, mit der Frage, wie die *Vorſtellung* von beiden *entſtehe*, die erſt, nachdem jene aufs Reine gebracht iſt, beantwortet werden kann, verwechſelt; und eine *pſychologiſche* Erklärung des *bald ruhenden*, bald *nichtruhenden* Gedankens vom Grunde verſucht, bey welcher die unbeſtimmten und vieldeutigen Wörter *Materie*, *Form*, *Verbindung*, *Trennung*, *Hemmung* u. ſ. w. unter neuen Geſtalten ihre alten Rollen ſpielen.

A. „Iſt der Grund ein an und für ſich *ruhender* Gedanke, iſt das *Folgern* ihm *gleichgültig:* ſo kann die Folge, wenigſtens *der Materie nach*, nicht *neu* ſeyn. Denn ſollte ſie *neu* ſeyn, und doch aus ihm *hervorgehen:* ſo müſste er ſich *ändern*. Was in *ihm* ſchon gedacht wird, das kann in *ihr* nur eine *neue Form* annehmen. Aber kein *Einfaches*, als ſolches, hat *Form*, ſondern nur das *Verbundene*. Die *Folge* alſo iſt ein *Verbundenes*. *Verbunden*, als Folge, *unverbunden*, oder doch nicht *ſo* verbunden, *als Theil* des Grundes. Iſt denn die Verbindung *ohne* Grund? Die Verbindung iſt, und iſt *nicht*, *in* dem Grunde. *Das heiſst*, ſie iſt *vorhanden*, aber *gehemmt!!* Das *Hemmende als Theil* des Grundes, als ſtiftend die Folge, iſt zugleich *verbindend;* aber was zugleich *verbindet* und *trennt*, *heiſst* ein *Mittelglied* (*Terminus medius*)! Es verbindet, indem es mit jedem der zu Verbindenden ſelbſt verbunden iſt; es trennt, indem es nicht in beiden Verbindungen *zugleich*, ſondern für jede *beſonders*, alſo *zweymal*, gedacht wird. *Prämiſſen, Concluſion*. Beides aus der Logik bekannt."

So glaubt der Vf. den alten *Widerſtreit* der herkömmlichen *formalen Einheit* und der *materialen Verſchiedenheit*, und des, unter den vieldeutigen Namen des *Verbindens* und des *Trennens*, ſich *gegenſeitig vorausſetzenden* und *verneinenden*, insgemein für *das Denken* geltenden *Vereinigens* und *Unterſcheidens überhaupt*, — *vom Grund aus* aufgehoben zu haben. Mit Ernſt und Mühe kämpft er gegen die ihm merklich gewordene *Sprachverwirrung* an. Aber indem er derſelben *nicht* auf den Grund gekommen iſt, kämpft er nur unter ihrem unabwendbaren Einfluſſe, und trägt, wie ſeine Vorgänger, nur zur *Vermehrung* derſelben bey. — Wir glauben zur Erhärtung dieſer Behauptung bey den angeführten Proben es bewenden laſſen zu können; um ſo mehr, da, unſerem Gefühle nach, ſchwerlich ein Anderer einen, ihm und ſeinen Zuſchauern, *mühe ſameren* Kampf gekämpft hat, als der durch dieſe *Hauptpuncte der Metaphyſik* dargeſtellt iſt. Der Vf. iſt im Begriffe, eine *neue Pſychologie* auf einem Wege zu erſchaffen, den er den *mathematiſch-metaphyſiſchen* nennt. Er iſt alſo im Begriffe, wie jeder nicht dem Anderen nachſprechende, jeder originelle, Metaphyſiker, ſich einen *beſonderen Sprachgebrauch* zu erfinden und anzugewöhnen. Möchte er doch, bevor es mit dieſer Angewöhnung ſo weit gekommen iſt, daſs ſie die *zweyte Natur* ſeiner Individualität ausmacht, mit dem ſeiner Wahrheitsliebe zu Gebot ſtehenden ausgezeichneten Scharfſinne, die *Sprache* ſeiner eigenen *Logik* einer neuen Prüfung unterwerfen. Er wird ſich dabey die Unbeſtimmtheit und Vieldeutigkeit der vielen *gleichnamigen* Begriffe und *ſinnverwandten* Wörter, welche eben die unentbehrlichſten und gebräuchlichſten in jener Sprache ausmachen, — er wird ſich die in der beſagten Unbeſtimmtheit und Vieldeutigkeit beſtehende *Gemeinheit* (*Vulgarität*) des Sprachgebrauchs der allgemeingeltenden *formalen* Logik nicht verbergen können, welche die bis jetzt unbekannte Quelle aller particulären und ſtreitenden Sprachgebräuche unter den Wahrheitsforſchern, und des bisherigen *Syſtemwechſelns* der Metaphyſik iſt. Er wird es eben darum auch nöthig finden, ſeiner neuen Pſychologie eine *Synonymik* der beſagten Wörter vorhergehen zu laſſen, durch welche ihm einleuchtend werden dürfte, daſs eben dieſelbe *dialektiſche Sprachverwirrung*, welcher wir ſo manche *kritiſch-philoſophiſche Glaubenslehren*, die *alte* und die *neue Wiſſenſchaftslehre*, und das *abſolute Identitätsſyſtem* zu danken haben, auch jeder *mathematiſchen* und *pſychologiſchen Metaphyſik*, ſo wie jeder *äſthetiſchen Moralphiloſophie*, zum Grunde liegen müſſe. Dr.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Heidelberg*, b. Engelmann: *Lebensbeſchreibung Karl Friedrichs, Groſsherzogs von Baden*, von *Aloys Schreiber*. 1811. 94 S. 8. (12 gr.) „Das Groſse und Erhabene vertragen ſich durchaus nicht mit Schmuck, denn ſie wirken einzig durch ihre Erſcheinung, und verſchmähen alles Unweſentliche", ſagt der ehrwürdige Vf. in ſeinem vortrefflichen *Lehrbuche der Äſthetik* (Heidelberg, b. Mohr und Zimmer, 1809). Wir finden auf eine erfreuliche Weiſe die Befolgung ſeines Grundſatzes in dieſem biographiſchen Gemälde, das wie ein glänzendes Licht in der dunkeln Geſchichte unſerer Zeit, und in der verworrenen unſerer Literatur leuchtet. — (Was ein Fürſt vermag, der in ſeiner Regierungskunſt kein anderes Princip kennt, als Liebe und Gerechtigkeit; welchen Einfluſs ſein perſönlicher Charakter auf ſein Volk hat; wie von dem Machthaber jeder Impuls zum Guten ausgehen muſs; wie mächtig ſein Beyſpiel wirkt in Zeiten der Ruhe; wie ſiegend ſeine Geſinnungen, in verhängniſsſchweren Tagen, ein gutes Volk über Kummer und Leiden erhebt, — das alles lehren die ſchönen Bücher, welche ihren Glanz aus einzelnen Zügen vieler Regen-

tengeschichten zusammengetragen, und als *Fürstenspiegel* ausgestellt haben. Hier aber sehen wir die Regententugenden alle, ausgeprägt in dem Bilde eines einzigen Herrschers, der während 65 Regierungsjahren, ein Genius aus besseren Welten, das Vaterland väterlich bewachte, veredelte, schützte und schirmte.

Hr. *S.* hatte in dieser Biographie nur die Absicht, Andeutungen zu geben von dem, was *Karl Friedrich* in einem langen, thatenvollen Leben wollte und wirkte. „Viele — besonders unter seinen neuen Unterthanen" — sagt er in der Vorrede, „kennen nur seinen Ruhm, aber nicht was er 65 Jahre lang in seinem Lande war als Regent und als Mensch. Hat man doch selbst in Schriften, welche zur Feyer seines Todes geschrieben worden, kaum mehr zu sagen gewusst, als dass er Agricultur und Viehzucht für das höchste irdische Glück gehalten (für die Basis des Nationalreichthums hatte man vermuthlich sagen wollen), und dass er die Gehöfte besucht. Hier wurde es Pflicht, den Schatten des Todten zu versühnen u. s. w." — Auch Rec. ist eine solche Gedächtnissschrift in lateinischer Sprache bekannt geworden, worin von dem höchstseligen Grossherzoge ausgesagt wird, dass er zwar kein Kriegesheer angeführt, wohl aber Ställe besucht habe (*stabula visitavit*), und in welcher, mit kleingeisterischer Pedanterie das Kleine vergrössernd, der Autor mit vornehmem Egoismus vorzüglich in demjenigen, was seinem lieben Ich und dem Ich seiner lieben Freunde durch die Herrschermilde zufloss, *das Göttliche* wahrnimmt, — in dessen Besitz er dann auch für sich und die Seinigen den edlen und feinen Trost findet, „dass es, bey dem geschwächten Geiste des Fürsten fürder kein Glück gewesen wäre, wenn er länger gelebt hätte" u. s. w. — Wir wissen nicht, ob diese pedantische Ungeschlachtheit und egoistische Plattheit, oder eine andere dieser Art, unserem Vf. die Pflicht auflegte, sein biographisches Gemälde auszustellen: wir finden bloss, dass er weder mit Worten prunkt, noch nach Thaten ängstlich sucht; sein Herz, seine ächtvaterländische Gesinnung, seine Liebe und seine Treue, sprechen allein seinen tiefen Schmerz aus über den Verlust des erhabenen Hingeschiedenen; die Thaten des Fürsten, die er einfach beschreibt, sind diejenigen, welche auf das Wohl des Ganzen abzweckten, und die sich jedem Einzelnen mittheilten. Er hatte das Glück, unter *Karl Friedrichs* Regierung geboren zu werden und zu leben, und sein persönliches Wohlwollen zu besitzen; er hatte Gelegenheit, ihn nicht bloss als Regenten zu sehen, sondern auch im Kreise seiner Familie, wo ihn zwar nicht die äussere Würde des Herrschers, aber die höhere Würde des Menschen umgab. „Es ist ein roher, kunstloser Stein, den ich auf sein Grab lege", sagt der Vf. in der Vorrede, „zum Zeichen für die, welche fühlen können, dass der Boden heilig sey, und zu bewahren vor Entweihung. Wohl wird nach mir der Sohn des Vaterlands kommen, dem der schöne Beruf ward, den edlen Fürsten lebendiger zu malen, ihn, der sich nur mit sich selbst vergleichen läst, den keine Thräne anklagt, dessen Leben kein unreiner Hauch befleckt."

Wir sehen aber in dieser Erklärung nichts als eine liebenswürdige Bescheidenheit des Vfs.; denn es finden sich in seinem biographischen Gemälde alle die Eigenschaften einer meisterhaften historischen Darstellung im hohen Grade vereinigt; für die Form sind keine Wünsche übrig. Kein Deutscher wird diese Schrift ohne tiefe Rührung lesen.

Ungern enthalten wir uns eines Auszugs; aber einzelne Züge geben keine Vorstellung von dem Ganzen eines schönen Gemäldes, und wir wollen Niemanden den Genuss des Totaleindrucks schmälern. Wir bemerken also nur, dass die Lebensbeschreibung in 8 Abschnitte zerfällt, enthaltend die Erziehungs- und Jugend-Geschichte, — das häusliche Leben, — die Regierung, — Vergrösserung des Landes, — *Karl Friedrichs* Tod, — *Karl Friedrichs* Bild, — Genealogie, — zwey Trauergedichte. Der *Anhang* enthält die *Antwort Karl Friedrichs auf die Danksagung des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft*, geschrieben am 19 Sept. 1783. — Hr. *S.* verdient den lebhaftesten Dank, dass er dieses aus der fürstlichen Feder geflossene Actenstück hier mittheilt. Es enthält für sich allein das lebendigste Gemälde eines erhabenen Geistes, und eines im Hochgefühl der Menschheit glühenden Herzens. Regenten der Erde! hier habt ihr euern Codex! — Fürstenerzieher! hier habt ihr euer Lehrbuch, und wenn ihr so glücklich seyd, Empfänglichkeit in euren Zöglingen zu finden: so habt ihr Völkerglück begründen helfen; und so euch die Gemeinheit den Einwurf macht, dass dem Ideale keine Realität entsprechen könne, — oder, wenn ihr die sogenannte Staatsgelahrtheit, bey der Schwierigkeit der Bestimmung des Verhältnisses der Moral zur Politik, in künstlichem Systematisiren umherirren sehet: — so weiset eure Zöglinge hin auf *Karl Friedrichs Lehre*, auf seine Thaten, auf sein Leben, dessen Beschreibung zu den erhebendsten Blättern in der Völkergeschichte gehört. F . . S . . A . .

1) *Halle*, b. Gebauer: *Chronologische (eigentlich synchronistische) Übersicht der merkwürdigsten Begebenheiten der allgemeinen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr* 1811, von *J. G. Kühnemann*, Collegen an der Hauptschule zu Halle. 1811. 192 S. gr. 8. (12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Historisches Etui, oder chronologische Übersicht der wichtigsten Personen und der denkwürdigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Geschichte, von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr* 1811. Zweyte verbesserte Ausgabe. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wir nehmen beide Arbeiten zusammen, weil sie einerley Tendenz, und vielleicht auch einerley Verfasser haben. Das Etui ist ein nützliches Spielwerk. Es besteht in einer auf einen mehrere Ellen langen Streifen gedruckten, aus lauter Namen bestehenden chronologischen Übersicht, die sich aus einem zierlichen, walzenförmigen Futterale herauswindet. Das Ganze hat die synchronistische Übersicht eines bekannten Lehrbuchs der Geschichtkunde zum Muster. Das grössere Werk, das dem Etui gleichsam zum Commentar dient, erklärt der Vf. für seinen ersten schriftstellerischen Versuch, den er dem Publicum mit Schüchternheit übergiebt. So sehr diese Bescheidenheit dem Vf. zur Ehre gereicht: so sehr rechtfertigt sie sein Buch. Es soll aus den bewährtesten Quellen geschöpft seyn; wenn er aber die (nicht vollständig) angezeigten Handbücher darunter versteht: so hat er auch diese nicht sorgfältig genug benutzt. Die Beweise zu dieser Behauptung enthalten schon die zwey ersten Bogen. Cekrops soll schon 1650 v. C. gelebt haben; die Amphiktyonen werden für ein Appellationsgericht erklärt; Moses führt die Israeliten nach Canaan; die Israeliten stehen, gleich nach ihrer Ankunft im Lande Kanaan, unter Suffeten; die Einfälle der Herakliden und Dorer werden in das Jahr 1100 gesetzt, und doch endigten sie erst in diesem Jahre, nachdem sie auf 100 Jahre gedauert hatten; Ägypten soll 1050 in mehrere Staaten zerfallen seyn; Homer soll schon 980 gelebt haben; Apries (man vergleiche *Diodor I*, 68) verliert sein Leben im Kriege gegen Cyrenae; Kambyses ermordet sich selbst; die Beherrscher von Ägypten werden immer Könige, und nicht Pharaonen, genannt. Diese und andere Unrichtigkeiten eines sonst brauchbaren Buches verbessert zuverlässig eine zweyte Ausgabe. Jg.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Abenteuerliche, doch wahrhafte Schicksale zu Wasser und zu Lande von Joh. Joachim Stähelin, Privatlehrer in St. Gallen.* Von ihm selbst treu und einfach erzählt und herausgegeben. 1811. 307 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Von der zweyten Abtheilung S. 131 geht der eigentlich interessante Theil dieser Selbstbiographie an. Der unruhige, unbeständige Geist, der in der ersten Abtheilung herrscht, spricht dem Leser nicht angenehm zu. Auch haben die Schicksale, bey aller Abwechselung, doch eine gewisse ermüdende Einförmigkeit: es ist ein ewiges Fortgehen und Wiederkommen, ein ewiges Erhalten und Verlassen. Aber so wie der Vf. als Schiffsschreiber, im Dienste der ostindischen Compagnie, Amsterdam verläst, und nach Batavia und China geht, wächst die Theilnahme des Lesers mit jedem Abschnitte. Es ist gerade nichts Neues, was wir hier über Ostindien und das Cap erfahren; aber es wird uns durch die Einfalt der Erzählung wahr, und durch das Interesse an der Person des Erzählers wichtig. Die Nachrichten über den Culturzustand des Cap, und besonders der Colonisten, können zu mancherley Betrachtungen Veranlassung geben. Übrigens schmerzt es, dass der Vf. nach so vielen Stürmen des Lebens es nicht weiter als bis zum Schulhalter in St. Gallen gebracht hat, und noch immer nach einer festen Anstellung seufzen muss. y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JANUAR, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist, und seyn könnte.* Von dem Staats- und Cabinets-Rath *Klüber.* 1811. 225 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. dieser Schrift will, wie die Vorrede sagt, seinen Theil dazu beytragen, damit in einer wichtigen Angelegenheit das Schlimme nicht noch schlimmer und noch allgemeiner werde. Er sucht daher als letztes Thema auszuführen, dass die Post, als eine zur Bequemlichkeit des Publicums bestimmte Weltanstalt, nicht nur eben so gut als ein Privatunternehmen bestehen könne, sondern dass sich in gar vieler Hinsicht ein Vortheil davon erwarten lasse, wenn das Postwesen nicht als Staatsanstalt, sondern unter der Aufsicht, dem Schutze und der Gerichtsbarkeit des Staats als eine Privatanstalt betrieben werde, und wenn nicht in jedem einzelnen deutschen Lande eine besondere für sich bestehende Post, sondern etwa durch ganz Deutschland eine einzige Postanstalt vorhanden wäre, und von dem fürstlichen Hause von Thurn und Taxis, dessen Verdienste um das deutsche Postwesen eben so gross, als es selbst an Erfahrungen über das Postwesen reich sey, verwaltet werde. Dieses ist die letzte Tendenz dieser Schrift, und am Schluss derselben S. 195 werden alle die Vortheile auseinandergesetzt, die sich von dieser Einrichtung erwarten lassen.

So wenig es sich leugnen läst, dass das briefschreibende Publicum bey einer solchen Einrichtung auf gar mannichfaltige Weise gewinnen, und dass vielen Übeln von selbst Einhalt geschehen würde, die von den Postanstalten ausgehen, und welche schwerlich ganz werden gehoben werden können, so lange der Mächtige in jedem Staate mit dem Postdirectorium in so naher Verbindung steht, und so gern daher Rec. sowohl in Anerkennung der Güte dieses Vorschlages, als auch der grossen Verdienste und der grossen Weisheit und Liberalität, welche das taxische Haus bey Verwaltung des Postwesens im weiland heiligen römischen Reiche an den Tag gelegt hat, zu dieser Einrichtung seine Stimme geben würde: so kann man doch dieser Idee des Vfs. schwerlich beypflichten, wenn man über die Sache aus dem Gesichtspunct eines Staatsmannes urtheilen soll, und wenn nicht etwa bloss von einem so kleinen Staate die Rede ist, in welchem nur eine oder nur einige wenige Stationen sich befinden. Denn dass Staaten der letzten Art besser thun, wenn sie keine eigenen Posten halten, und dass sie besser thun, wenn sie solche gegen eine Abgabe einem Privatmanne als einem benachbarten Staate übertragen, bedarf keiner weiteren Ausführung. Was hingegen Staaten von mittlerer Grösse angeht: so zeigt doch die Erfahrung gleichfalls, dass die Postanstalten auch als Staatsanstalten so eingerichtet seyn können, dass bey ihnen zu billigen Klagen wenig Grund vorhanden ist, und dass der Hauptzweck derselben recht gut erreicht werden kann. Ja, so der Staat sich nicht selbst verkennt, wird die Postanstalt in seinen Händen Manches gewähren, was sie in den Händen einer Privatperson schwerlich gewähren kann. Ist dieses: so läst sich nicht absehen, warum man dem Staate, der doch einmal Geld haben, und dieses von seinen Unterthanen nehmen muss, die Einnahme und den Gewinn nicht zuwenden will, ohne welchen keine Privatperson sich zur Übernahme der Postanstalt verstehen wird, und welcher, wie dieses da, wo taxische Posten waren und noch sind, der Fall ist, aus dem Lande geht. Nicht zu gedenken, dass es bey allen Clauseln und Controllen sehr leicht von nachtheiligen Folgen werden kann, wenn eine so wichtige Anstalt in den Händen von Leuten ist, die nichts mehr und nichts anderes als das pecuniäre Interesse eines vielleicht sehr entfernt lebenden Dienstherrn im Auge haben. Überhaupt scheint es der Klugheit nicht gemäss, wenn man Allem, was nun einmal in der Lage des Staates und der Umstände liegt, gleich durch künstliche Gegenmittel abhelfen will. Die Vertheilung Deutschlands in kleine Staaten, die Abwechselung der Territorien hat für ihre Bewohner und für die Nachbaren manches Gute; es ist also billig, dass sie auch das Übel und die Unbequemlichkeiten tragen, und das Übel wird hier so gross nicht seyn, wenn nicht Missgriffe und Missbräuche gröberer Art hinzukommen. Die Veränderungen, welche in dem Staate, in welchem der Vf. lebt und wirkt, mit dem Postwesen vor Kurzem Statt gehabt haben, beweisen auch, dass seine Lehre selbst da keinen Eingang gefunden hat, wo er so nahe war. Es ist aber auch die Schrift, in der sich übrigens viel Bemerkenswerthes findet, und die mehrentheils richtige Sätze aufstellt, als schriftstellerisches Product betrachtet, nicht von der Art, dass sie grossen Eindruck machen kann. Ohne durch eine lebendige Darstellung und durch einige Kraft der Rede sich auszuzeichnen, herrscht darin grosse Verworrenheit; es finden sich da, wo man Demonstrationen erwartet, oft blosse Declamationen; es sind so viele Spuren ei-

ner Eile, welche das Ordnen der vorhandenen Materialien nicht zugelassen; sichtbar, und sie ist so voller Wiederholungen, dass die Lectüre wenig Vergnügen macht.

Im ersten Theile wird die Geschichte des Postwesens in Deutschland von seinem Entstehen an bis May 1811, nebst dem in Postsachen angenommenen finanziellen und politischen System, mit einer nicht zu verkennenden Vorliebe für das thurn- und taxische Haus abgehandelt. Eine Vorliebe, welche sich — wenn man sie nicht bloss als eine Wirkung der dankbaren Anerkennung der grossen Verdienste dieses Hauses betrachten will — sehr gut aus den Grundsätzen des Vfs. erklären lässt. Taxis wollte ja von jeher das, was der Vf. für das Beste hält. Auch lässt sich es nicht leugnen, dass alle historisch-publicistischen Materien der Art noch in einem anderen Lichte sich betrachten lassen, als dasjenige ist, in welches sie durch die Bemühungen der Schriftsteller gestellt sind, welche sich der fürstlichen Rechte annahmen, und deren Ansichten uns am geläufigsten sind, weil sie nicht nur unter uns lebten, sondern weil sie wohl auch an Kunst und Geist ihre Gegner übertrafen. Jetzt, wo man zu der Einsicht gekommen ist, dass nicht Alles zu einem reinen Gewinn geführt hat, was dem Oberhaupte und seinen Rechten abgenommen ward, wird sich ohne Zweifel über Manches eine ganz andere Ansicht verbreiten. Ohne über das Historische, welches sich auf das Bekannte einschränkt, etwas Weiteres zu sagen, wollen wir nur zur Curiosität Einiges herausheben, was vielleicht nicht Jeder weiss. In Hamburg war ehedem zu gleicher Zeit eine taxische, preussische, dänische und hamburgische Briefpost, dann eine schwedisch-pommerische, mecklenburgische, hannöverische, herzoglich-braunschweische und hamburgische Postwagen-Expedition, auch eine amerikanische Brief-Spedition. Nach Nürnberg ging wöchentlich ein fahrender Bote, und von Cuxhaven aus hatte man eine englische Seepost. Dabey war, was der Vf. nicht angiebt, jeder andere Weg, Briefe und Sachen hinein, hinweg und hindurch zu bringen, völlig frey. Das dortige Reichspostamt hatte an jedem englischen Posttage ungefähr 20,000 Briefe nach England zu spediren. Zu welchen Betrachtungen ist hier nicht Stoff! Alle diese Anstalten warfen doch natürlich Gewinn ab, wenn sich auch nicht von einer jeden sagen lässt, dass sie, wie der Vf. von der preussischen richtig sagt, mehr abgeworfen habe, als manches deutsche Fürstenthum. Welche Freyheit, welche Concurrenz! Welche Verschiedenartigkeit, welche Collisionen mochten statt finden, und was für ein Gewerbe! Ob wohl unsere Staatskünstler, welche Einheit, nur Einheit wollen, und ohne Controllen kein Ding für möglich halten, je mit aller ihrer hochgepriesenen Kunst, und ihren Mitteln, die man sonst für unmöglich hielt, so etwas hervorbringen werden! — In Frankfurt am Main waren während der Messe täglich 12,000, ja in guten Zeiten 16—17000 Briefe zu spediren. — Ein Brief von Hamburg bis an den Bodensee — über 100 Meilen — bloss auf taxischer Post, kostete 16—18 Kreutzer — 3½—4 Groschen; ein Brief von Göttingen bis Cassel — 5 Meilen — kostete 1810 3 Gr. und würde viel genauer gewogen. Vor 1806 kostete ein Brief auf taxischer Post von Nürnberg bis Hamburg — 70 Meilen — 12 Kreutzer, von Nürnberg nach Berlin — 56 M. — 27 Kr. — Im Anfange des verflossenen Jahres waren in den deutschen zum rheinischen Bund gehörigen Landen neun verschiedene Postbezirke, die verschiedenen taxischen Postanstalten für eine, die französische hingegen gar nicht gerechnet. Jetzt ist noch einer mehr, nämlich der badensche, wodurch Taxis fast ⅓ seines ganzen Bezirks verloren hat: denn sämmtliche taxische Postbezirke begriffen mit Einschluss von Baden 1030 Qu. M. und 3,065,315 Menschen, das badensche enthielt 285 Qu. M. und 952,650 Menschen.

Unter den verschiedenen neuen Tarifen zeichnet sich der baierische durch Billigkeit aus, auch so der taxische. Denn wenn gleich auch bey dem letzten eine Erhöhung Statt gefunden hat: so ist dieses jedoch nicht in einem unbilligen Verhältnisse geschehen, und nicht in dem Masse, wie es bey der veränderten Lage der Dinge, bey den grossen Verlusten, den das taxische Postwesen erlitten, und bey den grossen Abgaben, welche es zu leisten hat, wohl hätte geschehen können. Von Westphalen ist die ältere sowohl als die neuere Taxe mitgetheilt. Es wird nicht verhehlt, und es ist nicht zu leugnen, dass die letztere billig ist. Es ist daher schwer zu erklären, woher es kommt, dass dessenungeachtet alle Briefe, welche den Postbezirk *dieses* Königreichs berühren, so hoch kommen, dass man, wie jeder Correspondirende mit seinem Zeugniss bewähren wird, sich durch das Porto von jedem Briefe, der nicht ganz nothwendig geschrieben werden muss, gern abhalten lässt.

Die verschiedenen Mittel, welche man anwendet, um den Verlust der Briefe zu verhüten, und zugleich die Berechnung mit anderen Postämtern führen zu können, werden angegeben. Keins mag den ersten Zweck ganz erreichen; aber so viel ist doch gewiss, dass weit weniger Briefe verloren gehen, als man glauben sollte, wenn man erwägt, was für eine Ordnung und Aufmerksamkeit dazu gehört, um zu verhüten, dass von mehreren tausend Briefen, welche in möglichst kurzer Frist expedirt oder ausgegeben werden sollen, nicht einer oder der andere verloren geht, oder in falsche Hände geräth. Das Recommandiren ist das sicherste Mittel: denn durch den Schein, welchen der Aufgeber erhält, ist es erstlich gewiss, dass der Brief wirklich auf die Post gegeben ist, — was von allen Briefen, die für verloren ausgegeben werden, gewiss nicht gesagt werden kann —; ferner wird verhütet, dass er nicht in unrechte Hände kommt, und durch das besondere Eintragen wird das Verlierengehen auf der Post in einem Grade unmöglich, als solches bey einer menschlichen Anstalt geschehen kann. Alle Spiele des Zufalles verhüten zu wollen, geht über unsere Kräfte, und kann nur

der Thor verlangen. Aber es ist unbillig, für einen recommandirten Brief das doppelte Porto zu nehmen. Denn wenn der Brief etwas weit läuft: so steht dieses mit der Mühe in gar keinem Verhältnisse, welche der Post dadurch verursacht wird; und warum soll man denn die besondere Zusage dessen, was ohnehin Pflicht ist, so theuer bezahlen? Sechs Pfennig am Ort des Aufgebens und des Abgebens, wie auf den taxischen Posten genommen wird, ist hinreichend, und wird mehr einbringen, als ein erhöhetes Porto von 3 oder 4 Gr. auf 10—12 Meilen.

Die Vervielfältigung der Postanstalten, wogegen der Vf. hauptsächlich eifert, hat in den neueren Zeiten besonders in sofern zugenommen, dass nun gar keine Post mehr existirt, welche ganz Deutschland durchläuft, wie dieses doch, in manchen Richtungen wenigstens, ehedem mit der taxischen der Fall war. Mithin tritt jetzt auf jedem Course von einiger Beträchtlichkeit das ein, was ehedem nicht allenthalben Statt hatte. Dass durch die vielen Berechnungen, durch das häufige Umpacken, das öftere Eintragen u. s. w., welches bey dem Wechsel der Postanstalten Statt findet, Vertheurung entstehen, die schnelle und sichere Bestellung leiden, jede Verfolgung eines verloren gegangenen Briefes erschwert werden muss, leuchtet Jedem ein. Wie diese unvermeidlichen Übel dadurch noch vermehrt werden, dass die einzelnen Postdirectionen nicht immer geneigt sind, Alles beyzutragen, um die nothwendigen Nachtheile zu vermeiden oder zu vermindern, wie sie vielmehr, durch Plusmacherey verleitet, um einen Brief länger auf ihren Posten zu behalten, die Route verändern, und was besonders ehedem auf den preussischen Posten geschah, die Briefe in die Kreutz und in die Queere laufen lassen, wie dadurch, dass sie in ihren Taxen und Grundsätzen über *franco* und nicht *franco* abweichend und veränderlich sind, manche neue Unbequemlichkeiten entstehen, und wie die Postbedienten die Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, mit dem *franco* beliebige Veränderungen vorzunehmen, nicht unbenutzt lassen, solches entweder ganz ausstreichen, oder ein *bis* hinzusetzen, an welches der Aufgeber gar nicht gedacht hat, wird nicht vergessen. Aber ist dieses und so manches Andere, worüber man seufzt, der Sache allein beyzumessen?

Im zweyten Theil wird von dem staatswirthschaftlichen Gesichtspuncten des Postwesens gehandelt. Richtig giebt der Vf. an: Beförderung und Erleichterung des erlaubten Verkehrs, Bequemlichkeit des verkehrenden Publicums ist höchster Zweck der Postanstalten. Er stellt aber diese Sätze nicht in ihr gehöriges Licht, noch weniger zieht er alle die Folgen daraus, welche aus diesem Grundsatz für die Gesetzgebung in Postsachen gezogen werden können. Er bleibt zu sehr bey dem Finanziellen stehen. Dieses kann aber dadurch nicht ganz gerechtfertigt werden, dass das Finanzielle zu den meisten zweckwidrigen Anordnungen in Postsachen Veranlassung gegeben hat. Ist Bequemlichkeit oder allgemeiner Vortheil des Publicums erster Zweck der Postanstalt: so muss sie auch natürlich ihre Vervollkommnung in solchen Sachen finden, wodurch die Vortheile, welche das Publicum von ihr erwartet, vermehrt werden, sie muss danach streben, von dem Publicum immer mehr und in jedweder Hinsicht als eine Wohlthat angesehen und verehrt zu werden. Sie muss dabey nicht ausser Acht lassen, dass das Publicum nicht verlangt, dass sie ihre Wohlthaten unentgeltlich ausspendet, sondern dass es gern und willig so viel hergiebt, um ihren Aufwand bestreiten, und einen der Gefahr und den Mühwaltungen angemessenen Gewinn ziehen zu können. Bey allen ihren Anordnungen muss sie daher vor Allem darauf sinnen, Alles zu vermeiden, was die Bequemlichkeit und die Vortheile des Publicums stört; sie muss also bey Allem, was sie festsetzt, so viel als möglich sich nach der Weise des Publicums richten, und so wenig als möglich positive Gesetze und Formen dictiren, und nicht verlangen, dass das Publicum sich zu sehr nach ihr richte. Daher dürfte z. B. schon die Bestimmung eines einfachen Briefes nach dem Gewichte nicht im wahren Geiste der Postanstalt gemacht seyn, sondern es wäre natürlicher, einen jeden gewöhnlichen Brief von nicht mehr als einem Bogen mit oder ohne Couvert für einen einfachen Brief gelten zu lassen. Bey weitem in den meisten Fällen würde ein solcher Brief nicht mehr an Gewicht haben, als man gesetzlich annimmt, nämlich ¾—1 Loth. Denn der Kaufmannstand und alle gebildeten Menschen, also gerade die, welche bey weitem die meisten Briefe schreiben, und die Postanstalten in Nahrung setzen, nehmen feines Papier und Siegellack zu ihren Briefen. Hart ist es aber, dem Armen, der gewöhnlich kein feines Papier hat, auch nicht einmal mit seiner schweren Hand darauf schreiben kann, der mit dem Briefwesen und dem Siegellack nicht umzugehen weiss, mehr abzunehmen als jenem, und unbequem ist es für diesen, die Goldwage bey der Hand haben, und sich aller Vorsicht ungeachtet der Discretion des Postbedienten überlassen zu müssen, der ein halbes Porto mehr fodert, weil er eine Gramme an Gewicht mehr herausbringt, und dem man doch nicht nachwiegen kann. Man sollte überhaupt das Gewicht nicht zur Grundlage bey dem Porto-Ansätzen machen, denn das billigste Porto wird im Verhältniss mit dem Gewicht immer in keinem Verhältniss bleiben. Wie Viel gehört zu einem Centner Briefen, und wie selten mag der Postreiter seine volle Ladung haben! Rec. hat wenigstens auf der, besonders zu den Meszeiten so sehr lebhaften Hauptstrasse von Leipzig nach Frankfurt nie gesehen, dass ein zweytes Felleisen nöthig gewesen wäre. Und wie mancher Bruch, wie manche Meile geht nicht dem Postamt zu Gute, da der Grundsatz: *quod inceptum est, pro completo habetur*, in so mannichfaltiger Hinsicht angewandt wird. Eben so sollte man das Einlegen versiegelter Briefe nicht verbieten, weil ein solches Verbot sehr oft den Zwecken der Correspondenz, z. B. bey bedingten Recommendatio-

nen u. f. w., geradezu entgegen ist; man sollte vielmehr gegen eine billige, nicht mit der widrigen Engherzigkeit, die keinen Pfennig entwischen lassen und jeden Pfennig herbeyziehen will, festgesetzte Taxe Alles gestatten, was ein Jeder seiner Convenienz für angemessen hält, und deshalb auch die Grenzen zwischen der reitenden und fahrenden Post nicht zu ängstlich bestimmen.

Noch weniger aber sollte ein Staat, der das Postwesen richtig ansieht, die Versendung einzelner Briefe mit einzelnen Gelegenheiten, oder auch mehrerer Briefe mit einem expressen Boten, sobald daraus nicht ein eigentliches Gewerbe gemacht wird, verbieten. Denn nicht zu gedenken, dass über ein solches Verbot ohne eine höchstärgerliche Inquisition gar nicht gewacht werden kann, und dass es wirklich die moralischen Grenzen der gesetzgebenden Gewalt überschreitet, und selbst den rechtlichen Mann so leicht in die Versuchung bringt, eine gesetzliche Vorschrift zu übertreten: so wird dadurch gerade den letzten Zwecken des Postwesens entgegen gewirkt; es wird die Anstalt, welche zum Segen des Publicums gestiftet ist, welche als eine Wohlthat von demselben betrachtet werden soll, zu einer drückenden, das Verkehr erschwerenden Anstalt. Es zeugt überall von dem Bewusstseyn einer nicht guten Sache, wenn eine Postanstalt dergleichen Verbote für nöthig oder auch nur für einigermassen vortheilhaft halten kann. Denn wenn sie nur ihre Zwecke nicht zu sehr verkennt: so kommt ihr zu-Vieles zu Statten, um nicht nöthig zu haben, ihre Kundleute mit Gebot und Verbot herbeyzutreiben. Wenn sie freylich anderer Art ist, hauptsächlich wenn die Stimme des Publicums einmal allgemein und laut gegen sie ist, wenn nicht bloss der Pöbel, d. h. die Menge, welche urtheilt, ohne die Sache zu prüfen, sondern selbst der einsichtsvollere rechtliche Mann, der alle Gründe für und wider eine Anordnung kennt und ruhig abwägt, zu dem Urtheile sich genöthigt sieht, dass sie ihre Lage zu der Gesellschaft missbrauche, ihre Vortheile zu genau und auf unrechten Wegen suche, und wenn dadurch in den Herzen der Menschen das unangenehme Gefühl, willkührlichen Zwecken dienen zu müssen, erzeugt wird: so werden freylich diese Nebenwege der Post schaden, sie werden aber mit so viel Studium gesucht werden, dass Verbote dagegen im Wesentlichen nichts helfen, als der Straf-Casse von Zeit zu Zeit eine Einnahme zu verschaffen. Und kann man darüber eine Freude haben, ohne sich selbst zu erniedrigen! Eine gleiche Bewandniss hat es mit den Verordnungen zur Begünstigung der Extrapostfuhren, obwohl sich hier einiger Zwang weit eher rechtfertigen lässt und nothwendig macht, weil aufs ganz Unsichere ein grosser Aufwand gemacht werden muss. Dagegen sollte man aber freylich mit willkührlicher Verlegung der Postrouten u. s. w. nicht willkührlich zu Werke gehen, besonders sollte man den unbilligen Foderungen der Postillione dadurch Grenzen setzen, dass man das so hoch getriebene Trinkgeld in seiner jetzigen Form ganz abschaffte und auf das Postgeld schlüge, und die Löhnung der Postillione ganz zur Sache der Postanstalt machte. Alle Theile möchten vielleicht dabey gewinnen, selbst die Postillione, die nun gewiss wüssten, worauf sie zu rechnen haben, und sich eines ordentlicheren Lebens besleissigen würden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Erfurt*, b. Müller: *Dämmer-Stunden am See. In drey Erzählungen und einer Zugabe.* 1810. 263 S. 8. (1 Rthlr.) Der Vf. hat sich die richtersche Manier anzueignen gesucht. Eine sehr regsame, lebendige Phantasie und ein feines tiefes Gefühl sind ihm nicht abzusprechen; auch weiss er die Sprache für beides zu gebrauchen. Nur der richtersche Zaubergeist ist ihm nicht ganz zu Theil geworden; er versetzt nicht lebhaft genug in Charaktere und Situationen. Die erste Erzählung, *der Kupferstich*, verräth einen Kenner der Kunst, und keine gemeine Ansicht des Lebens. Die zweyte, *der stille See*, und die dritte, *die Sterne*, haben im Einzelnen viel Gemüthliches. Um die Manier des Vfs. näher zu bezeichnen, stehe hier eine Stelle aus der ersten Erzählung. „Die Mädchen standen unter dem Schlussportale ihres künstlichen Erdenparadieses — den letzten zwey Trauerweiden, mit denen es sich in das der Natur verlor, und blickten durch die Nebelschleyer und Kreppflöre der Dämmerung, aus der die einzelnen Glockenschläge herüberzitterten, nach Ruhstädt und seinen friedlichen Hütten, die sich nun allmählich unter die Dämmerung versteckten, wie einschlafende Kinder unter die Bettdecke und die entfernten Lieben unter die Sargdeckel der Vergangenheit, aus denen die Reminiscenzen fröhlich verklungener Stunden immer leiser und leiser heraufzittern, bis sie endlich als Petrefact im Steinbeschlag unserer Vergessenheit liegen bleiben und mit dem Besitzer verstummen." — Die Zugabe besteht in einigen kleineren Gedichten, unter denen einige an andere bessere erinnern. Im Ganzen sind sie von keiner Bedeutung, und der Versbau sehr nachlässig. Oft sind offenbar die Sylben nur gezählt, nicht gemessen.

Cf.

Berlin, in der Realschulbuchh.: *Nachtfeyer nach der Einholung der hohen Leiche Ihrer Majestät der Königin.* Eine Cantate von *Ludwig Achim von Arnim.* Verbesserte Auflage. 1810. 32 S. 8. (4 gr.) Zufolge der Vorrede ist dieses Gedicht durch die Auffoderung des Kammermusicus *Schneider* in wenigen Stunden entstanden. Hr. *Sch.* hat es in Musik gesetzt, und es ist den 18 und 25 Aug. 1810 im Opernhause aufgeführt worden. Weil es dadurch, wie der Vf. meint, ein gewisses öffentliches Daseyn erhalten hat: so hat er es, auf die Bitte vieler Freunde, dem Druck übergeben. Die Bescheidenheit, womit Hr. *v. A.* dieses ankündigt, ist freylich an ihrer rechten Stelle; aber er braucht sich seiner Arbeit auch nicht zu schämen. Das poetische Verdienst derselben ist gering; sie wird ihm keine Lorbeere bringen. Als Mensch und Unterthan aber hat er seinen Empfindungen auf eine Art Luft gemacht, die ihm, wenigstens stellenweise, das Mitgefühl auch des nicht in gleichen Verhältnissen stehenden Lesers erwirbt. Sein Gedicht drückt, wie er selbst sagt, die Volksgesinnung am nächsten aus. Sein Zweck scheint mehr Erweichung, als Erhebung, gewesen zu seyn.

Wfl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JANUAR, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist, und seyn könnte.* Von *Klüber* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Betrachtet man aber die Postanstalt als eine Anstalt, die Gewinn abwerfen soll, und befolgt man dabey richtige Grundsätze: so wird ihr Interesse mit den Wünschen des Publicums wunderbar übereinkommen. Denn sie muss sodann die Regeln befolgen, welche jeder verständige Unternehmer einer Fabrik, der auf fortwährenden Absatz rechnen will, vor Augen hat. Nämlich höchste Güte mit höchster Wohlfeilheit des Preises muss ihr erstes und letztes Streben seyn. Sie muss dem Publicum den Ausruf abdrängen: es ist unbegreiflich, wie für *das* Geld *das* geschehen kann. Um dieses zu bewirken, müssen zuvörderst die Verwaltungskosten und aller unnütze Aufwand möglichst eingeschränkt werden. Man muss zu dem Ende nicht von dem Grundsatze ausgehen, jeder Mensch sey ein Schurke, und es gebe kein grösseres Unglück, als wenn einmal ein Pfennig entwische; man muss nicht durch Einführung kostbarer Formalitäten und Controllen etwas unmöglich machen wollen, was einmal nicht unmöglich gemacht werden kann, weil doch immer die Möglichkeit bleibt, dass man statt *eines zwey* Betrüger angestellt habe. Sodann muss man nicht auf einmal reich werden, nicht von jeder Grämme gewinnen wollen, sondern zufrieden seyn, wenn sich am Ende des Monates oder Jahres ein nicht zu verachtender Überschuss findet. — Wie oft mochte z. B. dem Comptoir des hamburgischen Correspondenten ein einzelnes Stück, in welchem ein theuer bezahlter Artikel stand, höher kommen, als das Stück, einzeln gerechnet, einbrachte, wie wenig sparte es in der Bogenzahl, und wie gross war gleichwohl ehedem der Gewinn! — Der Überschuss wird aber am Ende um so grösser seyn, je billiger das Porto ist. Denn mit der Correspondenz ist es eine ganz eigene Sache; sie ist nur zum Theil Bedürfniss, zum Theil aber Luxus, Vergnügen, Angewöhnung und sogar Last. Selbst das Bedürfniss läst Einschränkungen zu, und hat sie erlitten, weil es nicht in dem Grade Bedürfniss ist und bleibt, als man glaubt, und weil es hier eher Surrogate giebt, als in manchen anderen Artikeln. Lasten werden gern abgeworfen. Der Luxus, das Vergnügen und die Gewöhnung kann so leicht gestört werden. Dazu kömmt noch, dass jede Correspondenz einer Kette gleich kommt, deren erstes Glied oft sehr klein und schwach ist, und sehr oft nur auf gut Glück als Versuch hingeworfen wird. Ist dieser erste Auswurf auf gut Glück mit einigem Aufwand verbunden; ist man gegen die Anstalt, welche von diesem Aufwande Vortheil zieht, eingenommen; gönnt man ihr nicht gern etwas, ja ist das Porto nur zu einem Gegenstande geworden, an den man mit einem Gedanken denkt: so unterbleibt gewiss mancher Versuch, und mit ihm fällt die ganze lange Reihe weg. Es dürfte daher schon an sich sehr gefährlich seyn, wenn man durch irgend eine Veränderung mit der Briefversendung das Publicum auf diesen Gegenstand zu aufmerksam macht: denn dieses allein muss Folgen haben, und um so grössere Folgen haben, wenn es in Zeiten fällt, wo ohnehin das Sparen an der Tagesordnung ist und seyn muss, und in welchen bey allen Versprechungen, das Postgeheimniss heilig zu halten, beym Briefschreiben eine Vorsicht nöthig wird, welche dem Correspondiren einen grossen Theil seines Reizes nimmt. Die Richtigkeit dieser Ansichten werden Hunderte von rechtlichen und verständigen Männern durch ihre Erfahrungen bestätigen. Denn wie Mancher, der durch das erhöhete Porto nicht arm geworden seyn würde, hat nicht gleichwohl mit Freuden Correspondenzen eingestellt, die er bisher unterhalten hatte, und die ihm einen angenehmen Genuss gewährten, und wie Mancher findet nicht jetzt bey erhöheter Brieftaxe seine Porto-Ausgabe kleiner als ehedem — und man frage doch einmal nur die Briefträger! — Aber wozu bedarf es noch des Zeugnisses, da der allgemein bekannte merkwürdige Bericht des königl. westphälischen Finanzministers laut genug zeugt, auch mehrere Erfahrungen vorhanden sind, dass bey erhöhetem Porto der Ertrag geringer wurde, wie denn auch die Erfahrung lehrt und lehren wird, dass sich die Sachen viel leichter verderben, als wieder gut machen lassen.

Ist das Postwesen aber eine Anstalt in den Händen des Staats, wird sie nicht bloss als eine Gewinn tragende Entreprise, sondern wird sie aus einem höheren Gesichtspuncte als eine eigentliche, in der Staatsverwaltung begriffene, aus ihr hervorgehende öffentliche Anstalt angesehen und behandelt: so kommen noch sehr viele höhere Rücksichten hinzu, die zur höchsten Billigkeit rathen. Denn nun darf sie nicht isolirt betrachtet, sondern es muss vielmehr ihr Einfluss auf das Wohl und auf den Wohlstand der Staatsbewohner in Betrachtung gezogen werden. Der

Staat darf sich mithin nicht nur nichts erlauben, was er einem Privat-Unternehmer nicht gestatten würde, sondern Vieles, was dem blossen Entrepreneur ziemen, manche Härte, die sich dieser erlauben möchte, die diesem nicht untersagt werden kann, weil er auf sich selbst steht, Niemand ihm aufhilft, wenn er fällt, und Eigennutz die einzige Triebfeder seiner Handlungen ist, darf sich der Staat nicht erlauben, der für höhere Zwecke zu sorgen hat. Er muss sich zum allgemeinen Besten manches Gesetz geben, das er Anderen nicht geben darf. Er als Vorsteher des Ganzen muss wenigstens die Weisheit eines Unternehmers mehrerer grosser Geschäfte haben, und nicht *ein* Gewerbe auf die Kosten und zum Ruin der übrigen zu heben suchen, sondern stets darauf ausgehen, es so einzurichten, dass das eine neben dem anderen bestehen, und wo möglich durch das andere aufblühend gemacht werde. Ja er muss noch weiter gehen, und bey einer Anstalt, welche ihrer Natur nach nur einer Anstalt ist, die gewissen wichtigeren Zwecken dienet, selbst einige Opfer nicht scheuen, wenn solche — wie jedoch nicht zu fürchten ist — sich nöthig machen sollten. Daher muss aber die erste Einrichtung und Organisation des Postwesens von dem Standpuncte aus, auf welchem der König, der Leiter des ganzen Staats steht, aufgefasst und entworfen werden, nicht aber aus dem Kopfe eines Departements- oder Büreau-Chefs hervorgehen, der mit einer engherzigen Einseitigkeit zu Werke geht, und der, ohne darauf zu achten, was um und neben ihm steht und fällt, einzig und allein sein Absehen darauf richtet, mit Hülfe des Ein mal Eins in seinem Departement, oder in seinem Register, ein *Plus* herauszubringen, mit dem es ohnehin, wie mit so vielen Berechnungen der Staatsmechaniker, in der Wirklichkeit ganz anders aussieht, als auf dem Papiere. Wird dabey die Postanstalt nicht als eine Gnaden-Anstalt, sondern als eine Anstalt betrachtet, welche von dem Publicum eigentlich ihr Leben bekommt, wenigstens die Erhaltung ihres Lebens und Wohllebens nur von demselben erhalten kann: so werden gewiss alle billigen Wünsche befriedigt, und dem Staate die Segnungen zu Theil werden, die schon in diesem Leben Gewinn bringen, einen Gewinn, der zwar von kalten herzlosen Calculatoren nicht eingesehen, und mit Hülfe der gemeinen Rechenkunst bis auf Heller und Pfennig nicht dargethan werden kann, der aber dessenungeachtet sicherer ist, als mancher Gewinn, den die gewöhnlichen Rechenknechte als einen ganz sicheren Gewinn versprechen.

PN.

TECHNOLOGIE.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Handbuch der Technologie beym geographischen Unterrichte.* Oder: *Die wichtigsten Kunstproducte der Fabriken und Manufacturen, vorzüglich in Europa.* Für Jugendlehrer, von *J. C. Möller*, Lehrer und Ökonomen, Katecheten am Waisenhause in Altona. 1804. X u. 522 S. 8. nebst Inhaltsanzeige. (1 Rthlr. 12 gr.) Neue wohlfeile (ganz unveränderte) Ausgabe. 1810. VIII u. 502 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat, wie er in der Vorrede sagt, die löbliche Absicht, seinen Mitjugendlehrern ein Hülfsmittel in die Hände zu geben, ihren Schülern *die ihnen so oft lästige und sie in Verlegenheit setzende* Frage: Wo wird dieses oder jenes Kunstproduct, wo die Messer, wo die Rechentafeln gemacht? sogleich beantworten zu können, weil die besten Lehrbücher der Technologie, für Jugendlehrer geschrieben, sie nicht in den Stand setzten, eine befriedigende Antwort darauf geben zu können (?!). Rec. bezweifelt die Wahrheit dieses Satzes; er ist etliche Jahre Lehrer der Technologie in den höheren Classen eines Gymnasium gewesen, hat also Gelegenheit gehabt, die technologische Literatur kennen zu lernen, und will den Vf. nur auf ein kleines Büchelchen von dem Prediger *Beck* in Ravensburg (kurzer Begriff aller Künste, Handwerke und Geschäfte des gemeinen Lebens u. s. w.) aufmerksam machen, in welchem er eine gute befriedigende Nachricht finden wird, wo Rechentafeln und Messer gemacht werden; auch *Sam. Halle* in seinem schätzbaren Werke wird hierüber Auskunft geben. Überhaupt sah Rec. durch eine solche Frage von seinen Zuhörern nie sich in Verlegenheit gesetzt, noch weniger belästigt, weil er sein Lehrzimmer nie betrat, ohne auf seine Lectionen sich gehörig vorbereitet zu haben; und hat man diese Pflicht eines guten Lehrers erfüllt: dann pflegt man die Fragen nach Rechentafeln und Messern ja wohl beantworten zu können. Belästigen aber sollten die Fragen seiner Zuhörer den Lehrer nie, das läuft ja schnurstracks gegen den Charackter eines Lehrers, vorzüglich eines solchen, der an einer niedern Schule steht. Da nach des Vfs. eigenen Worten sein Buch mehr leisten soll, als die bisher erschienenen der Art: so wird Rec. es mit der grössten Sorgfalt prüfen.

Die Eintheilung der abgehandelten Gegenstände ist sehr zweckmässig. Mit dem Mineralreiche fängt er an, geht zum Pflanzenreiche über, und endet mit dem Thierreiche. Die Producte, die aus Gold verfertigt werden, sind die ersten. Es wird davon manches Gute gesagt, allein man sieht deutlich, dass es des Vfs. Fach nicht ist. Hätte er bey diesem und den übrigen Abschnitten über die Metalle, ihre Gewinnung und Behandlung, einen Hüttenmann zu Rathe gezogen: so würde er manche Unrichtigkeit vermieden haben. Sehr am rechten Orte würde hier auch etwas vom Gehalte des Goldes, und einer Erklärung des dabey gebräuchlichen Ausdrucks *so viel karatiges Gold* stehen; allein das übergeht der Vf. ganz. Dass es durchaus nothwendig zu wissen ist, das muss er ja selbst gefühlt haben, da er den Gehalt des Silbers nach Lothen angiebt, und von der Goldprobe nach der Probirnadel spricht. Bey der letzteren räth er an, sich eines Tropfens Scheidewasser zu bedienen, um zu sehen, ob das Gold rein sey. Gut und richtig; allein nun sagt er S. 13: Beym Probiren des Silbers verfährt man so wie beym Probiren des Goldes. — Wenn das der Lehrbursche eines Goldschmiedes läse: wie würde er lachen! Bey Aufzählung der Länder, in welchen Gold gewonnen wird, nennt d. Vf. die nicht sehr bedeutenden salzburger Werke, und übergeht den Harz ganz. Hat

er ihn vielleicht vergessen, oder hält er seinen Ertrag an Golde für zu unbedeutend? Hätte er doch *Engelh. Löhneyss*, oder *Cancrinus* von Bergwerken nachgelesen! Braunschweiger Ducaten mit der Aufschrift *ex auro Herciniae* hat der Vf. wohl noch nicht gesehen? Das Gold allein, das der Rammelsberg liefert, ist nicht ganz gering. Die S. 9 angeführte Stadt Solw in England soll wohl Soho heissen? Von *Boul: ons* Münzen, die er in Soho schlägt, sagt der Vf. zwar etwas; allein von der Hauptsache der *boult onschen* Erfindung, auf einer Münze zweyerley Schrift, erhabene und vertiefte, zu schlagen, erwähnt er nichts. Rec. hat mehrere solche Münzen in seiner Sammlung. Mit aller Achtung von der Dratharbeit des kleinen Fleckens Elmshorn im Herzogthume Holstein gesprochen, glaubt Rec. doch, dass der Vf. die Fabriken der Art in Strassburg, Nantes, Lyon, Abbeville, Genf, Augsburg u. s. w. nicht gesehen habe: sonst würde er die Behauptung, dass Dratharbeit *nirgend besser* als in Elmshorn gemacht werde, wohl nicht hingeschrieben, zum allerwenigsten sehr moderirt haben. Von der Platina findet sich nicht viel Interessantes; das vom Silber Gesagte ist ganz gut. Russland, heisst es (S. 35), hat unerschöpfliche Kupfergruben. Es ist wahr, die russischen Kupfergruben geben zum Theil vortreffliche Ausbeute, sie sind bedeutend; Rec. kennt sie beynah alle, er hat die mehrsten befahren, und wenn der Vf. auch dort gewesen ist —: so wird er mit Rec. der Meinung seyn, dass sie ungeachtet ihrer Ergiebigkeit dennoch wohl zu erschöpfen sind. Das Cämentkupfer, ein eben so wichtiges als merkwürdiges Product, nennt der Vf. gar nicht, da es doch einem so bedeutenden Handelsartikel ausmacht. Hätte er doch *E. Löhneyss* gelesen! Statt des Registers von Ketten und der bis zum Ekel weitläuftigen Beschreibung der Schakenkette hätte er lieber die Verfertigung der Ketten in den Taschenuhren beschreiben sollen, diess würde interessanter seyn. S. 81 sollen die Kratzbürsten dazu dienen, Feilspäne auf dem Werktische damit zusammenzukehren; Rec. hielt diesen Gebrauch nur für eine Nebensache, wohl aber das für den hauptsächlichsten Gebrauch, dass Goldschmiede und andere Metallarbeiter ihre Arbeiten vor dem Sieden damit kratzen, auch ihre Feilen von den darin festsitzenden Metallspänen und Schmutze reinigen; davon sagt der Vf. auch nicht ein Wort. Der gröste Ambos des Schlössers wiegt nicht über 2 Centner (S. 101). Wie kann der Vf. das behaupten? Die Anleitung zur Verfertigung des Schlaglothes (S. 165) ist so mangelhaft, dass Rec. einem Jeden, dem seine Augen lieb sind, rathen will, das Experiment nicht nach der gegebenen Vorschrift zu machen. Geschmolzenes Metall in einem Eimer Wasser giessen und so lange umrühren, bis es erkaltet! Hätte der Vf. einen Gelbgiesserburschen gefragt, der würde ihm gesagt haben, dass er eine dicke Ruthe oder einen Besen über den Eimer Wasser halten müsse, damit das geschmolzene Metall ihm nicht ins Gesicht sprütze. Vom Porcellain wird einiges Gute gesagt, nur möchte die angegebene Art zu glasiren wohl nicht ganz richtig seyn. Gläserne Mundstücke auf Pfeifen aller Art, sind (S. 181) *allgemein* eingeführt (?). Über die Verfertigung des Glases spricht der Vf. weitläuftig und gut; nur wünschte Rec. hier auch etwas von der Glasmalerey zu lesen, wozu *Kunkel* und *le Vieil* sehr gute Beyträge geliefert haben würden. Statt der Glashütte in Schönborn (S. 199) lese man Schorborn. Was (S. 210) von den Brillen gesagt wird, ist sehr am rechten Orte und gut vorgetragen. Wie überall (die Dratharbeit ausgenommen), so spricht auch hier der Vf Vieles zum Lobe der *englischen* Arbeit, und zunächst der englischen Gläser. Man bezahle dem deutschen Glasschleifer seine Arbeit nur englisch: so wird er gewiss auch englisch arbeiten. Die Abhandlung von den Fernröhren hat manchen Werth. Bey der Beschreibung des Schneidens und Schleifens der Diamanten, hat gewiss jeder Kenner Vieles auszusetzen. Rec. begnügt sich, nur eine Unrichtigkeit anzuführen. Der Vf. sagt S. 219: Wenn ein roher Diamant geschnitten wird: so geht gewöhnlich die Hälfte seines Gewichtes verloren (!). Rec. hat von einem der berühmtesten und geschicktesten Diamantschleifer, von dem wackeren *Bevelmann* in Amsterdam, in de Korte Leydsche Dwarstraat, folgende Berechnung erhalten. Beym Schneiden verliert der Stein in der Regel bis $\frac{7}{32}$ seines Gewichts, und beym Schleifen noch $\frac{1}{32}$, zusammen also nur $\frac{1}{4}$ seines Gewichts. Wiegt daher der rohe Stein 1 Karat: so wiegt er geschnitten $\frac{25}{32}$ Karat, und geschliffen $\frac{3}{4}$ Karat. Das ist das Höchste, was man verstattet; verliert der Stein mehr: so kürzt der Herr dem Arbeiter den Lohn. Auch giebt der Vf. sechserley Formen der Edelgesteine an, da man doch nur 5 hat. — Solche wesentliche Unrichtigkeiten sollte man in keinem Lehrbuche finden. Das Salzwerk in Wieliczka in Polen verdiente wohl eine nähere Beschreibung; vom Salzsieden aber ist sehr gut und deutlich gehandelt, dagegen von der Gewinnung des Schwefels äusserst fehlerhaft, und es wäre zu wünschen, dass der Vf. hierüber zum wenigsten Etwas zuvor gelesen hätte. Auch die Bereitung des Wachstaftes ist entweder durchaus falsch beschrieben, oder es giebt eine Sorte Wachstaft, die Rec. noch nicht gesehen hat. Wachsleinwand, sagt der Vf., wird mit einem Kleister vom Rockenmehl und heissen Wasser überstrichen, und dann ferner: der Wachstaft wird auf ähnliche Art bereitet, nur nimmt man statt Leinwand Taft. Rec. kann versichern, bis jetzt noch kein Wachstaft gesehen zu haben, der mit Kleister von Rockenmehl überstrichen war; auch kennt Rec. keine Wachstuchfabrik in Braunschweig, sondern 3 Meilen davon in Königslutter. Die Bereitung des Carmins ist so unvollständig vorgetragen, dass Rec. wünscht, der Vf. möchte diesen Artikel in *Rügers* Taschenbuche für Maler und Zeichner nachgelesen haben. Die Bereitung des Zuckers ist kurz, aber sehr fasslich und richtig angegeben. Der Vf. glaubt, man habe bis jetzt noch kein Ersatzmittel für den chinesischen Thee finden können: Rec. trinkt statt dieses Thees seit etlichen Jahren die jungen, so eben erst entfalteten Blätter der Holz- und Garten-Erdbeeren, und befindet sich sehr wohl dabey. Die Blätter werden ganz jung gepflückt, an der Sonne getrocknet; sie gleichen, wenn man sie aufrollt, dem

chinesischen Thee sehr, und haben einen balsamischen, lieblichen Geschmack. Wenn wir unser Vorurtheil für Alles, was aus der Ferne kömmt, ablegen: dann werden wir auch den chinesischen Thee entbehren können, und sehr leicht Ersatz für ihn in einem einheimischen Producte finden. Sollte der Vf. einst wieder etwas über Londons Fleischconsumtion schreiben wollen: so räth Rec. ihm, das wichtige Werk von *Colquhoun*, über Londons Polizey, erst nachzulesen. Statt der weitläuftigen Erzählung von Schinken, Fleisch und Würsten hätte der Vf. lieber etwas Gründliches vom Berlinerblau sagen sollen; und warum spricht er S. 415 so unbestimmt von einer Art Steinklee, warum nennt er das Kraut nicht, welches der Schweizer zu seinem grünen Käse nimmt? Den Harz- und Weser-Käse hält der Vf. vielleicht für zu gering, um ihn anzuführen. Rec. kann ihn versichern, dass der Handel damit sehr bedeutend ist. Wenn gleich Rec. ansehnliche Seifesiedereyen kennt: so hat er bis jetzt doch noch nicht gesehen, dass, um Lauge zu erhalten, heisses Wasser auf den Äscher gegossen ist; überall sah er sehr kaltes Wasser aufgiessen. Der Ursprung der Ledertauer wird S. 435 ganz sonderbar angegeben. Rec. kennt verschiedene Städte, wo die Ledertauer Gesellen und Lehrlinge haben; sollte aber das, was der Vf. davon sagt, wahr seyn: so müsste ja auch jeder Makler ein verarmter Kaufmann seyn.

Die Idee, ein Handbuch dieser Art für Lehrer, als Leitfaden beym Unterrichte, zu schreiben, ist gar nicht übel, sie verdient Beyfall; allein Hr. *M.* hätte doch, ehe er dieses Buch schrieb, sich von vielen Sachen erst besser unterrichten lassen, er hätte erst bessere Nachrichten einziehen sollen. Denn man kömmt in seinem Buche zu oft auf Stellen, die nur zu deutliche Beweise sind, dass der Vf. nichts weiter gethan habe, als copiren, ohne Kenntnisse von der Sache selbst zu haben. Des Vfs. Definitionen sind zum Theil höchst sonderbar, z. B. S. 57: Das Schneiden mit dem Messer ist mit einer Art von *ziehen* verbunden. S. 76. Unter Drath versteht man einen von Metall gezogenen und gestreckten, dicken oder dünnen, runden oder eckigen, oder breiten Faden. Lieber Himmel, was könnte man da nicht alles Drath nennen! Der Stil ist im ganzen Buche nicht der beste, an manchen Stellen höchst schlecht, z. B. S. 177 geht die Waare der Töpfer von Ütersen bis nach Jütland *herunter*. Orthographie scheint dem Vf. eben nicht sehr am Herzen zu liegen, er behandelt sie durchgehends sehr leicht. Statt geschmolzenes, geschmolzen u. s. w. steht überall geschmelztes, geschmelzet u. s. w. S. 180 aus dem Lüttichischen (wie schön!). S. 59 statt Griebenschärper, Gruppenscherper. Wenn gleich das Papier des Exemplars, das Rec. vor sich hat, nicht sonderlich ist: so ist doch der Druck rein und gut. Mit Überzeugung kann Rec. das Werk selbst so wenig Lehrern, als Liebhabern der Technologie empfehlen, die Gegenstände sind zum Theil zu weitschweifig, zu kurz, oder falsch abgehandelt, die grössten Kleinigkeiten sehr umständlich vorgetragen, und wichtige Sachen ganz übergangen.

δ.

Leipzig, b. Crusius: *Richtige Bestimmung der doppelten Krummzapfen, in Hinsicht ihrer Lage bey Wassergöpeln, sowohl in gerader als gebrochener Gestänglinie*, von *Carl Imanuel Löscher*, ehemaligem Bergmeister in Böhmen, nunmehr ansässig zu Freyberg in Sachsen. Mit 5 Kupfern. 1807. VI u. 104 S. (20 gr.)

Eine sehr dürftige, ziemlich undeutliche und sehr oberflächliche Beschreibung mit eben solchen Zeichnungen, welche der Mathematiker, Technolog und Handwerker mit gleicher Unzufriedenheit aus der Hand legen wird: der letztere, weil er von der Structur der Krummzapfen, von der Art ihrer Befestigung an der Welle u. s. w. nichts deutlich angegeben findet; der Technolog, weil ihm die dunkeln, unverständlichen und mageren Beschreibungen nebst Zeichnungen keine gehörige Übersicht des Ganzen gewähren; der Mathematiker, weil er sich aus den verworrenen Darstellungen des Vfs. auch nicht einmal eine deutliche Idee über die Wirkung des Krummzapfens zu machen im Stande ist, wenn er sie nicht vorher hatte, und weil er hier mit dem grössten Unwillen von einem blossen Empiriker Masse in den Tag hinein angegeben findet, von welchen dieser unmöglich selbst den Grund einsieht, z. B. dass die Krummzapfenlänge 12, die Stärke des Halses und der Warzen nebst ihrer Breite 9, die Armstärke aber 4 leipziger Zolle betragen müsse u. s. w. Das ist denn die auf dem Titelblatte versprochene sogenannte *richtige Bestimmung!* — Mitunter wird von Gestängen, halben Kreutzen, der Schaufelung des Kehrrades u. dgl. in der nämlichen Manier gehandelt. Mit einem Wort, die Abhandlung hätte gar wohl ungeschrieben bleiben können. Denn wer die hier zur Sprache gebrachten Dinge noch nicht kennt, wird sie aus Hn. *L's.* Buche gewiss nicht kennen lernen; wer sie aber kennt, wird das hier davon Gelehrte äusserst trivial und unbedeutend finden.

bχ.

KURZE ANZEIGEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Fleischer: *Heinrich Ernst*, praktischer Mühlenbaumeister, *die Kunst, das Getreide zu mahlen u. zu schroten, um nicht allein den höchsten Ertrag an Mehl u. Schrot zu gewinnen, sondern auch in sofern die Bereitung des Mehls Einfluss auf die Gesundheit hat.* 1808. 272 S. m. 10 Kupf. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Der Vf., welcher sich dem mathematischen Publicum bereits durch seine Anweisung zum praktischen Mühlenbau vortheilhaft bekannt gemacht hat, liefert hier noch einen wichtigen Beytrag für jene Anweisung, der durchgehends den geschickten u. erfahrnen Praktiker zeigt. In den beiden ersten Capiteln erwägt er die vorzügl. Eigenschaften des Getreides, u. der Mühlsteine, u. giebt dabey eine vortreffliche Anweisung über die Curven, in welchen letztere zugeschärft, oder für den Dienst brauchbar gemacht werden. Die 3 folgenden Capitel behandeln die Vortheile, den Waizen, Roggen u. die Gerste aufs Zweckmässigste zu mahlen, mit Beyfügung der hiezu nothwendigen Werkzeuge u. Maximen. Im 6 Cap. folgen Betrachtungen über eine angemessene Mühlenpolizey, im 7 die Beschreibung der sächsischen Mühlenrechte, u. in dem letzten die Rechte der Mühlenbesitzer, ihrer Privilegien, u. Handlungen, welche in Betracht derselben angestellt werden können. — Das Ganze ist übrigens in der dem Vf. eigenen planen Schreibart abgefasst, u. deswegen Mühlenbesitzern u. Anderen, welche sich mit dem Mühlenbau theoretisch und praktisch beschäftigen, bestens zu empfehlen.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JANUAR, 1812.

GESCHICHTE.

Wien, b. Schaumburg: *Über die neuere Geschichte.* Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1810 von *Friedrich Schlegel.* 1811. 564 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

„Wenn ein Geschichtschreiber in seiner Darstellung bloss den Vortheil eines besonderen Staats, irgend einen Staatszweck, und nicht die allgemeine Entwickelung der menschlichen Schicksale und des menschlichen Wesens im Auge hat: so ist er vielleicht ein geschickter Sachwalter, ein guter Redner, ein ausgezeichneter politischer Schriftsteller, aber auf keinen Fall ein historischer." Hr. *S.* dachte wohl nicht, dass er durch diesen S. 7 hingelegten Machtspruch sein eigenes Urtheil ausspreche. Der geschickte Sachwalter mag problematisch bleiben: historischer Schriftsteller ist er in keinem Falle, hat auch wohl, nach der gezeigten Probe, keine Anlage, es jemals zu werden. Die grossen Geschichtschreiber aller Zeiten, welche Jedermann als Muster zur Nachahmung freudig anerkennt, erzählen ruhig Thatsachen mit ihren erklärenden Umständen, so rein und bestimmt, als sie sie aufzufassen vermögend waren, und durch kurze, aber eingreifende Bemerkungen suchen sie ihnen Anwendbarkeit für das menschliche Leben zu geben. Der Vf. erzählt und entwickelt keine Thatsachen; er ergreift das schon Bekannte, zieht an demselben so lange, bis es sich bequemen will, in dem für ihn passenden Lichte dazustehen, und spricht nun über das hingestellte Bild nach Herzenslust ein Langes und ein Breites, wirft es bey Seite, um nach einem anderen Bruchstück seiner Auswahl zu haschen, und kommt endlich abermals auf das Erstere zurück. Seine Entschuldigung mag seyn, er liefere keine Geschichte, sondern Ansichten, neue Ansichten über das längst Erzählte; doch nie ist es dem Schriftsteller erlaubt, Facta als erwiesen vorauszusetzen, über deren Erweislichkeit so manche Einrede dem Zweifler offen steht, und dann desultorisch seine Herzensergiessungen über sie zu verbreiten. Geschichtelernen wird hier bey dem Mangel an zusammenhängender Erzählung zur Unmöglichkeit; der Vortrag setzt Leser voraus, welche, mit hinreichender Kenntniss des historischen Fadens ausgerüstet, den Entwickelungen des Vfs. folgen können; in dem nämlichen Falle mussten auch seine Zuhörer sich finden, wenn nicht die Entwickelungen mehr das Ohr füllen, als die Kenntnisse derselben erweitern sollten. Wirklich gehaltene Vorlesungen gaben Anlass zu den gegenwärtigen Abhandlungen. Verliert der Beurtheiler diesen Standpunct aus den Augen: so steht er bey vielen einzelnen Gegenständen in Gefahr, den Vf. der nicht hinreichenden Kunde und der groben Einseitigkeit zu beschuldigen; hält er sich fest an denselben: so verschwinden zwar nicht alle Vorwürfe, aber man kommt immer auf das Gefühl zurück, dass Hr. *S.* mitunter nicht anders sprechen, und wenn er nun schreiben wollte, nicht anders schreiben konnte. Trügt den Rec. seine aus allen Theilen des Werks gesammelte Überzeugung nicht, von welcher ihn nur die öffentliche Versicherung des Gegentheils zurückführen kann: so bestanden die Zuhörer aus Männern vom hohen Adel. Aller Vortrag musste nun für den Adel berechnet werden, Alles geschah zu jeder beliebigen Zeit durch den Adel, immer blieb er die vorzügliche Stütze des Throns, immer bildete er vorzüglich die Nation; und mehr als jeder andere Adel zeichnete sich der österreichische aus. Er vorzüglich stand an der Spitze des österreichischen Staats, in demselben ist der Vf. einheimisch, er muss zeigen, dass es ihm mit dem Übergange zur Lehre des Staats Ernst sey. Dadurch vertheilt sich nun sein ganzer Vortrag in die drey Hauptzweige: aus der Geschichte erwiesenes unbedingtes Lob des Adels, Rechtfertigung aller Grundsätze des österreichischen Staats, so wie die der Handlungsweise seiner einzelnen Beherrscher, und wo nur immer eine Vereinbarung möglich ist, Billigung der päpstlichen Grundsätze in jedem Zeitalter. Durch alle Vorlesungen laufen diese Hauptmomente durch; sie nach ihrer Reihe aus dem Ideengange des Vfs. hervorzuholen, ist die Pflicht des Recensenten.

Schon bey den Persern, deren Verwandtschaft mit den Deutschen Hr. *S.* als erwiesen annimmt, bemerkt er „die Einrichtung des Heerbanns, eine Art von Lehnsverfassung und einen sehr deutlich hervortretenden Rittergeist." Zu unserer Schande müssen wir gestehen, bey der Lectüre der Alten von dem allen nichts gefunden zu haben. Dass die Grafenstelle bey den Deutschen noch kein erblicher Vorzug, sondern eine persönliche Würde war, giebt zwar Hr. *S.* S. 55 zu; aber er weiss es, also ist kein Beweis nöthig, dass sie aus den adelichen Geschlechtern erwählt wurden. Dass die *Principes* nicht nach der Geburt, sondern nach dem Verdienste ihre Stelle erhielten, gilt ihm als Beweis von einem Daseyn des Adels ausser den freyen Männern. Wir übergehen, was Andere gesagt haben, dass nur die Mitglieder der königlichen Familie als adelich galten;

aber wie kann er nun auf den Gedanken kommen, diese *Principes*, welche er so eben nicht durch Geburt, sondern durch ihre Verdienste zur erhabenen Stelle kommen liess, für den Adel zu erklären, zu versichern, dass sie auf den Landestägen den ersten Vorschlag hatten, dass er hier schon den ersten Keim von zwey Kammern der versammelten Staatskraft findet? Die durch ihre Verdienste zur Würde empor gestiegenen *Principes*, also nicht Adeliche, hatten nach Tacitus c. 11 die Berathschlagung der wichtigen Geschäfte in ihren Händen, und bildeten nichts weniger als eine abgesonderte Kammer, hatten keine entscheidende Stimme, folglich gar nichts auf die englische Verfassung Passendes, wo der Adel in den älteren Zeiten allein entschied, und nun die gesetzgebende Macht mit den Gemeinen theilt. Dass übrigens gerade diese Stelle den Hauptbeweis von dem Nichtdaseyn mehrerer adelicher Familien darbietet, übergeht der Vf. mit tiefem Stillschweigen. Wenn diese *Principes* den Geburtsadel nicht bildeten: wer konnte ihn ausserdem bilden? Aber dagegen weiss er, „dass freye Gehülfen und *Edeldiener* sich an mächtigere und fürstliche Helden (an die *Principes*) schlossen, deren Treue so gross war, dass kein Beyspiel gefunden wird, wo das Gefolge seiner Getreuen den Tod des Waffenbruders oder Waffenherrn überlebte." Wenn also Einer aus der edeln Schaar fiel: so mussten sie alle fallen. Dass die deutsche kein, wohl aber die spanische Geschichte Beyspiele ähnlicher Verlobung auf Tod und Leben für den Feldherrn (nicht für die Kammeraden) darbietet, weiss jeder Kenner des Alterthums; zur Ehre des Adels ist der ganze Satz aus der Luft gegriffen, so wie die weitere Folge, „dass aus dieser kriegerischen Freundschaft die ganze Lehensverfassung hervorging, dass der fürstliche Anführer und Eroberer an seine Getreuen ganze Länder für die Fortdauer der gleichen Treue und edeln Dienste vertheilte." Ob nicht Schamröthe die Wangen des Hn. *S.* überzog, als er diesen Satz niederschrieb? Die ganze Geschichte weiss nichts von so freygebigen Vertheilungen; und woher konnte der fürstliche Anführer eines Haufens freywilliger Begleiter die zu vertheilenden Länder nehmen? Sehr natürlich wird man nach solchen Voraussetzungen die Vermuthung finden, der Adel habe schon in Deutschlands Wäldern vorzüglich, wo nicht ausschliessend, zu Pferde gedient, ob ihm gleich aus Cäsars Erzählung gegenwärtig seyn musste, dass diese Reiterey zwar gute Dienste leistete, aber einen jämmerlichen Anblick darbot. Aus dem bisherigen geht der Schluss hervor: S. 58 „*Adel* und Freyheit waren die Grundfesten der ältesten deutschen Verfassung; ein Adelstand und ein Stand der Freyen unter gewählten Herzogen oder erblichen Fürsten, diese enthalten den ganzen Umfang des deutschen Staats" (gab es Einen deutschen Staat?) „Aber welch ein Adel und welch eine Freyheit, wenn wir ihn mit dem despotischen, drückenden, habsüchtigen Adel von Sparta, oder dem alten Rom u. s. w. vergleichen! — Ein Adel auf milden Vorrang und allgemeine Freyheit gegründet. Bey keinem anderen Volke findet man den Adel, diesen ersten aller Stände, diese Grundlage jeder ständischen Verfassung, dieses erste und wesentlichste *Naturelement* des wahren Staats, mit so grossen und starken Zügen(?) gezeichnet, und in so reinen Verhältnissen, wie bey den Germanen. Schon darum ist ihre älteste Geschichte so lehrreich." — Bey seinem Lieblingsvolke, den Gothen, weiss der Vf. wenig über den Adel zu sagen; auch bey den Franken, deren Verfassung ihm reicheren Stoff darbieten konnte, geht er ziemlich leicht hinweg, macht sogar Rückschritte durch die Versicherung S. 121, der Stand der Freyen sey mehr eine Abstufung, als eine ganz andere von den Herzogen und Fürsten völlig verschiedene Classe gewesen, da sie das Adelsrecht hatten, Waffen zu tragen und gewaffnet an dem Landtage Theil zu nehmen. Er bemerkt bloss, dass an die Stelle des alten Nationaladels immer mehr ein *neuer* Lehens- und Dienst-Adel hervortrat, und S. 150, dass Karl der Grosse sich vergeblich bestrebte, der Übermacht des Dienstadels durch Gesetze wider die Erblichkeit(?) entgegen zu arbeiten, indem er mit einem Worte den Adel, die Grundkraft des Staats, wieder auf seine ursprüngliche Bestimmung zurückzuführen strebte, seine Einrichtungen aber nicht in Wirkung blieben. Durch diesen leichten Zug schlüpft der Vf. über das unmäsige, dem Staate verderbliche Aufsteigen des Adels unter Karls Nachfolgern hinweg, sagt nichts davon, dass vorzüglich in Frankreich dieser hohe Adel die Erblichkeit seiner Dienststellen sich erzwang, der Könige Kraft lähmte, und das erniedrigte Volk ohne allen Einfluss liess. Das Mittelalter gilt Hn. *S.* als die Periode der freyen Nationalregsamkeit. Die Herzogthümer waren eine eigentliche Nationalwürde, der Adel war ungleich mächtiger und herrschender geworden, unter dem Schutz der Könige und Bischöfe lebte der Stand der Freyen durch die immer zahlreicher werdenden Städte *wieder auf*, der Papst hatte den gehörigen Einfluss; S. 191 „doch vorzüglich war das *Ritterthum* nebst dem Papstthum und der Kaiserwürde die dritte, nicht bloss nationale, sondern allgemeine europäische Gewalt des Mittelalters. — Auch in der Geschichte der Verfassung macht es Epoche, als eine neue sehr merkwürdige Form des Adels; denn wie der Adel die erste Grundkraft des Staats ist: so tritt auch mit jeder neuen Form desselben eine andere Art von Verfassung oder eine neue Epoche in der Entwickelung desselben ein. Nachdem der alte deutsche Kriegs- und Volks-Adel in einen Lehens- und Dienst-Adel übergegangen war: so gab diese neue Form des Adels, das Ritterthum, dem letzteren eine viel höhere, schönere, heilige Richtung und Bedeutung, die immer eine der schönsten Erscheinungen der Weltgeschichte bleiben wird." Mit ähnlichen Zügen wird der Geist der Ritterschaft noch ferner so lieblich ausgemalt, dass man das Glück jenes Zeitalters beneidenswerth finden muss. Das Faustrecht lässt er in den Zeiten der Kreuzzüge noch nicht gelten, legt die Schuld der Ausartung auf spätere Kaiser, vorzüglich auf Karl IV. Vielleicht würde er kaum

diese Ausartungen tadelhaft finden; da er aber als Lobredner Maximilians I auftritt, welcher den Landfrieden herstellte: so muss er S. 278 von der schlechten Verfassung und von den Nachtheilen des Faustrechts sprechen. Doch lenkt er bey der ersten Gelegenheit wieder ein, durch die Bemerkung S. 282, „dass man dem Adel bey aller Verwilderung herrliche Kräfte und Eigenschaften auch in dieser Zeit nicht werde absprechen können, welche nur besser geordnet und streng vereint werden müssen, um Grosses und Gutes für das Vaterland zu wirken." Das war eben die Schwierigkeit, und dann wäre kein Faustrecht weiter da gewesen. Rudolphs von Habsburg Anstrengung zur Vernichtung des Geistes der Räuberey war vergebliche Arbeit; diesen Umstand berührt wohlweislich Hr. *S.* nicht. Bald nachher führt ihn die Reihe seiner Vorlesungen zur Darstellung der Reformationsgeschichte. Doch ganz unvermuthet stellt er Betrachtungen über die erste Grundkraft des bürgerlichen Vereins und der gesellschaftlichen Verfassung an, entweder um die Stunde auszufüllen, oder um S. 294 den vielmal gesagten Satz nochmals zu sagen, dass Geschichte und Theorie diese Grundkraft des Staats in dem Adel erkenne u. s. w. Schon etwas früher, S. 289, wiederholte er, dass der Rittergeist, obwohl nicht mehr so milde und liebevoll, wie er in den früheren Zeiten und Darstellungen erscheint, doch immer noch den verwilderten Adel auszeichnete, und mit herrlichen Kräften schmückte. Die Befreyung Wiens und Ungarns von den Türken setzt er S. 497 einzig auf Rechnung des österreichischen Adels. Erst bey ganz anderer Gelegenheit, z. B. S. 515, verliert er ein Wort, dass der König in Polen, dass Baiern, Sachsen u. s. w. ihre hülfreiche Hand darboten. Zur Entwickelung der Ursachen, welche Polens Verfall bewirkten, sucht er S. 502 mit Ängstlichkeit alle einzelnen Momente zusammen; nur die Hauptursache, die schädliche Übermacht des Adels, verschweigt er. — Die bisherigen, durch alle Vorlesungen fortlaufenden, oft sich wiederholenden, in das Übertriebene fallenden Züge könnten unmöglich bey einem denkenden Gelehrten diese Überspannung ohne Rücksicht auf sein Auditorium erhalten haben.

Dass seine Lage, den Vf., wenn er nun einmal ein ähnliches Buch schreiben wollte, zum nothwendigen Lobredner von Österreich macht, versteht sich von selbst, und ein billiger Leser darf im Ganzen kein Arges an seiner Hinneigung finden. Wenn er aber glaubt, jede Schwäche als Vorzüge ausstatten zu müssen; wenn an Österreichs Regenten durchaus nichts Fehlerhaftes darf gefunden werden; wenn sie als das einzige Muster einer untadelhaften Regierungsweise aufgestellt sind: dann geht man mit Widerwillen von dem Vortrage ab, und kann sich die Überzeugung kaum abgewinnen, dass der Kaiserhof mit Wohlgefallen das Rauchfass unaufhörlich in solcher Nähe erblicke. Schon im fernen Alterthume trifft der Vf. Vorbereitungsanstalten zur edeln Ableitung der Nation und zum Ruhm der römisch-deutschen Kaiserwürde. S. 92. „Im jetzigen Österreich, an der Donau von Wien bis Passau, war das Rugiland, so benannt von dem gothischen Volke der Rugier. Von hier aus ging Odoaker nach Italien, um der in der Wirklichkeit lang schon aufgehobenen römischen Herrschaft endlich auch dem Namen nach ein Ende zu machen, und ein *gothisch-deutsches Kaiserthum* an dessen Stelle zu setzen." Auf wie schwachen Füssen dieses österreichische Kaiserthum steht, fühlt Jedermann; weniger ist gegen die Rugier u. s. w., als erste Bewohner von deutschem Stamme, einzuwenden. Der Vf. will dadurch den Österreichern ein Compliment machen; die Baiern hingegen nahmen es als Beleidigung auf, dass ein anderer Schriftsteller ihnen die nämliche Ableitung gab. Mit ihnen waren S. 114 schon dagewesen „die Heruler von gothischem Stamme, früher die Quaden, welche die römischen Schriftsteller mit zu dem schwäbischen Stamme rechnen, und nach ihnen die Longobarden. — Auch späterhin, da Österreich von nicht deutschen Völkern theils verwüstet, theils beherrscht wurde, ist nicht zu glauben, dass die deutsche Bevölkerung des Landes ganz vertilgt worden sey, sie ist also aus jenen alten Zeiten her dem grösseren Theile nach von dem gothischen Stamme herzuleiten." Durch die Avaren wurden sie weiter westlich nach Baiern gedrängt. Diess sagt Hr. *S.* nicht gerne. Wir haben Anzeigen, dass slavische Völker den Avaren gehorchten; zu der Annahme hingegen, dass Deutsche unter ihnen sitzen blieben, leitet die Geschichte nicht auf die mindeste Spur. „Auch der Gothen König Theodorich (S. 112) darf ein *römisch-deutscher Kaiser* genannt werden, weil er es der Gesinnung nach, und auch in der That wirklich war." Die gothischen Zweige, folglich die Österreicher, sind also längst im Besitze dieses Kaiserthums, ehe man noch an den Namen dachte. „Durch Karl den Grossen wurde es (S. 125) durch die Erweiterung des Reichs bis an die Raab von neuem hergestellt, damals noch ein äusserstes Grenzland, was in späterer Zeit in so vielen Beziehungen der Mittelpunct von Deutschland werden sollte." Dass es unter den späteren Karolingern ein untergeordnetes Land war, in der Folge nicht zu den Landesherzogthümern gerechnet wurde, findet Hr. *S.* zu erwähnen überflüssig; auch die Erhebung des Landes zum Herzogthum hat er zu bemerken vergessen. — Der hohe Ton beginnt mit der Erhebung des Hauses Habsburg zum Kaiserthrone. Rudolph I erhält S. 224 u. s. w. das verdiente, richtig gefasste und schön vorgetragene Lob; doch zählt der Vf. unter seinen hohen Verdiensten die Zerstörung der Raubschlösser nicht auf: sehr natürlich, denn damals „nahm (S. 222) der Rittergeist, da die alten Bande mit der Kirche sich trennten, mehr eine patriotische Richtung, durch Muth und Tapferkeit das Recht und das Vaterland wieder herzustellen." S. 226. „Kaiser Albrecht I war nicht so milde und grossmüthig, wie Rudolph; doch wird man ihm nicht absprechen können, dass er bey seiner Härte und Strenge die Gerechtigkeit wie sein Vater ehrte." Auch in der Geschichte mit seinem Neffen, welche ihm das Leben kostete? S. 271. „Die österreichischen Grundsätze in Beziehung auf die europäischen Verhältnisse von Kaiser Albrecht II bis auf

Karl V waren immer dieselben: die ganze kriegerische Kraft des vereinten Europa gegen den damals allgemeinen Feind, die Türken, zu richten; unter den christlichen Mächten Fried n so viel als möglich zu erhalten; Alles, was man wünschte, lieber auf dem Wege der friedlichen Unterhandlung zu erreichen, als durch die Gewalt der Waffen; Zwiespalt und Krieg, wenn ja einer entstanden war, wie einen häuslichen Zwist auf demselben Wege baldigst wieder auszugleichen, die regierenden Häuser von Europa immer mehr zu einer Familie zu verbinden; übrigens in Allem die Würde und das Ansehen der Kirche und des Papstes möglichst zu unterstützen, und die alten Rechte und Ansprüche der Kaiserwürde aufrecht zu erhalten. — Bey den anderen europäischen Königen, wo ein System und feste Grundsätze der Regierung sichtbar werden, wird man keine anderen gewahr, als nur solche, die auf Vollendung der unumschränkten Allgewalt abzielen." Also nur Österreich allein förderte das Glück der Staaten und der ganzen Christenheit! Diess sind die Texteswort, mit deren klarer Darstellung Hr. S. schon vorher (denn mit der Ordnung in seinen Vorlesungen nimmt er es so strenge nicht), und durch die ganze Folge, nicht bloss bis auf Karl V, sondern bis auf die neuesten Zeiten beschäftigt ist. Er erzählt zwar auch hier die einzelnen ihn leitenden Hauptfacta nicht, aber er ergreift die ihm anständigen Parthieen, und liefert einen Panegyrikus, vorzüglich von Maximilian I. S. 270. „Für sein inneres Wirken in Deutschland und Österreich lässt sich aus seinem Zeitalter *höchstens nur* die katholische Isabella und *Ximenes* mit ihm vergleichen." S. 269 und 288. „Man hat ihn verunglimpfen wollen, einzig und allein deswegen, weil er viele seiner grossen Absichten nicht hat ausführen können. — Wegen der *unausführbaren* und unausgeführten Plane wird ihm Niemand Vorwürfe machen, der die damalige Zeit kennt u. s. w." Über die hastige Unternehmung der unausführbaren gewiss. Schön ist S. 322 die Schilderung von Karls V Jugendjahren; aber seine ganze Regierungsgeschichte wird zum blossen Commentar der oben aufgestellten Grundsätze des Hauses, S. 346, 335 „er hat nichts erobern wollen, weil er nichts erobert hat, — König Franz I war die beständige Hemmung für alle seine grossen, auf die Wohlfahrt aller Nationen Europens zielenden Unternehmungen." Erst S. 353 erfahren wir die Gründe, durch deren Drang Karl V den Kaiserthron erhalten musste. Dass er nach S. 356 Italien ein friedliches föderatives System gab, und an dessen Spitze den Papst setzte, wird für manchen Historiker ein neuer Aufschluss seyn, zumal wenn ihm die Belagerung Roms durch Karls Truppen beyfällt: dem Vf. fällt sie nicht bey; wohl aber versichert er bald nachher, dass Karl die Oberherrschaft in Italien allerdings hatte und behauptete. Die Unrichtigkeit des Ausdrucks, er habe nach Universalmonarchie gestrebt, ist nach S. 353 völlig einleuchtend, und weit von dem Systeme eines wohlthätigen europäischen Einflusses verschieden, welchen er als Kaiser behaupten musste. Der spanischen Grösse hat erst er den Aufschwung gegeben, und S. 397 zur hohen Bestimmung erhoben. Wir machen keine Bemerkungen zu diesen und ähnlichen aus der Feder des Lobredners fliessenden Aufstellungen. Bey König Heinrichs IV Idee zur Errichtung einer christlichen europäischen Republik, bedauert er, dass der Gedanke von einem sittlichen (durch Österreichs Kaiser längst aufgestellten) Bande und Verein als eine neue französische Erfindung aufgestellt werde; dass er den auf Österreichs Erniedrigung zweckenden Entwurf durchaus tadelhaft findet, versteht sich von selbst. Über Ferdinands I Nachsichtigkeit gegen die Protestanten geht Hr. S. mit leichten Zügen weg, Tadel aber mischt sich in das sparsame Lob, welches Maximilian II erhält. S. 440. „Es mag wahr seyn, dass er durch seine Nachgiebigkeit eben jene heftigen Ausbrüche, die er vermeiden wollte, nur desto mehr vorbereiten helfen. — Auch würde er, hätte er länger gelebt *und geherrscht*, wahrscheinlich die Nothwendigkeit eingesehen haben, Festigkeit und Milde zu verbinden, und dann die grossen Erwartungen, die man als Kaiser von ihm hatte, ganz erfüllt haben." Völlig ungegründet werden diese nebst den vorhergehenden Vorwürfen ähnlicher Art selbst dem unparteyischen Forscher nicht scheinen, zumal da das Ruder der Regierung nach ihm in schwache Hände kam, wo Maximilians Massregeln gefährliche Folgen haben mussten. Aber tröstend für die Menschheit wäre das Bild etlicher mit Maxens Güte und Festigkeit ausgerüsteter auf einander folgender Fürsten. Durch allmähliche Näherung der entgegengesetzten Parteyen sollte die Erbitterung, von beiden Seiten sollten Grundsätze sinken, welche mehr die Erbitterung als ruhige Überzeugung zum Festhalten gebracht hatte, gegenseitige Annäherung sollte ohne gewaltsame Ausbrüche hervorbringen, was erst nach dem verderblichsten aller Kriege durch die nämlichen Mittel der Annäherung bewirkt wurde. Er hat von seiner Gutmüthigkeit fehlend auf die Beugsamkeit anderer Menschen geschlossen, das mag seyn; gross und edel bleibt ewig seine Gesinnung; wirklich näherte unter seiner Regierung sich alles mehr der Ruhe und Nachsicht für individuelle Überzeugungen; sollte mit den nämlichen Maximen, mit der nämlichen weisen Festigkeit, welche keinen Ausbruch des Parteygeistes duldete, diese Reihe nicht auch in Zukunft sich erhalten und erhöhet haben? Am meisten wurde von jeher, selbst von katholischen Schriftstellern, der durch jesuitische Erziehung herbeygeführte unbeugsame Bigotismus Ferdinands II übel angesehen, und als die vorzüglich wirkende Triebfeder zu dem Unglücke des Zeitalters betrachtet. Diesen Kaiser von jedem Vorwurfe zu retten, ihn mit Karl V auf gleiche Höhe zu stellen, wird daher das eifrige Streben des Vfs.; wirkliche Gründe, mitunter auch Sophisterey, leisten abwechselnd ihre nicht immer erspriesslichen Dienste. S. 452. „Unerschütterlichen Heldenmuth (das heisst doch wohl Ausdauern in dem tief gefassten Plane, die Ketzer zu vertilgen, denn als Held im Kampfe hat er sich nie gezeigt) haben Ferd. II selbst seine Feinde nie abgesprochen, und dass er aufrichtig nach fester Überzeugung handelte." Zugegeben; aber welche Überzeugung!

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JANUAR, 1812.

GESCHICHTE.

Wien, b. Schaumburg: *Über die neuere Geschichte.* Von *Friedrich Schlegel* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

S. 450. „Er (Ferdinand II) nöthigte die Protestanten in Österreich erst zum Auswandern, als sichtbar kein anderes Mittel blieb, den Staat zu retten." Mag seyn; aber war diess auch der Fall bey den früheren gewaltsamen Vorkehrungen in Steyermark? Kündigte er nicht den Mann an, der keine andere, als seine eigene Überzeugung im Lande zu dulden entschlossen war? Und sind denn diese Gewaltthätigkeiten gerechtfertigt, wenn er zeigt, dass Ludwig XIV es noch ärger machte, indem er den Hugenotten selbst die Erlaubniss auszuwandern versagte? Oder ist es nicht muthwillige Verdrehung, wenn er versichert, in England habe die königliche protestantische Partey der republicanischen keinen anderen Ausweg gelassen, als neue Wohnsitze in einem anderen Welttheile zu suchen? Niemand zwang die Presbyterianer zum Auswandern; sie gingen freywillig, wenn sie glaubten, ihr System nicht zum herrschenden machen zu können. Bey weitem die meisten blieben zurück, und von einer Auswanderung der so zahlreichen Katholiken ist nun vollends gar nicht die Rede. S. 454. „Der Vorwurf, dass die Jesuiten zu vielen Einfluss bey ihm gehabt, ist um so sonderbarer, da die damals so innige Verbindung der Glaubens- und Kirchen-Sachen mit dem Staate geistliche Rathgeber für einen Fürsten nothwendig machte, was selbst bey Protestanten der Fall war." Rathgeber, aber was für welche! Auch die Hofprediger bey protestantischen Fürsten erhoben ihre nachtheilige Stimme häufig genug; ohne Zweifel wären sie noch weiter gegangen, wenn sie mit den Jesuiten gleich grossen Einfluss auf das Weltliche gehabt hätten: aber so arg wars nun doch nicht, und in keinem Falle rechtfertigt der Fehltritt von der einen Seite den schlimmeren auf der anderen. Dass durch die spanische Besitznahme der Unterpfalz die Theilnahme fremder Mächte nach Deutschland gelockt wurde, will dem Vf. nicht ganz gefallen; aber er findet augenblicklich S. 458, dass diess Alles hätte vermieden werden können, wenn Sachsen ernstlich gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser gegen Pfalz gemacht hätte. Auch Wallensteins Bedrückungen haben nicht ganz seinen Beyfall; aber sie waren nothwendig, und besser wäre es gewesen, sie zu tragen, als den Krieg noch 18 Jahre fortzuführen. Das Letztere bleibt wohl gewiss richtig; dass aber der Kaiser die zur Verzweiflung gebrachten, zum Theil bisher neutral gebliebenen Fürsten zum Widerstand nöthigte, diess läst Hr. *Sch.* nun freylich nicht gelten. Sie durften nur ertragen, was Ferdinand foderte: so wars gleich Friede. In diesem Tone geht die Fortsetzung; durchaus ist Ferdinand II der gerechte, der weise, der erhabene Fürst ohne Fehl. Von Leopold I verbreitet sich das Lob über das Allgemeine seiner Regierung, und ein nur halb fühlbarer Tadel liegt in der Bemerkung S. 506, dass er bey den ungarischen Streitigkeiten die für Ferdinand II einst unentbehrlichen Grundsätze der Festigkeit unter veränderten Umständen nicht mehr so ganz nöthig gehabt hätte. Doch kommt gleich wieder Pflaster auf die Wunde, durch die Versicherung, dass die erste Ursache von dem, was unter Leopold in Ungarn Bedauernswerthes geschah, meistens in dem Betragen des Gegentheils lag. Dass Hr. *Sch.* übrigens jede weitere Entwickelung dieser Händel vermeidet, dass er von Joseph I wenig spricht, und noch weniger von der übeln ökonomischen Wirthschaft unter Karl VI, wird ihm kein Billiger übel auslegen; eben so wenig, dass sich das grossentheils verdiente, freylich aber auch hier übertriebene, Lob auf Marien Theresens Schilderung verbreitet. S. 513. „Unter allen königlichen Frauen, welche in alten oder neueren Zeiten einen Thron mit Ruhm und Würde behauptet haben, wird man ausser Isabellen von Castilien nicht leicht eine finden, welche ihr in allen weiblichen und fürstlichen Tugenden als Königin und Mutter ihres Volks an die Seite gestellt werden könnte u. s. w." Die Aufhebung des Jesuitenordens erklärt Hr. *Sch.* als einen tödtlichen Schlag für die alte Kirche, und verwebt sie S. 554 in Kaiser Josephs II Regierungsgeschichte, dessen Grundsätzen er theils rechtfertigend, theils entschuldigend, einen äusserst feinen und gewandten Anstrich zu geben weiss.

Die bisherige gedoppelte, aus dem Gange des ganzen Werks hervorgeholte Übersicht verbreitet hoffentlich das nöthige Licht über den vorzüglichsten Zweck des Vfs., und dient als Commentar für viele der übrigen Behauptungen, macht aus seinem Standpuncte die Vertheidigung aller päpstlichen Grundsätze und Anmasungen erklärbar, und erlaubt nun mehrere Kürze über viele einzelne, freylich nicht immer richtige Behauptungen in den übrigen Theilen der deutschen Geschichte. Richtig, aber längst bekannt, ist die Bemerkung S. 151, dass schon unter Karls des Grossen Vorgängern (unter seinem Vater) eine beständige Beziehung und Verbindung zwischen der königlichen Gewalt und der Kirche Statt fand. Eine ständische Gewalt hatten die Bischöfe schon unter den früheren fränkischen Königen. An diesen Zusammenhang knüpften sich nun die späteren Verhältnisse, deren fortlaufenden Faden freylich der Vf. hervorzuhe-

ben nicht gut findet. Der ganze grosse anderthalbhundertjährige Kampf zwischen dem Kaiserthron und dem römischen Stuhle, versichert Hr. *Sch*. S. 185, sey bloss aus der zweyfachen Abhängigkeit der Bischöfe vom Staate und von der Kirche entsprungen. Sollte er diess im Ernst glauben, nicht wissen, dass der Streit wegen der gänzlichen Unabhängigkeit der Bischöfe nur ein Zweig von dem allgemeinen Systeme Gregors VII war, von welchem übrigens hier alle, auch die heftigsten Schritte vertheidigt, oder im Dunkel gelassen werden? Auch bleibt S. 189 der Tadel des Kaisers (Heinrichs V) unbegreiflich, dass er des Papsts leicht ausführbares Anerbieten, die weltlichen Güter der Bischöfe u. s. w. ihm zu überlassen, nicht annahm; dabey würde, so glaubt er, der Papst sowohl als der Kaiser gewonnen haben. Herzlich gerne nahm Heinrich V die dem Papste entlockte Entsagung auf diese Besitzungen an, nicht aber die Bischöfe, welche nun bloss von den Opfern u. s. w. der Christgläubigen leben sollten, nicht die weltlichen Fürsten, welchen der grosse Zuwachs des königlichen Fiscus und dadurch seiner Macht keine gleichgültige Sache war. Eben so unrichtig ist die Ansicht S. 190, „dass durch diesen Streit der Papst und der Kaiser den grössten Theil jenes Einflusses auf die europäische Republik, der so wohlthätig für das Ganze und für die Bildung gewesen war, verloren.“ Eine europäische Republik für den Kaiser gab es zu keiner Zeit, ausser in dem Kopfe des Vfs.; die grossen Mächte Europens gestunden ihm gerne den Vorrang, nie aber einen Einfluss zu, der nur auf Italien als unmittelbaren Bestandtheil des Reichs, und aus ganz anderen Rücksichten auf Polen, und in kleinen Zwischenräumen auf Ungarn u. s. w. sichtbar wurde. Der Papst hingegen arbeitete erst seit der Zeit dieses Streits mit Erfolg an der Bildung einer solchen Republik geistlichen und weltlichen Inhalts zu seinem Vortheile, nicht für das Kaiserthum, welches er selbst als einen untergeordneten Theil seines allgemeinen Wirkungskreises betrachtete. Einen eifrigen, aber nicht eben einen glücklichen Vertheidiger hat das päpstliche System an dem Vf. gefunden. Er schliesst S. 545 mit dem Machtspruche: „Die Beschränktheit der gewöhnlichen Staatskunst zeigt sich am auffallendsten, wenn sie die beiden grossen Weltkräfte, die Kirche und den Handel, nicht als solche anerkennen will.“ In welchem Geiste die Darstellung der Kirchenreformation sich zeige, erklärt sich aus dem Bisherigen, und es wäre verlorene Mühe, den Eifer des Vfs. durch Gegenvorstellungen bey mehreren Puncten beschränken zu wollen. An D. Luther weiss er vorzüglich den starrsinnigen Hochmuth empor zu heben; „wer das Christenthum auf seine ursprünglich reine Gestalt zurückführen will, der muss in dem reinen und liebevollen Geiste wirken. So haben Borromäus und die heilige Theresia mit Strenge, aber liebevoll *die* Kirche wahrhaft reformirt.“ Die heilige Theresia reformirte, so viel Rec. weiss, den Carmeliter-Orden; ihr mystischer Sinn, der ihr öfters erschienene Heiland zeigt sich in noch vorhandenen Aufsätzen. Nur als anderweitige Behauptung schreibt er S. 486 nieder, „die Lehre der Protestanten sey ein reiner Verstandesglaube, an welchem es Einige als Vorzug gepriesen haben, dass Einbildungskraft und Sinnlichkeit hier auf das Strengste beherrscht, Andere hingegen als nachtheilig getadelt haben, dass das freye Leben der Einbildungskraft dadurch zu sehr beschränkt werde, und dass diess insonderheit auch der Entwickelung der schönen Künste ungünstig sey.“

Die bisherigen Hauptzwecke schwebten dem Vf. bey seinen Vorlesungen vor Augen, welche zwar auf dem Titel sich nur zur neueren Geschichte bekennen, in der ersten Hälfte aber auch die mittlere und alte Geschichte der Deutschen und anderes mehr enthalten. Gleich die erste Vorlesung ist dem Werth der Geschichte bestimmt, und in derselben weitläuftig ausgeführt, dass vorzüglich die Philosophie des Lebens, der Genuss der schönen Künste und das Studium der Geschichte die freye Musse des gebildeten Menschen beschäftigen; wahrscheinlich nicht ohne Rücksicht auf seine Zuhörer, da sonst wohl noch manche andere Gegenstände sich berechtigt halten dürfen, an der freyen Musse des gebildeten Mannes ihren Antheil von Zeit zu Zeit zu fodern. Wir sind nicht gesonnen, jeder unrichtigen oder halbwahren Darstellung des Vfs. auf dem Schritte zu folgen, oder unbedeutende Verirrungen, welche selbst der Geschichtserzähler nicht immer vermeiden kann, mit der Miene des Belehrers herauszuheben; nur über einige, zu kühn und einseitig hingeworfene Sätze erlauben wir uns Bemerkuugen, weil der Vf. ihnen zum Theil das Gepräge eigener Forschungen zu geben sucht, und von historischen Belegen spricht, welche er seinen Behauptungen geben könnte, vielleicht auch noch zu geben gesonnen ist. Seine Erklärung des Worts Germanen, als Kriegsmänner, die Gemeinde der Eidgenossen, verpflichtet zu gegenseitiger Schutz und Wehr, führen wir ihrer Neuheit wegen bloss an. Den Helden Hermann erklärt er S. 77 für den Anführer der cheruskischen Völker bey dem römischen Heere; Rec. glaubte bisher, er sey bloss Befehlshaber einer Escadron (*ala*) gewesen. Den Hunnen spricht Hr. *Sch*. allen Einfluss auf die Völkerwanderung ab, und erklärt sie S. 69 als einen ganz unbedeutenden Reiterhaufen. Aber dieser Haufe drückte zu Boden die grosse Macht der im Osten von Europa herrschenden Ostgothen, brachte durch die blosse Furcht der Annäherung zum Auswandern die Westgothen; durch deren Benehmen das römische Reich seinen ersten Stoss erhielt; er bewirkte im Inneren von Polen die Erschütterungen, durch welche Rhadageis mit seinem aus ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Heere aus dem Norden in die oberen Gegenden Italiens geworfen wurde; er bewirkte wahrscheinlich das Vordringeu der slavischen Zweige in die Osthälfte Germaniens, wo Tacitus nur deutsche Bewohner kannte; Attila führt unter seinen Fahnen mehrere deutsche Völkerschaften, welche nach seinem Tode sämmtlich aus dem Nordlande gegen die Ufer der Donau vordringen: und die Hunnen sollten nicht als ein Hauptstoss zur Völkerwanderung betrachtet werden? sollen in unseren Augen als unbedeutendes Volk erscheinen? Seit dem markomannischen Kriege war der Untergang des römischen Reichs leicht vorauszusehen. „Immer mehr deutsche Namen finden wir unter den Gewalthabern, die sich in den einzelnen Provinzen aufwarfen.“ Ohne Zweifel bezeichnet der Vf. durch diesen Ausdruck die Zeit der sogenannten dreyssig Tyrannen: Rec. kennt aber unter ihrer Zahl nicht Einen Deutschen, und auch

im vierten und fünften Jahrhunderte zwar viele Deutsche bey Hof und bey den Armeen, aber nicht Einen Kaiser von deutscher Abkunft. Die Völkerwanderung nimmt Hr. *Sch.* besonders in seinen Schutz, nichts als Gutes ist aus derselben hervorgegangen. S. 116. „Wie kann man glauben, dass sie ein Unglück für die Menschheit, dass sie der Cultur nachtheilig gewesen sey, wenn man die Geschichte von Italien, Spanien, Frankreich, England, oder auch von Deutschland liest, vom 5ten bis zum 15ten Jahrhundert, wenn man diese eigenthümliche Nationalentwickelung, die Fülle von Leben, diese Regsamkeit und Thätigkeit, die bald auch in Handel und Gewerbe, in Künsten und Wissenschaften sich geoffenbaret hat, mit der traurigen Einförmigkeit der Geschichte des byzantinischen Reichs vergleicht u. s. w." Schöne Phrasen! Der Vf. würde anders sprechen, wenn er zur Zeit jener Revolution als römischer ruhiger Staatsbürger gelebt hätte. Regsamkeit fehlte nicht, diess wird alle Welt zugeben: aber Druck, Misshandlung des Landesbewohners, der nur für halb so gut als der eindringende Eroberer gehalten wurde und die Hälfte seines Menschenwerths verlor; offenbares Sinken aller Wissenschaften, welche erst seit Karls des Grosen Zeiten allmählich wieder gehoben wurden. Wie mag überhaupt der Vf. einen Zeitraum von tausend Jahren, als gleich in seinen Verhältnissen zusammenstellen? Wozu der Ausdruck S. 124: „den Vorwurf der Usurpation kann man Karls Ahnherrn um so weniger machen, da der Anfang ihrer Gewalt ganz verfassungsmässig war?" Es war verfassungsmässig, dass sie ihre Könige einsperrten, sich als *Principes Francorum* erklärten, und so bald als es möglich schien, sich des Throns bemächtigten? Das Frankreich war kein vollkommenes Erbreich, die Merovinger herrschten zu streng, sie drückten das Volk; diess soll als Beweis des aufgestellten Satzes gelten. — Schön gesagt und von mannichfaltigen Kenntnissen zeigend, aber dessenungeachtet unrichtig, ist S. 131 u. fg. die Untersuchung über Karls des Grosen Sammlung von altdeutschen Liedern. Hr. *Sch.* lässt es nicht gelten, dass die alten Heidenlieder zu dem Inhalte derselben gehört haben, diess streite gegen die Religiosität des Kaisers, sondern gothische christliche Gesänge waren es, die mit Modificationen sich in den Minneliedern des Mittelalters erhalten haben. Eine Stelle des Thegenus widerlegt ihn; sie versichert in dem Leben Ludovici Pii C. 19, dass dieser Kaiser die *poetica carmina gentilitia* in seiner Jugend gelernt, als Regent aber sie verworfen habe. Daher wahrscheinlich die Ursache ihres Untergangs. Auch Hr. *Sch.* hat von dieser Stelle gehört, sie aber nicht in der Quelle gelesen, weil er versichert, der Kaiser habe diese Gedichte den Klosterfrauen als Wynelieder untersagt. Seit Erlöschung der Karolinger lässt der Vf. S. 171 Deutschland als ein selbstständiges Wahlreich gelten, so dass man bey dem einmal herrschenden Hause gewöhnlich blieb. Diess nehmen mehrere Schriftsteller an, aber er fügt hinzu, „dass freye Wahl Statt fand unter mehreren Mitgliedern eines herrschenden Hauses." Wenn er doch nur ein Beyspiel beygefügt hätte, dass je der nachgeborene Prinz dem erstgeborenen vorgezogen wurde; Rec. kennt keins in der deutschen Geschichte. Ludwig der Baier und Karl IV kommen bey Hn. *Sch.* übel weg; der Erstere hat in seinem Streite mit Friedrich dem Schönen durchaus Unrecht, und Karl hätte bey der Verfassung, welche er Deutschland gab, vor allem die ehemaligen Nationalherzogthümer in Schwaben und Franken wieder aufrichten müssen. Schade, dass uns Hr. *Sch.* nicht belehrt, auf welche Weise dieser schöne Plan durchzuführen war; unseren Augen wenigstens sind hier alle Wege verschlossen. Auch die Erhebung der Kurfürsten wird gemissbilligt, ohne Zweifel mit Recht; aber warum hat sie Rudolph I im Anfange ihrer Macht nicht in engere Schranken zurückgedrängt? Dergleichen auf Gerathewohl hingeworfene Einfälle grenzen an Kannengiesserey. Warum übergeht wohl der Vf. S. 453 unter den Männern, welche zur Zeit des 30jährigen Kriegs mächtig und selbstständig auf den Geist ihres Zeitalters wirkten, den Herzog Maximilian von Baiern? den Fürsten, ohne dessen kraftvolles Mitwirken Ferdinand II nicht hätte wagen dürfen, seine Masregeln in Österreich mit Gewalt durchzusetzen, der seine beynahe einzige Stütze beym Anfange des Kriegs war, der allein die Ligue zur Wirksamkeit brachte, die Union stürzte und den zu Wien ruhig lebenden Kaiser in den Besitz von Böhmen setzte? Anstatt diese Unterstützung anzuerkennen, versichert der Vf. S. 460, Ferdinand habe grosse Opfer freywillig gebracht, um sich Baiern als Bundesgenossen zu erhalten. Er theilte ihm zu ein Stück von dem Lande und die Kurwürde seines Stammvettern, des Kurfürsten von der Pfalz, nicht zur Belohnung, sondern zum Ersatz der verwendeten Kriegskosten, für die mit fremdem Gute ausgelöste Verpfändung des Landes ob der Ens.

Tadel enthält der grössere Theil dieser Beurtheilung, Tadel über halbwahres Aufgreifen der Thatsachen, über schiefe Ansichten und Darstellungen, vorzüglich wegen ungemässigter Parteylichkeit. Zwar sucht sich Hr. *Sch.* über den letzten schweren Vorwurf gleich in der ersten Vorlesung S. 7 eine Sicherheitsbrücke durch die Versicherung zu bauen, „es dürfte in der Geschichte, wie im Leben, oft ein grösseres Lob seyn, die rechte Partey erwählt und ergriffen zu haben, als ohne alle Partey, immer neutral und gleichgültig zu verbleiben." Er sucht sogar uns ein groses Muster vor Augen zu stellen. „Nicht unparteyisch ist Tacitus, was Jeder ohne Geist und Liebe leicht seyn kann, sondern im höchsten Grade parteyisch, aber für die rechte Partey, und auf die rechte würdige Art und Weise." Doch gerade dieses Muster spricht das Verdammungsurtheil gegen Hn. *Sch.*, zeigt, dass er durch einen Doppelsinn des Wortes parteyisch dem, wie er denken konnte, ihn erwartenden Urtheile der Zeitgenossen zu entschlüpfen suche. Hat ein Tacitus mit sorgfältiger Abwägung der Gründe und Gegengründe, mit unbestochener Darstellung der Thatsachen einen Gegenstand in das Reine gebracht: so spricht er mit Wärme für das, was ihm recht und edel däucht, alles Niedrige, Verwerfliche giebt er preis der Verachtung, dem Abscheu des Lesers; nie hingegen erniedrigt er sich zur mangelhaften, zur einseitigen Vorlegung des Geschehenen, selbst die Entschuldigungsgründe für den Unrechthandelnden schiebt er nicht unfreundlich bey Seite; nie sucht er mit gutem Willen das Urtheil des Lesers durch unrichtige Vorstellung auf Eine Seite zu lenken. Wer dieser Fehler sich schuldig macht, ist Parteymann, hört auf Geschichtschreiber zu seyn, und wird verworfen von Jedem, der Geschichte kennt, von Jedem, der Geschichte ler-

nen will. Denn der Lernende sucht ohne Verdrehungen, ohne Schminke zu erfahren, was wirklich in der Welt vorgegangen ist; er hascht nach dem unbestochenen Urtheile des Denkers: bey dem Parteyischen findet er diess Alles nicht.

Alles bisherigen Tadels ungeachtet, möchte Rec. die Abhandlungen des Vfs. nicht gegen viele andere völlig schulgerecht ausgefertigte Bücher vertauschen, aus welchen häufig mannichfaltige Kenntniss des Geschehenen und wenig Geist hervorleuchtet. Sie liefern unbelehrende Materialien selbst für den denkenden Mann, welcher aus dem spröden Stoff nicht hervorlocken kann, was dem allgemeinen Gange des menschlichen Wesens, der Menschheit, wichtig dünken muss. Hier hingegen wird er, mit nöthiger Vorsicht auf die Fälle, wo Vorliebe oder anderweitige Verhältnisse den Vf. von der geraden Bahn abführten, fast auf jeder Seite Gegenstände zur eigenen Belehrung finden. Er findet sie in den Sätzen, gegen welche sich seine Überzeugung sträubt, weil ihm eine wiederholte Prüfung seiner eigenen Grundsätze zur unerläslichen Sache wird, und er nicht selten in den Fall kommt, Modificationen in denselben annehmen, auch wohl sich selbst berichtigen zu müssen, wenn er von seinem eigenen Gewissen nicht den Vorwurf des Einseitigen ertragen will. Er findet sie in den vielen blendenden, eingreifend vorgetragenen Bemerkungen, welche, ihres Mangels an Solidität ungeachtet, die grössere Menge selbst gebildeter, aber mit dem Gegenstande nicht hinlänglich vertrauter Leser auf die Seite des Sprechers ziehen, weil er genöthigt ist, sich ihren Werth oder Unwerth näher zu entwickeln. Er findet sie aber besonders durch manche tief aus der Seele des Menschen gegriffene Bemerkungen, durch unerwartetes Aufgreifen eines gediegenen belehrenden Satzes mitten zwischen dem für die Geschichte zu sehr ausgesponnenen Raisonnements. Mehrere Stellen, die uns im Vortrage oder Gehalte ausgezeichnet scheinen, legen wir unseren Lesern zur eigenen Beurtheilung vor, mitunter auch solche, über deren Richtigkeit wir nicht zu entscheiden vermögen. Z. B. S. 293. „Mir hat es geschienen, dass der sicherste Weg zu der von Allen gesuchten richtigen Erkenntniss des Zeitalters der geschichtliche wäre; — und dass, wer das Zeitalter der Völkerwanderung, das Zeitalter der Kreuzzüge, und das der Reformation lebhaft gegenwärtig, wer diese Zeiten ihren Gang, und ihre Folgen, ihr unterscheidendes Wesen durchdacht hätte, am besten vorbereitet seyn würde, sich durch die Erscheinungen unserer Zeit nicht irre machen zu lassen, und ein festgegründetes klares Urtheil über sie zu gewinnen." Für dieses festgegründete Urtheil findet sich Rec. zu schwach; vielleicht sind schärfere Forscher vermögend, der so kurz bezeichneten Gedankenreihe des Vfs. zu folgen. Ist die Bemerkung S. 493 richtig? „Im Allgemeinen läst sich als fast unvermeidliches Ereigniss festsetzen: je mehr die Staaten altern, um so mehr nimmt auch die Zahl der Staatsbeamten zu." Oder S. 50? „Der Aberglaube der alten Gallier war so blutig, dass man in der ganzen Geschichte kaum noch ein anderes ähnliches Beyspiel von gleicher Grausamkeit finden wird, ausser in Mexico, eine solches die Spanier eroberten." Oder S. 477? „Durch den westphälischen Frieden wurde die ganze Masse der kleinen deutschen Staaten in einen ewigen Friedensstand versetzt." Mehr klingend als gehaltvoll scheint bey näherer Entwickelung der hingeworfene Satz S. 513. „Das Gesetz lebendig darzustellen als die sichtbare Gerechtigkeit, die Einheit des Volks in sich zu tragen, das ist der göttliche Beruf der Könige."

Ungetheilten Beyfall erhalten wahrscheinlich Stellen wie folgende: S. 11 „Hätte die Völkerwanderung nicht Statt gefunden; wäre es den deutschen Völkern nicht gelungen, das römische Joch aufzulösen, wäre vielmehr auch der noch übrige Norden von Europa Rom einverleibt, auch hier die Freyheit und Eigenthümlichkeit der Nationen vertilgt, und Alles mit der gleichen Einförmigkeit in Provinzen verwandelt worden: so würde jener herrliche Weltkampf, jene reiche Entwickelung des menschlichen Geistes bey den neuen Nationen gar nicht Statt gefunden haben. Und doch ist es eben dieser Reichthum, diese Mannichfaltigkeit, welche Europa zu dem macht, was es ist, was ihm den Vorzug giebt, der vorzüglichste Sitz des Lebens und der Bildung der Menschheit zu seyn." Die schöne Stelle gehört zu der allgemeinen Lobpreisung der nichts als Glück über die Menschheit bringenden Völkerwanderung, in welche wir freylich nicht einstimmen können. Die Vergleichung zwischen den Verdiensten Karls des Grossen und König Alfreds S. 129 zum Vortheil des Letzteren finden wir mit Sachkenntniss dargestellt, müssen sie aber der Ausführlichkeit wegen den Lesern des Buchs bloss empfehlen. Eben so S. 218 u. fg., dass nicht der Reichthum an Erfindungen und Hülfsmitteln, sondern erst der zweckmässige Gebrauch derselben ein Zeitalter gross mache. Auch von dem schönen Gemälde, welches Hr. *S.* über Portugalls hohe Blüthe zur Zeit der grossen Entdeckungen liefert, ist es einer Recension bloss erlaubt, die letzten Züge auszuheben: „In der kurzen Dauer ihrer blühenden Macht ist diese damals an Muth und Geist so kühne Nation mit jener Pflanze zu vergleichen, welche nur wenige Stunden blüht, in dieser kurzen Blüthe aber an Glanz und Pracht alle anderen Gewächse überstrahlt."

Möchte doch diese einfache, ohne Zorn und Zweifel niedergeschriebene Entwickelung einleuchtend machen, dass der Vf. ein scharf denkender, mit vielfachen Kenntnissen ausgerüsteter Gelehrter ist, welcher durch seine lebhafte Darstellungsgabe den Leser zu fesseln weiss, selbst wenn er mit seinen Vorstellungen nicht übereinstimmt, wohl auch über sie unwillig ist; dass er in vielen Fächern Aufsehen, und doch in der Geschichte sein Glück schwerlich machen wird. Diese hier durch eine Reihe von Thatsachen belegte Behauptung geht hervor aus dem Feuereifer des Vfs., welcher einen Stoff zuweilen ohne vollständige Belehrung ergreift, nur die ihm gemüthliche Seite desselben festhält, und Folgerungen fortzieht, unbekümmert ob sich etwas, und wieviel, auch von der Gegenseite sagen lasse, vielmehr diese Gegenseite ganz im Dunkeln hält, und dadurch zum einseitigen Geschichtforscher sich herabwürdigt. Diessmal war sein Thema Österreich und der Adel; jedes andere mit Vorliebe von ihm aufgefasste wird nach der individuellen Anlage des Vfs. ähnliche Behandlung finden.

Vd. Hg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JANUAR, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, in der kaiserl. Druckerey, b. de Bure u. den Gebr. Tilliard: *Déscription de l'Égypte, ou Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée française*, publié par les ordres de Sa Majesté l'Empereur *Napoléon le Grand*. Première Livraison. *État moderne*. Tome Premier. 1809. 1810. 525 S. im gröfsten Atlas. Folio.

Die *erste* Lieferung des so ungemein wichtigen und interessanten Werks über den *gegenwärtigen Zustand* Ägyptens, dem jeder Theilnehmer an der Erweiterung menschlicher Kenntnisse schon seit mehreren Jahren entgegen sah, ist zugleich mit der im vorigen Jahrgange recensirten Lieferung (J. A. L. Z. 1811. No. 215—218), welche die Antiquitäten enthält, erschienen. Ungeachtet Ägypten in neueren Zeiten viel bereiset und beschrieben worden ist: so behaupten dennoch unter allen Nachrichten von jenem Lande die vor uns liegenden Berichte der französischen Gelehrten, wegen der Muſse und Genauigkeit, mit welcher sie die Gegenstände betrachten und erforschen konnten, den ersten Rang. Sie beschreiben mehrere Gegenden, welche in unseren Tagen von wenigen Europäern betreten worden sind, und der Zuwachs sowohl an Kenntnissen, als auch der Reichthum an neuen höchst merkwürdigen Gegenständen, macht ihre Aufsätze zu einem überaus wichtigen Werke. Wenn auch manche, dem Menschenforscher interessante Details über die Geographie, die Sitten, Gebräuche, Gestalt, Sprache u. s. w. der Ägypter bereits bekannt sind: so ist dennoch die Bestätigung des durch frühere Reisende Erzählten, aus dem Munde anderer Augenzeugen, uns beynahe nicht minder wichtig als ganz neue Facta. In allen Fächern des menschlichen Wissens ist die Einseitigkeit die gefährlichste Klippe, die nur durch die Prüfung der Autoritäten und durch die verglichene Aussage mehrerer Zeugen vermieden werden kann. — Der erste Aufsatz ist von Hn. *Nouet*. I. *Observations astronomiques faites en Égypte pendant les années VI, VII et VIII* (1798—1800), *par M. Nouet, Astronome de la Commission des sciences et arts d'Égypte*. Die Instrumente, welche Hr. *Nouet* zu seinen astronomischen Beobachtungen gebrauchte, waren ein Multiplicationskreis von 25 Centimeter Durchmesser, mit Decimaleintheilung; eine Seeuhr, von *Louis Berthoud*; ein achromatisches Fernrohr, von *Dollond*, mit 63 Millimeter Öffnung; ein Quadrant von 35 Centimeter Halbmesser, und ein Chronometer, den ihm zu Cairo *Beauchamp* überliess. Es würde den Leser ermüden, wenn wir die vielen Beobachtungen der Gestirne und die Bestimmungen von 36 verschiedenen Puncten hier durchgehen und aufzählen wollten. Wir bemerken nur, daſs die Längenbestimmungen groſsentheils chronometrisch sind, daſs aber auch Hr. *Nouet* Gelegenheit gehabt hat, *vier* Occultationen zu beobachten, nämlich: die Bedeckung des δ im Scorpion 1799 April 21 zu Cairo; die Bedeckung der Venus 1798 December 13 zu Ssalehhiyeh, und desselben Planeten zu Cairo 1799 November 23; und die Bedeckung von α im Scorpion 1800 Julius 28 zu Alexandria. Ausserdem sind von ihm zu Cairo eine beträchtliche Anzahl von Verfinsterungen von Jupiterstrabanten aufgezeichnet worden. Die Abweichung der Magnetnadel zu Alexandria, im Mittel von 26 Beobachtungen, fand sich 13° 6′ Nordwest, und die Neigung im Mittel von 12 Beobachtungen 47° 30′ nördlich. Die südlichsten Puncte, deren Lage Hr. *Nouet* bestimmt hat, sind die Insel Philä, oberhalb der Katarrakten des Nils, im 24° 1′ 34″ Breite, und Syene im 24° 5′ 23″ Breite. Der Sage nach war an diesem Orte ein Brunnen, der zur Zeit der Sommer-Sonnenwende bis auf den Grund erleuchtet wurde. Hr. *Nouet* berechnet nach einer Formel von *la Place*, daſs der Zeitpunct, wo die Schiefe der Ekliptik jener Breite gleich gewesen ist, auf 3430 Jahre vor unserer Zeitrechnung, und daſs das Maximum ins Jahr 7500 vor unserer Zeitrechnung, zu setzen sey — *„qu'il étoit parvenu à son maximum 7500 ans avant l'ère vulgaire, se trouvant alors à 11 minutes de degré au Nord de Syène: ainsi la tradition du puits du solstice de Syène date de ces époques: et la latitude de Syène a toujours dépendu de l'obliquité de l'écliptique, par une suite de cette tradition, jusqu'au temps où des observations plus exactes aient fait connoître ce mouvement* (p. 14). Auch über den Grad der Hitze des Sandes hat der Vf. Beobachtungen geliefert. Von Theben bis zur Insel Philä stieg das Thermometer im Sande auf 54°, während die Temperatur der Luft im Schatten nur auf 30—32° war.

II. *Mémoire sur la Communication de la mer des Indes à la méditerranée, par la mer rouge et l'Isthme de Soueys, par Mr. J. M. Le Père.* Wir übergehen die Einleitung dieses Aufsatzes, weil sie einen bekannten Überblick der Wege giebt, welche der Handel nach Indien seit den ältesten Zeiten ge-

nommen hat, um gleich auf seinen eigentlichen Inhalt zu kommen. Der Obergeneral *Bonaparte* verliess am 24 December 1798 Cairo, begleitet von den Generälen *Berthier* und *Caffarelli*, dem Contre-Admiral *Gantheaume* und mehreren Mitgliedern des Instituts, um die Richtung des Canals, der vom Nil nach dem rothen Meere führt, aufzusuchen, und kam am 28 desselben Monats zu Suez an. In der menschenleeren Wüste, welche sie durchwanderten, fanden sie die Trümmer versandeter Cisternen, versteinertes Holz, und von Thieren, Strausse, Lerchen, Wachteln und Gazellen. Zwar sahen sie auf ihrem Wege keine Spuren des alten Canals; sie erblickten aber am 30 die Dämme, und diese gaben ihnen die Richtung der Canäle 5 Lieues weit nach dem Salzmeer an. Im Januar wurden die Untersuchungen fortgesetzt, und man war so glücklich, das andere Ende des Canals zu *Ouâdy-Toumylât* zu finden, worauf *Bonaparte* den Befehl gab, die ganze Gegend topographisch aufzunehmen und zu nivelliren. Diess Geschäft erfoderte mehrere Ingenieure, deren Arbeiten, so wie das Einzelne des Nivellements, umständlich beschrieben sind, hier aber nicht vorgelegt werden können, sondern im Werke selbst nachgelesen werden müssen. Aus ihren Forschungen erhellet, dass die Breite des alten Canals verschieden war, und nach dem Local abgeändert wurde. Auf dem Wasserspiegel war sie 35—40 Meter (18—20 Toisen); die Tiefe war ebenfalls nicht überall gleich, weil vielleicht der Boden durch Schlamm und Flugsand erhöht wurde; jedoch scheint er in einiger Entfernung von dem arabischen Meerbusen 7—8 Meter tief gewesen zu seyn, und noch tiefer zu werden, wenn man weiter von ihm sich entfernt. Die vielen kleinen Canäle, welche man in der Gegend von *Abbâçeh* antrifft, scheinen zum Bewässern der Felder gedient zu haben, und waren vielleicht von dem grossen pelusischen Canal abgeleitet.

Da der Krieg in Syrien die Gegenwart der Ingenieure erfoderte: so blieben ihre Arbeiten bis zum 8 September 1799 liegen; nun gingen sie aber wieder muthig an das Werk, und brachten das Nivellement sowohl der Canäle als auch der Küsten des mittelländischen Meeres glücklich zu Stande. Die Überschwemmung des Nils, welche in diesem Jahre sehr stark war, gab ihnen übrigens über die Richtung der Canäle keinen Aufschluss, da, weil die Dämme durchbrochen waren, das Wasser alles bedeckte. Merkwürdig ist die Entdeckung der Ruinen eines grossen Gebäudes an den Ufern des Salzmeers, welches wahrscheinlich von den Persern errichtet worden ist, weil man an ihm *Reliefs* und *keilförmige Inschriften* wie zu Persepolis wahrnimmt.

Das Wesentlichste in dem Rapport, welchen die Ingenieure zugleich mit den Tafeln des Nivellements dem Obergeneral *Bonaparte* übergaben (S. 49 ff.), ist Folgendes. Das Nilwasser strömt bis 12 Lieues nach Suez zu, und die Canäle können mit 25—30 Millionen Kosten wieder hergestellt und schiffbar gemacht werden. Der alte Canal (*fossa regum*), welcher den Nil mit dem arabischen Meerbusen verband, war eine Verlängerung des pelusischen Arms in der Nähe von Bubastis, und ist wahrscheinlich von den Pharaonen angelegt worden. Dieser Canal theilte sich wieder in mehrere Zweige, *erstens* nach der Gegend von Ouâdy durch cultivirte Felder; *zweytens* durch Ouâdy bis zum Serapeum, in einer Länge von 15 Lieues; *drittens* bis an die Grenzen des Salzsees, und *viertens* geradezu nach dem arabischen Meerbusen mit einer kleinen Biegung nach Süden. Die Breite des Canals war nach der Angabe der alten Schriftsteller verschieden; sie scheint aber wirklich hundert Ellen gewesen zu seyn, weil drey Schiffe von ziemlicher Grösse neben einander haben fahren können. Die Tiefe war wahrscheinlich 15 Fuss, weil die Schiffe der Alten nicht sehr tief gingen, und der Fall des Wassers 5—6 Fuss. Die Salzseen, welche man als einen Theil des Canals ansehen muss, sind vom Serapeum bis zum Eintritt des Canals 22,500 Toisen lang und 6000 Toisen breit. Ihr Bassin ist gegenwärtig trocken, und man findet nur einzelne sumpfige Stellen, die ein äusserst bitteres Wasser enthalten. Allein vor Zeiten standen sie gewiss mit dem Nil und dem arabischen Meerbusen in Verbindung.

Die eigentliche Vereinigung des Nils mit dem arabischen Meerbusen versuchten die Ägypter im grauen Alterthum unter Pharao Necao; da sie aber befürchteten, dass der höhere Stand des Wassers im arabischen Meerbusen durch eine Überschwemmung ihr Nilwasser verderben möchte: so blieben sie in der Mitte der Ausführung stehen. (Der Vf. hat S. 75 wirklich berechnet, dass das Wasser des arabischen Meerbusens 30 Fuss 6 Zoll höher als das im mittelländischen Meere steht, und dass also, wenn ein *grosser Canal beide* vereinigte, die Überschwemmung von ganz Niederägypten und eines Theils von Syrien die unmittelbare Folge seyn würde.) Den, unter den Pharaonen angefangenen, Canal setzte zwar Darius fort; allein er wurde erst durch Ptolemäus Philadelphus zu Stande gebracht. Dieser gab demungeachtet dem indischen Handel eine andere Richtung, indem er den Hafen von Arsinoë vernachlässigte, an der westlichen Küste aber, beynahe an der Grenze von Äthiopien, die beiden Stapelplätze, Berenice und Myos Hormos, erbaute, wohin alle Güter aus Arabien, Persien und Indien zu Schiffe gebracht, auf Kamelen nach Coptus geführt, daselbst auf dem Nil eingeschifft und nach Alexandrien gebracht wurden. Auf diese Weise ging der Handel bis zu den Zeiten Diocletians fort, wodurch der Canal immer mehr vernachlässigt wurde, den erst, wie *Maqryzy* und *el Makyn* versichern, der Chalife O'mar wieder ausräumen liess. Diese Arbeit, welche den salzigen See und den arabischen Meerbusen verband, kam in sieben Monaten zu Stande, und erleichterte ein ganzes Jahrhundert hindurch die Schiffahrt und den Handel. Jene arabischen Schriftsteller versichern ferner, dass ein Canal vom Nil nach Fostat führte, der an den Canal der Pharaonen reichte. Diess ist sehr wahrscheinlich, da die Araber manche der früheren

Schwierigkeiten vermieden, indem sie das Wasser weiter oberhalb Bubastis in den Canal leiteten, und dasselbe durch allerley Vorkehrungen vom Abfliessen in den Meerbusen abhielten. Die Überbleibsel der Dämme bey Suez scheinen von ihnen errichtet zu seyn, und dazu gedient zu haben. Auf Befehl des Chalifen Abou-Gâfar-el Mansour (reg. Heg. 155 ... 159) wurde der Canal der Araber wieder geschlossen, um einem Rebellen, der zu Mekka sich zu einem unabhängigen Fürsten erklären wollte, die Lebensmittel zu entziehen. Der durch Kunst querüber zu *Râs-el-Ouâdy* geführte Damm hat ohne Zweifel den Canal geschlossen. Seit tausend Jahren liegt also der Canal vernachlässigt da, und es bedurfte nicht einmal dieses langen Zeitraums, ihn zu verwüsten, da ein Jahrhundert hinreichen konnte, ihn von der Erde verschwinden zu machen. Die Versuche der Türken im sechzehnten Jahrhundert, ihn wieder zu reinigen, waren fruchtlos, so wie die letzte Unternehmung des muthigen Aly-Bey.

Sowohl die alten als auch die neueren Schriftsteller kommen darin überein, dass alle Könige, welche beide Meere mit einander verbinden wollten, nur darum den Nil in den Plan zogen, weil der Flugsand in der Wüste zwischen Suez und Pelusium (zwischen dem Salzsee und dem See Menzaleh) das Unternehmen sehr erschwert, vielleicht unmöglich gemacht haben würde. Die Canäle des Nils boten ihnen dagegen eine innere und sichere Schiffahrt dar. Zwar würde die Anlage eines Canals in gerader Richtung gegenwärtig nicht mehr mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft seyn, welche die Alten bey ihrer geringen Kenntniss des Wasserbaues von dieser Ausführung abhielten; er würde sich über den salzigen See bis zum östlichen Ufer des Sees Menzaleh, und von da bis an das Meer bey Pelusium verlängern lassen. Allein der Vf. giebt die Gründe genau an, warum diess Unternehmen keinen glücklichen Fortgang haben kann. Die ganze Küste des Delta nämlich ist wegen des sich anhäufenden Nilschlamms zu einem sicheren Etablissement durchaus unpassend. Der Hafen von Alexandrien und die Rhede von Aboukir würden längst verschlammt seyn, wenn sie den Mündungen des Nils gen Osten gelegen, und den Winden von Nordwesten ausgesetzt wären. Nach der Meinung des Vfs. bleibt es also am besten, den alten Canal zu erneuern, der in *vier* Abtheilungen den Nil mit dem arabischen Meerbusen in Verbindung setzen müsste. Der Canal muss von dem Canal der Könige, der aus dem Nil nahe bey Bubastis geführt war, ausgehen, und zwischen den Damm von Seneka geleitet werden, wo er sein Wasser aus dem alten Canal von Cairo ziehen wird. Seine Länge würde 19490 Metres oder ungefähr 10000 Toisen betragen. Sein Wasser muss beym höchsten Stande 18 Fuss, seine Dämme mussen 4 Fuss hoch seyn, selbst bey den stärksten Überschwemmungen. Der zweyte Canal, oder, richtiger zu sagen, die Fortsetzung, muss durch das ganze Thal (*Ouâdy*), zwischen dem Damm von Seneka und dem Serapeum, geleitet werden. Die Länge dieses Canals würde 72500 Metres oder 37200 Toisen betragen. Er muss so angelegt werden, dass sein Boden mit dem niedrigsten Wasserstande des Nils *au Niveau* ist, damit er beym jährlichen Anschwellen des Nils mit Wasser gefüllt wird, welches in ihm zur Höhe von 18 Fuss steigen darf, und das ihm der obere Canal von Cairo zuführt. Die Schiffahrt auf diesem Canal wird zwar nicht eher anfangen, als bis der Nil zur Höhe von 6 Fuss gestiegen ist, und muss aufhören, wenn er fällt; sie kann also nur 6—8 Monate, vom August bis zum März, dauern: allein diese Zeit ist für die Bedürfnisse des Handels hinreichend, und es würde ein kostspieliges und nutzloses Unternehmen seyn, sie verlängern zu wollen, da die Schiffahrt auf dem Nil selbst sich auf jenen Zeitraum einzuschränken pflegt. Dass dieser Canal mit mehreren Schleusen versehen seyn muss, erfodert das Local und die Richtung, die er nimmt. Den dritten Canal muss der Salzsee in einer Länge von 40000 Metres, ungefähr 20520 Toisen, bilden. Er erhält sein Wasser durch die Überschwemmung des Nils, und der *Niveau* seines Wassers muss mit dem niedrigen Stande des Wassers im arabischen Meerbusen gleich seyn. Da der See tief ist, und in seiner Mitte beynahe 50 Fuss Wasser enthält: so ist er zu jeder Zeit schiffbar.

Die wiederhergestellte Verbindung beider Meere bietet ausserdem noch andere Vortheile dar. Sie würde vorzüglich eine fortgehende Vertheidigungslinie gegen Syrien gewähren, und die herumschweifenden Araber, die nun weiter keine Verdienste durch Waarentransporte und keine Hoffnung zur Plünderung der Caravanen haben könnten, würden tiefer in die Wüste sich ziehen, und vielleicht in den Stand halber Ackerleute übergehen. Wenn endlich dieser Canal auch nur für die innere Nilschiffahrt ursprünglich angelegt war: so könnte er dennoch bey sehr günstigen Überschwemmungen selbst Schiffe tragen, die 12—15 Fuss tief gehen.

Nachdem der Vf. noch andere Vorschläge zu einem Canal geprüft hat, der geradezu das mittelländische Meer mit dem rothen verbinden sollte (S. 83): so kommt er auf den grossen Canal zu Cairo, der von den Pharaonen angelegt, von den Ptolemäern und Römern verbessert, von den Arabern aber gänzlich vernachlässigt worden ist. *Bonaparte* befahl, ihn zu reinigen und wieder schiffbar zu machen.

Mit der Wiederherstellung des grossen Canals steht auch der Flor der Stadt *Soueys* (Suez) in der genauesten Verbindung. Nach *Nouets* Angabe liegt sie unter 30° 15′ 35″ der Länge, und 29° 58′ 37″ nördl. Breite. Sie entstand nach dem Untergang von Qolzoum, dessen Ruinen in der Nähe liegen, und hiess unter den Ptolemäern *Arsinoë* oder *Cleopatris*. Suez ist gegenwärtig ein elender, verarmter Ort, der durch den Krieg und die Landung der englischen Armee aus Indien noch mehr gelitten hat. Der Hafen ist versandet, und muss gereinigt werden; die Rhede hat 2000 Toisen im Umfang. Ein grosses Übel für die Stadt ist der Mangel an Trinkwasser; doch fanden die Franzosen bey ihrer Ankunft in den Cister-

nen 6000 Cubikfufs Waffer, welches vielleicht aus den Quellen in der Wüfte (S. 94) geschöpft worden ift. An Handel und Induftrie darf man nicht denken, nicht einmal an Fifchfang; doch fammelt man viele buntfarbige Mufcheln, rothe und weifse Korallen. Die Nachrichten der alten und neueren Schriftfteller vom arabifchen Meerbufen, von feinen Häfen und der Schiffahrt auf ihm hat der Vf. S. 100 ff. fleifsig zufammengeftellt; auch hat er die Zeit berechnet, welche ein Reifender braucht, um von Europa über das Vorgebirge der guten Hoffnung, oder durch den Nilcanal und durch das rothe Meer nach Indien zu kommen. Die erfte Tour erfodert, felbft unter den günftigften Umftänden, 130 Tage, oder 5 Monate; die andere aber nicht mehr als 3 Monate, den Aufenthalt in einigen Städten mitgerechnet. Den Befchlufs diefes Auffatzes machen Bemerkungen über einige weniger bekannte Nilcanäle, über den Canal der Pharaonen (*Khaly el Fara' ounyeh*), über die Arme des Nils und die gefährlichen Stellen bey feiner Mündung (*Boghâz*), über den Canal von Alexandrien, und eine Berechnung der Koften, welche die Wiederherftellung aller Canäle erfodern würde, und die der Vf. auf 30,000,000 Franken anfchlägt.

Mit diefem Auffatz fteht ein anderer als Anhang in Verbindung: *Essai historique et critique sur la Géographie de l'Isthme de Soueys.* Unter den Trümmern alter Gebäude in der Wüfte des Ifthmus zu Abou-Keycheyd fand man einen Monolith aus Granit, der die Form eines Seffels hatte, auf welchem drey Figuren, wahrfcheinlich Ifis, Ofiris und Horus, fitzen, die ihr Geficht gen Morgen wandten (vgl. S. 191). Man hat diefs Monument gereinigt, und fand es ganz mit Hieroglyphen bedeckt.

III. *Mémoire sur les anciennes limites de la mer rouge; par Mr. du Bois Aymé.* Das nördliche Ende des arabifchen Meerbufens ift 6—7000 Metres nordwärts von Suez entfernt, und an daffelbe ftöfst ein grofses Baffin, gegen 60,000 Metres lang und 12 bis 15,000 Metres breit. Die Oberfläche diefes Baffins zeigt deutlich, dafs das Meer ehemals bis dahin fich erftreckt, nach dem Verlauf mehrerer Jahrhunderte aber fich zurückgezogen habe. Der fumpfige Boden ift überall mit kryftallifirten Salztheilen, Conchylien und Überreften von Seepflanzen bedeckt. Wahrfcheinlich bildete fich eine grofse Sandbank etwas unterhalb Suez, welche nach und nach durch ausgefpülten Sand zu einem grofsen Damm anwuchs, der den ferneren Lauf der Gewäffer nach Norden verhinderte, zugleich aber bewirkte, dafs das vorhandene Waffer vertrocknen mufste. Wenn man diefe fehr wahrfcheinliche Hypothefe annimmt: fo erhält eine Stelle des Herodotos Licht und Beftätigung. Er behauptet nämlich, dafs der Berg Cafius von dem erythräifchen Meere 1000 Stadien entfernt fey; diefs trifft ein, da der Canal bey Suez, von dem er ebenfalls redet, am nördlichen Theile des Baffins fich endigte, von dem das Meer nach und nach fich zurückgezogen hat. Wahrfcheinlich gehören alfo die Spuren eines Canals zu dem der Chalifen. Die Ruinen zu Abou-Keycheyd, am Wege von Memphis nach Gaza, find wahrfcheinlich die Überrefte des alten Heroopolis, und liegen an der Stelle, den die Ifraeliten zum Durchgange durch das rothe Meer gewählt haben. Auch die Ruinen von *Cleopatris* glaubt der Vf. entdeckt zu haben, fo wie ein Monument mit Keilfchrift, der perfepolitanifchen ähnlich (S. 192).

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Zürich*, b. Orell, Füfsli und Comp.: *Eugenias Briefe.* Nebft einigen Epifoden und Beylagen. Von *Heinrich Hirzel.* Zweyter Theil. 1811. 320 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.) Von eben fo einfachem, kunftlofem Gehalte, wie der in diefer A. L. Z. 1810. No. 99 angezeigte erfte Theil. Da in demfelben die Wanderungen in den fchönften Gegenden der Schweiz noch nicht zu Ende gekommen find: fo werden fie hier fortgefetzt; doch handelt nicht das ganze Buch davon. Eugenie reifet von Bern nach Freyburg, Vevay und Martinach, und durchwandert die Alpengründe von Appenzell. Ufendohm hingegen, der damalige, jetzt von ihnen getrennte, Begleiter der jungen Damen, befchreibt die borromäifchen Infeln, den Simplon, und einige andere Gegenden von Italien in Briefen an Conftantien, feine Geliebte am Elbufer. Die Töchter begeben fich wieder zu ihrer verehrten Mutter, welche kränkelt, und allmälich einfchlummert. Man fieht an ihr und ihrem Benehmen das Bild einer mufterreichen Ergebung in den Willen der Vorfehung. Nichts erfchüttert ihre innere Ruhe, der Tod hat keine Schreckniffe für fie, bis zu ihrem letzten Athemzuge erfreut fie fich der immer regen, an neuer Lebensverbreitung nie karg werdenden Natur. Ihrer Unfterblichkeit ficher, weifs fie, dafs fie ihre Töchter irgendwo wiederfehen wird, wenn fie gleich das Wo nicht kennt. Sie hatte der Entpuppung einer Nymphe des Todtenkopfs entgegengeharrt, und fie nicht erlebt. Mit ihrem Hinfcheiden „warf fich diefelbe auf ihrem Schlummer- und Auferftehungs-Erdreiche neben dem Krankenlager zuckend umher, und fchon entftrebten, wiewohl noch gefaltet, die Flügel der wiedergebornen Phalänen-Geftalt ihrer langfam zerberftenden Hülle." Die Tröftung auf einen zukünftigen Zuftand, der Zuruf aus höheren Sphären ift kein Facit aus Berechnungen des Verftandes, fondern entquillt aus der reinen, fchuldlofen Empfindung. Das Buch gehört durchaus in die Bibliothek junger Frauenzimmer.

Wft.

Breslau, b. Korn: *Correfpondenzblatt der fchlefifchen Gefellfchaft für vaterländifche Cultur.* No. 1 — 24. 1810. 96 S. in gefpaltenen Columnen. 4. (20 gr.) Betrifft nur das Innere einer nützlichen und ehrenvollen Societät, wozu die anfehnlichften Einwohner von Breslau und anderer fchlefifchen Städte und Örter gehören. Man findet hier Berichte und Protocolle über ihre allgemeinen und partiellen Sitzungen, und kurze Auszüge aus den vorgekommenen Verhandlungen, deren meifte medicinifchen und naturhiftorifchen Inhalts find. Doch find diefe nicht das einzige Thema. So hat unter anderen Hr. Prof. *Kahlert* einen Bericht über die Entftehung und den gegenwärtigen Zuftand der von *Peftalozzi* zu Yverdun in der Schweiz, und von *Zeller* zu Königsberg in Preuffen errichteten Erziehungsinftitute geliefert. Der Auszug aus den Wetterbeobachtungen zu Wölfelsdorf fcheint ein ftehender Artikel zu feyn. Wegen der Drangfale der Zeit war die Thätigkeit der Gefellfchaft feit dem unglücklichen Jahr 1805 gehemmt gewefen, und fie hat fich erft im Jahr 1810, fürs erfte auf zwey Jahre, wieder erneuert.

Gbt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JANUAR, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, in der kaiserl. Druckerey, b. de Bure u. den Gebr. Tilliard: *Description de l'Égypte, ou Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée française* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IV. *Mémoire sur la ville de Qoçeyr et ses environs, et sur les peuples Nomades qui habitent cette partie de l'ancienne Troglodytique, par Mr. du Bois Aymé.* *Cosseir* ist ein kleiner Flecken, dessen Häuser mit Backsteinen zusammengesetzt sind, und liegt unter den 26° 7′ 5″ nördl. Breite, und 31° 44′ 15″ der Länge. Der Mangel an Trinkwasser wird hier nicht einmal durch Cisternen ersetzt; die Vornehmern lassen sich das Wasser von einer Quelle holen, welche bey *Dersâouch* in einer Entfernung von 9 Lieues von der Stadt liegt. Die Umgebungen der Stadt sind Wüsten, in welchen das Auge kein Grün erblickt, einige wenige Colaquinten abgerechnet. Hr. *du Bois Aymé* hielt sich zu Cosseir vom May 1799 bis zum Anfang des August auf, und während dieses Zeitraums liefen nur 50 Fahrzeuge ein. Die Einwohner sind arabische und europäische Kaufleute, welche aber die Stadt verlassen, sobald sie ihre Geschäfte verrichtet haben. Mann nennt hier den arabischen Meerbusen *Bâhr chàlch*, zu Suez aber *Bâhr-el-Qolzoum*. Die Fluth steigt zu Cosseir bis auf 10 Metres. Am Ufer findet man Schwämme, Corallen und sehr schöne Conchylien, auch einen grosen Reichthum von Fischen.

In der Nähe von Cosseir gegen Norden liegt ein kleines nur von Fischern bewohntes Dorf, welches bey der Ankunft der Franzosen verlassen da stand. Die Einwohner leben nur von Fischen, welche sie mit Netzen und Harpunen fangen. Den Überschuss trocknen sie an der Sonne, und schicken ihn zum Verkauf nach Cosseir. Jede Hütte war mit einer Schildkrötenschale bedeckt. Es sind die wahren *Ichthyophagen* und *Chenelophagen* der Alten. — Einen ganz eigenen Völkerstamm bilden die *Abâbdeh*, welche als Nomaden die Gebirge am östlichen Ufer des Nils bewohnen. Sie bewachen die Wege und beschützen die Caravanen, sind jedoch nicht verantwortlich, wenn die Reisenden von dem Stamm der Araber *Antouny* oder *Huâ ât* angegriffen werden, mit dem sie seit undenklichen Zeiten in Feindschaft leben. Sie haben wenige Pferde, reiten aber auf Dromedaren, und sammeln in den Gebirgen Gummi, Sennesblätter, Natron und Alaun, welche Waaren sie gegen andere Bedürfnisse umsetzen. Sie sind Mahomedaner, aber ihre Lebensweise lässt ihnen wenig Zeit, die Pflichten des Koran zu erfüllen. Sie machen grosse Reisen, und legen oft 50 Meilen in 4 Tagen zurück. Die Lebensart auf ihren Reisen kann nicht einfacher gedacht werden. Sie besteigen ihren Dromedar, und befestigen an den Sattel drey Schläuche mit Wasser, Bohnen und Mehl. Oft vereinigt sich ein Haufen, um irgend einen entfernten arabischen Stamm zu überfallen, oder eine Caravane zu plündern. Die *Abâbdeh* sind, was Sitten, Sprache, Gebräuche und physische Constitution betrifft, von allen übrigen arabischen Stämmen, welche die ägyptischen Wüsten bewohnen, durchaus verschieden. Die Araber haben eine hellbraune Farbe, scheeren ihr Haupt, tragen einen Turban, bekleiden sich mit weiten Gewändern, besitzen Feuergewehr, 4 — 5 Metres lange Lanzen und einen krummen Säbel. Die *Abâbdeh* hingegen sind schwarz, haben aber dennoch in ihrer Gesichtsbildung viel Europäisches. Ihr Haar ist lang, gekräuselt, aber nicht wollig (*point laineux*); sie bedecken den Kopf nie, und gehen fast nackt, indem sie nur über die Hüften ein Stück Baumwollenzeug tragen, das bis an die Schenkel reicht. Den ganzen Körper beschmieren sie mit Fett, und das Haar so sehr, dass man es für frisirt halten sollte. Nur die Cheyks bedecken zuweilen das Haupt, und tragen ein Hemd, das ihnen zugleich zum Kleide dient.

Die *Abâbdeh* kennen kein Feuergewehr; aber jeder Mann ist mit zwey Lanzen bewaffnet, welche 16 — 18 Centimeter lang sind. Sie tragen ferner einen geraden zweyschneidigen Säbel, ein kleines, krummes Messer am linken Arm, und einen runden Schild von Elephantenhaut, der 6 — 7 Diameter im Durchmesser gross ist. Wiewohl sie die arabische Sprache verstehen: so haben sie dennoch ihre ihnen ganz eigenthümliche. Sie begraben ihre Todten nicht, wie die alten Troglodyten, sondern bedecken sie mit einem Steinhaufen. Alles also, was Diodoros vor 1800 Jahren nur schüchtern von den Troglodyten zu erzählen wagte, um nicht in den Verdacht des Fabelhaften zu kommen, wird von unserem Vf. als *wahr* bestätigt... „*Il est singulier de pouvoir ainsi, après tant de siècles, attester la véracité d'un historien.*“ In dem Lager der *Abâbdeh* in der Nähe von Cosseir erblickt man kein Zelt. Während der brennenden Mittagssonne nimmt der *Abâbdeh* den Sattel von seinem Dromedar, stellt einen gleich grossen

Stein ihm gegenüber, legt über beide seinen Säbel und seine Lanzen, bedeckt diess einfache Gerüste mit einem Schaffell, und — sein Haus ist fertig. Andere ruhen aber auch in den Felsengrotten aus, wo sich vielleicht auch die Weiber verborgen hatten, von denen der Vf. keine zu Gesichte bekam.

Man freuet sich über den Muth und die Aufopferung, mit welchen er manchen Gefahren getrotzt hat, um mit den *Abâbdeh* näher bekannt zu werden. Er war der *einzige* Franzose, der zu ihnen ging, den sie lieb gewannen, und bald als einen der ihrigen ansahen. Er hatte dadurch Gelegenheit, ihre Tänze und Belustigungen kennen zu lernen. Ihr Tanz hat mit den üppigen Tänzen der Ägypter nichts gemein; er ist ganz kriegerisch, mit der Lanze, dem Schwerdt und dem Schild. Auch ihre Musik ist nicht monotonisch. Der Musiker ist zugleich Dichter, und begleitet seinen Gesang, in welchem er die Heldenthaten des Stammes, vielleicht auch ein gefährliches Liebesabenteuer preiset, mit einer Art von Mandoline.

Noch erzählt der Vf. (S. 201), dass man in der Wüste am arab. Meerbusen die Trümmer grosser viereckiger Festungen mit hohen Mauern und Thürmen wahrnimmt. Im Innern glaubt man Zimmer und Cisternen zu sehen. Waren sie vielleicht zum Schutz des Handelsweges von Coptus nach Myoshormos angelegt?

V. *Mémoire sur l'art de faire éclore les poulets en Égypte par le moyen des fours; par MM. Rozière et Royer.* Nachdem der Vf. die Stellen der Alten über Ausbrüten der Eyer in Öfen gesammelt, und vorzüglich auf eine missverstandene Stelle des Plinius aufmerksam gemacht hat, beschreibt er das gegenwärtige Verfahren, welches darin besteht, dass man in eignen Öfen die Eyer auf Stroh legt, und sie mit Mist von Cameelen und gehacktem Stroh langsam erwärmt. Die Einwohner des Dorfs Barembal verstehen vorzüglich diess Geschäft, und zerstreuen sich durch ganz Ägypten, um über 200 Brütöfen zu besorgen.

VI. *Notice sur les médicamens usuels des Égyptiens; par Mr. Rouyer.* Die Arzneykunde steht in Ägypten auf der niedrigsten Stufe der Cultur, da selbst manche gute Vorschriften der alten arabischen Ärzte in Vergessenheit gerathen sind. Da die Ägypter den Ursprung der Krankheiten nur der Galle, der Erkältung und Erhitzung zuschreiben: so brauchen sie auch nur drey Mittel, nämlich purgirende, erwärmende und abkühlende. Sie kennen nur einfache Mittel, und wissen nichts mehr von den zusammengesetzten, welche in den Schriften der arabischen Ärzte erwähnt werden. Thebaisches Opium und Acaciensaft, welche ehedem als wichtige Arzneyen aus Ägypten gezogen wurden, werden ebenfalls nicht angewandt. Gegen Brechmittel haben die Ägypter, so wie alle Mahomedaner, einen erklärten Widerwillen; auch entschliessen sie sich sehr ungern zu Lavemens. Da sie keine Mercurialmittel gebrauchen: so suchen sie die venerische Krankheit durch Purgiren und Dampfbäder zu heben. Merkwürdig ist es, dass, bey aller Unkunde an Medicinalwaaren, doch ein grosser Reichthum davon aus Indien, Afrika und Asien in Ägypten zusammenfliesst. Denn als die Apotheke der ägyptischen Armee an Materialien beynahe erschöpft war: so fand man in der Centralapotheke zu Cairo einen so grossen Vorrath, dass man mehrere Armeen damit hätte versorgen können. Die angehängte *Materia medica*, nebst den arabischen Namen der Naturproducte, kann zur Berichtigung von *Forskål* dienen, und wird überhaupt dem gelehrten Arzt ein willkommenes Geschenk seyn.

VII. *Mémoire sur le système d'imposition territoriale et sur l'administration civile des provinces de l'Égypte, dans les dernières années du gouvernement des Mamlouks, par feu Michel Ange Lancret.* Zu diesem vortrefflichen und reichhaltigen Aufsatz, der ein schauderhaftes Bild des Drucks des Despotismus liefert, unter welchem Ägypten seit Jahrhunderten erliegt, hat der verstorbene *Lancret* vorzüglich die Papiere des Generals *And éossi* benutzt, dessen Hingang die Wissenschaften ebenfalls bedauern. Da der Aufsatz etwas desultorisch geschrieben ist: so wird Rec. sich bemühen, die Angaben so deutlich wie möglich zusammenzustellen. Es giebt in Ägypten, dessen *wahrer* Eigenthümer der Grossultan ist, *drey* Arten von Grundeigenthümern, an die der Grossultan seine Eigenthumsrechte verkauft, nämlich die *Fellah* oder die Bauern; die *Moultezim* (oder die Herren, *tenanciers* übersetzt es *de Saçy*); die Moscheen, und die Besitzer des *Ouaqf.* In den meisten Dörfern sind die *Fellah* Grundeigenthümer, d. h. sie besitzen Ländereyen, welche sie einem anderen *Fellah* verkaufen oder schenken, oder auch ihren Kindern zum Erbtheil hinterlassen können. Bey allen Veränderungen aber, welche mit diesen Ländereyen vorgehen, bleiben sie einer bestimmten Taxe unabänderlich unterworfen, welche der *Moultezim*, d. h. der eigentliche Besizer, erhebt. Er ist also der eigentliche Grundeigenthümer, denn er kann willkührlich die Taxen, welche der *Fellah* zahlen muss, erhöhen oder vermindern, kann sie einem anderen *Moultezim* schenken oder verkaufen, oder aber seinen Kindern als Erbgut hinterlassen. Wenn ein *Fellah* stirbt, und keine Erben da sind: so haben seine Häuser, sein Vieh und seine Geräthe nicht an den *Moultezim*, sondern an den Fiscus. Stirbt hingegen ein *Moultezim*: so können seine Erben die von ihm besessenen Ländereyen gegen eine Abgabe an den Pascha, welche die Türken für einen neuen Kauf derselben ansehen, wieder erlangen, ohne welche sie an den Fiscus fallen würden; stirbt er ohne Kinder mit einem Testament: so entrichtet der darin eingesetzte Erbe die Abgabe an den Pascha, und erhält die Ländereyen; stirbt er ohne Kinder und ohne Testament: so fallen sie dem Fiscus heim.

Die Abgabe, welche die *Fellah* dem *Moultezim* bezahlen müssen, heisst *Mâl-elhour*, und ist weit stärker als die jährliche Lieferung in Naturalien (*Myry*); welche dem Grossultan die *Moultezim* zu entrichten verpflichtet sind. Der *Myry* wurde nach der

Eroberung von Ägypten vom Sultan Selim, oder vielmehr von seinem Nachfolger Soliman I[I] eingeführt. Als nämlich die Türken ihr erobertes Land organisiren wollten, die Contributionslisten aber verbrannt waren: so vertheilten sie die Abgaben nicht nach den einzelnen Ländereyen, sondern nach den Dörfern, und nun nahmen die *Moultezim* es über sich, die Abgaben dem Umfange ihrer Besitzungen gemäss zu entrichten. Diese barbarische Einrichtung besteht bis auf den heutigen Tag, und ist um so drückender, da die Auflage auf einzelne Dörfer ohne Rücksicht auf ihren Ertrag gemacht worden ist. Ausserdem errichtete Soliman in Oberägypten eine Naturalien-Lieferung zur Subsistenz der Soldaten. Der *Myry* wird, nachdem die Ärndte ausfällt, entweder im Sommer oder im Winter, von den Effendi's, welche zu Cairo sich aufhalten, und ihren zahlreichen Steuerbedienten, mit der grössten Härte, ohne alle Schonung, eingetrieben. Was nach Abzug der öffentlichen Ausgaben übrig bleibt, geht in den Schatz nach Constantinopel.

Der *Mal-el-hour* ist unstreitig eine sehr alte Einrichtung, welche die Sultane bestätigten. Zwar ist diese Abgabe die einzige, welche die *Moultezim* mit Recht von den *Fellahs* fodern können: sie haben aber in der Folge unter mancherley Vorwand neue Auflagen eingeführt, und neue Rechte und Bedrückungen sich angemasst. Zuerst führten sie seit ungefähr 100 Jahren den *Mou-dâf* (*sur-ajouté*) ein, nämlich einen jährlichen Zuschuss; hierauf seit 50 Jahren den *Barrâny*, sie erhoben nämlich die ehemaligen freywilligen Geschenke der *Fellah* zur *Schuldigkeit* und zu einer directen Auflage. Der berüchtigte Aly-Bey war es vorzüglich, der die neuen Abgaben, nachdem er die *Ogâqlu* ausgerottet hatte, einführte. Er nahm die Dörfer, welche sie besassen, und vertheilte sie unter seine Anhänger. Die *Moultezim* ahmten sein Beyspiel nach. Seine Nachfolger Mohammed-Bey und Ibrahim-Bey bedrückten die *Fellâh* noch mehr, so dass sie kaum ihr Leben fristen können.

Der entsetzliche Druck, unter welchem die unglücklichen *Fellahs* schmachten, wird durch die Beye vermehrt, die jährlich drey bis vier Monate in ihrer Provinz sich aufhalten, um die Justiz und Polizey zu handhaben, die Bauern gegen die herumstreifenden Araber zu vertheidigen, und die *Moultezim* bey der Erhebung ihrer Einkünfte zu unterstützen. Sie kommen mit zahlreichen Stellvertretern (*Kaschef*), mit ihren Unterbedienten und einem Corps Miliz angezogen, quartiren sich bey den *Fellahs* ein, und zehren auf deren Kosten. Die Kaschefs treiben die Zahlungen, welche ihnen von Beyen bewilligt sind, mit der grössten Strenge ein, und erpressen von den *Fellahs* alle Lebensmittel, die sie und ihre Leute nöthig zu haben glauben.

Um den möglichst grossen Gewinn von dem ihm zugefallenen Boden zu ziehen, lässt der *Moultezim* dem *Fellah* nur so viel von seiner vorigen Besitzung, als hinreicht, ihn vor dem Hungertod zu schützen. Er behält das Übrige ganz für sich, und braucht also mit Niemand zu theilen. Die *Moultezim* besitzen auf diese Weise zweyerley Ländereyen, vom *Fellah* angebauete und andere, deren Bestellung sie selbst besorgen, *Ard-el-ousyeh*, das unter ihren unmittelbaren Befehlen steht, (*Terres seigneuriales*).

Ungeachtet die *Moultezim* verpflichtet sind, den Pilgrimmen, die caravanenweise nach Mecca ziehen, Erfrischungen zu reichen, und die Soldaten zu beköstigen, welche Befehle und Nachrichten in Sachen der Abgaben durch die Provinzen tragen: so liegt auf den *Fellahs* doch eigentlich die grösste Last. Dahin gehören: das Abkaufen der willkührlichen Abgaben, das ihnen Mohammed-ben-A'bondâhâb auferlegt hat; eine zweyte Befreyungssteuer, von Ibrahim-Bey eingeführt, die sie jedoch gegen willkührliche Erpressungen durchaus nicht schützt; die Requisitionen von Natural-Lieferungen, welche die Commandanten der Provinz für die Miliz, die sie begleitet, ausschreiben; die Erstattung der Kosten, welche die Bewirthung der *Kaschefs* und ihres zahlreichen Gefolges den *Cheyks* verursacht; die Kosten eines jährlichen, grossen Schmauses, der dem Pascha, seinen Amtsgehülfen und seinem Hause gegeben werden muss; die Bezahlung der Mamlucken, welche Befehle in das Dorf bringen, und was der Plackereyen noch mehr seyn mögen, die der *Cheyk-el-beled*, oder der Aufseher, den ihnen der *Moultezim* setzt, an ihnen ausübt. Die Araber, Mamlucken, Copten sind auch nicht müssig, den *Fellah* zu plündern, und treiben ihn oft so zur Verzweiflung, dass er seine armselige Hütte verlässt, und mit Weib und Kindern in eine andere Gegend wandert, wo ihm die Hoffnung leuchtet, vielleicht unter einem menschlicheren Herrn sein Feld zu bauen, und den Ertrag seines sauern Schweisses ruhig zu geniessen.

Die dritte Gattung von Ländereyen besteht in den unveräusserlichen und von allen Abgaben befreyten Grundstücken, welche den Moscheen und frommen Stiftungen gehören, *Ouaqf*. Oft sind es Legate, die man den Moscheen vermacht, um sie der Raubsucht der Mamlucken zu entziehen. Die Vorsteher der Moscheen dürfen zwar den *Ouaqf* nicht veräussern, allein sie verpachten seinen Ertrag so hoch wie möglich.

VIII. *Mémoire sur le lac Menzaleh, d'après la reconnoissance faite en Vendémiaire an VII (Septembre et Octobre 1799); par Mr. le Général Andréossy.* Es leidet, nach den genauen Forschungen des Vfs., keinen Zweifel, dass der janitische oder saitische Nilarm und der mendesische die Gegend durchströmten, welche jetzt der See *Menzaleh* bedeckt. Durch eine grosse Meersfluth wurde das Gleichgewicht zwischen dem Wasser des Meeres und dem der Nilarme aufgehoben, es entstand dadurch eine Überschwemmung und Stagnation, die man jedoch ableiten könnte, wenn man die Richtung der alten Canäle wieder fände. Aber selbst ihre Mündungen sind jetzt noch nicht gewiss bestimmt, und nur wahrscheinlich angegeben. Die Mündung des janitischen Arms ist vielleicht die Mündung von *Ommtareg*; die

Mündung des mendesischen, die von *Dybêh*. Die Richtung des pelusischen Nilarms nach Bastah (Bubastis) kann genau angegeben werden. Die Länge des Sees Menzaleh beträgt von ONO. 43,000 Toisen, seine Breite 8722. Die kleinen Inseln, welche in ihm liegen, sind von etwa 1100 Menschen bevölkert, die sich vom Fischfang und der Jagd auf Wasservögel ernähren. Sie sind sehr unwissend, und bekümmern sich wenig um das, was in Ägypten vorgeht. Menzaleh selbst ist ein unbedeutender Ort am rechten Ufer des Canals von Achmoun; doch sind ein paar Fabriken von Seidenwaaren und einige Färbereyen im Gange. Die übrigen Inseln im See sind mit dem Wasserstande gleich, und bieten wegen der auf ihnen wuchernden Wasserpflanzen den Wasservögeln einen sichern Zufluchtsort dar. Das Wasser hat einen faden Geschmack, doch ist es trinkbar; die Luft ist gesund. Die Vorschläge, welche der General macht, um die Canäle wieder herzustellen, muss man bey ihm selbst (S. 271 — 275) nachlesen. An den ehemaligen Canälen lagen die Städte Tennys, Tounah, Samnah und Pelusium. Die Ruinen sind nicht beträchtlich, da man das Meiste weggeschleppt und zu neueren Gebäuden angewandt hat. Zu Samnah sieht man noch die Reste des alten Forum, umgestürzte und zerbrochene Obelisken u. s. w. Bey Pelusium erblickt man einige Säulen, und am einsamen Ufer das Grabmal des Pompejus.

IX. *Mémoire sur la vallée des lacs de Natron et celle du fleuve sans eau, d'après la reconnoissance faite les 4, 5, 6, 7 et 8 Pluviôse an VII* (23, 24, 25, 26 et 27 *Janvier* 1799); *par Mr. le Général Andréossy.* Der Vf. liefert hier nur eine topographische Beschreibung des Thals der Natrumseen und des Meers ohne Wasser, weil Hr. *Berthollet* eine physikalische ans Licht stellen wird. Er reiste am 24 Jan. 1799 von Terrâneh ab, und kam nach 14 Stunden im Thale an. Es ist vom Nilthal durch eine etwa 30 Stunden lange Ebene getrennt, und gewährt dem Auge einen sehr traurigen Anblick. Auf dem Boden, der nur aus Sand und Kalkfelsen besteht, sprossen hie und da kaum vier verschiedene Arten kleiner, kümmerlicher Pflanzen, wie *Nitraria Schoberi*, und *Hyoscyamus datura Forsk.* Kein Thier lebt in dieser Einsamkeit, kein Insect spielt in der Luft. Die Seen selbst sind 6 Lieues lang und 6 — 800 Metres breit, und werden durch zwischen inliegende Sandbänke von einander getrennt. Es sind 6 Seen, da der siebente, den die Einwohner von *Terrâneh* zählen, nur durch einen Damm getheilt ist. Die südlich liegenden heissen *Birket-el-Daouârah*, oder die Seen der Klöster; die übrigen haben keine bestimmten Namen. Längst den Seen nach der Nilseite hin, findet man beym Graben trinkbares Wasser. Ihr Wasser erhalten aber die Seen aus dem Nil. Es steigt drey Monate lang bis zum Ende des Decembers, nimmt hierauf wieder ab, und verschwindet endlich gänzlich. In einigen kleinen Buchten (*petits goefs*) am Ufer dieser Seen quillt Wasser empor, welches im See sich verliert; sonst ist das Erdreich hier mit unbenutztem krystallisirtem Salz, und mit Binsen bedeckt, aus welchen Matten geflochten werden. Die Caravanen, welche das Natrum sammeln, bringen es nach dem Dorfe Terrâneh. von wo es ungereinigt über Rosette und Alexandria nach Europa geschickt wird. Ein Theil wird jedoch in den Glashütten und Bleichen zu Cairo verbraucht. Spuren alter Gebäude hat man im Thal der Natronseen vergebens gesucht; nur am Ufer des vierten Sees lagen die Ruinen einer Glashütte, die aus einem an Holz reichern Zeitalter herrühren muss. In dem Thale der Seen ohne Wasser gab es viel versteinertes Holz, aber keine versteinerten Schiffe und Masten, von welchen manche Reisende gefabelt haben; ganze Bäume 18 Schritte lang, aber nicht bearbeitet; ein mineralisirtes Wirbelbein vom Rückgrath eines grossen Fisches; grosse Stücke Quarz (*quartz roulé*), ägyptische Kiesel, Jaspis und andere Krystallisationen, die wahrscheinlich von den oberägyptischen Gebirgen mit fortgerissen sind. Aus diesen Überresten scheint zu erhellen, dass der Nil ehedem durch die beiden Thäler (der Natronseen und des Meeres ohne Wasser), welche gleiche Richtung haben, geflossen sey, dass sie mit dem See Moeris in Verbindung gestanden, und sich ihr Wasser in den arabischen Meerbusen ergossen habe. Vergleicht man ferner die Nachrichten der Alten von dem See Moeris mit der Lage des Thals der Seen ohne Wasser: so ist es augenscheinlich, dass der See Moeris nichts weiter als das Ende des Thals gewesen ist, welches entweder durch Sand oder durch Menschenhände abgedämmt wurde, und dass also der See Moeris sich selbst gebildet hat, *nicht* aber *ausgegraben* worden ist. (S. 287.) Auch bestätigen die Untersuchungen des Vfs. an Ort und Stelle, dass die Alten Recht hatten, wenn sie behaupten, dass, wo nicht der ganze Nilstrom, doch ein Theil seines Wassers, seinen Lauf innerhalb den Wüsten Lybiens (nun durch die Thäler Natrum und des Meeres ohne Wasser) gehabt habe, dass er zurückgeworfen sey, und dass aus seinem Schlamm das Delta gebildet worden. *Andreossy* hat das alte Nilbette in der Provinz Gyzêh, in einer Länge von 30 Lieues entdeckt, und zwar bis zum Joseph-Canal, wo es scheint abgeleitet zu seyn. Wir übergehen den Schluss dieses Aufsatzes (S. 288), weil er die bekannten Nachrichten von den herumstreifenden Bedouinen enthält.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

FORTSETZUNG.

Prag, b. Calve: *Ökonomische Neuigkeiten und Abhandlungen.* Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthum. Herausgegeben von *Christian Carl André.* 1811. Achtes u. neuntes Heft. Von S. 282 — 362. 4. (S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 259.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JANUAR, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, in der kaiserl. Druckerey, b. de Bure u. den Gebr. Tilliard: *Déscription de l'Égypte, ou Recueil des observations des recherches qui ont été faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée française etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

X. *Mémoire sur les finances de l'Égypte depuis sa conquête par le Sultan Selim I* (1517), *jusqu'à celle du général en chef* Bonaparte, *par Mr. le Comte Estève.* Dieser lehrreiche Auffatz enthält die Belege zu der eben angeführten Abhandlung von *Lancret*, und zeigt aufs Genaueste die Gebrechen der Staatsmaschine und den elenden Zustand der ägyptischen Finanzen. Das Hauptresultat ist Folgendes. Die Einkünfte von Ägypten, die hier tabellarisch verzeichnet sind, erhob der Grossultan bis auf Aly-Bey (der sie ihm zuerst entzog), und sie betrugen 4,114,699 Franken 47 Centimen. Nach Abzug des Verwaltungskosten, von 3,522,690 Franken 74 Cent., kamen 592,008 Franken 73 Cent. in den Schatz nach Constantinopel. Mohammed, Murad und Ibrahim Bey entrichteten zwar wieder den Tribut, allein der letzte wusste allerhand Ausgaben vorzuspiegeln, so dass es ihm gelang, grosse Summen unterzuschlagen. Soliman's Verordnung, dass einer der 24 Beye mit einer militärischen Bedeckung, unter grossem Gepränge, den jährlichen Tribut nach Constantinopel bringen sollte, ist in neueren Zeiten nicht mehr befolgt; denn seit Ibrahim's Regierung (1746) wird der Tribut von dem Pascha von Ägypten nicht mehr feyerlich abgesandt, sondern der Sultan muss ihn durch einen Agha von Cairo abholen lassen.

XI. *Mémoire sur la Nubie et les Barâbras, par Mr. Costaz.* Der Vf. hatte während seines Aufenthalts zu Philä Gelegenheit, die *Barâbras* oder Nubier genau kennen zu lernen. Die Nubier sind von allen sie umgebenden Völkern durchaus verschieden. Gen Norden stossen sie an die Ägypter, gen Süden an die Neger von Sennâr; in den Wüsten gen Morgen und Abend irren arabische Horden umher —: „*ils forment une raçe distincte, ayant sa couleur particulière...*" Ihre Sprache, in welcher sie sich *Barâbras* nennen, weicht von allen bekannten ab. Sie wohnen in den kleinen Thälern hinter Phylä und Syene, und zwar zwischen den Granitgebirgen, wo der Nil so viel Schlamm abgesetzt hat, dass sie Datteln und Dourahpflanzungen anlegen können. Die Hitze ist hier so drückend, dass zur Zeit des Herbst-Äquinoctiums das reaumursche Thermometer in der Sonne und im Schatten auf 35° stieg. Es übertraf also selbst die Wärme des menschlichen Blutes, indem es um 3° fiel, wenn man es unter den Achseln verbarg, oder in den Mund nahm. In der Nähe des Dorfes *Bâb* erblickt man eine ungeheure Mauer (vgl. oben S. 538), welche mit Granitblöcken und Sandsteinen (*grèz*) ohne Mörtel zusammengesetzt ist, sich an der östlichen Seite des Gebirges hindehnt, und das Gebirge selbst durchschneidet. Hr. *Costaz* bestieg das Gebirge, allein das Ende der Mauer entschwand seinem Blick. Wahrscheinlich ist sie, wie Rec. bereits oben vermuthete, von den Ägyptern errichtet, um ihr Land gegen die Einfälle der Barbaren zu schützen. Die *Barâbras* haben kleine Fahrzeuge, auf welchen sie zwischen der grossen und kleinen Katarrakte diejenigen Waaren transportiren, welche sie aus Ägypten ziehen müssen. Vorzüglich holen sie Leinwand aus Esné, die sie mit gedörrten Datteln bezahlen. Die Polizey wird von einigen Chefs gehandhabt, welche sie in ihrer Sprache *Sémélics* nennen, und die den *Cheyks* in Ägypten gleich sind. Bis an die grosse Katarrakte des Nils stehen sie unter der Herrschaft des Grossultans, dem sie einen jährlichen Tribut von Datteln und Sclaven entrichten, die sie von der Caravane von Sennâr kaufen, da sie selbst keine Sclaven machen, auch keinen Menschen zu einem Eunuchen verstümmeln. Die *Barâbras* sind von Natur sehr gutmüthig, und suchen mit den Arabern in gutem Vernehmen zu stehen; werden sie aber von ihnen heimgesucht: so verbergen sie sich in ihren Felsenschluchten, wo sie der berittene Araber nicht angreifen kann. Viele *Barâbras* kommen nach Ägypten, um daselbst etwas zu verdienen; sie kehren aber stets mit dem ersparrten Gewinn nach ihren Felsen zurück, wo sie eine Frau nehmen, und ihre Tage beschliessen. Man sieht sie häufig zu Cairo, wo sie von den Europäern, wegen ihrer bekannten Treue und Redlichkeit, die Aufsicht über die Waarenlager, und die Wache vor den Thoren und anderen öffentlichen Gebäuden haben. Sie sind eifrige Mahomedaner, haben aber auch einen so erklärten Widerwillen gegen Fremde, dass sie unter anderen dem Vf., wie er die Monumente auf ihrer Insel besuchte, sagten, dass sie sie würden abbrechen, um in der Folge nicht mehr von Fremden belästigt zu werden. Glücklicherweise reichen ihre vereinten Kräfte nicht dahin, diess thörichte Unternehmen auszuführen. Die Farbe der *Barâbras* steht in der Mitte zwischen dem Schwarz (*noir d'ébène*)

der Neger von Sennâr, und dem Braun (*teint basané*) der Ägypter in Saïd, sie gleicht vollkommen dem polirten Acajou. Sie glauben, dass sie weiss sind, und haben auch wirklich in ihren Gesichtszügen mehr Europäisches als die übrigen Afrikaner. Das Gewebe ihrer Haut ist zart, und das durchschimmernde Roth giebt ihnen ein gesundes und frisches Ansehen. Ihre Haare sind lang, etwas gekräuselt, aber nicht so wollig, wie das der Neger. Ihre Eifersucht ist sehr gross, und um die jungfräuliche Keuschheit zu bewahren, müssen die Mädchen zu Suturen sich entschliessen (S. 403). Dennoch hatte das andere Geschlecht kein bedecktes Gesicht, wie in Ägypten. Die Kleider, welche es von der Zeit des erwachsenen Alters an trägt, verschliessen zwar den ganzen Körper; allein Schleyer sind ihnen unbekannt. Das Haar der Weiber besteht aus einer zahllosen Menge kleiner Locken, welche um den Kopf herumflattern, und so kraus wie die Spitzen der Korkzieher sind (*frisés en tire bouchon*). Die Sprache der *Barâbras* hat etwas Sanftes, und nichts von den rauhen Gutturaltönen der Araber; daher sie auch das Arabische so sanft aussprechen, dass sie von den Arabern ausgelacht werden. Da der Vf. nicht lange genug unter ihnen sich aufgehalten hat: so kann er nicht bestimmt sagen, welcher anderen afrikanischen Sprache die ihrige ähnlich sey. Von der Sprache der Berber auf dem Atlas ist sie grundverschieden. (Sind die *Barâbras* vielleicht ein Überrest der indischen Kolonie, die im grauen Alterthum in Ägypten sich niedergelassen hat? Ihr Habitus macht diess nicht unwahrscheinlich, so wie auch ihre Sprache, die, nach den wenigen Proben zu urtheilen, so vocalreich wie die indischen Dialekte ist.) — Den Beschluss dieses Aufsatzes (S. 407) macht ein Verzeichniss der Dörfer und Flecken, welche an beiden Seiten des Nils liegen.

XII. *Observations sur la fontaine de Moïse; par M. Mongé.* Am westlichen Ufer des Meerbusens von Suez, etwa 4 Stunden von der Stadt Suez im Thal der Verirrung (*l'Égarement*), findet man die Quellen, welche auf allen Charten mit dem Namen *Ain el Muse*, Brunnen des Moses, bezeichnet sind. Das Wasser derselben ist zwar hell und klar, hat aber einen etwas salzigen, bitteren, schwefelhaften und warmen Geschmack, verursachte jedoch den Franzosen, die es 24 Stunden lang während eines beschwerlichen Marsches tranken, keine Unbequemlichkeiten. Für die Araber vom Stamme *Tor*, welche in der Nähe des Berges Sinaï wohnen, ist das Wasser wegen ihrer nach Ägypten ziehenden Caravanen sehr wichtig, da das Wasser in dem grossen 200 Fuss tiefen Brunnen in der Wüste von Suez, der für die nach Mekka gehenden Caravanen bestimmt war, ganz ungeniessbar ist. In der Nähe der Brunnen findet man die Trümmer von alten Gebäuden und grosse künstlich angelegte Wasserbehälter, in welche das Brunnenwasser abgeleitet wurde. Auch entdeckte der Obergeneral *Bonaparte* einen Canal 7—800 Toisen lang, der bis an das Meer gezogen ist, und den man wieder herstellen könnte, wenn man die ersten 50 Toisen, welche mit Sand verschüttet sind, reinigte. Dass, wie der Vf. meint, die Venetianer die Urheber dieser Anlagen gewesen sind, und zwar in der Zeit, wie sie mit den Ägyptern eine Flotte auf dem rothen Meere ausrüsten wollten, um den Fortschritten des Handels der Portugiesen sich zu widersetzen, die kurz vorher das Cap umschifft hatten, scheint Rec. eine ungegründete Hypothese. Ungefähr 200 Toisen nördlich von dem letzten Brunnen erblickt man einen grossen Hügel, der, wie der *Monto tesiaccio* zu Rom, ganz aus zusammengeworfenem zerbrochenem Geschirr von ungewöhnlicher Grösse besteht, und zu beweisen scheint, dass hier Geschirr zum Schöpfen und Versenden des Wassers aus den Mosisbrunnen verfertigt wurde. Dass überhaupt diese Gegend im hohen Alterthum angebaut gewesen seyn muss, zeigen unter anderen Spuren verschiedene Dattelpflanzungen, deren regelmässige Ordnung nicht wohl Sache des Zufalls seyn kann. Die Mosisbrunnen sind übrigens ein hydrostatisches Phänomen. Sie befinden sich nämlich, acht an der Zahl, auf den Gipfeln von eben so vielen kleinen conischen Hügeln, von denen der höchste 40 Fuss über die Ebene hervorragt. Jedes Hügelchen hat auf seiner Spitze einen Crater, der der Quelle zum Bassin dient, von welchem herab das Wasser sich auf der conischen Oberfläche durch natürliche Rinnen verläuft. Hr. *Monge* sucht diess Phänomen scharfsinnig zu erklären. Die Quelle, sagt er, welche ursprünglich mit dem Boden gleich war, bewirkte, dass in ihrem stets feuchten Umkreise eine Vegetation von Riedgras sich entwickelte, das die gröberen Theile des Flugsands aufhielt, durch Kalksinter verbunden wurde, und zuletzt einen Crater bildete. Indem der Crater stieg, musste auch das Wasser steigen, bis es durch den Druck das Maximum von 40 Fuss erhalten hat. Vielleicht ist aber auch der Grund in den Gebirgen zu suchen, die von Syrien bis zu dem benachbarten Sinaï sich hinabziehen, und aus denen der Reichthum von Wasser herkommen kann.

XIII. *Description de l'art de fabriquer le Sel ammoniac par Mr. H. V. Collet Descotils.* (Aus den von mehreren Personen der Expedition, besonders aber vom verstorbenen *Lerouge*, darüber gesammelten Nachrichten.) Es finden sich in diesem Aufsatze nicht sowohl ganz neue Nachrichten über die ägyptische Salmiakbereitung, als vielmehr eine gelegentliche Zusammenstellung alles dessen, was dem Vf. über diesen Gegenstand nach und nach zu Gesichte gekommen, oder im Gedächtniss seiner Freunde hängen geblieben ist. Als eine Berichtigung der Nachrichten bey *Hasselquist* und *Niebuhr* ist der Aufsatz schätzenswerth zu nennen.

XIV. *Mémoires et Observations sur plusieurs maladies, qui ont affecté les troupes de l'armée française pendant l'expédition d'Égypte et de Syrie, et qui sont endémiques dans ces deux contrées, par Mr. le Baron Larrey, Dr. premier Chirurgien de Sa Maj. l'Empereur et Roi.* Dieser Aufsatz enthält viele neue und nützliche Bemerkungen, welche über das Eigenthüm-

liche, womit gewisse endemische Krankheiten in Ägypten und Syrien erscheinen, Licht verbreiten. Wegen des Umfanges, den unsere Recension bereits erhalten hat, können wir nur die Gegenstände nennen, mit welchen die einzelnen Abschnitte sich beschäftigen. 1) S. 431—439. Von der in Ägypten endemischen Augenentzündung. 2) S. 439—454. Von dem Tetanus. 3) S. 454—466. Von der Pest. 4) S. 466—469. Über eine Art Blutegel, welche die Soldaten verschluckten, da sie auf dem Marsche aus Syrien aus Süsswasser-Teichen tranken. 5) S. 469—478. Von der Leberentzündung. 6) S. 478—480. Von dem Schwinden der Hoden. 7) S. 480—488. Von dem Fleischbruch (*Sarcocele*). 8) S. 488—492. Von dem gelben Fieber, betrachtet als eine Complication der Schusswunden. 9) S. 492—503. Von der Lepra und der Elephantiasis. 10) S. 503—510. Vom Scorbut. 11) S. 510—512. Von der venerischen Krankheit. 12) S. 512—515. Von dem Einfluss des Klima's von Ägypten auf die Wunden, und besonders Phänomene, welche sich während der Expedition darboten. 13) S. 515—516. Beschreibung eines fliegenden oder leichten Lazareths (*Ambulance volante ou légère*). 14) S. 516—521. Nachricht von der Chirurgie und Medicin der Ägypter. 15) S. 516—521. Eintheilung der Jahreszeiten in Ägypten, und ihres Einflusses auf die Gesundheit der Einwohner.

XV. *Mémoire sur les Inscriptions Koufiques recueillies en Égypte et sur les autres caractères employés dans les monumens des Arabes; par J. J. Marcel, Directeur de l'Imprimerie Impériale, Membre de la légion d'Honneur.* Die älteste Geschichte Arabiens und der Literatur der Araber liegt noch in tiefem Dunkel. Der jetzige rohe Zustand der dortigen Völkerschaften, ihre Absonderung von einander, ihre beständigen Fehden, die Sandwüsten und die brennende Hitze haben die Europäer stets von der Erforschung dieses so merkwürdigen Landes abgehalten. Was wir von ihrer ältesten Literatur wissen, verdanken wir ihren eigenen Geschichtschreibern, welche annehmen, dass vor der Entstehung des Islam zwey Hauptdialekte in Arabien herrschten, der *koraischitische* (*arabe Qoreychite*) und *der hamjarische* (*arabe Hemyarite*). Der erste Dialekt wird für den reinsten und gebildetsten (*Lesân a'raby mobeyn*) gehalten; er wurde von den Stämmeu in *Hegâz* gesprochen, und in ihm ist der Koran geschrieben. Der *hamjarische* Dialekt, vielleicht die Ursprache, ist weit älter, blühte in *Yémen*, und ist uns nur durch einige Wörte bekannt, welche die Sprachforscher *Hamzâ* und *Nocyry* aufbewahrt haben. Der Erfinder der Buchstabenschrift des *Hamjarischen* ist unbekannt; da sie aber die Mutter der kufischen Buchstaben gewesen seyn soll, und die *hamjarischen* Buchstaben, nach dem wichtigen Zeugniss des *Ebn-Khilkân*, aus einzelnen, geraden, weit von einander stehenden Linien bestanden haben: so ist es nach der Meinung der Rec. nicht unwahrscheinlich, dass sie der Form nach mit den Zügen auf den *babylonischen Backsteinen* Ähnlichkeit hatte. Bedenkt man, dass in den ältesten Zeiten eine arabische Dynastie zu Babylon herrschte: so ist es nicht ungereimt anzunehmen, dass die Araber ihre Schriftzeichen von den Babyloniern erhielten, besonders, da die ältesten kufischen Inschriften mit den Zügen auf den babylonischen Backsteinen viel Ähnlichkeit haben, in der arabischen Wüste mehrere Inschriften mit keilförmigen Buchstaben gefunden werden, und selbst Hr. *Marcel* einen solchen Stein gesehen hat. S. 529. „*D'après cette indication, ce caractère auroit pu ressembler, en quelque sorte, aux inscriptions cludiformes des monumens de Persépolis; et alors il faudroit peut-être rapporter à l'écriture Hémyarite une inscription assez semblable à l'écriture Persépolitaine, et que j'ai vue entre les mains du générale Dugua, au Kaire. Elle lui avoit été remise par des Arabes, qui lui avoient assuré l'avoir trouvée dans les ruines assez considérables sur la droite de la route de Kaire à Soueys.*“ Aus den arabischen Schriftstellern, deren Zeugnisse der Vf. (S. 530) zu sammlen bemüht gewesen ist, ergiebt sich, dass die *hamjarischen* Schriftzeichen zu Muhammeds Zeiten unverständlich gewesen sind. Der Erfinder der *kufischen* Buchstaben, welche damals aufkamen, scheint die *Estrangelo* Buchstaben der Tyrer vor Augen gehabt zu haben. Er hiess *Marâmer*, mit dem Beynamen *el-Anbary*, von der Stadt *Anbâr*, wo er sich niederliess. Da in mehreren Städten, wo die Wissenschaften unter den Arabern zu blühen anfingen, die Buchstaben des Kufischen anders verschlungen wurden: so kennen die Araber ein kufisch *Mekky*, *Medeny*, *Basry* und *Koufy*. Ein geschickter Schreiber *A'bd-el-hamyd Yahya*, der unter den Ommiaden lebte, veränderte aufs neue die alten *kufischen* Buchstaben, und gab ihnen einen leichteren und gefälligeren Zug. Hr. *Marcel* besitzt viele Fragmente des Koran mit kufischen Buchstaben, auf Pergament und Papier; ferner goldene, silberne, kupferne, gläserne Münzen, so wie auch einige Steine mit *kufischen* Inschriften, die er alle herauszugeben gedenkt, da diese Abhandlung *nur* zur Vorbereitung dienen soll, und die Erklärung der gesammelten Inschriften, von denen jedoch hier bereits einige gestochen worden sind, in der *folgenden* Lieferung erscheinen sollen. Die merkwürdigsten *kufischen* Inschriften, ohne diakritische Zeichen, lieset man am Nilwasser auf der Insel Rudah, an den Säulen der grossen Moschee zu Alexandria, an der Citadelle und der Wasserleitung ebendaselbst u. s. w. Die heutigen arabischen Buchstaben kamen 500 Jahre nach der Hegira auf, und wurden im 14ten Jahrhundert noch mehr vervollkommnet. Die sogenannte *karmatische* Schrift, welche sehr verschlungen und künstlich verflochten erscheint, entstand 300 Jahre nach der *kufischen*, und wurde von den *Karmaten*, den Voräaltern der heutigen Weghabis (*Ouahâbys*), entdeckt. Man sieht sie häufig an den arabischen Monumenten in Sicilien, Spanien, Malta. Die heutige *Neskhy* Schriftart erhielt ihre schönste Form durch *Ebn-Moqlah*, der ums Jahr 933 nach C. G. blühte. Die *Soulous* Charaktere endlich sind etwas schärfer und dreister,

so wie die *Moghreby* Charaktere, welche nur von den Arabern im westlichen Afrika gebraucht werden. Die Schwierigkeiten, welche ein Reisender im Orient hat, Inschriften ruhig abzuzeichnen, hat der Vf. glücklich überwunden, indem er zuerst die Inschrift, welche er copiren wollte, reinigen und abwaschen, und hierauf mit Druckerschwärze mit dem Ballen bedecken liess. Das darauf gelegte angefeuchtete Papier gab nun die vertieft eingegrabenen Buchstaben im Abdruck *weiss*, und die erhoben gearbeiteten *schwarz*, zwar verkehrt, doch aufs genaueste zurück. Um die mit Druckerschwärze belegten Steine zu reinigen, bediente sich Hr. *Marcel* des Natrums.

Den *Anhang* macht die Erklärung der ägyptischen Künste und Handwerke unter der Aufschrift: *Arts et métiers*, von verschiedenen Verfassern. Zu jedem Kupfer gehört ein Bogen, zuweilen auch zwey Bogen, mit mehr oder weniger Text, der nicht mit Seitenzahlen versehen ist, weil Kupfer und Erlärung zu dem *zweyten Bande* gehören. Sie sind noch nicht sämmtlich erschienen; diejenigen, welche Rec. vor sich liegen hat, sind folgende: Tab. I. Fig. 1 — 10. Das Ölpressen. (Text von *Devilliers.*) Fig. 11 — 13. Brütöfen. (Text von *E. Jomard.*) T. II. Fig. 1 — 3 Brütöfen. 4 — 6 Kalkbrennerey. 7 — 8. Kalköfen. 9 — 11. Töpferöfen. 12. Töpferfabricant. 13 — 16. Glashütten. 17 — 19. Öfen, zum Salmiakbereiten. 20 — 23. Andere Öfen zu demselben Zwecke. Tab. III fehlt. Tab. IV. Ein Töpferrad, und Maschinen zum Bewässern der Felder. (Text von *P. Jollois.*) Tab. V Wassermaschinen zu demselben Zwecke. Tab. VI. VII fehlen. Tab. VIII Fig. 1 Ein Pflug. Fig. 2 Maschinen zum Dreschen. Tab. IX. X fehlen. Tab. XI Fig. 1 Eine Essigbrauerey. Fig. 2 Destillirmaschinen. Tab. XII — XV fehlen. Tab. XVI. Fig. 1 Ein Färber. Fig 2 Ein Seiler. (Text von *Humblodt.*) Tab. XVII — XXIII fehlen. Tab. XXIV. Fig. 1 — 3 Salmiakbereitung. Tab. XXV. Ein Schleifer. (Text von *Jomard.*)

Da die Kupferstiche, welche mit diesem Bande erschienen sind, noch *keine* Numern haben: so kann Rec. sie nur nach den Mémoiren eintheilen, zu welchen sie zu gehören scheinen. Zu dem zweyten Mémoire gehören Tab. XI. XII. XIII. XIV. Zu Unterägypten: Tab. CI. CII. Zu Mittelägypten: Tab. XX. XXIX. XXXI. XXXII. XL. XVI. XVLII. XVLVIII. LIII. LVIII. LIX. LX. LXVIII. Zu Oberägypten: Tab. I. II. III. Zu dem *zweyten* Bande gehören die bereits angezeigten Kupfer zu Künsten und Handwerken, *zwey* Tafeln mit kufischen Inschriften, und Tab. XXXII mit ägyptischen Kleidertrachten und Bildnissen einzelner Personen, denen wir keine Deutung geben können.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Wien*, b. Doll: *Spiegel für Freunde des Lebensgenusses.* In der Fabrik *Samuel Wünschers* verfertigt. 1810. 258 S. 12. Der Vf. giebt in dieser Schrift mancherley Bemerkungen über das menschliche Leben und dessen verschiedene Erscheinungen und Angelegenheiten, wie er versichert, aus seiner eigenen Erfahrung. Er drückt sich hierüber in der kurzen Vorrede folgendermassen aus: „Die Tragikomödie meines Lebenslaufes scheint, wenigstens in Ansehung des Vermögens, thätig zu seyn, dem letzten Acte sich sehr zu nähern, und die Klugheit räth mir, dieses unbeklatschte Schauspiel, wenn es nicht, am Ende ganz ausgepfiffen zu werden, verdienen soll, mit mehr Kritik, als bis jetzt, fortzuführen, das heisst, besser als bisher nicht nur die Regeln der medicinischen Diät, welche ich meinen Ärzten abkaufte, sondern auch diejenigen Regeln der moralischen zu befolgen, die ich in Ansehung des Lebensgenusses aus meiner eigenen Erfahrung ausgezogen habe. Einiges von dem, was *vermöge dieses Auszugs* oder dieser Lebensphilosophie *in nuce* bemerkenswerth ist, theile ich mit u. s. f." Dass der Vf. gelebt haben müsse, gelebt in sehr verschiedenen Lagen, sieht man wohl überall, auch dass ihm der Sinn für das Höhere nicht versagt ist. Aber der Vortrag seiner Erfahrungen und Lebensklugheit ist nicht immer, wie schon die kurze Stelle aus der Vorrede zeigt, die beste. Willens, recht natürlich sich auszudrücken, wird der Ausdruck oft unnatürlich, und indem er dem Platten und Gemeinen entgehen will, fällt er in das Gezierte. Z. B. Die Farben meiner Palette sind zu schwach, mein Pinsel ist zu ungeschmeidig, um in einem vollendeten Gemälde die schreckenden Folgen der Unmässigkeit gehörig darzustellen. Doch gebe ich, was ich zu geben vermag — ein *mit matter Kreide entworfenes Sinnbild* eines Jünglings, welcher sich in der Wahl, welcher sich in dem Genusse seiner Freuden übereilt. — Die vorzüglichsten Gegenstände, über welche der Vf. seine Gedanken mittheilt, sind: Bildung des Geistes, Umgang mit Menschen überhaupt, dann insbesondere mit unseren Wohlthätern, und mit Menschen, durch welche wir uns zu belehren und zu vergnügen suchen, Freundschaft, Ehe, beste Art, Kenntniss der Menschen zu erlangen (hier ist *Herschels* Teleskop sogar zur Beschauung des menschlichen Herzens unbrauchbar, sowohl für die Planeten, nämlich die Tugenden, und für die Trabanten dieser Planeten, d. h. die Schwachheiten, als auch für die Finsternisse der Laster und für den ganzen Thierkreis der heftigen Leidenschaften S. 71 f.), Aufrichtigkeit, Sanftmuth, Bescheidenheit, Furcht, Tadelsucht u. s. w. In einem Anhange hat der Vf. Einiges aus seiner Lebensgeschichte beygefügt.

Dd.

Coblenz, b. Pauli u. Comp.: *Anmuthige Züge aus dem Leben edler Menschen*, von *Victor Joseph Dewora*, Pfarrer zu St. Matheis bey Trier. 1811. 89 S. 8. (6 gr.) Anmuthig hätte der Vf., was er hier aus dem Leben einiger trefflicher Menschen aufgestellt hat, nicht nennen sollen, es ist mehr als das. Bey einigen fühlt sich das Gemüth wahrhaft erhoben und gestärkt. Der Vf. erzählt ganz einfältig ohne allen Wortprunk und sonstige Verzierung. Das Ergreifende der That gewinnt dadurch an Eindruck. In der ersten Erzählung: die Reue, hätte wohl der Schein, als ob die versagte Einwilligung des Vaters zum Klosterleben Anselm auf den Weg des Lasters gebracht hätte, vermieden werden sollen. Was durch diese Erzählungen empfohlen werden soll, ist Reinheit des Herzens, christliche Frömmigkeit, Ernst in der Besserung, Muth und Hoffnung im Leiden, Standhaftigkeit gegen Verführung und Eifer für das Wohl der Menschen. So heisst es von Lidwina: „Ihr ganzes Leben war ein Muster der Geduld und der Liebe, bis sie Gott abrief und in höhere Gegenden versetzte. Mit verklärten Augen blickt sie nun auf uns herab, und hauchet durch ihr Bild, welches sie auf Erden zurückliess, Muth im Leiden und tröstende Hoffnung uns allen in's Herz."

x.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JANUAR, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, in der kaiserl. Druckerey, b. de Bure u. den Gebr. Tilliard: *Déscription de l'Égypte, ou Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée française* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zu den recensirten Lieferungen dieses grossen Prachtwerks gehört auch die mit hinreissender Beredsamkeit geschriebene

Préface historique par *M. Fourier* (XCII S. im grössten Atlas-Folio),

in welcher die Geschichte der Expedition Napoleons nach Ägypten, seine Feldzüge in Syrien und die endliche Räumung Ägyptens nach der Landung der brittischen Armee auf das genaueste erzählt wird. Der historische Plan des Ganzen ist mit vieler Kunst und Einsicht angelegt; unverkennbar zeigt sich das grosse Talent des Vfs., eine einmal ergriffene Idee mächtig zu treiben, durch die gewagtesten Combinationen hindurch zu führen, und auf die schönsten Universalideen hinzuleiten. Wir bedauren nur, dass, weil unsere Recension des Werks bereits so lang geworden ist, wir den Inhalt auch nicht einmal summarisch ausziehen können. Um jedoch dem Leser eine Probe der Beredsamkeit des Hn. *Fourier* zu geben, wollen wir den Schluss der Vorrede mittheilen, in welchem er Jeden auffodert, die Verdienste Napoleons um die Wissenschaft und Kunst dankbar anzuerkennen: „*Que les lettres reconnoissantes perpétuens sa mémoire! Que les beaux arts se réunissent pour conserver ses traits immortels, et transmettre à la posterité l'éclat de ses triomphes! Que les sciences s'applaudissent d'être l'objet de ses vues et de ses bienfaits! Que l'histoire fidèle représente, dans tous les âges, les nobles exemples à ceux qui exerceront un grand pouvoir sur les hommes! Qu'elle rapelle aussi que l'Egypte fut le Théâtre de sa gloire et preserve de l'oubli toutes les circonstances de cet événement extraordinaire! Qu'elle entretienne sans cesse les monarques ses successeurs, des pensées généreuses, qui l'ont toujours animé pour la felicité des peuples, le progrès des arts et l'honneur du nom Français!*“

In dem Anhange zu der Vorrede (*Avertissement* S. 1—8) handelt Hr. *Fourier* von dem Plan und der zur Ausführung desselben genommenen Massregeln. Nach der Rückkehr von Ägypten wurde nämlich von dem Minister des Inneren eine Commission von Gelehrten und Künstlern niedergesetzt, welche das grosse Werk ausarbeiten sollten. Die Commission bestand aus den Herren *Berthollet*, *Conté*, *Costaz*, *Desgenettes*, *Fourier*, *Girard*, *Laurent* († 1807) und *Monge*. Die Herren *Conté* und *Laurent* starben kurz nach dem Anfang der Arbeiten, und ihre Stellen wurden durch die Herren *Jomard* und *Jollois* ersetzt, welche im J. 1810 die Herren *Delille* und *Devilliers* zu Mitarbeitern annahmen. Ihren Plan sprachen die sämmtlichen Mitglieder in einem an den Minister des Inneren gerichteten Aufsatz mit folgenden Worten aus: „*On a eu pour but principal, en composant le recueil, de présenter avec ordre les résultats qui intéressent les antiquités, l'état actuel, l'histoire naturelle et la géographie de l'Egypte, c'est à dire, de rassembler les élémens fondamentaux de l'étude de ce pays.*“ Jedes Mitglied muss seinen Aufsatz sorgfältig ausarbeiten, ihn in der Versammlung der übrigen Mitglieder vorlesen, und ihn den Verbesserungen unterwerfen, welche sie für gut achten. Die Namen der sämmtlichen Mitglieder sollen beym Schluss des Ganzen bekannt gemacht werden.

Die Regierung hat bereits grosse Summen angewandt, um das Werk, sobald wie möglich, zu vollenden. Mehr als 80 Kupferstecher arbeiten ununterbrochen an den Platten. Man hat eine neue Art von blendend weissem Velinpapier entdeckt, einen neuen Kunstgriff, die Kupferstiche mit den lebhaftesten Farben abzudrucken, und sogar neue Pressen, um die Platten von ungewöhnlicher Grösse rein und deutlich zu liefern. Dem Genie des Hn. *Conté* verdankt man eine wichtige Entdeckung. Der ewig reine und unbewölkte Himmel von Ägypten kann nicht anders als durch sanft verschmelzende Tinten, welche allmälich abfallen (*tintes tres-étendues et assujetties à une dégradation uniforme*), ausgedrückt werden. Man musste zugleich, um die grossen, glatten Flächen, welche den ägyptischen Basreliefs zum Hintergrund dienen, gleiche Tinten (*tintes égales*) hervorbringen, welche in einiger Entfernung das Ansehen haben, als wären sie in getuschter Manier. Nun hat Hr. *Conté* eine Maschine, deren Bau aber noch nicht beschrieben ist, entdeckt, welche alles diess leistet, und bey den architektonischen Platten ausserordentlich viel Zeit und Kosten spart.

Man hat bis jetzt jährlich ungefähr 100 Kupferplatten gestochen, und diess ist ausserordentlich, da ähnliche Werke einen längeren Zeitraum zu ihrer Vollendung erfodert haben. Wenn der Inhalt der Hieroglyphen sehr wichtig zu seyn schien: so hat man

sie in blossen scharfen Umrissen dargestellt, so wie auch die Thierkreise und andere astronomische Denkmäler, deren Erklärung einst zu den merkwürdigsten Resultaten führen kann. Jeder Kupferstich ist mit Buchstaben und Ziffern bezeichnet, um ihn in der Folge ordnen zu können; auch haben die meisten Platten zwey Masstäbe, den alten und den neuen französischen. Die grossen Papyrusrollen sollen den Originalen vollkommen *gleich* gestochen werden, so wie auch die Münzen, und ein Theil der Antiken. Die ausserordentliche Grösse einiger Platten erfodert Velinbogen, die 42 Zoll lang und 30 Zoll breit sind.

Der Text zerfällt überhaupt in drey Abschnitte, nämlich in die Erklärung der Kupferstiche des Atlasses (*Explication des Planches*), welche sehr kurz ist, aber viele interessante Notizen enthält; in die *Descriptions*, oder einzelne Abhandlungen, welche besonders paginirt sind, und die *Mémoires* oder Aufsätze. Von der Rechtschreibung des Arabischen findet man S. 7 Rechenschaft. Alle Namen werden gleichförmig ausgedrückt, und mit arabischen Buchstaben nebenbey gedruckt.

Die Zeichnungen haben folgende Künstler verfertigt: *Balzac, Cécile, Chabrot, Caraboeuf, Edouard, Devilliers, Duterton, Girard, Prosper Johois, E. Joward, Michelange Lancret, Legentil, Lenoir, le Père, H. J. Redouté, Rozière, Saint Genis, Viard.*

Unter den vielen feinen Bemerkungen, welche in der *Explication des Planches* vorkommen, will Rec. nur einige wenige ausheben, welche auch ohne Ansicht der Platten verständlich seyn können. Zu Pl. XXII. Fig. 1. Man sieht hier ein Basrelief unter der Galerie des östlichen Tempels zu Philä, dessen Hieroglyphen ohne Zweifel zur Erklärung der Figuren dienen. Ein Priester steht vor einer sogenannten Gottheit, und reicht ihr einen Kopfputz dar, der aber aus zwey noch nicht verbundenen Theilen besteht. In der Reihe von Hieroglyphen vor dem Priester steht ein ähnlicher, kleiner, unvollendeter Kopfputz oben an; am Schluss der Hieroglyphen-Reihe erscheint derselbe Kopfputz zusammengesetzt und vollendet. „*Ce fait*", sagt Hr. *Fourier*, *prouve le rapport de sens qu'il y a entre l'action du personnage et la phrase hiéroglyphique dont il est accompagné.*" Eine ähnliche Beziehung ist zwischen einer sitzenden Figur, vor welcher ein Sperber und zwey kleine Figuren sich befinden, und der Hieroglyphen-Reihe, in welcher der Sperber und die kleinen Figuren sehr ähnlich wiederholt sind. Pl. LXXXII. Fig. 1 stellt eine sogenannte Gottheit dar, der Bogen und Pfeile dargebracht werden. In den Hieroglyphen, die bey derselben sich befinden, kommen die Pfeile wieder vor, so wie 9mal in der Hieroglyphen-Reihe bey dem Priester. Pl. XLI. Fig. 2. Die Hieroglyphen an einem Tempel zu Ombos hier restaurirt. Es wäre besser gewesen, sie ganz wegzulassen, da ihre Deutung zu nichts führen kann. Dasselbe gilt von Pl. XLII. Fig. 6. XLVI. Fig. 1. „*Toutes les sculptures et les hiéroglyphes qui décorent ces édifices sont de restauration.*" Von einem Monument zu Apollinopolis Pl. LIV heisst es: „*Les hiéroglyphes des frises ont été ajoutés pour l'effet.*" Wichtig ist Pl. LVII. Fig. 6, in dem alle weiblichen Figuren im Architrav sehr genau abgezeichnet sind, und man sich bemüht hat: „*d'exprimer — la physiognomie douce et les contours moelleux.*" Die Figuren am Pylon zu Edfû (Pl. LXI) sind alle ergänzt; auch sind die Säulen verziert, welche eigentlich glatt erscheinen müssen. Pl. LVIII. Die Hieroglyphen bey den Malereyen in den Grotten zu Elkâb sind auf das genaueste copirt, und wer einen Beruf in sich fühlt, die Hieroglyphen zu erklären, müsste mit diesen den Anfang machen, da sie sämmtlich auf die Malereyen sich beziehen. Vergl. die Explication Pl. 10, 22, 23, 59. Der Architrav am Tempel zu Latopolis (Pl. LXXII, Fig. 4) ist nicht treu copirt worden, so wie es auch unmöglich war, die Hieroglyphen bey dem Thierkreis zu Esné (Pl. LXXIX) abzuzeichnen. —

Dem deutschen Publicum wäre nun noch zu wünschen, dass eine zweckmässige Behandlung dieser historischen Vorrede sowohl, als der einzelnen Aufsätze mit Hinweglassung des bereits Bekannten, zu einem Ganzen verwebt, die Begebenheiten, Beobachtungen und neuen Entdeckungen im Zusammenhange darlegen möchte. Allein ein solches Unternehmen müsste nicht nur von einem sachkundigen Gelehrten, sondern auch von einer Buchhandlung betrieben werden, die nicht privilegirt zu seyn glaubt, um die Wissbegierde des Publicums zu ihrem Entzweck zu missbrauchen, sondern der die Verbreitung wahrer Gelehrsamkeit und des guten Geschmacks am Herzen liegt. F—o.

LITERATURGESCHICHTE.

Zittau u. Leipzig, in Commission b. Schöps: *Geschichte und Merkwürdigkeiten der Rathsbibliothek in Zittau*, beschrieben von M. *Johann Gottfried Keschke*, Conrector und Bibliothekar. 1811. XVI u. 164 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. theilt die Geschichte dieser Bibliothek in drey Zeiträume: der erste begreift das 16 Jahrhundert, und ist der dunkelste und unwichtigste; der zweyte von 1607 bis 1709 zeigt die Bibliothek im Aufblühen, und der dritte bis auf unsere Zeiten stellt sie im schönsten Flore dar. Schon vor der Reformation hatten die Franciscaner einen kleinen Büchervorrath zu ihrem Gebrauche angeschafft, der bey der Einführung der Reformation zugleich mit dem Kloster an den Rath überging, und die Grundlage dieser Bibliothek wurde. Im J. 1607 erhielt dieselbe ein eigenes Locale im sogenannten Väterhofe, es kamen die Privatbibliotheken von 6 zittauischen Gelehrten dazu, und bey der Aufstellung belief sich die Zahl der Bücher noch nicht ganz bis auf Tausend. Jedoch wurde sie durch Schenkungen, Vermächtnisse und Ankauf bald um ein Beträchtliches vermehrt. Im 30jährigen Kriege musste sie sich in einen engen Raum ins Gymnasium flüchten, weil der Väterhof mancherley andere Bestimmungen erhielt. Im J. 1665 wurde ihr ein Gewölbe an der Klosterkirche eingeräumt. Schenkungen und Ankäufe wechselten ununterbrochen ab; jetzt werden auch Auswärtige auf diesen Bücherschau

aufmerksam. Am Ende der zweyten Periode war die Bibliothek ungefähr 3000 Bände stark, und nun erhielt sie ein geräumigeres Locale in dem Seitengebäude der Peter- und Paul-Kirche. Der unter *Stolls* Anleitung zweckmäfsig angelegte und ausgeschmückte Saal wurde im J. 1709 feyerlich eingeweiht. Im J. 1731 wurde ein eigener Bibliothekar mit Gehalt angestellt, und die Bibliothek wöchentlich zweymal dem allgemeinen Gebrauche geöffnet. Bey dem Bombardement Zittaus im J. 1757, wo die Stadt viele ansehnliche Privatbibliotheken verlor, wurde sie glücklich gerettet. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Bände auf 10,956. Unter diesen befinden sich mehrere seltene und kostbare Werke, eine bedeutende Anzahl alter Drucke und nicht unwichtiger Handschriften. Die Sammlung der Schriften über die pietistischen Streitigkeiten, aus 526 Bänden bestehend, ist der Vollständigkeit wegen merkwürdig. Unter den Handschriften zeichnen sich besonders zwey aus, von denen die eine 22 Dialogen des Plato, die andere die historischen Bücher des A. T. nebst dem Tractate des Josephus von den Makkabäern und die sämmtlichen Bücher des N. T. enthält. Den ersten Codex hat *Rudolph* im 3 Bande der Commentatt. Soc. philol. Lips. p. 121 beschrieben, und daraus die Varianten des Eutyphron geliefert; den zweyten hat *Matthäi* bey der zweyten Ausgabe seines N. T. verglichen. Von den übrigen Manuscripten führen wir noch an mehrere Folianten, die lausitzische Geschichte betreffend, woraus *Hofmann* die bekannten *Scriptores rerum Lusaticarum* T. I—IV (1719. fol.) schöpfte; das Heldenbuch, welches zuerst zu Hagenau 1509 gedruckt wurde; die noch ungedruckten schlesischen Religionsacten von *v. Buckisch*, welche *Runi* in Ödenburg aus einem teschener Codex herauszugeben versprochen hat. Über das berüchtigte Manuscript: *l'Esprit de Spinosa. C'est à dire ce que croit la plus saine partie du monde*, hätte die Vorrede zum 2 Theile der *Opp. B. de Spinosa ed. Paulus* (Jen. 1803) verglichen werden können. Von den alten Drucken verspricht der Vf. bey einer anderen Gelegenheit ausführlich zu handeln. Aufserdem besitzt die Bibliothek auch eine nicht unbedeutende Münzsammlung, Gemälde, Natur- und andere Seltenheiten.

Allerdings ist diese Geschichte zunächst für die Bewohner Zittaus und der Lausitz wichtig, und dass der Vf. diese bey der Ausarbeitung besonders im Auge hatte, zeigen die umständlichen Nachrichten von zittauischen Gelehrten und Familien. Aber die eingewebten literarischen Notizen von seltenen Büchern sowohl als von berühmten Männern, in welchen durch diese Anstalt zuerst der Sinn für Literatur geweckt wurde, z. B. *Jöcher*, *Stoll*, *Hofmann*, machen sie auch für den eigentlichen Literator und überhaupt für jeden Gebildeten interessant. Dass der Vf. oft bey Nebenumständen verweilt, dass er nicht nur die Namen derer, welche Geschenke gaben, sondern auch zum Theil ihre Geschichte, und wie das Buch in die Familie gekommen, dass er die Inschriften, welche der Geber im Buche einschrieb, und andere *Elogia* auf die Bibliothek, die in Briefen ausgesprochen, oder hie und da in Schriften sich finden, wörtlich einrückt, dass er alle die Privatbibliotheken, aus denen Bücher angekauft wurden, ja selbst Buchhändler, mit denen die Bibliothek in Rechnung stand, namentlich aufführt, das entschuldigt die Vorliebe für das ihm anvertraute Institut, und das freudige Dankgefühl, welches bey jedem Zuwachs, bey jedem neuen Geschenk aus seinem Herzen spricht.

Übrigens hat sich das zittauische Rathscollegium durch die Gründung und immer weitere Ausbildung dieser Bibliothek ein bleibendes Verdienst erworben. Mit edler Grofsmuth und ächter Bücherkenntnifs benutzte man jede Gelegenheit, wichtige Schriften anzukaufen; selbst bey den kostbarsten Werken scheute man den Aufwand nicht, und man bewährte seinen Sinn für wahre Gelehrsamkeit besonders dadurch, dass man beym Ankaufe sich nicht auf ein sogenanntes Lieblingsfach einschränkte, sondern für jedes Fach dasjenige auswählte, was als das Vorzüglichste in demselben anerkannt war. Aber auch die geschenkten Bücher haben gröfstentheils einen bleibenden Werth. Ihre edelgesinnten Geber zeigten, dass sie Bücherkenntnifs besafsen, und dass ihnen nicht jedes Buch als Geschenk gleich viel wäre. In der That, „man gewinnt das damalige Zeitalter lieb, wenn man diesen regen Wetteifer für diese literarische Anstalt bemerkt. Freylich waren damals noch keine Leihbibliotheken; Journale und Monatsschriften waren noch nicht an der Tagesordnung; der Gelehrte war noch ganz Gelehrter; er las Schriften in der Gelehrtensprache, und drückte sich auch in derselben gröfstentheils treffend aus. Man kannte zu der Zeit noch die wahre Bedeutung des römischen Wortes *otium* u. s. w. Daher nahm man auch zu dieser Büchersammlung fleifsig seine Zuflucht, und benutzte dieselbe aufs Beste. (Zur Zeit des erwähnten Bombardements waren an 100 Bände ausgeliehen!) Man glaubte aber auch Pflichten gegen diesen Schatz auf sich zu haben, und daher die vielen Geschenke!" Mit welchem Patriotismus nicht blofs Gelehrte, sondern auch Nichtgelehrte für die Erweiterung dieses vaterländischen Instituts sich beeiferten, davon dient zum Beweis, dass die *Thesauri* von *Graevius* und *Gronovius* in 25 Foliobänden von mehreren zittauischen Kaufleuten gemeinschaftlich für 200 Thaler zum Besten der Bibliothek angekauft wurden!

χρμ.

PARIS, b. Desiré Hécart, fils: *Tableau littéraire de la France pendant le XIII siècle*, ou Recherches historiques sur la situation des arts, sciences et belles lettres depuis l'an 1200 jusqu'en 1301. Par *Joseph de Rosny*. 1809. XXXII u. 279 S. 8. (4 francs.)

Die von den gelehrten Benedictinern *Rivet* und *Colomb* unternommene, und von würdigen Ordensbrüdern bis zum 12 Bande (die von einigen Literatoren behauptete Existenz eines 13 Bandes scheint Rec. sehr problematisch zu seyn) fortgeführte *Histoire littéraire de la France* wurde durch die Revolution unterbrochen; reiche Sammlungen von Materialien zur Fortsetzung des classischen Werks waren vorhanden,

wurden von dem Bibliothekar des Dep. de la Sarthe vom Untergang gerettet und dem Hn. *v. R.* zur Verarbeitung überlassen. So beträchtlich nun auch diese Notizen waren: so beschwerlich war ihre Benutzung, theils wegen Verschiedenheit in Ansicht, Plan und Stil, theils wegen fast unleserlicher Handschrift. Ehe auch nur der kleinste Theil dieser Schwierigkeiten überwunden werden konnte, erliess Kaiser *Napoleon* (dessen Charakteristik S. XXIX nachgelesen zu werden verdient) ein Decret im August 1807, wodurch die dritte Classe des Instituts beauftragt wird, für Fortsetzung der *Hist. litt. de la Fr.* zu sorgen; und dem gemäss wurden die erwähnten Handschriften von Mans nach Paris abgeholt. Der Vf. legt nun in seiner Schrift die Früchte zweyjähriger Studien, eine genauere Beschreibung der Sitten, Gebräuche, Kenntnisse des 13 Jahrh. vor, und will dieselbe als Einleitung in das versprochene grössere Werk betrachtet willen.

Höchst erfreulich ist die Aussicht zur Fortsetzung eines allgemein hochgeachteten Werks durch Gelehrte, welche einer solchen Arbeit gewachsen sind, und in so weit war Rec. über die Lectüre der Vorrede der vorliegenden Schrift sehr erfreut; zugleich aber überzeugte er sich bald, dass Hr. *v. R.* durchaus nicht geeignet ist, von den ihm anvertraut gewesenen literarischen Schätzen den gehörigen Gebrauch zu machen, und es ist erwünscht, dass diese hoffentlich in bessere Hände gekommen seyn werden.

Das hier dem Publicum mitgetheilte Gemälde ist frisch, lebhaft und anziehend geschrieben, mag auch wohl für die französische Lesewelt manches Neue enthalten; aber die historische Literatur hat nichts dadurch gewonnen. Von Quellenstudium zeigen sich nur im Anfange einige Spuren; späterhin ist Alles aus bekannten Hülfsmitteln geschöpft, und mit declamatorischen Tiraden begleitet.

Über französische Sprache und über Schreibkunst das Gewöhnliche. Interessant ist S. 50 die speciellere Nachricht von Anlegung der ersten öffentlichen Bibliotheken in Frankreich, wozu Ludwig IX das Muster gegeben hatte. Flach sind die Notizen von Gedichten und Romanen; über *Garin de Loherans*, *Renard couronné*, *Roman de Troyes* erfährt man nichts. Darauf geht der Vf. zur Schilderung des bürgerlichen Lebens über, und theilt das Gewöhnliche mit. Was S. 129 über die Pulvererfindung gesagt wird, gehört nicht hieher, und die Nachricht von Erfindung des Compasses bedarf grosser Berichtigungen. Etwas besser sind die Bemerkungen über den Zustand des Handels. — Die Medicin fing damals an zu blühen, aber der Vf. ist mit seinem Gegenstande so wenig vertraut, dass er nicht einmal *Joh. Aegidius*, *Joh. de S. Amando*, *Bernh. v. Gordon* etc. anführt. *Jean Pitard* gründete schon unter Ludwig IX die von Philipp III 1278 privilegirte *école de chirurgie*. Was von Theologie und Jurisprudenz beygebracht wird, ist unbedeutend. Bey den Nachrichten von den französischen Universitäten hätte Vieles tiefer gefasst und gründlicher erörtert werden können; aber nicht einmal *Bulaeus* und *Crevier* sind benutzt. Am längsten verweilt der Vf. bey den bizarren Volksfesten, dem Narren- oder Esels-Feste und anderen ähnlichen Früchten phantastischer Superstition S. 213 — 231, und schliesst darauf mit einer phrasenreichen Recapitulation. L.

Paris, b. Debray: *Tablettes biographiques des Ecrivains français, depuis la renaissance des lettres jusqu'à ce jour;* le lieu, l'époque de leur naissance et de leur mort; le genre dans lequel ils se sont distingués, leurs productions marquantes, les éditions estimées et recherchées de leurs oeuvres; par *N. A. G. D. B.* Seconde Edition revue, corrigée, et considérablement augmentée. 1810. Première Partie. Ecrivains morts. 156 S. Seconde Partie. Ecrivains vivans. 147 u. XVI S. in gespaltenen Columnen. gr. 8.

Eine sehr dürftige und mit vielfachen Fehlern reichlich ausgestattete Compilation, von der man kaum begreift, wie sie innerhalb Jahresfrist eine zweyte Ausgabe hat erleben können, und wie der Vf. (nach P. II. S. 37 Hr. *N. A. G. Debray*) so sicher auf mehrere Ausgaben rechnen darf, dass er sich Beyträge und Verbesserungen dazu erbittet. Schon der äussere Umfang des Buchs muss gegen dessen auch nur relative Vollständigkeit misstrauisch machen und dieses Misstrauen wird vollkommen gerechtfertigt, wenn man einige Bogen durchläuft. In dem ersten Theile vermisste Rec. *L. de Boissy*, *de la Chambre*, *de la Chaussée*, *de la Fresnaye*, *G. Gaerret*, *B. Imbert*, *Peplier*, *Pompignan*, *Hon. d'Urfé*, der Vf. der Astrée, den Fabulisten *Jacq. Regnie* [st. 1653] u. s. w.; im zweyten Theile Mad. *de Krudener*, die Vf. der Valérie, *Bernardin de St. Pierre*, Vf. von Paul et Virginie u. s. w. Die Angaben der Schriften und Ausgaben sind äusserst unvollständig und unordentlich; die ersten, oft schätzbarsten Drucke sind fast nie bemerkt und oft die bedeutenderen Werke ausgelassen; besonders zeichnen sich die Artikel von eigentlichen Gelehrten durch ihre Armseligkeit aus; die Titel ihrer Schriften sind gewöhnlich nur französisch angegeben und dabey höchst mangelhaft; man sehe z. B. Th. 1. S. 19 *Baluze*, S. 27 *Bochart*, S. 34 *Brunck* („*Editeur de plusieurs ouvrages grecs et latins, comme Analecta v. P. gr.* 1785; *Gnomici Poetae greci* (*sic!*), *Poetae greci* (*sic!*) *minores; Anacreontis carmen* (*sic!*) *graece, Virgilius in* 8. *etc. etc.*" !!!), S. 50 *Villoison*, S. 70 *H. Etienne*, S. 103 *J. Lipse* „*de Bibliothecis syntagma* (*sic!*) 1608. 4. *Opera* 1637. 4 V. in f." !!), S. 109 *Edm. Martene*, S. 140. *Cl. Saumaise* („*Historiae augustae scriptores sex.* 1620. f. — *Homme très érudit.*" !!!) u. s. w. — Der 1800 verst. Marq. *de Bouillé* ist unter den Todten und Lebendigen aufgeführt. — Selbst der Gebrauch des Machwerks ist durch verkehrte orthographische Anordnung erschwert, indem man die Namen bald unter *De* und *De la*, bald unter *Saint*, bald unter ihrer eigentlichen Rubrik findet. Noch hat der Vf. für gut gefunden, eine Menge deutscher Namen deswegen planlos aufzunehmen, weil ihre Schriften französisch abgefasst oder in das Französische übersetzt worden sind.

So viel wird zureichen, um gegen ein Buch, dessen Titel verführerisch ist, zu warnen! Eine genauere kritische Beleuchtung ist es nicht werth. L.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JANUAR, 1812.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Euripidis Hercules furens*. Recensuit *Godofredus Hermannus*. 1810. XXIV u. 192 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Aeschyli Eumenides*. Specimen novae recensionis tragoediarum Aeschyli. Edidit *G. Hermannus*, Professor Lipsiensis. 1799. 61 S. 8. (8 gr.)

Wir vereinigen die Anzeigen dieser Schriften, weil beide in derselben Absicht, nämlich als Proben neuer Bearbeitungen der sämmtlichen Werke dieser Tragiker, herausgegeben worden sind. Denn dass auch die Ausstellung des euripideischen Trauerspiels diesen Zweck habe, lehrt zwar nicht, wie bey dem äschylischen, der Titel, noch irgend eine Äusserung in der Vorrede; aber die unterstehende Norm (Eurip. Vol. I) zeigt es deutlich. Es scheint uns aber wohlgethan, unser Urtheil über beide Arbeiten nicht länger zurückzuhalten, da die Erwartung folgender Bände beym *Hercules furens* uns leicht eben so lange hinhalten könnte, als bey dem äschylischen Probestück, das bis jetzt einzeln geblieben ist. Zuerst zu dem besser ausgestatteten dieser Stücke, dem euripideischen.

No. 1. Hr. *H.* gab, der Vorrede nach, diesen Abdruck bloss zum Behuf seiner Vorlesungen. „*Praetuli* (sagt er) *aliis* (*Euripidis fabulis*) *Herculem furentem, tum quod haec fabula in melioribus est, tum quod non est ex his* (dieser, in vielen neuen Schriften spukende Gebrauch des *Hic* für *Is* oder *Ille* ist unrichtig, und aus der oft fehlerhaften Hinzufügung des *H* im Mittelalter entstanden), *quae in carminibus antistrophicis nihil proprium habent, tum denique quod difficultates, quibus laborat, maximam partem vinci posse videbantur.*“ Den Text bildete er nach Handschriften und alten Ausgaben, und nach fremden oder eigenen Vermuthungen, wo die Änderung gewiss und leicht schien. Wo es anders war, trug er seine Meinung nur in den Noten vor. Ein löbliches Verfahren, das wir auch auf viele der neuversuchten Versabtheilungen ausgedehnt zu sehen gewünscht hätten. Über Zurückführung, wo es thunlich war, des attischen ξυν für συν, des ει für η in den zweyten Personen Sing. der Passiva u. dgl. Kleinigkeiten erinnert er nichts, und mit Recht. Alles Wichtigere merkt er gewissenhaft an. Nach den Zeugnissen des Apollonius Dyskolos bey Bast ad Gregor. Corinth. pag. 347 und eines alten von Heyne ad Homer. Vol. VI p. 638 angeführten Grammatikers ist es wahr, was Porson (nach Anleitung Piersons ad Moer. p. 231) vermuthet hatte, dass Ἀεὶ die Anfangssylbe bey den Tragikern lang habe. Hr. *H.* ist indess der Meinung, dieses Mass sey in den mehr epischen oder lyrischen Stellen derselben nicht zuzulassen. Wir billigen diese Einschränkung um so mehr, je leichter man in den verwickelten Sylbenmassen der Stellen, welche nicht rein dialogisch sind, über die jedesmalige Quantität dieses Wortes zweifelhaft werden könnte. Nach einer kurzen, im Ganzen nicht unbilligen Würdigung der *musgravischen* und der *beckischen* Ausgabe des Euripides rühmt der Vf. die vier besten Bearbeiter dieses Tragikers, *Valckenaer*, *Markland*, *Porson* und *Brunck*. An *Porson*, dem leider uns zu früh Entrissenen, vermisst er nur eine genauere Kenntniss der Metrik. Doch hier hofft er selber am ersten nachzuhelfen, besonders da neulich über die tragischen Sylbenmasse durch *Aug. Seidlers* Buch: *De versibus dochmiacis* ein neues Licht verbreitet sey. *Ejus* (heisst es pag. V.) *observationes fecerunt, ut in dochmiacorum explicatione, quam olim proposui, duos commissos esse errores intelligerem, unum, quod, Brunckium sequutus, duos dochmios versu asynarteto consociari a tragicis dixi: quod, ut Seidlerus in epistola ad Lobeckium hujus Ajaci subjecta docuit, verum quidem est, sed hac tantum conditione, si prior dochmius vocabulo terminetur, in quo vox nonnihil acquiescere soleat, veluti exclamatione, compellatione, interrogatione: qualis in Hercule versus est* 871: (ὤ̓ον ἄνθος, πόλις, ὁ Διὸς ἔκγονος). *Quod contra, ubi tali excusationi nullus est locus, ita syllabam ancipitem numerus repudiat, ut aut longa syllaba, aut duae pro ea breves requirantur. Quae syllabae finalis solutio alterum errorem aperuit. Neque enim verum est, duas esse dochmii formas, unam antispasticam, alteram trochaicam, sed una ubique et eadem forma invenitur, non illa e duobus, sed e tribus ordinibus, iambo, arsi, et rursum iambo constans, solutionemque in arsi ubique, in utraque anacrusi autem syllabam ancipitem admittens, hac forma:*

υ–́ | –́ | υ ́
–υυ | υυ | –υυ.

Wir behalten uns vor, über Hn. *Seidlers* Buch uns anderswo ausführlicher zu erklären. Hier nur soviel, dass es zuvörderst mit dem ersten dieser vermeintlichen *errorum* wenig auf sich hat. Denn so natürlich es ist, dass die Schlusssylbe des Dochmius meist, der Grundregel nach, lang oder in zwey Kürzen aufgelöst gefunden wird: so hat doch auch nicht selten in der Zusammensetzung zweyer Dochmien die Endsylbe des ersten asynartetische Unbestimmtheit. M. s. nur bey Hermann *de Metris* p. 244 Eurip. Hipp. 837:

Ε, ε, ε, ε, μελεά, μελεα ταδε παθη.
προςωθεν ποθ᾽ ἐν ἀνακομιζομαι.

p. 251 f. Aeschyl. Sept. 87:

ὀρομενον κακὸν αλιυδατε. Βοαν

p. 115: διαδεσει δε γ'ινυων ἱππειων

p. 143: και δ'επι τελος επαγει θεος; ε, ε, ε, ε!

p. 254. Z. 3: φιλων ἀλιδομα σωματα πολιβαφη.

p. 256: μελαγχρωτες Ἐριννυες, αἱ τε τον

p. 257: ποτ' η τον γ'ατὸ θεογονων γαμων u. f. w.

welche Verse *Seidler* wohl unverändert lassen wird. Zweytens ist die Behauptung, dass es nur Eine Form des Dochmius gebe, so wie diess *Hermann* und *Seidler* verstehen, ganz falsch. Sie halten nämlich die metrischen Formen

υ — — υ —

und — υυ υυ — υυ

für gleichgeltend, oder doch rein dochmisch, obgleich die letzte Form nichts anders als der zum Theil aufgelöste Paeon epibatos ist, der mit dem ächten Dochmius im dochmischen Asynartetus noch weit häufiger wechselt, als der Jambus monometer hypercatalectus. Aristides Quintilianus in seinem 1 Buche περὶ Μουσικῆς (Meibom. Antiqu. Musicae Auct. Vol. I. pag. 38) äussert sich über diesen Päon folgendergestalt: Ἐν δὲ τῷ παιωνικῷ γένει ἀσύνθετοι μὲν γίνονται πόδες δύο, παίων διάγυιος, ἐκ μακρᾶς θέσεως καὶ βραχείας, καὶ μακρᾶς ἄρσεως (also dem Kreticus gleichgeltend), παίων ἐπιβατὸς, ἐκ μακρᾶς θέσεως καὶ μακρᾶς ἄρσεως, καὶ δύο μακρῶν θέσεων, καὶ μακρᾶς ἄρσεως (— ́ — — — ́). — Μιγνυμένων δὴ τῶν γενῶν τούτων εἴδη ῥυθμῶν γίνεται πλείονα· δύο μὲν δοχμιακά· ὧν τὸ συντίθεται ἐξ ἰάμβου καὶ παίωνος διαγυίου (υ — — υ —, υ — — υ —), τὸ δὲ δεύτερον ἐξ ἰάμβου καὶ δακτύλου καὶ παίωνος ἐπιβατοῦ (denn diess letzte Wort, das im Texte fehlt, muss dem Zusammenhange gemäss zugesetzt werden). (υ — — υ υ — — — —). εὐφυέστεραι γὰρ αἱ μίξεις αὗται κατεφάνησαν κ. τ. λ. *Die einzeln genommene Länge*, welche Hr. *H.* hier in die Mitte seiner vorgeblichen Jamben stellt, ist gar kein metrischer Begriff, indem das Princip der Metrik *der Fuss* ist, kein Fuss aber aus einer einzigen, sey es langen oder kurzen, Sylbe bestehen kann, die Zusammenziehung des Pyrrhichius aber in eine lange (wenn etwa Jemand hieran denken sollte) durchaus widersinnig und ohne Beyspiel ist, wie denn der Pyrrhichius selber nicht gebraucht wird. Wir bleiben also bey der Theorie des Aristides, die uns dergleichen Wunderlichkeiten nicht anmuthet, und sehen nur noch, ob etwa Hr. *H.* bey falschen leitenden Ideen doch vermöge einer Art von Instinct Euripides Dochmien glücklich hergestellt hat. Leider können wir auch hier, wenn er *proprio Marte* handelt, und nicht die richtigen Versabtheilungen schon fand, bey weitem nicht überall mit ihm zufrieden seyn. So soll man 741 f. lesen:

πάλιν ἔμολεν, ἃ πάρος οὔποτε διὰ Φρενὸς ἐπ-
ήλπισεν παθεῖν γᾶς ἄναξ.

und in der Antistrophe:

ἄΦρονα λόγον οὐρανίων μακάρων κατέβαλ',
ὡς ἄρ' οὐ σθένουσιν θεοί;

Der erste dieser Verse soll ein Dochmiacus seyn, und er kann freylich herausgefingert werden. Allein was beginnen wir mit dem entsprechenden dritten, wenn nicht (ein höchst seltener Fall!) der erste Paeon statt des Daktylus, sowie dieser wiederum statt des Spondeus und Jambus im Anfange genommen werden soll? Zu jenem merkt Hr. *H.* an: *Legebatur* ἤλπισε. *Metri causa* ἐπήλπισεν. *Vulgatam qui servare vult, legere debebit* Φρενῶν. Nicht doch! *Metri causa* muss ἐπήλπισε behalten werden. Die Verse sind so zu lesen:

Dochmiacus.

πάλιν ἔμολεν, ἃ πάρος οὔποτε διὰ Φρενὸς
compositus ex dochmio et cretico seu paeone diagyio:
ἐπήλπισε παθεῖν γᾶς ἄναξ.
ἄΦρονα λόγον οὐρανίων μακάρων κατέβαλ'*)
ὡς ἄρ' οὐ σθένουσιν θεοί;

Dass die Anfangssylbe von ἄρα in beiden Bedeutungen der Partikel bald lang, bald kurz gebraucht werde, ist bekannt. Im ersten Falle schreibt man ἆρα.

V. 749 muss allerdings der Dochmiacus durch Verwandlung des Φροίμιαν der Bücher in προοίμιον geheilt werden. V. 870 f. verbessert und ordnet schon Bothe in der Übersetzung so. Auch 914 ff. sind dochmiaci. Man theile so ab:

Dochmiacus.

λέγε τίνα τρόπον ἔσσιτο **) θεόθεν ἐπὶ
dochmius.
μέλαθρα κακὰ τάδε,
asynart. compos. ex troch. et jambo.
τλήμονάς τε παίδων τύχας.

Dieser Asynartetus, der, wenn der Jambus ganz rein ist, mit dem glykon. Verse übereinkommt, und ähnliche, finden sich auch bey den anderen Tragikern und bey Pindar; die entgegengesetzte, härtere Form besonders bey diesem und bey Aeschylus.

So richtig S. VII die Bemerkung ist, dass die Dochmien häufig mit anderen Versfüssen vermischt werden, was am Tage liegt: so wenig sind die hier gemachten Anwendungen derselben durchaus tadellos. Z. B. V. 1013: Ἑλλάδι, τῶν Δανάου παίδων, wo wir übrigens die Weglassung des prosaischen Artikels billigen, ist eine dactyl. hephthem. Ebenso V. 1176: βουλομένοισιν ἐπαγγέλλει. — V. 1185 ff. und in der Antistrophe wundern wir uns über die mit unnöthigen Wortbrechungen erkauften dochmiacos hypercatalectos, da, sobald man in der Antistrophe ἀντίπαλον βάρος δάκρυσιν ἁμιλλᾶται schreibt (die bisherige Lesart δακρύοις συναμιλλ. scheint aus δάκρυσιν ἁμιλλ. verderbt), die gewöhnlichen Verse dieser Art sich von selbst ergeben. Man lese also:

Dochmiaci.

ὃς ἐπὶ δόρυ γιγαντοΦόνον ἦλθε σὺν
θεοῖσι (diess zweysylbig) Φλεγραῖον εἰς πεδίον ἀσπιστάς.
πέπλον ἀπόδικε, ῥέθος ἀελίῳ δεῖξον·
ἀντίπαλον βάρος δάκρυσιν ἁμιλλᾶται.

*) Freylich ein harter, obwohl richtiger, Vers (υ υυ υυ — υυυ — υυ — υ υυ), den man eher für eine *dactyl. hephthemim. cum basi cretica* nehmen möchte. Unverkennbarer wäre der *dochmiacus*, wenn man schriebe:

ἄΦρονα λόγον μακάρων οὐρανίων κατέβαλ'.
υυ υυ — υυ — — υυ — υυυ

Und warum sollte man nicht? Zwar Hn. *H.* wird, nach dem S. VIII, IX Geäusserten, die des Metrums wegen vorgenommene Umstellung eine ungeheure Keckheit scheinen; allein wir sind und bleiben der, von anderen Kritikern längst, sowohl theoretisch als praktisch gebilligten Meinung Porsons, Praef. ad Hecub. XIII, dass keine Art von Emendation sicherer sey.

**) Unnöthig ändert der Herausgeber ἔσυτο, als ob dieser Epodus aus Trochäen und Kretikern bestehe.

Das hinzugefügte δὲ im letzten Verse war unnöthig, und hinderte Hn. *H.*, das Wahre zu billigen.

S. IX ff. entschuldigt der Vf. seine häufigen Wortbrechungen. Das Wort *versus* bedeute zweyerley: 1) bloss Zeile, dergl. auch die Prose habe, d. h. *quidquid unam lineam implet;* 2) den eigentlichen Vers. Dieser letzte müsse immer mit einem ganzen Worte endigen. Aber die Zeile könne der Bequemlichkeit des Schreibens und Druckens wegen, auch damit man bey längeren und schwereren Zusammensetzungen leichter wisse, woran man mit dem Sylbenmasse sey, abgebrochen werden. Von Zeilen nun ist in der Metrik gar nicht die Rede, sondern immer von Versen. Dass diese aber nur mit ganzen Wörtern endigen können, ist falsch; und wenn Bentley in Rücksicht der sogenannten Systeme S. X zum Zeugen gerufen wird: so missversteht ihn der Vf. gänzlich. Bentley redet an zwey bekannten Stellen seiner Opuscula philol. von der nothwendigen Fortsetzung (*continuatio*) anapästischer Systeme bis zum sogenannten *paroemiacus*, d. h. keinesweges, wie Hr. *H.* glaubt, als sey solch ein ganzes System als *Ein Vers* anzusehen (welche Versungeheuer würden da herauskommen!), sondern es heisst bloss, dass die in einem System begriffenen Verse nicht als Verse κατὰ στίχον, wie z. B. im Heldengedichte, zu betrachten sind, deren Endsylben lang oder kurz seyn können; dass sie vielmehr in genauer metrischer Beziehung auf einander stehen, und *syllabas ancipites* nur am Schlusse des paroemiacus zulassen. Was nun schon von diesen halblyrischen Annäherungen des Dialogs zum Chorgesange gilt, das gilt noch vielmehr von der Chorstrophe selbst, die wegen der Continuität und nothwendig höchst genauen Bestimmtheit des Gesanges ein durchaus festgegliedertes organisches Ganzes bildet, in welchem Hinüberschlingungen von Sylben, d. h. von Theilchen eines Theils in den anderen, fast unbemerkbar und ohne alle Folge sind. Denn die Consequenz, dass darum eine ganze Srophe als ein Vers zu betrachten sey, wird Niemand zugeben, da sie gar nicht in der Sache liegt. Doch mögen zu Aristophanes Zeiten schon einige Verskünstlinge diesen unglücklichen Einfall gehabt haben, den der Komiker mit seinem 78 Sylben langen Wort am Schlusse der Ekklesiazusen zu verspotten scheint. Hoffentlich wird unser Herausgeber bald von einem seiner unwürdigen Irrthum zurückkommen. Ja, wir können kaum glauben, dass er schon in diesem Augenblicke Versfolgen, wie 738 f. die zwey jambos trim., und V. 750 — 752 die drey für *einen* Vers wolle gehalten wissen. Und gäbe es gar kein anderes Beyspiel lyrischer Worttrennungen, als V. 1036

dochmiaci.

(Καδμεῖο γέροντες, δύ σῖγα, σῖ =):

so setzte allein dieses schon sie ausser Zweifel. Aber der Beyspiele sind unzählige, und die Sache hat, wie wir gezeigt haben, ihren Grund. —

Die Bemühung, Antistrophica, besonders ἐν τοῖς ἀπὸ σκηνῆς und in den κόμμοις, herauszufinden, wovon der Vf. in der Folge redet, verdient alles Lob, indem die ἀπολελυμένα, oder sogenannten Monostrophica, allerdings selten sind. Auch die Vertheilung einzelner Stellen an einzelne Personen des Chors ist hie und da sehr passend; aber die Mühe, die der Vf. sich XV — XIX giebt, jedem Chorgreise ein Stückchen zuzutheilen, fällt ins Spielende, und zerbröckelt die grossen tragischen Massen. Die, wo es Ernst galt, ernstgesinnten Alten liebten nicht vielstimmiges Durcheinanderplappern, wo wenige Redner oder Sänger hinreichend waren. In Aeschylus Choephoren ist Orestes überall ihn begleitender Freund Pylades (3 Verse abgerechnet) stumme Person.

Ob an der S. XXI bemerkten Stelle der Chor κατὰ στοίχους, oder κατὰ ζυγὰ einhergegangen, ist zweifelhaft.

Doch wir brechen hier unsere Erinnerungen über die Vorrede ab, und durchlaufen noch das Stück selber.

V. 17 ist richtig Ἠλεκτρύωνα statt des gewöhnlichen Ἠλεκτρυῶνα gesetzt, mit Hinweisung auf Wesseling. ad Diod. Sic. IV, 58. V. 108 sind Zusatz und Änderung mit Recht abgewiesen, und die Vulgata gut erklärt, so wie auch V. 202, 348, 841, 960, 1121, 1229. V. 148 ist Reiske's Vermuthung Ὡς ξύγγαμός σοι Ζῆνα Ζεὺς τέκοι νέον weit sinnreicher, und nicht minder wahrscheinlich. V. 271 war ᾠκήσαμεν nicht zu ändern, das in genauer Beziehung mit ἔπαυσα steht. Gut ist 310 ἢ προθυμίαγ' (für δ') ἄφρων. V. 355 f. sind ohne die unnöthigen Trennungen so zu lesen: ὑμνῆσαι, στεφάνωμα μόχθων, (*glycon. hypercat.*) δι' εὐλογίας θέλω (*ionic. a minor. dim. catal.*). Und ähnlich in der Antistrophe, welches wir auch für ähnliche Stellen ein für allemal hier anmerken. Der Schluss der Strophe kräftiger so:

asynart. compos. ex glycon. et pherecrat.
γενναίων δ' ἀρεταὶ πόνων τοῖς θανοῦσιν ἄγαλμα.
asynart. comp. ex 2 pherecrat.
πρῶτον μὲν Διὸς ἄλσος ἠρήμωσε λέοντος,
pherecr.
π. δ' ἁ.
asynart. comp. ex glyc. et pherecr.
ξάνθον κρᾶτ' ἐπινωτίσας δεινῷ χάσματι θηρός.

Ähnlich auch am Schlusse der zweyten Strophe, und so öfter, z. B. 649 — 654. V. 616 ist der Optativ εἰδείην in aller Kürze treffend erläutert. V. 637 f. sind Einer, ein *choriamb. tetram. cat.* Ebenso 640 f., ein *asynart. ex 2 penthemimm. jamb.* eine den griech. Dramatikern, ja auch den lateinischen ausser dem Terenz, sehr geläufige Zusammensetzung, der die einfache penthemim. φάος ἐπικάλυψαν zur Clausel dient. Ebenso auch 645 f. und 647 f., welches Galliamben sind. V. 759 f. ist derselbe asynartetus. Man lese:

Χοροὶ, χοροὶ καὶ θαλίαι μέλουσι
anapaest. dim. catal. logaoed.
Θήβας ἱερὸν κατ' ἄστυ.

V. 781 — gut, des Metrums wegen Ἀσωπιάδες. Richtig auch 790 ἐφάνη. V. 858 hätte Wakefield's οἰστὸς die Aufnahme in den Text verdient. V. 859 erfährt die poetische Zusammensetzung σταδιοδραμοῦμαι ungerechten Tadel. Auch 862 stossen wir an dem seltenen λύσσας im Plural nicht an, sondern loben vielmehr den neuen und starken Ausdruck. Gut ist 883 λύσσα δέ σ' in λυσσάδες verwandelt. Ebenso, des Metrums halber, 886 χορεύματ' ἄτερ τυπάνων. Mit Recht auch 924 χέρνιβ' aus Athenäus und Eustathius. 1041 ist die in der Note vorgeschlagene erste Verbesserung höchst wahrscheinlich. V. 1053 f. lese man ohne Brechung

dochmiaci.

εὕδει; ΑΜ. καὶ εὕδει ὕπνον ἀλώμενον, ὃς

ἔκαν ' ἄλοχαν, ἔκανε δὲ τέκνα τοξήρει.

V. 1075 ist δὲ unnöthig. V. 1133 ist ohne Zweifel mit Bothe in der Übersetzung zu lesen:

ἦ γὰρ ξυνήραξ' οἶκον ἐν βακχεύματι;

Zertrümmert' unser Haus auch Eine Bacchuswuth?

Bey 1137 hat der Herausgeber Recht, seine bey Aristophanes Nub. 677, 783 geäusserte Missbilligung der Form δή γε zurückzunehmen. V. 1169—1203. Für die richtige Auffassung dieser Antistrophica möchten wir nicht einstehen. Viele vorgebliche Lücken! Strophen von Einem Verse! Zum Theil blosse iambi trimetri! u. s. w. V. 1174 würde ἔκανε den dochmiacus zwar fliessender machen (m. s. oben die Note zu dem Verse ἄφρονα λόγον u. s. w.); aber vielleicht sollten die Härten der Sache und des Verses sich entsprechen. Darum ändern wir nichts. V. 1184 ist ein ganz in Kürzen aufgelöster glycon.:

ἐμὸς, ἐμὸς ὅδε γόνος ὁ πολύπονος.

Zu V. 1236 wird der Unterschied der Adverbia Ποῖ und Πῇ sehr wahrscheinlich so angegeben: Ποῖ, *nihil nisi motum notans, est ad quem locum versus*; Πῇ *autem, motum simul succedentemque ei quietem indicans, est in quem locum. Hinc dijudicari potest, quid ποῖ μόλω ab his differat πᾶ στῶ*; *πᾶ βῶ*; *πᾶ κάμψω*; (in des geblendeten Polymestors Monologe in der euripid. Hekuba) *quidque sit, quare Euripides utrumque jungere potuerit in his:* Ποῖ, πᾶ φέρομαι. Bey V. 1371 verdient die Untersuchung des Unterschiedes zwischen προσπιτνεῖν und προσπίπτειν Aufmerksamkeit. Das Resultat des Räsonnements ist: Πιτνεῖν verhalte sich ebenso zu πίπτειν, wie φορεῖν zu φέρειν. Beides zeige eine Folge (*continuationem*) an. Πιτνεῖν sey also *labi*, und entspreche öfters unserem *Sinken*.

Bey No. 2 fassen wir uns desto kürzer, je bekannter diese Ausgabe nun schon überall seyn muss. Wir wissen nicht, was für MSS., alte Ausgaben und andere Hülfsmittel Hr. *H.* dabey gebraucht hat, da das Büchlein weder mit einer Vorrede, noch mit einer Anmerkung ausgestattet ist. Aus einer Vergleichung mit der *schützischen* Bearbeitung ergeben sich keine neuen Hülfsmittel. Doch sind wir überzeugt, dass Hr. *H.* wenigstens in der Folge mit den oft unvollständigen und unrichtigen Variantenangaben und dem ganzen kritischen Apparat von *Schütz* sich nicht begnügen, sondern überall selbst nachforschen werde.

Was Hn. *Schütz* bekanntlich abgeht, metrische Kenntniss, ersetzt unser Herausgeber meist glücklich. So schreibt er V. 140 δυςαχθὲς. πόνοι für δ. ω π., V. 147 τοκεῦσιν, V. 163 ἀράμενον mit Heath u. s. w. Die zerrissenen Versglieder in den lyrischen Stellen verbindet er im Ganzen glücklich, setzt ausdrucksvolle und den Tragikern geläufige Sylbenmasse an die Stelle schwankender Versschatten, und übersieht hier nur selten etwas, z. B. dass V. 164 f. und die antistrophischen jedes Paar in Einen dochmiac. hypercatal. zu vereinigen sind. Ebenso sind 321 f., sowie 346 f., und die entsprechenden, jedes Paar Ein creticus tetram., und 325 f. ein asynartet. compos. ex 2 trech. dim. catal. V. 364 f. müssen so geschrieben werden:

dactyl. tetram.

ὑμετέραις ἐφ' ὕβρεις μελανείμοσιν,

comp. ex dochmio et iambo

ὀρχήμασι τ' ἐπιφθόνοις ποδός.

Ebenso musste schon das *enclicum* τε vorn in den Versen 371 f. Verdacht erregen. Man lese:

compos. ex dochmio et iamb. hyperc. cum bas. iamb.

μένει γὰρ εὐμήχανοί τε καὶ τέλειοι,

compos. ex iamb. et antispast.

κακῶν —— μνάμονες

iamb. tetram.

καὶ —— δυσπαρήγοροι βροτοῖς

iamb. tetram. brachycat.

λάχη —— λάυτα.

V. 824—828 sind zwey dochmiaci, in deren ersten Hälften beide Male der Paeon epibatos gesetzt ist, und so zu fassen:

Ἐμὲ παθεῖν τάδε, φεῦ, ἐμὲ παλαίφρονα

κατὰ γᾶν οἰκεῖν, φεῦ, ἀτίετον μύσος.

Ebenso 830 f.

comp. ex antispasto et dochm.

οἰ, οἰ, δᾶ, φεῦ, τίς μ' ὑποδύεται.

V. 909 f. lauten besser so:

comp. ex cretic. et antispast.

ῥυσίβωμον Ἑλλάνων

iamb. dim. brachycat.

ἄγαλμα δαιμόνων.

Auch 949 f. ist Ein dochmiac. So auch 1020 ein asynart. ex 2 pherecrat., welches Versmass den Lyrikern geläufig ist.

Grammatische Sachen im weitesten Begriffe des Wortes berichtiget Hr. *H.* gleichfalls mit Glück. V. 453 ist das von Hemsterhuys längst obelisirte ναυατῶν endlich verschwunden. V. 11 steht richtig Παρνησοῦ nach alter Art, richtig auch V. 26 λαγῶ, V. 88 σε, V. 7 δίδωσι, V. 117 ὤνερ u. s. w. Auch die überall berichtigte Interpunction verdient grosses Lob.

Wir übergehen, als bekannt, die von Anderen entlehnten Textänderungen des Herausgebers. Eigen schreibt er V. 38 μένος für μὲν οὖν, bloss scheinbar besser, denn μὲν οὖν schliesst hier, so wie oft, eine Reihe ähnlicher Vorstellungen wie sonst ὡς εἰπεῖν ἔπος u. dgl., das *inquam* der Lateiner, und unser *Kurz*. V. 44 hätte das unerhörte μεγαλίστω die einzige Anmerkung, wär' es auch nur eine Randglosse, im ganzen Buche verdient. Auch was ἀτμὸν νηδύος V. 134 bedeuten soll, möchten wir wohl hören, wenn es sich sagen lässt u. s. w.

Hiemit genug! Wir glauben durch diese ziemlich ausführliche Kritik dem Herausgeber unsere Achtung bewiesen, und das humanistische Publicum hinlänglich aufmerksam auf diese Arbeit gemacht zu haben. Wir wünschen aufrichtig die Fortsetzung derselben, da es uns bis jetzt an einer tüchtigen Handausgabe beider Tragiker fehlt, und der Plan, der aus No. 1 hervorgeht — möglichst berichtigter Text, und in kurzen Noten Beleuchtung der Schwierigkeiten, und Angabe der literarischen Quellen und Hülfsmittel — bey etwas mehr kritischer Vorsicht, und weniger Vorliebe für vermeinte εὑρήματα, eine vollkommen brauchbare verspricht. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JANUAR, 1812.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leiden u. Amsterdam, b. Luchtmanns u. Holtrop: *Incerti Auctoris* (vulgo *Pindari Thebani*) *Epitome Iliados Homericae* e recensione et cum notis *Theodori van Kooten.* Edidit, praefatus est suasque animadversiones adjecit *Henricus Weytingh*, apud Campenses Gymnasii publ. Rector. 1809. XVI u. 330 S. gr. 8.

Diese neue Ausgabe eines im Mittelalter viel gelesenen und oft abgeschriebenen, aber auch von den Abschreibern sehr verfälschten Dichterwerks, einer *Ilias parva* von anderer Art als die verloren gegangene alte griechische des Lesches, ist ein literarischer Phönix, der neu geboren, und sogar schöner als er war, aus seiner Asche hervorgeht. Selbst dieser *Pindarus Thebanus* ist ein sehr seltener Vogel, ungleich seltener als der berühmte dircäische Schwan, zu dessen Namensverwandtschaft ihn unwissende Abschreiber erhoben haben; denn seit 1606, da ihn Joh. Spondanus mit seinem Homer ausfliegen liess, erschien er in 180 Jahren nicht wieder, bis ein deutscher Gelehrter, *Joh. Christian Wernsdorf*, sich das Verdienst erwarb, eine neue Ausgabe dieser kleinen Ilias zu veranstalten, und mit Hülfe von 4 Handschriften, die er verglich, und von *Casp. Bahrts* und einiger holländischer Gelehrten kritischen Vorarbeiten zuerst einen kritisch verbesserten lesbaren Text lieferte, der im J. 1785 im 2 Theile des 4 Bandes seiner *Poët. Lat. Minorum* erschien. In eben diesem Jahre war bereits Hn. *v. K.* auf Anrathen seines Lehrers, *Joh. Schraders* zu Franeker, unternommene Ausgabe, an welcher er schon seit 1772 gearbeitet hatte, so weit abgedruckt, dass nur noch die Vorrede fehlte. Allein die zerstreuenden Verwickelungen des Herausgebers in die indessen eingetretenen patriotischen Unruhen, seine durch den bekannten Ausgang derselben im J. 1787 veranlasste Auswanderung nach Frankreich, und die seit seiner Rückkehr im J. 1795 mit seinem Eintritt ins Geschäftsleben und in ganz neue Amtsverhältnisse verbundene Entfernung von den Studien und von allen literarischen Beschäftigungen hielten ihn mehrere Jahre hindurch, zum grossen Verdruss des Verlegers, von der Vollendung der Ausgabe zurück, welche er ohnehin seit Erscheinung der *wernsdorfischen* beynahe für entbehrlich und überflüssig hielt. Die vieljährige Vorenthaltung der Vorrede, welche, wie es scheint, Untersuchungen über das Alter und den Verfasser des Gedichts und literarische Nachrichten enthalten sollte, zog endlich dem Werke ein sehr unerwartetes Ungewitter zu. Der hocherzürnte Verleger, der Buchdrucker de Chalmot, *vir ceteroqui non malus*, wie Hr. *W.* verlauten lässt, wenigstens ein grosser Held in der Selbstverleugnung, kam endlich zu dem heroischen Entschluss, die ganze Auflage zu vernichten, so dass ausser einem Exemplar, das Hr. *v. K.* erhalten hatte, und ausser einigen wenigen den Herren *van Santen*, *Nodell* und *Wassenbergh* mitgetheilten einzelnen Bogen, nichts gerettet wurde. Hr. *v. K.*, dem schon auf seinen Reisen mehrere zur Ausarbeitung der Vorrede bestimmte Papiere verloren gegangen waren, durch diess herbe Schicksal seines Werks niedergeschlagen, und durch seine neuen Amtsgeschäfte von den Musen getrennt, entsagte nun dem Vorhaben, den Dichter herauszugeben, auf immer, und blieb gegen alles Zureden seiner Freunde, das Werk herzustellen, unbeweglich. Hr. *Medenbach-Wakker*, Rector des Gymnasiums zu Zwoll, erbot sich zwar, ihm das Geschäft der Herstellung und Beförderung zum Druck abzunehmen, und fand bey ihm Gehör, musste aber bald nachher, da er nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung abreisete, die Unternehmung wieder aufgeben. Nun wurde Hr. *Weytingh* von einem angesehenen Freunde des Hn. *v. K.*, Hn. *Rambonnet*, gewonnen, in *Wakkers* Stelle zu treten. Er erhielt von Hn. *v. K.* das einzige noch erhaltene Exemplar des vernichteten Werks, schaltete dessen am Rande nachgetragene und nur kurz angedeutete Bemerkungen, welche hinten als Addenda angehängt und ausführlicher vorgetragen werden sollten, mehr entwickelt, gehörigen Orts in die Anmerkungen ein, welche er auch zuweilen mit eigenen Zusätzen aus seiner Lectüre und seinen Sammlungen, besonders mit Abschweifungen auf verwandte Stellen anderer Schriftsteller, vermehrt zu haben versichert, verglich durchgehends *Wernsdorfs* Ausgabe, und trug aus ihr allenthalben die Varianten der von *Wernsdorf* verglichenen 4 Handschriften und dessen kritische und exegetische Urtheile und Bemerkungen nach. Das von Hn. *W.* zum Abdruck neu ausgefertigte Manuscript sah nachher Hr. *v. K.* wieder durch, der noch Manches hinzusetzte, ausmerzte oder änderte. Hin und wieder hat Hr. *W.* den *van kootenschen* Anmerkungen auch eigene kurze bestätigende oder berichtigende Urtheile, auch eigene Verbesserungen, kritische Muthmassungen und Erläuterungen hinten angefügt, welche durch Klammern und seinen Namen von jenen unterschieden werden.

Diess ist kurz die aus Hn. *W's.* Vorrede geschöpfte

Geschichte des sonderbaren Schicksals dieses Werks, und seiner durch Hn. *W's.* sehr verdienstliche Bemühungen erfolgten glücklichen Wiederbelebung. Diese Ausgabe ist demnach nicht eine auf der *wernsdorfischen* Recension fortgebauete, sondern eine ursprünglich von derselben ganz unabhängige, ganz gleichzeitig neben ihr entstandene, und eben so, wie jene, ganz von vorn angefangene kritische Bearbeitung des von den Abschreibern so sehr verunstalteten Dichters. Zwar scheint sie sich durchgehends das Gute der *wernsdorfischen* Recension, wenigstens berichtlich, aneignen zu wollen; allein man bemerkt auch, dass sie, anstatt dasselbe zu einer möglichst vollständigen Herstellung und Ausbildung des Urtextes gehörig zu benutzen, vielmehr selbst noch in dieser neu geschaffenen Gestalt ihre ursprüngliche Unabhängigkeit von *Wernsdorfs* Recension und Handschriften zu behaupten sucht, und gewisse eigensinnige, in diesem Falle mit der Wahrheitsliebe und kritischen Pflicht gegen den Schriftsteller unverträgliche, Ansprüche auf eine volle Selbstständigkeit macht, auf welche ein späterer Herausgeber gern Verzicht thun sollte. Dieser Missstimmung von Eifersucht mag man es übersehen, wenn die Herausgeber von guten kritischen Verbesserungen und Conjecturen ihres deutschen Vorgängers, auf welche auch Hr. *v. K.* oder seine Freunde und Correspondenten verfallen waren, nicht allemal nach Gebühr und auf die angemessenste Art reden, und ihn, auch wo er ganz sein selbst war, gern als den beypflichtenden und als ihren Nachsprecher darstellen. Jedoch dieser Fehler ungeachtet kann diese Ausgabe immer unter den schätzbaren Werken der holländischen Kritik eine rühmliche Stelle behaupten. Allen Kennern und Freunden der römischen Literatur, besonders denen, welche *Wernsdorfs* Werk nicht besitzen, muss es angenehm seyn, dieses nicht zu verachtende kleine Dichterwerk, zumal in einer so reichen Ausstattung, besonders kaufen zu können. Denn es ist keineswegs nur eine versificirte trockene Inhaltsanzeige, sondern eine von einem nicht geistlosen und durch Dichterlectüre gebildeten Verfasser mit gewandter Kunst ausgeführte, auch durch manche Zusätze, eingewebte Reden und Vergleichungen verschönerte, zusammengedrängte Darstellung der Handlung der Iliade, in einer durch Klarheit, Würde, Eleganz und wohlklingende Versification gleich einnehmenden, mit den Blumen der älteren classischen Dichter, vorzüglich Virgils und Ovids, geschmückten, auch von den Fehlern des späteren Zeitalters, wenige Stellen ausgenommen, rein erhaltenen Schreibart.

Hr. *v. K.* benutzte bey der Recension des Textes die Lesarten von 8 Handschriften und der sehr seltenen Ausgabe des *Laur. Abstemius* (Fano 1505), ferner ungedruckte Conjecturen von *Higt*, ehemaligem Rector der Schule zu Alcmar, dessgleichen, ausser den schon von *Wernsdorf* gebrauchten, noch einige andere demselben unbekannt gebliebene oder später erschienene kritische Vorarbeiten holländischer Gelehrten, auch manche ihm von Freunden mitgetheilte kritische Muthmassungen und Verbesserungen. Sein kritischer Apparat war demnach mehr denn doppelt so gross als der *wernsdorfische*, ob es wohl auch ihm, so wie dem deutschen Herausgeber, an mehreren von dem letzteren in dem *Prooemio* zur *Epit. Homeri* S. 602 ff. und in den *Addendis* T. 5. P. 3 *Poët. Min.* p. 1485 verzeichneten, freylich sehr seltenen alten Ausgaben gefehlt hat, deren einige aus Handschriften abgedruckt seyn mögen. Von einem so stark gerüsteten Herausgeber, der einen einzigen von *Wernsdorf* in wenig Monaten bearbeiteten kleineren Dichter zu seinem Liebling wählt, und ihm einen vieljährigen Fleiss widmet, lässt sich mit Grunde erwarten, dass er weit mehr als *Wernsdorf* geleistet, und insonderheit die Herstellung des Urtextes beträchtlich weiter gefördert haben werde. Das Mehrere der vorliegenden Ausgabe dürfte indessen, was die Berichtigung des Textes betrifft, von welcher wir zuerst reden wollen, im Verhältniss zum Ganzen, alles genau berechnet, nur wenig austragen, und dagegen dürften manche bedeutende Rückschritte zu der verdorbenen Vulgata, auch manche sehr willkührliche Änderungen des Textes, in denen man die wahre Hand des Dichters keineswegs anerkennen kann, zum Vortheil der *wernsdorfischen* Recension abzurechnen seyn.

Es war laut der Vorrede (S. IX) Hn. *v. K's.* Grundsatz, nur die offenbar verdorbenen Lesarten der Vulgata mit besseren zu vertauschen, die *erträglichen* aber im Texte zu lassen, und das Bessere bloss in den Anmerkungen beyzubringen. Rec. zweifelt an der Richtigkeit des Grundsatzes. Denn die Vulgata ist in diesem Falle nichts Besseres als die Lesart einer einzigen sehr verdorbenen Handschrift, wie sie in der baseler Ausgabe des *Torinus*, welche *Spondanus* wiedergab, und beide neue Herausgeber zum Grunde legten, abgedruckt ist; warum soll eine *bloss erträgliche* Lesart dieser einzelnen Handschrift einer besseren aus Einer oder mehreren anderen Handschriften vorzuziehen seyn? Indessen freuet man sich zu finden, dass Hr. *v. K.* diesen Grundsatz in sehr vielen Fällen nicht befolgt, und viele sehr erträgliche und von *Wernsdorf* noch beybehaltene Lesarten der Vulgata durch bessere aus seinen Handschriften verdrängt. Auch einige sehr unerträgliche Stellen, welche *Wernsdorf*, weil er ihnen aus seinen Handschriften nicht recht zu helfen wusste, noch in ihrer ganzen Verdorbenheit abdrucken lassen musste, findet man hier aus den holländischen Handschriften glücklich hergestellt, z. B. die Verse 307—311, welche in *Wernsdorfs* Texte lauten:

Et juvenem arrepta prosternit casside victor,
Ad socios traheretque, nisi caligine coeca
Texisset Cytherea virum, subjectaque mento
Fortia rupisset laxatis vincula nodis,
Ultimus ille dies Paridi foret,

wo zu dem letzten Nachsatze der Vordersatz fehlt, und in *nisi* ein metrischer Fehler ist. *Wernsdorf* muthmasste: „*Et juvenem arrepta prosternens cass. v. Ad socios trahit, et nisi tum caligine coeca etc.*" Besser unstreitig Hr. *v. K.* nach Anleitung der *burmannischen* Handschrift und der Ausgabe von

Fano — — *prosternit cass. v. Ad sociosque trahit; quem ni caligine coeca Texisset Cytherea Venus, Ultimus etc.* So ist auch die Stelle V. 596—603 von Hn. *v. K.* ihrer ursprünglichen Ächtheit näher gebracht. Nicht minder erspriesslich für den Text und wahrhaft beyfallswürdig sind manche hier aufgenommene, von Hn. *v. K.* nach den Spuren der Handschriften bloss gemuthmasste bessere Lesarten. Eine ausgezeichnete Verbesserung der Art ist V. 920, wo von dem austretenden Fluss Xanthus die Rede ist, und *Wernsdorf* die verdorbene Vulgata:

— — qui protinus undique totis
Impediatur aquis, sed vasto gurgite praeceps
Volvitur

beybehielt, aber verbessern wollte „*totis Impetuosus aquis et vasto*“ etc., und diese Verbesserung in einem Excurs zu rechtfertigen suchte. Mit glücklicherem Scharfsinn ahnete Hr. *v. K.* in dem verdorbenen *Expediatur*, welches hier einige Handschriften statt des *Impediatur* geben, und in dem *et* der *vossischen* Handschrift statt *sed*, die von ihm aufgenommene unfehlbar ächte Lesart *totis Exspatiatur aquis et vasto* etc., und beglaubigt sie aus Ovids Vers Metam. 1, 285 *Exspatiata ruunt per apertos flumina campos* in einer trefflichen Anmerkung, welche auch eine Stelle in des Lucilius Junior Aetna V. 209, wo ebenfalls *exspatiata* unter einer verdorbenen Lesart begraben war, glücklich herstellt, und bey dieser Gelegenheit auch eine andere desselben Gedichts V. 485 verbessert. Auf gute gelegentlich angebrachte Verbesserungen anderer Schriftsteller stösst man in den Anmerkungen mehrmals, z. B. bey V. 737, wo der *Eurus* in die Stellen des Statius Theb. 5, 704 und des Lucan 1, 219 eingesetzt und der *Auster* ausgetrieben wird, und in den *Addendis* S. 329, wo Hr. *v. K.* in einer Stelle Lucans (8, 175) statt der Vulgata *axis inocciduus* mit Glück herstellt *anguis inocciduus*, so dass das zwischen dem grossen und kleinen Bär in der Mitte stehende Gestirn des Drachen zu verstehen ist.

Mit solchen Fällen, wo der Scharfsinn, die Sagacität und feine Divinationsgabe des neuen Herausgebers mit Glück aufräumt und des Erträglichen so wenig, als des offenbar Fehlerhaften, schont, bilden viele andere einen sonderbaren Contrast, wo theils die Abneigung, seine vor Erscheinung der *wernsdorfischen* Ausgabe einmal niedergeschriebenen Anmerkungen umzuarbeiten, theils Anwandelungen von Eifersucht gegen *Wernsdorfs* kritisches Verdienst, zuweilen auch Parteylichkeit für seine Handschriften gegen die *wernsdorfischen*, sein kritisches Urtheil trüben, und ihm erlauben, die unleidlichsten Lesarten und offenbarsten Fehler in seinem Texte beyzubehalten. In dem Verzeichnisse der trojanischen Helden, deren Namen freylich in den Handschriften sehr entstellt erscheinen, giebt Hr. *v. K.* sogar zwey sehr kranke, aber leicht herzustellende Verse (244 und 245), anstatt eine kritische Operation mit ihnen vorzunehmen, lieber, als wären sie unheilbar, nach der Vulgata in ihrer grössten Verdorbenheit, und exorcisirt sie vorn mit dem heiligen Kreuz:

†*Ipothus atque Acamas venere, Pigerius una*
†*Ixioneque sati, Chromiusque atque Ennomus ambo.*

Wernsdorf hatte theils nach Homer, theils nach den deutlichsten Spuren seiner Handschriften gegeben „*Hippothus atque Acamas venere et Pirous una, Alcinoque sati, Chromiusque ac Ennomus, ambo*“, und dieses *et Pirous*, welches er aus Homer, der den Akamas und Pirous zusammenstellt, bloss nach Conjectur aufnahm, fand ja Hr. *v. K.* selbst auch in der Ausgabe von *Fano*, welche *Epirous* hat. Es würde schwer zu errathen seyn, warum Hr. *v. K.* eine so leicht entgegenkommende und so wohl begründete Verbesserung zurückgesetzt habe, wenn uns nicht Hr. *Weytingh* aus der Prosodie (welche bekanntlich auch *Wernsdorf* sehr gut verstand) berichtete, die letzte Sylbe in *Hippothus* (Ἱππόθοος, Ἱππόθους, nicht Ἱππόθοὸς, Ἱπποθοῦς, wie Hr. *Weytingh* schreibt) müsse lang seyn, wie in Virgils *Panthus*, Πάνθους (nicht Πανθοὸς, Πανθοῦς, wie Hr. *W.*), die mittlere in *Alcinus* aber sey kurz. Gesetzt, es *müsste* nothwendig so seyn: warum schrieb Hr. *Weytingh* nicht wenigstens *Hippothoüs, Acamus venere et Pir. una*, und liess die letzte Sylbe des ersten Namens einmal der Cäsur wegen lang seyn? und warum nicht kurz und gut *Alcinooque sati?* Dass es aber keineswegs *nothwendig* so seyn *müsse*, weiss man, wenn man erwägt, dass die Griechen statt εὔνους und κακόνους auch εὔνος und κακόνος, dass sie Πόλυβος für Πολύβους, dass sie τρίπος, ὠκύπος, Οἰδίπος, Μέλαμπος statt τρίπους, ὠκύπους u. s. w. sprachen, dass bey Horaz Epod. 12, 5 und Serm. 1, 3, 40 auch *polypus* (πολύπους, dor. πώλυπος) ein Daktyl ist, dass ein Dichter des spätern Zeitalters sich die griechischen Doppellauter überhaupt nach Belieben in einfache Vocale oder kurze Sylben umwandeln und z. B. statt Κιθαιρὼν, Κλυταιμνήστρα, σολοικισμὸς, *Clytēmnestra* oder gar *Clytĕmestra, Cithĕron* und *Solicismus* (wie Ausonius epigr. 138) schreiben darf. S. das Etymol. M. in Νόος S. 606, 28, S. 680, 57 und S. 681, 1 Sylburg. Hesychius in Κακόνος. Maittaire de Dialect. S. 301 ed. Reitz. Vossius de art. gramm. l. 2, c. 36. Salmasius zu der angeführten Stelle des Auson. und des Index zum 5ten B. von Wernsdorf Poët. Min. in Art. *Soloecismi metrici*. Die Längerung der zweyten Sylbe in *Alcīnoque* gründete *Wernsdorf* auf den Pentameter des Ausonius Epitaph. her. 22: *Queis pater Alcinus Oceanusque atavus*, wo die Handschriften in dem *Alcinus* übereinstimmen, welches hier nicht mehr befremden kann, als z. B. der Name *Socrătes* in der mittlern Sylbe lang bey Sidonius Apoll. und Maximianus Etruscus El. 1, 48. — V. 644 wundert man sich, hier noch die verdorbene und grammatisch fehlerhafte Vulgata wieder zu finden — — „*neque ille Aut animum precibus, nec dictis porrigit aures*“, nachdem *Wernsdorf* bereits gegeben hatte *neque ille Aut animum praedae, aut dictis accommodat aures*, eine glückliche Verbesserung, welche aus 4 von einander abweichenden fehlerhaften Lesarten seiner 4 Handschriften zusammensetzte, und welche nunmehr durch 3 holländische Handschriften und

durch die Ausgabe von *Fano* bestätigt ist; denn das *commodat* der *burmannischen* Handschrift ist nur Abirrung von *accommodat*. — Eben so wenig sieht man ein, wie Hr. *v. K.* V. 698 die unleugbar verdorbene Vulgata

Alterius noctis tarde labentibus astris,
Restabatque super tacita pars tertia noctis,

so erträglich finden konnte, dass er sie wieder abdrucken liess, ungeachtet *Wernsdorfs* und selbst die holländischen Handschriften eine augenscheinlich bessere, wohl passende und ganz unbedenkliche Lesart darboten: „*Ulterius tenebrae* (*scil. erant*), *tarde labentibus astris, Restabatque super*" *etc.*, welcher Hr. *v. K* selbst seinen Beyfall giebt. Was nutzt die Vergleichung der Handschriften, wenn man dem Besseren, das sie darbieten, solchen Unrath nicht aufopfern will? — V. 555 ist in der Vulgata eine unleidliche Inconvenienz zwischen dem Praesens und Imperfectum:

— — nomenque genusque roganti,
Quis sit et unde foret, magnis cum viribus hastam
Mittere tentabat.

Hr. *v. K.* fühlt es, behält aber gleichwohl die verdorbene Lesart bey, und Hr. *W.* will verbessern *quis sit, quidve ferat. Wernsdorfs* Verbesserung, aus 2 seiner Handschriften gegeben und durch 3 Handschriften des neuen Herausgebers bestätigt: „*Quis sit et unde ferat*", ist, ungeachtet sie Hr. *v. K.* zurücksetzt, unstreitig die einzig ächte Lesart. Nur muss die Ellipse in diesem *unde ferat* nicht durch *arma*, sondern durch *sese* ausgefüllt werden, und dieses *unde sese ferat* bedeutet *unde veniat*, wie es eine Randglosse in der pariser Handschrift sehr richtig erklärt. Der Gebrauch des *ferre se* und *agere se* für *ferri, moveri, pergere, contendere, incedere* ist bekannt, und die Auslassung des *se* in diesem und vielen ähnlichen Fällen (z. B. *movere* für *movere se*, *convertere* für *convertere se*) ist ganz in dem feineren von mehreren Commentatoren und grammatischen Schriftstellern erwiesenen Sprachgebrauch der besten Schriftsteller. Corn. Nepos XIV, 4 extr. *Quem procul Aspis conspiciens ad se ferentem* (*h. e. pergentem, contendentem*) *extimescit*. So auch Plautus *aufer hinc*, für *aufer te, abi*. S. *Taubmanns* Anm. ad Plauti Bacch. Act. 5 Sc. 1, 20. *Vossius* de Anal. l. 3 c. 3 und *Heusinger* ad Vechneri Hellenol. L. 1. p. 175 und 360. — V. 697 wird nicht nur in den Anmerkungen *Wernsdorfs* Verbesserung aus der wolfenbüttelischen Handschrift: *Hinc dapibus curant animos*, statt der Vulgata: *Et dapibus cur. an.*, sondern auch unter den Varianten die Lesart *Hinc* verschwiegen, und die fehlerhafte Vulgata beybehalten, an welcher sich gleichwohl Hr. *v. K.* stösst, und verbessern will *Hi dapibus* etc. — So wird auch bey V. 36 unter den Varianten das Zeugniss dreyer *wernsdorfischer* Handschriften für die von Hn. *v. K.* mit Unrecht verworfene Lesart: *En haec desertae redduntur dona senectae?* unterdrückt, und statt dessen *defectae senectae* aufgenommen. Welch ein unerträglicher, sogar dreysylbiger, Reim in einem Hexameter, *defectae redd. dona senectae!* (Übrigens hätte Hr. *W.* hier im Texte und in der Anmerkung neben dem fragenden *En* kein Komma setzen sollen; denn es ist hier, wie bey anderen Dichtern und Prosaisten, völlig gleichbedeutend mit *an*.)

Hingegen bekrittelt Hr. *v. K.* nicht selten die erträglichste Vulgata, auch wohl die unleugbar ächte und unverdorbene, und nimmt sehr willkührliche und unnöthige Änderungen im Texte vor, welche eher Verfälschungen als Verbesserungen heissen können. Wer kann es ihm glauben, dass V. 57 *Si volumus Danai portus intrare salutis*, die Lesart *salutis*, welche alle Handschriften, eine einzige ausgenommen, geben, unächt sey? wenn gleich auch *Casp. Bahrt* sich daran stiess, und den *portus salutis* für neues Latein hielt, vielleicht weil die Postillanten seiner Zeit sich zuweilen in den *Port des Heils* verirrten. Wenn die besten Schriftsteller die Ruhe, die Sicherheit, den Frieden, welche auf Unruhen und Gefahren folgen, hundertmal durch *portus otii, tranquillitatis, securitatis* umschreiben: warum soll die Rettung und Befreyung von einer verwüstenden Seuche nicht *portus salutis* heissen können? Und was braucht es zur Rechtfertigung des Ausdrucks mehr, als des von *Wernsdorf* beygebrachten ovidischen Verses *Inque suae portu paene salutis erat?* Hr. *v. K.* sagt: *Ovidiani loci alia est ratio;* aber worin mag diese *alia ratio* zu finden seyn? In beiden Stellen bezeichnet das Bild offenbar nichts anderes als Rettung aus Gefahren. Alles dessen ungeachtet giebt Hr. *v. K.* nach Laune und Willkühr aus einer einzigen Handschrift — — *portus intrare petitos*, und vergleicht eine andere Stelle Ovids Metam. 8, 5: *portus tenuere petitos*. — Noch weniger weiss Rec. die nach den Gesetzen der Kritik sehr unbefugte Kühnheit zu entschuldigen, wenn Hr. *v. K.* in vier Stellen des Gedichts, nämlich V. 692, 897, 943 und 962, das Prädicat des Achilles *heros Thetideïus*, ein Wort, dessen Form ihm (*er wisse selbst nicht warum*, sagt er bey V. 692) niemals hat gefallen wollen, in *Nereïus heros* verwandelt, und dieses jedesmal in den Text setzt, obgleich diess Letztere nur V. 943 in den Handschriften (auch hier nicht einmal in allen, wie Hr. *v. K.* bey V. 692 unrichtig sagt; denn 2 *wernsdorfische*, der *burmannische* und der *van santensche* Codex geben auch hier *Thetideïus heros*) steht, in den übrigen Stellen aber alle Handschriften für die Vulgata stimmen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Berlin, b. Hitzig: *Revision der Lehre von der Lungen- und Athem-Probe zur näheren Bestimmung der Beweiskraft derselben in medicinisch-gerichtlichen Untersuchungen über todtgefundene neugeborne Kinder.* Von E. A. Henne, D. und Prof. med. in Erlangen. (Aus *Horns* Archiv für medicinische Erfahrung besonders abgedruckt.) 1811. 77 S. 8. (8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JANUAR, 1812.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leiden u. Amsterdam, b. Luchtmanns u. Holtrop: *Incerti Auctoris* (vulgo *Pindari Thebani*) *Epitome Iliados Homericae*, e recensione — *Th. van Kooten.* Edidit — — *Henr. Weytingh* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Aus gleichem Vorurtheile und eben so irrig ist es, wenn Hr. *v. K.* bey V. 453 das patronymische Adjectiv *Tydideus* (*Tydideus ensis*) für unlateinisch ausgiebt. Possessiva, von patronymischen Nennwörtern hergeleitet, finden sich auch bey guten Schriftstellern, ob sie wohl ihrer Natur nach nur selten vorkommen können, z. B. *Aeacideïa regna*, das Reich der Aeaciden, bey Ovid. Metam. 7, 472, und *Acrisioneos amores*, den Liebeshandel mit der Acrisione oder Tochter des Acrisius, bey Columella de cultu hort. v. 205. Dass solche Adjective vorzüglich in späteren Zeiten sehr gebräuchlich gewesen seyn mögen, läfst sich schon aus der grossen Menge in den Inschriften vorkommender Eigennamen schliessen, welche die Form solcher von Patronymen abgeleiteter Possessive haben und mit anderen patronymisch geformten Namen, von welchen sie abstammen, und mit deren Stamm eigene Namensfamilien bilden. (Beyspiele, aus *Gruteri* und *Graevii Corp. Inscript.* gesammelt, sind der Mannsname *Heliadius* T. I. p. 716, 4. abgeleitet von dem patronymischen Namen *Heliades* T. I. p. 863, 4, so wie dieser von *Helius* und *Helias* T. I. p. 127 u. p. 129, 14. T. II. p. 1053, 4, desgleichen die Namen *Helpes* mit dem weiblichen *Helpis*, *Helpides* und *Helpidius* T. II. p. 875, 1, und p. 613, 5. T. I. p. 251 und p. 59, 7.) Übrigens scheint Hr. *v. K.* nicht gewusst oder nicht bedacht zu haben, dass Achill nicht bloss nach seiner Mutter, sondern eben so gut und noch mehr nach seinem Geburtsorte *Thetideius heros* genannt werden könne, nämlich nach dem Städtchen *Thetideum* (bey Strabo Θετίδιον) in Phthiotis, wo nach einer Stelle der Andromache des Euripides (V. 16—23) Thetis mit ihrem Peleus abgesondert von den Menschen lebte, und wo Achill erzogen wurde. Parallele Zeugnisse anderer Schriftsteller citiren *Heyne* ad Apollod. 3, 13, 5 und *Sturz* ad Pherecyd. Fragm. p. 83. — Zuweilen rührt die Neigung der Herausgeber, den Text gegen die Handschriften zu ändern, aus einer übertriebenen hohen Meinung von der classischen Eleganz dieses Dichters her, der, wie Hr. *v. K.* sich bey V. 902 äussert, *in optimorum imitatione perpetuus* seyn soll. Als ob ein Dichter eines späteren Zeitalters, wie sehr er auch die Diction und Manier der älteren classischen Dichter, in soweit sie zu seiner Zeit noch verstanden wird und gefällt, sich anzueignen beflissen seyn mag, darum sein Zeitalter ganz verleugnen könnte, und alles Neuere in Ausdruck, Prosodie und Metrik, was zu seiner Zeit wirklich gangbar war und als *sprachrichtig* galt, durchaus vermeiden müsste! Man sieht daher nicht ohne einigen Unwillen, wenn Hr. *v. K.* V. 89 in der Bitte der Thetis an Jupiter „*ulciscere meque meumque Corpus ab Atride*" das Wort *corpus*, einen diesem Dichter eigenen Ausdruck für *fetus, proles, soboles*, gegen alle Handschriften und bis jetzt verglichenen gedruckten Ausgaben aus sehr schwachen nichtigen Gründen in *pignus* verwandelt und dieses in den Text setzt. Das heisst, dünkt uns, eine Urkunde des späteren Sprachgebrauchs verfälschen; denn selbst in der anderen Stelle dieser Epitome V. 992, aus welcher Hr. *v. K.* beweisen will, dass der Dichter die Kinder *pignora* nenne (freylich darf er sie auch *pignora* nennen, auch *viscera!*), geben 5 Handschriften und 2 alte Ausgaben dennoch *pro nostro corpore* statt *pignore*, und die falsche Lesart von 4 anderen Handschriften *pro nostro pectore* ist schwerlich aus *pignore*, sondern aus *corpore* entstanden, weil die Wörter *corpus* und *pectus* so oft von den Abschreibern verwechselt worden sind. S. *Drakenb.* ad Sil. Ital. 16, 479. Was ferner die von Hn. *v. K.* angeführten ovidischen Stellen betrifft, wo *corpora* und *pignora* in den Handschriften verwechselt werden: so sind sie vielmehr ganz wider ihn; denn in zweyen dieser Stellen (Metam. 1, 300 und Fast. 2, 403) ist *corpora* unwidersprechlich die ächte Lesart, *pignora* aber die verdorbene, auch von *Heinsius* und *Burmann* mit Recht verworfene, einer einzigen Handschrift, in der dritten aber (Ibidis v. 313) nahm *Heinsius* die Lesart *carissima pignora* statt des ganz unschuldigen *carissima corpora* bloss nach Laune und aus unzulänglichen Gründen ebenfalls nur aus einer einzigen Handschrift auf. Überall war folglich dieses *pignora* nichts mehr als Glossem einer bessernden Hand, wenn nämlich ein halbwissender klügelnder Abschreiber einmal das Wort *corpora*, sey es richtig oder unrichtig, von *Kindern* verstand. Und woher anders dieses Missverständniss und diese Verwechselung zweyer nach Schrift und Laut so unähnlicher Wörter, als weil man in späteren Zeiten und im Mittelalter seine Kinder *seinen Leib* nannte, so wie man sie im alten Latein *sua viscera* hiess, und wir Deut-

schen sie wohl *unser Fleisch und Blut* nennen? Die beiden Stellen der Epit. Hom. könnten allein hinreichen, diese von *Dufresne* und *Charpentier*, wie vieles Andere, nicht gekannte neue Bedeutung von *corpus* zu beglaubigen. Indessen kann Rec. auch den von *Polyc. Leyser* (*Hist. poëtar. med. aevi* p. 262) nachgewiesenen Hymnus von *Hartmann*, Abt zu St. Gallen im 9ten Jahrhundert, auf das Fest der unschuldigen Kinder und den bethlehemitischen Kindermord anführen, dessen Anfang die unschuldigen Kinder durch *Salvete — corpora* bezeichnet. Schon Prudentius Cathemer. 12, 111 nannte sie *effusa nuper corpora*, sowie er Hamartigen. 595 die noch-ungeborene Leibesfrucht der Vipern *corpuscula* nennt.

Nicht selten stöfst man auf Proben von einem überfeinen kritischen Eigensinn, sonderbarer hyperkritischer Ängstlichkeit und spitzfindigem Gekrittel. Z. B. bey V. 452 und 453, wo vom Diomedes, der den Pandarus erlegt, die Rede ist: *Dissipat et cerebrum, galeae cum parte revulsum, Ossaque confossi spargit Tydideus ensis*, will es Hn. *v. K.* nicht in den Sinn, dafs *cerebrum revulsum* ein richtiger Ausdruck sey: ein seltsamer Zweifel, nach welchem hier unnütze Conjecturen eine über die andere gehäuft werden. Wird nicht, wenn der Hieb des gewaltigen Heros mit einem Theile des Helms ein Stück vom Kopfe wegnimmt, ein Theil des Hirns wirklich *losgerissen?* und warum soll diefs nicht *cerebrum revulsum* heissen? und giebt es für diesen Begriff einen anderen treffenderen und eigenthümlichen Ausdruck? Auch *Tydideus* soll eine unlateinische Wortform seyn. Dafs diefs falsch sey, ist oben bewiesen worden; um indessen nach dem Bedürfnifs des Verses die vorletzte Sylbe kurz zu haben, wäre *hier* freylich besser *Tydidius ensis*, wie Cicero's *Thucydidius*, *Carneadius* und dergl., wie *Tyndarius puer* statt *Tyndareus* bey Valer. Flaccus 1, 166, und wie *Rhoetion* statt *Rhoeteum* bey Lucan 9, 963. S. das. *Oudendorps* Anm. — Ein ähnlicher *nodus in scirpo quaesitus* und von etwas lustiger Art ist es, wenn Hr. *v. K.* V. 580 in dem Prädicat des Meriones *notus gente paterna* eine Schwierigkeit findet, aus welcher er, wie er sagt, sich nicht herauszuwickeln weifs, weil Molus, der Vater von Meriones, gerade kein ausgezeichneter Heros gewesen und wenig bekannt sey, auch in der Iliade nur Ein Mal vorkomme, wenn in dieser Noth theilnehmende kritische Freunde mit Rath und That, das heifst, mit unnützen Conjecturen und Verbesserungsversuchen, zu Hülfe kommen, und wenn Hr. *Weytingh*, vor lauter Begierde zu helfen, den einzigen Aufschlufs über die vermeinte Schwierigkeit nicht gewahr wird, den er in einer von ihm selbst angeführten Stelle des Diodor vor Augen hat. Braucht man mehr zu wissen, als dafs der Vater von Meriones, wie Diodor sagt, ein Sohn, oder, wie Andere berichten, ein Enkel des mächtigen Herrschers und Gesetzgebers Minos gewesen sey? und giebt es im mythischen Zeitalter einen angeseheneren und berühmteren Mann als diesen Minos? Übrigens war auch Molus, dem nach der Sage eine von ihm geschändete Nymphe den Kopf abgerissen haben sollte, wenigstens bey seiner Nation sehr berühmt, und die Kreter feyerten jährlich zu seinem Andenken ein Fest, an welchem man ein kopfloses Bildnifs von ihm umhertrug. S. *Meursius* in Creta l. 4. c. 2. p. 200. — Ein ganz eigenes, und wenigstens für Rec. neues und unerhörtes kritisches Princip, nach welchem Hr. *v. K.* sich Änderungen im Texte eines Dichters erlaubt, erfährt man bey V. 470 *Icta petit coelum terris Cytherea relictis*, wo er nach der einzigen *burmannischen* Handschrift das *Icta* in das unbestimmtere und unpassendere *Laesa* verwandelt, *um den Hiatus zwischen diesem Icta und zwischen hasta, dem Schlussworte des vorhergehenden Verses, zu beseitigen.* Ein Princip, nach welchem wir, wäre es gegründet und wahr, in diesem kleinen Gedichte vielleicht noch 50 Verse — und wie viele nicht in anderen Dichtern! — am Kopfe oder Schwanze zu verschneiden haben würden. Möge der gute Genius der Kritik verhüten, dafs dieser Grundsatz in ihrem Hauptsitze nicht weiter Raum gewinne, oder wir würden bedauren müssen, das batavische Ohr nach den rühmlichen Veränderungen, die es seit Martials Zeiten durchgegangen ist, endlich in eine Periode der Überverfeinerung und höchsten Verweichlichung eintreten zu sehen, welche so wenig, als das harte Ohr, die Gesundheit der Kritik bewährt. — Die nach der Beschreibung des Zweykampfs zwischen Hektor und Ajax eingerückte Anrede des ersteren an den letzteren (V. 623—628), welche, wie mehrere andere Parthieen dieser kleinen Ilias, ein dem Homer fremder Zusatz des Epitomators ist, erklärt Hr. *v. K.* ohne einen erheblichen Grund für unächt und von einen Abschreiber eingeschoben, schliefst sie in Klammern, verbindet V. 622 unmittelbar mit V. 629, und läfst die Stelle, um ihr mehr Böses nachzureden, nach der verdorbenen Vulgata, wie hier folget, abdrucken:

— — — — tunc bello maximus Hector
[Quae te terra virum, qui te genuere parentes?
Viribus es proles generosa atque inclyta, dixit.
At contra referre parat Telamonius Aiax:
Hesiona de matre vides Telamone creatum.
Nobilis illa domus fama et generosa propago.
Hector et Hesionae nomen casusque recordans.]
Absistamus, ait, sanguis communis utrique est,
Ajacemque prior aurato munerat ense etc.

In Hn. *v. K's.* Urtheil, dafs es den eingeklammerten Versen an dem leichten Flusse und der Eleganz gebreche, die man an diesem Dichter gewohnt ist, kann Rec. keineswegs einstimmen; und den ersten Vers, einen virgilischen Cento, findet er ganz im Charakter dieses nach virgilischen und ovidischen Brocken haschenden Epitomators: jedoch würde er V. 626 verbessern *Telamoneque cretum* oder *natum.* In dem *referre* V. 625 ist freylich ein metrischer Fehler; aber warum behält Hr. *v. K.* diese verdorbene Lesart bey, da *Wernsdorf* nach der helm-

städtischen Handschrift bereits verbessert hatte *Contra haec dicta referre parat Telam. Ajax?* und warum verschmäht er V. 628 *Wernsdorfs* auf 2 Handschriften gegründete Verbesserung „*Hector ut Hesionae nom. cas. recordat*“? Die einzige Schwierigkeit aber, dass der von Telamon mit der trojanischen Hesione erzeugte Sohn nicht Ajax, sondern Teucer, und die Mutter des Ajax vielmehr Periböa, eine andere Gattin Telamons, war, wird durch Hn. *v. K's.* Ausmerzung jener 6 Verse keineswegs gehoben; denn er läſst ja den 629sten Vers stehen, dessen Worte *sanguis communis utrique est*, dieselbe Verwandtschaft aussprechen, welche Hr. *v. K.* wegkritisirt. Hätte er nicht eine anderweitige Blutsfreundschaft der beiden Heroen nachweisen müssen? Statt dessen redet er in der Anmerkung über diesen Vers nur von dem *absistamus*, und, was in der That zu verwundern ist, mit keinem Wörtchen von dem *sanguis communis utrique*. Übrigens gehört entweder dieses Falsum zu den bey späteren Dichtern nicht seltenen mythologischen Verirrungen und Verfälschungen, oder der Dichter glaubte hier nach den Umständen seinem durch die Friedensvermittler zur Aussöhnung gewonnenen Ajax eine Unwahrheit von Verwandtschaft erlauben zu dürfen, um ihn Hektors achtungsvolle Anrede auf eine annähernde und schmeichelhafte Art erwiedern zu lassen.

Dem exegetischen Geschäft eines Herausgebers bietet dieses kleine Dichterwerk in seiner lichtvollen, natürlich einfachen, und sich selten erhebenden Schreibart nur wenig Stoff dar, nur selten eine Schwierigkeit in den Sachen oder im Ausdruck zu heben, nur wenige Eigenheiten des Ausdrucks aus der späteren Latinität, aber desto mehr Nachahmungen von Virgils und Ovids Formen, Manieren und Wendungen und Aneignungen ihrer Ausdrücke und Redensarten zu bemerken, und die Quellen derselben nachzuweisen. Hn. *v. K's.* Bemerkungen und Nachweisungen der Art sind nicht nur zahlreicher, und beschäftigen sich mit mehreren Stellen des Gedichts, als die *wernsdorfischen*, sondern sie sind auch gewöhnlich freygebiger mit Citaten und Anführungen, deren mehrere jedoch mit den *wernsdorfischen* übereintreffen; sie umfassen auch wohl Parallelstellen späterer Dichter, welche ebenfalls aus Virgil und Ovid schöpften, desgleichen manche homerische Stellen, welche der Epitomator besonders vor Augen hatte, deren wörtliche Anführung aber oftmals sehr überflüssig und lästig ist. Mehrere Stellen des Gedichts gaben ihm Anlass zu lehrreichen, von Belesenheit in Schriftstellern und Commentatoren und von feiner Beobachtung zeugenden Bemerkungen über grammatische Gegenstände, Sprachidiome, seltenere Latinität und Feinheiten des Ausdrucks, z. B. bey V. 22: „*Vincuntur fletibus ejus Myrmidones*“, die Bemerkung nach *Bentley* und *Burmann*, dass der Genitiv *ejus* für die höhere Sprache der Poësie unedel, matt und schleppend, aber nicht allemal von den Dichtern vermieden sey; — bey V. 95 über das *Dixit, et* und *Dixit, sed* oder *at* nach vorhergegangenen Reden; jenes brauchen die Dichter, wenn sie von derselben Person zu reden fortfahren, dieses, wenn sie zu einer anderen übergehen; — bey V. 311 über das *foret* und *fuit* statt *fuisset* im Nachsatze nach einem Vordersatze mit *si* oder *nisi;* — bey V. 380 über den Unterschied des *vibrare* und *librare hastam*, zweyer von den Abschreibern so oft verwechselter Phrasen; — bey V. 414 über das *existere* statt *esse* oder *fieri*, gegen *Barth* gut vertheidigt aus Ovid, wie es auch bereits *Wernsdorf* in den Addendis (T. V. P. M. p. 1486 extr.) aus des Lucilius Junior Aetna und aus Julius Exsuperantius vertheidigt hatte.

Einige schwierige und verdorbene Stellen, bey denen die Handschriften durchaus keine Hülfe gewähren, und welchen Hr. *v. K.* so wenig, als *Wernsdorf*, zu helfen wusste, haben die Herausgeber anderen Kritikern zur Nachlese überlassen. Eine derselben ist V. 82 „*Invocat aequoreae Pelides numina matris, Ne se plus Thĕtis contra patiatur inultum*“, wo wenigstens in *Thetis* ein metrischer Fehler ist, wenn auch *plus* mit *Casp. Bahrt* für *amplius* genommen werden könnte. Rec. hält auch *plus* für unächte Lesart, in welcher ein geographisches, und zwar trochäisches, Beywort der Thetis begraben seyn mag. Wahrscheinlich schrieb der Vf. „*Ne se Phthia Thetis contra pat. in.*“ (vielleicht auch *Phthissa Thetis*, wenn anders die analogische Richtigkeit dieser weiblichen Form erwiesen werden kann; denn *van Santens* Handschrift giebt „*Ne se plus ipsa Thetis c. pat. in.*“). Phthia war der Wohnsitz der Thetis, wo sie mit Peleus lebte, und die ganze Gegend war ihr heilig; *Θέτις δὲ κρατεῖ Φθίᾳ*, sagt Pindar Nem. 4, 81. S. den Schol. bey dies. St. Man weiss, wie oft in den Handschriften die Eigennamen unter anderen Wörtern versteckt sind, wie z. B. V. 432 dieser Epitome *Meriones Pheredum* unter der Vulgata *Merionis puerum*. — Eine andere Stelle der Art ist V. 286 in der von dem Vf. hinzugedichteten Anrede des Menelaus an den Paris, mit dem er den Zweykampf beginnen will: „*Nec longum nostra laetabere conjuge, quae te Mox rapuit regem, tantummodo Jupiter adsit*“. Die Worte *quae te mox rapuit regem* finden die Ausleger unverständlich und unlateinisch. *Medenbach-Wakkers* Verbesserung *quam te Mox rapuisse gemes* entfernt sich zu weit von der Schrift. Rec. findet die Vulgata mehr als erträglich, und sieht in ihr nichts anders, als eine, ganz im Charakter des späteren Zeitalters, witzelnde, spitzige und spöttelnde Drohung: *Bald wird sie, die Geraubte, dich, ihren glücklichen Räuber, der in ihrem Besitze König Menelaus zu seyn wähnte, für den Orcus geraubt* (oder *ins Grab gerafft*) *haben; denn um ihrentwillen sollst du jetzt von meiner Hand sterben! Rapere* und *rapi* sind gewöhnliche Ausdrücke vom Tode, vorzüglich von dem plötzlichen, frühzeitigen oder gewaltsamen, und der hier sehr emphatische, auf Gewissheit und Schnelligkeit des Todes deutende Gebrauch des Perfectums

ist im Grunde dieselbe Enallage der Zeit, wie in dem bey den Komikern so gewöhnlichen Ausruf der Verzweifelnden *perii* oder *periimus*, — der oft nur Furcht vor einem *nahenden noch zukünftigen* Unglück, aber auch die Meinung von der Gewissheit und Unvermeidlichkeit desselben ausdrückt. Wenn gleichwohl die Lesart verfälscht ist: so scheint die ächte und ursprüngliche gewesen zu seyn — — „*quae te Mox habuit regem*". H und R waren, so wie auch B und P, bey etwas verwischten Schriftzügen leicht verwechselt, und das Perfectum von *habere* bezeichnet öfters das Missgeschick eines Verlustes. Terenz Heautont. Act. 1. Sc. 1, 42. „*Filium unicum adolescentulum Habeo. ah! quid dixi habere me? imo habui, Chreme!*" Seneca Controv. 4, 28: „*Hanc solam ex omnibus meis morientem vidi: habui filiam: de omnibus meis, Habui, dicendum*". *Regem hab.* ist nur Spott des stolzen Königs über den Paris, als den Helena statt seiner habe eintauschen wollen; indessen schrieb der Dichter vielleicht — — „*quae te Mox habuit, regum thalamo modo Jupiter adsit*", oder *regum thalamo dum* (für *dummodo*) *Jupiter adsit*", *wenn anders Zeus, der Könige Beschützer, auch über ihr Ehebett waltet.* — V. 548 „*Protinus armatas innuptae Palladis arces Iliades subeunt*" ist das Beywort *armatas*, worin Handschriften und Ausgaben übereinstimmen, dunkel und für eine Burg oder einen auf einer Höhe gelegenen Tempel unschicklich. *Auratas*, wie ein Hr. *Nic. Sterke* verbessern wollte, wäre nicht übel. Doch schicklicher für einen trojanischen Tempel der Pallas, wo man das verborgene Heiligthum des Palladiums verwahrte, scheint *arcanas* zu seyn; denn eben dieses Heiligthums wegen, welches, von Aeneas nach Latium gebracht, im Tempel der Vesta aufbewahrt wurde, nennt Ovid Fast. 3, 143 diesen Tempel *aedem arcanam:*

> *Adde, quod arcana fieri novus ignis in aede*
> *Dicitur, et vires flamma refecta capit.*

Auch einige von den Herausgebern übersehene Spuren von Latinität des späteren Zeitalters hätten verdient bemerkt zu werden. So scheint z. B. die Construction des Zeitworts *queri* mit einem Dativ der Person (statt *queri apud aliquem* oder *cum aliquo*) neue Latinität zu seyn, nämlich V. 471 „*Atque ibi sidereae queritur sua vulnera matri*", und V. 536 „*Hic ille aethereo queritur sua vulnera regi*". V. 662 „*totis supereminet armis*", wo *Wernsdorf* aus seinen Handschriften die bessere Lesart gab *totis gravis imminet armis*, würden Hn. *v. K.* und *v. Santen* die gesuchte Deutung des *armis* auf die *Schultern* (*armos*), für welche das Beywort *totis* nicht wohl passt, vermieden haben, hätten sie sich des auch in den Wörterbüchern bewiesenen Sprachgebrauchs des späteren Zeitalters erinnert, nach welchem *totis* für *omnibus* oder *cunctis* steht. Wiewohl Hr. *v. K.* aus übertriebener Meinung von der alt-römischen Eleganz seines Autors gegen alles Neue in dessen Sprache gern die Augen zudrückt, oder solche Stellen zu ändern geneigt ist.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Carlsruhe*, b. Macklot: *Leben und Thaten der drey Bürger Badens: Jakob Kast, Johann Niclaus von Nidda, und Anton Rindenschwender.* Mit 3 Kupfern. 1811. 84 S. 8. (12 gr.) „Um einem allenfallsigen Missverständniss in der Behandlungsart des Stoffs in den vorliegenden Biographieen zu begegnen, bemerkt der Herausg., dass er bey der Lebensbeschreibung von Bürgern auch nur Bürger als Leser im Auge hatte, und künftig haben werde, nicht aber Gelehrte, die daran Manches auszusetzen finden möchten." Diesemnach gehört also diess Buch in die Classe der Volksschriften, und sein Zweck ist, die Bürger Badens in Liebe und Treue enger unter einander zu vereinen, und sie aufzumuntern zur freudigen Erfüllung ihrer Bürgerpflichten, zur Begünstigung und Verbesserung der Landwirthschaft, des Handels und der Fabriken, und zum Bestreben, sich durch Wohlthaten des Fürsten und des Vaterlandes würdig zu machen. Es ist nicht zu leugnen, zur Beförderung solcher Zwecke sind Biographieen von besonderer Wirksamkeit. Auch die hier gegebenen, obschon sie noch Manches zu wünschen übrig lassen, werden ihres Endzwecks nicht gänzlich verfehlen, sobald nur der Sinn für ächte Bürgertugend noch nicht gänzlich unterdrückt und erloschen ist. Der Ton, in welchem die Erzählung vom reichen Manne zu Grünzingen, Johann Niclaus von Nidda, angestimmt ist, ist für den Zweck dieser Biographieen an manchen Stellen nicht würdig genug. Die Kupfer sind für eine Volksschrift mehr als mittelmäsig. Bg.

Goslar, b. Lohmann: *Die Erscheinungen am Himmel und in der Luft, fasslich und deutlich erklärt für Jedermann,* 1810. 44 S. 8. (4 gr.) Der hier mitgetheilte Unterricht über die wichtigsten astronomischen Gegenstände und Lufterscheinungen ist in Frag' und Antwort abgefasst, nach des Vfs. eigener Äusserung, „um den Vortrag dadurch in mehrere Absätze zu zertheilen und ihn dadurch behaltbarer zu machen. Dass derselbe kurz seyn müsse, zeigt die geringe Seitenzahl; aber er enthält das Nothwendigste, um richtige Begriffe darüber zu fassen, und die Grösse und weise Einrichtung des Ganzen lebendig zu fühlen. Über die zu langen Fragen (z. B. S. 13, wo eine von 13 Zeilen vorkommt) hat sich der Vf. mit der obenangeführten Bestimmung der Fragen zu entschuldigen gesucht: aber auch die zu langen Antworten hätten in dieser Hinsicht vermieden werden sollen. So ist auf die Frage: Wie sich die Kometen von den übrigen Sternen unterscheiden? eine Antwort gegeben von fast sieben Seiten, in welcher Mehreres beygebracht ist, was nicht geradezu zur Beantwortung dieser Frage dient. Diess schadet aber der Brauchbarkeit des Büchleins nicht. — s.

Leipzig, b. Gleditsch: *Bergmanns deutsche Vorschriften.* Dritte Lieferung von No. 37 bis 56. Vierte Lieferung, oder der lateinischen Vorschriften No. 1 bis 27. Ohne Jahrzahl. 4. Was Rec. über die beiden ersten Lieferungen (1811. No. 22) gesagt hat, bestätigt er auch bey dieser dritten. Auch die lateinische Schrift verdient Lob. Sie ist zierlich, ohne steif zu seyn, flüchtig ohne Nachlässigkeit, leicht verbunden, ohne dem Charakter der Schrift zu nahe zu treten. In einigen Vorschriften fehlt es dem Stich an Schwärze: doch sind deren nur wenige. Auch der wohlfeile Preis dient zur Empfehlung. Am.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JANUAR, 1812.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leiden u. Amsterdam, b. Luchtmanns u. Holtrop: *Incerti Auctoris* (vulgo *Pindari Thebani*) *Epitome Iliados Homericae*, e recensione — *Th. van Kooten*. Edidit — — *Henr. Weytingh* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Auf umständliche Untersuchungen über das Alter und den unter dem Namen *Pindarus Thebanus* verborgenen Verfasser dieser kleinen Ilias haben sich die Herausgeber wohlweislich nicht eingelassen. Indessen scheinen sie *Wernsdorfs* früherer, auch von *Ruhnken*, wie man hier vernimmt, gebilligten Meinung, dass das Gedicht dem *Pentadius* angehören möge, dessen Name in den Handschriften *Pintadi* und *Pintati* geschrieben wird, geneigter zu seyn, als der späteren in dem Prooemio zu dieser Epitome vorgetragenen Meinung des deutschen Herausgebers, welcher hier lebhaft widersprochen wird. *Wernsdorf* selbst stellte sie jedoch nicht als eine Entdeckung des wahren Verfassers des Gedichts, sondern als eine *Vermuthung* auf, dass Avienus der Verfasser seyn *könne*; und wer mag diess leugnen? Diese Äusserung seines Unwillens über den schwachen Grund einer Meinung hält indessen Hn. *W.* keineswegs, wie man denken sollte, zurück, eine noch weit schlechtere Muthmasung aufzustellen, oder vielmehr in ihrer nacktesten Gestalt und ohne allen Aufputz, als ob sie für sich selbst reden sollte, mit wenigen Worten flüchtig hinzuwerfen, dass nämlich der Verfasser dieser Epitome, wo nicht ein Zeitverwandter, doch ein Landsmann des durch sein Gedicht *de excidio Trojae* bekannten Engländers *Joseph von Isca* oder *Exeter*, eines Mönchs in Devonshire im 12ten christlichen Jahrhundert, gewesen seyn möge. Er gründet sie auf zwey Verslein eines Abschreibers, welche sich am Schlusse der *van santenschen* Handschrift finden:

Pindarus hunc secum trans pontum vexit Homerum,
Sed argumentum dedit esse poëta latinum.

Da es gar viele Länder giebt, aus welchen und nach welchen ein Buch zur See gebracht werden kann: so muss man wohl, um mit Hn. *W.* in den Worten *trans pontum* gerade eine Andeutung von England zu finden, etwas hinzudenken, was er selbst verschweigt, dass nämlich *Pindar* wirklich ein engländischer Geschlechtsname ist, und dass dieser Name auch schon früher, ehe man noch bleibende Geschlechtsnamen einführte, in England gewöhnlich gewesen, auch wohl von den Römern dahin gebracht seyn könnte; denn in den römischen Inschriften kommen auch *Pindari* vor, z. B. in *Gruteri Corp. Inscript.* T. II. p. 769, 1 und p. 967, 12. Ein 1678 verstorbener Engländer *Wilhelm Pindar* aus Yorkshire wird als Schriftsteller in *Jöchers* Gelehrten-Lexikon aufgeführt, und ein jetzt lebender satirischer Schriftsteller der Engländer ist unter dem Namen *Peter Pindar* berühmt. Es könnte demnach ein Engländer, Namens *Pindar*, vielleicht aus Devonshire gebürtig oder daselbst wohnhaft, also ein *Pindarus Devonus* oder *Devonius*, vielleicht auch aus der Seestadt *Dieppe* (lat. *Deppa*) in der Normandie (einem Lande, das bekanntlich seit Wilhelm dem Eroberer lange Zeit mit England verbunden war), also ein *Pindarus Deppanus*, im Mittelalter aus Griechenland oder aus dem Morgenlande eine griechische kleine Ilias nach England gebracht, und da er, wie der zweyte der obigen Verse zu besagen scheint, selbst Dichter war, sie ins Latein übergetragen haben, sein Name aber, den späterhin unwissende Abschreiber für verhört oder verschrieben hielten, mit der Zeit in *Pindarus Thebanus* übergegangen seyn. Und wie, wenn dieser Pindarus etwa gar kein anderer, als jener zu seiner Zeit so sehr gepriesene Sänger der Zerstörung von Troja, *Joseph von Isca* oder *Josephus Devonius*, wäre, den man etwa wegen seines Lobgedichts auf Heinrich I (S. *Leyseri hist. poët. med. aevi* p. 771 sq.) und anderer ähnlicher von ihm gedichteter Werke mit Pindar, dem Griechen, verglichen, und den *Pindarus Devonus* genannt hätte? — Auch die übrigen literarischen Präliminar-Notizen, welche *Wernsdorfs* reichhaltiges und schätzbares Prooemium umfasst, nämlich über die Behandlung des Homer unter den Römern, über die lateinischen Homeristen und deren Fragmente, desgleichen über die alten Ausgaben dieser kleinen Ilias, haben sich die neuen Herausgeber erspart. Ungern vermisst man bey dieser schätzbaren Ausgabe die nöthigen Register über Latinität und Noten, desgleichen die von *Wernsdorf* eingeführten, zur Vergleichung mit Homer sehr bequemen Abtheilungen des Gedichts nach den Büchern der Iliade. Übrigens bemerkt man in dem Buche eine orthographische Neuerung mit dem *u* und *v*, nämlich eine Vermischung der holländischen Orthographie, welche *u* und *v* nach der Aussprache unterscheidet, mit der cellarischen, indem hier zu Anfang eines Worts allemal das *v*, in der Mitte und am Ende aber nach der Aussprache entweder *u* oder *v* gesetzt wird, so dass man nach diesem Vorbilde künftig *vvidus*, *vnivira*, *vstivus* wird schreiben müssen. Ein neuer

Kampf misshelliger Elemente, aus dem, nach allen Aspecten, das so lange verfehlte grosse Resultat, die wahre Uheit und Vauheit, in schönster Harmonie ihres Wesens endlich hervorgehen, und den *consensus variorum in uno*, wie in einer Mixtur, darstellen wird, zumal wenn man, wie sich nach diesem Vorgang erwarten läfst, auch die *schurzfleischisch-bergerische* Schreibart mit einmischte, etwa nach folgendem Schema:

Scribe vbivis, uervex, uervactum scribito et vva,

welches offenbar noch bunter aussieht. Fw.

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

Augsburg, b. Veith u. Rieger: *Die Weisheit auf der Gasse*, oder *Sinn und Geist deutscher Sprichwörter.* Ein Lehrbuch für uns Deutsche, mitunter auch eine Ruhebank für Gelehrte, die von ihren Forschungen ausruhen möchten. Von *Joh. Mich. Sailer.* 1810. XVI u. 404 S.

Welch einen Reichthum an gehaltvollen Sprichwörtern und treffenden sprichwörtlichen Redensarten die deutschen Völker besitzen, ist eine seit Jahrhunderten erkannte und bewährte Sache. Wie unsere Sprache überhaupt, so sind die Sprichwörter ein aus allen Zeiten fortgeerbtes Denkmal des Verstandes und Witzes der gesammten Nation, eine Scheidemünze für den gemeinen Mann, wie für die höheren Stände. In gewisser Beziehung sind sie, was die Sprache selbst; so wie diese für jede einzelne Anschauung und Empfindung einen gemeinschaftlichen Ausdruck darbietet: so erscheint das Sprichwort als eine allgemeine Form, in der das besondere Urtheil, die Vorstellung des einzelnen Falles, in einer scharfen Umgrenzung sich selbst erkennt, darstellt und ausspricht, gleichsam eine *potenzirte Sprache.* Die Verhältnisse des Lebens, Erfahrungen und Urtheile erhalten unter nicht-mechanisirten Völkern bey jedem Individuum, gemäfs der ihm eigenen Ansicht, ihren *besonderen* Ausdruck; eine so mannichfach verschiedene Art der Mittheilung hebt das Sprichwort auf, indem es durch einen kurzen Satz, anschauliches Gleichnifs u. s. w. an die Stelle der einzelnen Ansicht eine für hundert ähnliche Fälle passende Rede setzt, die von den Zuhörern — vorausgesetzt, dafs die Anwendung richtig war — schneller und lebhafter als treffend und *wahr* empfunden wird, wie in jeder anderen motivirten Äufserung. (Schon ein älterer Autor von 1545 bemerkt, dafs die Sprichwörter „die Rede nicht nur angenehm und lieblich, sondern auch verständlich und *ansichtig* machen.") Der innere Grund hievon läfst sich nicht besser bezeichnen, als durch die Worte *Öttingers:* „Die gesunde Vernunft besteht in einem alle Schlüsse prävenirenden Ja und Amen zu allem, was göttlich, tugendlich und wohllautend ist; und das darum, weil die Weisheit, die auf allen Gassen und in Societäten unsichtbar gegenwärtig ist, im Gewissen der Menschen zu allem Guten mitwirkt" (1759). Es ist aus dem Vorigen klar, dafs die treffende Anwendung des Sprichworts in das Gebiet des *Witzes* gehört; wo der Gebrauch solcher Redensarten uns abgenutzt erscheint, kann dieses Gefühl freylich nur schwach seyn, aber es wird sich gewifs einstellen, sobald sie uns neu vorkommen.

Am meisten finden wir diese Gattung von Verstand und Witz bey der gröfseren Volksmasse, unter der sich der deutsche Urcharakter noch am reinsten erhalten hat. Wie bey dem Volke der witzige Scherz nicht migniaturartig punctirt, sondern mehr *al-fresco* ausgeführt sich darstellt: so liebt es die schnelle Fixirung einer ihm als wahr erscheinenden Sache vermittelst seiner durchaus praktischen Sprichwörter, und es befindet sich in dieser Region seiner symbolischen Weisheit weit besser, wie bey jeder anderen gründlichen oder geistvollen Auseinandersetzung. Indefs ist diese Weisheit nicht blofs *hier* einheimisch; Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten sind *Allen* willkommen, und wenn sie jetzt bey den Gebildeteren seltner gehört werden: so hat diefs wohl auf der einen Seite darin seinen Grund, dafs sie zu wenig gekannt sind; auf der anderen ist es der Natur des sogenannten guten Tons zuwider, in einer scharf abschneidenden und schnell bestimmenden sprichwörtlichen Sentenz so kurz und gut seine Meinung herauszusagen. Dem Volk aber sollte dieses schöne erbliche Eigenthum, als ein höchst angemessenes Organon seines Verstandes, erhalten werden. Dafür wird es nun freylich schon selbst sorgen; allein wir dächten doch, dafs in den bürgerlichen Schulen eine Sammlung unserer Sprichwörter mit passendem Commentar, und in wohldurchdachter Zusammenstellung, sehr gut der Stellvertreter einer Moral, Logik und Psychologie für den gemeinen Mann werden könnte; auch bey gelehrten Instituten möchte sie gute Dienste thun, wo man mitunter nichts gelten läfst, als was den jungen Leuten frühzeitig die Lebensweisheit einzuimpfen geschickt ist. Wenn Rec. nicht irrt: so bestimmte *jene* Rücksicht schon vor vielen Jahren den Hn. Prof. *Siebenkees* zur Herausgabe einer Sammlung deutscher Sprichwörter. Zu welchem Zweck aber auch eine gröfsere Zusammenstellung dieser Art unternommen würde: so möchte hiebey die genauere Kenntnifs der bisherigen Quellen unerläfslich seyn. Möchte nur der Gelehrte, der 1803 in Altdorf mit einer Literatur der Sprichwörter aller Nationen sich beschäftigte, seine Entdeckungen über diesen eben so fruchtbaren als dankbaren Gegenstand literarischer Forschung nicht länger dem Publicum entziehen! Hätte *Erd. Jul. Koch* sein Compendium auch in dem Theile, der die Werke der Prosa umfassen sollte, vollendet: so würde sich hier der Mangel der neueren Zeit im Fach der deutschen Sprichwörterkunde von selbst kund gegeben haben. Aufser der Sammlung von *Siebenkees* kennt Rec. nur *J. F. Eisenhart's* Grundsätze der deutschen Rechte in Sprichwörtern, N. A. 1792. Dafs *Adelung* mit einer wunderlichen Geringschätzung das Gebiet der einheimischen Sprichwörter so sehr vernachläfsigt hat, wurde mit Recht in *Vossens* Beurtheilung des Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart getadelt; hätte er sie doch wenigstens, in fafslicher Übersicht, als Anhang beygefügt, denn al-

lerdings hat ihre Zertheilung unter die einzelnen Wörter der Sprache ihre Unbequemlichkeit. Schon zu Luther's Zeiten hatten *J. Agricola* und *Seb. Frank* (ein zu wenig gekannter Autor) Sammlungen deutscher Sprichwörter herausgegeben; beide mit schätzbarem Commentar. (Des Letzteren Werk erschien in veränderter, alphabetischer Ordnung zu Zürich 1545, 8, in schweizerischen Dialekt umgesetzt.) Gegenwärtig, wo man das deutsche Alterthum in allen seinen Beziehungen zu erforschen und darzustellen sucht, hat nun auch dieser Gegenstand seinen *Sospitator* gefunden, nicht unter den jüngeren Theilnehmern, die für zwey verwandte Rubriken, die deutschen Volksbücher und das altdeutsche Lied, schon so thätig sich bezeigten; für unsere Sprichwörter, diese Denkmäler alter Weisheit und Erfahrung, tritt als Fürsprecher ein achtungswürdiger Veteran unserer gelehrten Republik, *Joh. Mich. Sailer*, auf, dem Alle das Zeugniss geben, wie er stets für das Edle und Gute zu wirken gesucht. Seine Schrift, deren Nennung dem Rec., wie er sie zuerst aus seinem Munde vernahm, ungemein viel Vergnügen gewährte, wird ohne Zweifel in den Händen unserer *aufmerksamen* Literaturfreunde und Pädagogen seyn; möge unsere Anzeige noch mehrere Gönner ihr erwecken!

Die Aufgabe dieses Thema's liesse sich auf mehr als eine Art lösen. Wir wollen nicht behaupten, dass die von Hn. *S.* gewählte in jeder Hinsicht die passendste sey; das aber wird jeder Leser des Buchs eingestehen, dass hier der Charakter der deutschen Sprichwörter unter so mannichfaltigen Gesichtspuncten dargelegt, und in den Beyspielen ein so bedeutender Umfang derselben uns vor Augen gelegt wird, dass dieses Werk, so wie es aus einem sorgfältigen Studium hervorgegangen, auch selbst wieder zu einem eben so unterhaltenden als lehrreichen Studium wird. Die Einrichtung ist im Ganzen von der Art, dass nicht den einzelnen Sprichwörtern oder Classen derselben ein Commentar untergelegt wird, sondern dass der Vf. unter den mannichfaltigsten Beziehungen der äusseren Einkleidung und des Inhalts die einzelnen Sprichwörter als Belege aufstellt, die ihr richtiges Verständniss durch die vorangestellten Ansichten und Rubriken erhalten. Wir wollen den Leser mit dem sehr verständig entworfenen Plan der Schrift noch etwas näher bekannt machen. Zuerst als Einleitung ein Capitel von den Sprichwörtern der Nationen. Hienächst von dem Gepräge des deutschen Sprichworts; es liebt z. B. das Negligé, die Kürze, den Reim (die Assonanz), neugeschaffene Wörter, Einfachheit und Mannichfaltigkeit, hat Überfluss an Witz, ist änigmatisch, naiv, kühn-malend, verschmäht nicht die leichten Wortspiele, liebt die Dreyzahl, ist satirisch, kräftig, scherzend; kurz in Steigerungen, originell in Verkleinerungen, spricht gern in Diminutiven, respectirt die Mundart des Volks, verräth seine Heimath, ehrt edle Namen, überliefert das Bild der vergangenen Welt u. s. f.; lauter Charakterismen, die von dem Vf. sehr fleissig durchgeführt sind. (Freylich scheinen die Theilungen mitunter zu weit getrieben zu seyn, da z. B. an die Form der Enunciation durch *Man*, *Mein*, *Wir* u. dgl. ganze Reihen von Beyspielen sich anknüpfen.) Sodann von den Sprichwörtern, ihrem *Inhalt* nach, unter folgenden Hauptansichten: Natur-, Menschen-, Welt-Kunde; Religions-, Staats-, Familien-Kunde; Klugheitslehre, Erziehungs- und Arzney-Kunde. Nach dem *Inhalt* würde eine Sammlung von Sprichwörtern unstreitig am besten geordnet werden; nur ist es schwer, für manches den *Locus communis* so scharf zu bestimmen, dass es von den übrigen hinlänglich abgeschnitten werde. — Hierauf ein Capitel von den sprichwörtlichen Redensarten, welches, vollständig ausgeführt, zu einem kleinen Lexikon anwachsen würde; man erinnere sich hiebey nur der Reihe von Ausdrücken, den Zustand der Betrunkenheit zu bezeichnen, in *Lichtenberg's* Schriften. — Von den Denksprüchen und tiefsinnigen Sprüchen der Deutschen; bey letzterem Abschnitt bloss eine kleine Gnomologie aus *Taulers* Sermonen; die Denksprüche früherer deutscher Fürsten sind eine Auswahl aus *Zinkgräf* und *Weidner*; wer sie bis auf die laufenden Zeiten fortsetzen wollte, würde mühsam nach den Sentenzen unserer Würdeträger umherzufragen haben, da ausser den Anekdoten von Friedrich und Joseph seitdem wenig mehr aufgezeichnet worden. Zuletzt handelt der Vf. noch von Verhütung des Missverstandes und Missbrauchs der Sprichwörter. In der „Zugabe von baierischen Sprichwörtern" kommen überaus viele vor, die in allen Provinzen Deutschlands cursiren; wie wäre es möglich, ihr Geburtsland bestimmt nachzuweisen. Dagegen giebt es eigenthümlicher sprichwörtlicher Redensarten in Baiern genug.

Der Vf. nennt dieses Werk „eine Ruhebank für Gelehrte, die von ihren Forschungen ausruhen möchten", ohne sonderlich zu bemerken, dass der Inhalt seiner Schrift zu gar umständlichen literarischen Untersuchungen Anlass geben könnte, sintemal gegenwärtig Alles, was in Beziehung mit dem deutschen Alterthum steht, auf eine *fast* (sehr) gelehrte Weise betrieben wird, worüber schon Einige (wir wissen nicht, ob gerade aus den lautersten Gründen) ihr Missbehagen zu erkennen gaben. Hier würden z. B. folgende Seiten in Betracht kommen: wie alt die jedesmaligen Sprichwörter sind? mit welchen Varianten sie vorkommen? welche ausser Gebrauch gekommen, z. B. Wald hat Ohren, Feld hat Augen, bey den Minnesängern (?) und im Leben der Mechtildis; selbe tete, selbe habe, Manezz. Samml. I, 89, und im Titurel: Selb täte, selbe habend, Gewin si oder fluste; Vil verdirbt, das man nicht erwirbt; Beschaffnes Glück ist unversäumt. Ferner wären hier die Grade der Verwandtschaft, in denen unsere Sprichwörter mit denen der Griechen, Römer u. s. w. stehen, zu untersuchen; eine kleine Vorarbeit bietet hier *Hier. Megiser's* Paroemiologia polyglottos, Lips. 1605, dar. Manche unserer Sprichwörter hatten ehedem den Reim oder die Assonanz, denen man es jetzt nicht mehr ansieht, z. B. jung gewohnt, alt gethan,

was Rec. längst auf „jung gewohn, alt gethon“ zurückgeführt hatte, als er in Büchern die Bestätigung fand. Nicht selten haben unsere älteren Dichter den Sinn, der in der Kürze des Sprichworts sich forterhielt, umständlicher dargestellt, z. B. S. 46: „Wenn der Schnee vergeht, so wird sich's finden“, womit sich eine ungedruckte Stelle bey Frauenlob parallelisirt:

Es ist nicht wol verwinkelt (in einem Winkel, verborgen), was in den Sne beschurren (verscharrt, versteckt) wirt,
Die Melde (Anzeige, Verrath) es mag begrifen, wenn sich der Sne zu wasser schirt (wandelt).

Die Gnome S. 285: „Verlorene Ehr kehrt nimmermehr“, wird in folgendem kleinem Gedichte so ausgedrückt:

Hüt der Ehren (Genit. Sing.) zu allen Stunden,
Aremût mag werden Rat;
Ehre die wirt nirgend funden;
Wer sie denn verloren hat,
Der werb immer mehr um Ehre,
Sie kann ihm gar werden nimmermere.
Ehr und Magethum (Jungfrauschaft) die zwey sint ein (ein Ding, eins),
Wer die zu einem mal verlieset,
Sie komen ihm gar nimmer hein (kehren — zurück).

Die Spanier haben, wie so vieles Andere, sogar die Logik und Physik des Aristoteles in Versen glossiert; man sollte denken, unsere Sprichwörter liessen sich auf ähnliche Art nutzen, da den Fabulisten beynahe kein Stoff mehr übrig geblieben; das Spruchdichten war so schon länger, als billig, unter uns abgekommen, und ohne *Friedr. Schlegels* gelungene Versuche würden die meisten Leser kaum einen Begriff von dieser Gattung der Poesie haben.

Unterdessen sind diese Erwähnungen über die Behandlung unserer Sprichwörter nur zufällige, sie können bey der Anzeige der *Sailer'schen* Schrift nicht als wesentliche Rücksichten genommen werden, und selbst ihre Nennung findet kaum Statt, wenn wir Ältern und Lehrern, nach *Seb. Frank's* Vorgang, dieses Buch als eine zweckmässige Jugendschrift anempfehlen. Die mehr Erwachsenen sollten von Zeit zu Zeit daraus vorlesen; es wird der Jugend eben so sehr zur Bestärkung im Guten frommen, als es ihren Gesichtskreis rücksichtlich des Welt- und Menschen-Lebens erweitern wird, dessen hundertfältige Seiten in diesen Sprichwörtern so häufig berührt und erhellt werden.

B. J. D—n.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Coblenz*, b. Pauli u. Comp.: *Ferienliebe von Emmerich Novus.* 1810. 156 S. kl. 8. (12 gr.) Aus der Tiefe eines rein poetischen Gemüthes ist diese Erzählung hervorgegangen. „Denn rein poetisch ist jedes Verhältniss, worunter Liebe unter irgend einer Gestalt webt. Aller Prosaismus des gemeinsten wie des glänzendsten Daseyns quillt aus dem chaotischen Spiele des Egoismus, dessen Tochter die starre, spröde Lieblosigkeit der Irdischen ist.“ Zart und lebendig sind die schönsten Erscheinungen des Lebens, ist die Blüthe des menschlichen Daseyns hier aufgefasst. „Ich erzähle, sagt der Vf. selbst, das alte liebliche Mährchen der Urwelt, und schildere die leisen Gefühle, die in der unbelauschten Tiefe einer Menschenbrust sich begeben haben, zufrieden, wenn diese Blätter die Erinnerungen eigener Gewesenheit bestätigen, oder die Ahnungen einer nahenden Wirklichkeit erregen.“ „Nur einmal beschreitet der Mensch jene stillen, ewig heiteren Gipfel des Paradieses der Liebe, denen keine Verwesung und kein Schmerz naht, in den schönen Blüthenmomenten des Daseyns; aber die Frucht der Erkenntniss birgt in sich den Samen innerer Zwietracht, und auf den weiten, tiefen Auen der Wirklichkeit, die das fortgerückte Alter umfangen, in den genäherten Mühen des Lebens wird jenes holde Eden zum Mährchen.“ Je einfacher die Begebenheiten sind, die hier erzählt werden, je natürlicher die Menschen, die hier auftreten: desto anziehender und ergreifender ist das Ganze der Darstellung. „Die äussere Gestalt des Lebens stellt, hundertfältig von fremder Einwirkung und von den mannichfaltigsten Rücksichten unterbrochen, eine ekelhafte Zerrissenheit dar, und nur innerhalb des Zauberringes, der das stille Ich den Gewalten der Umgebung entzieht, kann die Kunst und die Wahrheit ihre glücklichen Gebilde entfalten.“ Bey allen Kräften, die der Vf. der Sprache gegeben, bey allen Bereicherungen, die er ihr mitgetheilt, hat sie ihm doch bisweilen im Ausdruck des Empfundenen und seiner Anschauungen verlassen. „Worte vermögen nicht, vor den Augen derer, die, ungläubig gegen jede fremde Innigkeit und jedes fremde Verhältniss, sich dicht mit den Fäden ihres eigenen Daseyns umspinnen, das stille, verklärte Paradies abzumalen, welches die Seligkeit zweyer Seelen umfängt.“ „Seligkeit des Himmels ist es, die jugendliche Gestalt der einzig geliebten Seele vor seinen Augen aus dem Schosse der Vergangenheit heraufsteigen zu sehen, das stille Aufkeimen der Reize zu schauen, vor deren Entwickelung man mit gefesselter Bewunderung weilt, und von den balsamischen Blüthen einer Seele überregnet zu werden, um die sich alle Ströme unserer Empfindungen mit freudigem Erbrausen winden.“ —

ssf.

Düsseldorf, in der Hofbuchhandlung: *Leonie, oder die nächtliche Erscheinung zu Castel-Nemrod.* Eine wahre Geschichte. Aus dem Französischen der Frau *von Saint-Venant.* 1809. 256 S. 8. (16 gr.) Lord Nemrod macht in Frankreich die Bekanntschaft einer Prinzessin, welche, um von einer anderen Verbindung frey zu kommen, ihm anliegt, sich heimlich mit ihr trauen zu lassen, und aus Frankreich zu entfliehen. An der Grenze aber werden sie eingeholt, Lord Nemrod aus einem Gefängniss ins andere geworfen, und die Prinzessin, nachdem sie mit einer Tochter, welche die Heldin dieser Geschichte ist, heimlich entbunden, anderwärts verheirathet. Nach vielen Verfolgungen kömmt die Leonie endlich nach England auf das Stammgut ihres Vaters, der sich seit einigen Wochen in der Nähe desselben, aber incognito, aufhält. Am Ende klärt sich Alles auf, was bisher im Dunkeln gewesen, und einige Heirathen, welche grösstentheils gut ausschlagen, machen den Beschluss. Einer Person aber, welche den glücklichen Heirathen in dem Wege steht, muss eine Ziegel vom Dache auf den Kopf fallen, damit sie stirbt. — Wahr kann die Geschichte seyn, aber wahrscheinlich ist sie nicht; aber vielleicht wäre sie dann nicht wahr, wenn sie wahrscheinlicher wäre. Auch haben wir von dem, was man Verfolgung nennt, in Deutschland, zu unserem Glück, keinen recht anschaulichen Begriff. Die Erzählung ist übrigens ganz einfach und französisch-gefällig. Auf die Übersetzung aber, so wie auf die Correctur, scheint nicht viel Fleiss verwandt worden zu seyn. So S. 90: „Unser Schmeichler biss sich in die Lippen: ein gewisser Lord, antwortete er hierauf *pirouettirend*, würde ohne Zweifel bey Demoiselle Leonien glücklicher gewesen seyn.“ — Der Druckfehler, und zwar von der plumpsten Art, sind sehr viele.

— g — y —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 JANUAR, 1812.

HOMILETIK.

1) Dresden, in der Hofbuchdruckerey, und Leipzig b. Dürr: *Vollständige Sammlung aller der biblischen Stellen, worüber im Jahre 1811 an Sonn- und Fest-Tagen, statt der gewöhnlichen Evangelien, in den evangel. Kirchen des Königreichs Sachsen auf hohe Anordnung gepredigt werden soll.* Herausgegeben zum Gebrauch für Kirchen und Schulen. 53 S. 4. (6 gr.)

2) Dresden u. Leipzig, b. Hartknoch: *Entwürfe und Andeutungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Abschnitte heil. Schrift, welche Allerhöchster Anordnung gemäss im J. 1811 statt der gewöhnlichen Evangelien in den königl. sächs. Landen öffentlich erklärt werden sollen.* Herausgegeben von D. *Johann Georg August Hacker*, königl. sächs. evangel. Hofprediger. I—IV Heft. 1811. Mit fortlaufender Seitenzahl 606 S. 8. (Jedes Heft 12 gr.)

3) Leipzig, b. J. B. G. Fleischer: *Predigtentwürfe über die biblischen Stellen, worüber im J. 1811 an Sonn- und Fest-Tagen — in den evang. Kirchen des KR. Sachsen — gepredigt werden soll.* Als zweyter Anhang zu den Predigtentwürfen über die gewöhnlichen Sonn- Fest- und Aposteltags-Evangelien und Episteln — von M. *Karl Christian Seltenreich*; Pastor zu Wermsdorf. I u. II Band. 1811. 364 u. 390 S. 8. (2 Rthlr.)

4) Leipzig, b. Dürr: *Handbuch zur richtigen Erklärung und fruchtbaren Benutzung der biblischen Stellen, welche — im J. 1811 — in den evang. Kirchen d. KR. Sachsen — erklärt werden sollen.* Herausgegeben von *Gottlieb Lange*, Pred. zu Pötewitz im Stifte Zeitz. I—IV Bändchen. 1811. 602 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

5) Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Predigten über die Texte, welche statt der gewöhnlichen Evangelien für d. J. 1811 in den k. sächs. Landen verordnet worden sind.* Ausgearbeitet von *Christ. Friedr. Sintenis*, Consist. Rath und Pastor zu Zerbst. Erster Theil. I u. II Heft. 1811. 159 S. 8. (12 gr.)

6) Weissenfels, b. Nerr: *Über den Plan und die zweckmässige Anwendung der für d. J. 1811 im KR. Sachsen allerhöchst verordneten Perikopen.* Von M. *Joh. Aug. Martin Haasenritter* (wo?). 1811. 61 S. 8. (6 gr.)

Wenn wichtigere liturgische Veränderungen einmal eingeleitet sind, und wenn das grosse Publicum, dem Neuen nicht selten abhold, sich nach und nach bereitwilliger dafür erklärt hat; wenn diese Stimmung durch verständige und umsichtige Prediger benutzt ist, um ihre Gemeinden die gesammte liturgische Mechanik, die sie in der gegebenen Form für etwas Unverrücktes und Stetiges anzunehmen gewohnt sind, nach ihrem Werth und in ihrem Licht betrachten zu lehren: dann scheint es eben so consequent für die Theorie, als heilsam für den Erfolg, den Zweck fest im Auge zu bewahren und das Begonnene mit Thatkraft und mit Muth fortzusetzen. Manche Regierungen und obere geistliche Behörden hörten, wenn sie irgend einer, zumal oft einseitig ergriffenen liturgischen Neuerung Eingang verschafft hatten, viel zu schnell wieder auf, und setzten sich dadurch selbst in die Nothwendigkeit, in Kurzem das kaum Eingeführte vielleicht als etwas Feindseliges bekämpfen zu müssen. Die Kirche ist ein Institut für die religiöse Erziehung der Menschheit, und als solches — Eins dem Wesen nach, aber verschiedenartig in den Formen, nach der verschiedenen Individualität der Menschen, die zu ihr gehören, und nach der Beschaffenheit und dem Erfodernifs der Zeit. Die obersten kirchlichen Behörden des Landes dürfen wir uns als die waltenden Väter denken, welche besorgt sind, die kirchlichen Formen jeder Art mit dem menschlichen Zwecke der Kirche in Harmonie zu setzen. So wie das in ihnen anzunehmende Princip sie von selbst schon zu einem *fortgesetzten* Streben leitet in ihrem Plan und in ihrer Anordnung: also werden sie auch, je richtiger sie ihre Localität übersehen, desto mehr Bedacht nehmen, lebendigen Geist und Trieb in die Formen des öffentlichen Gottesdienstes zu bringen, jeder durch Gewohnheit so leicht entstehenden Einschläferung und Ermattung vorzubeugen, und darum die *eine* für nöthig und heilsam erachtete kirchliche Einrichtung als den Grund der *andern* und folgenden anzusehen, und durch *alle* den grossen Bau des Reiches Gottes zu fördern, wozu sie berufen sind.

Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, die Rec. bey der Ansicht von No. 1 in die Seele kamen. Hätte man auch nicht das vollste Recht, der Weisheit und dem besonnenen Eifer der kirchlichen Obern der kön. sächs. Lande, namentlich des ehrwürdigen *Reinhard*, in jeder Hinsicht zu vertrauen, wo es auf rege Förderung der Wirksamkeit irgend eines religiösen Instituts ankommt: so liess schon die Beschaffenheit der Texte vom Jahre 1810 an sich eine Fortsetzung und Weiterführung des angelegten Plans vermuthen. Denn *jene* waren, wie sich die Leser

unserer A. L. Z. aus der Anzeige (1811. No. 3) erinnern, durchaus *historischen* Inhalts, und folgten genau dem Gange des Kirchenjahrs (nach Maßgabe der drey Hauptfeste), um ein fruchtbares Nachdenken über die *Geschichte des Christenthums in seinem allerfrühesten Zeitraum* zu wecken. Erwarten ließs sich, daſs nun eine Sammlung von *Lehrtexten* nachfolgen, und zum kirchlichen Gebrauch empfohlen werden würde, um dadurch der Resultate jener durchaus religiösen Geschichte noch sicherer mächtig zu werden, und sie sich durch kräftige biblische Sentenzen mehr zu vergegenwärtigen. Bey der Anlage einer solchen Sammlung von Lehrtexten, wie wir uns dieselbe denken, scheint zunächst ein *dreyfacher* Plan befolgt werden zu können.

Entweder werden die Texte wiederum in Übereinstimmung mit den Perioden der kirchlichen Hauptfeste gewählt, so daſs sie diejenigen Theile der Glaubens- und Sitten-Lehre erläutern, welche der angenommenen Eintheilung des Kirchenjahrs am nächsten liegen. Hienach fallen vom Advent bis Himmelfahrt Lehrtexte, welche die Christologie nach ihrem ganzen Umfange darlegen; dann bis Pfingsten — Texte über die Lehre von der Kirche und dem Gottesgeist; hierauf bis zum Schluſs Hauptlehren dogmatischen und moralischen Inhalts, welche die Apostel bey Gründung der christlichen Kirche einschärfen. — *Oder* die Texte nehmen auf den Gang des Kirchenjahrs gar keine Rücksicht, außer der, welche in der Modification nach den besonderen Zwecken der Feste selbst liegt, und richten sich vielmehr nach dem gewöhnlichen Plan der Systeme des christlichen Glaubens oder der Christenpflicht. Dieser Anordnung gemäſs würden die Texte in Beziehung auf die Theologie im engeren Sinn voranstehen, dann die zur Anthropologie, hierauf die zur Christologie und endlich die zur Eschatologie gehörigen folgen. Gleichmäſsig wären diesen Fächern die dogmatischen und moralischen Texte unterzuordnen. — *Oder* endlich die Auswahl folgt einem beliebig gedachten Princip, und schlieſst sich einem anderweitig nach einer besondern Ansicht motivirten Gedankengange an. Hienach werden *einige* Lehren *vorzugsweise* behandelt, je nachdem sie sich aus irgend einem Grunde der asketischen Bearbeitung mehr als andere empfehlen, zumal in besonderer Rücksicht auf die Zeitverhältnisse. Für jede dieser Methoden haben wir Proben.

Die vorliegende Textauswahl befolgt die *erste* und *andere* der angegebenen Methoden. Die Texte zwischen *Neujahr* und *Fasten* beziehen sich meist auf die Lehre von Gott, von seinem Wesen und Werken und der ihm schuldigen Anbetung und Verehrung; in der *Fastenzeit* — auf den Zweck und die Wirkung des Leidens und Sterbens Jesu; nach *Ostern* — auf die Lehre von den letzten Dingen; nach *Pfingsten* — von dem Verderben und der Sündhaftigkeit der Menschen, von dem Wesen der wahren Besserung und ihren heilbringenden Folgen, mit Erinnerungen an besondere Selbst- und Social-Pflichten. Die Texte für die Adventssonntage und für sämmtliche Feste stehen, wie zu erwarten ist, in genauer Verbindung mit dieser individuellen Bestimmung. Aus mehr als einem Grunde findet Rec. diesen Plan überhaupt mit weiser Überlegung entworfen, und in der Wahl der einzelnen Texte eben so viel Rücksicht auf Fruchtbarkeit an sich, als auf lichtgebende Kraft in dem Zusammenhange mit den übrigen. In der That können wir den sächsischen Predigern nur Glück wünschen, daſs sie von Neuem eine so auserlesene Reihe von Texten für die Lehre und die Erbauung ihrer Zuhörer zu bearbeiten haben. Mehrere Texte sind kurz, und bestehen oft nur aus einem einzigen Verse, als am Sonntage Reminisc. 1 Joh. 3, 16. Charfreytag Hebr. 12, 2. Miser. Dom. Hebr. 13, 7. VI Trinit. Gal. 5, 24. IX Trin. Proverb. 13, 20 u. s. w. —: Allein keiner wird den denkenden Prediger auch bey einer weniger selbstwirksamen und aus sich frey producirenden Meditation im Stich lassen. Viele bieten schon durch sich selbst der asketischen Betrachtung einen sehr reichhaltigen Stoff dar, dem selbst der trägere Kopf gar nicht ausweichen kann. Überdieſs wird einigen Materien eine vollständigere und umfassendere Bearbeitung verstattet, da mehrere auf einander folgende Texte sich auf denselben Gegenstand beziehen. Es gilt dieſs vornehmlich von der Lehre von dem Zwecke des Leidens Jesu, dann vom Tode, der Auferstehung und dem künftigen Gericht an den Sonntagen vor und nach Ostern. Auch sind die dogmatischen und moralischen Texte hinlänglich gemischt, so daſs nicht leicht eine Ermüdung auf Seiten der Zuhörer durch Einförmigkeit zu befürchten steht. Bey dem Prediger aber ist an ein Ermatten des Fleiſses desto weniger zu denken, da überall Rücksicht auf solche Materien genommen ist, die nach dem gewöhnlichen, namentlich evangelischen Perikopengange, seltener zur Sprache kommen. Für ihn selbst wird es ein unfehlbares Interesse haben, von den Pflichten der Behutsamkeit in dem Umgange mit Anderen, von der Verwahrung vor Ärgerniſs, von der zarten Gewissenhaftigkeit, von den Unterthanen-Pflichten u. s. w. geflissentlich zu handeln Betrachtungen, auf welche ihn die Texte für die letzten Trinitatis Sonntage leiten. Gleich im Anfange stehen einige der herrlichsten und inhaltreichsten Kernsprüche des alt. Test., z. B. Ps. 103, 15 — 22. Jes. 40, 26. Ps. 50, 16 — 22. 73, 23 — 28. Zu welcher erhebenden Begeisterung des Gefühls, zu welcher dringenden und starken Erbauungsrede im wahrsten Sinne werden sie den Prediger führen! Es kommt dazu, daſs die übrigen gewählten Sprüche meist epistolische sind, und schon deſshalb für die mehresten Prediger, welche bey dem Vormittagsgottesdienst gewöhnlich nur die evangelischen Perikopen zu erklären haben, ein neues und verstärktes Interesse gewinnen. Sehr oft werden sie durch Winke und Beziehungen auf die vorjährigen *historischen* Texte, die einem groſsen Theile nach aus der Apostelgeschichte genommen waren, den diesjährigen desto mehr Kraft und Bedeutung geben, und bey ihren Zuhörern desto mehr auf das Ganze und Eine der religiösen Belehrung hinwirken. Rec. kann dieſs hier nicht weiter ausführen. Aber gestehen muſs er nach wiederholter Durchsicht und Vergleichung

der ganzen Textreihe, dass sie — von vielen Seiten vortrefflich — den Foderungen, die man an eine solche Auswahl zu machen berechtiget ist, durch das Vielseitige in ihrer Anwendbarkeit gedoppelt entspricht.

Einige *Fragen* sind uns indess dabey aufgestossen, die Rec. kein Bedenken trägt, vornehmlich in Beziehung auf Solche, von denen vielleicht die Wahl ähnlicher für ein Land oder eine Provinz vorzuschreibender Texte abhängt, mit aller, der Wichtigkeit der Sache angemessenen Freymüthigkeit mitzutheilen. — Sollte es nicht rathsam seyn, Bibelstellen, die ohne tiefere und ausführliche exegetische Erläuterung für den gemeinen Christen kaum verständlich sind, die also zu den an sich schweren gehören, lieber nicht unter die Perikopen aufzunehmen? Wenn man zumal bedenkt, dass sich vielleicht mehrere Zuhörer auch vor der Predigt mit dem Text bekannt zu machen wünschen, und dass namentlich Schulkinder diese Texte gewöhnlich auswendig lernen? — Zu solchen allzuschweren Texten möchten wohl aus der vorliegenden Sammlung die für den ersten Pfingsttag Joel 3, 1—5; für den dritten Röm. 8, 24—27; für den Sonntag Judica Hebr. 13, 12—13; ja selbst für die Fastensonntage Invocavit 1 Petr. 4, 1—2; Oculi Röm. 5, 8—9 gehören, in welchen beiden letzteren wenigstens Luthers Übersetzung dunkler ist. — Auf einer anderen Seite halten wir es für gut, wenn jeder zur Perikope vorgeschriebene Text nicht aus dem Zusammenhange herausgerissen, sondern sein Licht hinlänglich durch sich selbst erhält. Denn die Texte sollen als religiöse und sittliche Wegweiser in den Seelen der Zuhörer zurückbleiben, und es ist desshalb sehr zu wünschen, dass sie in sich selbst gerundet und behaltbar seyn mögen, ohne der vorangehenden oder nachfolgenden Glieder zu ihrer Erklärung nothwendig zu bedürfen. Einige der hier aufgestellten Texte scheinen eben desswegen, weil sie mitten aus dem Zusammenhange genommen sind, weniger für den Zweck passend zu seyn. Rec. zählt dahin den Text am 18 Trinit. Sonnt. Röm. 14, 22—23, und in einiger Rücksicht den vorher genannten am Sonnt. Judica, den am Michaelisfeste Luc. 15, 10, am 20 Trinit. Sonnt. Apost. Gesch. 24, 16. — Ferner sieht Rec. den Grund nicht ein, warum man bey dem Reichthum an Bibelabschnitten, die in den gewöhnlichen Perikopen unbenutzt geblieben sind, hier gleichwohl mehrmals auf diese oft erklärten, zumal epistolischen Perikopen zurückgekommen sey. Ein Hauptgewinn für die Zuhörer und vielleicht auch für den Prediger bey solchen neu vorgeschriebenen Texten scheint doch darin zu liegen, dass sie mit *mehreren* Abschnitten der heil. Schrift gründlich und eindringend bekannt werden. Man findet gleichwohl unter anderen die Texte für den 4 Adventsonntag Luc. 10, 23—24, am ersten Weihnachtstage Joh. 1, 4, am Michaelisfest — unter den gewöhnlichen *evangelischen;* die Texte am Sonnt. Lätare 1 Pet. 2, 21—24, am ersten Ostertage 1 Cor. 15, 1—8, am dritten — Röm. 6, 3—4, Rogate Gal. 6, 7—9, am Himmelfahrtstage Hebr. 1, 1—3, 4 Trinit. Sonnt. Tit. 2, 11—12, 7 Trin. Sonnt. Col. 3, 12—15 u. a. unter den gewöhnlichen *epistolischen* Perikopen. Ja sogar fallen Texte auf, die erst unter der vorjährigen Sammlung bemerkt wurden. Der diessmal für das Himmelfahrtsfest bestimmte Text war dort für den ersten Weihnachtsfeyertag gewählt, der jetzt für den 20 Trinit. Sonnt. bestimmte Apost. Gesch. 24, 16 kommt dort am 17 Trinit. Sonnt. vor. Wir leugnen die Vortrefflichkeit und die kaum zu erschöpfende Fruchtbarkeit aller dieser mehrmals benutzten Bibelstellen keineswegs, und glauben allerdings, dass die öftere Anwendung zu keinem Nachtheile für die Hauptsache, nämlich — Förderung einer umfassenderen, genaueren und praktisch wirksameren Bekanntschaft mit unseren heiligen Büchern — führe. Allein ein gewiss nicht unbedeutender Vortheil, den eine solche Sammlung bezwecken könnte, dass nämlich die Aufmerksamkeit auf mehrere, vielleicht weniger gebrauchte und asketisch bearbeitete Theile der Schrift, die zumal nicht zu den gewöhnlichen dogmatischen oder moralischen Beweisstellen gehören, geleitet, und also Kenntniss und Hochschätzung der *ganzen* Bibel befördert werde, scheint dadurch Einbusse zu leiden.

Vielleicht hat Rec. durch Mittheilung dieser Bemerkungen in Beziehung auf die, welche die Wahl der Texte leiteten, etwas Überflüssiges gethan. Ihre preiswürdigen Bemühungen um diesen Theil des Cultus sind durch die gegenwärtige Sammlung gewiss noch nicht geendet. Es bilden — sofern wir uns darüber zugekommenen Nachrichten trauen dürfen — zunächst wiederum die alten Evangelien mit einigen Modificationen einen Jahrgang von Predigttexten, und hierauf werden neue Reihen freygewählter Texte folgen. Mehrere unserer Fragen werden wir dann vielleicht beantwortet sehen. Nach unserer Ansicht würden *zwey* Jahrgänge, einer aus bloss *alttestamentlichen*, und einer aus bloss *evangelischen* Texten bestehend, wünschenswerth seyn. Bey mehreren unserer heutigen Christen hat die Bekanntschaft mit den Schätzen der alttestamentlichen Bibel sehr abgenommen, und namentlich scheint ihnen die *Geschichte des jüdischen Volks*, sofern sie nach der biblischen Darstellung durchaus die sprechenden Beweise der göttlichen *erziehenden* Leitung unseres Geschlechts in sich hält, immer mehr — auch zum grossen Nachtheil einer richtigen Würdigung des Christenthums — fremd zu werden. Es ist gewiss Zeitbedürfniss, einer so traurigen Unkunde entgegen zu arbeiten: und welches bessere Mittel liesse sich dazu ergreifen, als dass man eine vollständige, zu diesem Behuf ausdrücklich angelegte Textreihe anordne, die besonders *die Hauptpuncte jener biblischen Geschichte* in ein klares Licht setze? — In den *Evangelien* aber finden sich noch mehrere höchst lehrreiche und auf die christliche Erbauung unmittelbar abzweckende historische Stücke, Parabeln und didaktische Reden Jesu, die, je weniger sie bisher bey den vorgeschriebenen Sammlungen in Anwendung gekommen, desto mehr verdienen, der grösseren Menge lernbegieriger Christen, die sie höchstens durch Privatlecture kennt, geflissentlich erklärt und an das Herz gelegt zu werden. Wir wür-

den dazu aus der ersten Hälfte des *Matthäus* vornehmlich die noch unbenutzten Stücke der Bergpredigt, dann Cap. 7, 24 — 29. 8, 16 — 22. 9, 35 — 38. 10, 28 — 33. 37 — 42. 12, 1 — 8. 33 — 37. 46 — 50. 13, 31 — 35. 44 — 52. 15, 1 — 9. 10 — 20 u. s. w. in Vorschlag bringen. Und wie viele reichhaltige Stücke liefern *Lucas* und *Johannes!* — Doch es ist Zeit, abzubrechen.

Der Fleiss jener grossen Classe von *hülfreichen* Schriftstellern, den wir schon bey seinen vielfachen Productionen in Beziehung auf die Texte von 1810 bewundern mussten, hat sich auch bey den gegenwärtigen Texten nicht unbezeugt gelassen. Es sind eher mehr als weniger Erläuterungsschriften erschienen, und die mehresten angefangenen sind fortgesetzt. Ja diessmal ist sogar ein bekannter auch asketischer Schriftsteller (No. 5) mit *vollständig ausgearbeiteten Predigten* über die neuen Texte den etwanigen Bedürfnissen des sächsischen Prediger-Publicums zuvorgekommen. Mehr kann man billiger Weise nicht fodern. — Uns ist jetzt — wir müssen es gestehen — die Zahl der Hülfsschriften noch weniger erfreulich gewesen, als im vorigen Jahre. Denn sie ist ein sehr sicherer Beweis, dass man der *hülfsbedürftigen*, und bereitwillig das Dargebotene annehmenden Prediger — wirklich nicht wenige gefunden haben muss. Übrigens sind unter den oben angezeigten Erläuterungsschriften No. 2 — 6 noch nicht *alle* wirklich erschienenen begriffen, und wir behalten uns die Anzeige der noch fehlenden auf eine andere Zeit vor.

Eine *allgemeine Anmerkung* müssen wir der Anzeige dieser Schriften vorausschicken. Die Bearbeitung des gegenwärtigen Textcursus scheint, wo nicht interessanter, doch gewiss schwieriger zu seyn, als des vorjährigen. Bey *historischen* Texten ist es, wenn man zumal nicht bey der Hauptbegebenheit, als einem Ganzen, stehen bleibt, sondern die einzelnen Züge, die charakteristischen Äusserungen der handelnden Personen, die Tendenz und die Art und Weise der Handlung selbst berücksichtigt, nicht schwer, sehr mannichfache Gesichtspuncte für die religiöse Benutzung, und dem zufolge eine Menge sehr praktischer Lehren, Wahrnehmungen, Folgerungen und Lebensregeln aufzufinden, die sich alle auf einem nahen Wege aus dem Text ableiten lassen. Das *Factische* möchten wir ein Lebendiges nennen, das sich für jeden Beschauer nach seiner Stellung und nach seiner Beobachtungsgabe anders gestaltet —, wo der Eine leicht eine bemerkenswerthe Seite abgewinnt, die dem Anderen entging. — *Lehrtexte* aber sind durch sich selbst weniger zu einer mannichfachen Bearbeitung geeignet. Sie sprechen das, was sie wollen, gewöhnlich so scharf und bestimmt aus, dass es mehr darauf ankommt, dieses Eine nur in sein rechtes Licht zu setzen, und dabey vorzüglich die Glieder des Textes selbst, als wesentliche Hülfe, zu benutzen. Manche sind überdiess so kurz, und der Hauptbegriff so hervorstechend, dass man über die Wahl des Themas kaum in Zweifel seyn kann. An sich selbst wird hier das Interessante in den Bearbeitungen sich viel weniger aus dem Thema (obwohl auch dieses immerfort ein Hauptstück bleibt), als aus der Art, wie es gefasst ist und aus dem Gründlichen und Erschöpfenden der Partition ergeben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Irisblumen. In heiligen Osterliedern nach Michael Schirmer, Paul Gerhard, G. W. Sacer, V. E. L., Philipp Nicolai und Anderen,* von *Johann Gottfried Bernhard.* 1809. 42 S. 8. (4 gr.)

2) Ebendaselbst: *Nachtviolen in Abendliedern. Nach Paul Gerhard, Johann Rist, Chr. Scriver, Friedrich Hertzog, Joseph Stegmann und eigenen Dichtungen* von *Johann Gottfried Bernhard.* 1809. 56 S. 8. (4 gr.)

Hr. *B.* beklagt sich in der Vorrede zu den Irisblumen, dass seine 1806 aufgeblühten Passionsblumen, und die 1807 zur Perfection gekommenen Feuerlilien in verschiedenen gelehrten Zeitschriften unwürdigen Beurtheilern in die Hände gefallen wären, und wünscht diesen Oster- und Abend-Liedern, an wahrhaft religiösen, und folglich unzertrennlich poetischen Menschen fähigere und würdigere Beurtheiler. Dabey provocirt er auf „einen eigenhändigen Brief des hochwürdigen Oberconsistorialraths D. *Reinhard*", aus welchem sich ergeben würde, dass dieser „ungeheuchelte Mann" sich über seine unternommene Arbeit wirklich und wahrhaft gefreuet habe; ist aber zu erbittert auf die unheiligen Recensenten, als dass er sie der Ehre werth halten sollte, einen Blick in diesen Brief thun zu lassen. Wir lassen die Sache mit dem Briefe auf sich beruhen, weil uns kein Brief, und wenn es ein eigenhändiger vom Engel Gabriel wäre, jemals dahin vermögen könnte, Thorheit für Weisheit, Aberwitz für Klugheit, und Unsinn für Religion zu halten, und beklagen nur das Missgeschick des Hn. *B.*, dass seine poetischen Blumen abermals einem Rec. in die Hände gekommen sind, der sich ihrer unmöglich gegen ihre früheren Verächter annehmen kann.

Hr. *B.* spielt in diesen Liedern eine dreyfache Rolle, als Sammler, Verbesserer und Schöpfer, und spielt sie alle drey im hohen Grade unglücklich. Als Sammler hat er der Erhaltung Unwürdiges zu erhalten gesucht, als Verbesserer der Erhaltung Würdiges ihrer unwürdig gemacht, und als Schöpfer Untaugliches hervorgebracht. Ein altes bayreuther Gesangbuch von 1740 ist das Beet, von dem er gesammelt. Unser Urtheil ist vielleicht hart; aber wir glauben es religiös der Sache der Religion schuldig zu seyn, sie auf alle Weise gegen das Eindringen unstatthafter, ja selbst abgeschmackter Phantasiespiele in Schutz zu nehmen, und das heilige Lied in seiner Würde zu erhalten.

Die Belege zu unserem Urtheil sind leicht gefunden. Über den Vf. als Sammler sprechen zum Theil schon die Namen, die auf den Titeln stehen (*V. E. L.* ist *Valentin Ernst Löscher*), und das bayreuther Gesangbuch. Wie Hr. *B.* verbessert, wollen wir an einigen Strophen des bekannten Liedes: Nun ruhen alle Wälder u. s. w. zeigen. So lautet der zweyte Vers: Hat gleich das Bild der Lieben, die Sonne, Nacht vertrieben, des Tags verborgner Feind: so sey's! des Urlichts Sonne, mein Christus, meine Wonne, mir hell im tiefen Herzen scheint. Und der achte: Lass sie (die Seele) am Vaterherzen vergessen ird'ne Schmerzen und heil'ger Thränen Spott, und in der Klarheit Reichen von deinem Seyn nie weichen, allmächt'ger Herr, mein güt'ger Gott! — Uns einen Begriff von Hn. *B's.* eigenen Dichtungen zu machen, wollen wir ein paar Verse aus der zehnten Irisblume aufführen: Die Sonne tanzt aus ihrem Zelt, wie eine Braut im Reigen, des Ätherhimmels luft'ge Welt spielt auf und will sich zeigen: das Lämmchen jung im Wiesen-Thal hüpft froh in ihrer Augen Strahl: was soll diess Wonnen deuten? — Er (Christus) ist das Lebensband, entreisst der Väter Glaubens-Triften, das goldne Vliess, nach dem gehäuft die alten Völker schifften — Er stillt der Creaturen Lust, kehrt ein in jede offne Brust, voll Gnade überschwenglich. *Oha!*

Eh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 JANUAR, 1812.

HOMILETIK.

Beschluss der Recension
der
homiletischen Schriften
die Predigttexte auf 1811 im Königreich Sachsen betreffend.

Wir haben diess vornehmlich bey No. 2, den *Entwürfen und Andeutungen* des Hn. D. *Hacker*, bestätigt gefunden, die Rec. mit gutem Bedacht an die Spitze dieser Erläuterungsschriften stellt. In der äusseren Einrichtung sind sie der vorjährigen Sammlung ähnlich. Über jeden der vorgeschriebenen Texte werden mehrentheils *drey* Entwürfe gegeben, wovon allemal zwey mehr ausgeführt sind. Diese rühren theils von Hn. D. *Reinhard* her — und die Beyträge dieses, in seinen religiös-asketischen Ansichten immer neuen, unerschöpften und das Interessante so eigenthümlich hervorhebenden Geistes sind wieder eine höchst schätzbare Aussteuer der Sammlung —, theils von dem *Herausgeber* selbst, theils von Hn. D. *Döring*, theils von einem Hn. *Trautschold* in Dresden. Mit Vergnügen fand Rec., dass der Herausgeber seinem Wunsche, mehr vollständige und in dem ganzen logischen Gedankengange gründlich durchgeführte Dispositionen zu liefern, entgegengekommen ist. Zuverlässig hat er sich dadurch um diejenigen seiner Amtsbrüder, die Interesse am Denken nehmen, und denen es an eigener Kraft und an logischer Ordnung dabey fehlt, mehr verdient gemacht, als durch eine lange Reihe angegebener Themen, mit denen sie vielleicht nicht umzugehen, und die sie nicht zu ihrem Eigenthum zu machen wussten. Es verdient besonderes Lob, dass viele dieser Entwürfe sich genau an den Text halten, und in ihren Gliedern die Texttheile wieder erkennen lassen. Wir wünschen, dass dieses im rechten Sinne *biblische* Predigen viele Candidaten und Prediger aus diesen Entwürfen lernen mögen. Als eine Merkwürdigkeit ist anzuführen, dass in diesen *hackerschen* Heften (wie auch in den *seltenreich'schen* Entwürfen) mehr gegeben wird, als man nach dem Verzeichniss No. 1 erwarten durfte. Es werden Texte und Bearbeitungen für Sonntage geliefert, die in dem Verzeichniss fehlen, weil sie in dem Jahr 1811 nicht vorkommen, z. B. für den Sonntag nach Neujahr, für den 5 und 6 Epiphan. Sonntag u. a. Vermuthlich waren diess die Texte, über welche im J. 1810 in der königl. Schlosskirche zu Dresden an den genannten Sonntagen gepredigt war. Billig hätte diess in einer Anmerkung gesagt werden sollen, um den anscheinenden Widerspruch zwischen dem Buche selbst und dem Titel zu heben.

Wir geben zur Probe einige vorzüglich durch ihre Entwickelung aus den Texten lehrreiche und durch die gehaltvolle Disposition musterhafte Themen von *Reinkard*. Am Feste der *Reinig. Mar.* über Matth. 19, 13—15: „Dass wir alle dazu beytragen können und sollen, die Kleinen unter uns bey Zeiten Gott zu weihen"; am 6 *Sonnt. nach Epiphan.* über Ps. 74, 15—17: „Wie wir das Walten Gottes in der leblosen Natur ansehen und gebrauchen sollen"; am Sonnt. *Septuages.* über Ps. 50, 16—22: „Die Freyheit, mit welcher Gott das Laster wirken lässt"; am Sonnt. *Sexages.* über Ps. 73, 23—28: „Wie wenig der wahre Fromme das glückliche Laster beneiden darf"; am ersten und zweyten *Ostertage* über 1 Cor. 15, 1—8 und 1 Pet. 1, 3—5: „Über den Einfluss, welchen die Auferstehung Jesu auf das Höhere und Göttliche in uns äussert"; am ersten und zweyten *Pfingsttag* über Joel 3, 1—5 und 1 Cor. 3, 16—17: „Die himmlische Begeisterung, welche das Evangelium Jesu auf Erden verbreitet"; am 18 *Trinit.* Sonnt. über Röm. 14, 22—23: „Betrachtungen über das zweifelhafte Gewissen" u. a. m. Auch Hr. *Hacker* bearbeitet interessante Themata, z. B. am 6 *Trinit.* Sonnt. Gal. 5, 24: „Über die Strenge gegen unsere sinnliche Natur, die wir als Christen beweisen sollen"; am 8 *Trinit.* S. Jes. 1, 15—18: „Von der Religiosität oder Gottesverehrung, welche auf die Besserung des Herzens und Lebens keinen Einfluss hat"; am 10 *Trinit.* S. Jes. 18, 7—10: „Über das *Aussenbleiben* des Guten, das uns die göttlichen Verheissungen erwarten lassen" (hier ist der Ausdruck fehlerhaft); am 12 *Trinit.* S. über Röm. 13, 1—7: „Wie Christen es dahin bringen, dass ihnen die Einschränkungen im bürgerlichen Leben *weder* drückend vorkommen *noch* verhasst werden" (diess *weder — noch* giebt, wie das Thema bearbeitet ist, eine völlig tautologische Erweiterung) u. s. w. Wir bedauern, dass der Raum uns verbietet, die Dispositionen zu diesen Themen anzugeben. Man würde bemerken, dass sie methodisch, gedankenreich und praktisch angelegt sind. Auch die Ideen zu den *Eingängen* sind mit Fleiss und richtigem Blick entwickelt.

Bey dem vorzüglichen Lobe, welches dieser *hackerschen* Sammlung gebührt, dürfen wir einige Anmerkungen, wozu eine genaue Vergleichung dieser Arbeit veranlasst, desto weniger zurückhalten. Dass die angeführten Themata nicht im Texte lägen, oder

nicht natürlich daraus abgeleitet werden könnten, davon ist uns kein Beyspiel vorgekommen. Mehrmals sind aber solche aufgestellt, die zu den ganz gewöhnlichen gehören, oder auch so allgemein sind, dass man sie hier nicht erwarten durfte. Als Beyspiele dienen das Neujahrsthema: „Dankbare Lobpreisung Gottes, als die würdigste Beschäftigung am Morgen eines neuen Jahres"; am ersten Epiphan.: „Die allen Christen ertheilte Ermahnung Pauli: Haltet das Gebot", oder: „Der Gedanke, wir gehören Christo an" u. s. w. Ähnliche bey weitem nicht genug individualisirte und daher zu wenig interessirende Themata finden sich S. 33. 97. 145. 295. 326. 327. 366. Am wenigsten dürfen solche Themen, in denen *sehr viel* Materie enthalten ist, angehenden Predigern ohne eine genau zerlegende und das Allgemeine individualisirende Disposition empfohlen werden (wie es hier gleichwohl geschehen ist), weil sie diess sehr leicht zu einem Schwatzen ins Blaue hinein missbrauchen, und doch ist gerade diess eine der gewöhnlichsten, aber höchst verderblichen Kanzelunarten. — In der Art, wie die Themata gefasst sind, ist ebenfalls hie und da gefehlt, und sie werden durch eine anscheinende Künstlichkeit in ihrer Zusammensetzung zuweilen unpopulär. Beyspiele sind: „Betrachtungen über die *verheissene* Verbreitung *des* Segens *der* Erscheinung Jesu über alle Gegenden der Erde", am Erschein. Fest; „über das Hindern und Vereiteln der wohlthätigen Wirkungen *auf* Besserung, welche die Leiden des Lebens hervorbringen sollen", am S. Invoc. Ähnliche findet man S. 16. 311 u. s. w. Es muss dem Zuhörer auf alle Art erleichtert werden, das Thema — als den Vereinigungspunct aller ihm aus der Predigt zurückbleibenden Gedanken — vollständig im Gedächtniss zu behalten. Je einfacher und sinnvoller daher, desto besser. — Manche neben einander gestellte Themata über denselben Text fallen nach dem wesentlichen Inhalt zusammen, als: „Der Glaube wahrer Christen an eine besondere über ihnen waltende Fürsehung Gottes", und: „Jeder einzelne Mensch ist ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Fürsorge Gottes", am 5 Epiph. S. Man vergl. auch S. 403 und 406. Hier ward es rathsamer, *neue* und eigenthümliche Seiten des Textes aufzusuchen. — Die *Dispositionen* sind nicht durchgängig fehlerfrey. Das Thema: „Je aufmerksamer wir die Werke der Natur betrachten, desto weiter können wir es in der Erkenntniss und Verehrung Gottes bringen", zerfällt durch sich selbst in *zwey* Theile: 1) wie betrachten wir die Werke der Natur aufmerksam; 2) wiefern wird uns diess weiter bringen u. s. w. Jener *erste* Theil aber wird (S. 79) ganz übergangen, so gut sich auch der Text dazu hätte nutzen lassen. So ist die Disposition S. 12 durch die Menge von VI ungleichartigen Theilen sehr schwer zu übersehen und zu behalten geworden. Es bedurfte hier einer philosophisch schärferen Ordnung und Zergliederung. Eine ähnliche Bemerkung wäre bey S. 5 zu machen. In Ansehung der Partition ist ebenfalls an manchen Orten verstossen. Bey S. 28, I, ist b und c zusammenfallend; S. 41, III, ist der 2, 3 und 4 Theil in dem ersten enthalten; S. 62 ist IV und III nicht coordinirt, sondern jenes diesem subordinirt. Wir entlehnen diese Beyspiele nur aus dem *ersten* Hefte.

Hn. *Seltenreichs* Predigtentwürfe (No. 3) verdienen dieselbe Auszeichnung und Empfehlung wie die vorjährigen. Sie haben das Verdienst einer sorgfältigen, und für den von exegetischen Hülfsmitteln nicht ganz entblössten Prediger hinlänglichen *Erläuterung* der Texte, und einer reichen, freyen und glücklichen Benutzung derselben in den aufgestellten Porismen und gegebenen Winken. Über jeden Text werden in der Regel *drey* längere und ausführlichere Entwürfe zu Predigten, und dann unter der Überschrift „*Winke* zu Predigtentwürfen" wenigstens eben so viele kürzere mitgetheilt. Es fehlt weder an Gedanken, noch an einer genauen und die Ausarbeitung erleichternden Anordnung derselben. Auf besonders *zeitgemässe* Themata ist fleissige Rücksicht genommen, auch gefallen mehrere durch ihre Neuheit und durch ihr Interessantes. Dabey ist die Verbindung und der Plan der ganzen Textreihe nicht aus den Augen gesetzt, und Rec. rechnet es dem Vf. als eine vorzügliche Eigenschaft an, dass er von Zeit zu Zeit absichtlich darauf zurückkommt; auch dass er durchgängig passende Bibelsprüche allegirt. Bey einer so überaus zahlreichen Sammlung von Dispositionen, als in diesen beiden Bänden vorkommen, kann es nicht fehlen, dass ein aufmerksamer Rec. nicht hie und da Noten machen sollte, wo ihm das *Thema* entweder nicht nahe genug in dem Text zu liegen, oder an sich zu allgemein und vielbefassend — wo ihm die *Disposition* in Ansehung des Natürlichen in der Anordnung überhaupt, oder der logischen Gedankenfolge insonderheit nicht ohne Mängel zu seyn scheint. Es würde zu weit führen, wenn wir unsere Kritik bis auf dieses Einzelne ausdehnen wollten. Lieber giebt Rec. eine Probe, wie der Vf. die schwierigen, namentlich *dogmatischen*, Texte behandelt, und erlaubt sich wenige Bemerkungen. Vorzüglich lehrreich finden wir in dieser Rücksicht die Bearbeitung der Texte an den *Fastensonntagen*, wo der wichtige Punct von dem Leiden Jesu vielseitig und fruchtbar, auch durchaus praktisch ins Auge gefasst wird. Der Text am Sonnt. *Judica* Hebr. 13, 12—13 — der vielleicht Manchem unfruchtbar scheinen möchte — giebt zu folgenden Themen Veranlassung: 1) Dass auch kleine Nebenumstände in der Leidensgeschichte Jesu nicht ohne Bedeutung und Wichtigkeit sind; 2) Warum ists nöthig, dass wir die allgemeine Gültigkeit und Kraft des Todes Jesu in Erwägung ziehen? 3) Der Versöhnungstod Jesu als eine Auffoderung, mit eigener Aufopferung Menschenwohl zu befördern; 4) Was haben wir uns vorzuhalten, um uns des Kreuzestodes Jesu nicht zu schämen? 5) Womit haben wir uns zu trösten, wenn man uns wegen unserer Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit auszuschliessen pflegt? 6) Dass es ein böses Kennzeichen sey, wenn der Christ im Bekenntnisse der Wahrheit nichts leiden will; 7) Dass es auch in unseren Tagen für

die Freunde der evangelischen Wahrheit nöthig sey, den Entschluss zu beleben: wir sind bereit, der Religion wegen Schmach und Verfolgung zu leiden. — Die drey ersten werden ausführlich disponirt. Man sieht, ohne unser Erinnern, wenn man den Text vor sich nimmt, dass hier die verschiedenen Theile desselben mit Fleiss und Urtheil in Betrachtung gezogen sind. Nur wär zu wünschen, dass der Hauptbegriff: „*die Schmach Christi tragen*", wesentlicher in einem der Hauptsätze benutzt wäre, und dass darum No. 4 und 7, anstatt 2 und 3, eine mehr ausgeführte Disposition erhalten hätte. Denn die Sätze No. 2 und 3 liegen entfernter in dem Text, desgleichen No. 5. Noch konnte das „*Heiligen* des Volks durch sein eigen Blut", und das: „Lasset uns *zu ihm* hinausgehn" (vgl. den Text), benutzt werden, um „von der heiligenden Kraft des Leidens Jesu" zu reden, oder zu zeigen, „unter welchen Bedingungen wir uns in Tagen des Leidens an Jesum anschliessen und mit ihm vergleichen dürfen" u. dgl. In Absicht des *Ausdrucks* sind des Vfs. Themata nicht selten mit unnöthigen Zusätzen überladen, z. B. No. 1 und 7. Unter den Dispositionen bey 1—3 ist die bey 1 leer und wenig bedeutend, der *erste* Theil enthält zu viel, und der *zweyte* ist nicht gründlich genug behandelt. Gedankenreicher sind die Dispositionen bey 2 und 3.

Hn. *Lange* (No. 4) hat Rec. unter den vorjährigen Commentatoren der n. sächs. Perikopen noch nicht gefunden. Wir sehen aus der Vorrede, und wissen es aus Anzeigen, dass er bisher die jedesmaligen für Sachsen verordneten Busstagstexte des Jahres mit einer Erklärung begleitet hat; in derselben Art ist auch die gegenwärtige Erläuterungsschrift abgefasst. Der Text ist jedesmal ganz abgedruckt; dann folgt eine exegetische Auslegung, oft auch eine Beschreibung desselben; hierauf werden einige „Gedanken zum weiteren Nachdenken", und zuletzt Predigtentwürfe, meist drey über jeden Spruch, gegeben. Man sieht es dem Ganzen an, dass der Vf. nicht ungeübt in solcher Art Arbeiten ist. An den gegebenen Erklärungen, die nur oft gar zu wortreich ausfallen, und durch tautologische Bezeichnungen des Sinnes ermüdend werden, findet man selten etwas auszusetzen. Sie zeugen von guten exegetischen Kenntnissen, von fleissigem Studium und von der Benutzung älterer Ausleger. Unter den „*Gedanken* zum weiteren Nachdenken" ist des Guten und Brauchbaren nicht wenig. Der Vf. versteht seinen Text, und führt darum auf seine *ganze*, nicht bloss stückweise, Benutzung. Rec. ist indess von solchen „ungefähren Gedanken" kein sonderlicher Freund. An sich schon werden sie leicht einander sehr ähnlich, und könnten ohne Nachtheil auf die Hälfte reducirt werden; und was helfen sie solchen Predigern, die schwach genug sind, eines solchen Beystandes zu bedürfen? Auf einen *ungefähren*, d. h. oft sehr gewöhnlichen, asketischen Gedanken wird auch der dürftigste Prediger bey wiederholtem Lesen des Textes leicht fallen. Das Übel ist nur, dass er nichts damit anzufangen weiss, und immer auf seine alten ausgetretenen Wege der Betrachtung zurückkommt. Hat er die Verlegenheit, in die er bey der Ansicht so vieler sich ihm anbietender Gedanken geräth, und wo ihm die Wahl schwer wird, überwunden, und sich endlich für einen erklärt: so ist er doch an innerer Hülfe und Wegweisung zum Denken noch so verlassen, wie vorher. Nur durch ein geregeltes und folgerechtes Denken überhaupt, und besonders durch Mannichfaltigkeit in den religiösen Ansichten und Wendungen des Gedachten, kann dieser Classe von Predigern — und vielleicht ist es nicht die kleinste — geholfen werden. Dazu aber wüssten wir kein besseres Mittel vorzuschlagen, als das Studium wohlangelegter, lichtvoll durchgeführter und den Text genau benutzender und durchgängig auf ihn verweisender Dispositionen, mit fortgesetzten *eigenen* Übungen verbunden. Das Letztere ist die Hauptsache. Denn ein Mensch, der, auch wenn seine Beine stärker werden, die Krücken nicht wegzuwerfen wagt, wird wohl auf immer lahm bleiben. — Wir kommen von dieser Abschweifung, die vielleicht einen ganz nützlichen Wink für die vielen und fast zahllosen Herausgeber homiletischer Subsidiarschriften enthält, auf Hn. *Lange* zurück. Aus den angeführten Gründen ist Rec. mehr mit seinen *Dispositionen* zufrieden, die, wenn auch die Wahl der Themen sich nicht durch Originalität empfiehlt, durch ein fleissiges Rücksichtnehmen auf den Text und durch grosse Fasslichkeit in dem Grunde der Gedankenfolge, sich desto mehr auszeichnen. Gewiss würden sie noch nützlicher werden, wenn sie *sämmtlich* ausführlich, auch in den Unterabtheilungen organisch den Hauptgedanken verfolgend, wären. Selten ist uns ein Thema vorgekommen, das dem Text fremd scheint, z. B. S. 144. III; aber öfter hätten die Unterabtheilungen nach logischen Regeln besser gesondert und geordnet werden sollen, als S. 113, wo überdiess der Ausdruck: „eine in ihrer Erweisung *höchste* Liebe", steif und befremdend ist.

Bey No. 5, den *Predigten* des Hn. *Sintenis* können wir uns kürzer fassen, da des vielgelesenen Schriftstellers Manier zu predigen aus mehreren Proben als bekannt anzunehmen ist. Eine gewisse Originalität, die dann am angenehmsten wird, wenn sie sich durch eine naive und — wenn wir es sagen dürfen — treuherzige Bezeichnung der Gedanken ausspricht, dabey ein hoher Grad von Fasslichkeit, Leichtigkeit und Lebendigkeit der Diction neben der Wahl fruchtbarer und interessirender Hauptgedanken, gereichen allerdings diesen Vorträgen zur Empfehlung. Allein Gründlichkeit der Behandlung, logische Anordnung und durchgängige Zuratheziehung der Texte — können wir ihnen nicht in gleichem Grade nachrühmen. Mehr glaubt man hier gelegentliche, durch den Text veranlasste Ergiessungen eines, die Welt und die Menschen kennenden und es mit ihnen wohlmeinenden Mannes zu vernehmen, als planmässig angelegte und consequent durchgeführte religiöse Abhandlungen, in denen das biblische Wort überall als der belebende Geist durchschimmert. Weit mehr ist überdiess der Vf. auf seinem Felde, und gefällt natürlich auch mehr,

wenn er *moralische* Gegenstände behandelt, als wenn seine Rede in das *Dogmatische* überstreift. Dieses scheint ihm selbst weit schwieriger zu werden, und es fehlt solchen Vorträgen an Haltung, an innerem Zusammenhang und an Gedanken. Dass die nachhelfende Feile oft vermisst wird, und dadurch die Arbeiten hie und da den Schein der Flüchtigkeit bekommen, davon geben wir einige Beweise nur aus der 10 Predigt am Sonnt. Estomihi. Gleich im Anfangsgebet (S. 146) heisst es sehr unglücklich: „Wir wollen *die heilige Feyer* auf das Zweckmässigste *betreiben*." Auf der folgenden Seite findet sich eine höchst abschreckende Construction: „Jahrelang sich verfolgen ihrentwegen lassen musste er nicht nur können" u. s. w., und bald darauf wird von Jesu viel zu wenig edel gesagt: „Wir würden irren, wenn wir glauben wollten, dass ihm *die Sinnlichkeit* und der Glückseligkeitstrieb (ein Lieblingswort des Vfs.) *nichts zu schaffen gemacht* hätten." Ein ander Mal heisst es unwürdig von Jesu, und ist in Rücksicht der dabey befolgten Exegese sehr voreilig ausgedrückt: „Dass er einem seiner besten Freunde (dem Petrus) *unfreundlich begegnet* sey" u. s. w. Die Übergänge sind oft eben so scharf und hart (S. 150: „Jetzt ist es Zeit" u. s. w.), als die Perioden schwerfällig (S. 151: „Möchten wir uns doch" u. s. w.). Auch gehören die Ausdrücke: „Glorie, Physiognomen" u. s. w., nicht in eine populäre Rede.

Der Vf. von No. 6 giebt sich im Anfange seiner kleinen Schrift viele Mühe, den Plan, der bey der Wahl und Ordnung der neuen Perikopen zum Grunde liegt, *im Einzelnen* zu verfolgen, wobey wir es den Wählern, denen hier allein das Urtheil zukommt, zu entscheiden überlassen, ob er jedesmal das Rechte getroffen habe. Er giebt hierauf die Materien der Reihe nach an, die nach *seiner* Ansicht der Texte auf jeden Feyer- und Sonn-Tag fallen würden. Die Grundsätze, die er sodann für die Anwendung und Bearbeitung der Texte empfiehlt und weiter entwickelt, sind: 1) dass Christus gepredigt werde; 2) dass jeder Vortrag über die einzelnen Texte Geist und Leben habe. Diese Regeln gelten freylich für jeden christlichen Religionsvortrag; auch hat ihnen unser Vf. — was man wünschen dürfte — nicht genug Individualität in Beziehung auf die vorliegende Sammlung von Texten gegeben. Übrigens ist die Abhandlung ein Beweis von den Kenntnissen und dem achtungswerthen Willen des Vfs. Wir gestehen aber, dass uns die Ausführung der *ersten* Regel weniger befriedigt habe, als die der anderen, obwohl wir auch hier bey einigen Stellen anstiessen. Die polemische Tendenz tritt um so unangenehmer hervor, da die neuen Texte ganz unschuldig daran sind, und durchaus in ihrer Zusammenstellung keine natürliche Gelegenheit gaben, in einem entweder vornehmen oder widerwärtig eifernden Tone gegen die *Aufgeklärten* — wie sie *leider* auch hier wieder heissen — loszuziehn. Der Vf. selbst wird von der Einbildung entfernt seyn, auf wenigen Seiten, die überdiess viel Declamation enthalten, höchst wichtige und tiefgreifende Fragen — wie über die Vorzüge des supranaturalistischen vor dem rationalistischen System in der Theologie — gründlich und genügend entscheiden zu wollen. Und wäre es nicht: wozu der *zankende* Ton, der der guten Sache nur schaden kann, und an eine gewisse Periode erinnert, die wir für glücklich überstanden hielten? Uns scheint die *ächte evangelische Wahrheit*, wie sie sich aus einem unermüdeten und redlichen Studium der Bibel ergiebt, durch sich selbst so belebend, so erwärmend und so reinigend zu seyn, auch die bessere *evangelische* Predigtmethode, wo sie richtig verstanden wird, so zu läutern und so wohlthätig zu durchdringen, dass, wenn es darauf ankommt, *diese gute Sache* zu führen, es überall keines geharnischten Vortreters bedarf. „Die Weisheit von oben ist friedsam", lehrt Jakobus.

NA.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) *Bamberg*, b. Reindl: *Über das Wesen der Kirche, als Einladung zu der auf das hohe Namensfest Ihrer Majestät der Königin von Baiern festgesetzten Eröffnung des protestantischen Gottesdienstes in Bamberg*, von Dr. *Karl Fuchs*, königl. baierschen Landesdirections- und Consistorial-Rath. 1808. 22 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Predigt bey Eröffnung des protestantischen Gottesdienstes zu Bamberg.* Am hohen Namensfeste der Königin den 28 Jan. 1808 gesprochen vom Consistorialrath *Fuchs*. 1808. 22 S. 8.

(Beide auch unter dem Titel: *Einladungsschrift und Predigt bey Eröffnung des protestantischen Gottesdienstes zu Bamberg*, von *Karl Fuchs*.)

3) Ebendaselbst: *Die erste Jahresfeyer der protestantischen Kirche zu Bamberg*, vom Consistorialrath *Fuchs*. 1809. 32 S. 8.

Wenn sich der Vf. dieser Gelegenheitsschriften etwas weniger in dem Ungemeinen der Sprache und des Ausdrucks gefallen hätte, wodurch eine dieser Art von Schriften doppelt nachtheilige Affectirerey entstehen musste; so würde ihm das Lob eines denkenden Kopfs und eines guten Redners reiner und sicherer verblieben seyn. Seine Gedanken über das Wesen der Kirche, so wenig sie den Gegenstand erschöpfen, zeigen die Gewandtheit des Vfs., eine Sache von mehreren Seiten zu betrachten. Eine Stelle wird den Inhalt und Geist dieser kleinen Schrift näher charakterisiren. „Wo keine Religion ist, oder mit andern Worten, wo die Idee Gottes in dem menschlichen Gemüthe nicht lebendig geworden ist, giebt es keine Kirche, mag man auch einer äusseren Anstalt diesen Namen beylegen, der ihr aber nicht gebührt, weil die Seele einer Kirche, der religiöse Geist, ihr nicht inwohnt, welcher mit unsichtbarer Macht ihr Bestehen sichert, und den die Kirche, wie das heilige Feuer zu erhalten, berufen war. Eine Erziehungsanstalt der Bürger zur Sittlichkeit, worüber der Staat Rechenschaft fodert, und wo der Name Gottes nur noch ausgesprochen wird, um die hergebrachte Sitte nicht zu verletzen, nenne man nicht eine Kirche, denn in solcher liesse sich nicht die Idee nachweisen, welche das Wesen derselben ausmacht." Die erste Predigt über Ephes. 2, 19—22 handelt „von dem Werthe einer äusseren Gemeinschaft der Christen durch Gottesverehrung", und die zweyte, welche den Titel „Religions-Rede" hat, „von dem Werthe der öffentlichen Gottesverehrung." Sie enthalten beide manches Gute und Beherzigungswerthe, und müssten weit mehr Eindruck machen, wenn die Darstellung nicht so schwerfällig wäre. Die erste fängt sogar mit einer Sprachunrichtigkeit an: „Durch die Gnade Gottes und unseres Königs Wille, ist einer Christengemeinde u. s. w." Aus dem Wenigen, was über die Geschichte des protestantischen Gottesdienstes in Bamberg beygebracht ist, bemerken wir, dass im J. 1808 in dieser protestantischen Gemeinde 18 geboren, 10 gestorben, und ein Paar getraut worden sind. Die Zahl der Communicanten betrug 268.

Monatsregister

vom

Januar 1812.

I. Verzeichniss der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Januar.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 FEBRUAR, 1812.

THEOLOGIE.

Göttingen, b. Dieterich: *Ern. Aug. Ph. Mahn* commentatio, *in qua ducibus quatuor evangeliis Apostolorumque scriptis distinguuntur tempora et notantur viae, quibus Apostoli Jesu doctrinam divinam sensim sensimque melius perspexerint*, ab ordine Theol. praemio ornata. 1809. 20 Bogen 4. (1 Rthlr.)

Preisaufgaben an Studirende und Druck der gekrönten Preisschriften haben nur zum nächsten Zweck, den Fleiss zu beleben, Nacheiferung zu erwecken und Talenten Gelegenheit zu geben, sich zu zeigen. An gedruckte Preisschriften noch Studirender darf man keine zu hohen Foderungen machen; nicht die der völligen Reife des Urtheils, der Vollkommenheit der Darstellung und Vollendung, am wenigsten die ganz neuer Ansichten: man muss zufrieden seyn, wenn über die aufgegebene Frage gut gesammelt, das Gesammelte gut geordnet, mit Verstand beurtheilt und nicht schlecht dargestellt ist. Und an diesen Masstab gehalten, wird man auch der Schrift, die wir anzeigen, ein Wort des Lobes nicht versagen. Wir wollen zuerst, mit Absonderung alles Fremdartigen, ihren Inhalt angeben und am Ende einige allgemeine Erinnerungen als Epikrise beyfügen.

Jesus Plan war, ein Reich der Wahrheit und Sittlichkeit, ein Reich Gottes auf der Erde zu stiften, und in Eine Kirche alle Völker als Brüder eines liebevollen Vaters zu versammeln. Er wählte sich dazu zwölf Gehülfen aus der arbeitenden Classe, die man sich nicht gerade als in ihrer religiösen Bildung versäumt zu denken hat: nach Josephus und Philo gab es in jeder Stadt Schulen, in denen das Gesetz erklärt wurde. Doch kamen sie mit allen jüdischen Nationalvorurtheilen, von einem zu erwartenden irdischen Messias, dem Werthe des Ceremoniendienstes u. s. w., in Jesus Umgang. So lang er lebte, liessen sie zwar die Hoffnung eines irdischen Messias nicht fahren; auch hatten sie die Lehre Jesus von der Abschaffung des Ceremoniendienstes und der Aufnahme aller Völker in seine Kirche noch nicht gefasst. Doch hinderte sie dieses nicht, in reinen religiösen Ideen gute Fortschritte zu machen, und sich einem Streben nach Wahrheit hinzugeben (Joh. 6, 22—69), bey dem sich in Zukunft kein Stillstand oder Rückgang befürchten liess. Merkwürdig ist es, dass sie für sich von Jesu keine Wunder verlangten — wie über ihr Zeitalter erhaben mussten sie gebildet seyn! — was zur sicheren Erwartung berechtigte, sie würden in der Folge die Lehre Jesu tiefer ergründen. Nach seiner Auferstehung geht Jesus mit seinen Schülern in Galiläa, das den jüdischen Ceremoniendienst nie so streng wie Jerusalem gehalten hatte, und wo unter den verschiedenen hier angesiedelten Völkern die verschiedensten Ideenvorräthe umgesetzt wurden, noch eine Zeit lang um. Die Art aber, wie er mit ihnen umging, war nicht mehr die ehemalige, sondern so beschaffen, dass sie gewöhnt wurden, sich allein und Jesum abwesend zu denken. Durch Jesus Tod war zwar ihre Erwartung eines irdischen Messiasreichs tief gesunken, sie ward aber durch seine Auferstehung wieder aufgerichtet: durch seine Himmelfahrt aufs neue erschüttert, verwandelte sie sich in die Hoffnung, Jesus werde einst vom Himmel wiederkehren, und sein Reich antreten, wo er nach Verdienst Belohnungen und Bestrafungen austheilen werde. Diess hatte die erspriessliche Folge, dass sich die Apostel für die Ausbreitung seiner Lehre desto mehr anstrengten, und sammt den übrigen Christen bey Verfolgungen standhafter ausharrten. Christus blieb aus; Jerusalem ward zerstört: dadurch ging ihnen das letzte Licht auf; sie fassten endlich die reine Idee des Reiches Jesu, das hier auf der Erde in den Gemüthern anfange, und durch das unsterbliche Leben der Geister fortdauere.

Zur Auffassung des *moralischen* Reiches Jesu trug Paulus am meisten bey, indem er Christus als einen erhabenen, geistigen König der Welt vorstellte, der unsichtbar mit Gott durch seine Lehre herrsche. Johannes, der erst nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben hat, denkt auch an keine Rückkunft Jesus mehr, und weiss auch nur von einem moralischen Reiche desselben. Auch die anderen Apostel hatten vor ihrem Tode diese Ansicht gefasst. Zu allem dem war ihnen das Fortrücken der Lehre Jesus über die Grenzen von Palästina hinaus sehr behülflich gewesen: ihr Ideenkreis erweiterte sich dabey; ihre Lehrart und Lehre erhielt dabey eine andere Form. Sie knüpften sie an die Ideenreihe ihrer Zuhörer an, und das gab ihnen selbst wieder neue Ideen, wie das Evangelium Johannis zeigt.

Nach und nach fassten die Apostel auch die richtige Vorstellung vom Umfange des moralischen Reichs Jesu, dass es die Welt umfassen sollte. Noch lange nach Jesus beständiger Trennung von ihnen standen sie in dem Wahn, die Heiden dürften nicht in die Kirche aufgenommen werden. (Es ist merkwürdig, dass die Apostel von nun an zu den wichtigsten Neue-

rungen durch Perſonen geführt werden, die nicht von Jeſus zu Apoſteln gewählt waren. Philipp ſtiftet zu Samaria eine chriſtliche Gemeine, und ihm gehen erſt Petrus und Johannes nach, und Juden- und ſamaritiſche Chriſten heben nun die ſeit Jahrhunderten zwiſchen Juden und Samaritern beſtandene Antipathie auf. Philipp tauft den erſten Heiden, den Schatzmeiſter der Königin Kandace; Petrus folgt erſt, durch Umſtände geleitet, dieſem Beyſpiel durch die Taufe des Cornelius nach, und ſpricht dabey den groſsen Gedanken aus: Jeſus ſey Herr der Welt; alle Völker würden ſeinen Geboten gehorchen. — Im Umgang mit frommen Heiden ſehen die Apoſtel die Entbehrlichkeit des Ceremoniendienſtes, und bey ihrer Bekehrung die Nothwendigkeit der Erklärung ein, daſs das moſaiſche Geſetz durch das Chriſtenthum abgeſchafft ſey, welchen Schritt daher auch zuerſt der Heiden-Bekehrer Paulus that, nicht ohne Widerſpruch der übrigen Apoſtel, der aber auch ſeine guten Folgen hatte. Bey ihrem Widerſtand wurde der Schritt der völligen Lostrennung des Chriſtenthums vom Judenthum langſamer gethan; und das Allmähliche derſelben verhinderte, daſs die Juden-Chriſten nicht zur Rückkehr zum Judenthum gereizt wurden. Nach und nach führten auch äuſsere Umſtände dieſelbe herbey. Den Apoſteln wurde der Tempel verboten; ihnen wurden die Synagogen verſchloſſen: gezwungen wählte Paulus zu Corinth und Epheſus die Hörſäle heidniſcher Rhetoren zu den Örtern, wo er auftrat. Jetzt erinnerten ſich die Apoſtel einzelner Äuſserungen, die ihnen auf eine ſolche Trennung hinzudeuten ſchienen; und ſie ſchritten deſto unbedenklicher zur Gründung eigener, vom Judenthum losgeriſſener, für ſich beſtehender Gemeinen.

Ein Eigenthum der Apoſtel iſt der Gebrauch, den ſie von Tod und Auferſtehung Jeſus machten: wie viele Lehren haben ſie nicht an beides geknüpft! Gott vergiebt die Sünden wegen des Todes Jeſus; der Tod iſt vertilget und ewiges Leben bewirkt; das moſaiſche Geſetz iſt mit Jeſus am Kreuz geſtorben u. ſ. w. Die Auferſtehung beweiſen ſie aus dem Beyſpiel Jeſu, und gründen darauf Unſterblichkeit, die ſie vorher Jeſu als einem Weſen, das aus dem Reiche des ewigen Seyns gekommen und als Augenzeuge von Unſterblichkeit geredet habe, nur aufs Wort geglaubt hatten. Ihm verdankten ſie aber die Beſchreibung, die ſie von dem Reiche der Unſterblichen gaben, als einer Welt, wo man in Geſellſchaft von lauter Frommen ewig in Erkenntniſs wachſen, und zur Wahrheit und Klarheit der Erkenntniſs kommen werde.

Je ſpäter (nach der Trennung von Jeſu), deſto reiner lehrten die Apoſtel ihr moraliſches Reich, deſto geläuterter waren ihre Begriffe von Jeſus Perſon und ſeinen Planen, deſto beſtimmter ſprachen ſie von dem moraliſchen Zweck der geoffenbarten Lehre. In ihren Schriften wird das Moraliſche die Hauptſache, wie in Jeſus Lehre: das Poſitive, das Jeſus aus einer unſichtbaren Welt uns zum Troſt herabgebracht habe, ſey dem Moraliſchen untergeordnet, und bloſs um des letzteren willen da.

So kamen alſo die Apoſtel nur nach und nach zu völlig richtigen Einſichten durch die Zuſammenwirkung der mannichfaltigſten Entwickelungs- und Beſſerungs-Mittel. Das Pfingſtfeſt that nicht Alles. Die Vorſehung lieſs in und auſser ihnen Mehreres zuſammenwirken, was ihre Aufklärung förderte. Scham, Freude, Mitleid reizte ſie zur Anſtrengung ihrer Seelenkräfte; das Beyſpiel Jeſu, die Bewunderung ſeiner Gröſse, die Erwägung ihres hohen Berufs, der Umgang der Apoſtel unter einander und mit anderen Männern von Talenten, das aufmerkſame Leſen alter und neuer Schriften, gemeinſchaftliche Deliberationen über einzelne Fragen und Vorfälle, Reiſen u. ſ. w.

Dieſe kurze Darleguug der Hauptideen des Vfs. wird mehr als eine beredte Empfehlung ſeiner Schrift auf kundige Leſer bereits gewirkt haben. Doch können wir dieſe Anzeige nicht ſchlieſsen, ohne vorher den Vf. auf Einiges über Materie und Form ſeiner Schrift aufmerkſam gemacht zu haben. Noch fehlt es ſeinem Vortrag an einer genauen Ordnung und Bündigkeit, und ſeiner Latinität an Ausbildung und Rundung; fleiſsige Übung im Schreiben und Strenge gegen ſich ſelbſt wird dieſen Mängeln abhelfen können. Die Materialien ſeines Thema's möchte der Vf. ziemlich vollſtändig zuſammengebracht haben; aber an kritiſcher Läuterung ſcheint es hie und da zu fehlen. Gleich Anfangs iſt er mit einem berühmten Schriftſteller reich über den Plan Jeſus; wir möchten aber fragen: iſt das, was aus Jeſus Lehren geworden iſt, auch wirklich Plan Jeſus geweſen? Hätte dieſs nicht vor allem noch eine genaue Erörterung verdient? Der Vf. nimmt Alles, was vom Umgang Jeſus mit ſeinen Jüngern, von ſeinen Unterredungen und Aufträgen erzählt wird, für gewiſs an, und fragt nicht, ob nicht die chriſtliche Sage Späteres in frühere Zeiten verlegt hat. „Gehet hin in alle Welt" hat (um nur Ein Beyſpiel ſtatt vieler zu geben) ſchwerlich Chriſtus zu ſeinen Jüngern bey ſeinem Scheiden von ihnen geſagt; und wenn er es geſagt hätte: wie wäre es möglich geweſen, daſs es kein Apoſtel aufgefaſst hätte, und ſie erſt durch Umwege unter die Heiden getrieben werden muſsten? Überhaupt möchten wir bey mehreren Stellen den Vf. fragen, wo ein *ſicherer* Beweis für ſeine Behauptungen zu finden ſey? Wie kann man den Jüngern gute Fortſchritte in reinen religiöſen Ideen während des Lebens Jeſu beylegen, wenn ſie noch bey ſeinem Tod an dem vollen jüdiſchen Ceremoniendienſt gehangen haben? woher weiſs man, daſs die Jünger *für ſich* keine Wunder verlangt haben? und wenn ſich auch dieſs bejahend erweiſen lieſse: wie folgt daraus, daſs ſie über ihr Zeitalter erhaben gebildet geweſen, und nicht wie andere Juden Wunder verlangt hätten? Wer, den Berichten der Evangeliſten zufolge, tagtäglich Wunder auf Wunder vor ſeinen Augen verrichten ſieht, wie die Jünger: wie könnte der nur auf den Einfall kommen, noch *beſonders für ſich* Wunder zu verlangen? Woher weiſs man, daſs *alle Apoſtel* am Ende ihrer Beſtimmung das *moraliſche* Reich Jeſu ſo rein aufgefaſst haben, wie Paulus und

Johannes? wo wären Schriften von ihnen, wo nur Nachrichten über sie? Die Reden Jesu in den drey ersten Evangelien haben einen völlig anderen Geist, als die im Johannes; woraus man folgern darf, wir haben sie nicht mehr, wie sie gehalten worden, sondern wie sie ganz verschiedene Geister aufgefasst haben: wie soll nun der Grundsatz seine Anwendung leiden, „man müsse in jede Rede Jesu den prägnantesten Sinn legen; mit der historischen Interpretation reiche man nicht aus." Habe auch Jesus hoher Geist und tiefes Herz in die von ihm gebrauchten Worte mehr gelegt, als andere Menschen (was wir einmal annehmen wollen, ob wir es gleich nicht zugeben können): — wir haben ja seine Worte nicht mehr; wir haben statt ihrer bloss etwas von Schülern Wiedergegebenes, die andere Worte an die Stelle der von Jesu gebrauchten setzten; da sie kaum noch recht zu fassen wussten: wie könnten sie prägnanten Sinn gefasst und uns wieder gegeben haben? u. s. w. Doch fortgesetztes Studium wird selbst den Vf. die Stellen unter die Augen bringen, aus denen er, um zu einem reichen Stoff zu kommen, zu Viel gefolgert hat, und ihm die Festigkeit geben, sich entweder für einen consequenten Supernaturalismus oder Rationalismus zu entscheiden: jetzt wankt er noch zwischen beiden. Ein solcher Synkretismus, der giebt und nimmt, wie es jedesmal die Convenienz gut findet, ist zu nichts dienlich, und führt zu nichts als Widersprüchen.

G. A.

Leipzig, b. Märker: *Novum Testamentum graece, secundum editiones probatissimas expressum, nova versione latina illustratum, indice brevi praecipuae lectionum et interpretationum diversitatis instructum.* In usum maxime Gymnasiorum et Academiarum editum, auctore *Henr. Aug. Schott*, Theol. D. et Prof. P. O. Academiae Vitebergensis. *Editio altera permultis locis emendata.* 1811. XVI u. 689 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Die erste Ausgabe dieser schätzbaren lateinischen Übersetzung vom N. T. ist bald nach ihrer Erscheinung von einem andern Rec. in diesen Blättern (1805. N. 234) angezeigt, und nach Verdienst gewürdigt worden. Es war leicht vorauszusehen, dass, bey den anerkannten Vorzügen des Werks, eine neue Ausgabe desselben nicht lange ausbleiben würde; und wenn gleich das Bedürfniss einer solchen schneller, als der Vf. vermuthete, eingetreten: so hat er doch nichts gespart, um dieselbe mit allem demjenigen auszustatten, was nach seiner eigenen Einsicht sowohl, als nach den Erinnerungen urtheilsfähiger Kritiker, der ersteren zur grösseren Vollkommenheit noch abging. Den Zweck, für welchen der gelehrte Vf. seine Übersetzung bestimmte, und die ausgezeichnet gelungene Art, wie er demselben ein Genüge geleistet, aus der früheren Recension als bekannt voraussetzend, wird sich unsere Anzeige nur damit beschäftigen, die Veränderungen und Verbesserungen bemerklich zu machen, welche diese zweyte Ausgabe vor der ersten voraus hat. Eine kurze Vorrede (S. XIII — XVI), welche neu hinzugekommen, giebt darüber Auskunft. Was zuerst den griechischen Text betrifft: so ist derselbe nun nach der zweyten *griesbachischen* Hauptausgabe vom J. 1796 und 1806 abgedruckt worden, da bekanntlich die erste, bey deren Erscheinen (1805) jene noch nicht vollendet war, den früheren Text vom J. 1776 zu Grunde legte. Nur in einigen Stellen ist der Vf. in Interpunction und Aufnahme anderer Lesarten seinem eigenen Urtheil gefolgt. Es sind, wie sie die Vorrede angiebt, folgende: Matth. 16, 11. 19, 17. 21, 7. Marc. 3, 16 (die Aufnahme von πρῶτον Σίμωνα auf die Autorität einiger weniger Minuskeln ist sehr unsicher). 3, 29 (Rec. würde mit *Griesbach* dem selteneren ἁμαρτήματος vor dem gewöhnlicheren ἁμαρτίας den Vorzug gegeben haben). 9, 20. Luc. 20, 31. Röm. 1, 17. Eph. 4, 15. (Der Änderung der Interpunction: ἀληθεύοντες δέ, ἐν ἀγάπῃ αὐξήσωμεν für das gewöhnliche: ἀλ. δὲ ἐ. ἀγάπῃ, αὐξ. kann Rec. seinen Beyfall nicht geben, da das αὐξάνειν der näheren Bestimmung ἐν ἀγάπῃ gar nicht bedarf, für die Verbindung des ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ aber die ganze Ansicht spricht, welche der Apostel anderswo von dieser ersten christlichen Tugend aufgestellt hat, ohne deren Begleitung ihm alle übrigen christlichen Vorzüge ihres Werthes verlustig sind.) Col. 2, 15. (Hier liest der Vf. ἐν αὐτῷ f. ἐν αὐτῷ, und nimmt Gott als Subject des Satzes, was uns indessen weder zu dem Schluss von V. 14, noch zu dem Inhalt von V. 15 zu passen scheint, besonders wenn man andere Stellen vergleicht, wo, wie z. B. Eph. 2, 15, die Aufhebung des Gesetzes ebenfalls auf Christus vermittelst seines Todes zurückgeführt, und, wie 1 Cor. 15, 25. Hebr. 2, 14, die Besiegung der höheren Messias-Feinde ihm zugeschrieben wird.) Jud. 25. — In einigen Stellen scheinen wohl nur aus Versehen kleine neu aufgenommene Lesarten des zweyten *griesbachischen* Textes weggeblieben zu seyn. So fehlt das δὲ nach ὁμοίως Matth. 26, 35; so ἀμὴν nach πάλιν Matth. 18, 19; so *ai* Matth. 25, 2, was indessen Rec. nicht vertheidigen möchte, da, ausser der Nichtbeystimmung der bedeutenden Codd. BCDL, es auch leicht aus dem unmittelbar vorhergehenden καὶ entstanden seyn dürfte. So αὐτῶν hinter ἔμπροσθεν Matth. 26, 70; so der Artikel τὸ hinter εἰς Marc. 9, 22, und wohl noch an mehreren anderen Stellen, die Rec. nicht verglichen hat. — Eine zweyte Änderung betrifft das Äussere der gegen den gewöhnlichen Text in der *griesbachischen* Recension neu aufgenommenen Lesarten. Sie sind nicht mehr, wie bey *Griesbach* und in der ersten Ausgabe, durch kleinere Schrift ausgezeichnet (ausgenommen in den ersten drey Bogen, in denen wegen der Entfernung des Vfs. von Leipzig die Einrichtung der ersten Ausgabe noch nicht umgeändert werden konnte), sondern nur unten im Verzeichniss der Varianten mit grösseren Schriftcharakteren ausgezeichnet. Wir würden die alte Einrichtung beybehalten haben, da sie, was doch in einer kritischen Handausgabe mitgenommen zu werden verdiente, auf die leichteste und bequemste Art das Verhältniss der neuen Recension zu dem *textus re-*

ceptus in den abweichenden Lesarten kennen lehrte. Ebenso ist es, und wohl mit mehr Recht, unterblieben, zwey Lesarten, die ungefähr gleiche kritische Gründe für sich haben, im Text selbst, eine über der anderen, abzudrucken, was schon *Griesbach* in der zweyten Ausgabe nicht mehr gethan, und was auch hier wegen der Enge des Drucks unangenehm gestört haben würde. Drittens sind die nöthigen Änderungen in der Anzeige der Varianten unter dem Texte angebracht, wie sie der reichere Apparat der zweyten *griesbachischen* Ausgabe darbot. Zugleich hat der Vf. auch einige im ersten Text ausgelassene Varianten, die indessen doch bemerkt zu werden verdienten, wieder aufgenommen, wie z. B. die Lesart ἄνθρωποι 1 Cor. 3, 4. Ganz neu hinzugekommen ist endlich viertens eine Anzeige der Parallelstellen in den Evangelien, die unter den Varianten ihren Platz erhalten, und bey jedem Abschnitt durch kleine lateinische Buchstaben auf den demselben entsprechenden Text zurückweisen.

Wir wenden uns zu der lateinischen Übersetzung. Die allermeisten Veränderungen gesteht der Vf. hier, besonders in den Evangelien und paulinischen Briefen, angebracht zu haben, wozu ihm theils seine eigenen wiederholten akademischen Vorlesungen, theils die Erinnerungen seiner gelehrten Recensenten bey der ersten Ausgabe, theils ein fortgesetztes Studium der neuesten exegetischen Literatur im Ganzen und Einzelnen Veranlassung darboten. Sie betreffen nicht bloss die Aufnahme anderer Erklärungen, die der Vf. gegen seine frühere Auslegung nach wiederholter Prüfung umtauschen zu müssen glaubte, sondern, was dieser Arbeit vor allen ähnlichen einen neuen Werth giebt, sie suchen auch das Charakteristische in der Schreibart und Darstellung eines jeden einzelnen Schriftstellers in der Übersetzung getreuer wiederzugeben, als es bisher geschehen war, wohin der Vf. vorzüglich die Gleichheit in der Übertragung der häufiger vorkommenden Ausdrücke und Redensarten rechnet, die bisher meist in bunter Mannichfaltigkeit wiedergegeben waren. Von beiden Arten von Verbesserungen geben wir zur Probe einige Beyspiele. So hat der Vf., um von den ersten anzufangen, mit rühmlicher Selbstverleugnung die in seiner Antritts-Dissertation und in den Nachträgen zur ersten Ausgabe bey Joh. 1, 13 neu aufgestellte, aber mehrfach getadelte Erklärung von οὐδὲ ἐκ θελήματος σαρκὸς, nach welcher es *neque foemina ita volente* ausgelegt werden sollte, weggelassen, und dafür die gewöhnliche, dem Sprachgebrauch allein entsprechende Übersetzung: *neque corporis libidine*, wieder aufgenommen. So steht nun bey Matth. 7, 6 viel richtiger: *annulos objicere*, anstatt des ganz willkührlichen: *annulos induere* der ersten Ausgabe. Ebendas. V. 11 bey der Übersetzung des griechischen πονηροὶ ὄντες, *quamvis mali*, ist in einer Parenthese die näher bestimmende Erklärung *invidi* s. *illiberales* beygefügt worden. Die Stelle Röm. 8, 23 αὐτοὶ τὴν ἀπαρχὴν τοῦ πνεύματος ἔχοντες, die früherhin gegeben war: *qui primos veluti fructus spiritus divini perceperunt* (h. *qui primum ad Jesu doctrinam perducti*), ist nun so gefasst: *qui spiritu divino, tanquam primitiis* (*felicitatis futurae*), *gaudent*. Rec. zweifelt an der Richtigkeit dieser neuen Erklärung aus dem Grunde, weil das πνεῦμα, ein von innen herauswirkendes Princip, auf die künftige messianische Glückseligkeit, die man sich als eine äussere dachte, schwerlich eine Beziehung im apostolischen Gedankenkreise hatte. Auch die Anmerkung haben wir nicht verstanden, die sich zu der Stelle Joh. 3, 3 findet: ἐὰν μή τις γεννηθῇ ἄνωθεν, was der Vf., wie in der ersten Ausgabe, durch: *nisi quis desuper fuerit natus* übersetzt, und dabey anmerkt: *Consulto Jesus phrasin adhibet, quae sensu duplici potest intelligi, vel: nisi quis d e n u o, vel nisi quis c o e l i t u s (divinitus) fuerit natus.* Rec. erinnert sich keines aramäischen Wortes, das diese Zweydeutigkeit der Bedeutung zuliesse, und den griechischen Ausdruck darf man ja wohl nicht für das Original nehmen. — Die zweyte Art von Veränderungen bezieht sich auf den Ausdruck der Übersetzung selbst, die der Vf. im Allgemeinen dem Original näher zu bringen suchte. Sie bestehen daher meist nur in einigen Nachhülfen zur getreueren Darstellung der Form des Originals, die in der ersten Ausgabe weniger beachtet war. So z. B. 1 Timoth. 1, 7 steht jetzt: *qui legis esse volunt interpretes*, was dem griechischen Ausdruck: οἱ θέλοντες νομοδιδάσκαλοι εἶναι, näher kommt, als das frühere: *qui legis interpretes volunt existimari.* Ebendas. V. 11 ist das frühere: *secundum institutionem excellentem Dei beatissimi* umgeändert in: *secundum doctrinam laeta nuntiantem, laudibus celebrandam, Dei beatissimi*, wodurch das Original: κατὰ τὸ εὐαγγέλιον τῆς δόξης τοῦ μακαρίου θεοῦ weit genauer ausgedrückt wird. So steht auch jetzt fast immer *Christus* für das frühere *Messias*, und zwar mit Recht, weil dieser Amtsname den Aposteln auch als Eigenname diente. Zum Schluss bemerken wir noch, dass diese Ausgabe auch in einem grösseren Format, als die frühere, erschienen ist, wodurch, nebst dem engeren Druck, die Seitenzahl derselben beträchtlich vermindert worden. In der ersten betrug sie 1029, in dieser zweyten nur 680 S. In dem angehängten Druckfehlerverzeichniss ist das zuerst angegebene σολομῶντα bey der angeführten Stelle ganz richtig ausgedrückt, und die Anzeige daher überflüssig. H. P.

NEUE AUFLAGEN.

Erfurt, b. Keyser: M. *Johann Adolph Liebner Reformationsgeschichte D. Martin Luthers.* Dritte, unveränderte Ausgabe. Mit einem Bildniss Luthers nach Lucas Cranach, von Polt in Kupfer gestochen. 1811. XXXII u. 447 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 FEBRUAR, 1812.

JURISPRUDENZ.

Frankfurt a. d. O., in der akadem. Buchhandlung: *Urtheile und Gutachten in peinlichen und anderen Straffällen*, von *Johann Friedrich Meister*, b. R. D., königl. preuss. Criminal-Rath und Prof. der Rechte zu Frankfurt a. d. O. (jetzt zu Breslau). 1808. 530 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

So wenig auch eine Anzeige dieses Buchs dazu dienen kann, das Publicum mit demselben bekannt zu machen, weil es ohne Zweifel längst in den Händen aller derer ist, welche sich um die neuesten und wichtigsten Erscheinungen in dem Gebiet ihrer Wissenschaft bekümmern: so können wir doch um so weniger ganz davon schweigen, weil der Zweck unseres Instituts nicht sowohl dahin geht, dem Publicum zu einem Novitäten-Blatt zu dienen, als um darin für die Gegenwart und für die Zukunft ein unbefangenes Urtheil über die merkwürdigen Producte der Literatur niederzulegen. Zu diesen gehört aber in mehrfacher Rücksicht obige Sammlung. Wir sehen darin einen trefflichen praktischen Schriftsteller, der nicht, wie die meisten dieser Herren, auf der Schreibstube gebildet ist, und bloss für das, was aus der Schreibstube kömmt und für die Schreibstube unmittelbar dient, Sinn hat, sondern einen Gelehrten, der sich durch ein fortwährendes Studium der alten Classiker und einer ernsthaften Philosophie gebildet hat, und welcher eben so gründliche Kenntnisse und Einsichten in diesem Zweige des menschlichen Wissens und in der gerichtlichen Arzneykunde als in der Jurisprudenz selbst, der er eigentlich angehört, besitzt, einen Gelehrten, der, als ein höchst zartfühlender, gemüthvoller Mensch, uns eine sehr liebenswürdige Individualität auch da zeigt, wo man sie nicht erwartet, und dadurch seinen Arbeiten ein grösseres Leben giebt. Nächst diesem ist in diesen Arbeiten das System der Gelindigkeit, worin ein grosser Theil der Criminalisten seinen höchsten Ruhm findet, in seinem ganzen Umfange und in seiner ganzen Tiefe, oder wie Rec. fast lieber sagen möchte, und wie bey gewissen Stellen nothwendig gesagt werden muss, in seiner ganzen Flachheit, dargelegt, und sowohl in seiner Anwendung auf die Theorie, z. B. No. XX u. XXV, als auf die Praxis uns vor die Augen gestellt worden. Rec., welcher gewiss nicht verkennt, dass es eine heilige Pflicht des Richters ist, sich möglichst angelegen seyn zu lassen, jeden Irrthum in der Theorie und in der Praxis zu vermeiden, welcher für einen Angeschuldigten von nachtheiligen Folgen seyn kann, und welcher gern in einer wirklich zweifelhaften Sache die minder strenge Seite als Grundlage einer Beschliessung gelten lassen will, kann dess allen ungeachtet unmöglich einem System seinen Beyfall schenken, und ein System für wohlthätig halten, nach welchem Alles, die deutlichste Theorie und das unzweifelhafteste Factum, so lange für zweifelhaft ausgegeben und als zweifelhaft behandelt wird, als der grübelnde, conjecturirende und sophistisirende Verstand noch etwas aufzufinden vermag, was entweder wirklich nicht, oder nur jetzt nicht mehr, oder auch nur scheinbarer Weise nicht ganz widerlegt, und bis zum Handgreiflichen gehoben und ins Reine gebracht werden kann. Dieses ist, so dünkt es uns wenigstens, der Redlichkeit und gesunden Vernunft eben so zuwider, als den Zwecken des Criminalwesens und des Richteramts. Auch können alle die Gründe, womit der Vf. an mehreren Stellen das Streben, ein Verbrechen oder einen Verbrecher minder strafbar dargestellt zu haben, rechtfertigt, benutzt werden, wenn man die Sache umkehrt und von einer entgegengesetzten Seite betrachtet, oder auch nur den Weg geht, den die gesunde Vernunft und das Recht vorschreibt. Verdient nicht auch der Gedanke Berücksichtigung, dass man durch strenge Aufsuchung des Strafbaren, durch glückliche Hinwegräumung schwieriger Scheingründe, und durch feste Anwendung des Gesetzes, einem entschiedenen Verbrecher das volle Mass seiner Strafe zugemessen dadurch nicht nur dem guten, von seinem ehrlichen Fleiss lebenden Bürger hier wieder zu dem Seinigen geholfen, dort gegen drohende Gefahren gesichert, sondern auch vielleicht Manchen, der im Begriff war, eine verbrecherische Bahn zu betreten, zum Nachdenken gebracht, vor einem Verbrechen bewahrt und auf den Weg der Ordnung zurückgeführt hat? und ist ein solches Gefühl nicht eben so genugthuend und ungleich humaner, als der Gedanke, einen entschiedenen Bösewicht vom Tode gerettet und dafür Zeitlebens ins Zuchthaus gebracht zu haben? Denn meistentheils sind doch die Bemühungen und Künsteleyen nicht zu dem heiligen Zweck angewandt, um einen unschuldigen Angeschuldigten der Verdammniss zu entziehen, und in dem beglückenden Lichte der gänzlichen Unschuld erscheinen zu lassen, sondern um einem wirklich schuldigen und in jedem Falle höchst gefährlichen Menschen nur nicht das volle und recht verdiente Mass seiner Strafe widerfahren zu lassen. Wir wollen, um unsere Ansicht zu rechtfertigen, nur auf den 24 und 25 Fall aufmerksam machen.

In dem ersten dieser Fälle gesteht einer von zwey Verbrechern — der andere hatte sich im Gefängniss selbst entleibt —, welche in Gemeinschaft aus der Kammer eines alten Mannes eine Summe von 1600 — 2000 Rthlr entwendet hatten, ein, den Eigenthümer, — welchen man am andern Morgen todt in seinem Bette fand, — lebendig angetroffen — er hatte beym Überfall „O Jesus!" gerufen —, mit Betten zugedeckt — einer von ihnen, natürlich der Selbstmörder, hatte sich auf ihn gelegt —, und darauf todt verlassen zu haben. Der Vf. findet hier selbst die Frage, ob der Überfallene und Misshandelte auch wirklich erstickt sey, paradox, glaubt aber die populäre Ansicht durch eine ehrwürdige wissenschaftliche Behandlung vernichten zu können, und bringt nun durch Conjecturen, Künsteleyen und durch mehr als das heraus, dass der alte Mann an einem Schlagfluss gestorben, weil Schlagfluss bey alten Leuten etwas nicht Ungewöhnliches sey, weil dieser Mann Disposition dazu gehabt habe, Tags vorher niedergeschlagen gewesen sey, und am Abend Gänsefett und zwey Portionen Grütze gegessen habe, und weil man an dem Verstorbenen, den man übrigens nicht genau untersucht, sondern dessen Leiche man erst nach zwey Jahren wieder ausgegraben hatte, kein Zeichen eines gewaltsamen Todes wahrgenommen habe. — Besteht die Ehrwürdigkeit einer wissenschaftlichen Behandlung, besonders in den Händen des Richters, darin, nur die Möglichkeiten, welche für einen Verbrecher sprechen, aufzusuchen, diese Möglichkeiten mittelst künstlicher Combinationen und willkührlicher Conjecturen zu Wahrscheinlichkeiten zu erheben, und diesen Wahrscheinlichkeiten ein grösseres Gewicht beyzulegen als entgegengesetzten viel stärkeren, aus entschiedenen Thatsachen hervorgehenden, Wahrscheinlichkeiten, und das alles nur in der Absicht, um einen, der Gesellschaft höchst gefährlichen Menschen, der seine That selbst ganz anders ansieht, und der, nach einer grossen Wahrscheinlichkeit, noch ganz anders aussagen würde, wenn ihm sein Socius nicht Gelegenheit gegeben hätte, Alles auf ihn zu schieben, oder wenigstens in vielen Stücken den Unwissenden mit gutem Erfolg spielen zu können, dem Arme der Gerechtigkeit mehr oder weniger zu entziehen: so kann man freylich nicht umhin, denen beyzutreten, die da meinen, dass der Staat weit besser daran seyn werde, wenn das Richteramt wissenschaftlichen Männern entzogen, und Männern von geradem Sinne, unbefangenem Gemüthe und redlichem Herzen anvertraut wird. Doch wir wollen über diesen Fall nicht entscheiden, weil das Urtheil, welches über diesen Menschen, der einen grossen, qualificirten und gefährlichen Diebstahl, die Theilnahme an Raub und Raubmord eingestanden hatte, ausgesprochen, nicht beygefügt worden ist, mithin sich nicht ersehen lässt, ob und welchen Einfluss die künstliche Darstellung auf die Bestrafung gehabt, ob sie bloss ein unzeitiges Spiel des Geistes geblieben, oder praktische Erheblichkeit erhalten hat.

Deutlich ist dieses im zweyten Falle N. XXV. Ein, von seinem Vater mit Güte überhäufter, Sohn versucht aus schändlicher Rachsucht und aus Habsucht zweymal, seinen Vater, seinen Bruder und seinen Stief-Oheim, also drey Menschen, und drey seiner nächsten Angehörigen, zu vergiften, schüttet zu dem Ende eine Portion Fliegengift in einen Topf mit Sauerkohl. Als Farbe und Geruch etwas Unnatürliches verrathen, und der Kohl weggeschüttet wird: so streuet er ätzenden Sublimat in einer unbedingt tödtlichen Masse auf einen Kuchen, von welchem wirklich drey Personen, der Vater und der Oheim, und noch ein dritter Gast, essen, aber des brennenden Geschmacks wegen das Gegessene, ohne irgend einen Nachtheil davon zu haben, wieder ausspeyen. Dieses moralische Ungeheuer, das zugleich einen Ehebruch begangen, einen qualificirten Diebstahl attentirt, und, nach misslungener Vergiftung, den Entschluss, seinen Vater und Bruder todtschiessen zu wollen, zu erkennen gegeben hatte, war von der hallischen Juristen - Facultät zum Tode verurtheilt worden. Mit vielem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn wird gezeigt, dass eine Todesstrafe nicht Statt finden könne, und dann die Strafe auf zehnjährige Zuchthausstrafe herabgesetzt, weil — man höre! — seine That nur ein *entfernter Versuch* war. Zu einem entfernten Versuch wird sie aber dadurch gemacht, weil es schwer — der Vf. sagt *unmöglich* — ist, Sublimat, seines widrigen Geschmacks wegen, unaufgelöst zu verschlucken — wegen innerer Verkehrtheit und Zweckwidrigkeit. S. 456. Zugleich wird noch zur Hülfe genommen, dass das erste Geständniss auf eine Suggestiv-Frage und auf eine falsche Vorspiegelung erfolgt sey, und als Milderungs-Grund angeführt, dass dem Inquisiten das Todes-Urtheil förmlich publicirt worden, und er die Todes-Angst erlitten habe! S. 459.

Wenn man den, bey diesem Falle angeführten, Gründen gegen die Todes-Strafe ihren Werth gern zugesteht, und wenn man auch zugiebt, dass das Mass und die Gerechtigkeit einer Strafe gegen ein Verbrechen sich nicht streng beweisen lasse, sondern dass sowohl die Strafe, welche der Gesetzgeber auf ein Verbrechen setzt, als welche der Richter in den Fällen, wo keine gesetzliche Strafe vorhanden und anwendbar ist, nach vernünftigem Ermessen zu erkennen hat, immer etwas Willkührliches bey sich führt, und daher eine verschiedenartige Beurtheilung nicht leicht ganz zu vermeiden seyn wird: so dürfte es doch wohl in einem Falle, wie der vorliegende ist, zu weit gegangen seyn, wenn man durch Künsteleyen und Entstellung des Factums, und durch hervorgesuchte Mängel und Milderungs-Gründe, sich eines Verbrechers annimmt, der, abgesehen von der moralischen Schändlichkeit, und bloss mit dem kalten Auge des bürgerlichen Richters oder Gesetzgebers, und gleichsam *in abstracto* betrachtet, zu einer Gattung von Menschen gehört, die der Gesellschaft und Allem, was ihr heilig und wichtig ist, auf das höchste gefährlich sind, und dessen Handlungen, wie er sie eingestanden und selbst motivirt hat, einen solchen Charakter haben, dass sie, wenn sie ihm auch diessmal nicht gelungen sind, doch für die Gesellschaft Alles fürchten

lassen. Darf uns aber, wie der Vf. am Ende bemerkt, die Rücksicht auf die Zukunft nicht bewegen, über die Grenze des Rechts hinwegzugehen, was ganz richtig ist: so muss entweder die Grenze des Rechts ganz sicher und vorgeschrieben seyn, oder wo dieses, wie hier, der Fall nicht ist, und nicht seyn kann, müssen wir uns bewusst seyn, mit gleicher Rücksicht auf den Verbrecher und auf die in ihren heiligsten Rechten gefährdete Gesellschaft, und auf die Mittel, durch welche solche gefährdet worden ist, die Grenze des Rechtes aufgesucht zu haben. Sollte dieses aber hier geschehen seyn? Rec. muss zweifeln; wenigstens findet er in den Ausführungen davon fast gar keine Spur, vielmehr haben solche, wie einem jeden Leser sein Gefühl sagen wird, grösstentheils weit mehr das Ansehen von Vertheidigungs-Schriften als Urtheils-Gründen. Und sollte dem Vf. nach vollendeter Arbeit hie und da nicht selbst sein inneres Gefühl und Bewusstseyn gesagt haben: „hier habe ich wieder einem Menschen *durchgeholfen*!" Ist aber dieses Gefühl und dieses Bewusstseyn — so menschlich und so schön an sich dessen Quelle seyn mag — das einzige Gefühl und das einzige Bewusstseyn, dessen der Richter sich erfreuen darf, oder verträgt sich überhaupt das *Durchhelfen* mit der Pflicht des Richters, dessen Verstand und Einsicht der Staat recht eigentlich in Anspruch und in Dienst genommen hat, weil er, aus sehr guten Gründen, dem Gemüthe die Herrschaft in der Beurtheilung der Rechtssachen so viel als möglich hat entziehen wollen und müssen; und wenn von Einwirkungen auf das Gemüth und hinwiederum von Einwirkungen des Gemüthes auf den Verstand und auf das Urtheil die Rede seyn soll: wirkt denn der Anblick eines Vaters, dem ein mit Wohlthaten überhäufter Sohn, zum Lohn dafür, den Gifttrank reicht, nicht auf das Gemüth? Ähnliche Betrachtungen könnten noch bey manchem anderen Falle, hauptsächlich bey No. XIX, gemacht werden.

Hier wird ein Mensch, welcher, nach Rec. Begriffen, ein wahrer Theilnehmer, oder recht eigentlich ein wahrer Miturheber eines recht boshaften und tückischen Raubmordes auf öffentlichem Wege ist, zu einem blossen *Fautor* gemacht, und mit einer sechsjährigen Zuchthaus-Strafe mit Willkommen und Abschied durchgelassen, welcher sich wohl eben nicht würde beschweren können, wenn die Gerechtigkeit ihm das Leben oder wenigstens auf Lebenslang die Freyheit genommen hätte, weil dessen Mitwirkung wahrscheinlich noch ganz anders aussehen würde, wenn der andere Miturheber nicht davon gegangen wäre, und dadurch dem Ergriffenen eine vortreffliche Gelegenheit gegeben hätte, die Hauptactus des Verbrechens auf seine Rechnung zu schieben. Die Wahrnehmung, dass die ergriffenen Verbrecher, wenn sie auch wirklich Haupturheber sind, doch den entkommenen Genossen immer das Ärgste beyzumessen, und sich nur als die Verführten darzustellen pflegen, berechtiget zwar, so allgemein und natürlich sie auch ist, keineswegs, eine höhere Verschuldung, als erwiesen ist, anzunehmen und zu bestrafen, aber sie muss doch so viel wirken, dass man streng das für wahr annimmt, was ein solcher Mensch zu seinem Nachtheil aussagt, und dass man nicht darauf ausgeht, ihn noch schuldloser und seinen Complicen noch strafbarer zu finden, als er selbst angiebt. Übrigens könnten gegen die Form dieses Urtheils noch manche Ausstellungen gemacht werden; wozu dient es z. B., in dem Urtheile die rechtliche Ansicht anzumerken, wenn Entscheidungsgründe beygefügt werden? Auch kann dieses Urtheil und die mehreren Alternativen, auf welche erkannt ist, zum Beweise dienen, wie zweckwidrig es ist, wenn *auswärtige* Juristen-Facultäten sich zu Richtern über Angelegenheiten, welche in die Verwaltung einschlagen, aufwerfen oder dazu aufgerufen werden. Hier, wo Alles auf Localitäten und andere individuelle Verhältnisse ankömmt, kann nur derjenige mit Erfolg anordnen, der von allen diesen genaue und erschöpfende Kenntnisse hat: wie denn überhaupt das Verschicken der Acten, dem der Vf. so oft das Wort redet, auch seine Schattenseite hat, zu welcher sowohl die Willkührlichkeit und Anmassung der Juristen-Facultäten gehört, nach eigenen selbstgeschaffenen Theorieen zu erkennen, und eine Praxis zu bilden und zu agnosciren, welche weder den vorhandenen Gesetzen und Einrichtungen, noch dem Zwecke der Criminal-Justiz entspricht, als auch die Neigung, mehr den Vertheidiger als den Richter zu machen, und durch Spitzfindigkeiten, woran der gesunde, mit offenen Augen sehende, Mensch nicht denkt, sich zu Erkenntnissen verleiten zu lassen, die ein ganzes mühsames und kostbares Werk der Untersuchung vereiteln, und nicht selten bey dem Vertheidiger und dem Angeschuldigten sowohl, als bey dem ganzen Publicum, vor dessen Augen ein Verbrechen begangen worden, ein Erstaunen hervorbringen, und die Gerechtigkeit herabwürdigen. Ein Übel, welches dadurch um so grösser wird, dass man bis jetzt noch nicht angefangen hat, den Fiscal oder sonst Jemanden in wichtigen und auffallenden Fällen gegen solche Erkenntnisse, welche die ganze Gesellschaft höchlich graviren, auftreten zu lassen, sondern an der Idee hängt, dass, was ein Richter einmal ausgesprochen, für den Verbrecher wenigstens, eine ewige Wahrheit — also eine *veritas claudicans* — seyn und bleiben müsse. Ferner kann Rec. es einem Gelehrten, wie Hr. *Meister* ist, nicht hingehen lassen, dass er diesen Raubmord deshalb zu einem *Staatsverbrechen* macht, weil der Ermordete ein französischer Soldat war, welcher in Schwedisch-Pommern als *Sauvegarde* gestanden, und auf dem Wege von diesem Posten zu seinem Regiment getödtet wurde. Die Heiligkeit und der öffentliche Charakter einer solchen Person geht doch gewiss nicht so weit, dass ein jedes gemeines Verbrechen, welches an ihr verübt wird, zumal wenn sie den ihr angewiesenen Posten bereits verlassen hat, dadurch einen andern Charakter erhält, und die Stelle aus *Vattel* — welcher ohnehin wenig mehr *in usu* ist —, worauf sich der Vf. beruft, um darzuthun, dass hier ein Frevel gegen ein ehrwürdiges völkerrechtliches Institut vorhanden sey, sagt ja nur, dass Sauvegarden

dem Feinde heilig seyn müssen. Überhaupt findet sich in den Entscheidungsgründen Manches, was, genau genommen, nicht in die Entscheidungsgründe gehört, z. B. S. 307.

Zu den lehrreichsten Fällen in dieser Sammlung gehört die Gallerie von Kindermordsfällen No. VII — XIII, hauptsächlich wegen der gründlichen Behandlung und scharfsinnigen und kenntnissreichen Beurtheilung des medicinischen, das dabey vorzukommen pflegt. Gewiss, sie verdienen es, von angehenden Criminalbeamten und Ärzten mit Fleiss studirt zu werden. Auch ist die Tendenz zur Milde, und Alles, was Folge dieser Tendenz ist, hier nicht so anstössig, weil die Strafe, welche auf dieses Verbrechen steht, und vielleicht immer stehen muss, auch für den Bedenklichkeiten hat, der nicht in einer jeden Gefallenen eine Heilige sehen, und der nicht in dem Kindermorde einen Act der jungfräulichen Schamhaftigkeit, der Verzweiflung und eines zerrütteten Geistes und Gemüths finden kann, indem dieses Verbrechen immer doch eigenthümlicher, und, in seinen Motiven wenigstens, mehr defensiver als aggressiver Art ist.

In der zweyten Abhandlung kommen sehr richtige Bemerkungen über nahe und entfernte Anzeigen vor. Es ist, wie sehr richtig bemerkt wird, und Jeder weiss, der mit Eifer und mit Nachdenken Criminalfälle bearbeitet hat, unglaublich, mit welcher Kraft, in gewissen Fällen und unter gewissen Umständen, kleine Ereignisse und Erscheinungen auf die Überzeugung eines Richters wirken, und wie oft Umstände, welche der Gattung nach, zu welcher sie gehören, nur zu den entfernten Anzeigen zu rechnen sind, eine ungleich überzeugendere Kraft haben, als andere, die nach der Theorie zu den nahen gezählt werden müssen. Besonders ist diess der Fall, wenn mehrere dergleichen Anzeigen zusammentreffen, und es pflegt daher sehr wenig Geist, wie ihn ein Criminalrichter haben muss, zu verrathen, wenn beym Zusammentreffen mehrerer solcher Anzeigen jedes einzeln genommen, aus seinem Zusammenhange herausgerissen, anatomirt, analysirt und nur mit dem Buchstaben des positiven Gesetzes zusammengehalten, und dabey ganz übersehen wird, wie ein jedes *indicium* durch die anderen hinzukommenden eine grössere Stärke erhält, und aus der Classe der entfernten in die der nahen Anzeigen erhoben wird.

Die Abhandlung über den Raub No. XX, welche sowohl doctrineller als legislativer Art und voll von schönen Bemerkungen ist, dürfte doch in einem der Hauptpuncte S. 332 von einer nicht richtigen Ansicht ausgehen; es ist ja nicht *der Werth* eines unbedeutenden Bestandtheils der *äusseren Habe* und überhaupt nicht *die Vergreifung an der äusseren Habe*, welche beym Raube hauptsächlich in Betrachtung kömmt, und das Verbrechen des Raubes constituirt; sondern die *Verletzung der Persönlichkeit*, mittelst welcher die Entwendung verübt wird, ist Hauptcharakter dieses Verbrechens, welches immer zu den strafbarsten gehört, weil der Räuber durch seine That erklärt, dass ihm das Heiligste — die Persönlichkeit — des friedlichen Bürgers nicht heilig sey, weil der Ausgang eines wirklich räuberischen Angriffs nie mit Gewissheit bestimmt werden kann, und weil das Handwerk des Räubers ein gar leichtes Handwerk ist, welches, sobald er physisch stark genug und nur etwas vorsichtig bey der Auswahl von Zeit und Ort ist, nicht leicht missglückt, da den entschiedenen Räuber das nicht schreckt, was den Dieb, auch den gefährlichsten, in die Flucht treibt.

Die erste Abhandlung über einen, in der Schlaftrunkenheit verübten, Mord hat ein sehr hohes Interesse, und Rec. würde mit der vollkommensten Überzeugung das Urtheil, das den Urheber dieser That völlig frey spricht, unterschrieben haben, da er die Überzeugung hegt, dass die Bestrafung von Verbrechen, welche in einem Zustande begangen werden, in welchem die Vernunft nicht zu wirken im Stande ist, und dessen Daseyn hinwiederum auf keine Weise unter dem Einfluss des Willens steht, ganz zweck- und nutzlos ist, indem moralisch und psychologisch wirkende Mittel nicht im Stande sind, dergleichen Handlungen zu verhindern. Verhinderung der Verbrechen, sey es nun auf dem Wege der Prävention oder auf dem ungleich furchtbareren Wege der Abschreckung, kann aber allein der Staat bey Androhung und Vollziehung einer Strafe leiten, welche an sich immer ein Übel für die Gesellschaft ist, sowohl desswegen, weil sie ein Mitglied der Gesellschaft — einen Theil des Ganzen — in dem Genusse seiner edelsten Güter stört, theils weil dadurch Anstalten und Vorkehrungen nöthig werden, welche der Gesellschaft mehr oder weniger lästig sind.

PN.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Hannover*, b. den Gebrüdern Hahn: *Alphabetisches Sachregister zur königlich westphälischen bürgerlichen und peinlichen Process-Ordnung, wie auch zu der Verfahrungsart in Ehescheidungs-, Corrections-, Conscriptions-, Forst-, Post-, Jagd-, Berg-, und Hütten-, den verschiedenartigen Defraudations-Sachen und in Cassations- und Recurs-Sachen von dem Staatsrathe.* Ausgearbeitet von *Karl Pielsticker*, Assessor bey dem Tribunale erster Instanz zu Osnabrück. Zweyte nach der neuen Processordnung revidirte und verm. Auflage. 1811. 95 S. 8. (9 gr.) Schon durch die erste Aufl. dieses Werkes, welche mit dem gebührenden Lobe in diesen Blättern (1810 No. 278) angezeigt ist, erwarb sich der Vf. ein bedeutendes Verdienst um die Justizpflege im Westphälischen. Waren schon ehemals Register äusserst wünschenswerth; so sind sie es jetzt in Westphalen, wo die Justiz, nach angehörten Reden der Sachwalter, in der Regel, sofort ihren Ausspruch thut, noch unendlich mehr. Hr. *P.* kann also mit Recht auf den Dank seiner Mitbürger durch dieses wohlgerathene Register Anspruch machen. Es ist mehr werth als manche weitläuftige, aus dem Französischen schlecht übersetzte Schrift über das gerichtliche Verfahren, und einem jeden Rechtsgelehrten Westphalens unentbehrlich. Diese zweyte Auflage hat bedeutende Vorzüge vor der ersten; auch bezieht sie sich auf die definitive Redaction der Processordn., da sich die erste auf die nunmehr abgeschafften provisorischen königlichen Decrete bezog.

F....k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 FEBRUAR, 1812.

MEDICIN.

LANDSHUT, b. Krüll: *Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Medicin, besonders der Chirurgie und Augenheilkunde*, von *Ph. Fr. Walther*, der Philos., Med. und Chirurgie Dr., des k. b. Civilverdienstordens Ritter, k. b. Medicinalrathe, ord. Lehrer der Physiologie, Chirurgie und chirurgischen Klinik zu Landshut u. s. w. *Erster Band.* 1810. 499 S. 8. M. 3 Kupfertaf. (2 Rthlr.)

In der Vorrede zu dieser Sammlung medicinisch-chirurgischer Wahrnehmungen zeigt der Vf. an, dass er über jeden darin abgehandelten Gegenstand *eine nicht ganz gewöhnliche Erfahrung* besitze, und dass die öffentliche Bekanntmachung derselben *die Wissenschaft befördern solle.* Wir werden sehen, wie der Vf. sein Versprechen gelöst hat.

I. *Von den Krankheiten der Krystallinse und der Bildung des Staares.* Hr. *W.* hält den anfangenden Staar, seitdem er seine Genesis kenne (?), nicht mehr für unheilbar, er bekämpfe ihn bereits in einigen Fällen mit Erfolg. „Wie paradox ist der Trost, sagt er, mit welchem man den Schwachsichtigen mit angehender Katarakte zu entlassen pflegt: „er müsse erst ganz erblinden, dann erst könne ihm wieder ein Licht erscheinen.“ Es ist nur Trägheit der Ärzte und Verzweiflung, was den Kranken durch die lange Nacht immer sich mehrender Finsterniss einem neuen Tage entgegengehen heisst.“ (Der Dank manches Unglücklichen kann Hn. *W.* nicht entgehen, wenn er diesen Worten getreu bleibt. Die Zahl der durch die Kataraktoperation Verunglückten, selbst der wie ein Meteor vergehenden Keratonyxis nicht ausgenommen, wird sich immer mehr und mehr vermindern, je mehr in neueren Zeiten solche Ansichten verbreitet zu werden scheinen.) Die Idee von der Entzündung der Linse und ihrer Capsel hält Hr. *W.* für neu und eigenthümlich: allein das ist sie keineswegs, wir verweisen ihn zum fleissigen Studium der *mauchartschen* Dissertationen, die ihn hierüber ausführlich eines Anderen belehren werden. — Rec. hebt, so weit es diese Blätter erlauben, nur solche Stellen aus, welche vorzüglich einiger Berichtigung bedürfen.

S. 10. „Mit Recht warnt *Sömmerring* vor der Übertragung der Beschaffenheiten organischer Gebilde im cadaverösen auf den lebenden Zustand. Allein die Anatomen würden erschröcken (*sic*), wenn sie das Gewicht dieser Warnung erst in ihrer ganzen Allgemeinheit begriffen. Auch ist *Sömmerrings* Polemik gegen die Behauptung der faserigen Structur der Linse nicht genugthuend.“ (Rec. kennt keine Polemik, wohl aber eine ruhige Darstellung über diesen Gegenstand, wie sie Jeder in *Sömmerrings Abbildungen des menschlichen Auges* (Frankf. 1801) selbst nachlesen kann. Der Vf. wird als ein hoffnungsvoller junger Schriftsteller nicht unter diejenigen unserer Zeit gehören, welchen Achtung gegen Ältere ein blosses Spiel ist. Hn. *W's.* Gegengründe gegen *Sömmerrings* Ansicht sind nicht von dem Gewicht, dass sie dieselbe umstossen dürften; Alles läuft auf diejenige Dunkelheit hinaus, welche dem Vf. in der nicht immer glücklichen Anwendung naturphilosophischer Sätze so eigen ist, z. B. alle Muskelfasern sollen, wie die Gefässe, fortgesetzte Strahlungen aus dem Herzen seyn, und in diesem ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct haben; in der Muskelfaser habe die Blutsäule ein ruhendes, nur mehr innerlich bewegliches Daseyn gewonnen — u. dgl. Rückfälle in die alte Weise mehr, wodurch nicht ein einziger rein empirischer Begriff umgestossen werden kann. In poetischen Phrasen hat Hr. *W.* versprochen, den Leser nicht auf die schwindelnden Höhen unfruchtbarer Speculation zu führen; gehören aber solche Äusserungen zu den Alpengewächsen, oder zu den Sumpfpflanzen?) S. 12. „Eben so wenig besteht gegen jede Einrede der zweyte Grund. *S.* sagt, eine gesunde Linse unterscheide sich von einer im Weingeist aufbewahrten durch viele Eigenschaften: die erste sey vollkommen durchsichtig, farbenlos, klebrig; die andere ganz undurchsichtig, milchweiss, opalartig, schillernd, erdig, spröde. Im Verfolge dieser Abhandlung werden Gründe aufgestellt, aus welchen einleuchten möchte, dass die gesunde Linse ursprünglich (im Embryonenauge) allerdings undurchsichtig, milchweiss, flüssig sey, und erst in der Folge sich erhelle, durchsichtig, fest, farbenlos werde. Dieser Grund würde alsdann gerade für das Gegentheil der *sömmerringschen* Behauptung sprechen.“ (*S.* spricht aber von Linsen im Weingeist: wie passt das Embryonenauge zu jenem Vergleich? und überdiess muss uns Hr. *W.* erst aus der Anatomie und Physiologie jene ursprügliche Trübigkeit beweisen, was ihm sehr schwer fallen dürfte.) S. 17. „Das Verhältniss der Linse zu ihrer Capsel ist dem Verhältniss des Fötus zum Amnios gleich. Wie der Fötus in die amniotische Flüssigkeit eingetaucht ist, und sich durch die Einsaugung derselben an den äusseren und unteren Oberflächen des Leibes, welche von ihm bespielt werden, ernährt: also ernährt sich die

Linse durch die Zersetzung und Einsaugung der morgagnischen Feuchtigkeit, welche sie sich assimilirt, und in welche sie das Residuum ihres Stoffwechsels wieder absetzt." (Welcher physiologischen Hypothese vom Nutzen des Nabelstranges der Vf. auch anhängen möge: so können wir doch nicht umhin, dieses Bild für gänzlich verunglückt und als ein leeres Spiel der Phantasie anzusehen.) „Wie dem Schmetterling der Blüthenhonig (!): so ist der Linse die ätherische Speise des morgagnischen Dunstes geboten. Der seröse Dunst der Hirnhölen ist eine Fomentation und eine geistige Speise der in jenen Hölen eingeschlossenen Organe." (Geistige Speise und Fomentation, Pfannenkuchen und Ambrosia, welches Gemisch in einem Buche, für praktische Heilkunde bestimmt!) Die Linse soll einsaugende und exhalirende Gefäse haben, das sey nicht hypothetisch, sondern durch die Ernährung und den Stoffwechsel erwiesen. (Sollte der Vf. als Physiolog keinen anderen Stoffwechsel, als durch Gefäse möglich, sich denken können? Wir wollen ihn nur an die Infusoriennatur erinnern. Weiterhin werden wir wahrnehmen, auf welche Abwege der Vf. durch diese gewiss nicht feine Ansicht geführt wird.) S. 47 bringt Hr. *W.* nach der jetzigen Mode die Bedingung aller krankhaften Vorbildungen auf Entzündung zurück, und schliesst daraus: der Staar habe auch den Grund seiner Entstehung in der Entzündung des Körpers der Linse und seiner Capsel. So sehr wir geneigt sind, das Bestreben der Neueren zu loben, Alles auf Einheiten zurückbringen zu wollen: so ist doch gegenwärtig diese Nachahmungssucht zu gross, fast in Allem und Jedem Entzündung zu wittern. Bevor das Wesen der Entzündung nicht genauer erkannt ist, sollte man mit solchen Versuchen vorsichtiger seyn: denn auf solche Art wäre es ein Leichtes, alle Krankheiten auf diesen dunklen Begriff zu reduciren, und eine Nosologie zu liefern, die sich in der Spitze eines Kegels endigen müsste. Hat der Vf. viel Gelegenheit, kataraktose Augen zu zergliedern: so wird er sich bald überzeugen, dass eine Menge Staare ohne alle Entzündung entstehen; ja aus seinen eigenen Citaten S. 49 u. s. w. können wir ihn eines anderen belehren, wo er vom metastatischen Ursprunge desselben spricht: „Es giebt kaum eine Krankheit, welche nicht durch Übertragung des in einem anderen Organe eingeleiteten krankhaften Productionsprocesses auf den Krystall eine Trübung desselben hervorzubringen vermöchte." S. 52. „Das Auge hat keine anderen Krankheiten, als der Knochen und die Lunge." S. 53. „Ich habe die Entzündung der Capsel mehreremale beobachtet, und Exemplare derselben meinen Zuhörern vorgestellt, welche, nachdem ihr Blick einmal geschärft war, die ihr eigenthümlichen Phänomene leicht selbst entdeckten." (Welcher Schüler kann und wird dem Lehrer widersprechen! Solche Anführungen gehören nicht für das grössere Publicum.) S. 74 erwähnt der Vf. sogar, dass die Gefäse des Krystalles (!) varikös bleiben sollen. (Das ist in Wahrheit ein wenig crass, so wie die Kupfer hiezu, welche die entzündeten Gefäse des Krystalles darstellen sollen, bey jedem Kenner ein Lächeln erregen müssen.) S. 75 entwickelt er seine sehr undeutliche und unvollkommne Ansicht der activen und passiven Entzündung, welchen Unterschied er bloss in dem Grade der Heftigkeit sucht. Rec. kennt aber eine Entzündung der Lymphgefäse, die er einst weiter auseinanderzusetzen, und die Unhaltbarkeit der Einheit der Entzündung deutlich zu erweisen gedenkt. Mehr Klarheit spricht sich S. 80 aus, wo der Vf. die Trübung der Hornhaut ein Zurückgehen in einen der Sclerotica ähnlichen Zustand nennt; sie wird sogar ossificirt, was bey den alten kreideweissen Leukomen nicht selten der Fall ist, da bey diesen wirklich phosphorsaure Kalkerde und andere erdige Salze in das Parenchym der Hornhaut absetzt. (Rec. muss oft mit Kummer bemerken, dass es bis jetzt, da wir doch diese bessere Ansicht von dem Leukom besitzen, dennoch Augenärzte giebt, welche arme leukomatose Kranke Jahrelang herumschleppen, ihnen fast die Augen aus dem Kopfe beitzen, die fürchterlichsten Staphylome und Carcinomata durch ein so gewissenloses Verfahren produciren, und dabey immer den Kranken versprechen, ihn bald zum Sehen zu bringen.) S. 86 verwickelt sich der Vf. in einen bedeutenden Widerspruch: Erstlich nennt er Scirrhosität eine selbstständige, für sich ohne vorausgegangene Entzündung entstandene, aber in Entzündung zurücklaufende Verhärtung. Sechs Zeilen weiter ist aber die Entzündung das *wahre Vorbild* aller organischen Krankheiten, welche, wie bekannt, nach der jetzigen Mode *die Möglichkeit aller* in sich enthalte. Damit kann es nun auch einzelne scirrhose Linsenstaare geben, und somit hat sich Hr. *W.* das Hinterthürchen geschaffen, zu welchem er hinausgeht, wenn man ihm eine Menge kataraktoser Capseln und Linsen in Weingeist aufbewahrt zeigen wollte, an welchen weder entzündete noch varicose Gefäse oder etwas dem Ähnliches zu erblicken ist. So wird die Wissenschaft immer mehr erschwert, durch die Vermischung des Wahren mit dem Falschen, welches letztere sich täglich häuft. So viel kann Rec. versichern, dass, wenn ja noch Gefäse in der Linse entdeckt werden sollten, sie unmöglich so seyn können, wie sie uns Hr. *W.* in dem beygefügten Kupfer vorgezeichnet.

II. *Über die Amputationen in den Gelenken, besonders im Schultergelenk und zwischen den Knochen und der Fusswurzel der ersteren und zweyten Reihe, mit beygefügten Operations- und Heilungs-Geschichten.* Diesen und den folgenden Aufsatz nennt Hr. *W.* den reichsten an Thatsachen, vorgebend, den Faden da aufgenommen zu haben, wo ihn die Vorgänger fallen gelassen. *Amputation des Oberarms im Schultergelenk.* „Die Art und Weise meines Verfahrens in den beiden anzuführenden Fällen, sagt der Vf., hat, wenn man will, kein ihr eigenthümliches, neu erfundenes Moment. Aber die Art der Zusammenreihung der einzelnen Operationsacte, die Aufeinanderfolge derselben ist eigenthümlich (?). So wie bey diesem Verfahren nichts ganz neu und original ist: so

ist das ganze Verfahren doch auch nirgendwo auf diese Weise beschrieben.“ (So wie Hr. *W.* die Operation beschreibt, ist sie wohl hundertmal an Leichnamen, und mehr als zehnmal an Lebendigen, besonders in Wien vom Primarwundarzt *Rudtorfer* vorgezeigt, und von seinen Schülern nachgemacht worden, welches Hr. *W.* wissen sollte, da er S. 171 erwähnt, dass er viel im allgemeinen Krankenhause zu Wien gearbeitet habe. Sie besteht mit einigen kleinlichen Abänderungen in dem bekannten *dahl'schen* Verfahren, wo nämlich vorn und hinten durch die Haut bis auf den Knochen ein senkrechter Schnitt gemacht, welcher am unteren Rande des Deltamuskels durch einen Querschnitt vereinigt wird. Dieser Lappen wird vom Gehülfen in die Höhe gehalten, der Kopf des Oberarms enucleiret und mit dem Amputationsmesser hinter dem Gelenkkopfe der zweyte Lappen gebildet. Es ist uns unangenehm, das Verkennen und Ignoriren der Verdienste Anderer so oft an dem Vf. rügen zu müssen. Äusserungen, wie S. 101: „Eine so ausgebreitete Gelegenheit, Beobachtungen über Amputationen jeder Art und über ihren Erfolg zu sammeln, war früher noch nicht da gewesen“, liest man fast auf jeder Seite in Hn. *W's.* Schriften. Rec. empfiehlt ihm daher eine fleissige Rücksicht auf das Frühere, z. B. auf die Belagerung von Olmütz im 7jährigen Kriege, die Schlacht von Zorndorf u. s. w., bey welcher letzteren Fälle eintraten, wo eine einzige Kanonenkugel 45 Menschen die Glieder zerriss, Fälle, welche in neueren Zeiten, ungeachtet der grösseren, aber doch weitgestellten Heeresmassen, nach dem Geiste des neueren Kriegssystems gar nicht mehr vorkommen können.) — S. 117. „Nachdem der Verwundete durch kräftige Brühen, Wein, *Opium* und *Naphta* war gestärkt worden, unternahm ich die Exstirpation des Oberarms.“ (Einen so allgemeinen Ausdruck, wo Brühe, Wein, Opium und Naphta gleichbedeutend als stärkend aufgestellt werden, hätten wir hier nicht gesucht. Solche Ansichten von Stärkung werfen wir alltäglich unseren Armee-Chirurgen vor, und hier äussert sich ein klinischer Lehrer selbst nicht besser. Wir wollen nicht verneinen, dass eine solche Starkung, um bey den Worten des Vfs. stehen zu bleiben, diesen Kranken nothwendig war: nur ein solches rohes Brownianisiren haben wir aus der Chirurgie gänzlich zu verbannen. 18 Stunden nach der Operation starb der Verwundete an gänzlicher Erschöpfung der Lebenskräfte, und diese herbeyzuführen, ist gerade das Opium sehr geneigt, eine Erfahrung, die *Schmucker*, *Theden* und *Mursinna* sehr wohl gekannt haben. Erschöpfte schlägt man mit Opium geradezu todt, das geringste Narkoticum wirkt bey ihnen wie Viperngift auf den Starken, sie entschlafen fast den Umstehenden unbemerkt.) — *Amputation der Mittelhandbeine und der Phalangen der Finger.* Die Amputation der Mittelhandbeine in der Continuität des Knochens nennt der Vf. eine nicht zu empfehlende Operation. Das ist eine nicht nachzuahmende Oberflächlichkeit. Der Wundarzt mit gesundem Menschenverstande soll erhalten, was zu erhalten ist, ohne sogleich den Nutzen bestimmen zu wollen, welcher sich schon von selbst findet; ein Stück Knochen mehr oder weniger am Körper entscheidet oft ein ganzes Lebensglück. Dadurch, dass *Brambilla* den k. österr. General der Cavallerie, Grafen *Riesch*, in der Continuität des Mittelhandbeines des Zeigefingers amputirte, erhielt er diesen braven General der Armee, welcher ohne diesen, nach Hn. *W.* unnützen, Knochenstumpf den Dienst quittiren musste; so befestigte er sich in der Gunst des K. Josephs II. S. 133 ruft Hr. *W.* nochmals aus: „Was soll der zurückbleibende Stumpf eines Mittelhandbeines, z. B. des Zeigefingers und des Daumens den Kranken nutzen?“ Die Exarticulation der Phalangen der Finger und Zehen ist nach *Boyer* abgehandelt, ohne diesen zu nennen, was Rec. für sehr unrecht hält. Ein Deutscher von Kraft muss nie bis dahin seine Zuflucht nehmen. — *Die Amputation des Oberschenkels im Hüftgelenke* wird im Vorbeygehen berührt. Bey derjenigen zwischen den Knochen der Fusswurzel schlägt Hr. *W.* die zwischen dem Sprung- und Fersen-Beine vor, und behauptet S. 148, dass selbst, wenn der vordere Theil des Sprung-Fersenbeins krankhaft verändert, z. B. cariös, wäre, dennoch diese Operation daselbst unternommen werden könnte, da das Cariöse in offener Wunde liegend exfoliiren, und der zurückbleibende Theil des Knochens mit Fleischwärzchen bedeckt werden dürfte. Oben kam es Hn. *W.* nicht auf das Herausschneiden eines gesungen Mittelhandknochens an: hier will er ein Cariöses erhalten, und den Kranken vielleicht 20 bis 30 Wochen im Lazareth versiegen lassen!! Da der Vf. die Chirurgie nicht lange genug betrieben hat, als dass wir über so schwierige Fälle ein tiefes Urtheil von ihm erwarten könnten: so empfehlen wir ihm einiges Zurückhalten und genauere Prüfung in praktisch wichtigen Fällen, und das der Schüler wegen, denn der Erfahrne kehrt sich an solche Dinge nicht.

III. *Über die Heilkraft des Quecksilbers bey dem Starrkrampfe und nach dem tollen Hundsbiss.* Ein Aufsatz, welcher um die Hälfte kürzer seyn könnte. Der Vf. führt eine Menge Fälle aus älteren Schriftstellern an, wo sich das Quecksilber nützlich gegen den Starrkrampf erwiesen; eben so viele könnte man aufzeichnen, wo dasselbe nichts gegen diese fürchterliche Krankheit geleistet hat, und diess bey jeder Krankheit zu unternehmen, wäre sehr verdienstlich. S. 187. „Überhaupt giebt die Beobachtung, dass ein von dem Hunde auf den Menschen übertragener Saft in ihm die schrecklichsten Veränderungen hervorbringen, alle Macht des freyen Willens der Seele über den Leib vernichten, und in diesen einen neuen verderblichen Willen einführen könne, zu den folgereichsten Betrachtungen Veranlassung. Beide Krankheiten, der Starrkrampf und die Hundswuth, sind in gleichem Verhältnisse tödtlich, und in gleich kurzer Zeit. In beiden Krankheiten erfolgt der Tod unter gleichen Erscheinungen und auf gleiche Weise. Die Übereinstimmung des Tetanus und der Hydrophobie wurde zu allen Zeiten von scharfsinnigen Ärzten eingesehen.“ S. 185. „Ungegründet ist es, wenn *Harles* behauptet, das Speicheln oder Ausspucken, eine der Hundswuth wesentliche und constant eigene Erscheinung, sey

dem Tetanus ganz fremd. Ich habe den Ptyalismus als ein sehr gewöhnliches Symptom des Starrkrampfes in den von mir beobachteten Krankheitsfällen auch ohne Gebrauch der Mercurialien und bey durchaus nicht hypochondrischen oder hysterischen Menschen angetroffen." (Rec. scheint dieses eine Ausnahme von der Regel gewesen zu seyn; unter 40 Kranken dieser Art, welche er behandelte und von Anderen behandeln sah, war keine Speichelabsonderung wahrzunehmen, und er muss daher Hn. *Harles* so lange beypflichten, bis sich jene Beobachtungen weiter bestätigen.) „Eben so wenig fehlt bey dem Tetanus die Angst der Hydrophoben. Sie ist bey dem Tetanischen nur auf etwas veränderte Weise, als der höchste Grad von Verzweiflung, sogleich im Anfange der Krankheit, selbst bey Menschen, welche diese vorher auch nicht dem Namen nach kannten, zugegen." (Sonderbar ist es, dass Hr. *W.* immer anders beobachtet wie Andere, und so lange ziehet und zerret, bis die Sache so ist, wie er sie zu haben wünscht. Jetzt soll auf einmal die Hydrophobie mit dem Tetanus verähnlicht werden, und nun muss auch *eine*, nur etwas veränderte Angst da seyn; auf diese Art kann weiss schwarz und schwarz weiss gemacht werden. Bisher war es allen Beobachtern auffallend, dass Tetanische so wenig Angst verrathen, und fast gar nichts von Todesfurcht wissen, bis sie aus der Verlegenheit der Freunde, Verwandten und Umgebenden, aus dem misslichen Blick der Ärzte erst bemerken, dass es mit ihnen wohl schlecht stehen möge. Noch vor einigen Wochen erlebte dieses Rec. Es musste nämlich einem solchen Kranken das Abendmahl gereicht werden; sobald der Priester hereintrat, ergriff der Kranke, welcher nicht mehr sprechen konnte, und mit zurückgezogenem Kopfe da lag, seine Schreibetafel und schrieb: Haltet ihr mich denn für tödtlich krank? Mir fehlt nichts so Bedeutendes, als ihr meint. Dieses schrieb der Kranke Morgens 10 Uhr, und Abends 8 Uhr war er verschieden.) S. 182 will der Vf. die specifische Natur der Hydrophobie wiederum nicht leugnen, da der Grund der Entstehung derselben in einem eigentlichen Contagium liegt, welches bey dem Starrkrampf der Verwundeten nicht in Betrachtung kömmt. „*Ich behaupte* aber nur, heisst es weiter, dass die beiden Krankheiten zum Grunde liegende eigenthümliche Veränderung des Nervensystems und der in diesem waltenden Lebensthätigkeit von demselben dynamischen Charakter und übereinstimmender Beschaffenheit sey, *unbeschadet dessen*, dass jene Veränderung bey der Hundswuth das Product der Einwirkung eines specifischen Krankheitsreizes des Wuthgifts ist, bey dem Starrkrampf aber die gleiche Veränderung auf ganz andere Weise hervorgebracht wird." (Wir erleben noch, dass uns der Vf. aus einem Vogel einen Stein, und aus dem Steine wiederum einen Vogel und so fort machen wird: so verfährt er hier. Nach dieser Logik getraut sich Rec. zu erweisen, so gut wie Hr. *W.*, wenn er aufstellt: „wenn ich die nicht bloss äusserliche, sondern innerliche Übereinstimmung nicht bloss der Symptome, sondern der Natur der Krankheit des Tetanus und der Hydrophobie behaupte", — dass der Veitstanz und das gelbe Fieber eine und dieselbe Krankheit seyen. Denn Rec. richtet sich hier nicht nach der äusserlichen, sondern nach der innerlichen Übereinstimmung, nicht nach den Symptomen, sondern nach der Natur der Krankheit; *er behauptet* (denn hierauf muss es ankommen), dass die beiden Krankheiten zum Grunde liegende eigenthümliche Veränderung des Nervensystems und der in diesem waltenden Lebensthätigkeit von demselben dynamischen Charakter und übereinstimmender qualitativer Beschaffenheit sey, *unbeschadet dessen*, dass jene Veränderung beym *gelben Fieber* in einem specifiken Krankheitsgifte liegt, beym *Veitstanze* aber die gleiche Veränderung auf ganz andere Weise hervorgebracht wird.) Fast überall schwankt Hr. *W.* zwischen *schellingischen* und *ackermannischen* Sätzen, und, was in dem Vorhergehenden nicht möglich war, das Anreihen solcher Sätze an gemeine Empirie durch einen Sprung ohne alle Mittelglieder, geschieht hier in bekannter Manier fast auf allen Seiten, wie folgt: S. 190 „Der Krampf ist nicht aus Schwäche lebendiger Theile erklärbar; bey dem Krampfe ist gehemmte Bewegung: allein der Krampf selbst ist eine bleibende fixirte Bewegung, daher, damit der Krampf möglich sey, die Bewegung organischer Theile nothwendig eine gedoppelte, innerlich entzweyte und in der Richtung verschieden seyn muss." S. 196. „Die Spannungsgesetze der Elektricität durch unterbrochene Leitung, wodurch, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, eine Anhäufung der Elektricität entsteht, enthalten auch die Gesetze der Entstehung sämmtlicher Neuralgien (!), oder vielmehr es ist ein höheres Gesetz ober und in beiden, von welchen sie selbst nur Corollarien sind. Ist an irgend einer Stelle die Leitung im Nervensysteme gehemmt oder ganz unterbrochen: so wird das im Nervensystem freythätige Agens dort zurückgehalten, gleichsam angehäuft; es ist gehindert, in die ihm untergebenen Organe überzugehn, und sich in ihnen durch Bewegung, Empfindung, Ernährung und Absonderung zu verzehren." (Dass Hr. *Reil* in seinem Archive für Physiologie in mehreren fortlaufenden Aufsätzen dieses elektrische Spannungsgesetz sehr scharfsinnig aufgestellt, berechtigt lange noch nicht, die Entstehung sämmtlicher *Neuralgien* darauf zu hypothetisiren, am wenigsten auf eine so oberflächliche Art, wie es Hr. *W.* gethan; das bringt wahrlich keine lebendigeren Begriffe in unsere Physiologie und Nosologie.)

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Gebr. Hahn: *Die Hausmutter in allen ihren Geschäften.* Vierte Auflage, vermehrt von D. *Fr. C. G. Gericke*, Oberamtmann zu Kloster St. Ludgeri bey Helmstädt. Erster Band. 1812. XXVI u. 756 S. Zweyter Band. 1811. 654 S. Dritter Band. Erster Theil. 1811. VIII u. 487 S. Zweyter Theil. 320 S. Vierter Band. 1811. VI u. 888 S. 8. (6 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 FEBRUAR 1812.

MEDICIN.

Landshut, b. Krüll: *Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Medicin, besonders der Chirurgie und Augenheilkunde* von *Ph. Fr. Walther*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 200. „Möchten diejenigen, welche in der Natur Alles so recht natürlich, oder vielmehr unnatürlich, d. h. materialistisch und körperlich, zugehen lassen, mit ihren Erklärungen zu den Nervenkrankheiten, besonders zu den convulsivischen, herüberkommen, und ihren winzigen Masstab an diese riesenhaften Erscheinungen anlegen, zwischen welchen und den verborgensten Kräften, ja dem lebendigen Mittelpuncte der Welt selbst, ein unmittelbarer Zusammenhang ist." (Auf eine Dynamik, in welcher wir das Hirn- und Nerven-System zu Elektrisirmaschinen, voltaischen Batterieen, wie *Ritter* die ganze Erde, und die Nerven zu Leitungsdräthen bilden, wie am *sömmerring'schen* Telegraphen, dürfen wir aber auch nicht stolzer seyn, wie unsere Alten auf ihre Chorden und Fibrationen, *Fluidum nerveum* u. s. w. Es sind denn doch auch nichts mehr und nichts weniger als materialistische und körperliche Begriffe. Wäre Hr. *W.* selbst experimentirender Chemiker und Physiker: so würde er sich über Manches selbst Licht verschaffen können, und Manches nicht in seine Schriften amalgamiren, was wir jetzt darin zu grossem Verdruss für die Wissenschaft lesen müssen, sie würden an Körper verlieren und gewiss an Geist und Zusammenstellung gewinnen. Nach solchen Auspicien werden wir *Haberle's* elektrische Spannung zwischen den Weltkörpern gewiss auch bald in der Pathologie eingeführt sehen, Magen und Urinblase, Milz und Leber werden sich culminiren oder im Culminationspuncte krankhaft verändern u. s. w.) S. 201. „Alle Nervenkrankheiten, sich selbst und ihrer höchsten Entwickelung überlassen, gehen in Lähmung über, so die Manie in den Idiotismus, welcher den Lähmungszustand des Gehirns und des Sensoriums in diesem bezeichnet, jede Art der Amaurose, die entzündliche und die sensorielle enden in der paralytischen, die Epilepsie endet mit Lähmung der oberen und unteren Gliedmassen. Das Gelähmte hat alle Prädicate der Freyheit und der höheren Belebung verloren, ein *lediglich pflanzenartiges Daseyn* mit weniger Wärme, mit sparsamer Ernährung und träger Absonderung ist ihm zu Theil." (Der Vf. ist hier in zwey grossen Dunkelheiten der Schule befangen. Er scheint erstens noch zu glauben, dass alles Leben nur vom Nerven ausgehe und entstehe. *Bichats* und *Arnemann's* Versuche hätten ihm hierüber zu mehrerer Klarheit verhelfen sollen. Zweytens spricht er vom pflanzenartigen Daseyn, da bessere Physiologen alle Vegetation im Lebenden als unstatthaft proscribirt haben. Auch nicht Einen Vegetationsact zeigt das lebende Thier, Reproduction aber wohl überall, und zwar im Polyposen ausserhalb des Nervosen.) S. 217. „Die Entzündung, in ihrer wahren Bedeutung und im innersten Grunde aufgefasst, ist dennoch nur das Aufgehen eines neuen, unbekannten Lebensfeuers im einzelnen Organe, eine Losreissung dieses Elementes des Daseyns von den übrigen ihm verbundenen Elementen; daher eine innere Verzehrung durch eine ungemässigte Lebensflamme. Die Entzündung organischer Gebilde hat mit dem Verbrennungsprocesse der irdischen Körper grosse Ähnlichkeit (!), sie ist gleich diesen mit einer intensiv stärkeren Oxydationsspannung, und entlehnt von ihm die Röthe, welche die Farbe des Feuers ist, die Hitze dem erhöhten Glanze des Lebens u. s. f. Wird der Begriff der Entzündung auf die Weise nicht in besonderen ihm angehörigen Erscheinungen, sondern in der Tiefe seines Wesens und Grundes erfasst: so ist einleuchtend, dass derselbe von grösserer Ausdehnung und mehrerem Inhalte seyn müsse, als gewöhnlich dafür gehalten wird, dass Entzündung allen Systemen und Gebilden des thierischen Leibes ohne Unterschied zukomme, ja, dass in ihr, so wie im Feuer, die Möglichkeit jedes besonderen Daseyns vorgebildet ist, der Anfang und die Wurzel aller Krankheit sey." (Hr. *W.* zeige uns doch dieses nach; eine *einzige Wahrnehmung*, nachgewiesen in der Natur, gilt uns mehr als ganze Bände voll Fabeleyen über Weltenbau, Sonne, Mond und Sterne.) „Um aber mehr zum Besonderen überzugehen, will ich in der Ätiologie und Phänomenologie des Tetanus seine Übereinstimmung mit den entzündlichen Krankheiten darthun." S. 239. „Die entzündliche Natur des Tetanus erhellet besonders aus dem *zuweilen* (!) gleichzeitig mit ihm vorhandenen inflammatorischen Fieber. *De Haen* führt die Beobachtung eines solchen Krankheitsfalles an, welche durch ihre Wichtigkeit eine ausführliche Betrachtung verdient. Ein 30jähriger Mann wurde in einer Kirche, wahrscheinlich einem feuchten und kalten Gebäude, vom Starrkrampfe befallen. *De Haen* nahm durch 8 Aderlässe dem Kranken 12 Pfund Blut weg. Er starb, und man fand Blut und Serum in-

nerhalb der Schädelhöle extravafirt." S. 242: „Im erften Stadium des Tetanus find die Krämpfe auf die Region des Halfes und Angefichts, befchränkt. Es fcheint, dafs bey gehinderter Bewegung des Nervengeiftes (!) (oben fprach Hr. *W.* von elektrifcher Spannung) durch die bewegenden Nerven der krankhaft zufammengezogenen Muskeln des Halfes, die heftigften Entladungen deffelben (wer denkt nicht an den Zitterrochen!) durch die convulfivifch bewegten Muskeln der Extremitäten gefchehen. Auch fonft pflegt in den peripherifch fituirten Theilen Sturm und Aufruhr der Kräfte zu feyn, wenn in der ordnenden lebendigen Mitte ein Hindernifs der freyen Bewegung ift. Im zweyten Stadium gewinnen die Krämpfe an Ausdehnung, fie verbreiten fich über die Muskeln des Rumpfes und jene der Extremitäten. Das Beklagenswertheſte bey diefer fchrecklichen Krankheit find die heftigen Schmerzen, welche fich durch die Extremitäten nach dem Verlaufe der Nerven hin erftrecken." (Hier will der Vf. auch gegen *Trnka* die unerträglichften Schmerzen behaupten, und vermifcht offenbar ein entzündlich neuropathifches Leiden, welches fich manchmal zum Starrkrampf gefellt, mit diefen.) S. 261 lefen wir etwas ganz Abergläubifches über den Nutzen der Blutigel. Z. B.: „Um die Wirkungsart des Saugens diefer Thiere zu beurtheilen, ift darauf Rückficht zu nehmen, dafs fie nicht nur einen Blutverluft überhaupt verurfachen, fondern auch *zuverläffig (!)* etwas Schädliches, Giftiges, Deleteres aus dem Blute hinwegnehmen, wie diefs aus dem Nutzen ihrer Anlegung an krebskafte Brüfte, an vergiftete Wunden erhellet." — Ebendafelbft fährt der Vf. fort: „Für das Hauptmittel bey dem Tetanus und Trismus halte ich das Queckfilber, zunächft in Beziehung auf feine antiphlogiftifche Kraft." (Mit diefer befferen Anficht unter den fchlechten verwechfelt Hr. *W.* wohl noch zehn andere, und mengt hie und da etwas paracelfifch-aftrologifchen Unfinn hinein. So fehr wir die gute Seite des Paracelfus zu fchätzen wiffen: fo fafst doch auch hier der Vf. gerade feine verderbliche auf, wenn er ihm nachfpricht: „Es ift ein mercurialifch Element im menfchlichen Leibe, dasjenige, welches der Freyheit der Lebensbewegungen vorfteht, und als ordnender Verftand die Kräfte fcheidet und vertheilt. Auch die mechaniftifche Vorftellungsweife von der Wirkung des Queckfilbers ftimmt damit überein, nach welcher daffelbe, in die kleinften Kügelchen theilbar, alle Gefäfse durchdringt und dem Trägen Bewegung mittheilt; fo wie die mechanifche Phyfiologie überhaupt eine noch unerkannte Tiefe und eine Kühnheit der Imagination in fich begreift, welcher nichts Späteres gleich kömmt". (Hn. *W.* fällt es nun einmal fo ein, diefes zu behaupten; oben declamirte er gegen alle und jede mechaniftifche Vorftellungen, jetzt liegt aber *unerkannte Tiefe* und *Kühnheit* in ihnen! Um jeden Zweifel zu benehmen, wird noch folgendes Räfonnement mit auf den Weg gegeben:) S. 262. „Am meiften haben fich von der Wahrheit diejenigen entfernt, und am vollkommenften den Begriff der Sache verloren — welche dem Mercurius eine oxydirende, eine reizende oder reizmindernde Kraft zufchrieben." Auf derfelben Seite läfst Hr. *W.* den Mercurius das Blut zu hydrogenen Proceffen beftimmen und verftickftoffen. S. 265 wirkt er aber fchon wieder anders, nämlich durch fein *aftralifches Bündnifs* wie ein König *der Erde* und ein König *des Himmels*. S. 266 ift feine auflöfende Kraft aus dem fchnelleren Umlaufe des fonnenahen Planeten zu begreifen. (Heilige Philofophie der Natur, die du feit Jahrtaufenden in den befferen Köpfen wohnteft, felbft da, als du in den Tempeln der Magier noch *efoterifch* gelehrt wurdeft, mufsteft du im neunzehnten Jahrhundert noch fo zum Aberwitze werden!) S. 286 vertheidigt der Vf. die Anwendung des kalten Bades beym Tetanus, und gefteht, dafs er es zwar noch niemals beym Tetanus gebraucht, fich aber vorgenommen habe, es in dem nächftvorkommenden Falle anzuwenden. (Rec. bittet ihn recht fehr, jene armen Menfchen nicht vergeblich zu martern, indem er verfichern kann, dafs alle Tetanifchen auf der englifchen Flotte, welche nach der Schlacht von Trafalgar kalt gebadet wurden, unter grofsen Schmerzen, welche fie vorher nicht hatten, ftarben. Rec. empfiehlt ihm dagegen folgendes Mittel, welches, wenn es gleich nicht fo antiphlogiftifch ausfieht, wie Hn. *W's.* Theorie, doch Hunderten noch da geholfen, wo die Erftarrung fchon die Bruftmuskeln ergriffen. *Rec. Caftorei optimi* ℈ij, *Spir. c. c. fucc.* ℈iv, *Balf. peruv. nigri* ʒij, *Alcohol vini* ℥ij. M. D. S. In 24 Stunden zu verbrauchen. Das fehr fein pulverifirte Caftoreum und der Perubalfam werden vorerft mit dem Hirfchhorngeift innig gemifcht, und dann der Alkohol tropfenweife hinzugemifcht. Eine folche Portion bekamen die Engländer zu halben Efslöffeln in 24 Stunden, die deutfchen Truppen aber die Hälfte oder zwey Drittheile.) S. 294—322 wird eine Operationsgefchichte mit Trismus, afthmatifchen und anderen Nervenzufällen erzählt, wo der Vf. es der Anwendung des Queckfilbers zufchreiben zu müffen glaubt, dafs der Ausbruch des Tetanus verhütet wurde. Die Anwendung des Galvanismus aber foll die Kranke gerettet haben. (Zu bedauern ift, dafs diefes wirklich grofse Heilmittel nicht in Hospitälern angewendet werden kann, wo es bey einer Menge von Kranken unüberfteigliche Hinderniffe verurfacht.) S. 324—339 wird die Krankheitsgefchichte eines armen Bauernknechts mitgetheilt, welcher an einem hartnäckig chronifchen Kopffchmerz litt, bey welchem aber die experimentatorifche Medicin des Hn. *W.* doch ein wenig zu weit getrieben ward. Hr. *W.* liefs den Kranken vorerft eine handgrofses fpanifches Fliegenpflafter in den Nacken legen; nach 9 Tagen ein anderes auf den gefchornen Kopf; dann wurde ein Haarfeil im Nacken gezogen, wovon der arme Menfch den Trismus fo heftig bekam, dafs fich die fpannenden Schmerzen von der Wunde aus gegen die Kaumuskeln hinzogen, die Refpiration kurz und der Puls

sehr frequent ward. Denselben Tag wendete nun Hr. *W.* *drey* so scharfe Laugenbäder an, dass an mehreren Hautstellen Excoriationen entstanden. Im ersten Bade ward der Kranke sogleich von einer Ohnmacht befallen, und *delirirte* nachher. Von den in Menge beygebrachten Seifenklystieren bekam er Kolikschmerzen, und ward trotz dieser Torturen nach 3 Monaten mit sammt seinen Kopfschmerzen, d. h. ungeheilt, entlassen. (Klinische Lehrer! euch ist vorzüglich ein *tiefes Gemüth* und *grosses Gewissen* nöthig, besonders da, wo *experimentativ* verfahren wird; — ob eine solche Klinik für den angehenden Arzt tauge, das ist eine andere Frage; der junge Heilkünstler kommt in seine Vaterstadt zurück, er will nachahmen, er will excelliren, und läuft Sturm gegen die Krankheit, und was es da für Resultate giebt, das weiss Jeder. Die Mehrheit der Feldärzte hat Belege hiezu geliefert; sie, die mit dem Menschenleben eine freyere Hand haben, als der Privatarzt im kleinen Städtchen, wagen oft und viel, behandeln ganze Colonnen von Kranken; und was haben sie zur Vervollkommnung der Heilkunde beygetragen?) — In einem folgenden Falle geht es nicht weniger tumultuarisch zu. Eine Kranke, angeblich von einem tollen Hunde gebissen, erhält in 5 Tagen 8 Scrupel Calomel, 7 Gran Sublimat innerlich, und 6 Unzen Mercurialsalbe werden eingerieben. Die Zunge schwillt darauf so an, dass Hr. *W.* innerlich Schwefelleber verordnen muss, um die Folgen dieser Mercurialvergiftung abzuwenden; allein der Ptyalismus geht seinen Gang, und die Kranke leidet so fürchterlich, dass nach 6 Monaten, sage *sechs Monate*, Lippen und Zahnfleisch noch geschwollen und die Zähne los und wackelnd sind. (Hr. *W.* wird mit der Zeit ruhiger werden, und sich dann gewiss überzeugen, dass dieses barbarische Eingreifen auf den menschlichen Organismus, welches nur aus der Sucht, immer glänzende und auffallende Erfolge haben zu wollen, entspringen kann, zu nichts führt. Denn er gesteht S. 354 bereits selbst, dass die Wirkung des Mercurius auf den Hals von der Art gewesen, dass es schwer zu bestimmen sey, ob die Dysphagie eine *Folge* der Krankheit, oder der *Wirkung* des Arzneymittels gewesen.)

IV. *Über die Augenentzündung, ihr Wesen und ihre Formen.* Dieser letzten Abhandlung glaubt der Vf. die meiste Vollendung gegeben zu haben. Wir können hier kürzer seyn, da wir die ophthalmiatrischen Ansichten des Vfs. schon aus No. I haben kennen lernen. Hr. *W.* will nur eine und zwar die *eine und untheilbare* Entzündung nach dem jetzigen Gange unserer Ansichten gelten lassen, und ist gegen die Annahme einer activen und passiven Entzündung. Aber Alles, was wir hierüber sagen wollen, sollte sich eigentlich so verhalten, wie eine ähnliche Aufgabe in der Physik mit den beiden Elektricitäten. Der Physiker zeichnet auf die Erscheinungen einer sogenannten *positiven* und *negativen* Elektricität; von beiden Seiten finden sich gleich viel Gründe für die Annahme *einer* oder *zweyer* Elektricitäten. Was thut der prüfende Physiker? Er sammlet fort und überlässt es ruhig der Zeit, durch welche Alles gedeihet, wohin sich das + oder — dieser Gründe am Ende neigen werde. Nicht so ruhig verfährt man seit einigen Decennien, besonders im letzteren, in der Medicin, am wenigsten Hr. *W.*, welcher bey den schwierigsten Aufgaben, z. B. S. 187, mit einem „*ich behaupte*" auftritt, gerade in Sachen, wo sich am allerwenigsten etwas behaupten lässt. Noch sonderbarer nehmen sich die moralischen Sätze aus, welche der Vf. aus *Schellings* letzter Abhandlung über die *Freyheit* in die *Pathologie* hinüberwirft, z. B. S. 366: „Wie das Böse überhaupt in der Vernichtung der Freyheit und in dem Unvermögen zum Guten besteht, das Gute dagegen eben die treue Bewahrung der Freyheit und ihres Gesetzes ist: also ist auch in dem Skrophulösen, Arthritischen, Syphilitischen eine Nöthigung zu falschen Productionen" u. s. w. Wer erinnert sich hier nicht an das Bekannte: Gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier ist, also sollet ihr auch u. s. w. S. 369 darf es dem Leser nicht auffallen, wenn er von der *inflammatorischen* Augenentzündung etwas zu lesen bekömmt: denn es giebt ja auch *hölzernes* Holz. S. 379 gedenkt der Vf. des merkwürdigen Unterscheidungszeichens der syphilitischen und arthritischen Augenentzündung, nämlich jenes bläulichtrothen Gefässkranzes am vorderen Rande der Sclerotica, ohne Hn. *Beer* dankbar zu nennen, welchem die Entdeckung dieses *Signi characteristici* eigentlich angehört. S. 405 billigt Hr. *W.* sogar noch das Einbringen der Krebsaugen unter die Augenlieder, sie diagnosticirten den fremden Körper, indem sie ihn berührten, durch Schmerz, welcher dem Sitze desselben entspreche. (*Ohe! jam satis!*)

S. 418 entblödet sich Hr. *W.* nicht, der Welt glauben zu machen, dass ihm das als Idee klar entgegengetreten, was dem *genialen Bichat* in seiner *allgemeinen Anatomie* nur Ahnung gewesen; auch getrauet er sich durch das Datum seiner öffentlichen Lehrvorträge zu erweisen, dass er die Lehre des sel. *Ad. Schmidt* von der *Formverschiedenheit der Ophthalmie* unabhängig von jenem Vorgänger gefunden habe. Hr. *W.* weiss indess wohl, dass Niemand eine Commission zur Untersuchung seiner erblassten Hefte absenden wird, und ungern erinnern wir an *Richerand*. — S. 430 geht Hr. *W.* auf die katarrhalischen Krankheiten über, und lässt zwischen dem inneren und äusseren Hautsystem eine wahrhaft elektrische Spannung bestehen. S. 432 befinden sich bey katarrhalischen Affectionen besonders die faserigen Theile in einem Zustande höherer elektrischer Spannung. (Wie gut wäre es, wenn Hr. *W.* sich über dergleichen Gegenstände mit ächten physikalischen Nachweisungen in der Natur ausgerüstet hätte!)

Das Gute, das *Ad. Schmidt*, *Beer*, *Himly* und mehrere andere Bearbeiter dieses Fachs gesagt haben, finden

wir hier nach den Ansichten Hn. W's. geordnet und verwebt, jedoch so genau und innig, dass eine grosse Bekanntschaft mit den Originalideen dieser Männer dazu gehört, um das Eigenthümliche des Vfs. scheiden zu können. Wir haben für Pflicht gehalten, vorzüglich auf die verderbliche, in Schrift und praktischem Handeln sich ausdrückende Inconsequenz des Vfs. aufmerksam zu machen. Ein solcher Wirrwarr eines akademischen Lehrers muss in den wenigen Jahren, welche jetzt auf die Bildung eines Jünglings verwendet werden können, nothwendig Schaden stiften, und das Vaterland wird gar oft statt *praktischer Ärzte* verdorbene Schöngeister, Dichter, Musiker, Gemäldekenner, Declamatoren und Empfindler aller Art erhalten.

L D.

JUGENDSCHRIFTEN.

Salzburg, in d. mayrschen Buchhandlung: *Die Lehre von den Künsten und Handwerken.* Für die Jugend in Bürger- und Land-Schulen bearbeitet von *Aloys Maier*, Lehrer an der deutschen Hauptschule zu Salzburg. 1811. VIII u. 237 S. 8. (12 gr.)

Der Unterricht in der Technologie kann nach einem doppelten Zwecke gedacht werden. Wird er für Zöglinge berechnet, die auf eine umfassendere und gründlichere Bildung Anspruch machen, und die durch die Schulzeit weniger beengt sind: so darf er allenfalls — da die künftigen höheren Studien die Schüler dieser Classe immer mehr von den Gewerben des Bürgerstandes entfernen — schon etwas tiefer greifen, sie mit den Arbeitsstoffen, den Maschinen, Instrumenten, Geräthschaften und der Theorie der technischen Arbeiten näher und bestimmter bekannt machen. Ein solcher Lehrgang kann in subjectiver Hinsicht ungemein bildend seyn, er wird nicht bloss dem Gedächtnisse, sondern der Denkkraft reichen Stoff zur Übung zuführen, dem Scharfblicke des künftigen praktischen Gelehrten und Geschäftsmannes trefflich zu Statten kommen, und selbst schon den Schüler den hohen Werth der Wissenschaften erkennen lassen, indem er gewahr wird, wie sie so tief und innig in alle Gewerbe des menschlichen Lebens eingreifen.

Von ganz anderer Art muss er, wie Rec. glaubt, für blosse Bürger- und Land-Schulen seyn. Für ihre Schüler ist es nöthig, aber auch völlig hinreichend, sie im bürgerlichen Leben und in den Geschäften desselben zu orientiren, d. i. ihnen allgemeine historische Kenntnisse von den Gewerben und Kunstgegenständen zu geben; ächte Gründlichkeit sollen sie nur in dem besonderen Geschäft erwerben, das sie zur Subsistenz wählen. Hierauf kann sich weder die allgemeine Bürger- noch die Land-Schule einlassen; Zeitmangel giebt hier die eiserne Schranke von selbst.

Der Vf. des obengenannten Buchs hat den beschränkteren Zweck ins Gesicht gefasst, wie der Titel aussagt. Hätte er es höheren Lehranstalten bestimmt: so müsste Rec. es tadeln; beym entgegengesetzten Falle muss er es fast durchaus nur loben. Für die Orientirung des Schülers im bürgerlichen Leben ist es ein recht zweckmässiges Buch; mit Hülfe des Lehrers vollkommen ausreichend, um die Jugend mit den bürgerlichen Künsten und Gewerben im Allgemeinen bekannt zu machen. Nach einer kurzen Einleitung über die allgemeinen Begriffe *Gewerbe*, *Handwerker*, *Künstler* bis S. 3 geht er gleich zu den *Grundgeschäften* des bürgerlichen Lebens über, durch welche die Stoffe zur weiteren Bearbeitung herbeygeschafft werden, nämlich zum Ackerbau, Garten- und Wein-Bau, der Forstwirthschaft, Viehzucht u. s. w. Hierauf läfst der Vf., der natürlichen Ordnung gemäss, im nächsten Abschnitte die Gewerbe folgen, welche die gewonnenen Materialien veredeln, und zum unmittelbaren Gebrauche verarbeiten. Sie zerfallen in 5 Classen. Die erste enthält diejenigen Gewerbe, welche die Nahrungsmittel zubereiten, sie sind nach den drey Naturreichen gestellt, so dass hier zuerst das Geschäft des Müllers, Beckers, die Verfertigung der Oblaten, des Confects, Baumöls, Zuckers, Biers, Brantweins u. s. w., dann das Gewerbe des Fleischers, Kochs u. s. w., und endlich die Bereitung des Salzes beschrieben werden. — Die 2te Classe enthält die Gewerbe, welche für Bekleidung sorgen, den Gerber, Kürschner, Schuhmacher u. s. w. — Die 3te diejenigen, welche an der Zubereitung der Wohnungen arbeiten, den Maurer, Zimmermann u. s. w. — Die 4te Classe beschreibt alle diejenigen Handwerke, welche die Bereitung der nöthigen Geräthschaften, Gefässe, Instrumente u. s. w. übernehmen, den Schmidt in seinen mancherley Zweigen, den Klempner, Nadler u. s. w. — In der 5ten Classe folgt die Bereitung des Tabacks, der Pfeifen, das Kohlenbrennen u. s. w. — Im nächsten Abschnitte berührt der Vf. dann noch die Kunst des Malers, Bildhauers u. s. w., und in dem letzten handelt er von der Wahl des Standes (Gewerbes), von den Handwerksgebräuchen und Regeln.

Der Vf. giebt durchaus keine genaue lückenlose Darstellung der Gewerbe, es war sein Zweck nicht; er hebt die Hauptsachen kurz und gedrängt heraus, und legt es nur selten auf anschauliche Darstellung an. Sein Vortrag ist leicht, verräth viel Gewandtheit im Ausdruck, der hier wegen der nöthigen Kürze seine eigenen Schwierigkeiten hat, ja er ist selbst anziehend durch sein rasches Fortschreiten. Mit dem Gesagten ist die Schrift hinreichend empfohlen. Sollte sie eine zweyte Auflage erleben: so möchten wir dem Vf. rathen, sie genau durchzusehen, um solche Lücken wegzuschaffen, die als wirkliche Fehler zu betrachten sind. Diess ist immer der Fall da, wo er zwar Einen Haupttheil der technischen Arbeit angiebt, aber den anderen übergeht; z. B. beym Gerber, wo er die Fabrication des Sohlenleders kurz beschreibt, aber von der eben so wichtigen Fabrication des Kalbleders nichts sagt.

yn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 FEBRUAR, 1812.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Vogel: *Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele.* Als Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Naturlehre derselben. Von *Christian Weiss*, Dr. und Prof. d. Philosophie u. Director d. Stadtschule zu Naumburg. 1811. XVI u. 510 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. bemerkt in der Vorrede, dass die Psychologie bisher mehr Natur-*Beschreibung* als Natur-*Lehre* der Seele gewesen sey; seine Absicht sey daher zunächst die, der Erfahrungsseelenlehre eine ächt wissenschaftliche Gestalt zu geben. Doch soll das gegenwärtige Werk nur ein vorbereitender Versuch dazu seyn; ein ausführliches Lehrbuch über die Natur der Seele will der Vf. erst später erscheinen lassen, wenn er durch die Urtheile sachkundiger Männer seine Ansichten noch in diesem oder jenem Puncte berichtigt haben wird. Wir wünschen dem Vf. die dazu nöthige philosophische Musse, über deren Mangel in seinen gegenwärtigen Verhältnissen er am Ende der Vorrede klagt, indem wir sein Unternehmen im Ganzen für lobenswerth und verdienstlich halten.

Da indessen dieses Werk nur einen vorbereitenden Zweck hat: so halten wir es nicht für nöthig, den ganzen Inhalt desselben ausführlich darzustellen und zu prüfen; eine Darstellung und Prüfung des *ersten Abschnitts*, welcher *von den Elementen des Geistes und der Art seines Daseyns im Allgemeinen* überschrieben ist, wird hinreichend seyn, um theils dem Publicum, das sich für psychologische Untersuchungen interessirt, einen deutlichen Begriff von dem Unternehmen des Vfs. zu geben, theils den Vf. selbst auf diejenigen Puncte aufmerksam zu machen, die er vor Ausführung seines Plans etwa noch zu bedenken haben dürfte.

Wie der Physiker die Erscheinungen der Körperwelt aus zwey Grundkräften, einer anziehenden und abstossenden, wissenschaftlich zu erklären sucht: so will der Vf. als Psycholog die geistigen Erscheinungen aus zwey ähnlichen Grundkräften ableiten, die er *Elemente des Geistes* nennt (S. 27). „Wir thun diess" — sagt er — „nach Analogie der dynamischen Physik, welche unter Elementen nicht Grundstoffe verstehen kann, wie die atomistische Naturlehre, sondern nur diejenigen allgemeinsten Verhältnisse der bildenden Kraft, durch welche das Daseyn des Einzelnen in jeder Sphäre ursprünglich und überall bedingt ist, und welche daher auch in jedem Einzelnen zum Grunde liegen müssen, hier näher, dort entfernter, nach Beschaffenheit des Ortes und Ranges, welchen es in der gesammten Reihe der räumlichen Schöpfung einnimmt." Diese Erklärung des Vfs. über die von ihm sogenannten *Elemente* scheint dem Rec. keineswegs bestimmt. Denn einmal nennt der Vf. die *Grundkräfte selbst* Elemente, und dann sagt er wieder, sie seyen nur die *allgemeinsten Verhältnisse der bildenden Kraft*, so dass nun diese bildende Kraft als die eigentliche Grundkraft hervortritt. Und doch erklärt er S. 28 die Annahme, dass die Grundkraft nur Eine seyn könne, für ein logisches Vorurtheil. Die Unbestimmtheit wird dadurch noch grösser, dass der Vf. S. 30 sagt: „Die Elemente sind die *Urbestandtheile der Kräfte selbst*, die *Art und Weise eines Zusammenwirkens in ihnen*, dessen Resultat die jedesmaligen Erscheinungen von der Seele ausmachen." Sonach wären die Elemente einmal die Kräfte selbst, dann blosse Verhältnisse einer und derselben Kraft, dann wieder Bestandtheile von Kräften, und endlich gar nur eine Form oder Handlungsweise derselben. Wenn nun der Vf. ebendaselbst noch hinzusetzt: „Die Elemente sind demnach *nicht von den einzelnen Kräften verschieden*, weder *reell* noch *formell*, sondern nur von ihnen *unterscheidbar*, sie sind die vollständige logische Exposition ihrer Natur" —: so wird jene Unbestimmtheit auch dadurch nicht gehoben; denn man erfährt nicht, wie denn nun eigentlich die Elemente von den Kräften *unterschieden* werden sollen, ob sie gleich von ihnen weder *reell* noch *formell verschieden* seyen. Sind aber nach S. 39 die *Elemente* keine *Vermögen* der Seele, sondern gehen *diese* erst *durch Verbindung jener* hervor: so muss ja wenigstens eine *formelle Verschiedenheit* zwischen ihnen Statt finden, wie sie auch in der Körperwelt zwischen den Elementen eines Dinges und dem Dinge selbst, das aus ihrer Verbindung hervorgeht, Statt findet. Überhaupt muss Rec. gestehn, dass ihm der vom Vf. in die Psychologie eingeführte Ausdruck, *Element*, nicht zweckmäsig scheint, wenn auch *Carus*, wie der Vf. S. 27 bemerkt, ihn schon gebraucht hat. Der Vf. tadelt S. 42 den Ausdruck *Anlage*, vom Geiste gebraucht, weil er bildlich sey und Missverständnisse veranlasse, wenn er nicht mit der gehörigen Vorsicht auf das Geistige übergetragen werde. Dasselbe gilt aber vom Worte *Element*, über dessen Gebrauch man in der Physik, wie der Vf. selbst S. 28 gesteht, nicht einverstanden ist. Der Vf. lasse sich also nicht durch die Autorität von *Carus* (dessen Psychologie, beyläufig gesagt, voll von dunkeln und

schwankenden Ausdrücken ist) zur Einführung eines so vieldeutigen und noch dazu fremden Wortes in die Seelenlehre verleiten, sondern überlasse jenes Wort den Physikern, die zusehen mögen, was sie damit anfangen können, und brauche dafür lieber *Anlage* oder *Kraft* oder ein anderes rein deutsches Wort, das, mit der gehörigen Erklärung versehen, wohl eben so gute Dienste thun wird, als jener Fremdling. Wenigstens muss Rec. dasselbe von *Element* sagen, was der Vf. S. 44 von *Anlage* sagt: „Wir bekennen, dass wir nicht sehen, was damit für die Seelenlehre gewonnen werde."

Der Vf. nimmt nun ferner *zwey psychische Elemente* an, welche die *Urfactoren aller geistigen Thätigkeit* seyn sollen, nämlich 1) ein Princip der *Richtung im Geiste*, welches er den *Trieb* nennt, und 2) ein Princip der *inneren Bildung*, welches er den *Sinn* nennt. Jenes soll ein Analogon dessen seyn, was im Raume *Expansivkraft* genannt wird; dieses ein Analogon der *Attractivkraft* in der Natur (S. 32 und 33). Beide Elemente können wieder in einem *doppelten Verhältnisse* gedacht werden, einem *quantitativen* und einem *qualitativen*. Jenes besteht in dem *grösseren* oder *geringeren Antheil*, welchen bald das eine, bald das andere Element an der Hervorbringung einzelner Handlungen und Zustände der Seele nimmt; auf diesem beruht die *Perfectibilität der verschiedenen Seelenwirkungen*, ihr innerer Gehalt und ihre stufenweis verschiedene Annäherung zu dem höchsten Puncte geistiger Thätigkeit. Aus dem *quantitativen* Verhältnisse der Elemente ergeben sich die *Hauptvermögen* der Seele, aus dem *qualitativen* die natürlichen und nothwendigen *Bildungsstufen* derselben (S. 48 und 49). In Ansehung des *quantitativen Verhältnisses der Elemente* oder des Beytrags, den jedes Element zu jeder geistigen Thätigkeit zu geben hat, sind wieder drey Fälle möglich, indem entweder der Beytrag des Elements der *Bildung* der stärkere, mithin ein *Übergewicht des Sinnes* in der Handlung der Seele ist — oder der Beytrag des Elements der *Richtung* vorherrscht, mithin ein *Übergewicht des Triebes* vorhanden ist — oder endlich *beide* Elemente *gleichen* Antheil an dem, was in der Seele geschieht, haben, mithin ein *Gleichgewicht des Sinnes und des Triebes* Statt findet. Im ersten Fall ist das *Vorstellungsvermögen*, im zweyten das *Begehrungsvermögen*, im dritten das *Gefühlsvermögen* thätig. *Jedes Vorstellen* ist also eine combinirte Thätigkeit des Sinnes und Triebes mit *Übergewicht des ersten — jedes Begehren* eine combinirte Thätigkeit des Sinnes und Triebes mit *Übergewicht des letzten — jedes Gefühl* endlich eine combinirte Thätigkeit jener Elemente mit *Gleichgewicht beider* (S. 50—56). In Ansehung des *qualitativen Verhältnisses der Elemente* aber oder der Perfectibilität der aus jenen drey Vermögen hervorgehenden Thätigkeit des Geistes hat man nicht, wie bisher in der Psychologie geschah, ein *niederes* und *höheres* Wirkungsvermögen der Seele, sondern vielmehr *drey Stufen* oder *Grade* geistiger Wirksamkeit zu unterscheiden. Auf der *ersten* Stufe beschäftigt den Geist das *Sinnliche* und *Einzelne*, worauf sich die Anschauungen und Wahrnehmungen empirischer Dinge und Verhältnisse, die Begierden und Triebe der sinnlichen Natur, und die Gefühle der sinnlichen Lust und Unlust beziehen. Auf der *zweyten* Stufe beschäftigt ihn das *Unsinnliche* und *Allgemeine*, so fern es mit dem Sinnlichen verbunden oder die innere Regel und Norm desselben ist, welches also durch unsere Begriffe dargestellt wird, und worauf sich die in der Form allgemeiner Gesetze vorgestellten Bestrebungen der Klugheit und bürgerlichen Tugend, eben so auch die Gefühle des Wahren, des niederen Schönen und andere beziehen. Auf der *dritten* endlich hat es der Geist mit einer über alle Erfahrung erhabenen Vollendung und Einheit, einem schlechthin *Unendlichen* und *Absoluten* zu thun, zu welchem sich nur die Ideen der Vernunft, die Bestrebungen rein sittlicher Güte, und die Regungen ächt erhabener und religiöser Gefühle erheben. In dieser Hinsicht sind auch *drey Perioden der natürlichen Geistesbildung* zu unterscheiden, eine Periode der *Sinnlichkeit*, eine Periode der *Verständigkeit*, und eine Periode der *Vernünftigkeit*. Diese Stufen innerer Bildung können auch aus einem allgemeinen Vermögen des Geistes, sich zu vervollkommnen, erklärt werden, so dass man *Sinnlichkeit*, *Verstand* und *Vernunft* als *Vermögen der allgemeinen Perfectibilität* bezeichnet, von welchen aber *Vorstellungs-*, *Begehrungs-* und *Gefühls-Vermögen* als *Vermögen der besonderen Activität* wohl zu unterscheiden sind, weil diese aus dem *quantitativen*, jene aus dem *qualitativen* Verhältnisse der Geisteselemente hervorgehen (S. 56—63).

Rec. verkennt gewiss den Scharfsinn nicht, welchen der Vf. bey dieser Ableitung der verschiedenen Wirkungen und Vermögen der Seele aus den von ihm angenommenen Elementen bewiesen hat. Indessen wird der achtungswerthe Vf. erlauben, ihm auch hierüber einige Bemerkungen zur weiteren Beachtung vorzulegen. Für's Erste scheint es dem Rec. unrichtig, als *psychische Elemente* (wenn wir diesen Ausdruck hier beybehalten wollen) *Sinn* und *Trieb* anzunehmen, jenen als ein Princip der *Bildung*, diesen als ein Princip der *Richtung* zu erklären, und dann beide mit der *Attractiv-* und *Expansiv-Kraft* in der materiellen Natur zu vergleichen. Allerdings *bildet* der *Sinn;* aber ist er nicht eben bey diesem Bilden auf etwas *gerichtet?* Und kann nicht der Geist auf etwas *gerichtet* seyn, ohne darauf hin oder davon weg *getrieben* zu werden, d. h. ohne es zu *begehren* oder zu *verabscheuen?* Wenn nun diess der Fall ist: so ist ja die Thätigkeit des Sinnes schon für sich eine *vollständige Thätigkeit*, ohne dazu erst des Triebes zu bedürfen, mithin der Sinn nicht ein *blosses Element*, aus welchem erst in Verbindung mit einem anderen ein Vermögen der Seele hervorgeht, sondern ein *wirkliches Vermögen*. Der Trieb aber ist nicht ein blosses Princip der *Richtung*, denn diese kommt, wie gesagt, auch bey der Thätigkeit des Sinnes vor, sondern der Trieb *strebt* nach etwas, und dieses *Stre-*

ben ist etwas Anderes und weit mehr als blosse *Richtung*. Es ist nämlich bald ein *Begehren*, d. h. ein Streben nach Vereinigung, bald ein *Verabscheuen*, d. h. ein Streben nach Entfernung. Indem nun der Trieb strebt, ist er allerdings auf etwas gerichtet (so dass der Vf. selbst S. 36 von einer *Richtung des Triebes* redet, welches nach seiner Erklärung vom Triebe eine *Richtung des Princips der Richtung* seyn würde); aber der Sinn ist auch bey seinem Bilden auf etwas gerichtet, ohne danach zu streben. Nun ist zwar der Trieb in gewisser Hinsicht *vom Sinne abhängig*, weil ohne irgend eine Vorstellung von etwas der Trieb nicht erregt werden würde; daher man auch von *sinnlichen Trieben* redet. Aber er kann deſshalb nicht als ein *blosses Element*, sondern er muss ebenfalls als ein *wirkliches Vermögen* angesehen werden, da sein Streben (Begehren oder Verabscheuen) vom Bilden einer Vorstellung *wesentlich verschieden* ist. Übrigens könnte man eben so gut sagen, dass sich der Sinn *expandire*, wenn er Vorstellungen bildet, als dass sich der Trieb *contrahire*, wenn er etwas verabscheut, oder auch dass er *attractiv* wirke, wenn er etwas begehrt, so dass die Analogie, welche der Vf. zwischen Sinn und Attractivkraft, und zwischen Trieb und Expansivkraft findet, gerade umgekehrt werden kann. Soll demnach von Elementen geredet werden, aus welchen die Vermögen der Seele erst zu construiren seyen: so würde Rec. lieber *Receptivität* und *Spontaneität* als solche Elemente betrachten, die in der That bey allen geistigen Thätigkeiten, obwohl in verschiedenem Verhältnisse, vorkommen, und sich auch mit der Attractiv- und Expansiv-Kraft leicht parallelisiren lassen, wofern es Jemanden um dergleichen Analogieen zu thun ist. Es ist indess hier der Ort nicht, diesen Gedanken weiter auszuführen, da wir es bloss mit der Darstellung des Vfs. zu thun haben.

Wenn nun der Vf. ferner aus dem *quantitativen Verhältnisse* der von ihm angenommenen Elemente *drey Vermögen der besonderen Activität* construirt, nämlich *Vorstellungs-*, *Begehrungs-* und *Gefühls-Vermögen*, je nachdem ein *Übergewicht des Sinnes*, oder ein *Übergewicht des Triebes*, oder ein *Gleichgewicht beider Elemente* in der Seele Statt findet: so fürchtet Rec., dass der Vf. hiebey etwas willkührlich verfahre, und die Erfahrung, auf welche er sich doch zur Bestätigung seiner Construction beruft, keineswegs für sich habe. Da das Vorstellen nichts anderes als ein *inneres Bilden* ist: so findet bey demselben, wiefern es *blosses Vorstellen* ist, nicht nur ein *Übergewicht* des Sinnes als Princips der *Bildung* Statt, sondern dieses Princip ist dabey ganz allein thätig, und der Vf. bringt nur dadurch den Trieb mit ins Spiel, dass er denselben bloss als ein Princip der *Richtung* betrachtet. Hält man ihn aber für das, was er in der That ist, für ein Princip des *Strebens*: so ist offenbar, dass wir in tausend Fällen Vorstellungen bilden, ohne irgend etwas begehrend oder verabscheuend zu erstreben. Man denke nur z. B. an einen Reisenden, der links und rechts eine Menge von Gegenständen im Vorübergehen schaut, ohne sich vielleicht von einem einzigen angezogen oder abgestossen zu fühlen. Und da er während dieses unwillkührlichen Schauens, das keineswegs bewusstlos zu seyn braucht, in Gedanken mit etwas ganz Anderem beschäftigt seyn kann: so kann man nicht einmal sagen, dass sein Geist auf jene Gegenstände *gerichtet* sey. Mithin ist die S. 51 befindliche Erklärung des Vfs.: „*Jedes Vorstellen*, von der sinnlichen Anschauung an bis zu den höchsten Begriffen der Vernunft, ist nichts anderes als eine combinirte Thätigkeit des Sinnes und Triebes mit Übergewicht des ersten," — wohl nicht zutreffend. Wenn ferner der Vf. S. 52 das *Begehren* für eine combinirte Thätigkeit des Sinnes und Triebes mit Übergewicht des letzten erklärt: so kann nach Rec. Ansicht auch diese Erklärung nur dann für richtig gelten, wenn unter dem Triebe nicht ein blosses Princip der *Richtung*, sondern ein Princip des *Strebens* verstanden wird. Dieser Unterschied ist hier um so wichtiger, da das Streben selbst auf etwas *gerichtet* seyn muss, und eben diese *Richtung des Triebes* vom *Sinne* herrührt, sofern durch ihn der Gegenstand des Strebens vorgestellt wird. Am wenigsten aber kann Rec. mit demjenigen einstimmen, was der Vf. über das *Gefühlsvermögen* und dessen Construction aus einem *Gleichgewichte des Sinnes und Triebes* sagt. Rec. zweifelt überhaupt, ob man berechtigt sey, ein *besonderes*, vom Vorstellungs- und Begehrungs-Vermögen verschiedenes, *Gefühlsvermögen* anzunehmen. Zwar weiss Rec. wohl, dass fast alle neueren Psychologen ein solches einstimmig annehmen, und der Vf. legt S. 50 auf diesen Umstand ein besonderes Gewicht zur Empfehlung seiner Analyse des Geistes. Aber Rec. weiss auch, dass kein alter Psycholog von einem besonderen Gefühlsvermögen redet. Vielmehr bedienen sich Griechen und Römer, wenn sie das, was wir mit einem vom Körper entlehnten Ausdrucke *Gefühl* nennen, bezeichnen wollen, immer solcher Ausdrücke, welche sich zuletzt auf ein *Vorstellen* oder *Begehren* beziehn, z. B. αισθησις, παθος, *sensus, affectio animi* u. d. gl. Rec. ist daher geneigt, das Gefühlsvermögen der neueren Psychologen für eine *leere Erdichtung* zu halten, die man um so lieber annahm, weil man nun der Mühe überhoben war, die Gefühle aus den Vorstellungen oder Bestrebungen des Geistes abzuleiten, indem man sogleich ein Vermögen zur Hand hatte, durch welches man die Gefühle erzeugen liess. Nach Rec. Dafürhalten sind *Gefühle* nichts anders, als diejenigen Regungen des Geistes, bey welchen es nicht zu einem wirklichen Vorstellen oder Streben kommt, die aber entweder einem solchen vorausgehn oder darauf folgen. Daher können sich eben sowohl Gefühle in wirkliche Vorstellungen oder Bestrebungen auflösen, als sich diese in jene auflösen können. Daher sagt man, man *fühle* die Wahrheit eines Satzes, wenn und wiefern man die Gründe des Urtheils, dass etwas wahr sey, nicht angeben kann, oder, man *fühle*, dass einem etwas fehle, wenn und wiefern man sich nach etwas sehnt, was man nicht bestimmt angeben kann. Ist nun diess richtig: so dürfte schwerlich bey allen Ge-

fühlen ein *Gleichgewicht des Sinnes und Triebes* Statt finden. Vielmehr kann im Gefühle bald der Sinn vorherrschen, wenn es mit der Vorstellung, bald der Trieb, wenn es mit einem Begehren oder Verabscheuen verwandt ist. Ebendarum werden wir so oft durch Gefühle in unseren Urtheilen oder Handlungen bestimmt, welches nicht möglich wäre, wenn beym Gefühle Sinn und Trieb sich im vollkommenen Gleichgewichte befände.

Was endlich die Ansicht des Vfs. von *Sinnlichkeit*, *Verständigkeit* und *Vernünftigkeit* betrifft, die er als verschiedene Stufen menschlicher Thätigkeit betrachtet: so muss ihm Rec. hierin zwar völlig beytreten, indem dieser ebendieselbe Ansicht schon vor mehreren Jahren in einer seiner Schriften gegeben hat. Aber Rec. begreift nur nicht, wie der Vf. die *Sinnlichkeit* als eine solche Stufe betrachten kann, da er den *Sinn* für ein blosses Element hält, aus welchem allein keine wirkliche Thätigkeit hervorgehen könne. Unstreitig hat sich der Vf. hier von einer kleinen Inconsequenz beschleichen lassen. Eine solche findet auch S. 13 und 30 Statt, wo der Vf. das eine Mal den Gegensatz zwischen *Reellem* und *Formellem* tadelt, indem er richtig bemerkt, dass dem *Reellen* das *Ideelle* entgegenstehe, das andere Mal aber sagt, die Elemente des Geistes seyen von den einzelnen Kräften weder *reell* noch *formell* verschieden. Es müsste heissen: weder *materiell* noch *formell*. Denn wenn der Vf. S. 11 auch den Gegensatz zwischen *Materie* und *Form* missbilligt, weil *Materie* dem *Geiste* und *Form* dem *Inhalte* entgegenstehe: so hat er nicht bedacht, dass bey jenem Gegensatze Materie nicht das den Raum erfüllende Reale, sondern nichts weiter als *Stoff* oder *Gehalt* bedeute, mithin in dieser Bedeutung selbst an blossen Gedanken (z. B. einem Schlusse) Materie und Form unterschieden werden könne.

Noch erlaube der Vf. dem Rec. einige Bemerkungen über einzelne Stellen. Der Vf. nennt S. 15 *Leben* im eigentlichen Sinne des Worts das von *geistigen Kräften* hervorgebrachte Daseyn, und *geistige Kräfte* solche, deren Producte allein in die *Zeit* fallen. Da aber Leben ein Eigenthum der ganzen *organischen* Natur ist: so ist jene Erklärung wohl zu eng; und wo soll das Leben dann aufhören, da sich Thiere und Pflanzen in den Zoophyten so innig berühren? Auch ist nicht einzusehen, warum der Vf. nachher immer vom *Zeitleben* redet, da ja diess nach obigen Definitionen ein offenbarer Pleonasmus ist. Wenn aber der Vf. späterhin (S. 61 und 67) gar von *Polen des Zeitlebens* und von *Polarität des Geistes* redet: so hätten wir gewünscht, er möchte diese aus einer gewissen Zeitphilosophie entlehnten Ausdrücke lieber denen überlassen haben, die so gern mit Worten spielen, um ihre Gedankenarmuth zu verbergen, da der Vf. eines solchen Deckmantels nicht bedarf. — Den S. 17 aufgestellten Satz, „dass die Seele sich nicht selbst errege", mag der Vf. nicht nur gegen Plato, der bekanntlich die Seele für ein *durch sich selbst bewegliches* Ding erklärt, sondern auch gegen die Erfahrung retten, welche lehrt, dass die Seele den Körper eben sowohl erregt, als sie von ihm erregt wird. Denn auf die Freyheit des Willens wollen wir uns hier nicht berufen, da der Vf. sagen könnte, er ignorire sie dort, wo von der Grenze der Psychologie die Rede ist, absichtlich.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Maynz*, b. Kupferberg: *Eugen, oder Feindschaft aus Liebe.* Von *J. Weitzel.* Mit einem Kupfer. 1809. 317 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Wenn es dem Vf. dieses Romans weniger darum zu thun gewesen wäre, sich selbst in seinen Helden sehen zu lassen, und aus ihnen heraus zu sprechen; wenn das Romanhafte seiner Ansicht des menschlichen Lebens und der einzelnen Erscheinungen in demselben sich verlieren und die Natur mit ihrer ewigen Wahrheit mehr hervortreten wird; wenn die Sprache, die im Ganzen nicht unedel ist, sich von einigen kleinen Flecken reinigen, und das Scheinleben der Gedanken sich zum wahren Leben erheben wird: so darf Hr. *W.* darauf Anspruch machen, uns mit seinen Producten willkommen zu seyn. Eine lebhafte Phantasie, ein edles Gefühl, ein eifriges Bestreben, sich über das Gemeine zu erheben, sind jetzt nicht zu verkennen. Nur gebricht die nöthige Aufmerksamkeit auf sich und sein Werk. Wie hätten ihm sonst Stellen, wie diese, entwischen können? „Ich wäre neugierig, wie die Schöpfung diese Geschöpfe zu verantworten vermag." Oder: „Wenn eine arme Zeit einen reichen Menschen zum Müssiggange verdammt: dann schreibt er." Oder: „Nur in das sorgenlose, fröhliche Alter hängt der kräftige Baum des Lebens mit seinen vollen, duftenden Blüthen und mit seinem erfrischenden Laubwerk tief herab." „Es ist die Morgenröthe unseres Daseyns, um welche die flüchtigen Wolken unserer goldenen Träume und Hoffnungen schiffen." Wie pretiös! — — ln —

Leipzig, b. Eurich: *Der Räthselhafte, oder die beiden Alten.* Von *Gottlieb Bertrand.* 1809. Zwey Theile. 534 und 536 S. 8. (3 Rthlr.) Rec. kann zwar nicht sagen, dass ihm das Buch Langeweile verursacht habe; aber er war doch froh, wie die 670 Seiten durchgelesen waren. Es kam ihm während des Lesens vor, als befände er sich in der Gesellschaft eines Mannes, der sich so viel Gefälliges aus dem Umgange mit Anderen angeeignet habe, um nicht lästig zu werden, aber nicht genug innere Kraft und inneren eigenthümlichen Werth besitze, um anziehend zu seyn. So ist auch der Räthselhafte rein und frey von der Schlechtigkeit vieler Romane; aber darum doch nur ein mittelmässiges Product. Der Mangel der Meisterhand wird überall sichtbar, weniger in den Verwickelungen, als in der Auflösung, weniger in der Anlage, als in der Ausführung, weniger in den Umrissen, als in der Schattirung. Die Sprache ist meistens rein und correct, aber sie ist die gewöhnliche Romanensprache; die Charaktere sind nicht plump verzeichnet, aber nur auf der Oberfläche ergriffen — mit einem Worte, das ganze Buch zum Zeitvertreibe, aber nicht zur Unterhaltung. Bb.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 FEBRUAR, 1812.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Vogel: *Unterſuchungen über das Weſen und Wirken der menſchlichen Seele.* Von *Chriſtian Weiſs* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Die S. 20 befindliche Erklärung, *Materie* bedeute nichts anderes, als ein *Zugleichſeyn des Wirklichen* in der Erſcheinung, ſollte wohl auch anders gefaſst ſeyn, da *Zugleichſeyn* einen bloſsen Verhältniſsbegriff ausdrückt, der auch auf geiſtige Weſen anwendbar iſt. Der Vf. zieht aber aus dieſer in der That unbeſtimmten Erklärung nachher groſse Folgerungen, indem er mittelſt des Gegenſatzes von Materie und Geiſt daraus den Satz zu erweiſen ſucht, daſs die Seele *einfach* ſey, und zwar „zuerſt in Rückſicht ihrer Erſcheinung, nämlich im Gegenſatze mit dem Zuſammengeſetzten in den Producten des Raums, ſodann auch in Rückſicht ihrer *Kräfte*, indem wir die jedesmalige Einheit in der Activität derſelben oder die Unmöglichkeit, in irgend einem Augenblicke mehr als ein einzelnes Product hervorzubringen, behaupten." Daher behauptet der Vf., es könne in jedem Augenblicke nur Eine Vorſtellung der Begierde in der Seele ſeyn, ja ſelbſt bey Auffaſſung einer muſikaliſchen Harmonie in einem Concerte würden die Töne nur in blitzſchneller Folge nach einander wahrgenommen. Allein der Vf. hat nicht bedacht, daſs eben bey der Begierde zugleich mit derſelben die Vorſtellung von dem Begehrten in der Seele ſeyn muſs, weil ſonſt die Begierde keinen Gegenſtand hätte, ſondern zwiſchen dem Vorſtellen des zu begehrenden Gegenſtandes und dem Begehren deſſelben ein, wenn auch noch ſo kleiner, Zeittheil verflieſsen müſste, der einen Sprung in dieſer Gemüthshandlung hervorbrächte; und daſs ferner die Harmonie mehrerer Töne eben darauf beruht, daſs ſie in ihrer Gleichzeitigkeit als übereinſtimmende Töne empfunden werden, indem ſie anſserdem keine Harmonie, ſondern eine bloſse Melodie bilden würden. Der Vf. wird ſich auch ſehr leicht vom Gegentheil überzeugen können, wenn er bey Aufführung eines harmonievollen Muſikſtücks Acht giebt, wie zuweilen einige Inſtrumente oder Stimmen einen und denſelben Ton lange aushalten, während die übrigen ſich mit Schnelligkeit durch eine Menge anderer Töne fortbewegen. Hier muſs die Seele zugleich mit jenem langausgehaltenen Tone dieſe ſchnellwechſelnden Töne empfinden, oder ſie empfände gar keine Übereinſtimmung zwiſchen jenem und dieſen. — Endlich kann Rec. auch den Unterſchied nicht gegründet finden, welchen der Vf. S. 66 und 67 zwiſchen den Ausdrücken *Vermögen* und *Kraft* annimmt. Er ſagt nämlich: „*Vermögen* bedeutet, dem eigentlichen deutſchen Sprachgebrauche nach, eine Kraft, ſofern ſie durch Willkühr beſtimmbar iſt; wo keine Willkühr geglaubt wird, nennt man bloſs die *Kraft*." Wie aber, wenn der Naturforſcher ſagt, die Pflanzen haben eben ſowohl als die Thiere ein *Fortpflanzungsvermögen*, oder, die Hitze der Sonnenſtrahlen *vermöge* ſelbſt den Diamant aufzulöſen — denkt man da wohl an eine durch Willkühr beſtimmbare Kraft? Und deutet nicht ſelbſt die gemeine Bedeutung des Wortes *Vermögen* für Geld oder andere Dinge von Werth, die Jemand beſitzt, darauf hin, daſs dem Vermögen als ſolchem keineswegs die Beſtimmbarkeit durch Willkühr zukomme? Denn das Geld kann ſich doch nicht durch Willkühr beſtimmen. Und was verſteht der Vf. unter *Fähigkeit*, welches Wort doch auch oft für Kraft und Vermögen gebraucht wird? Rec. denkt ſich den Unterſchied ſo: *Vermögen* iſt der allgemeine Ausdruck zur Bezeichnung irgend eines Princips gewiſſer Thätigkeiten. Je nachdem nun dieſes Princip in ſeinen Äuſserungen mehr *Spontaneität* oder mehr *Receptivität* zeigt, heiſst es entweder *Kraft* oder *Fähigkeit*. Daher nennt man denjenigen einen *fähigen Kopf*, der viel in ſich *aufzunehmen vermag*, denjenigen aber einen *Kraftmenſchen*, der viel zu *leiſten vermag*.

Doch Rec. muſs hier abbrechen. Er hat ſich beym erſten Abſchnitte dieſes intereſſanten Werkes bloſs darum ſo lange verweilt, weil darin die Grundlage des Ganzen und wahrſcheinlich auch des gröſseren Werks über die Seele, welches der Vf. hoffen läſst, enthalten iſt. Wir können daher den übrigen Inhalt dieſer Schrift nur noch im Allgemeinen andeuten. Im zweyten Abſchnitte handelt der Vf. von dem quantitativen Verhältniſſe der Geiſteselemente oder von den Vermögen der beſonderen Activität, wo in einzelnen Unterabtheilungen zuerſt vom *Gefühlsvermögen*, dann vom *Vorſtellungsvermögen*, und zuletzt vom *Begehrungsvermögen* geredet wird. Im 3 und letzten Abſchnitte aber wird vom qualitativen Verhältniſſe der Geiſteselemente oder von den Vermögen der allgemeinen Perfectibilität und den daraus hervorgehenden natürlichen Bildungsſtufen gehandelt, ſo daſs wieder in beſonderen Unterabtheilungen zuerſt von der *Periode der Sinnlichkeit*, dann von der *Periode des Verſtandes*, endlich von

der *Periode der Vernunft* in Beziehung auf jedes der drey ersten Vermögen die Rede ist. — Daſs der Vf. immer *gedoppelt* für *doppelt*, und *in Rücksicht dessen* statt *in Rücksicht auf das* oder *in Ansehung dessen* schreibt, sind kleinere Versehen, die er bey einiger Aufmerksamkeit auf seinen sonst reinen Stil leicht wird vermeiden können. Übrigens ist der Vortrag meistens klar und deutlich, welches Rec. um so mehr für einen bedeutenden Vorzug dieser Schrift hält, da sie sich in manchen Puncten einer gewissen Zeitphilosophie nähert, welche Dunkelheit und Undeutlichkeit für ein Zeichen des genialen Tiefsinns zu halten scheint. Us.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Denkmale glücklicher Stunden* von *Friedrich Rochlitz.* Erster Theil. 1810. 424 S. 8. (2 Rthlr.) Zweyter Theil. 1811. 422 S. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf., der in seinen Schriften durch Kenntniſs des menschlichen Herzens, durch einen milden, mehr weiblich- als männlich-erhabenen Sinn und durch einen geschmeidigen Stil sich schon längst viele Leser befreundet hat, giebt auch hier in einer groſsen Abwechselung von mancherley Gegenständen Stoff zum Denken und zum Empfinden und im Ganzen eine geistreiche Unterhaltung. Die, welche vorzüglich den ernsteren Roman mit den menschlichen Verirrungen und Schicksalen lieben, werden sich am meisten von der Erzählung: *die Carmeliterinnen aus Eggersheim*, welche besonders manche Falte des weiblichen Herzens entwickelt, angezogen fühlen, und die Liebhaber einer heiteren Lectüre werden nicht ungern bey der *Geschichte des weisen Avicenes*, und bey der Erzählung: *Sami*, verweilen, welche als mährchenhafte Schwänke, wie man sie nennen könnte, durch manche kleine Weitschweifigkeit des Gesprächs uns leicht mit sich fort nehmen. Zwischendurch sind auch Betrachtungen gleichsam zur häuslichen Erbauung und Gedichte zur Erhebung des Gemüths. Man könnte Ton und Ausdruck im Vortrage wohl zuweilen naiver oder auch gedrängter und kraftvoller wünschen, wenn es nicht gerade die Eigenheit des Vfs. wäre, in einem sanften Flusse der Rede und in lehrreichen Hinweisungen mehr zum weiblichen Herzen als zum Charakter des Mannes zu sprechen, worüber man der angebornen Neigung und dem Talent keine Vorwürfe machen kann.

Am merkwürdigsten ist in diesem Buche *Antigone*, Tragödie in drey Aufzügen, eine Bearbeitung des bekannten Trauerspiels von Sophokles. Der Sorgfalt und der klugen Beurtheilung des Vfs. verdanken wir's, daſs wir endlich auch ein griechisches Drama auf deutscher Bühne erscheinen sahen, das — wenn es auch auf das gröſsere Publicum keinen vorzüglichen Eindruck machte, doch nicht ohne Wirkung und ohne Interesse blieb. Das deutsche Gemüth, das mehr der Musik als der Plastik huldigt, findet in der Groſsheit der griechischen Heroenwelt und in den fester stehenden Massen und Gestalten griechischer Tragödien immer etwas von der Kälte wieder, mit welcher es Statuen anzuschauen pflegt. Der Vf. hat ohne groſse wesentliche Änderungen das Ganze mit vielem Verstande so geordnet, daſs es auch auf unserer Bühne zum theatralischen Erscheinen und Wirken kommen kann; manches für den Deutschen Auffallende hat er verwischt oder gemildert, manches Dunkle verdeutlicht, und manches Fremdartige durch etwas Bekannteres ersetzt. Gleich im Anfange läſst er den Chor auftreten und durch seinen Redegesang den Zuschauer in den gehörigen Zusammenhang der Geschichte hineinführen. Mancher Auftritt und mancher Übergang ist durch wenige Worte vorbereitet und mehr hervorgehoben, und manches Zusammengehörige für den Unkundigen mehr zusammengehalten. Hie und da ist mehr für das Sichtliche gesorgt, und auch darüber, daſs die Leiche des Haimon auf der Bühne erscheint, wird man ihm schwerlich zürnen. Ein Chorgesang, der an den Bacchus gerichtet ist, weicht für den deutschen Zuschauer nicht unschicklich einer Anrufung des Zeus. So könnte man noch manches Löbliche in der Änderung und theatralischen Anordnung anführen. Auch die Sprache und der gewöhnlich herrschende Jambe ist würdig und der Sache angemessen; nur zuweilen möchte man den Ausdruck zu weich oder auch zu allgemein finden; auch plötzlich ein wenig zu weichherzig erscheint Streon bey dem Entschlusse, des Sehers Rathe zu folgen.

> Betäubt ist mir der Sinn — *der Muth gebrochen* —
> Ich kann nicht länger widerstehn. — So sey's.

wo *Stollberg* sagt:

> O wehe! kaum vermag ich's. — Doch es sey!
> Schwer ist der Kampf, wenn uns das Schicksal zwingt.

Solche Momente erfodern die gröſste Behutsamkeit, weil Aller Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist.

Der *zweyte Theil* ist noch anziehender und dem Interesse der meisten Leser noch angemessener. Am meisten erhebt sich unter den einzelnen Aufsätzen, selbst mit höheren Ansprüchen auf Geschichtsstudium und Kunstvortrag, *Brutus*, eine Erzählung und Charakterisirung der Revolutionszeit, die den Römern ihren ersten Kaiser gab. Mag man nun dabey an Vergleichungen mit anderen Vorfällen und Charakteren in der Geschichte denken oder nicht: so ist diese Unterhaltung sowohl für die Betrachtung als Mitempfindung aufregend und fesselnd. Ähnlich an Interesse ist *die Belagerung von Aubigny*, eine Erzählung und Schilderung, die schon einmal in einem Taschenbuche erschien und theilnehmende Leser fand. *Des Sängers Liebe*, ein kleiner Roman in Liedern, führt den Vf. in eine Sphäre, wo er nicht mit Glück die Schwingen bewegt; leicht tändelnd und süſs schwärmend zu seyn, gelingt ihm nicht, Vers, Ton und Klang und Bewegung wollen ihm nicht gehorchen. *Aruja*, eine kleine Erzählung, mit Laune vorgetragen, beschäftigt wenigstens die Auf-

merkſamkeit auf eine angenehme Weiſe; ſo auch *kleine Gemälde nach der Natur*, die häusliche Verhältniſſe und einen deutſchen Hausvater zum Hauptgegenſtande machen, aber bey anderen deutſchen Eigenſchaften auch mitunter ein wenig in die zu groſse deutſche Gemächlichkeit und Umſtändlichkeit verfallen. T. Z.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Neue Amaranthen* vom Verf. der grauen Mappe. Zweyte Sammlung. 1810. 334 S. 8. mit zwey Kupfern. (1 Rthlr.)

Daſs der Vf. dieſer Erzählungen, deſſen Geiſt und Schreibart ſchon früher in dieſen Blättern (J. A. L. Z. 1809 No. 150) charakteriſirt worden iſt, bey dem leſenden Publicum keinen geringen Beyfall findet, hat er vorzüglich ſeiner Gabe, die Auſsenwelt in ihren Einzelnheiten richtig aufzufaſſen, und mit kräftigen, oft derben Pinſelſtrichen vor die Augen zu ſtellen, und ſeiner Einſicht in das menſchliche Herz zu verdanken; wenn er dabey die ſtrengeren Foderungen der Kunſt nicht befriedigt: ſo rührt das daher, daſs er die empfangenen und in ſich aufgenommenen Gegenſtände nicht rein und edel, einfach und treu genug wiedergiebt, oder daſs er von *ſich* vieles hinzufügt, das nicht immer zur Sache paſst, oder der Wahrheit des Eindrucks widerſpricht. Er hat die Manier, auch das Gewöhnlichſte mit Geiſt und Witz, wohl auch mit Laune ſagen zu wollen, wodurch die Aufmerkſamkeit mehr auf ſeine Vorſtellungsart, als auf die Sache gezogen wird. Hieraus entſteht ein Stil, der beſticht und unterhält, aber nach des Vfs. Eigenheit mit einem beſonderen Gemiſch von *Derbheit* und *Breite* oft den beſſeren Geſchmack beleidigt oder beläſtigt, wobey ſich vorzüglich ſeine etwas gewaltſame Methode in Verknüpfung des Geiſtigen und Sinnlichen thätig beweiſt. So leſen wir S. 36: Es wurde ihm keinesweges gewehrt, den Geſchmacksvorleſungen und dem ganzen hier betriebenen tranſcendentalen *Waaren-Umſatz* ein erſtauntes Ohr zu leihen. S. 52 bemerkt ein drolliger Freyersmann im Auge ſeiner Geliebten etwas lieblich Schwärmeriſches, ſo etwas von allem Irdiſchen Abgezogenes, ſo ein *Bohren ins Unſinnliche*, den wahren Taucherblick der Reflexionen. Deutſch und derb heiſst es S. 58: Er hatte den Schwiegerpapa ſeit der Ewigkeit des Hochzeittages rein aus dem Gedächtniſs *geſchwitzt*. S. 122: Die Wagen begannen zu raſſeln und ihre *geputzten Frachten* (die Gäſte!) in meinen Salon abzuſetzen. Das Gewöhnliche geiſtreich auszudrücken, ſagt der Erzähler: Sie ſtürzte ſich in den *uferloſen Ocean* einer groſsen Wäſche. — Auch hat er im Ergreifen der Methode im erſten Abſchnitte dadurch gefehlt, daſs er einen Hausvater *mit Laune* erzählen läſst, wie ſeine Kinder — unglücklich verheirathet wurden, wobey denn auch in der Haltung des Tons hie und da eine kleine Verlegenheit entſteht. Übrigens geben die Geſchichten, ob ſie gleich nur ſelten die Grenzen des Gewöhnlichen überſchreiten, und zuweilen mehr wunderlich als auſserordentlich ſind, dem Leſer durch Charakterſchilderung und Darſtellung von mancherley Umſtänden einen reichen und gewiſs ſehr willkommenen Stoff zur Unterhaltung. Es kommt auch einmal ein Verhältniſs — ein ſtilles Verſtändniſs zwiſchen einer Harfenſpielerin und einem blinden Flötenſpieler — vor, das mit wirklich poetiſcher Kraft das Gemüth und die Phantaſie ergreift und ſchauerlich anregt. — Die Geſchichte im zweyten Abſchnitte: *Freunde in der Noth*, iſt im Anfange anziehender als gegen das Ende, weil die darin vorkommenden vielen Kriegesdrangſale, die ſelbſt in der Wirklichkeit noch keine poetiſche Ferne haben, zuletzt ermüden müſſen, und mitunter auch wirklich weitſchweifig behandelt ſind. — Den Beſchluſs machen unter der Aufſchrift: *Lebens unwerth!* zwey Anekdoten, wovon die letztere freylich anziehend, und dem Vf. auch vorzüglich gut in der Darſtellung gelungen, aber ihrem Inhalte nach grell und gräſslich iſt.

T. Z.

Quedlinburg, b. Baſſe: *Die Horatier.* Trauerſpiel in fünf Acten nach *Corneille*. 1811. 118 S. 8. (12 gr.)

Wie beſcheiden auch die Deutſchen von ihren Fortſchritten in der dramatiſchen Dichtkunſt denken mögen: ſo kommt doch ein verdeutſchter Corneille viel zu ſpät. Es iſt nichts daraus zu lernen, Vergnügen gewährt er wenig. Soll denn *Leſſing* ganz umſonſt geſchrieben haben? Wird man, nach ſo vielen beſſer verwandten Jahren, wieder anfangen wollen, das tragiſche Theater der Franzoſen zu bewundern? Unſere Groſsväter hatten Langeweile dabey, und ſehnten ſich nach beſſerer Koſt. Sie ward ihren Kindern allmählig, indem ſich die guten Köpfe mehr die Engländer zum Muſter nahmen, die ſich dem deutſchen Genius verwandtſchaftlich zugeſellten. Wenn wir nicht unerſättlich, und thöricht erpicht auf alles, oft ſchlecht genug beſchaffene, Neue wären: ſo könnten wir ſchon mit unſerer Bühne, wie wir ſie haben, zufrieden ſeyn; jene Sucht aber verderbt unſeren Geſchmack durchaus. Wohl dem deutſchen Schriftſteller, der ſich nur während ſeiner Generation emporhält! Die folgende vergiſst ihn. So ſcheint auch *Leſſings* ſcharfſinnige Kritik an unſerer Mitwelt verloren zu ſeyn; Zeugniſs liefert das Werk unſeres Überſetzers. Will dieſer einem Deutſchen nicht glauben, und ſein Urtheil über die franzöſiſchen Tragiker für verdächtig halten: ſo wollen wir ihm die richtenden Worte eines der erſten franzöſiſchen Schriftſteller, deſſen eigenſtes Fach das tragiſche Theater war, *Voltaire's* ſelbſt, zu Gemüthe führen. „*Dans les beautés frapantes de notre théâtre, il y avait un défaut caché, dont on ne s'était pas aperçu, parce que le public ne pouvait pas avoir par lui-même des idées plus fortes que celles de ses grands maîtres. Ce défaut ne fut relevé que par Saint-Evremont; il dit que nos piè-*

ces ne font pas une impression assez forte; que ce qui doit former la pitié, fait tout au plus de la tendresse; que l'émotion tient lieu de saisissement, l'étonnement de l'horreur; qu'il manque à nos sentimens quelque chose d'assez profond. Il faut avouer que Saint-Evremont a mis le doigt dans la playe secrette du théâtre Français.“ Corneille's *Horace* macht wahrlich keine Ausnahme. Auch in ihm herrscht die von *Voltaire* vorher gerügte „*école continuelle d'une galanterie, et d'une coquetterie qui n'a rien de traigique.*“ Dergleichen ekle Süssigkeiten kann man doch unserem Theater nicht vorwerfen. Rec. muss dem Übersetzer diess sagen, weil er es, laut der Vorrede, für verdienstlich hält, „alle ausgezeichneten Tragödien des genialen Vaters französischer Dramatik in ihrer Sprache den Deutschen anzubieten.“ Er wird sich keinen Dank dadurch verdienen, und kann indessen etwas Besseres thun. Wir haben an der Probe genug. Corneille will nur im Original gelesen seyn; oder wenn er aus irgend einem guten Grunde, den wir aber nicht kennen, auf deutschen Boden verpflanzt werden soll: so muss er in gereimten Alexandrinern wiedergegeben werden. In den reimfreyen fünffüssigen Jambenzeilen ist er Corneille nicht mehr. Da sich der Übersetzer das Gesetz aufgelegt hat, jede französische Zeile mit einer deutschen umzutauschen, und dabey immer um zwey Sylben zu kurz kam: so musste er manche Partikel, manches Verbindungswort auslassen, und hat durch dieses Verfahren seinen Autor des schönen rhetorischen Flusses beraubt, worauf seine vorzüglichste Meisterschaft beruht. Wo also in der Urschrift der Erguss der Empfindungen im Zusammenhange fortströmt: da insuliren in der Nachbildung flache Sentenzen, oft dunkel, verworren, kaum aus der Kehle zu bringen. Wie lebendig im Original!

Qu'un de vous deux me tue, et que l'autre me venge;
Alors votre combat n'aura plus rien d'étrange,
Et du moins l'un des deux sera juste aggresseur,
Ou pour venger sa femme, ou pour venger sa soeur.
Mais quoi! vous souilleriez une gloire si belle,
Si vous vous animiez par quelque autre querelle:
Le zele du pays vous défend de tels soins,
Vous feriez peu pour lui si vous vous étiez moins.

Wie gemartert in der Übersetzung!

Mich tödte Beider der, der Andre räche mich,
Dann hat Eur Kampf nichts seltnes in sich mehr,
Denn Beider einer mindstens kämpft gerecht,
Zu rächen seine Gattin oder Schwester.
Doch wie? Wollt Ihr so schönen Ruhm besudeln,
Wenn Ihr Euch reizt durch einen Zwist?
Das Vaterland verbeut Euch jeden Zweifel,
Wärt Ihr Euch wen'ger, wenig thätet Ihr.

Wie können die gleich darauf folgenden Zeilen nur den flüchtigsten Vergleich aushalten!

Commencez par sa soeur à repandre son sang;
Commencez par sa femme à lui percer le flanc.

Beginn im Schwesterblut seins zu vergiessen,
Beginn in Gattinbrust der sein'gen Spalten.

Rec. sucht in dem ganzen Stücke vergeblich nach einigen Versen, die er, als getroffen, dem Original gegenüber stellen könnte. So viel findet er, dass der Übersetzer es verstanden, und, um es zu erreichen, seine Muttersprache oft gezerrt und beengt hat. Nicht selten aber ist auch seine Wahl roh und unüberdacht genug. So sagt Sabine gleich zu Anfange:

— parmi les soupirs qu'il pousse vers les cieux,
Ma constance du moins regne encor sur mes yeux.

Himmelan, sagt sie, werden ihre Seufzer durch ihren Gemüthskummer (*le trouble de son ame*, denn darauf bezieht sich das *il*) getrieben, und doch herrscht auf ihrer Stirne Standhaftigkeit. Denn vielleicht werden ihre aufsteigenden Seufzer erhört, und ihr bleibt Hoffnung, worauf sich die Standhaftigkeit gründet. Wenn sie aber in der Übersetzung sagt:

— stossen meine Seufzer an den Himmel,
In meinen Augen herrscht ergebne Ruhe;

wo denn das Verbum *stossen* als Neutrum gebraucht ist: so fallen die abprallenden Seufzer zurück, und die gepriesene Ruhe ist widersinnig. — Übrigens halte man unseren Übersetzer nicht für den ersten, der es versucht, Corneille den Deutschen zugänglich zu machen. Wir haben alle, oder doch die meisten seiner Stücke schon in gereimten Alexandrinern; doch sind die Exemplare längst den Krämern zum Raube geworden. Einer der besten Übersetzer oder Nachahmer des dramatischen Redners war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein gewisser *Behrmann*, aus dessen Feder auch die *Horatier* geflossen sind. Rec. kennt ihn nur aus Apollo und Minerva, einer Fabel seines Lobredners Hagedorn.

Dvl.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Celle*, b. Schulze: *Rede bey Gelegenheit der Secular-Feyer des vormaligen Oberappellationsgerichts, jetzigen königlich westphälischen Appellationshofes zu Celle am 14ten October 1811 in feyerlicher Gerichtssitzung* gehalten von *Theodor Hagemann*, b. R. D. und königl. General-Procurator bey dem Appellationshofe zu Celle. 1811. 23 S. 4. Mit grossem Interesse hat Rec. diese Rede gelesen. Sie enthält eine kurze historische Darstellung der Schicksale eines mit dem gerechtesten Ruhme bekannten Gerichtshofes, eines Gerichtshofes, welchem sich in so manchem Betrachte nur wenige der neueren Zeit zur Seite stellen können. Um desswillen schon bedarf es keiner Vertheidigung, dass diese kleine Schrift dem grösseren Publicum bekannt gemacht wird. Wie viele Namen findet man hier, welche durch verdienten literarischen Ruhm ehrwürdig sind, wie viel mehrere noch, welche als Geschäftsmänner die Achtung der Mitwelt und Nachwelt verdienten und verdienen! Und wer möchte nicht gern über diesen Gegenstand die Worte eines Mannes hören, welcher selbst in jenen Hinsichten so achtungswerth, seinen Eifer für das Recht auch hier mit sprechender Wahrheit an den Tag legt?

M. D. S. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 FEBRUAR, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT a. M., in der andreäischen Buchhandlung: *System der angewandten allgemeinen Staatslehre oder der Staatskunst*, von Dr. *Wilhelm Joseph Behr*, der Staatswissenschaft, des Staats- und Lehn-Rechts öffentl. ord. Professor zu Würzburg. I Abtheilung: Die allgemeine Einleitung und die Staatsverfassungslehre. XXII u. 336 S. II Abtheilung: Die Staatsverwaltungslehre. VIII u. 338 S. III und letzte Abtheilung: Fortsetzung und Schluss der Staatsverwaltungslehre. 1810. VI u. 476 S. 8. (4 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Werk des rühmlich bekannten Vfs. soll das Seitenstück zu dessen vor sechs Jahren erschienener reiner Staatslehre bilden. Wiederholte Prüfungen überzeugten ihn von der Richtigkeit der Grundlage seines Systems, dass nämlich Sicherung des Rechts der einzige Zweck des Staats sey, und auf diese Idee gegründet, stellt er gegenwärtiges System der angewandten Staatslehre auf. Dem Vf. ist es, seiner eigenen Äusserung nach, die gewiss vollen Glauben verdient, nur um Wahrheit zu thun, und er wird es desshalb der Kritik desto mehr Dank wissen, wenn sie seine Gründe mit derjenigen Aufmerksamkeit prüft, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes erfodert, da ja durch vielseitige Beleuchtung die Wahrheit am sichersten in ein desto helleres Licht gesetzt wird.

Der erste Band, welcher, wie schon der Titel sagt, die allgemeine Einleitung und die Staatsverfassungslehre umfasst, beschäftigt sich in ersterer mit dem Begriffe der angewandten Staatslehre, mit ihrem Verhältnisse zur reinen Staatslehre, mit ihrem Zwecke und Umfange, mit der Genesis des Staats und der Bestimmung des wahren Staatszwecks. — Das Ideal eines Staats aufzustellen, ist der reinen Staatslehre vorbehalten; wie der Staat in der Wirklichkeit den in jener angegebenen Principien gemäss aufgeführt werden könne und solle, ist der Gegenstand der angewandten Staatslehre. Sie soll also mit den Regeln vertraut machen, wonach diejenigen Gesetze, auf welchen die Möglichkeit eines Staats überhaupt beruht, und welche durch die blosse Vernunft gegeben werden, auf Menschen, d. h. auf sinnliche, durch Leidenschaften und Begierden gleich stark afficirte Wesen angewandt werden können, soll dem Regenten, dem Staatsbeamten und dem Bürger sagen, was er seyn soll, und ihn endlich in den Stand setzen, diess wirklich zu seyn. Sie zerfällt sehr natürlich in zwey grosse Hälften, in die Staatsverfassungslehre, welche die Art und Weise bestimmt, wie die oberste Gewalt wirken soll, und in die Staatsverwaltungslehre, welche mit der zweckmässigsten Leitung und Erhaltung des gemeinen Wesens auf der Bahn zu seinem Ziele sich beschäftigt.

Wie ist der Staat entstanden, wie hat sich das Institut gebildet, welches wir Staat zu nennen pflegen? Mit der Untersuchung dieser Frage beschäftigt sich der Vf. in dem zweyten Titel der Einleitung. Die Genesis des Staats, welche uns der Vf. hier giebt, ist dieselbe, welche aus den *schlözerischen* und so manchen anderen Schriften hinreichend bekannt ist. Der Staat wird auch hier auf Grundverträge gebaut. Zwar will der Vf. diese Genesis des Staats nicht für factisch wahr ausgeben, jedoch glaubt er, dass diese Ansicht von der Entstehung des Staats der factischen Wahrheit wenigstens am nächsten komme. Rec. gesteht, dass er damit keineswegs übereinstimmt. Denn 1) wird *diese* Genesis des Staats durch die Geschichte, so weit sie reicht, gar nicht bestätigt —, nirgends finden wir die angegebenen Grundverträge —; Furcht oder Gewalt waren es von jeher, welche die Menschen in den Staatsverein brachten und sie darin erhielten. Mögen immerhin vielleicht Einzelne dergleichen Verträge mit dem Regenten geschlossen haben: die ganze Masse des Volks that es nie. Aber nicht genug, dass eine solche Entstehung des Staats durch Grundverträge nirgends durch die Geschichte bestätigt wird, ist Rec. obendrein fest überzeugt, dass dieselbe 2) vollkommen unmöglich sey, dass wenigstens diesen Grundverträgen durchaus gar keine rechtliche Wirkung je zugeschrieben werden könne. Wenn man nur allein an die Bedingungen eines jeden gemeinen Vertrags: Abwesenheit von Zwang, Betrug und Irrthum, denkt; so wird es deutlich, dass eine solche Verabredung auch nur einiger tausend Menschen, welche sich doch unmöglich näher kennen können, auf immer und gegen alle sich zu vereinigen, sich in ein Verhältniss zu begeben, dessen gute und böse Seiten sie nicht einsehen, Menschen eine Gewalt einzuräumen, welche ohne Zutrauen, das sich doch weder erzwingen noch versprechen lässt, unnütz oder schädlich ist, ein vollkommenes Unding ist. Und endlich 3) ist es ja auch vollkommen unnöthig, zu einer solchen Entstehung der Staaten durch Verträge seine Zuflucht zu nehmen, indem ja jeder Staat, welcher einen provisorisch rechtlichen Zustand bewirkt, als solcher auch ein rechtlicher ist, er mag übrigens entstanden seyn, wie er will. Es mag hinreichen, hier

mit wenigen Worten die Gründe angegeben zu haben, deren weitere Ausführung ein Jeder in *Hugo's* Naturrechte (1809. §. 367—371) und in *Fries's* philosophischer Rechtslehre (§. 16) weiter ausgeführt finden kann.

Die Bestimmung des wahren Staatszwecks ist der Gegenstand des dritten Titels der allgemeinen Einleitung. Den Zweck aller Staatsverbindung setzt der Vf. lediglich in die Sicherung und Handhabung des Rechts. Nur dieser Zweck kann durch den Staat, in sofern dieser überhaupt Mittel zu einem Zwecke ist, und in sofern er Mittel einer besonderen Art, nämlich eine Zwangsanstalt ist, vollkommen erreicht werden. Der Vf. beweist mit überzeugenden Gründen, dass die Wohlfahrt oder die Glückseligkeit der Staatsglieder nicht Zweck des Staats seyn könne: denn theils sey das Wohl des Staats nur Mittel zur Erreichung seines Zwecks, theils sey die Glückseligkeit, das Wohl der Einzelnen, d. h. die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, Neigungen und Wünsche —, welches alles bey der verschiedenen Subjectivität der Einzelnen oft gleichfalls so gänzlich verschieden ist —, für den Staat vollkommen unerreichbar. Allerdings ist es wohl wahr, dass eine zu ängstliche Sorge der Regierung für die Glückseligkeit der Staatsglieder am ersten und sichersten zum Despotismus führt! — Eben so wenig kann Bildung, intellectuelle und moralische Cultur, Erziehung der Staatsglieder zur Sittlichkeit und Weisheit, unmittelbarer Zweck des Staats seyn. Sie wird nur durch die freyeste subjective Kraftanstrengung erreicht, nicht durch äussere Nöthigung: der Staat aber ist eine Zwangsanstalt, und folglich zur Erreichung dieses Zwecks vollkommen unfähig; der Übergang zum drückendsten Despotismus wäre auch hier sehr leicht. Dagegen ist die Sicherung des Rechts sehr wohl im Staate erreichbar, und nur wenn diess geschehen, kann der Mensch seine Bestimmung als sittlich vernünftiges Wesen erreichen. Bey diesem Zwecke, der Sicherung des Rechts, fällt jedoch die Sorge für die Cultur der Staatsglieder ganz und gar nicht weg. Jeder Staat, der seinem Zwecke getreu bleiben will, muss die Cultur seiner Bürger befördern, weil geistige und moralische Bildung derselben die sicherste Stütze für die Herrschaft des Rechts ist; aber nur als Mittel zum Zwecke, nicht als Zweck selbst, d. h. der Staat darf dabey nie zwangsweise verfahren.

Die erste Abtheilung der angewandten allgemeinen Staatslehre selbst beschäftigt sich zuerst mit der Staatsverfassungslehre oder der Constitutionspolitik. In der Einleitung zu diesem Abschnitte spricht der Vf. von der Nothwendigkeit, von dem Begriffe und dem Zwecke einer bestimmten Staatsverfassung und von den allgemeinen Anfoderungen an dieselbe. Sicherung des Rechts ist der Zweck des Staatsvereins; Feststellung dieses Zwecks ist die erste Anfoderung, welche an jede Verfassung im Allgemeinen gemacht werden kann und soll; ohne sie fehlt das regulative Princip, die Fundamentalnorm der organischen Einrichtung der Gesellschaft. Als zweyte und dritte allgemeine Anfoderung an jede Verfassung verlangt unser Vf., dass sie vollständig sey und die Garantie ihrer Wirksamkeit in sich trage.

Wie diese Anfoderungen wirklich erreicht werden können, damit beschäftigt sich der erste Titel, welcher von den Hauptmomenten einer Staatsverfassung und von den möglichen Arten derselben handelt, zugleich aber auch eine Prüfung ihrer Zweckmässigkeit und eine Darstellung der zweckmässigsten Staatsverfassung enthält. Die Bedingungen der Erreichbarkeit des Staatszwecks sind von doppelter Art: Gesetzgebung und Execution der Gesetze. Der Inbegriff der Befugnisse, die Mittel zur Erreichung des Staatszwecks zu wählen und für seinen Zweck zu verwenden, wird die Staatsgewalt genannt, und die Realisirung der Staatsgewalt ist daher das erste Hauptmoment einer jeden Staatsverfassung, die Bestimmung der Regulative für den Gebrauch der Staatsgewalt das zweyte, die Anordnung und Impulsirung einer zur Wirkung der realisirten Staatsgewalt genau verhältnissmässigen reellen und lebendigen Gegenwirkung, wodurch die Staatsgewalt, ohne in ihrer zweckmässigen Wirksamkeit gehemmt zu werden, in ihrer festen und unwandelbaren Richtung auf den wahren Staatszweck erhalten werden müsse, das dritte. Die Staatsgewalt beruht zwar nach unserem Vf. ursprünglich in der Menge selbst, welche sich in den Staatsverein begeben hat, sie muss aber nothwendig übertragen werden. Diese Übertragung kann entweder so geschehen, dass Gesetzgebung und Execution einer einzigen oder zwey von einander getrennten physischen oder juristischen Personen übertragen werden. Daher theilt der Vf. alle Verfassungen in monarchische und dyarchische ab, und verwirft die bisher gewöhnliche Eintheilung in Monarchie, Aristokratie und Demokratie. — Dagegen allein würden wir freylich nichts einzuwenden haben; aber wohl möchte man fragen: genügt denn die neue vom Vf. aufgestellte Eintheilung selbst allen Anfoderungen, welche man an sie machen könnte? Wenn das unterscheidende Merkmal der verschiedenen Constitutionen unstreitig in dem verschiedenen Verhältnisse liegt, worin die Regierten zum Regenten stehen: so ist klar, dass diess Verhältniss durch die neue Eintheilung nur sehr unvollkommen bezeichnet wird. Allerdings hat Trennung oder Vereinigung der legislativen und executiven Gewalt einen wichtigen Einfluss auf diess Verhältniss: allein alles wird dennoch dadurch bey weitem noch nicht erschöpft, sonst müssten ja Russland und Preussen und die asiatischen Despotieen eine und dieselbe Verfassung haben. Wie ungleich erschöpfender und bestimmter ist nicht die von dem trefflichen *Heeren* aufgestellte Eintheilung in Despotie, Autokratie und Monarchie, welche leider dem Vf. gänzlich unbekannt geblieben zu seyn scheint.

Die Frage, wie die Staatsgewalt auf eine, ihre zweckmässigste Ausübung verbürgende Art übertragen werden, und durch welche der beiden hier angegebenen Formen diess am besten geschehen könne, wird noch weiter untersucht. Der Vf. verwirft die

Monarchie, sowohl die, wo die Staatsgewalt einer physischen, als wo sie einer juristischen Person übertragen ist, und entscheidet sich dagegen bestimmt für die Dyarchie. Die executive Gewalt, welche der legislativen beständig untergeordnet bleibt, soll daher streng von letzterer geschieden werden, ohne ihr die geringste Einwirkung auf die Gesetzgebung zu verstatten. Die Gesetzgebung soll einer juristischen, die Execution einer physischen Person übertragen werden, welche beide von der Gesammtheit der Staatsglieder gewählt werden, bey denen der nöthige Grad der Bildung die einzige Bedingung zur Wahlfähigkeit seyn soll. Erblichkeit soll weder bey der gesetzgebenden, noch bey der executiven Gewalt irgend Statt finden. (Wohl schwerlich aber möchte doch das, was der Vf. zur Vertheidigung der Wählbarkeit des executiven Machthabers sagt, gegen die laute Stimme der Geschichte und Erfahrung seine Leser überzeugen, und nun vollends Wahlen, woran *alle Staatsglieder* Theil nehmen sollen?) — Um aber allen Willkührlichkeiten vorzubeugen, sollen die Inhaber sowohl der legislativen als der executiven Gewalt verantwortlich gemacht seyn und bleiben — ersterer dem Volke — (wird diess aber auch je dazu im Stande seyn, die Gewalthaber unparteyisch zu richten? oder waren vielleicht die Volksgerichte in Athen und Rom etwas anderes als legalisirte Justizmorde?) — letzterer dem gesetzgebenden Corps.

Der Umfang dieser Blätter erlaubt Rec. nicht, weiter in die specielle Ausführung der hier vom Vf. vorgetragenen Ideen einzugehen; nur einige Bemerkungen sey es ihm erlaubt dagegen anzuführen. Die hier anempfohlene Trennung der Gewalten hält Rec. in *der* Reinheit vollkommen für unausführbar. So lange Menschen Menschen bleiben, d. h. so lange sie ungleich öfter durch ihre Leidenschaften, als durch Vernunft geleitet werden, wird immerhin nur Annäherung zu einer solchen Verfassung möglich seyn, und vorzüglich wird es immer unumgänglich nöthig bleiben, dass man der executiven Macht einen gewissen Einfluss auf die Gesetzgebung, ihr ein Organ im Rathe der Gesetzgeber gestatte. Alle constitutionelle Garantie, um diese Trennung zu erhalten, und beide Gewalten, die legislative, so wie die executive, in ihre gesetzlichen Normen zu beschränken, wird immerhin schwankend und unsicher bleiben, und die executive Gewalt, der die zwingende Macht doch nothwendig zu Gebote stehen muss, wird bey dem beynah unvermeidlich entstehenden Conflicte in der Regel den Sieg davon tragen. Das einzige Mittel dagegen ist ein Bürgerkrieg, wodurch vielleicht die Gesetzgeber in einem solchen Falle noch allein ihr Ansehen werden retten können. So oft es auch versucht ward, diese Trennung der Gewalten in ihrer ganzen Strenge herzustellen, waren Anarchie oder Despotismus davon die unausbleiblichen Folgen. Die Geschichte spricht hier zu laut und zu deutlich, und leider waren die Phänomene, welche sie uns zeigt, zu sehr in der menschlichen Natur begründet, als dass man je hoffen könnte, ein blosser constitutioneller Mechanismus werde eine hinreichende Schutzwehr dagegen geben. — Überhaupt scheint der Vf. den Werth der Constitutionsform viel zu hoch anzuschlagen. Sie ist und bleibt doch immer nur Form, nur die Maschine, welche erst durch den Geist, der in ihr wohnt, Leben und Thätigkeit erhalten muss. Der Geist, der ein Volk und seine Regierung beseelt, ist unstreitig von der höchsten Wichtigkeit; er wird aber nicht durch constitutionelle Formen allein hervorgebracht, wenn gleich die eine Verfassung seiner Bildung vielleicht weniger Hindernisse in den Weg legt, als die andere. Noch nie, so weit die Geschichte reicht, hat der blosse constitutionelle Mechanismus eine höhere Garantie gegen die willkührlichen Eingriffe der Regierung in die Rechte des Volks zu Wege gebracht. Der Geist allein that es, die öffentliche Meinung, welche das Volk beseelte, und die dadurch bey der Regierung hervorgebrachte Furcht, es werde das zu schwer beleidigte Volk seine Fesseln zersprengen, und den Tyrannen stürzen. Wechselseitige Furcht war von jeher das einzige Verhältniss, welches zwischen Regenten und Regierten Statt fand, und seiner Natur nach Statt finden konnte.

Nach dem eben Gesagten braucht Rec. nur wenige Worte über den zweyten Titel hinzuzufügen, welcher von den Bedingungen der Ausführbarkeit der als allein zweckmässig deducirten Staatsverfassung und von der Annäherung zu derselben in den bestehenden Staaten handelt. Wenn gleich Rec. nicht zu den kleinlichen Seelen zu gehören glaubt, welche Alles für unausführbar halten, wozu die tägliche Erfahrung keine Belege liefert —, diese werden, wie der Vf. meint, seine Ideen allein für unausführbar halten —: so zweifelt er dennoch sehr, dass staatsrechtliche Cultur jemals unter einem *ganzen Volke* — man bedenke wohl, was diess sagen will — so allgemein und in einem solchen Grade verbreitet werden könne, dass dadurch die Ausführbarkeit der angegebenen Staatsverfassung hinreichend gesichert werde. Bey einem *ganzen Volke*, so lange es noch Arme und Bettler unter ihm giebt, ist diess schlechterdings unmöglich; und soll gleich nur der gebildetere Theil Antheil an den öffentlichen Geschäften nehmen: wer giebt dem die Garantie, dass der ungebildete Theil desselben, der doch gewöhnlich die rüstigsten Fäuste führt, sich diesen Antheil nicht erzwingt? — Dass übrigens Publicität in den öffentlichen Angelegenheiten sowohl dem Regenten als den Regierten gleich heilsam sey, darüber ist Rec. mit dem Vf. vollkommen einverstanden.

Der zweyte und dritte Band des ganzen Werks handeln von der Staatsverwaltung, und Rec. gesteht gern ein, dass ihn die Untersuchungen des Vfs. hierüber ungleich mehr befriedigt haben, als seine Theorie der Staatsverfassung. Allenthalben zeigt er ernste Freymüthigkeit, gleich weit entfernt von dem Festhalten an dem Alten, bloss weil es das Alte ist, und von unbesonnener Neuerungssucht. Man sieht es dem Vf. an, dass es ihm nur um Wahrheit zu thun war, dass er aus innigster Überzeugung spricht. Er beginnt

seine Untersuchungen über die Staatsverwaltung mit einer allgemeinen Eintheilung, worin von dem Begriffe, dem Zwecke, den allgemeinen Grundregeln der Staatsverwaltung und zugleich von der Begründung ihrer Abtheilung in verschiedene Zweige und von der Bestimmung der letzteren gehandelt wird. Die Staatsverwaltung definirt unser Vf. sehr richtig als die Thätigkeit des Staats in ihrem ganzen Umfange, und die Bestimmung der Mittel, welche zur Erreichung des Staatszwecks in Wirksamkeit gesetzt werden müssen. Daraus folgt klar ihr Zweck, und welche allgemeine Grundregeln bey ihr beobachtet werden müssen. Als Mittel zur Erhaltung ihrer Zwecke dienen: 1) Unterricht der Staatsglieder über den Zweck und Nutzen des Staats, 2) Belehrung der Staatsglieder über den Nutzen der einzelnen von der Staatsgewalt ausgehenden Anordnungen und Verfügungen, und 3) wo diese nicht zureichen, ein verhältnissmäßiger Zwang. (Wahre, sehr zu beherzigende Worte, dass die Staatsgewalt lieber durch Belehrung als durch Drohungen und Zwang die Befolgung ihrer Anordnungen und Vorschriften zu erhalten suchen soll!) — Die Staatsverwaltung selbst soll in so viele Hauptzweige zerfallen, als Mittelzwecke im Staatszwecke enthalten sind, ohne deren Realisirung das gesuchte Totalproduct des Staats nicht mit Sicherheit erwartet werden kann. Danach zerfällt die ganze Staatsverwaltung 1) in die bürgerliche Rechtspflege, 2) in die Strafrechtspflege, und 3) in die Polizey. Da aber der Staat auch die Rechte seiner Mitglieder gegen alle Verletzungen von aussen schützen soll: so kommen hinzu 4) die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, und 5) die Militärverwaltung, und als Mittel zur Erreichung aller dieser Mittelzwecke des Staats 6) die Finanzverwaltung oder Staatswirthschaft, im richtigen Sinne des Worts.

Die Staatsverwaltungslehre selbst handelt im ersten Abschnitte von der Gesetzgebung überhaupt, nämlich von dem Begriffe der Gesetzgebung, von ihrer Nothwendigkeit, und von den allgemeinen Bedingungen einer zweckmäßigen Gesetzgebung in Ansehung ihrer Materie und ihrer Form, von der Abfassung und Einführung der Gesetze, und endlich von den verschiedenen Zweigen der Gesetzgebung. — Im Allgemeinen definirt unser Vf. die Gesetzgebung als die Bestimmung der Mittel zur Erreichung des Staatszwecks und ihres organischen Wirkens. Die allgemeinen Bedingungen einer jeden Gesetzgebung, die nothwendigen Charaktere eines jeden einzelnen Gesetzes, sind daher 1) die Tendenz auf die Erreichung des Staatszwecks, 2) Beschränkung der Freyheit der Staatsglieder ohne Überschreitung des durch den Zweck der Beschränkung selbst bestimmten Masses, 3) Gleichheit in der Beschränkung oder Allgemeinheit der Gesetze, 4) in jedem Gesetze muss sich der Gesammtwille des Volks klar und richtig aussprechen, es muss im Geiste des Gesammtwillens verfasst seyn, 5) erschöpfende Vollständigkeit, und endlich 6) Planmäßigkeit und innere Consequenz. Rec. übergeht, um nicht zu weitläuftig zu werden, was über die Art der Verfassung der Gesetze und ihre Publication Zweckmäßiges gesagt ist. — Der zweyte Abschnitt der Staatsverwaltungslehre beschäftigt sich mit der organischen Gesetzgebung, ihrer Nothwendigkeit, ihrem Begriffe, Zwecke, allgemeinen Principien und Hauptbestandtheilen. — Ordnung ist das Hauptbedürfniss einer jeden guten Staatsverwaltung, und um sie zu erhalten, ist vor allen erfoderlich, alle heterogenen Verwaltungsfunctionen von einander zu trennen, und alle diejenigen, welche ihrer Gattung und Art nach homogen sind, zusammenzustellen; also für jeden Hauptzweig der Staatsverwaltung ein eigenes Administrationsdepartement, strenge Beziehung der Geschäftssphäre jedes einzelnen Departements und Bestimmung des Verhältnisses derselben unter sich, welches das einer vollkommenen Coordination seyn muss. Der Vf. verlangt Primar-, Mittel- und Central-Behörden, die ersteren bestehend aus einzelnen Individuen, die beiden letzteren aus Collegien. Die Gründe jedoch, womit er die Collegien, die Justiz ausgenommen, auch bey den übrigen Verwaltungszweigen rechtfertigen will, haben Rec. nicht überzeugt. Ein Centralstaatsrath soll das Übergangsorgan zwischen den einzelnen Departements und dem Regenten oder dem Inhaber der executiven Gewalt bilden. (Eine Einrichtung, deren Zweckmäßigkeit ja auch immer allgemeiner anerkannt zu werden scheint.) Taugliche Subjecte sind freylich bey jeder Form der Organisation die Hauptsache. Über die Prüfungen derselben u. s. w. wird viel zu Beherzigendes gesagt. — In dem dritten Abschnitte spricht der Vf. von der Civil- oder Privat-Rechtsgesetzgebung und der Civilrechtspflege, und zwar im 1sten Titel von der Civilgesetzgebung, ihrer Nothwendigkeit, Begriffe und Zwecke, ihren allgemeinen Principien, Umfange, Grenzen, und ihren Hauptmomenten; im 2ten Titel von der Civilrechtspflege, ihrer Nothwendigkeit, ihrem Begriffe, Zwecke und Sphäre, von den allgemeinen Anfoderungen an dieselbe, den Principien ihrer Organisation und ihrer Instruction. Mit Recht verlangt er Aufhebung aller anderen Gerichtsbarkeit, als der des Staats. — Doch es würde uns zu weit führen, alles das weitläuftiger durchzugehen, was der Vf. Zweckmäßiges hier beybringt. Mit gleichem Vergnügen haben wir den dritten Abschnitt gelesen, welcher die Strafrechtsgesetzgebung und Strafrechtspflege in zwey Titeln behandelt, wovon der erste die Strafrechtsgesetzgebung, der zweyte die Strafrechtspflege zum Gegenstande hat. Dass der Vf. die Todesstrafen verwirft, möchte sich jedoch wohl schon allein in politischer Rücksicht nicht rechtfertigen lassen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Quedlinburg, b. Ernst: *Kleines Schulbuch oder Leseübungen für Anfänger im Lesen, in Evangelien, Sittensprüchen und Erzählungen bestehend.* Dritte verbesserte Auflage. 1811. 168 S. 8. (4 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 FEBRUAR, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt a. M., in der andreäischen Buchhandlung: *System der angewandten allgemeinen Staatslehre oder der Staatskunst*, von Dr. *Wilhelm Joseph Behr* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der dritte und letzte Band des ganzen Werks enthält die Fortsetzung und den Schluss der Staatsverwaltungslehre. Der Vf. beschäftigt sich zuerst im 5ten Abschnitte mit der Polizeygesetzgebung und der Polizeyverwaltung. Der ganze Abschnitt zerfällt wiederum in zwey Titel, wovon der erste von der Nothwendigkeit, dem Begriffe, Zwecke, der Sphäre der allgemeinen und besonderen Polizey, den Theilen und Hauptobjecten derselben handelt. Die Polizey oder Ordnungslehre, wie sie unser Vf. benennt, ist ihm derjenige Zweig der Staatsverwaltung, welcher sich mit der Entfernung alles dessen beschäftigt, woraus mittelbar oder unmittelbar eine Verletzung der Rechtssicherheit der Staatsglieder hervorgehen könnte. Um jedoch dabey alle Willkühr zu vermeiden, darf die Polizey weder das Recht des Einen auf Kosten des Rechts des Anderen schützen, noch ihre Sorge auf etwas weiter erstrecken, als wovon mit Wahrscheinlichkeit eine Rechtsverletzung zu befürchten ist. Näher läſst sich diese Grenzlinie freylich im Allgemeinen nicht ziehen! Nie darf ausserdem noch die Polizey vergessen, dass sie die einzelnen Staatsglieder nur gegen einander, unter sich, nie aber *gegen sich selbst zwangsweise* schützen dürfe, wenn sie nicht in einen unerträglichen Despotismus ausarten will. Der angegebenen Definition zufolge, theilt unser Vf. das ganze Gebiet der Polizey in zwey Theile. Der erste, welcher sich mit Sicherung gegen Störungen und Verletzungen des Rechts von Seiten der Menschen beschäftigt, zerfällt wiederum in drey Abtheilungen: 1) von den Anordnungen des physischen Zwanges zur Hemmung wirklich versuchter oder unternommener Störungen und Verletzungen des Rechts, 2) Unterdrückung der Gefahr des Eintretens solcher Versuche oder Unternehmungen, sowohl durch Aufsicht, als auch durch Gebote der zur Beseitigung der Gefahr nöthigen, und Verbote der das Recht gefährdenden Handlungen, 3) Entfernung der vorzüglichsten Urquellen von Störungen und Verletzungen des Rechts, sowohl durch Unterstützung der Bildung der Staatsdiner, als durch Unterstützung ihres Wohlstandes. Der 2te Theil, welcher die Sicherung gegen Beschädigungen des Rechts von Seiten der willenlosen Natur zum Zwecke hat, zerfällt in 2 Abtheilungen: 1) unmittelbare Sicherung gegen Beschädigungen dieser Art oder Hemmung derselben, und 2) mittelbare Sicherung dagegen oder Vorbeugung. Die Ausführung dieses Theils des Werks hat Rec., sowohl wegen seiner Vollständigkeit, als auch wegen der allenthalben sichtbaren liberalen Denkungsart des Vfs. und der aufgestellten richtigen Grundsätze, ganz vorzüglich befriedigt. Wir begnügen uns, auf dasjenige aufmerksam zu machen, was der Vf. über Luxusgesetze, über Beschränkung öffentlicher Vergnügungen, über das Verhältniss der Kirche zum Staate und über Auswanderungsverbote sagt. Was die Polizeyverwaltung anbetrifft: so schlägt er vor, das ganze Polizeydepartement in sechs Sectionen zu zertheilen, wovon die erste die bisher sogenannte freywillige Gerichtsbarkeit, die zweyte die Bildung der Staatsdiener, die dritte das gesammte Medicinalwesen, die vierte den Strassen- und Wasser-Bau, das Post- und Boten-Wesen, die fünfte das Forstwesen, und die sechste alle übrigen, keiner der anderen Sectionen besonders zugetheilten Geschäfte besorgen soll. In einem Anhange wird noch von dem Unterschiede der Civilrechtspflege, der Strafrechtspflege und der Polizeyverwaltung gesprochen. Die Grenzlinie ist dadurch streng gezogen, dass sich die erste mit Entscheidung wirklich erhobener Rechtsstreite, die zweyte mit Bestrafung wirklich existirender Rechtsverletzungen, und die dritte endlich damit beschäftigt, weder Rechtsstreitigkeiten, noch Rechtsverletzungen und Beschädigungen zur wirklichen Existenz kommen zu lassen.

Die Gesetzgebung und Verwaltung des Staats in Beziehung auf seine auswärtigen Angelegenheiten wird in dem 6 Abschnitte untersucht, welcher in zwey Titel zerfällt, wovon der erste von der Gesetzgebung in Beziehung auf die auswärtigen Angelegenheiten, der zweyte von der Verwaltung der auswärtigen Staatsangelegenheiten handelt. Drey Rechte sind es, welche jeder Staat in Beziehung auf andere Staaten schon vor allen Verträgen besitzt: 1) das Recht auf die Anerkennung seiner als eines Staats, 2) das Recht auf freye innere Wirksamkeit, und 3) das Recht auf eine, innerhalb der Schranken des Rechtsgesetzes ungestörte äussere Wirksamkeit. Diese Rechte müssen von jedem Staate gegen alle Angriffe und Verletzungen von Seiten anderer Staaten geschützt und gesichert werden, und die Verweigerung ihrer Anerkennung berechtigt zum Zwange gegen die fremden Staaten. Die Bildung eines Staatenbundes, wel-

che der Vf. zur Verhütung der Kriege und Fehden vorschlägt, mag immerhin auf den ersten Blick zu wünschen scheinen; allein, abgesehen von den beynah unübersteiglichen Schwierigkeiten, welche sich der Bildung eines solchen Bundes entgegensetzen würden, möchte doch wohl der Krieg dadurch nicht von der Erde verschwinden, als das einzige Mittel, um denjenigen Staat, der den Aussprüchen des Bundes nicht gehorchte, zur Beobachtung der Rechte der anderen Staaten zu zwingen. — Der 7 Abschnitt beschäftigt sich mit der Militär-Gesetzgebung und Verwaltung in zwey Titeln, von denen der erste von der Militärgesetzgebung, der zweyte von der Militärverwaltung handelt. Der Vf. schlägt vor, nur eine geringe Anzahl stehender Truppen als einen Stamm des Heeres für den Fall eines Kriegs zu halten, dagegen aber eine Nationalmiliz zu bilden, welche aus der ganzen Masse der waffenfähigen Staatsglieder bestände, um sich bey jedem Aufrufe mit den stehenden Truppen zu verbinden.

Ungleich weitläuftiger als das Militärwesen ist von dem Vf. im 8ten und letzten Abschnitte seines Werks die Finanzgesetz-Gebung und Verwaltung oder die Staatswirthschaft behandelt, gleichfalls in zwey Titeln, von denen der erste die Finanzgesetzgebung, der zweyte die Finanzverwaltung begreift. Die Staatswirthschaft hat hier deshalb den letzten Platz erhalten, weil es ihr Geschäft ist, diejenigen Mittel, das Mass von Kräften und Gütern herbeyzuschaffen, welches zur Erreichung des Staatszwecks erfoderlich ist, wodurch allein erst die übrigen Verwaltungszweige Leben und Thätigkeit erhalten können. — Bey Gelegenheit der Aufzählung der verschiedenen Quellen, woraus das Staatsbedürfniss bestritten werden könne, tadelt der Vf. sehr heftig alle indirecten Steuern, welche er gänzlich abgeschafft wissen will. So sehr Rec. die Nachtheile kennt, welche diese Classe der Steuern gewöhnlich mit sich führt: so glaubt er dennoch, dass man bey dem Urtheile über ihre Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit wohl auf die verschiedene Lage des Staats, wo sie eingeführt sind, Rücksicht nehmen muss. Ist diess ein handelnder Staat, worin sich viel mehr Capitalisten als Grundeigenthümer finden, wo daher die Consumtion vorzüglich von Artikeln des hohen Luxus sehr stark ist: so glaubt Rec. dennoch wohl indirecte Steuern, versteht sich, wenn sie nicht zu drückend auf Gegenstände des ersten Bedürfnisses, wie diess leider vorzüglich in unseren Tagen nur zu oft geschieht, fallen, rechtfertigen zu können. Auch der Vorschlag möchte wohl nicht genügen, den der Vf. thut, dass Jeder nur einigen wenigen Einnehmern, welche zum Stillschweigen verpflichtet wären, den Bestand seines Vermögens entdecken solle. Der Credit des Handelsstandes müsste darunter nothwendig leiden, indem dem Kaufmanne ja oft Alles daran liegt, den wahren Bestand seines Vermögens nicht bekannt werden zu lassen, und wenn, um diesem Übel vorzubeugen, der Vf. vorschlägt, dass ja alsdann ein Jeder sein Vermögen desto höher anschlagen und besteuern könne: so wäre diess doch gewiss in der Regel für die Steuerpflichtigen sehr hart, welche gerade zu der Zeit übermässig bezahlen müssten, wo vielleicht ihre Vermögensumstände am schlechtesten ständen, wo sie folglich das grösste Interesse hätten, ihr Vermögen höher, als es wirklich wäre, anzugeben. Und angenommen selbst, sie wollten ihre Vermögensumstände genau angeben: kann diess auch der Kaufmann, dessen Vermögen so manchen augenblicklichen Schwankungen ausgesetzt ist, der vielleicht zu der Zeit, wo er sich noch im Besitze von grossen Reichthümern glaubt, durch plötzlich eingetretene Unglücksfälle schon an den Bettelstab gebracht ist? — Durch das Gesagte will Rec. jedoch gar nicht in Abrede seyn, dass die directen Steuern der indirecten Besteuerungsart nicht in recht vielen Fällen vorzuziehen seyn; allein ein so allgemeines Urtheil, als der Vf. über letztere fällt, getraut er sich keineswegs darüber auszusprechen. — Die Militärconscription, in sofern sie die Aushebung der Mannschaft betrifft, wird hier gleichfalls mit in die Sphäre der Staatswirthschaft gezogen, aus dem einfachen Grunde, weil diese alle dem Staate nöthigen Kräfte und Mittel zur Erreichung seines Zwecks herbeyschaffen müsse.

Rec. schliesst die Anzeige dieses schätzbaren Werks mit der Bemerkung, dass es ihm sehr Leid thut, dabey alle und jede Literatur gänzlich zu vermissen. Zwar entschuldigt sich der Vf. damit, dass dieselbe bey der Staatslehre des Hn. Prof. *Pölitz* hinreichend zu finden sey; allein er wird doch wohl kaum im Ernste seinen Lesern zumuthen, dass sie noch Lust haben sollen, sich neben seinem, in so mancher Rücksicht sehr trefflichen Werke die Staatslehre des Hn. *Pölitz* anzuschaffen, deren einziges Verdienst beynah nur in der Literatur besteht.

A. A.

GESCHICHTE.

GÖRLITZ, b. Anton: *Vertraute Briefe eines schwedischen Officiers an seinen Freund in Wien. Als ein Beytrag zur Geschichte damaliger Zeiten und der Feldzüge Karls des Zwölften.* Geschrieben in den Jahren 1698 bis 1740. Aus der lateinischen, noch ungedruckten, Handschrift ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von ***. 1811. I Theil. XIII u. 285 S. II Th. II u. 240 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Für die Geschichte des berühmten nordischen Helden enthalten diese Briefe, wie der Übersetzer selbst in der Vorrede einräumt, keine neue Ausbeute, aber nicht ohne lebhaften Antheil wird man darin die Meinungen und Ansichten eines Zeitgenossen, eines Schweden und eines Kriegers, der den König in allen Feldzügen begleitete, mit jenem inneren Gepräge der Wahrheit, welches den augenblicklich wiedergegebenen Eindruck der Begebenheiten bezeichnet, dargestellt finden.

Sie sind von Karl von K.. an Franz von A. b. g. in Wien geschrieben; der erste Brief aus Wexiö am 12 Julius 1698, der letzte aus Stockholm im December 1740. Ihr Inhalt ist mannichfaltig; ausser der

Geschichte des Vfs. und den kriegerischen Begebenheiten enthalten sie auch seine Bemerkungen auf Reisen durch einen Theil Schwedens, nach Constantinopel, nach Petersburg und Moskau, und nach Rom. Er hatte während eines dreyjährigen Aufenthalts in Leipzig, wo er die Rechte studirte, eine grosse Vorliebe für die deutsche Literatur gefasst, und seine Urtheile über dieselbe und sein sorgfältiges Forschen nach ihren Fortschritten, die er auch unter dem Getöse der Waffen, in der Einsamkeit des Lagers, in einem unwirthbaren Lande und auf zerstreuenden Reisen nie ganz aus dem Gesichte verliert, geben diesem Buche für deutsche Leser ein eigenthümliches Interesse.

Er sah den König zuerst in Stockholm im Anfang des Jahrs 1699, und das Urtheil, das er bey dieser Gelegenheit über ihn fället, scheint die damals in der Hauptstadt herrschende Meinung auszudrücken. Der König, heisst es (S. 13), „ist jedesmal sehr prächtig gekleidet, seine Figur ist lang und hager, sein Gesicht nicht unangenehm, das Auge blau und gross, der Kopf dünn behaart. Grosses scheint man überhaupt nicht von ihm erwarten zu können, und man glaubt, dass seine eigenmächtige Krönung" — (indem er dem Erzbischof die Krone aus der Hand nahm und sich selbst aufsetzte) — „wohl der einzige grosse Schritt seines Lebens möchte gewesen seyn, und dass er mehr aus Ungeduld, als aus Fähigkeit die Thronbesteigung gesucht habe. Selbst seine frühere Jugendgeschichte liefert, ausser Eigensinn, keine Beyspiele von irgend einer Leidenschaft, vielmehr scheint er träge, unordentlich, und dann und wann übermüthig zu seyn, und so läst auch sein ganzes Äusseres, welches auf Schwäche und Kränklichkeit hindeutet, nichts Ausgezeichnetes vermuthen. Zu Pferde sitzt er gut, aber kraftlos. Wissenschaften soll er lieben, und sehr fertig deutsch und lateinisch, auch ziemlich gut französisch sprechen. — Nun, er hat gute Minister und Räthe, denen er, da er selbst sich wenig um die Regierung bekümmert, zu folgen scheint, und so, hoffe ich, wird es gehen. Schweden ist gross genug, es bedarf keiner neuen auswärtigen Eroberungen, denn es hat vollauf zu thun, seine Provinzen zu erhalten, zu sichern und zu cultiviren, und überhaupt ist uns der Krieg wegen der noch immer geringen Bevölkerung des Landes nicht dienlich u. s. w."

Wer erkennt wohl in dieser Schilderung den so kräftig wollenden, überall selbst wirkenden Karl? Aber wie schnell wurden nicht jene Wahrheiten durch schwindelnden Eroberungsgeist verdrängt! Die Nation, von dem jungen Könige, bey einer Anfangs nur geringen Erwartung von seinen Anlagen, plötzlich durch die glänzendsten Thaten überrascht, traute ihm von nun an selbst das Unmögliche zu. Der Enthusiasmus, der die Armee zu den kühnsten Wagnissen beseelte, und unter Entbehrungen und Beschwerden ohne Beyspiel ihren Muth aufrecht erhielt, war Nationalstolz geworden, und ohne Murren erduldete Schweden unter stets neuen, Alles erschöpfenden Anstrengungen die härtesten Lasten bis an den Tod eines Königs, von dem es bis zum letzten Moment die grössten Erwartungen hegte.

Der Vf., der durch den Tod eines Oheims die gehoffte Unterstützung in der angefangenen Laufbahn verliert, verwechselt, nachdem er noch ein halbes Jahr in Upsala studirt hatte, die Feder mit dem Degen, und nimmt als gemeiner Trabant Dienste bey der reitenden Garde. Von nun an ist er der unzertrennliche Begleiter des Königs in den Feldzügen gegen Dännemark, gegen den Czar, in Polen und Sachsen und in der Ukraine. Von seinen eigenen Thaten spricht er mit Bescheidenheit, nicht ohne Vorurtheil von Polen und Russen, mit grosser, und durch seine Erzählung begründeter Achtung von Schulenburg, und von seinem Könige mit stets gleicher Begeisterung, die selbst persönlich erlittenes Unrecht, indem er bey Beförderungen übergangen wird, nicht schwächen kann.

In dem Gefecht des Königs gegen die Janitscharen gefangen, und durch La Mottraye befreyt, benutzt er die Musse, um eine Reise nach Constantinopel zu machen. Dort erfährt er die Rückkehr Karls in seine Staaten, folgt diesem nach Schweden, geht nach Stralsund über, und wird durch eine schwere, auf der Insel Rügen erhaltene, Wunde genöthigt, den Kriegsdienst zu verlassen. Er nimmt seinen Abschied als Major, nachdem er vorher noch in diplomatischen Geschäften nach Russland gereiset, und durch Erbschaft reich geworden ist. Bey der Belagerung von Friedrichshall befindet er sich in dem Quartier des Prinzen von Hessen, als die Nachricht von dem Tode des Königs eingeht, den er unbedingt einem Meuchelmörder zuschreibt.

Unter der neuen Regierung, wie es scheint, freywillig, ohne Anstellung geht er über Wien nach Italien, und seine Briefe enthalten von nun an nicht mehr Begebenheiten, an welchen er selbst Antheil nahm, sondern Bemerkungen auf seinen Reisen, Vergleichungen der verschiedenen Länder und Städte, die er gesehen hatte, Räsonnements über die Zeitgeschichte, Urtheile über die Literatur u. s. w.

Dieser gemischte Inhalt, in welchem besonders die Charakteristiken einzelner berühmter Männer, z. B. *Steinboks*, *Poniatowkis*, *Görzens*, *Pipers* u. A., sich auszeichnen; die oft vorgefassten Meinungen des Vfs., von welchen Alter und Erfahrung ihn nach und nach zurückbringen, die einseitigen Ansichten des Schweden und manche andere Eigenthümlichkeiten, auf welche man bey dem Lesen dieser Briefe stösst, scheinen ihre Ächtheit zu bezeugen. Es ist daher zu bedauern, dass der Übersetzer nicht für gut befunden hat, über die Art, wie sie bis auf den gegenwärtigen Moment sich unbekannt erhalten konnten, einige Nachricht zu geben. Rec. kann ihm nicht beystimmen, wenn er (S. X Vorr. d. 1 Th.) dieses für überflüssig hält.

Die wenigen in den Noten angezogenen Stellen lassen auf eine classische Schreibart in der Grundsprache schliessen. Die Übersetzung ist fliessend und liest sich gut, nur scheint der Stil hie und da ein wenig zu sehr modernisirt zu seyn, und ist weder von Provincialwörtern noch von mancher kleinen Unbehülf-

lichkeit frey. Das Letzte beweiset schon der Titel, wo die „damalige Zeit" der Bestimmung des Zeitpuncts vorausgeht, oder Stellen, wie (Th. 1. S. 136): „wir verliessen Sachsen zum grossen Vergnügen *dessen Bewohner*", st. der Bewohner. — Der *Rübsen* und die *Baumbluth*, S. 125, sollten billig nicht den Rübsamen und die Baumblüthe verdrängt haben, und die *Herren* Deutschen, und *Ihr Herren* Deutsche, welche (Th. II. S. 103 u. a. a. O.) mehrmals vorkommen, sind wohl nur ein Surrogat des Übersetzers, um eine feine, aber gewiss anders gestellte Ironie des Originals wiederzugeben. — Den leserlichen Druck entstellt die übergrosse Menge der Druckfehler.

Kf.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Magdeburg*, in d. Creutz'schen Buchhandlung: *Über die Moralität des gewöhnlichen Spiels, und insbesondere über die Zulässigkeit und Unzulässigkeit desselben für den Predigerstand*, von *K. A. Schaller*, Prediger zu Magdeburg. 1810. 87 S. 8. (8 gr.) Der Vf. setzt die Bestimmung des Menschen in die harmonische Entwickelung seiner Kräfte für die Zwecke der Vernunft, und findet in dieser Kraftentwickelung Alles, was ihn im Allgemeinen als Mensch, und insbesondere nach seinem persönlichen Berufe als Bürger, Beamter, Vater, Gatte, Freund, achtungswürdig macht. Nach dieser Ansicht ist ihm *Arbeit* der feste Punct, von welchem der Werth des Menschen und seine Zufriedenheit ausgehen kann, das einzige Mittel, ihn seiner Bestimmung näher zu bringen. Da aber die Kräfte des Menschen endliche, beschränkte Kräfte sind, und es ein Äusserstes für ihre Anstrengung giebt; so bedarf der Mensch von Zeit zu Zeit *Erholung*. Die zweckmässigste Erholung richtet sich am natürlichsten nach der Beschaffenheit der Arbeit, welche die Kräfte abgespannt hat, und nach der Gattung ermatteter Kräfte. Für den Gelehrten, oder den Beamten aus dem Gelehrtenstande kann es keine zweckmässigere Erholung geben, als freye Bewegung des Körpers in der frischen *Luft der Natur*, offenes, traulisches Gespräch mit dem gleichgesinnten Freunde, Lectüre angenehm belehrender Bücher und Musik, die das durch seine Arbeiten erkaltete Gefühl erwärmt, und dem gereizten Nervensysteme wieder harmonische Stimmung giebt. Neben der Erholung sucht und wünscht aber der Mensch auch *Vergnügen*, das wohlbehagliche Gefühl erhöhter Lebenskraft und Lebensthätigkeit. Die Weisheit, welche dazu gehört, wenn das Vergnügen wahrhaft vergnügt machen soll, besteht darin, dass man das Vergnügen nie zum Zweck mache, sondern als Mittel höherer Zwecke ansehe, dass man mit Vorsicht wähle und dasselbe nur sparsam geniesse. Kein Vergnügen, an welches Fehler und Thorheiten zu nahe angrenzen, keines, das mehr verspricht, als es leistet, keines, das blos den sinnlichen Menschen in Beschlag nimmt, wird dieser Weisheit genügen. Unter die Vergnügungen, d. h. unter die äusseren Mittel, wodurch man Vergnügen zu gewinnen hofft, wird auch das *Spiel* gerechnet. Spiel ist eine Beschäftigung ohne ernsten Zweck und ohne Beschwerde. Für das Kind ist das Spiel eine wichtige Angelegenheit, als das beste Beförderungsmittel der freyen Entwickelung seiner Kraft. Einen ernsten Zweck soll und kann das Kind nicht haben. Aber es soll für einen ernsten Zweck gebildet werden, und desswegen soll man nicht überall mit dem Kinde spielen und den Jahren der Kindheit keine zu weite Ausdehnung ins Jünglingsalter hinauf geben. Der Mann, dem der Ernst des Lebens bekannt geworden, darf sich nicht spielend zeigen. Wenn man jetzt vom Spiele spricht, versteht man fast einzig nur das *Kartenspiel* darunter, und von diesem ist auch in dem Folgenden hauptsächlich die Rede. — Nach diesen Voraussetzungen beantwortet der Vf. die Frage: Ob das gewöhnliche Spiel wirklich Erholung, wahres Vergnügen sey? im Allgemeinen, in Rücksicht der Erholung, mit Nein. Für den Arzt und den Kaufmann könne es allenfalls unter Umständen eine Erholung abgeben, aber unbedingte Erholung sey es nur für den Müssiggänger. Ob es Vergnügen sey, darüber entscheide der Geschmack. Den meisten Einfluss auf dieser Seite habe die Mode. Aber gefährlich, sehr gefährlich bleibe es immer. Abgesehen von dem Verluste, der dabey Statt finden könne, und wodurch schon so Viele verarmt, ihrer Stellen entsetzt, ihrer Freyheit beraubt worden u. s., führe es zur Vernachlässigung seiner Pflichten, mache es leichtsinnig gegen die wahre Bestimmung, untauglich zu ernsten Beschäftigungen, verderbe den Charakter, indem es ihn eigennützig und selbstsüchtig mache u. s. w. Dabey stehe es im Widerspruch gegen die allgemeinen Pflichten des gesellschaftlichen Lebens, indem es hauptsächlich die allgemeine und freye Mittheilung hindere, dem Zweck der öffentlichen Gesellschaften entgegen sey, welcher in der Beförderung der Humanität und der Anübung gewisser, gefälliger Tugenden bestehe, und die gesellschaftliche Heiterkeit störe. Zum Schlusse des ersten allgemeineren Abschnitts werden die gewöhnlichen Entschuldigungsgründe des Spiels widerlegt, und als erwiesen der Satz aufgestellt, dass das Spiel mit den *strengeren* Gesetzen der Sittlichkeit streite. — Der zweyte Hauptabschnitt beweiset die Unzulässigkeit des Spiels für den Predigerstand insbesondere aus folgenden Gründen: 1) der Prediger soll durch seinen Wandel die Idee einer vernünftigen Lebensansicht so annähernd als möglich ausdrücken; 2) das Spiel entzieht dem Prediger mehr Zeit, als er entbehren kann; 3) das Spiel entzieht dem Prediger, durch die kleinen Charakterschwächen, die er dabey nicht selten verräth, und die Vertraulichkeit, wozu es führt, die seinen Verhältnissen nothwendige Achtung; 4) die eigene Theilnahme am Spiele setzt den Prediger ausser Stand, wirksame Vorstellungen gegen Spielsucht in öffentlichen Vorträgen, oder besonderen Gesprächen mitzutheilen; 5) der Prediger macht durch seine Theilnahme am Spiele und ähnlichen Ergötzlichkeiten, die mit Recht noch immer unter allen Strengerdenkenden Anstoss geben, die allgemeiner gewordene Freyheit des Denkens über Angelegenheiten der Religion verdächtig, indem das Publicum Freyheit und Leichtsinn im Handeln als eine natürliche Folge davon ansieht; 6) die Gründe, welche den Prediger gewöhnlich zur Theilnahme am Spiel verführen, gereichen ihm nicht zur Ehre; und 7) das Spielen des Predigers läuft obrigkeitlichen Verordnungen zuwider.

Aus den hier aufgestellten Hauptgedanken des Vfs. ergiebt sich, dass er die Sache des Spiels sehr streng genommen, indem er dasselbe als unbedingt unsittlich darzustellen sich bemüht hat. Ob er hierin Recht habe, mögen folgende Bemerkungen zeigen: 1) Das Spiel an sich ist durchaus ohne alles sittliche Moment; erst durch die Verhältnisse wird es ein Gegenstand der Sittlichkeit. Es kömmt Alles darauf an, wer spielt, unter welchen Umständen er spielt, und wie, d. h. mit welcher Gesinnung er spielt. 2) Es giebt Menschen, denen nach ihrer Individualität, besonders nach ihrer Art der Geistesthätigkeit, nach ihrer äusseren Lage, und nach dem Verhältniss gegen die Mitspielenden das Spiel offenbar die beste Erholung ist. 3) Die Musik hat an und für sich gar nichts vor keiner Art des Spiels zum Voraus, und kann bey unweisem Gebrauche eben so unsittlich und gefährlich werden, wie das Spiel. 4) Auch die Kartenspiele sind nur Spiele, wie alle anderen; ob man Schachsteine oder Karten zu Werkzeugen des Spiels gebraucht, ist ganz einerley. Dass die Kartenspiele leichter als andere gefährlich werden können, darf doch eigentlich auf grössere Vorsicht und Aufmerksamkeit beym Gebrauch derselben führen. 5) Dass der Prediger noch besondere Rücksichten beym Gebrauch des Spiels zu nehmen habe, ist wohl unbezweifelt. Aber wer wollte einen Prediger der Unsittlichkeit bezüchtigen, wenn er in den langen Winterabenden, nach getragener Last des Tages, und unfähig zu anderer Unterhaltung, zur Beförderung seiner nächtlichen Ruhe, mit seiner Frau oder einem anderen Freunde durch das Ziehen von Damensteinen oder sonst etwas der Art eine Erholung für sich sucht? 6) Wenn der Prediger nicht über Spielsucht reden sollte, weil er selbst spielt: so wird er auch nicht über Trunkenheit reden dürfen, wenn er selbst trinkt, oder über den Müssiggang, wenn er selbst nicht ohne Aufhören arbeitet. *Est modus in rebus, sunt certi denique fines, Quos ultra citraque nequit consistere rectum.*

Kb.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 FEBRUAR 1812.

PÄDAGOGIK.

Bern, b. Haller: *Bericht über die pestalozzische Erziehungs-Anstalt zu Yverdon*, an Seine Excellenz den Herrn Landammann und die Hohe Tagsatzung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Gedruckt auf Befehl der Tagsatzung. 1810. 218 S. 8. (16 gr.)

Aus den Actenstücken, welche diesem Bericht vorangeschickt sind, ersehen wir, dass *Pestalozzi* in einer Zuschrift vom 20 Jun. 1809 der schweizerischen Tagsatzung den Wunsch vorgetragen hat, „dass seine Unterrichtsanstalt zu Yverdon sowohl, als die dort eingeführte Methode der Elementarbildung auch von Seiten der hohen Tagsatzung einer besonderen officiellen Aufmerksamkeit gewürdigt werden möchte"; worauf dieselbe am 22 Jun. den Landammann der Schweiz ersuchte, die pestal. Anstalt durch einsichtsvolle Männer an Ort und Stelle untersuchen zu lassen. Am 18 Nov. wurden demnach die Hnn. *Abel Merian*, Mitglied des kleinen Raths des Cantons Basel, Pater *Gregor Girard*, aus dem Franziscaner-Kloster zu Freyburg, und *Friedrich Trechsel*, Prof. der Mathematik in Bern, zu Commissarien ernannt. Diese begaben sich zu Ende des Nov. in die Anstalt, und statteten unterm 12 May 1810 dem Landammann und den Deputirten einen Bericht darüber ab, was sie an Ort und Stelle beobachtet hatten, und was ihnen bis zu Ende des Februars von der Direction zur Ergänzung schriftlich mitgetheilt worden war. Die Tagsatzung beschloss, diesen Bericht zu 100 Exemplaren in deutscher und 50 in französischer Sprache drucken und an sämmtliche Stände zur eigenen Würdigung vertheilen zu lassen. Der Bericht, welcher sich im Wesentlichen an den in der Instruction ertheilten Leitfaden hält, besteht aus zwey Theilen, wovon der erste eine Darstellung der Anstalt in 3 Abschnitten 1) als Kinderschule, 2) als Lehreranstalt und 3) in Hinsicht ihrer Direction, der zweyte aber Bemerkungen über dieselbe enthält, und gleichfalls in drey Abschnitten 1) den Geist des Instituts, 2) eine ausführlichere Prüfung der Anstalt, und 3) die Nutzbarkeit des Instituts für den öffentlichen Unterricht darlegt. Wir werden zuvörderst einen gedrängten Auszug aus dem ersten Theile liefern, damit der Leser die Anstalt kennen lerne, und über die folgenden Bemerkungen sein Urtheil mit dem unserigen vergleichen könne.

P's. Anstalt hat auf den ersten Anblick etwas Grosses, das Aufmerksamkeit und Theilnahme erweckt; so wie denn auch sofort gewisse Eigenheiten und Sonderbarkeiten in derselben auffallen. Ihr Sitz ist ein altes, festes Schloss. Eine deutsche Colonie erscheint hier vom französischen Gebiete, wie eine Insel vom Meere, umflossen. Man sieht hier Europa im Kleinen. Von mehr als 250 Menschen, die zur Anstalt gehören, sind nur die Wenigeren Eingeborene. Russen, Franzosen, Deutsche, Holländer, Italiäner, Spanier sitzen am Tische des Schweizers und lernen an seiner Seite. Wie die Sitten und Meinungen so verschiedener Völker ohne Reibung sich hier verschmelzen: so berühren sich auch die verschiedenen christlichen Glaubensgenossen, und leben in herzlicher Eintracht beysammen. Auch entfremdet nicht Alter und Geschlecht, Vom Kleinen an, der Buchstaben zu stammeln beginnt, steigt eine ununterbrochene Stufenfolge hinauf bis zum ehrwürdigen Greise, der die ganze grosse Familie mit väterlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt umfasst. Die Anstalt zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, in die Kinderschule und in die Lehreranstalt, in welcher letzterer Lehrer und Lehrerinnen für die Jugend gebildet werden. Die Kinderschule besteht wieder aus zwey Abtheilungen, aus der Knaben- und aus der Mädchen-Schule, welche letztere aber nur wenige Zöglinge zählt. Die Knaben-Schule besteht aus eigentlichen Zöglingen, welche im Schlosse wohnen und verpflegt werden, und aus solchen, die bloss Schüler sind. Kostgänger waren im Nov. 1809 137. 28 Schüler, von denen einige die halbe Kost genossen, brachten die Anzahl der Zöglinge auf 165. Unter Allen befanden sich nur 78 Schweizer. — Von 6 Uhr Morgens bis 8 oder 9 Uhr Abends ist Alles voll Leben und Bewegung. Für den Augenblick scheint Getümmel und Verwirrung zu herrschen, indess doch Alles regelmässig und ohne Zeitverlust zugeht. Von 15 Stunden des Tages nehmen die Lehrstunden 10 ein; die 5 übrigen sind für Gebet, Mahlzeiten, Erholung und Pflege des Körpers bestimmt. Am Sonntage werden keine Lehrstunden gehalten. Mittwochs gehen sie Nachmittags später an, und in den heissen Sommertagen hören sie schon um 6 Uhr auf.

Körperliche Erziehung. Der körperlichen Erziehung widmet die Anstalt eine besondere Aufmerksamkeit; sie sorgt für Reinlichkeit des Körpers, der Wäsche, der Kleider und der Zimmer; sie sucht den Zögling abzuhärten, ohne ihn der Gefahr auszusetzen; sie sorgt für Leibesbewegungen, und hat eine ganz eigene Elementar-Gymnastik aufgestellt, welche von den Bewegungen des Kopfs anfängt, zu den Armen,

Füſsen und endlich zum ganzen Körper von den einfachſten bis zu den zuſammengeſetzteſten Bewegungen fortſchreitet. Auch ſind Waffenübungen eingeführt. In der Tanz- und Fecht-Kunſt wird auf beſonderes Begehren und gegen beſondere Bezahlung Unterricht ertheilt.

Geiſtesbildung. In Hinſicht dieſer hat die Anſtalt einen doppelten Zweck: erſtens, dem Zöglinge die Kenntniſſe beyzubringen, die ſeinem Alter angemeſſen ſind; und zweytens ſeine Fähigkeiten zu entwickeln und zu erhöhen; welches letztere ihr erſter und vorzüglichſter Zweck iſt. Dazu werden folgende Lehrgegenſtände benutzt. 1) *Die Mutterſprache*, für die deutſchen Zöglinge die deutſche, für die franzöſiſchen die franzöſiſche. Der Unterricht in der deutſchen Sprache hat drey Stufen. Zuerſt wird die Sprache bloſs durch Übung gelehrt; hernach geht man zu den Regeln oder zur eigentlichen Sprachlehre über, und endlich folgt der Stil und die Kenntniſs der vorzüglichſten Schriften. Der erſte Curſus leitet nach den Anſichten des Buchs der Mütter, von welchem bloſs die Idee beybehalten iſt, zuerſt die Sinne des Kindes auf Alles, was in ſeinem Kreiſe liegt, hernach lenkt er deſſen Aufmerkſamkeit auf die Erſcheinungen des inneren Sinnes, d. i. auf das Gemüth und deſſen Thätigkeit u. ſ. w., woran ſich nach und nach allgemeine Begriffe mit den ihnen vom Sprachgebrauch zugetheilten Zeichen reihen, und woraus ſich der Satz, die zuſammenhängende Rede, ergiebt. Neben dieſen Übungen mit lauter Stimme wird für die Anfänger das Leſebuch von *Tillich* benutzt. Der zweyte Curſus beſchäftigt ſich mit der Sprachlehre — der Analyſe der Wörter und der Wortfügung —, wobey der Kinderfreund von *Wilmſen*, *Gellerts* Oden u. ſ. w. zum Grunde gelegt werden. Darauf folgen die Anfangsgründe der Proſodie, nach den Grundzügen in der Orthometrie von *Perſchke*. Der Accent iſt der dritte Gegenſtand dieſes Curſus. Man unterſcheidet den Kopfton, der die Bedeutſamkeit der Wörter und Sylben bezeichnet; den Gemüthston, der das vorherrſchende Gefühl ausdrückt, und den ſchwebenden Ton, der Geiſt und Herz zugleich anſpricht. Im dritten Curſus wird der Zögling in den Vorhof der deutſchen Literatur eingeführt. Die Muſter werden mit geſchichtlichen Anmerkungen begleitet und die ſchönſten Stellen analyſirt. Zuletzt werden Gegenſtände zur Abfaſſung eigener Aufſätze gegeben. — Eben dieſen Gang nimmt der Unterricht in der franzöſiſchen Sprache; aber der eigene Geiſt der Sprache, und mehr noch der Mangel an franzöſiſchen Lehrern (nur Ein geborner Franzoſe aus dem Canton Waadt befindet ſich als Lehrer in der Anſtalt), haben es bisher verhindert, dieſem Unterrichtszweige die erwünſchte Entwickelung und Vollkommenheit zu ertheilen. — 2) *Geometrie.* Dieſer Unterricht zerfällt in die Formenlehre und in die Gröſsenlehre nach den bekannten Elementen der Form- und Gröſsen-Lehre von *J. Schmid* (Bern 1809). Um die verſchiedenen Figuren den Schülern deſto anſchaulicher zu machen, werden ihnen hölzerne Modelle vorgewieſen. — 3) *Rechenkunſt.* Dieſer Zweig des Unterrichts hat eine groſse Umänderung erfahren, und es ſtehen ihm noch mehrere bevor. Alle Verrichtungen mit Zahlen, ſo ſagte man der Commiſſion, können 1) auf ihre Bildung und 2) auf ihre Vergleichung, beide innere und äuſsere, zurückgeführt werden. Jede Zahl kann auf Null und noch unter Null herabgebracht werden, woraus ſich das negative Verhältniſs der Zahlen ergiebt. Dieſs ſind die allgemeinen Geſichtspuncte, auf welchen der Unterricht beruht. Er folgt in drey Stufen auf einander: 1) Kopfrechnung. Der Zögling fängt mit der äuſseren Zahlenbildung an; er vereinigt Zahlen und trennt ſie, das heiſst: er addirt und ſubtrahirt. Der Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Lehrweiſe der Anſtalt beſteht darin, daſs der Schüler die Tabelle der Einheiten, welche man ihm ehemals vorlegte, jetzt ſelbſt darſtellt, und daſs die Kenntniſſe mehr durch Fragen aus ſeinem eigenen Vermögen entwickelt werden. Der äuſseren Zahlenbildung folgt die innere: das will in unſerer gewöhnlichen Sprache ſagen (?): die Kinder lernen multipliciren und dividiren. Hierauf folgt die Vergleichung der Zahlen, die immer beträchtlicher werden, ſo daſs die Anfangs bloſse Anſchauungsrechnung nothwendiger Weiſe in Verſtandesrechnung übergehen muſs. Die Brüche werden eben ſo behandelt. b) Zifferrechnung, wobey die vorigen Übungen von neuem anfangen. Man ſetzt die Zahlen neben die entſprechenden Striche. Beym Ausziehen der Quadrat- und Cubik-Wurzeln werden geometriſche Quadrate und Würfel gebraucht. c) Algebra. Auch hier geht Kopfrechnung voraus, welche den Verſtand zur Löſung algebraiſcher Aufgaben vorbereiten ſoll. Auf dieſe Kopfrechnung folgen die algebraiſchen Zeichen und die Buchſtabenrechnung. Zuerſt Gleichungen mit einer, dann mit mehreren unbekannten Gröſsen. Ein Theil des Elementar-Werks hierüber iſt in den Elementen der Zahl als Fundament der Algebra (Heidelberg 1810) erſchienen. Das mathematiſche Fach wird von der Anſtalt ſelbſt für das ausgezeichneteſte ihres Unterrichts gehalten. — 4) *Erdbeſchreibung.* Die Anſichten des Inſtituts in Betreff dieſes Fachs umfaſſen die ganze Erde als einen Gegenſtand der phyſiſchen, mathematiſchen und politiſch-ſtatiſtiſchen Geographie. Die Anſtalt theilt jedoch ihren Unterricht nicht nach dieſen verſchiedenen Geſichtspuncten ab; ſie bemüht ſich dieſelben zu verbinden und in einen und ebendenſelben fortſchreitenden, organiſchen Unterricht zu verſchmelzen. Dabey werden vier ſtufenweiſe Lehrcurſe unterſchieden. a) Elementar-Geographie. Dieſe wird unmittelbar an die erſten Eindrücke und Begriffe der Kinder geknüpft. Vom Wohnort wird der Blick auf die Umgebungen geleitet, auf die Ebenen, Hügel, Gebirge u. ſ. w., von da auf die Gewäſſer, auf Sümpfe, Teiche, Seen, Flüſſe u. ſ. w., von da zum Luftkreiſe und zu den Erſcheinungen in demſelben. Auf die drey Reiche der Natur wirft man einen ſchnellen Überblick. Um die politiſche Geographie vorzube-

reiten, geht man von dem Wohnsitze des Zöglings, von seiner häuslichen Gesellschaft aus, zum Dorf, zur Stadt, zu ihrem Gebiet und ihrer Begrenzung. Zur Einleitung der mathematischen Geographie giebt man den Horizont, die 4 Hauptgegenden, die Mittagslinie u. s. w. zu bemerken. Man lehrt das Kind sich orientiren und die Lage eines Orts angeben. Beym Beschluss läst man einen topographischen Abriss der Gegend aufnehmen. b) Allgemeine Geographie. In diesem Cursus wird der nämliche Gang befolgt, wie in dem ersten, nur wird hier Alles im Grossen betrachtet. Der Zuschauer wird in eine Entfernung von der Erde versetzt, um ihm dieselbe wie eine Kugel erscheinen zu lassen, die sich um ihre Axe dreht, und alle Puncte ihrer Oberfläche zeigt. Es werden Sphäre und Weltcharten vorgewiesen, und danach die 5 Welttheile mit ihren Inseln, so wie die Meere und ihre Küsten, durchgegangen, die Bildung der Erde und des Meeres und die Producte der Naturreiche in Betrachtung gezogen, und umständlichere Aufschlüsse über die mathematische Geographie mitgetheilt. — Hier bleibt der Unterricht gegenwärtig stehen. Das Bisherige soll blos der erste Entwurf eines im Werden begriffenen Werks seyn. Zwey neue Curse sollen noch folgen, nämlich die specielle Geographie, welche die grösseren Abtheilungen des Erdbodens unter allen obigen Gesichtspuncten behandelt; und die speciellste, welche ins Detail gehen und den geographischen Unterricht erschöpfen soll. Jetzt werden auch Land- und See-Charten benutzt. — 5) *Geschichte.* Der Geschichtsunterricht besteht aus zwey Cursen: I. Der einzelne Mensch, die Familie, der Stamm, die Völkerschaft werden nach und nach betrachtet als thätig und dem Beobachter und Geschichtschreiber würdigen Stoff darbietend. Darauf werden die Veränderungen der Erde selbst geschichtlich berücksichtigt. Dann folgt ein Blick auf die Zeit als den Massstab und auf den Raum als den Schauplatz der Geschichte. Es wird die Nothwendigkeit, einen Standpunct zu fassen, Epochen festzusetzen u. s. w. erörtert. Endlich werden auch die Documente der Geschichte angezeigt. II. Geschichte selbst nach *Schlözers* synchronistisch-chronologischer Tabelle. Mit Namen und Jahrzahlen wird das Gedächtniss nicht überladen, und die Thatsachen werden mit sorgfältiger Rücksicht auf den moralischen Zweck gewählt. Der Schüler soll in den Schicksalen des Menschengeschlechts die Wege der Vorsehung erkennen lernen und zur Ergebung in ihre Fügungen gebildet werden. Dieses Fach ist den beiden damit beauftragten Lehrern überlassen, weil die Direction noch nicht Zeit gefunden hat, dasselbe entweder durchzusehen, oder der Methode anzupassen. — 6) *Naturgeschichte.* Dieser Unterricht beginnt mit den ersten Sprachübungen. Die Natur selbst und Sammlungen ihrer Producte sind der Text dazu; er wird beym Spatzierengehen und bey anderen schicklichen Anlässen, z. B. bey den Leseübungen, ertheilt. Erhebung des Gemüths zum Schöpfer ist der Hauptzweck. — In der sechsten Classe wird endlich noch ein zusammenhängender methodischer Unterricht nach einer wissenschaftlichen Ordnung ertheilt, und auf die vaterländischen Naturerzeugnisse eine vorzügliche Aufmerksamkeit verwandt.

Kunstbildung. Zur Bildung der Kunstfähigkeiten findet man im Institut Gesang, Zeichnung, Schreiben, Lesen und Sprachen. 1) *Neuere Sprachen.* Der deutsche Zögling lernt die französische Sprache mit seiner Muttersprache zugleich. Das *Dictionnaire de l'Academie* dient zum Leitfaden. Die Kinder schreiben, lernen auswendig und sagen auf. Man theilt ihnen die vergleichende Sprachlehre mit. Der Unterricht wird mit Übersetzungen verbunden, und mit Stilübungen und Aufsätzen beschlossen. Eben so lernt der französische Zögling die deutsche Sprache. 2) *Alte Sprachen,* die lateinische und griechische. Bey der lateinischen finden zwey Abtheilungen Statt. Die erste lernt die Anfangsgründe. Von diesen geht man zur Interpretation über. *Broeders lectiones latinae* und der *Eutrop* werden hier gelesen. Die zweyte Abtheilung übersetzt Auszüge aus den Classikern; die Dichter beschliessen die Reihe. — Im Griechischen wurden nur 7 Lehrlinge unterrichtet. Man liess in Gegenwart der Commissarien aus dem Herodot übersetzen. Die Anstalt ist in diesem Fach an einen abgekürzten Unterricht in den Anfangsgründen gebunden. Ihr Verhältniss erfodert, hier vorzüglichere Rücksicht auf den Bau der Sprache zu nehmen, als auf die Kenntniss der Schriftsteller und der Musterwerke des Alterthums. 3) *Lesekunst.* Die Anstalt wird die Kinder nicht eher lesen lehren, als bis sie gut sprechen und zugleich schreiben können. Aber die Ältern wollten das nicht, und die Methode musste der Gewalt der Meinung nachgeben. Sie schlägt aber den Mittelweg ein, dass sie nur diejenigen Wörter zu lesen giebt, welche die Kinder schon aus den Sprachübungen kennen, und dass sie zum Schreiben eilt. Beym Lesenlernen wird der Grund mit der Analyse der Laute und ihrer verschiedenen Aussprache gelegt; dann lernt das Auge die Schriftzeichen kennen. 4) *Schreibekunst.* Sie bezieht sich auf die Bildung der Schriftzeichen (Kalligraphie), und ihren Gebrauch (Orthographie). Ehedem zeichnete man die Buchstaben in Vierecke, die regelmässig eingetheilt waren; jetzt hat man diese vormalige Übung aufgegeben. Zuerst werden diejenigen Buchstaben geschrieben, welche sich nicht über die zwey Parallellinien erheben, die man zur Bestimmung ihrer Höhe zieht; darauf diejenigen, welche sich aufwärts; hernach die, welche sich abwärts, und endlich die Buchstaben, die sich zugleich nach oben und unten verlängern. Bey den französischen Lettern dient das *i* zum Grundbuchstaben, und die anderen folgen nach Massgabe ihrer Ähnlichkeit mit demselben. Die deutsche Rechtschreibung wird beym Lesen gelehrt. 5) *Zeichnungskunst.* Dieser Unterricht wird auf eine ganz eigenthümliche Art ertheilt. Mechanisches Nachzeichnen fremder Arbeiten liegt nicht in den Absichten der Anstalt. Sie sucht das erschaffende Vermögen des Kindes zu entwickeln und mit demselben den natürlichen Ge-

schmack für die Schönheit der Formen und ihrer Verbindungen. Die Zeichnungen haben einen geometrischen Gang. Beym Puncte wird angefangen, und mit dem Körper geschlossen. Man stellt eine schöne Verbindung von Puncten dar, dann von geraden Linien, dann von krummen, dann von gemischten. Weiterhin wird Unterricht in der Perspective ertheilt, und endlich die erste Lehre über Licht und Schatten vorgetragen. Die Grundideen dieses Unterrichts sind in *Schmids* Elementen des Zeichnens (Bern 1809) enthalten. 6) *Gesang*. Richtigkeit und Schönheit des Gesanges sind die zwey Hauptstücke, nach welchen der Unterricht in der Singkunst durchgeführt werden soll. Jetzt giebt man sich bloss noch mit dem ersteren ab. Die ersten Übungen betreffen die Bildung der Stimme und des Gehörs. Hierauf lernen die Kinder den Takt in seinem ganzen Umfange, und endlich die Tonleiter. Die Singstücke, welche man in der Anstalt hört, befriedigen Ohr, Verstand und Gemüth zugleich.

Sittlich-religiöse Bildung. Die Anstalt wirkt unmittelbar auf das Herz durch ihren religiösen Unterricht, durch religiöse Übungen und durch dahin berechnete Verfügungen, welche unter dem Titel: moralische Disciplin, vorgetragen werden. — *Religionsunterricht*. Er ist wesentlich praktisch, damit er zum Herzen dringe, das Gemüth erfülle und das Leben ergreife. Die Anstalt erkennt übrigens keinen Unterschied zwischen Moral und Religion an; ihre Religion ist moralisch, und ihre Moral religiös. Der Religionsunterricht wird in drey auf einander folgenden Cursen vorgetragen; diese beschliesst ein vierter, der aber eigentlich Privat-Unterweisung ist. Der erste Cursus für die jüngsten Zöglinge wird nicht in gebundenem Zusammenhange durchgeführt. Es wird von Leib, Seele, Natur u. s. w. dasjenige herausgehoben, was auf etwas Höheres und Göttliches hinweiset, und dabey wird zugleich die religiöse Sprache gelehrt. Im zweyten Cursus werden die früher gegebenen Wahrheiten zusammengefasst, und mit neuen verbunden. Die Bibel wird ganz und ohne Einleitung in die Hand gegeben, und zum Text der Unterweisung benutzt. Auf die schriftliche Frage der Commissarien: „Ist die Moral, in sofern sie dem Christenthum vorangeht oder dasselbe begleitet, — rein sittlich oder Eudämonismus, oder beides zugleich? — Zu welchem Moralprincip bekennt sich das Institut in seiner ganzen Wirksamkeit?" war die Antwort: „Jedes einzelne Moralprincip ist beschränkt, und es ist unpädagogisch, von einem solchen auszugehen. Wir anerkennen kein anderes als die Natur selbst, wie sie sich im ganzen Umfange der menschlichen Anlagen und Kräfte durch sich selbst entwickelt und darin den Geist des Christenthums darstellt und ausdrückt." Des dritten Cursus Hauptinhalt ist die alttestamentliche Geschichte. Der Lehrer hat hier vorzüglich die Beanwortung folgender Fragen im Auge: 1) wie gelangt der Mensch zur Kenntniss Gottes? 2) worin besteht diese Kenntniss? 3) wie spricht sich dieselbe im Menschen aus? — Im vierten Cursus wird eigentlich das Christenthum gelehrt. Dieser Unterricht wird aber nur auf Begehren und gegen besondere Bezahlung ein halbes Jahr hindurch täglich eine Stunde den Zöglingen gegeben, welche zur heiligen Communion vorbereitet werden sollen. Die Admission zum heiligen Abendmahl geschieht mit aller Feyerlichkeit in der Kirche. — Die Anstalt will zwar im Wesentlichen an dem Religionsunterricht nichts ändern, sie ist aber doch damit beschäftigt, die religiöse Entwickelung der menschlichen Natur näher zu untersuchen. — Die katholischen Zöglinge wohnen dem Religionsunterricht der Anstalt bey; eine besondere Unterweisung für dieselben folgt nachher wöchentlich zweymal. *Religionsübungen*. Dazu gehören die Gebete am Morgen, vor und nach den Mahlzeiten und am Abend, und seit zwey Jahren ein einfacher, aber rührender häuslicher Gottesdienst. *Moralische Disciplin*. Diese befasst: die Freyheit zu sprechen und zu handeln auch ausser der Schulzeit; die gleiche Behandlung der Zöglinge; keine Auszeichnungen; keine Erregung der Nacheiferung, damit nicht das Herz verdorben werde; keine körperlichen Strafen ausser bey sinnlicher Unordnung; fortwährende Aufsicht bey Tage und bey Nacht; allgemeine Buchhaltung über die Aufführung; die sonntägliche Censur über jede Woche; die besondere Vorladung vor den Vorsteher und die ältesten Lehrer; die wöchentliche Erscheinung jeder Classe vor dem Vorsteher. Die Lehrer speisen am Tische der Kinder, sie schlafen in denselben Zimmern, nehmen an ihren Spielen Theil und bekümmern sich um ihre kleinsten Bedürfnisse.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Chemnitz*, b. Maucke: *Feyerstunden* von *Alexander von Einsiedel*. 1810. VII u. 231 S. 8. (18 gr.) Diese Feyerstunden, welche in Erzählungen bestehen, deren Stoff und Inhalt aus anderen zum Theil poetischen, zum Theil historischen Schriften entlehnt und frey bearbeitet ist, sind in einem hie und da steifen, grösstentheils aber würdigen und ziemlich wohlklingenden Stil geschrieben, so dass sie sich im Ganzen angenehm lesen, und auch Unterhaltung gewähren. *Die Hölle auf Erden* nach *Macchiavell* hätte leichter und einfacher vorgetragen werden, und ein mehr heiteres, scherzhaftes Wesen annehmen und erhalten sollen. Da *das geraubte Marienbild*, das eine bekannte Geschichte aus dem befreyten Jerusalem des Tasso prosaisch wiedergiebt, die Aufmerksamkeit des Lesers nicht auf das Bild, sondern auf das Schicksal zweyer Liebenden hinleiten und diess zum Hauptgegenstand machen soll: so hätte die Erzählung gleich mit den Liebenden anheben müssen, so wie sie damit schliesst, wobey ohnehin des Bildes nicht weiter gedacht wird. — Vorzüglich anziehend und charakteristisch-merkwürdig werden die Leser die Geschichte des Grafen Cornifiz von Ulefeld finden, und überhaupt bey diesen sieben Erzählungen eben keine Langeweile verspüren. — T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 FEBRUAR, 1812.

PÄDAGOGIK.

Bern, b. Haller: *Bericht über die pestalozzische Anstalt zu Yverdon* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Allgemeine Einrichtung. Alle Kinder haben 10 Stunden Lectionen: Vormittags von 8 bis 1, und Nachmittags von 2 bis 4 und von halb 6 bis halb 9. Die Zöglinge sind in 6 Classen getheilt. Die erste und dritte sind den deutschen, die zweyte und vierte den französischen Zöglingen bestimmt. In der fünften und sechsten hört der Unterschied der Sprache auf, und die deutsche wird die herrschende. Die zwey ersten Classen werden in der Religion unterwiesen, in beiden Sprachen, in der Geometrie, in der Rechenkunst, im Zeichnen, Schreiben, Gesange und in der Gymnastik. In der dritten und vierten kommt die Geographie hinzu, in der fünften die Geschichte, und endlich in der sechsten noch die Naturgeschichte und die lateinische Sprache. Für die deutsche Sprache, die Geometrie, die Rechenkunst, das Zeichnen, Schreiben und Singen ist ein paralleles Classensystem. Weil der Unterricht im Lateinischen an die sechste Classe gebunden ist: so können ihn die jüngeren Zöglinge nur mit Aufopferung anderer Lehrstunden benutzen. Einige Ältern kümmern sich darum nicht; die Anstalt macht Vorstellungen dagegen — und giebt zuletzt dem Dringen und Drängen nach. Der Unterricht im Deutschen und Französischen füllt in den fünf ersten Classen über zwey Drittheile der Zeit aus. In der sechsten tritt die lateinische an ihre Stelle und beschäftigt zwey Tagesstunden. Die Geometrie hat alle Morgen in jeder Classe eine Stunde, und eben so die Rechenkunst. In der sechsten hat die Algebra noch wöchentlich zwey Stunden. Der Zeichenkunst sind wöchentlich drey Stunden gewidmet, dem Gesange vier, dem Religionsunterricht drey, der Geographie täglich eine, weniger der Geschichte, und noch weniger der Naturgeschichte. Den geschickteren Schülern werden wöchentlich zwey Stunden zu Beschäftigungen nach freyer Wahl eingeräumt. Weil der ganze übrige Tag mit Übungen und Spielen ausgefüllt ist: so müssen die Kinder Alles während des Unterrichts lernen oder sich deshalb an ihren Erholungen abbrechen. Vom zehnten bis zum sechzehnten Jahre kann man die Laufbahn durch alle sechs Classen beendigen.

Die Töchteranstalt, noch in der Wiege, hat eine ähnliche Einrichtung. Die Zöglinge sind entweder Kostgängerinnen oder bloss Schülerinnen; jene wohnen in einem Hause nahe beym Schlosse, unter der Aufsicht einer Hausmutter. Nicht alle Zweige des Unterrichts werden hier so weit fortgesetzt, als in der Knabenschule. Von der Geometrie wird nur die Formenlehre gelehrt, und beym Rechnen wird noch die grosse Einheiten-Tabelle gebraucht. Während des Rechnens verrichten die Mädchen weibliche Arbeiten, welches wahrscheinlich auch bey anderen Lectionen geschieht. Dem Gebete und dem Gottesdienste wohnen sie im Schlosse bey.

Lehrer-Anstalt. 1) *Anstalt für Erzieher.* Sie hatte 32 Schüler, und unter diesen nur 5 Einheimische. Der kleinere Theil lebt im Schlosse nach desselben Vorschrift. Diese Zöglinge werden als Fremde aufgeführt, welche die Methode erlernen. Einige unterrichten selbst und werden besoldet. Diese Lehreranstalt ist kein Seminarium für angehende Lehrer, welches die Direction noch zu errichten trachtet; daher auch hier kein wissenschaftlicher, zusammenhängender Cursus in der Pädagogik zu suchen ist. Man giebt dem studirenden Lehrer die pestalozzischen und andere verwandte Schriften in die Hand, man setzt ihn auf die Schulbank neben die Kinder und lässt ihn alle Lectionen mitmachen. Ausserdem lehrt man sie die Philosophie der Sprache, die Religionsgeschichte und die subtileren Combinationen der Mathematik, und verbindet damit einige pädagogische Anleitungen zur Erklärung der Methode. Zu dem Hausgottesdienste, so wie zu den Lehrerconferenzen, haben sie Zutritt. Diese Schüler haben unter der Aufsicht der Anstalt eine literarische Gesellschaft errichtet zu Declamationsübungen, zur Beurtheilung von Aufsätzen und zur Erörterung pädagogischer Gegenstände. 2) *Schule für Erzieherinnen.* Auch diese sind entweder Kostgängerinnen und wohnen mit den jungen Töchtern im nämlichen Hause, oder bloss Schülerinnen. Beide bilden eine Art von kleinem Seminarium für Lehrerinnen. Man erblickt hier durchgehends mehr Ordnung und Zusammenhang als in der Lehreranstalt. Die Unterrichtsgegenstände sind dieselben, wie in der Lehreranstalt, nur nach dem Geschlechte modificirt. Bey dem Vortrage über Philosophie der Sprache waren beide Geschlechter in demselben Hörsaale; in den übrigen Lectionen sind sie getrennt. Sie werden auch in das Gebiet der schönen Wissenschaften geführt, und üben sich in Aufsätzen und Vorträgen. Das Buch der Mütter scheint ihr vorzüglichstes Studium zu seyn. Die Methode und ihr Geist scheint das zarte Geschlecht weit mehr anzusprechen.

Die Direction. Für alle diese Anstalten sind 29 Leh-

terrichts nach Maſsgabe ihrer Wichtigkeit." Hierauf bemerken wir zuvörderſt, daſs die hier aufgeworfene Frage zu früh kommt, und daſs ſie erſt nach der Prüfung der Kunſtbildung, zu welcher fälſchlich gar die neueren und alten Sprachen gerechnet ſind, beantwortet werden kann. Nach dieſen ihren Anſichten tadelt die Commiſſion, daſs die Mathematik unverhältniſsmäſsig begünſtigt ſey, und daſs das Studium des Menſchen keine eigene Stelle in dem ſo weiten Kreiſe des Unterrichts erhalten habe. Sie hofft ferner, daſs der Zögling in Betreff der Natur noch mehrere und beſſere Kenntniſſe erhalten werde, wenn die Anſtalt bey einer neuen Durchſicht der Geographie dasjenige wieder der Naturwiſſenſchaft zutheilt, was ihr entzogen iſt, und überflüſſige Nebenſachen hinwegräumt. Sie glaubt endlich, daſs die geſellſchaftlichen Kenntniſſe durch ihre Vereinzelung eine Vollendung erhalten werden, die ſie in der allgemeinen Verſchmelzung nie erhalten können. Aus dieſem Tadel und aus dieſen Erwartungen geht hervor, daſs die Commiſſion die obige Frage verneinend beantwortet. Wir halten aber dafür, daſs dieſs, wenigſtens aus obigen Prämiſſen, keineswegs folgt. Denn erſtlich iſt der aufgeſtellte materielle Zweck höchſt mangelhaft, weil neuere und alte Sprachen doch auch wohl zu den Kenntniſſen gehören, welche Alter und Stand ſolcher Kinder erfodern und zu denen die Erziehung verhelfen ſoll. Ferner iſt dieſer Zweck zu allgemein, ganz unbeſtimmt und mit gar keiner Rückſicht auf ein ſechszehnjähriges Alter und auf den Charakter der peſtalozziſchen Anſtalt ausgedrückt. Zuvor hätte doch beſtimmt werden müſſen, was die peſtalozziſche Anſtalt für eine Schule ſeyn will, und was für eine Schule ſie wirklich iſt. Wenn Rec. ſie nach der obigen Darſtellung mit ſeiner gelehrten Anſtalt vergleicht: ſo würde er die peſtalozziſche für eine humaniſtiſche Vorbereitungsſchule erklären. Der aus der peſtalozziſchen Schule entlaſſene Zögling würde in den meiſten Fächern nur nach Tertia hingehören, und noch fünf Jahre bis zu ſeiner Dimiſſion auf die Univerſität gebrauchen. Mit welchem Grunde will man alſo von der peſtalozziſchen Schule für ſich beſtehende und abgeſchloſſene Studien des Menſchen und der geſellſchaftlichen Kenntniſſe fodern? Verſteht dagegen die Commiſſion unter dieſem Studium des Menſchen nicht, wie es doch ſcheint, einen theoretiſchen Vortrag der pragmatiſchen Anthropologie, ſondern eine von den erſten Elementen anhebende und ſtufenweiſe fortſchreitende Entwickelung und Cultur der Empfindungen, Begriffe, Willensäuſserungen und aller Gemüthszuſtände; ſo ſind wir mit ihr einverſtanden; denn wir halten dieſe Gymnaſtik der übrigen Geiſteskräfte und dieſe Cultur des Gemüths für eben ſo nothwendig zur allgemeinen Menſchenbildung und zu einem idealiſchen Vernunftleben, als die Cultur der Anſchauungs-, Reflexions- und Combinations-Kraft durch den mathematiſchen Unterricht. Nach unſerer Überzeugung beſteht eben hierin der wegen ſeiner verkehrten Behandlung ſo verſchriene, aber höchſt nothwendige philoſophiſche Unterricht für eine Schule, und es iſt ein weſentlicher Mangel der peſtalozziſchen Anſtalt, daſs ſie demſelben nicht eine methodiſche Bearbeitung und eine beſondere Lection widmet. Ein beſonderer und vollendeter Unterricht über das geſellſchaftliche Leben und die dazu erfoderlichen Kenntniſſe gehört aber auf keinen Fall für die peſtalozziſchen Schüler, weil dieſe weder für die Univerſität, noch für das höhere Geſchäftsleben reif ſind, ſondern noch eine höhere Schule beſuchen müſſen, wo ein Unterricht über das geſellſchaftliche Leben und über den Umgang mit Menſchen in der groſsen Welt ihnen vor ihrem Abgange auf den Weg gegeben wird. — In Rückſicht der Frage, ob die Anſtalt auch für die Ausbildung der Geiſteskräfte ſorge, welche zu dieſem Behuf in Einbildungskraft, Gedächtniſs und Verſtand abgetheilt werden, glaubt man, daſs das Gedächtniſs vielleicht nicht genug beachtet wird, und nach einer ausführlichen Erörterung des Einfluſſes, den die Mathematik auf die Verſtandesbildung äuſsert und noch zu wünſchen übrig läſst, macht man es der Anſtalt zum Vorwurf, daſs ſie keine Logik lehrt. Über dieſen Punct beziehen wir uns auf das, was wir ſo eben vom philoſophiſchen Unterricht geſagt haben.

Die billigenden und miſsbilligenden Bemerkungen der Commiſſion über die Kunſtbildung finden wir oberflächlich und unbefriedigend. Über die beſſere Methode des Unterrichts in fremden Sprachen, in der Leſe- und Zeichen-Kunſt läſst ſich wohl nicht ſo kurz und ohne Gründe entſcheiden, als es hier geſchehen iſt. S. 166 heiſst es: „Der Gedanke, die Geſchmacksbildung und Kunſtentwickelung dem Kinde zu überlaſſen, iſt eine Pflanze, die nicht dem urſprünglichen Boden einer Anſtalt entſproſſen ſeyn kann, die zum Grundſatze hat, von Thatſachen der Erfahrung und ſinnlichen Vorſtellung auszugehen." Allein die Kunſtfähigkeit, z. B. Puncte, Linien, Laute u. ſ. w. hervorzubringen, und in beliebige Verhältniſſe zu ſetzen, iſt gleichfalls eine Thatſache, die ſich unmittelbar in unſerem Bewuſstſeyn ankündigt, und folglich verfährt die Anſtalt in der Zeichenmethode ihrem Grundſatze ganz gemäſs. Der Meinung aber, daſs beym Geſangsunterricht die Tonleiter dem Takt vorangehen müſſe, treten auch wir bey, weil ſich dieſelbe mit der Bildung der Stimme wohl am zweckmäſsigſten verbinden läſst.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Gebr. Hahn: *Unterhaltungen mit Gott in den Morgenſtunden, auf jeden Tag des Jahres*, von *Chriſtoph Chriſtian Sturm*, Hauptpaſtor zu St. Petri und Scholarcha in Hamburg. 1 Theil. Zehnte Auflage. Durchgeſehen und vermehrt von *F. P. Wilmſen*. 1811. 864 S. 8. (Beide Theile 1 Rthlr. 12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 FEBRUAR, 1812.

PÄDAGOGIK.

Bern, b. Haller: *Bericht über die pestalozzische Erziehungs-Anstalt zu Yverdon* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bey der Prüfung dessen, was die Anstalt zur Bildung des Herzens anwendet, wird geäussert, dass das Institut unmittelbare und gelegentliche Einwirkungen auf das Herz sehr wohl kenne, und bey dem übrigen Unterricht benutze. Auffallend ist das Geständniss: „Auf dem ganzen Unterricht, der dem eigentlichen Religionsunterricht zur Vorbereitung dient, liegt für uns eine Art Schleyer, der ihn für unseren Blick verhüllte, und den wir nicht ganz durch Fragen, Erörterungen und Briefwechsel zu heben vermochten. Was wir sehr deutlich sehen, ist das reine, aufrichtige Bestreben, dem Gemüthe der Zöglinge Frömmigkeit einzupflanzen." Wenn dieses Bestreben so sichtbar und der Gang des Unterrichts bekannt ist: was bleibt denn noch in einen Schleyer verhüllt? — Die beiden ersten sehr verlängerten Cursus sind ganz der natürlichen Religion gewidmet. Hier, meint man, ist der Zögling, noch ehe er Christ wird, ein junger Philosoph. Im dritten Cursus hört er auf, ein Schüler der Natur zu seyn; die Geschichte spricht zu ihm; er glaubt, und sein Glaube ruht auf Autorität, aber nicht des Evangeliums, die erst später erscheint. Mit diesem ganzen Unterricht, der sowohl aus dem Gesichtspunct der Religion als auch der Moral betrachtet wird, äussert sich die Commission nicht zufrieden. Sie will, dass er mit der Geschichte der Bibel anhebe, und dass er das Kind schon frühe mit Christus bekannt mache. Sie tadelt ferner, dass das Institut nicht ein festes Grundprincip der Moral angenommen hat. Rec. stimmt hier weder mit den Ansichten der Hn. Commissarien, noch mit denen der pestal. Anstalt überein. Ihm ist die stufenweise Entwickelung und Cultur der sittlichen und religiösen Begriffe und Gefühle und das dadurch bewirkte geistige Leben in Gott der Zweck des moralisch-religiösen Schulunterrichts. Die Mittel dazu liegen in dem, was da ist und geschieht und von Anbeginn geschehen ist, in den Offenbarungen der Natur und der heiligen Schrift, in den Schicksalen einzelner Menschen und des Menschengeschlechts. Sie alle können und müssen gemeinschaftlich zur Erreichung jenes Zwecks benutzt werden; denn der innere subjective Zusammenhang und die naturgemäse Reihenfolge der sittlichen und religiösen Begriffe und Gefühle bestimmen den Gang dieses Unterrichts, und nicht die objectiven Lehrmittel, welche man zur Entwickelung und Cultur derselben anwendet. Die Theorieen der Moral, der Theologie und des Christenthums, als objective Wissenschaften, gehören gar nicht für den Schulunterricht. Von dem Religionsunterrichte abgesehen, findet die Commission die religiösen Übungen, den sonntäglichen Gottesdienst und die moralische Disciplin höchst zweckmäsig, und nennt letztere den zusammenhängendsten, wohlberechnetesten und vortrefflichsten Theil der Erziehung in dem Institute.

Die angeschlossene Beurtheilung des Studienplans enthält eine oberflächliche Wiederholung des schon öfters Gesagten, und verräth keine richtige und bestimmte Ansicht von dem Unterrichtskreise einer humanistischen Vorbereitungsschule, wofür wir die pestalozzische halten müssen. Zu den müssigen Theilen der Unterrichtsobjecte in Yverdon, welche durch nützlichere ersetzt werden könnten, gehört denn auch, nach der Meinung der Hn. Commissarien, „jenes Griechische und Latein, die den Gymnasien vorgreifen, ähnlich den Parasiten-Pflanzen, welche auf Kosten des sie tragenden Baums leben", und die S. 100 „ein Opfer" genannt werden, „welches der Verschiedenheit der Stände gebracht wird." Ein sonderbareres und unrichtigeres Urtheil ist so leicht nicht über das Griechische und Lateinische gefällt worden. Jene vermeintlichen Parasiten-Pflanzen sind der wahre Lebensbaum für den jugendlichen Geist, und wir missbilligen es daher, dass die pestal. Anstalt sie nicht weit früher und weit mehr zur Bildung ihrer Jugend benutzt. Nach der Bemerkung, dass die Geschichte des Instituts vielleicht alle Fehler seines Studienplans erklären würde, gelangt die Prüfung zu folgendem Schluss: „Die Grundlagen wurden vortrefflich gelegt, aber nicht eben so glücklich das Gebäude aufgeführt. Hie und da sind Missgriffe in der wirklichen Ausführung vortrefflicher Ideen, hie und da die Grenzen eines Bildungsfachs zu weit ausgedehnt und anderwärts zu sehr beschränkt."

Die Lehreranstalt bey der pestal. Schule wird nur der Schatten eines Seminariums genannt. Es werden die Masregeln gebilligt, dass man den für die Kinder bestimmten Unterricht in der Lehreranstalt vollendeter und umfassender darstellt, dass man die angehenden Lehrer den Gang des Unterrichts beobachten lässt, und ihnen das Verfahren der Methode erklärt, und dass man endlich denjenigen, welche Lust bezeigen, die Erlaubniss giebt, sich selbst

im Unterricht zu versuchen; aber gemissbilligt wird mit Recht, dass man ihnen keine Belehrung über die allgemeinen Ansichten und Grundsätze der Erziehung ertheilt, um nicht die Lehrlinge, wie man meint, durch Theorieen zu verwirren. Die Anstalt für Lehrerinnen erhält mehr Beyfall. Mit besonderem Vergnügen, heisst es S. 196, verweilt der Beobachter bey dem Unterrichte, wo unter dem Namen „Buch der Mütter" (das bis jetzt nur in den Heften des Lehrers vorhanden ist) die Methode gelehrt wird, die allerersten Entwickelungen der Kindheit zu befördern und zu leiten. Die Philosophie der Sprache und die Religionsgeschichte werden für überflüssig erklärt.

Im letzten Abschnitte wird die Nutzbarkeit der Anstalt für die öffentliche Erziehung beurtheilt, d. h. ob die Anstalt als Vorbild für andere öffentliche Schulen, entweder für die Primarschule, oder für die Secundarschule, oder für eine Einleitungs- und Vorbereitungs-Schule zu höheren wissenschaftlichen Studien dienen könne. Die Antwort fällt in aller dieser Hinsicht verneinend aus, und es werden bey dieser Gelegenheit dem Lehrplan der Anstalt mehr Vorwürfe gemacht, als bey der ausführlichen Prüfung derselben. „Die Bildungsmittel der Anstalt" — so lautet das letzte Resultat — „stehen nur in sehr unvollständiger Verbindung mit unseren Stiftungen für den öffentlichen Unterricht. Die Privatanstalten finden reiche Ärndten auf einem Felde, das der Eifer und die Einsichten schon lange anbauten. Aber unsere Schulen können dort nur wenige Ähren lesen."

Wir glauben jetzt dem Leser das Wesentlichste aus diesem merkwürdigen officiellen Bericht über die durch Lob und Tadel so berühmte pestal. Anstalt mitgetheilt zu haben, und beschliessen unsere Anzeige mit einigen allgemeinen Bemerkungen sowohl über den Bericht, als über die Anstalt selbst. Wenn wir uns in die Seele des ehrwürdigen *P.* und seiner wackeren Gehülfen versetzen: so glauben wir, dass sie mit diesem Bericht nicht zufrieden seyn können, und dass sie gegen die Richtigkeit vieler Behauptungen und Folgerungen Manches einzuwenden haben werden. Aber das ist ihre eigene Schuld, könnte man sagen; denn der Weg, den sie wählten, war nicht der rechte, um richtig und gründlich beurtheilt zu werden. Warum lieferten sie nicht selbst eine vollständige und wissenschaftlich begründete Darstellung ihrer Anstalt, und foderten nachher den Staat, wenn diess ihren Absichten gemäss war, zur prüfenden Vergleichung ihrer schriftlichen Darstellung mit der wirklichen Ausführung auf? Wer kann besser die Grundsätze, worauf das ganze Erziehungsgebäude zu Yverdon gegründet ist, den Zweck und die ihm angemessene innere Einrichtung desselben kennen, als der Gründer selbst? Sind diese Erziehungsideen, die Gründe des Verfahrens und das Gedankensystem, worauf die Anordnung des Unterrichts beruht, Gegenstände, die sich besser von fremden Personen durch Abstraction von dem, was geschieht, als von dem Urheber selbst darstellen lassen? Muss *P.*, von welchem schon damals über Vieles theils mündliche, theils schriftliche Auskunft gefodert wurde, jetzt nicht noch erklären, ob er überall richtig verstanden und beurtheilt wurde, und ist dadurch die Darstellung der wahren Beschaffenheit seines Instituts nicht wieder in seine Hand gegeben? Hätte er selbst über seine Anstalt einen vollständigen und gründlichen Bericht geliefert: so würde dieselbe von der sachkundigen Welt in allen wesentlichen Puncten weit richtiger beurtheilt werden können, als es in diesem amtlichen Bericht geschehen ist, und mittelst desselben geschehen kann.

Rec. hat alle Achtung gegen die gelehrten Hn. Commissarien, aber mit dem Bericht selbst kann auch er, ungeachtet der darin enthaltenen scharfsinnigen und trefflichen Bemerkungen, nicht zufrieden seyn, weil die Anlage desselben fehlerhaft und eben dadurch die wissenschaftliche Würdigung der Anstalt, um welche es bey diesem Institute sowohl dem Staate, als auch der übrigen Welt einzig und allein zu thun seyn könnte, gänzlich verfehlt ist. Nach unserer Ansicht von einem solchen Geschäfte konnte die Commission nicht eher zur Prüfung in die Anstalt treten, als bis sie sich den höchsten Zweck der Erziehung und das Bild einer Erziehungsanstalt gemäss diesem Zweck, wenigstens mit den wesentlichsten Grundzügen, entworfen hatte, um an diesem Maßstabe die pestal. Anstalt zu messen. Diese Idee der Erziehung und dieses Ideal einer Erziehungsanstalt musste daher auch in dem Bericht vorangeschickt werden, und darauf die prüfende und vergleichende Darstellung der pestal. Anstalt folgen, wenn sich nicht allein der Geist und die Brauchbarkeit derselben ergeben, sondern auch die wichtige Frage beantwortet werden sollte, ob und in wiefern diese Anstalt die Idee der Erziehung realisirt. Bey dem Gange aber, den der Bericht nimmt, ist die Wiederholung des ganzen ersten Theils im zweyten unvermeidlich, und eine wissenschaftliche Beurtheilung dessen, was die Anstalt ist und leistet, unmöglich. Die Prüfung der Kinderschule fängt zwar S. 120 mit dem Satze an: „Die Idee der Erziehung muss uns hier leiten." Aber es ist dieselbe in dem ganzen Bericht nicht aufgestellt. Wenn ferner der Bericht sagt: „Man kann von der Anstalt eine vollständige Erziehung fodern, die dem Alter (von 16 Jahren) und dem Stande der Zöglinge angemessen, sie auf den Punct gebracht habe, ihrer ferneren Bestimmung folgen zu können:" so fragt sich ja vorher, worin denn diese vollständige Erziehung bestehe, und welches der Punct sey, bis zu welchem ein sechzehnjähriger Jüngling, dem es nicht an Mitteln fehlt, geführt werden kann und muss. Da Beides nicht zuvor festgesetzt, und der vollständige Bildungskreis bis zu diesem Alter nicht verzeichnet ist: so konnte das Räsonnement über die pestal. Lehrmittel und über ihre Brauchbarkeit für andere öffentliche Schulen nicht anders als schwankend und unbefriedigend ausfallen. Wie folgt z. B. daraus, „dass die pestal. Anstalt die nun einmal bestehenden Stufen des öffentlichen Unterrichts durchaus

nicht beachtet, und dass jene Bildungsmittel nur in sehr unvollständiger Verbindung mit unseren Stiftungen für den öffentlichen Unterricht stehen," wie folgt daraus, dass die pestal. Methode für öffentliche Schulen nicht anwendbar seyn soll? Man würde ja umgekehrt sagen müssen: wenn die pestal. Methode, nach den Grundsätzen der Pädagogik erwogen, die vorzüglichere ist: so müssen die bestehenden Stufen und Formen des öffentlichen Unterrichts als die schlechteren weichen, und diesen besseren den Platz räumen. Und liegt denn die pestal. Methode in der getadelten Ausdehnung, Mischung und Gegeneinanderstellung einzelner Unterrichtsgegenstände? Wäre gegen diese auch Manches einzuwenden: so könnte desshalb die Methode selbst doch noch immer anwendbar seyn. Aber Rec. vermisst durchaus in dem Bericht eine überzeugende Darstellung und philosophische Würdigung des wahren Wesens der pestal. Methode, und eine gründliche Prüfung der einzelnen Lehrmittel und der mit ihnen vorgenommenen Veränderungen nach der Grundidee der Methode. Das, was S. 101 für die pestal. Methode ausgegeben wird, kann er dafür nicht gelten lassen, oder er müsste sich sehr wundern, wie eine Lehrart, welche lange vor *P.* in jeder guten Schule Deutschlands herrschend war, in der pestal. Schule so viel Aufsehen erregen konnte. Die Commission will zwar durch ihren Auftrag: „Wir sollten untersuchen, was man thue, nicht was man zu thun gedenkt" (d. i. beabsichtigt), alle philosophische Prüfung von sich weisen; aber konnte sie Ersteres ohne Letzteres gründlich untersuchen, und konnte sie überhaupt ihrem Auftrage Genüge leisten, wenn sie nicht die von uns eben genannten Foderungen erfüllte? Wie wenig der Bericht selbst über die wesentlichsten Gegenstände einer solchen Anstalt Licht verbreitet, darüber will Rec. nur noch das zum Beweise anführen, dass man sich von der Classeneinrichtung der pestal. Schule keinen Begriff machen kann. Es werden sechs Classen angegeben, und doch heisst es, die erste und die dritte Classe sind den deutschen, die zweyte und die vierte den französischen Zöglingen bestimmt. Diese vier Classen können ja dann aber nicht einander subordinirt, sondern es müssen je zwey und zwey coordinirt seyn, d. h. es müssen in den zwey unteren Classen für deutsche, und in den zwey unteren Classen für französische Kinder dieselben Lectionen gehalten werden, wodurch nur vier Classen für das Institut herauskommen. Ob und wie nun die verschiedenen Cursus und Abtheilungen einzelner Lehrobjecte auf verschiedene Classen vertheilt sind, und wie viel Zeit für jede Classe ausgesetzt ist, das lässt sich gleichfalls eben so wenig einsehen, als warum gerade für die genannten Lehrobjecte parallele Lectionen angeordnet sind. Über das Meiste hievon hätte schon der Lectionskatalog des Instituts befriedigende Auskunft gegeben.

Aus dieser Mangelhaftigkeit des Berichts folgt, dass sich gerade die wichtigsten Puncte der Anstalt nicht gründlich beurtheilen lassen. Ohne Rücksicht auf eine besondere und eigenthümliche Methode, von welcher wir hier ohnehin nichts erfahren, erscheint die pestal. Anstalt als ein sehr ehrwürdiges Erziehungsinstitut, welchem richtige pädagogische Ideen zum Grunde liegen, und in welchem ein ächt pädagogischer Sinn und Eifer herrscht. Aber mit dem Lehrfach, besonders mit der Wahl und Anordnung der Unterrichtsgegenstände, können wir nicht zufrieden seyn. Wir glauben nicht, dass die pestal. Anstalt den richtigen Zweck und Standpunct einer Schule erkannt hat, und dass sie eine umfassende Einsicht von den Lehrmitteln besitzt, welche den jugendlichen Geist zu einem idealischen Vernunftleben hinführen; denn sonst würde sie die Philosophie nicht ausser Acht lassen und von der Alterthumswissenschaft einen ganz anderen Gebrauch machen. Auch zweifeln wir, dass die Anstalt, seitdem sie aus der Sphäre einer Elementarschule herausgetreten ist, sich selbst ein festes Ziel gesteckt, dem gemäss ihren Bildungskreis scharf begrenzt und vollständig ausgefüllt, und die zweckmässigste Reihenfolge und das richtige Verhältniss der Unterrichtsgegenstände erwogen hat, weil sie sonst nicht die Naturgeschichte und die alten Sprachen bis zur sechsten, d. i. zur obersten Classe verwiesen, und auch der Geographie und Geschichte einen früheren Platz eingeräumt haben würde. Doch es würde der Anstalt gewiss nicht schwer fallen, sich diese Kenntniss zu erwerben, und die Organisation ihres Lehrfachs zu verbessern, wenn sie nur erst mit dem, was sie ihre eigenthümliche Methode nennt, im Reinen wäre, und nicht durch eine falsche Vorstellung davon gar auf Irrwege geleitet würde. Die anmassende und doch unverständliche Sprache, in welcher sich die pestal. Schule jedesmal ausdrückt, wenn sie von ihrer eigenthümlichen Methode spricht, lässt besorgen, dass sie über diesen Punct, worein sie so vielen Werth setzt, sich selbst nicht recht versteht oder wohl gar täuscht. Ob unsere Besorgniss gegründet ist, darüber mögen folgende von der Commission zwar für merkwürdig erklärte, aber mit der Zuschrift *P's.* an die Tagsatzung und mit anderen Äusserungen in einem sonderbaren Widerspruch stehende Worte der Anstalt ein Zeugniss ablegen. Auf die ihr vorgelegten Fragen antwortete sie: „Der eigenthümliche Charakter der Methode lässt sich nicht mit vollkommner Bestimmtheit aussprechen, bis sie sich theoretisch und praktisch nach allen ihren Theilen selbstständig ausgebildet hat. Die Methode ist ein Factum der Culturgeschichte des Menschengeschlechts, dessen Entwickelung im Ganzen nur begonnen ist, und das durch keinen Zeitbegriff und durch keine Vergleichung mit einzelnen Unterrichtsmitteln der bisherigen Erziehung erschöpft werden kann." Rec. findet in allen diesen zwar ungebührlich hochtönenden, aber nichts sagenden Worten nur leere und täuschende Ausflüchte; denn er kann durchaus nicht begreifen, wie die bestimmte Angabe dieses eigenthümlichen Charakters erst von der

allseitigen Ausbildung, d. h. doch Anwendung der Methode abhängen soll, da dieser Charakter eine Idee ist, die deutlich erkannt seyn, aller Anwendung vorausgehen, ja über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Anwendung der Methode auf einzelne Lehrobjecte im Voraus entscheiden muss. Dass die pestal. Schule dieses bisher noch nicht erkannt hat, dass sie von dem Wesen ihrer Methode keinen deutlichen Begriff besitzt, dass sie unwissenschaftlich über ihre Methode experimentirt, um aus der Erfahrung endlich den eigenthümlichen Charakter derselben abzuleiten, anstatt sich vorher die Grundidee derselben aufzuhellen und von dieser auf dem wissenschaftlichen Wege zur Anwendung auf die ihr angemessenen wissenschaftlichen Gegenstände fortzuschreiten, das ergiebt sich theils aus ihrer eigenen obigen Erklärung, theils aus den misslungenen Versuchen, die Methode auf solche Gegenstände anzuwenden, auf welche sie nach unserem Dafürhalten nicht anwendbar ist, z. B. auf Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, und aus den selbsttäuschenden Hoffnungen und Versprechungen, diese Wissenschaften künftig noch der Methode anzupassen, theils aus den unterlassenen Versuchen, sie auf diejenigen Wissenschaften anzuwenden, die für sie gehören, z. B. auf Philosophie und Religion. Rec. sieht sich durch den Raum genöthigt, hier abzubrechen; er wird aber nächstens Gelegenheit haben, an einem anderen Orte seine Ansichten von dem wahren Wesen der pestal. Methode, von dem Missverständniss, in welchem jene Schule darüber mit sich selbst steht, und von dem schädlichen Einflusse desselben auf ihren Lehrplan bekannt zu machen. Er schliesst diese Anzeige mit dem herzlichen Bedauern, dass auch die pestal. Anstalt an der Krankheit leidet, an welcher die meisten Schulen danieder liegen; er versteht nämlich darunter das leidige Accommodationssystem, nach welchem die Schulen Allen Alles seyn wollen, und ihren eigentlichen Zweck aus dem Auge verlieren. Wann wird denn endlich die Schule sich auf ihren rechten Standpunct und in das richtige Verhältniss zur Welt setzen?

X^y.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Weiss: *Roman und Wahrheit* in Darstellungen von mancherley Inhalt. 1809. 365 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Ohne Vorrede. Daher erfährt man auch nicht, ob alle in dem Buche enthaltenen Aufsätze aus derselben Feder geflossen sind. Wenn diess aber auch nicht wäre: so tragen sie doch einen ähnlichen Charakter. Sie strotzen von Feuer, Munterkeit und Reichthum an Ideen. Wir zeigen sie der Reihe nach an. *Traum und Wahrheit*, Fragment aus dem wirklichen Leben. Spiele der Phantasie einer nur gar zu modernen Pamela, die aber ihren Booby nicht heirathet, sondern dafür einen Arzt, der dem Leser nicht interessant geworden ist. *Meine Gesundheitsreise von Rom nach Florenz.* Von einem Maler. Kleine gewöhnliche Abenteuer, wie sie einem Reisenden in Italien unter Wagengefährten, Fuhrleuten und in Wirthshäusern aufstossen können. *Roms Fall.* Nach dem Lateinischen. Hier werden die Sittenverderbnisse und inneren Greuel der römischen Republik zur Zeit der Ankunft Cäsars in kräftigen Jamben geschildert. *Der Streit um die Krone*, ein Fragment aus der Geschichte von Athen. Gemüthvolle Auszüge aus den Reden von Aeschines und Demosthenes, in Bezug auf die Bekrönung des Letzteren. *Der falsche Prinz von Modena.* Nach den *Archives litteraires de l'Europe.* Es ist ein Theil der Begebenheiten eines sehr sonderbaren, am Ende unentdeckt gebliebenen, Abenteurers, der i. J. 1748 in Martinique lange für einen Prinzen von Modena gehalten wurde, und fast ohne sein Zuthun, bloss durch sein vornehmes Äusseres und durch eine wohlangebrachte Freygebigkeit, allenthalben das Volk täuschte. Aus Ceuta entwischte er zuletzt ohne Spur. *Geschichte dreyer Seefahrten.* Von Rouen nach Havre de Grace, von Havre nach Kopenhagen, von Kopenhagen nach Swienemünde. Man erlebt sie mit. *Gall* oder *Hindeuten auf die Erziehung der Schönheit.* Ziemlich geschroben. „Heil Lavater! Heil Camper! Heil Gall! Strahlend werdet ihr in die Nachwelt hinüber leuchten, ein grosser Kopf aus eueren Stoffen zusammentragen und erbauen, was das Dunkel unserer Zeit noch nicht begreift; und wie die Vergangenheit einen Heiland der Moral erblickte, kann die Zukunft einen Heiland der Naturkunde sehen." *Frau von Montespan* und *Gräfin Lichtenau.* Man kann es doch nie allen Recht machen. Die Gr. v. L. rühmt sich in ihrer Apologie, dass sie zur Zeit ihres grossen Einflusses sich nie in wichtige Angelegenheiten gemischt habe: welche Unterlassung, wenn mit Bewusstseyn geschehen, ihr, nach unserer Meinung, zur Ehre gereicht. Hier wird sie desswegen getadelt, und ihr das Beyspiel der Montespan vorgehalten. Der Vf. meint, dass, wenn die Gr. v. L. um die Zeit der sogenannten pillnitzer Tractaten mitgeredet hätte, sie sich ein unübersehliches Verdienst um Preussen und Deutschland erworben haben würde. Als wenn sie damals auch gerade jene Tractaten in dem Lichte hätte sehen müssen, worin sie uns jetzt erscheinen! *Über die Fehlgriffe der Verständigen*, eine Abhandlung, mit Anekdoten gewürzt. „Niemand hofft mit grösserem Selbstvertrauen den Klugen zu hintergehen, als der Tropf; und wenn er in der That dazu gelangt, hat er es dem Umstande zu verdanken, dass der Kluge ihn für keinen Tropf hielt." *Karl und Julie*, oder die feindlichen Liebenden. Leicht, wie der Knoten geschürzt ist, fährt er aus einander.

Cht.

1) *Marburg*, auf Kosten des Vfs.: *Abhandlungen über wichtige religiöse Gegenstände* von *Karl Theodor Rütz*, Pfarrer zu Betziesdorf in Kurhessen. 1805. 174 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Versuch eines neuen Katechismus der christlichen Religionslehre* für Schullehrer und die schon erwachsene Jugend in den Bürger- und Land-Schulen der beiderseitigen evangelisch-protestantischen Kirchen, von *Karl Theodor Rütz.* 1809. XIV u. 215 S. 8.

Man lernt aus beiden Schriften einen eben so einsichtsvollen als biedern Religionslehrer kennen, der in einem grösseren und seiner Thätigkeit angemesseneren Wirkungskreise des Guten noch mehr stiften würde. Die in No. 1 untersuchten Gegenstände sind durchaus aus der Sphäre des Predigers auf dem Lande entlehnt, und sind mit eben so viel Sachkenntniss als Wärme für das Gute abgehandelt. Der Katechismus No. 2 zeichnet sich unter der grossen Anzahl ähnlicher Arbeiten aus der neueren Zeit vortheilhaft aus, besonders verdienen die kurzen und doch sehr deutlichen Definitionen und die richtig angewendeten Bibelstellen Beyfall.

— ft —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 FEBRUAR, 1812.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Jena, b. Cröker: *Animadversiones criticae in Callimachi Epigrammata et Achillem Tatium.* Viro illustrissimo *Christ. Gottl. a Voigt*, Ser. Ducis Saxo-Vimariensis et Isenacensis a Consiliis intimis etc., Natalem die XXIII Decembris fausto omine redeuntem auctoritate *Societatis Ducalis Latinae Jenensis* gratulaturus scripsit *Carolus Guilielmus Goettling*, Jenensis, Societatis Latinae Sodalis ordinarius. 1811. VIII u. 42 S. 8.

Diese kleine kritische Schrift, welche aus dem Schoſse der *lateinischen Gesellschaft* zu Jena hervorgegangen, die Wünsche derselben ihrem trefflichen und verdienstvollen Beförderer, welcher selbst vor einem halben Jahrhunderte thätigen Antheil an ihren Arbeiten nahm, auf eine eben so edle als gefällige Weise darbringt, bezeugt, indem sie sich an ähnliche Probeschriften der Mitglieder nicht unwürdig anreiht, nicht nur die Fortdauer, sondern auch das Gedeihen dieses nützlichen, mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts erneuten Vereins. Solche Zeugnisse sprechen lauter, als prunkvolle Empfehlungen. Da die Universität Jena eines philologischen Seminarii entbehrt: so ist die lateinische Gesellschaft, die, wie so vieles andere Treffliche, aus einem Privatvereine wiſsbegieriger Jünglinge entsprungen, in mehr als einer Periode mit mancher prunkenden Anstalt an Ruhme gewetteifert hat; als ein Ersatz für ein solches Institut zu betrachten, und sie bewährt ihren Nutzen vielleicht um desto mehr, je *freyer* dieser Verein auch seiner jetzigen Gestalt nach ist. Mit wenigen Gesetzen belastet, durch keinen illiberalen Zwang beschränkt, behauptet hier das freye Streben nach Wissenschaft allein sein Recht, indem der Vorsteher selbst als einer der Genossen, mehr durch geistige Ansprüche, als durch Vorrechte des Standes und Amtes leitet und zusammenhält. So fügt sich dieses Institut in die ganze Eigenthümlichkeit des akademischen Lebens, das, als die letzte Blüthe des freyen Studiums, so wie es von der einen Seite dem Geist jedes Mittel der Anregung bieten, so von der anderen Alles, was seine freye Bewegung hemmt, entfernen muſs. Es ist sehr leicht, aus Miſskenntniſs der wesentlichen Eigenthümlichkeit des akademischen Studiums, jene Blüthe durch fehlerhafte und despotische Einrichtungen gänzlich zu zerstören, und indem man den Mechanismus des *Lernens* befördert, den *Geist der Wissenschaft* zu tödten. In einem solchen Fall, und wo dieses Übel durch stehende Gesetze verfassungsmäſsig geworden ist, kann ihm nur durch solche freye Verbindungen wissenschaftlich gestimmter Jünglinge entgegengearbeitet werden, die sich dann, um der sicheren und zweckmäſsigeren Leitung willen, einen der öffentlichen Lehrer, der ihnen das meiste Vertrauen einflöſst, zu ihrem Vorsteher und Rathgeber wählen mögen. Auf mehreren deutschen Universitäten haben sich solche gelehrte Vereinigungen von selbst gebildet — als ein schöner Gegensatz jener *antiakademischen*, die den Wissenschaften meist eben so feindlich sind, als der Ordnung und Zucht — und haben das schöne Verhältniſs bekräftigt, das überall zwischen dem Lehrer und dem Lernenden obwalten sollte. Nichts ist daher mehr zu wünschen, als ihre Vermehrung. Und wenn nur die Lehrer die Hände bieten, und sich herablassen wollen zum Privatverkehr mit denen, die nach mehr als Katheder-Mittheilung trachten: so wird auch dieser Wunsch leicht in Erfüllung gehen, und der wissenschaftliche Geist durch die lebendige Mittheilung angefacht, durch diese Vereinigungen, gewiſs zur Freude und dem Vortheil der Lehrenden selbst, auf den Universitäten immer mehr verbreitet werden.

Wie kräftig sich dieser Geist in der *lateinischen Gesellschaft* — welche längst schon nach einem höheren Ziele strebte, als ihr ursprünglicher Name verheiſst — unter der klugen Leitung ihres jetzigen verdienstvollen Vorstehers regt, bezeugt auch diese kleine Gelegenheitsschrift. Sie ist die Arbeit eines hoffnungsvollen Jünglings, dessen allzu früh verstorbener Vater zu den Zierden der Universität Jena gehörte, und den sein Lehrer, *Franz Passow*, jetzt Director des Conradinums zu Jenkau, in der Vorrede zu seiner Übersetzung des Longos (S. L f.), mit zärtlicher Achtung erwähnt. Daſs er dieser Achtung würdig sey, beweiſt diese Arbeit, welche eine mehr als gewöhnliche Belesenheit, Scharfsinn und Urtheil beurkundet. Die Bemerkungen über einige Epigramme des *Callimachus* machen den Anfang. Da diese schon in älterer Zeit commentirt worden, wie (nach *Suidas* in Ἀρχίβιος. T. I. p. 345) vom *Archibius*, des Lexikographen *Apollonius* Vater: so giebt dieses zuerst Gelegenheit zu einer gelehrten Anmerkung über das Leben dieses Grammatikers, den Villoison in die Zeiten des Pompejus Magnus hinaufrückte. Daſs diese Behauptung keine hinlängliche Sicherheit habe, wird hier mit guten Gründen dargethan. Wie unsicher aber überhaupt es sey, aus den Anführungen in dem Lexikon des Apollonius, als worauf sich eben

Villoison's Meinung stützt, sein Zeitalter zu schliessen, erhellt aus der Bemerkung Herm. Tollii Praef. IX über die zahlreichen Interpolationen desselben, wiewohl dieser Gelehrte keineswegs an der Richtigkeit der Angabe des Suidas (Ἀπίων. T. I. p. 267) zweifelte, wo dieser Grammatiker ein Schüler des *Apollonius*, Sohnes des *Archibius*, genannt wird. Da nun Apion ein Zeitgenosse des Dionysius von Halicarnassus war, und in den Zeiten des Tiberius und Claudius lehrte: so würde hieraus allerdings folgen, dass Apollonius dem augustischen Zeitalter angehöre. Dagegen aber vermuthet Ruhnkenius Praef. ad Hesych. T. II. p. 5 einen Irrthum beym Suidas, und glaubt den Vf. des homerischen Lexikons in eine weit spätere Zeit setzen zu müssen. Von diesen Ansichten der beiden holländischen Gelehrten ist hier kein Gebrauch gemacht, sondern nur richtig bemerkt, dass der Grammatiker, der unter dem Namen des τεχνικὸς vom Etym. M. in αἰζηὸς p. 32 angeführt wird, nicht nothwendiger Weise der Dionysius Thrax seyn müsse, der unter Pompejus gelebt, und hinwiederum in dem homerischen Wörterbuche des Apollonius angeführt wird, sondern gar wohl der Grammatiker Herodianus seyn könne, der auch S. 741 des Etymol. M. unter dem Namen des τεχνικὸς vorkömmt. Überhaupt aber ist diese Benennung allzu Vielen gemein, wie schon aus der von Hn. *G.* erwähnten Stelle des Etymol. M. in ἄσμενος p. 155 erhellt. Nach dieser vorläufigen Bemerkung folgt die Erörterung von *vier* der schwierigsten Epigramme des *Callimachus*, nämlich XXXI (ap. Ernest. V), welches sich nur beym Athenäus L. VII. p. 318. B. C. erhalten; LIII (Ernest. XV); I (Ernest. XXX); XLIV; (Ernest. V). In dem ersten dieser Epigramme, das Weihgeschenk eines Nautilos zu begleiten bestimmt, greift Hr. *G.* mit Scharfsinn die Lesart παλαίτερος an (wofür *Bentley* παλαίτερον, *Jacobs* πάλαι τέρυς lasen), als dem Gegensatze mit ἀλλὰ νῦν ἄνθεμα nicht angemessen: *nonne et tum temporis*, sagt er, *quum a muliere Arsinoae dedicaretur, concha erat?* Den Gegensatz zu retten, wird σάλου πάρος vorgeschlagen (*ego concha antea maris fui, in mari degebam, nunc tu me possides Arsinoë*), mit geringer Wahrscheinlichkeit, wie uns dünkt. Richtig aber wird V. 10 die Lesart der Handschrift ἀλκυόνης, als Eigenname, und die brunkische νοτερῆς in Schutz genommen, obschon der Vf. lieber νοτερῆς . . θαλάμησιν läse. Uns dünkt die Stellung der Worte mehr für das erstere. Die *Halkyone* giebt hier zu einem Excurs über ein bekanntes Fragment des Alkman Gelegenheit. In dem 3 Distichon begünstigt der Vf. *Hermanns* Verbesserung (zum Orpheus p. 771) ποσσὶ νιν, ὥστ' ἔργῳ τοὔνομα συμφέρεται, bezieht aber νιν nicht mit ihrem Urheber auf πελάγεσσιν, sondern auf das nähere Γαληναίη, was uns, trotz der angeführten, nicht ganz unähnlichen Stelle des *Nonnius*, hart scheint. Wir fürchten überhaupt, dass in der Lesart des Athenäus: ποσσὶν ἵν' ὥστ' . . . ἵν' aus einer Dittographie entstanden sey, da *Callimachus* schreiben konnte:

οὖλος ἐρέσσων
ποσσὶν ἄλ', ὥστ' ἔργῳ τοὔνομα συμφέρεται.

In dem zweyten der erläuterten Epigramme, No. LIII, wo das letzte Distichon ein schweres Räthsel darbietet:

οὗτος ἐμὸς λόγος ὔμμιν ἀληθινός· εἰ δὲ τὸν ἡδὺν
βούλει, πελλαίου βοῦς μέγας εἰν Ἀΐδῃ.

bringt der Vf. ein Fragment des *Callimachus* aus einer ebenfalls verstümmelten Stelle des Jul. Pollux IX, 72 bey: Καλλίμαχος γοῦν περὶ τῶν ἐν ᾅδου λέγων· ἐκ τῶν ὄκου βοῦν (ἐκ τῶν ὀκι βοῦν und ὀκόβουν Codd.) κολλύβου πιπρήσκουσιν, wo er die Worte ἐκ τῶν, als aus dem vorhergehenden λέγων entsprungen, tilgt (wir meinen aber, dass sie in αἰτιῶν verändert werden müssen; vielleicht: λέγων ϒ αἰτιῶν, als welchem Werke die ausgehobenen Worte gut zusagen), und das Übrige in ὅτι βοῦν κολλύβου πιπράσκουσιν. Indem er nun diese Stelle auf den räthselhaften Vers des Epigramms anwendet, und frühe Interpolation vermuthet, wagt er zu lesen:

α. εἰ δὲ τὸν ἡδύν;
γ. κολλύβου ἐμπίπραται βοῦς μέγας εἰν Ἀΐδῃ.

Diese Conjectur wird noch mit der Bemerkung unterstützt, dass *Callimachus* auf eine Komödie des Pherekrates κραπαταλλὰ angespielt habe, in welcher das Leben in der Unterwelt als ein höchst lustiges und wohlfeiles geschildert war. Wir müssen hier den Aufwand von Belesenheit mehr schätzen, als ihr Resultat; und ob wir schon nicht leugnen möchten, dass der Vf. vielleicht die Meinung des Dichters im Ganzen glücklich errathen habe: so müssen wir doch unseren Beyfall einer Vermuthung versagen, die ein ganz unverdächtiges Wort willkührlich ausstösst, und in den übrigen die Spuren der handschriftlichen Lesart allzu gewaltsam vertilgt. Auch die Vertheilung der Worte unter die Redenden gefällt uns nicht. Vielmehr sind wir vollkommen überzeugt, dass das ganze letzte Distichon dem Todten beygelegt werden müsse: „Was ich dir jetzt gesagt habe, sagt Charidas (der Leugner einer Unterwelt), ist wahres Wort; willst du aber lieber ein ergötzliches: so wisse . . . . ." So verstand es auch *Grotius:*

Haec tibi vera loquor, sed mavis suavia: magnus
Pellaei campis bos it in Elysiis.

In dem 1 Epigr. desselben Dichters (XXX Ern. p. 298) greift der Vf. die Lesart der Handschrift: τὶς πολλοὺς ὧδε καὶ ὧδε φέρει . . nicht ohne Grund an; obgleich *Bentley* die Bemerkung des *Scholiasten* zu Soph. Colon. 3, τὶς könne für ein relativum stehen, nicht geradezu verwirft. Entschieden spricht *Reiz* Praef. Herodot. p. XV sq. ihr Verdammungsurtheil aus, alle Stellen, die man dafür anführen könne, als verdorbene zurückweisend; und *Wolf* ad Demosthen. Leptin. p. 231 unterschreibt diese Behauptung, vornehmlich in Beziehung auf den attischen Sprachgebrauch. Damit auch diese Stelle der Allgemeinheit der Behauptung nicht im Wege stehe, schlägt der Vf. vor: κελεύθοις (st. κελεύθῳ) χαίρω, τοὺς πολλοὺς ὧδε καὶ ὧδ' ἃ φέρει. Wir glauben, dass man mit geringerer Mühe zu demselben Zwecke gelangen könne. — In dem V Epigr.

(XLIV Ern. p. 310) wird die pleonastische Art zu reden: ὧν ὁ μὲν αὐτῶν . . . durch Zusammenstellung einer ganzen Anzahl ähnlicher Stellen (von denen *Jacobs* nur eine anführt) gut erläutert, und bey dieser Gelegenheit Einiges im *Nonnus* mit Glück verbessert. Im 6 V. verwirft Hr. *G. Toups* Conjectur: ἀλλ' ἐφίλησα τὴν Φλιήν, als eine unglückliche. Doch fand *Wyttenbach so* in einer seiner Handschriften, und es ist kaum zu zweifeln, dass *Plutarch*, in dessen Ausgaben wir jetzt das unmetrische Φίλην lesen, wirklich Φλιήν geschrieben habe. Eine andere Frage ist, ob damit dem Dichter das Rechte wieder erstattet sey. Der Sammler der vaticanischen Anthologie, wo wir jetzt τὴν ἱαρὴν finden, las sicher etwas anderes, was uns noch unentdeckt scheint, obgleich Hr. *G.* die *reiskische* Conjectur Φιαρὴν für das Richtige hält.

Die *Observationes in Achillis Tatii Leucippam*, welche von S. 24 an den Rest dieser Schrift füllen, werden mit der Bemerkung eröffnet, dass die häufige Lectüre der erotischen Schriftsteller die Ursache der grossen Abweichungen sey, die man in den Lesarten ihrer Handschriften finde, so wie das öftere Copiren von ununterrichteten Schreibern sie mit den hässlichsten Fehlern bedeckt habe. Diese Bemerkung lässt sich noch weiter ausdehnen, und es wird sich ziemlich allgemein bestätigt finden, dass die leichtesten Schriftsteller, und deren Lectüre nichts weiter voraussetzte, am meisten verunstaltet sind, während die schwereren mit grösserer Genauigkeit, Einsicht und Gewissenhaftigkeit copirt wurden. Den Achilles Tatius hat vor den übrigen Erotikern ein schlimmes Loos getroffen. Er ist an vielen Stellen verderbt, wo keine Handschrift zu Hülfe kömmt; und nach *Salmasius* hat kein Herausgeber seine Pflicht auch nur nothdürftig erfüllt. *Bodens* Verdienst beschränkt sich auf die Wiederholung der Anmerkungen von *Salmasius*, indem der grösste Theil der übrigen Zugaben mehr eine Belastung als ein Schmuck seiner Ausgabe ist; in der zweybrücker Ausgabe aber sind nicht einmal die salmasinischen Schätze mit einiger Gewissenhaftigkeit benutzt worden. Daher wimmelt diese Ausgabe, die sich sonst durch ein gefälliges Äusseres dem Auge empfiehlt, von Verunstaltungen aller Art, die sich ohne Mühe tilgen liessen, und oft schon durch die Handschriften verbannt wurden, von falschen Accenten, unrichtigen Modis und einer fehlerhaften Interpunction, durch deren Verbesserung allein eine Menge Stellen wiederhergestellt werden können. Der Vf. unserer Schrift hat dieses Verbesserungsmittel nicht unbeachtet gelassen. So fängt er L. V. 10. p. 204 ed. Bip. ganz richtig einen neuen Satz mit den Worten: καὶ τῶν μὲν πεπραγμένων . . . an, ob wir schon nicht verstehen, wie in dem Satze: καὶ γὰρ εἰ θᾶττον ἐκομίσθη τὰ γράμματα . . . die Worte καὶ γάρ, ohne alle weitere Folge, stehen können. Hr. *G.* sagt: καὶ γὰρ *adjectum est explicationis causa, ut saepe.* Bis wir Beyspiele sehen, die dieser Stelle ähnlich sind, glauben wir, dass nach γράμματα, durch ein ὁμοιοτέλευτον, einige Worte ausgefallen, etwa: τούτων ἂν ἐγένετο οὐδὲν καὶ τῶν μὲν πεπραγμένων οὐδὲν πρὸς τὸν ἀδελφὸν ἡγήσατο κ. τ. λ. In demselben Capitel muss der Interpunction wiederum nachgeholfen werden: κἀγὼ μαθών, ὡς εἶχον, εὐθὺς ἐπιβὰς νεώς, ὀγδόην ταύτην ἡμέραν πᾶσαν ἀεὶ (mit *Asi* statt τε) περιῆλθον ζητῶν τὴν πόλιν. Auch L. VIII, 5. p. 314 glauben wir nicht mit der von dem Vf. vorgeschlagenen Interpunctionsveränderung auskommen zu können. Aber mit dem ganz geringfügigen Zusatze einer ausgefallenen Conjunction werden sich die zerfallenden Sätze leicht binden: ταῦτα μὲν βοῶντος, ὡς ὄχλος συνεῤῥύη τῶν ἐν τῷ ἱερῷ παρόντων, οὕτως ἐκάκιζον αὐτόν, καὶ ὁ ἱερεὺς αὐτός . . . Gleich darauf wird wiederum mit irriger Interpunction gelesen: ἐγὼ δὲ τεθαῤῥηκὼς ταῦτα (einige Codd. haben τοιαῦτα) ἔφην· ὦ ἄνδρες, πέπονθα statt: ἐγὼ δὲ τεθαῤῥηκώς, ταῦτα, ἔφην, ὦ ἄνδρες, πέπονθα: *ego autem, haec, inquam, perpetior.* In der etwas verwickelten Stelle L. II, 16. p. 70, wo der Vf. den von Anderen verkannten Gebrauch der Partikeln ὡς ἂν für *utpote* richtig bemerkt, und aus dem Schriftsteller selbst erläutert, ist doch die Interpunction des zweybrücker Herausgebers die richtigere. Die Worte: ὡς δὲ (so, nicht τε, muss gelesen werden) συνέβη, τὴν ἀδελφὴν τὴν ἐμὴν μετὰ τῆς μητρὸς Λευκίππης προελθεῖν müssen mit den folgenden zusammengezogen werden, indem sie einen Hauptgrund des Irrthums enthalten, in welchen Kallisthenes gerieth. Die vorhergehenden Worte aber συνέκειτο . . . ἐξιόντων, bey denen der zweybrücker Herausgeber fehlgriff, zieht Hr. *G.* ganz richtig zu einem Satze zusammen, von dem das letzte Glied den Grund des vorhergehenden enthält. In dem Fortgange der Geschichte jenes Irrthums C. XVIII. p. 74 wird Hr. *G.* vielleicht jetzt selbst schon den Irrthum bemerken, der ihm in der Vertheidigung der Worte οὐδὲν οὔτε ἰδόντες, οὔτε ἑωρακότες . . begegnet ist. So müsste die Lesart gerechtfertigt werden, wenn es εἰδότες hiesse, wie unserer Meinung nach auch wirklich gelesen werden muss. [L. II, 24. p. 85 steht in allen uns bekannten Ausg. οὐδὲ ἰδον. Wie hat man diess dulden können? Lag nicht οὐδ' εἶδον nahe genug?] Wir wollen bey dieser Gelegenheit noch einige Stellen bemerken, welche einer Verbesserung der Interpunction bedürfen. So muss man L. II, 20. p. 76 schreiben: καὶ πᾶν ὅ τι ἂν εἴποι τις, ὄνομα Κώνωψ., nicht: εἴποι τις ὄνομα, Κώνωψ. [Am Schlusse desselben Capitels lese man: ἐπειδὴ καταμωκᾷ μου καὶ τοὔνομα, st. καταμωκᾷς, so wie gleich darauf C. XXI. p. 77: τί με μάτην αἰτιᾷ; st. αἰτιᾷς. Fehler, die, bis jetzt unbemerkt und ungerügt, den Text verunstalten. Gelegentlich bemerken wir, dass beym Hesychius καταμωκᾷ, καταγελᾷ, nicht sowohl mit Alberti καταμωκᾶται, als καταγελᾷς zu lesen sey.] L. III, 12. p. 126 οἱ δὲ ἐπὶ τὴν Λευκίππην εὐθὺς τρέπονται· ἡ δὲ εἴχετό μου καὶ ἐξεκρέματο βοῶσα· τῶν λῃστῶν οἱ μὲν ἀπέσπων . . . Ob schon *Achilles Tatius* einen zerstückelten Stil liebt: so möchte doch damit diese Stelle noch nicht gerechtfertigt seyn. Es fügt sich aber Alles auf das Natürlichste zusammen, wenn man liest: ἡ δ' ὡς εἴχετό μου καὶ ἐξ. βοῶσα, τῶν λῃστῶν οἱ μὲν ἀπέσπων . . . In der Beschreibung des Elephanten L. IV, 4. p. 156 ist die schöne und kunstvolle An-

ordnung des Perioden durch fehlerhafte Interpunction, zu der noch ein geringer, aber bisher unbemerkter Schreibfehler kömmt, zerstört. Man lese: εὐπειθὴς δὲ (ἡ προβοσκὶς) πρὸς τὸν ἐλέφαντα· προνομεύει γὰρ αὐτῷ τὰς τροφάς, καὶ πᾶν ὁτιοῦν ἐμποδὼν εὑρήσει σιτίον, ἐὰν μὲν ᾖ ὄψον ἐλέφαντος, ἔλαβέ τε εὐθύς, καὶ ἐπιπτυχθεῖσα κάτω πρὸς τὴν γένυν τῷ στόματι τὴν τροφὴν διακονεῖ· ἂν δέ τι τῶν ἁδροτέρων ἴδῃ, τοῦτο (vulgo τούτῳ) περιβάλλει, κύκλῳ τὴν ἄγραν περισφίγξας .... Ein ähnlicher Fehler der Interpunction und Schrift ist L. IV, 8. p. 164 ἔστω δὲ καὶ ἰσχύς, ὥστε τι δρᾶσαι μετὰ τοῦ μὴ παθεῖν, τότε δὲ (vulgo τοῦτο δὲ) τῆς ψυχῆς τὸ μὴ φοβούμενον κ. τ. λ. L. IV, 9. p. 166 interpungire man: ὦ δυστυχεῖς ἡμεῖς! ὅταν εὐτυχήσωμεν, τοὺς οἴκοι φόβους ἐκπεφεύγαμεν, ἵνα ... und am Schlusse des Capitels: ἀλλ' εἰ (vulgo ἀλλὰ) μόνον μοι σωφρονήσειας, καὶ σαυτὴν ἀπολάβοις, παιζέτω πάλιν ἡ τύχη. — L. V, 20. p. 223 müssen in der Rede des Klitophon mit dem Satyrus die Worte so vertheilt und interpungirt werden: εἶπας γάρ, ἔφην, ὅτι καὶ ἔγημα; ἀπολώλεκάς με. — τῆς εὐηθείας! ὅλη γὰρ ἡ πόλις οὐκ οἶδε τὸν γάμον; „*Hast du ihr denn gesagt, dass ich verheirathet sey? Du hast mich zu Grunde gerichtet! — Nun das nenne ich naiv* (antwortet Satyrus)! *weiss denn nicht die ganze Stadt deine Heirath?*“ Nur *so* gewinnt der Dialog die gehörige Runde, und εὐήθεια seine rechte Bedeutung wieder. — L. V, 25. p. 233 παραστᾶσα οὖν, πάντα ἤθελεν εἰπεῖν· ὁ μοῦ τὸ σχῆμα τοῦ προσώπου τοσαῦτα εἶχεν ... muss εἰπεῖν ὁ μοῦ· τὸ σχ. gelesen werden, wie der lat. Übersetzer, der sonst so oft fehlgreift, richtig verbindet. L. V. p. 237 οὐκ ἔτι δέομαι πολλῶν ἡμερῶν καὶ γάμου μακροῦ, ὃν ἡ δυστυχὴς ὀνειροπόλουν· ἐπὶ σοὶ ἀρκεῖ μοι κἂν μία συμπλοκή. Richtiger wohl: ὀνειροπόλουν ἐπὶ σοί· ἀρκεῖ μοι ... und gleich darauf: ἀσχημονοῦσα οἶδα, *ich weiss, dass ich unschicklich handle.* So p. 238: οἶδα νικωμένη, *ich weiss, dass ich nachstehe.* Cf. *Abresch.* Lectt. Aristaenet. p. 18. — L. VI, 2. p. 245 ἐὰν δὲ νομίσῃς φυγεῖν, βέλτιον ἐφόδιον. Besser: ἐὰν δὲ νομίσῃς φυγεῖν βέλτιον, ἐφόδιον, *wenn du es für besser hältst zu fliehen, sey es ein Reisegeld.* L. VI, 17. p. 269 τὸ γὰρ ἐπιθυμοῦν σύμμαχον, ὃ θέλει λαβών, ἐγείρει τὴν ἐλπίδα. Man lese: τὸ γὰρ ἐπιθυμοῦν, σύμμαχον, ὃ ἔθελει λαβόν, ἐγ. τ. ἐ. — L. VIII, 9. p. 340 muss ohne Zweifel so abgetheilt werden: πεφόνευκεν οὖν; εἰπέ μοι τίς ἐστιν ἣν ἀπέκτεινεν καὶ ἔλεγες ἀνῃρῆσθαι; ζῶσαν βλέπεις. — Diese Beyspiele von Fehlerhaftigkeit in einer einzigen Gattung können hinreichen, um auf die Beschaffenheit des Textes dieses Erotikers überhaupt aufmerksam zu machen. Es ist hier noch Vieles übrig, und dem Achilles Tatius eine kritische Bearbeitung so zu wünschen, wie sie dem *Longus* zu wiederholten Malen zu Theil geworden ist. Hn. *Göttlings Observationes* sind hiezu ein verdienstlicher Beytrag, und wir dürfen nach den hier gegebenen Proben noch schöne Früchte seines rühmlichen Fleisses hoffen. Da er selbst mit schöner Bescheidenheit von diesem ersten Versuche seines kritischen Talentes spricht: so dürfen wir ihn nicht erst an die Schwierigkeiten erinnern, die seinen Weg umlagern, und an die Ferne des gesteckten Ziels. Es ist genug, wenn er sich selbst treu, mit der Überzeugung, dass die Kritik die höchste Blüthe der Erfahrenheit und des Studiums sey, die ganze Kraft seines Geistes auf die Erreichung jenes ruhmvollen Zieles wendet. Dann wird ihm künftig wohl freylich Manches anders erscheinen als jetzt. Aber auch dann wird er die ersten Schritte, die er mit treuem Fleiss und liebendem Streben auf seiner Laufbahn gethan, mit Zufriedenheit betrachten dürfen.

Μυχ.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Gallerie wunderbarer Menschen und menschlicher Schicksale*, oder Skizzen aus dem Leben merkwürdiger Menschen, deren Geburt, Schicksal, Krankheit oder Tod sich durch etwas Ausserordentliches auszeichnete. 1810. 272 S. 8. (21 gr.)

Anspruchlos nennt der Vf. diese Zusammenstellung von mancherley, grösstentheils unglücklichen, Begegnissen im Leben, die er aus verschiedenen Büchern und Zeitblättern geschöpft hat, und einige darunter selbst an Anderen erlebt haben mag. Da giebt es Leute, die auf eine ungewöhnliche Art ums Leben gekommen; andere, die mit einem seltsamen Körperbau oder verstümmelt zur Welt getreten sind; Verrückte, Nachtwandler, Vielfresser, Vielgebärerinnen, Scheintodte, Zwerge, Menschen von übermässiger Leibesstärke, wilde Knaben, Bauchredner, Selbstmörder, Bösewichter, Dummköpfe. Georg Algayer, aus dem Wirtembergischen, ist über 50 Jahre lang nur zwischen 12 und 1 Uhr Mittags seiner Zunge mächtig, und zu jeder anderen Zeit stumm. „Diese Zeit beobachtete seine Natur so genau, dass er, auch wenn er keine Glocke hörte und keine Uhr ansah, doch um keinen Augenblick früher oder später zu reden anfing oder aufhörte. Wenn man ihn kurz vor 1 Uhr etwas lesen liess: so blieb er, sobald seine Stunde verflossen war, mitten im Lesen stehen.“ Ein Handwerker zu Bristol wiederkäut. Zu Cadoxtone in Wales lässt eine 70jährige Frau ein Kind an ihrer milchvollen Brust saugen. Zu Cumana stillt ein Mann 5 Monat lang ein Kind. Domery, an der polnischen Grenze, frisst 174 Katzen. Fitzerald, ein Irländer, ward 1785 wegen einer Mordthat gehängt. „Er schwang seinen Körper beym Herabspringen von der Leiter so stark, dass der Strick riss, und er auf die Erde fiel. Er sprang geschwind auf, und war der erste, der mit lauter Stimme nach einem neuen Stricke rief.“ Frau Luchsinger in Glarus isst Schiefer bis in ihr 63 Jahr; wöchentlich verbraucht sie 3 Pfund. Julius Cäsar wird 1804 zu Halle aus Mutterleibe geschnitten, und ladet die ganze Stadt zu Gevatter ein. Kahle in Wittenberg nimmt zum Morgenbrod ein Spanferkel mit Haaren und Borsten, und darauf zum Mittagsessen einen Hammel mit Wolle und Knochen zu sich. Im rasenden Appetit verschlingt er ein bleyernes Schreibzeug mit der Dinte, dem Streusande, dem Federmesser und den Federn; bleibt immer gesund, und wird 79 Jahr alt. Aus der Milch in den Brüsten eines Mannes macht man einen Käse. Zu Paris hat ein 15jähriger Mensch 3 Hinterbacken, 3 Schenkel und 3 Füsse. Thomas Parre schwängert in seinem 105 Jahre ein Mädchen, und wird 152 Jahr alt. Von Spinola wird S. 239 dasselbe erzählt, was man S. 65 unter Espinose gelesen hat. Rec. argwohnt, dass ähnliche Nachlässigkeiten mehrmals eingeschlichen sind. Besonders mag diess der Fall seyn bey den häufigen Nachrichten von lebendig verbrannten Weibern, die durch den übertriebenen Genuss starker Getränke in Asche verwandelt seyn sollen. Bey wunderbar scheinenden Erzählungen hält man gern seinen Glauben zurück; nicht als ob man das Reich der Möglichkeiten übersehen könne, sondern weil man die Grenze desselben bestimmen lernen will. Schade, dass der Vf. seine Quellen nur selten genannt hat. Dass den Zeitungen wenig zu trauen ist, musste er doch wissen.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 FEBRUAR, 1812.

RÖMISCHE LITERATUR.

Halle, b. Kümmel: *M. Tullii Ciceronis Opera philosophica* ex recensione Joannis Davisii et cum ejus commentario edidit *R. G. Rath.* Tom. IV. 1807. LXXXVI u. 351 S. Tom. V. LXXX u. 536 S. gr. 8. Auch unter den Titeln: *M. T. Ciceronis libri de divinatione et de fato* ex rec. I. Davisii, cum ejusdem animadversionibus et notis variorum, una cum Hadriani Turnebi commentario in librum de fato. Edidit *Rudolph. Godoholdus Rath.* Accedunt Jani Gruteri et editoris notae. *M. T. C. de legibus libri tres* ex rec. J. Dav. etc. Accedunt Gebhardi et editoris notae. (Jeder Theil 1 Rthlr. 12 gr.)

Die neueren Bearbeitungen der Schriften des Cicero sind Beweis für eine entweder schon eingetretene oder herannahende neue Epoche in der Geschichte der philologischen Studien. Diese Behauptung, dem ersten Blicke vielleicht sonderbar und grundlos scheinend, wird Jedem, welchen die Betrachtung auf den sich im Einzelnen darstellenden allgemeinen Gang führt, als begründet einleuchten, und kann ihm das Vertrauen auf die Zukunft bekräftigen. An der lateinischen Sprache und ihren Schriftstellern übte sich die Kritik früher und da schon sorgfältiger, so dass an ihnen die Regel der Behandlungsweise überhaupt zu Stande gebracht wurde, und daher das erst später allgemein verbreitete und geistvollere Studium der Griechensprache mit mehr Glück unternommen und schnell vorwärts gebracht werden konnte. *Gronov, Voss, Heinsius, Bentley* und Andere waren den Späteren *Hemsterhuis, Valkenaer*, und wie die tiefen Kenner der griechischen Sprache heissen, vorausgegangen. Wie sich aber hierin bewährt, dass dem Philologen das gesammte Alterthum, trotz des glänzenden Vorzugs der Griechen, vor Augen liegen muss, was gewisse einseitige Köpfe nicht einräumen wollen: so zeigt es, dass sich die objectiv getheilten Sprachstudien wechselseitig unterstützen und aufheben, dass in der besonderen Sprachforschung der allgemeine Grund nirgends unberücksichtigt bleiben darf, und dass eine jede der beiden alten Sprachen, ist in der Untersuchung ein Vorschritt gewonnen, der anderen zum Vorbild wird, und für diese das gleiche Licht verlangt und vermittelt. So wird bey der lateinischen Sprache nachgeholt werden müssen, was die griechische durch die neuere grammatische Bearbeitung an Licht gewonnen hat; so werden auch die lateinischen Grammatiker aufs neue kritisch gewürdigt werden müssen; so wird auch bey den Römern eine Untersuchung über Dialekt und zeitgemässe Sprachbildung nöthig; so noch vieles Andere. Dagegen scheint die Bearbeitung der römischen Schriftsteller jetzt die erfoderliche und das Ganze erst vollendende individuelle Behandlung einzuleiten, und als Muster aufzustellen. Denn was gewöhnlich als Bekanntschaft mit dem Schriftsteller gilt, ist ein grund- und gesetzloses Verfahren. Mit welchem Glück die künftig gewonnenen Regeln auf die Griechen angewendet werden mögen, lässt sich schon aus dem Mangel solcher Untersuchungen schliessen, man mag hiebey auf die Darstellungsweise überhaupt, oder auf die besondere des prosaischen Schriftstellers, in Hinsicht der periodischen Bildung, des betonten Ausdrucks u. s. w. Rücksicht nehmen. Wenige griechische Prosaiker sind bis jetzt charakteristisch behandelt worden. Um aber Regel zu geben über diese individuelle Behandlung eines jeden selbstständigen Schriftstellers, wer könnte dazu sich mehr eignen und es vermitteln, als einer, der Alles selbst nach und durch Regel, in einer kunstvollen, aber streng abgeschlossenen Individualität ist, der nun in seinen Gesetzen frey, und, ein ächtes Kunstproduct, nirgends im Spiel der Zufälligkeit erscheint? Es haben also einige Forscher mit Recht diese Untersuchungen auf Cicero gerichtet, und sie werden sich allgemeines Verdienst erwerben, da die vertraute Bekanntschaft mit seinem Schriftsteller in unserer vorschnellen Zeit immer seltener wird, und der wiederholten Anfoderung bedarf. Doch dieser sind aus Vielen nur Wenige, so wie auch nun jedem Herausgeber ciceronianischer Schriftsteller, welcher, weit entfernt von der inviduellen Umfassung, ohne vollständiges und abgeschlossenes Studium, ein besonderes Werk als einzelnes Buch betrachtet und daran sich in Ausbesserung einzelner Stellen nach den allgemeinen Regeln, oder auch nach grundloser Routine versucht, die Ansprüche auf den Namen eines Bearbeiters geradehin benommen werden müssen. Wir werden um des Folgenden willen nicht nöthig haben, hinzuzusetzen, wie uns die Anzeige der genannten Ausgabe von den philosophischen Schriften des Cicero auf diese Betrachtung geführt habe, und wie diese allein den richtigen Standpunct der Beurtheilung festsetzt.

Die Anzeige von den früheren Bänden der *rathischen* Ausgabe geschah durch andere Recensenten

im Jahrg. 1805. N. 63. 1806. N. 49. 1807. N. 119. Wir nehmen auf diese desshalb keine Rücksicht, und haben sie nicht vor Augen, damit der Wahrheit Recht geschehe und das Urtheil frey von aller Autorität entscheide. Wo das unserige mit dem früheren einstimmen sollte, da lässt sich dann wohl an Wahrheit glauben. Auch wird eine wiederholte Würdigung nöthig, da der Herausg. versichert, eine neue Recension der philosophischen Schriften des Cicero nicht bloss im Sinne, sondern unter den Händen zu haben, und wir daher auch für die Zukunft etwas zu erreichen wünschen, es sey diess befördernd oder einschränkend. Nicht absprechen wollen wir, noch auch bloss Einzelnes aus einer grossen Reihe der Bemerkungen tadelnd herausheben, wobey gewöhnlich der Leser nichts, weder an Erbauung, noch an Vermittlung des eigenen Urtheils, gewinnt, sondern es sey uns aufgegeben, das ganze Verfahren zu charakterisiren. Nun aber giebt der Herausg. nur Anmerkungen zu einer im Abdruck wiederholten Ausgabe, und zwar Verbesserungen einzelner Stellen und Nachträge der verschiedenen Lesarten — *paucula* nennt er sie —, und wir müssen am Besonderen verweilen, diess aber als Beweis für eine durchgeführte Bearbeitung. Er selbst hat sich die fremde Beurtheilung zum Zweck gesetzt; — *ut videremus*, sagt er charakteristisch, — *quid aliquando senatu populoque criticorum probante recipere possemus.* Sind die Anmerkungen zu den Büchern von den Gesetzen auch mit mehr Fleiss geschrieben und vollständiger: so ist der in ihnen herrschende Geist in Allem ein gleicher, und wir können uns aus einem Grunde, den wir später angeben werden, zuerst an den 4ten Band oder an die Bücher *de divinatione* (das Buch *de fato* hat keine Bemerkungen erhalten) wenden, eine Reihe von Capiteln den Vf. genau mit unserem Urtheil begleitend. So wird denn der Schluss sicher und gerecht gefasst werden.

De divinat. I, 1. *Cilicum autem et Pisidarum gens et his finitima Pamphylia — volatibus avium cantibusque, ut certissimis signis, declarari res futuras putant.* Hr. *Rath* will ohne weiteren Grund *ut* getilgt wissen, da es *Gruter* nicht in seinen Handschriften gefunden hat, und es in der Edit. Victor. und Ald. fehlt. Cicero's Gebrauch verlangt es, und die Stelle erhält dadurch die richtige Beziehung auf die Meinung. Ähnliche Stellen anzugeben, ist nicht nöthig. — I, 2. *Cumque magna vis videretur esse in impetriendis consulendisque rebus et in monstris interpretandis etc.* Hr. *R.* vertheidigt das von *Davies* fälschlich entfernte *in* dadurch, weil Cicero sagen wolle: *cum res erant impetriendae, cum consilium capiendum erat de re quadam graviori.* Von der blossen Berathung kann hier nicht die Rede seyn, vielmehr wird auch hier bey dem einen *verbum augurale* ein anderes gleiches verlangt, und dieses ist wirklich *consulere*, so dass es *Hottinger* richtig in *consulendis de rebus diis* auflöst. So sagt Virgilius IV, 64 *spirantia consulit exta*, i. e. *inquirit, quid dii portendant.* I, 3. *Ratione docti.* Hr. *R.* schlägt vor *edocti* wie Tuscul. V, 26, wo wir nichts gefunden. Der Grund wird weder angedeutet, noch ist er sonst offenbar. — I, 4. *Nobis quaerentibus, quid sit de divinatione judicandum, quod a Carneade multa acute et copiose contra Stoicos disputata sint.* Hr. *R.* schreibt *disputata sunt.* Der äussere Grund fehlt hiebey, der innere ist ihm entgegen; denn durch *disputata sint* drückt Cicero aus, dass es die aufgestellte Meinung eines Dritten sey, die ihm bey der Untersuchung entgegengesetzt werden könnte. — I, 4. Hr. *R.* will lesen *in iis libris.* Das dazwischengeschobene *tribus* ist unächt, aber die Lesart *in his libris* wahrscheinlich die ursprüngliche. *De legg.* I, 9, 27 *in his libris, quos legistis.* S. *Görenz* zu dieser und anderen Stellen der Academ. — I, 7. *Observata sunt haec tempore immenso, et in significatione eventus animadversa et notata.* Hiezu gehört folgende wunderbare Note: *Secundam voculam in praetermittunt Sturm. Lamb. etc. pro significatione seu ut in libb. vett. est, significatio ē, scribo significatio est, i. e. compendium illud aliter interpretor: denique pro eventus, dedi eventis, i. e. corrigo librarii pronunciationem.* Wie Hr. *R.* das eingesetzte *est* billigen konnte, begreift man nicht; *eventis* hatte schon *Davies* vermuthet. Über den Sinn wird kein Wort beygefügt. Man hat *significatio eventus* gewöhnlich falsch auf ein drittes bezogen, und daher nicht gefasst, wie sich *significatio eventus* zu *significatio cantus* verhalte, ungeachtet mehrere Correctionen versucht worden sind, zu denen man noch *significationis eventu* hinzufügen könnte. Allein *significatio eventus* ist nichts anderes als an anderen Orten das einfache *significatio*, und der ganze Satz drückt nicht mehr als die vorausgegangenen Worte Cap. 6 *observatis longo tempore significationibus* aus. So steht *significatio futurarum rerum* de nat. deor. II, 66, 166. Nur die Parallelstelle I, 33, welche der obigen genau entsprechen sollte, hat die Ausleger irre gemacht. — I, 9. *Nec hoc quidem quaero, cur haec arbor una ter floreat, aut cur arandi maturitatem ad signum floris accommodet.* Hr. *R.* verbindet nicht *arbor accommodet*, sondern supplirt *arator* oder *aliquis*, doch will er lieber ändern *accommodent* oder *accommodetur*. So hat wohl noch Niemand diese Stelle verstanden; doch findet diese Art Kritik ihren Repräsentanten schon in dem neuesten Commentator des Livius und Tacitus, der, wo er die Stelle nicht versteht, Activa flugschnell in Passiva zu verwandeln pflegt. Ohne uns auf Entgegnung einzulassen, bemerken wir, dass bey unserer Stelle weder an Hypallage noch an Correction zu denken sey. Das Anzeichen durch die Blüthe geht dem Eintritt der Ackerzeit voraus, also muss diese auf jenes bezogen, mit ihm vereint werden, und der Sinn ist nicht: warum der Baum zur Ackerzeit blühe, sondern: warum er das Zeichen für diese Zeit bestimme, und sie mit jenem in Verein setze. Die Handlung wird dem Baume beygelegt, weil er als Voraussagender sich zum Eintritt der Zeit wie zur Wirkung verhält. — I, 10. *Quid aristolochia*

ad morsus serpentum possit, qua nomen ex inventa re reperit, rem ipsam inventor ex somnio, video, quod satis est. Hier will Hr. *R.* die Lesart alter Ausgaben: *posse video; quod satis est*, aus folgendem Grunde beybehalten: *cum in tanta sint varietate ac dissensione viri docti;* Erklärung aber giebt er weiter nicht. Doch fügt er noch eine Emendation bey: — *ex somnio) quid possit, video, quod satis est.* Also wird sie angegeben. Wir gestehen aber, sie nicht gefasst zu haben, da doch wohl an ein wiederholtes *quid possit* nicht zu denken. — I, 11. *Si stellarum motus — nosse velis, quae sint signorum in sede locatae.* Hier, meint Hr. *R.*, sey nichts zu ändern. Nun aber ist entweder die Änderung *quae* in *qua*, oder die andere *sunt* statt *sint* nothwendig; diese, wenn der Satz dem Folgenden gleich stehen soll, jene, wenn ein drittes Verhältniss ausgedrückt werden soll, nämlich: *qua in sede sint locatae, quae sunt locatae.* Wir ziehen *Hottingers* Änderung vor. — I, 11. *Quid vero Phoebi fax, tristis nuntia belli, quae magnum ad columen flammato ardore volabat, praecipitis coeli partis obitusque petessit.* Hr. *R.* billigt *Hottingers* Verbesserung *petissens*, und — ändert *quum magnum ad columen — volavit*, und versteht bey *quid Phoebi fax* hinzu *portendit.* Heisst diess Verbesserung? Der Widerlegung bedarf es nicht. — Den Sinn der Verse: *Multaque per terras etc.* giebt Hr. *R.* zur Vertheidigung der gewöhnlichen Lesart also an: *Multa vates oracula fudisse, tristes minitantia casus, atque ea (i. minitantia) quae lapsu tandem ceciderint vetusto*, i. e. *quae satis longo intervallo evenerint.* Und so stehe nach *vetusto* ein Punct. Diese Interpunction hebt aber allen Zusammenhang auf; auch schrieb ja Cicero nicht *ceciderint*, sondern *cecidere.* Der Sinn aber, richtig gefasst, hellt alle Schwierigkeiten, die man in der speciellen Beziehung auf Catilina u. dgl. zu finden glaubte, in sich selbst auf. Schreckliche Gestalten, sagt Cicero, verheissen Krieg und Aufruhr, Unfälle die Weissagungen, und der Vater der Götter selbst lässt in vielen Zeichen vernehmen, dass, was schon seit langer Zeit heranrückte im ewigen Laufe der Dinge, nun erscheine. So steht auch das Folgende nicht ohne Bindung oder Beziehung: *Nunc ea etc.*, wo nach gewöhnlichem Dichterbrauch zu suppliren ist *Nunc enim ea etc.* — I, 13. *Sus rostro si humi A literam impresserit.* Hr. *R.* will lesen *humo* mit dem Grunde: *nemo dubitat, quin sus, si hoc faciat, humi id factura sit; sed non quaeritur de loco, ubi sit, sed de loco, cui literam imprimat.* Dennoch ist *humi* nicht anzutasten; denn erstlich scheint es nicht nothwendig, *humi* auf das Schwein zu beziehen, da es im Gegensatz der gewöhnlichen Schrift gesagt wird; dann aber ist der Dialekt des Cicero noch zu wenig untersucht, als dass nicht angenommen werden könne, er habe *humi imprimere* in demselben Sinne als *humo impr.* genommen. — I, 14. *Num imperatorum scientia nihil est?* Der Herausg. schlägt vor: *in imperatorum scientia nihil est.* Diese Verbesserung hat den Schein der Güte für sich; doch lässt die Änderung des Gedankens, da es nun hiesse: es liegt nichts in ihr, statt dass von der *scientia imperatorum* gesagt werden soll, sie sey nichts, oder nicht vorhanden, eher auf Begründung des Sprachgebrauchs als auf Correction denken. — I, 16. *In quo Appius — non satis scienter virum bonum — censor C. Ateium notavit, quod — subscriberet.* Dazu Hr. *R.*: *latinitas postulare videtur, ut legatur, subscripsit.* Wenigstens fodert Cicero's Latinität nicht *subscripsit*; denn dieser setzt das Imperfect. Conjunct. häufig dann, wenn der Satz als Gedanke eines Anderen angenommen wird. Hier ist diese Beziehung auf das vorausgegangene: *ut ex te audire soleo*, gerichtet. *Subscriberet* findet sich in den Handschriften, und *Hottinger* nahm es mit Recht statt *subscripserit* auf. — I, 17. Die Worte: *id est — nomen invenit*, hält Hr. *R.* wie Andere vor ihm für eingeschoben, weil diess schon die Worte *id est* andeuten. Diess aber ist kein triftiger Grund, da Cicero sehr häufig *id est* mit folgender Erklärung zur Definition setzt. — I, 17. *Cujus quum tentaret scientiam — dixit ei cogitare se quiddam, id possetne fieri consuluit.* Diess findet Hr. *R.* hart, und schlägt *et possetne* vor. Ein schlechter Einfall! Wer mit Cicero's Eigenthümlichkeit bekannt ist, wird wissen, dass er häufig und in verschiedenen Formen der Sätze *id* um des Nachdrucks willen und daher scheinbar überflüssig setzt. Offic. I, 10, 32. Divinat. II, 16 *id quia non potuerit accidere ut sine corde victima illa viveret.* *Et* bleibt die schlechteste Wahl; doch auch Hottingers *idque* nimmt dem *id* die Kraft, da es einzeln stehend so viel bedeutet als: *diess eben, was er denke.* Schon dass *id* voraussteht, konnte als Beweis gelten. — I, 18. *Qui non ratione aut conjectura, observatis ac notatis signis, sed concitatione quadam animi — praesentiunt.* Vor *observatis* soll *non* ausgefallen seyn. Hr. *R.* täuschte sich, wie er selbst vermuthete, wirklich, und fasste den Sinn nicht richtig; denn *observatis ac notatis signis* ist Zwischensatz, und auf dem dadurch Angedeuteten beruht die *conjectura.* Wenn Cicero vorher schrieb: *qui novas res conjectura persequuntur, veteres observatione didicerunt*: so ist diess eine andere Unterscheidung, indem er dort den zweyfach möglichen Schluss von den Zeichen auf das Zukünftige und Vergangene versteht, hier aber die Zeichendeutung der inneren Weissagung entgegensetzt. — I, 18. *Si et auctoritatem habet.* *Et* soll falsch seyn, da vielmehr *praesertim si* oder *si quidem* erwartet werde. Diese Meinung, ohne weiteren Grund aufgestellt, irrt sehr, da, wenn *si et* verdorben ist, wie es scheint, vielmehr *si* ausfallen muss. Dann aber ist *et* so viel als *adeo, adeoque*, wie an vielen von *Görenz* behandelten Stellen. Über das von Abschreibern öfters eingeschobene *si* s. *Görenz* zu de legg. p. 176, zu Academ. II, p. 61. — I, 18. *Quid? qui irridetur partus hic mulae, nonne, quia fetus extitit in sterilitate naturae, praedictus est ab haruspicibus incredibilis partus malorum?* Hr. *R.* hält *partus mulae* für einen *nominativum absolutum*, supplirt bey *nonne* um des Vorigen willen *ex eo*, und corrigirt, da er nicht wisse, was

hic bedeute, versetzend *nonne hinc*. Ein wunderlicheres Verfahren konnte wohl nicht ausgedacht werden. Der Satz ist eine der einfachen, bey Cicero nicht seltenen Anakoluthieen, über die Hr. *R.* nun *Gernhards* Excurs zu den Büchern von den Pflichten nachlesen kann. Die Stelle ist gesund, und die Anakoluthie enthält in sich schon das supplirte *ex eo*. So aber wird auch *hic* gerechtfertigt, indem es sich auf *qui* bezieht und den Satz erweitert, indem es heisst: *war nicht selbst dieser von wahrer Bedeutung?* — I, 19. Statt *numeris et motibus stellarum cursus persequuntur* schlägt Hr. *R.* vor: *numeris motus stell. ac cursus pers.*, oder *numeris stell. cursus et motus*, oder *numeris motus stell. et cursus*, und zeigt hiedurch, dass er über die Wortstellung bey Cicero noch zu keinem Resultat, ja noch zu keiner Ansicht, die doch schon *Dawies* in seiner Verbesserung bewährt, gekommen ist. — I, 25. *Ex quo ita illud somnium esse interpretatum, ut cum animus Eudemi e corpore excesserit, tum domum revertisse videatur.* Hr. *R.* beruhigt uns über die abweichende Zeitfolge also: *omnino recte ita dicitur; sed cur ita recte, longum est exponere a nostroque instituto atienum. Nostro tamen loco legi malim, esse interpretandum.* Wenn auch nicht uns, doch dem Herausg. kam die Angabe des Grundes zu, da über diesen Gebrauch des Präsens noch so wenig bestimmt worden ist. Das Beste findet sich bis jetzt bey *Görenz* zu einigen Stellen der zwey erschienenen Bände, doch ist auch bey ihm noch Manches abzuscheiden. So sondere man die Fälle, wo das Präsens in die angeführte Meinung, als selbstständiger Satz, in Bezug auf den fortdauernden Zustand eingeschaltet oder ihr beygefügt wird, von anderen ab. Academ. II, 25, 27. *Incubuit autem in eas disputationes, ut doceret, nullum tale esse visum a vero, ut non ejusdemmodi etiam a falso possit esse.* De divin. I, 16 *aut si valuit, id valuit, ut peccatum haereat etc.*, wo dann öfters ein Perfectum vorausgeht, welches die Kraft eines Präsens in sich fasst. Andere Fälle sind z. B. de offic. I, 11, 36 *scripsit, ut, si cum pateretur in exercitu remanere, secundo eum obliget militiae sacramento*, wie *Heusinger* richtig las. Academ. II, 31, 99 *etenim contra naturam esset — et sequitur etc.*, wo das Imperfectum als *tempus conditionale* steht. — I, 26. Hr. *R.* möchte *praesulem* als alte Form der gewöhnlichen Lesart *praesultorem* vorziehen, weil sich eine ähnliche in *consul* wahrnehmen lasse. Allein *consul* konnte wegen der verschiedenen Abstammung nicht verglichen werden, da wohl statt dessen *exsul* von *exsulio*, mit dumpfem *i*-Laut, aufzuführen war. — I, 29. *Cum sit immoderato tumefacta potu etc.* So Hr. *R.* nach *Dawies* Vorgang, mit dem Zusatz: *namque de animi perturbationibus agit, in quas, qui potu sint pastuque repleti, incidere solent.* Diess aber setzt, wie die Sache zeigt, vielmehr *obstupefacta*, was *Hottinger* gut vertheidigt hat, voraus. I, 29. In der Stelle aus Platon emendirt Hr. *R.* also: *atquum* (statt *qui*) *salubri et moderato cultu atque victu quieti se tradiderit*, weil im Griechischen ὅταν stehe. Nun aber sagt Platon: ὅταν δὲ γε ὑγιεινῶς τις ἔχῃ, was der Lateiner zureichend durch *qui* ausdrückt. — I, 30. *Quod habet inflammationem magnam is cibus, tranquillitati mentis quaerenti vera contrariam.* Hr. *R.* will mit *Dawies quaerentis* lesen, weil — weil er will. Was er dann beyfügt, lässt den Leser kaum den Augen trauen: *Quod Hottingerus de* κακοφωνίᾳ *hujus scripturae admonet, id in multos alios locos cadit. Haec ipsa tamen* κακοφωνία *tolli possit, si scribatur quaerenti nota ἀποστρόφου.* — I, 36. *At Platoni quum — consedissent.* Hr. *R.* schlägt vor *Ac de Platone*, nämlich *responsum est* nach der alten Interpunction. So gut das erstere *ac*, so schlecht ist das letztere *de Platone*. — I, 37. Zu *illa concitatio* soll *poetarum* nicht hinzugedacht, sondern wirklich eingesetzt werden, ob vor oder nach *concitatio*, wird, wohl als Kleinigkeit, nicht angegeben. Aber was es nicht genug, dass Cicero *illa* hinzufügte? — I, 39. *Quid vero hoc turpius quam quod idem nullam sensit gratuitam esse virtutem.* Da diess keinen passenden Sinn giebt: so will Hr. *R.*, weil *Dawies* Verbesserung *Quod vero? hoc* — nicht helfe, entweder *hoc* oder *quam* herauswerfen, oder *quid quod* statt *quam quod* lesen. Im ersten Falle hat aber der Satz keine Beziehung, und würde eine Steigerung voraussetzen (vgl. Orat. 45, 153), im zweyten kann er nicht mit dem Vorigen verbunden werden, und im dritten kann *quid vero hoc turpius* in Verhältniss zum folgenden *quid, quod* nicht verstanden werden. Wir halten *Dawies* Verbesserung für zureichend und richtig, den Sinn also fassend: Wie aber? ist diess (dass Epikurus hierin nicht den übrigen Philosophen beystimmt) schlimmer, als wenn er die freye Tugend leugnet? *Num hoc turpius etc.* So ist zu suppliren, wie an anderen Stellen. S. *Görenz* zu de legg. I, 1, 3.

Wir sind dem Vf. durch 40 Capitel hindurch gefolgt, und haben, um strengen Beweis führen zu können, *alle* aufgestellten Bemerkungen und Verbesserungen, die ihm eigenthümlich sind, vor den Augen der Leser geprüft, und können zugleich versichern, dass das Ganze diesem Theile gleich sey. Hat sich nun gefunden, dass keine einzige der Verbesserungen (man müsste das in *ac* veränderte *at* C. 36 ausnehmen) aushält, keine gebilligt werden kann; zeigte sich deutlich, dass Hr. *R.*, von der Tiefe des Studiums seines Schriftstellers weit entfernt, auf gutes Glück nach Umänderung und Verbesserung ausgeht, dabey aber nie den Treffer findet; wurde offenbar, dass keine Behandlung der philosophischen Schriften des Cicero von der gefoderten ächten weiter absteht, als eine solche cavaliermässige und blinde, und dass ein solches Hin- und Herrathen, wenn es auch Hr. *R.* durch ganze Bücher fortsetzt, nicht ein einziges Untersuchungsresultat oder einen aus tiefer Durchdringung hervorgegangenen Verbesserungsvorschlag aufwiegt: so ist der Schluss leicht, kurz und gewiss, und man sieht sich berechtigt, Hn. *R.* zu bitten, uns mit der angedrohten neuen Ausgabe vor der Hand zu verschonen. Ihm werde Zeit, noch langehin Cicero zu studiren, dessen individuell gebildete Sprache mit der allgemeinen zu vergleichen: dann gebe er uns Resultate, die wir jetzt ganz vermissen, dann mache er Ansprüche, unter die oben von uns charakterisirten Bearbeiter gezählt zu werden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 FEBRUAR, 1812.

RÖMISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Kümmel: *M. Tullii Ciceronis Opera philosophica* ex recensione Joannis Davisii et cum ejus commentario edidit *R. G. Rath* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In den von Hn. *R.* jetzt gelieferten Anmerkungen finden sich noch Berichtigungen zu den Vergleichungen Anderer, so wie die aufgezählten Lesarten der alten Ausgaben. Diese wird man mit Dank aufnehmen und zu würdigen suchen. Wenn aber Hr. *R.* in diesen Bemerkungen auch oft nichts weiter giebt als Aufzählung der verschiedenen Lesarten (wie der *ernestischen* zu I, 9); wenn er sich begnügt, die Conjecturen Anderer (wie *Hottingers* zu I, 17. 23) aufzuführen, ohne beygefügten Grund und Urtheil: so verfährt er hiebey ohne allen Plan, oder verwechselt den Zweck eines Bearbeiters, der zugleich Berichterstatter seyn will, mit dem, welchen er sich als Verfasser kritischer Observationen vorsetzen musste. Als solchen haben wir ihn beurtheilt; sonst hätten wir Vieles, was übergangen und nicht gelöst worden ist, erwähnen müssen. Oft aber charakterisirt sich eine Fahrlässigkeit und Unsicherheit, die beynahe musterhaft heissen kann. Von der Sprache, in welcher Hr. *R.* spricht, haben wir schon hinlängliche Beweise gegeben. Zu I, 26 sagt er: *Ceterum visum et jussum ita sunt inter se permutata, ut junctus et vinctus — ob soni similitudinem.* Hat denn der Vf. nie eine Handschrift gelesen, und darin die angeführten Wörter, bey fehlendem Punct über *i*, gleich gefunden?

Dass wir bis hieher nicht auf den folgenden Band, welcher die Bücher von den Gesetzen enthält, besondere Rücksicht genommen haben, hat seinen Grund darin, weil, wenn auch die Schwierigkeiten mehr Fleiss verlangten und erhalten haben, doch derselbe Geist vorherrscht, und weil die neueste Bearbeitung von *Görenz*, welche mit der *rathischen* zugleich erschien, als fortlaufende Kritik von dieser betrachtet werden kann. Eine Vergleichung wird Jedem und Hn. *R.* selbst zeigen, was und wie oft gefehlt worden sey, und dass man unter zehn Conjecturen und Vermuthungen kaum Eine der Billigung werth achten könne. Man wähle irgend einen Abschnitt, und der Beweis liegt vor Augen. Sogleich die ersten 4 Emendationen verleugnen nicht ihren Ursprung, und führen die Reihe charakteristisch an. I, 1. Statt *dum latinae loquentur litterae* sey zu lesen *latine legentur litterae.* Bald darauf *sic certe Athenae tuae* statt *nisi forte*, was *Görenz* rechtfertigt. Dann *mirandae visa figurae* statt *miranda visa figura*, wegen der Kakophonie. Endlich die Aufsteifung des als Glossem richtig getilgten *verumne sit* durch *verumne sit, ut Athenis — sustulerit*, wie es Turnebus angab. Als blosse missrathene, der Vergessenheit allein würdige Einfälle sind Vorschläge zu betrachten, wie I, 4 *numeros incontente cecinerat.* I, 9 *quoniam hominem — generavit et ratione ornavit deus.* II, 2 *ut vere dicam* statt *vere dicam.* II, 6 *quum praesertim* statt *quae praes.* Als ein Muster solcher Kritik, geschickt um Jedem ein Lächeln abzugewinnen, wollen wir noch die vielfache Emendation der schwierigen Stelle II, 11 *Quodsi fingenda etc.* hersetzen. *Quodsi consecranda sunt nomina, Vicae Potae est potius a vincendo atque potiundo: Statae a stando; cognominaque Jovis, Statoris et Invicti: rerumque expetendarum nomina, Salutis, Honoris, Opis, Victoriae. Quoniamque exspectatione bonorum erigitur animus; recte etiam a Calatino consecrata est: Fortunaque, sit vel Hujusce diei, nam valet in omnes dies; vel Respiciens ab ope ferenda; vel Fors, qua incerti casus significantur magis, vel Primigenia a gignendo.* Das Wort *consecranda*, sagt Hr. *R.*, sey durch *fingenda* verdrängt worden, weil der eine Abschreiber statt *Vicae Potae* einmal *vice po tae* geschrieben, und ein zweyter beygeschrieben habe *fingenda.* (*Nam id ipsum poetae munus est.*) *Est* soll stehen statt *est consecrandum.* Das Übrige zu referiren und kritisch zu beleuchten, wird uns wohl erlassen seyn; denn hier wie an vielen anderen Stellen schweigt Rec. gern, da er nicht wehe thun will, und doch auch nur mit hartem Wort absprechen müsste. Dass Hr. *R.* an mehreren Stellen mit dem neuesten Herausgeber und dessen Wahrheit in der Wahl der Lesarten übereinkommen würde, liess sich erwarten, und giebt ein gutes Zeugniss. Allein diess macht nicht Alles, ja nicht Viel aus. So vertheidigt er I, 3 *occupata opera;* rechtfertigt I, 4 *Et hac quidem, adire si placet;* billigt *Manucci* Emendation I, 7 *caput viri optimi;* verbessert I, 7 *Neque alio ullo.* Wenn man endlich sogar auf einzelne Verbesserungen stösst, die volle Billigung verdienen, und selbst durch Handschriften bekräftigt werden, wie I, 8 *cohaerent:* so schwankt man zwischen unsicherem Zweifel, der sich bey Rec. in den gut gemeinten Wunsch auflöst, Hr. *R.* möge sein Selbstvertrauen auf ein erneuertes Studium seines Schriftstellers richten, wohl aber Geist und Charakter tiefer zu ergreifen suchen, und an den Meistern der Kritik sich Muster auswählen, welche ihm Regel und Richtung geben werden.

Über die Einleitung von dem Verfasser, der Zahl und dem Alter der Bücher von den Gesetzen bedarf es keines Wortes, da *Görenz* diesen Gegenstand scharfsinnig und genau untersucht und ins Licht gesetzt hat.

X. P.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Geognostische Fragmente*, von *Karl v. Raumer*. Mit einer Charte. 1811. 78 S. 8. (12 gr.)

Eine kleine, aber höchst wichtige Schrift, welche die vorzüglichste Aufmerksamkeit und die strengste und genaueste Prüfung der in Deutschland herrschenden geognostischen Schule fodert und verdient. Zuvörderst loben wir den Fleiss und die grosse Genauigkeit der Untersuchung, die uns in einer schwierigen Gegend von Beobachtung zu Beobachtung führt, alle Schwierigkeiten heraushebt, keine verbirgt, alles Zweydeutige vermeidet, und wir behaupten, dass diese Arbeit ein Muster geognostischer Beobachtung darstellt, wie wir sie selten, vielleicht nie erhielten. Die Untersuchung hat der Vf. in Verbindung mit einem Freunde — dem Hn. *M. v. Engelhardt*, der jetzt den Caucasus bereist — und dem er, seinem offenen Geständniss nach, vorzüglich viel verdankt, unternommen, zugleich unterstützt von dem Hn. *v. Schenck*, und besonders von dem Hn. *v. Przslanowsky*, der mit vielem Fleiss die Untersuchung wiederholte und prüfte. Möchte sie als ein Beyspiel dienen, wie schwer es sey, reine, wahrhafte Resultate über die Lagerungsverhältnisse der Gebirgsarten zu erhalten, und wie leicht diejenigen sich täuschen, die, nach einer angenommenen Regel, mit Vorurtheil, die Gebirge bereisen, mehr um ein gebildetes System zu bestätigen, als um die Structur der Gebirge strenge und unbefangen zu untersuchen. Beobachtungen, wie diese, lehren uns, wie unbrauchbar viele seyn müssen, und wie wenig wir, wo die Verhältnisse nur einigermassen zweifelhaft sind, uns rühmen können, sichere Thatsachen, nicht blosse leere Vermuthungen, in der Geognosie zu besitzen. — Dann loben wir die reine, unbefangene Wahrheitsliebe, die sich weder durch das Ansehen eines verehrten Lehrers täuschen lässt, noch auch in irgend eine Persönlichkeit ausartet, vielmehr die Sache ruhig und rücksichtslos sprechen lässt.

Die so genau beobachtete Gegend ist ein Theil des Erzgebirges in der Nähe von Dresden, und erstreckt sich von Gottleuben bis Döbeln, längs der gemeinschaftlichen Streichungslinie des Gneises und Schiefers (bey Döbeln tritt, statt Gneis, Weissstein hervor) — als die westliche, und von Königstein bis Zehren, längs der gemeinschaftlichen Streichungslinie des Schiefers und des Granits und Sienits — als die östliche Grenze. — Es ist zwar nicht leicht, aus einer so gedrängten Untersuchung die Hauptresultate herauszuheben. Indessen wird eine allgemeine Übersicht, um unsere Beurtheilung zu fassen, nothwendig. Wir müssen aber ausdrücklich bitten, diesen Auszug mit der Schrift zu vergleichen. Das Hauptresultat ist Folgendes: S. 1—10. Theilt man die berührte Gegend in drey Theile, so dass der eine Theil von Gottleuben und Königstein bis Kausche und Zungniz, der zweyte von hier aus bis Grund und Lozen, der dritte bis Döbeln und Leuben reicht: so findet man in der ersten Parthie den Gneis N. W. streichend, und N. O. fallend auf diesen, gleichförmig gelagert, Schiefer, bald Glimmer-, bald Thon-Schiefer, der letzte in glänzenden Alaunschiefer übergehend, auch der Grauwacke sich nähernd, mit Lager von hornartigem Trapp (nach *Hausmann* der Hornfels des Harzes), Grünstein, Quarz, lydischen Stein, selbst Gneis und Porphyr, ferner, völlig fremdartig, *Kalk*. Auf diesen Schiefer ist nun völlig gleichförmig *Granit* gelagert, und das Hervortreten desselben als selbstständige Masse ist mannichfaltig in dem Schiefer, theils durch Veränderung des Gesteins, theils durch Lager vorbereitet. Die Puncte, wo die Lagerung des Granits vorzüglich deutlich wahrzunehmen, sind S. 11—17 genau angegeben. In der zweyten Parthie ist die Beobachtung durch Bedeckungen von Steinkohlengebirg, den wernerschen Quadersandstein und den jüngeren Porphyr erschwert, das Resultat ausserdem schwierig rein zu erhalten, weil Abweichungen des Streichens und Fallens Statt finden, indem der Gneis sowohl als der Sienit, statt in N. W., fast ganz in W. streichen, auch ein hervorspringender nördlicher Keil des Gneises im Einzelnen manche Verwirrungen hervorbringt, deren mühsame und musterhafte Entwickelung und glückliche Enträthselung man S. 13—16 nachlesen muss. Dessen ungeachtet ist es ein unzweifelbares Resultat, dass auch hier erst Gneis, dann Schiefer, in den nämlichen Verhältnissen im Ganzen, mit den nämlichen Lagern, wie in der ersten Parthie, vorkömmt, nur was dort Granit war, ist hier *Sienit*, der bald in Granit übergeht, indem die Hornblende verschwindet, bald sowohl Glimmer als Hornblende enthält. In der dritten nordwestlichen Parthie S. 17—25 wird die Untersuchung durch die Verflächung des Gebirgs, durch Mangel an tiefeingeschnittenen Thälern, durch die Bedeckung mit Dammerde und durch das abweichende Streichen des Gneises erschwert. Die Streichungslinie des Gneises, die bey Grund die ursprüngliche N. W. Richtung hat, behält diese nur bis oberhalb Neukirchen, dann wird sie westlicher, zuletzt ganz W., endlich sogar S. Die Verwirrung, die in der Lagerung Statt findet, ist S. 20—22 genau entwickelt, und muss da nachgelesen werden. Von Gersdorf an verschwindet der Gneis ganz, und an seine Stelle tritt der Weissstein. Der Schiefer bildet daher einen eingehenden Keil nach dem Gneis und Weissstein zu, und an vielen Orten erscheint das Streichen und Fallen höchst verworren. Je mehr man sich aber von der inneren Streichungslinie des Schiefers entfernt, und sich der äusseren desselben und der inneren des Sienits nähert: desto mehr gleicht sich diese Abweichung aus. Die gemeinschaftliche Streichungslinie des Schiefers und Sienits ist constant N. W., und nimmt an der inneren Abweichung nicht Theil. (*Innere* Streichungslinie nennt der Vf. die Grenzlinie zwischen einem Gebirgslager und dem Gebirgslager in seinem Liegenden, *äussere* diejenige zwischen einem Gebirgslager und dem Gebirgslager in sei-

nem Hangenden S. 56.) Eine unmittelbare Auflagerung des Sienits mit dem Schiefer ist zwar nicht wahrzunehmen, aber an mehreren Orten, die S. 18 und 19 angegeben sind, findet man im Liegenden des Sienits Schiefer, die ihm zufallen. Die Lager des Schiefers haben ganz den Charakter der ersten Parthie. — S. 25. Der Sienit verbirgt sich gegen S. O. unter den Quadersandstein, verflächt sich gegen N. W. Seine Erstreckung nach der Lausitz hinein liegt ausserhalb der untersuchten Gegend. — S. 26—30. Da der Porphyr mit dem Sienit wechselt, dieser gleichförmig gelagert ist: so ist es auch jener. Porphyrlager in Gneis und Schiefer, den des Sienits ähnlich, bestätigen diese Ansicht. Der Vf. hat diese Thatsache, welche der Annahme einer vermeintlichen übergreifenden und abweichenden Lagerung des Porphyrs auf Gneis, Glimmer- und Thon-Schiefer ganz widerspricht und sie aufhebt, durch eine kritische Untersuchung des Porphyrs auf dem Thüringer-Wald nach *Heim* scharfsinnig bestätigt. Die Polemik gegen die herrschende Annahme ist entscheidend, scharf, die Resultate derselben für die Geognosie äusserst wichtig. Man darf diesen älteren Porphyr nicht mit dem jüngeren, der zum Rothen und Todten gehört, verwechseln. Obgleich der Schiefer in seinen Verhältnissen viele Ähnlichkeit mit dem der Übergangsgebirge hat: so kann man doch keinen Abschnitt, keine zwischentretende Abweichung der Bildung annehmen; die gleichförmige, progressiv fortschreitende, durch Übergänge bezeichnete Lagerung beweist, dass hier *eine* Bildungsepoche Statt findet. Selbst als letztes Glied kann das weniger Krystallinische nicht angesehen werden, denn der Sienit und Granit ist das Letzte, und ist mit begriffen in jener Fortbildung. Der Vf. hat auf wahrer Grauwacke gleichförmige Lagerung von Glimmerschiefer und Gneis gefunden. S. 73 hat der Vf. die Richtung angegeben, die die Untersuchung von Siebenlehn aus nehmen muss, um über die Lagerung des anerkannten Übergangsgebirges und seine Gleichförmigkeit mit den Schiefern, die im Liegenden des Sienits vorkommen, Aufschlüsse zu erhalten, Untersuchungen, die zugleich zur Wiederauffindung der erwähnten Auflagerung von Gneis und Glimmerschiefer führen werden. — Diese Beobachtungen können wir nun als den Kern der Schrift betrachten, und sie bestimmen den eigentlichen Werth derselben. Sie sind mit Anmerkungen begleitet, die auf viele Schwierigkeiten, auf einzelne Lücken unbefangen aufmerksam machen. Das Verzeichniss der Abnahmen S. 65, die in der verworrenen Gegend um Tharandt genommen wurden, legen von dem Fleiss und der grosen Genauigkeit der Beobachtungen ein rühmliches Zeugniss ab. Interessant ist das Resultat der Untersuchungen des Weissteingebirges im Erzgebirge, das uns zum *ersten Mal* einen vollkommen geschlossenen Mantel kennen lernt. Wir hoffen, dass der Vf. das Detail dieser Untersuchung öffentlich mittheilen wird. Mehrere allgemeine Betrachtungen sind wichtig. So, was über die Anwendung der Abnahmen gesagt S. 57, und vorzüglich, was über den Gebrauch und Missbrauch der Formationssuiten S. 74 geäussert wird.

Wir wenden uns zu den übrigen Gegenständen der Schrift. Der Vf. sucht Verhältnisse, denen, die er im Erzgebirge gefunden hat, ähnlich, in anderen Gebirgen nachzuweisen. So auf dem Harz. Wir erlauben uns, über die Structur des Harzes bey dieser Gelegenheit unsere Ansicht zu äussern, theils weil dieses Gebirge in Rücksicht des abgehandelten Gegenstandes besonders lehrreich ist, theils weil wir es vorzüglich genau kennen. Dass das Übergangsgebirge nicht mantelförmig um das Urgebirge des Harzes gelagert ist, davon ist man jetzt wohl allgemein überzeugt. In der That hätten schon die Beobachtungen von *Lasius* uns von der Nichtigkeit dieser Ansicht überzeugen sollen. Man könnte, wenn man die Ansicht, dass der Granit mit seinen Gliedern, Hornfels, Urkalk, Urgrünstein, Urthonschiefer, das Grundgebirg des Harzes sey, so dass alles Übergangsgebirge nur *auf* dieses gelagert wäre, vielleicht annehmen, dass die Streichungslinie der Auflagerungsfläche nicht kreisförmig gebogen sey, sondern sich von O. nach W. erstrecke. Man findet dann, dass in einiger Entfernung von dem Urgebirge gegen Süden die Schiefer südlich fallen, wie es auch seyn muss. Aber bey dieser Ansicht muss man erstens bedenken, dass dann auf der nördlichen Seite des Harzes gar keine Bedeckung Statt findet, und wo man, wie in der Nähe von Thale und Ihlefeld, Schiefer findet, die nach *Norden* einschiessen, und die beym ersten Anblick die angenommene Ansicht zu bestätigen scheinen, gehören diese in der That zum Rothen und Todten, keineswegs zu den Übergangsgebirgen, wie schon ihr äusseres Ansehen, und dann die Bedeckung mit *jüngeren* Flözschichten beweisen. Zweytens aber ist das südliche, obenerwähnte Fallen gar nicht bedeutend von dem auf dem *ganzen* Harz herrschenden Fallen verschieden. Auf dieses beruft sich der Vf. nach *Lasius* und einige eigene Beobachtungen. Auch *Hausmanns* treffliche geognostische Skizze (norddeutsche Beytr. 2 Th.) beweist durchgängig, dass das herrschende Streichen Stunde 3—6, und das herrschende Fallen aller geschichteten Gebirgsarten gegen S. und S. O. ist. Auch wir haben dieses bestätigt gefunden, nach mehr als 60 Abnahmen, auf den verschiedensten und entferntesten Puncten des Harzes; so dass, wo Ausnahmen Statt fanden, auch meistens der Grund derselben, mächtige Gänge, partielle Wendungen des Gebirges u. s. w., nachgewiesen werden kann. Nach diesen Beobachtungen ist es nun gewiss, dass die Grauwacke und der Übergangsthonschiefer bey Clausthal und vorzüglich bey Goslar im *Liegenden* des Granits vorkömmt und diesem zufällt; zwischen Brocken und Rosstrapp ist das Übergangsgebirge zwar im Hangenden des mittleren Granits am Brocken, aber im Liegenden des Granits von Rosstrapp gelagert und diesem zufallend, endlich jenseits Rosstrapp wieder im Hangenden. Es würde für diesen Ort zu weitläuftig, das Verhältniss genauer zu entwickeln. Aber im Allgemeinen erhellt daraus, dass der Granit mit allen seinen Gliedern gleichförmig, ja sogar abwechselnd im Übergangsgebirge gelagert ist. Wir gestehen, dass die Beobachtungen, die der Vf. S. 35 nach *Lasius* anführt, wenig be-

weisen, weil bey dem Granit des Harzes eigentlich nur eine Ablösung in Bänke, keineswegs eine regelmäsige Schichtung Statt findet. Aber der Hornfels ist oft deutlich geschichtet, mit einem Fallen in S. O., wie besonders im Ockerthal, und der *Urthonschiefer* bey Andreasberg fällt deutlich gegen S., *so wie der angrenzende Übergangsschiefer*, in dessen Hangendem er also ohne allen Streit gelagert seyn muss. Auf dem Harz, wie im Erzgebirge, spricht auch die Übereinstimmung in der Beschaffenheit der eingelagerten Massen in dem Urthon und in dem Übergangsschiefer und ihre Übergänge in die Hauptmasse auffallend für eine progressive Bildung, so wie der Übergang des Urthonschiefers selbst in Grauwacke und Übergangsschiefer bey Andreasberg (*Hausmann* S. 71). Überhaupt ist es unrichtig, wenn man behauptet, dass, indem Gneis und Glimmerschiefer auf dem Harz fehlen, auch die Übergänge aus Granit in Thonschiefer nicht Statt finden. Offenbar bildet sich ein solcher Übergang durch Hornfels, Kieselschiefer, lydischen Stein. Wollte man behaupten, dass die Lagerungsverhältnisse nicht das Bestimmende des Alters der Gebirge seyen: so würde man durch eine solche, gleichsam aus Verzweiflung angenommene Ansicht einen jeden Haltpunct zur Beurtheilung des Alters der Formationen verlieren, und der geognostischen Wahrnehmung ihre Grundstütze berauben. Doch wir verlassen diesen Gegenstand, der eine weitere Ausführung und genauere Bestätigung erfodert, zu welcher wir vorzüglich den verdienstvollen *Hausmann* auffodern. — Dass die Sienitformation des Thüringer-Waldes mit der des Erzgebirges übereinstimme, sucht der Vf. durch eine scharfsinnige kritische Beleuchtung der gemeinen Beobachtungen von *Heim*, die Aufmerksamkeit verdient, darzuthun. S. 37. Ähnliche Verhältnisse an der Bergstrasse, S. 42.

Dass nun durch diese Untersuchung die herrschende Annahme eines Übergangsgebirges, welches, theils durch die abweichende Lagerung, theils durch das weniger Krystallinische der Massen, die, wie man annimmt, durchgängig mehr mechanisch gemengt, und so den fast ganz mechanisch gemengten Flözgebirgen genähert sind, sich von den Urgebirgen unterscheidet, dass jene regelmäsige, ununterbrochene Progression von dem Chemischen der Urgebirge bis zu dem Mechanischen der Flözgebirge, also ein vermeintliches Hauptresultat der heutigen Geognosie, auf immer widerlegt ist, dieses ist ein höchst wichtiges Resultat dieser Schrift, und so fest begründet, dass nichts Entscheidendes dagegen angeführt werden kann. Ob aber nicht die Annahme eines Übergangsgebirges bestehen kann, wenn gleich anders bestimmt, ist eine andere Frage. Wir behaupten es. Denn der Unterschied zwischen primitiven und secondairen Gebirgen, die geschichtliche Progressivität der Bildung von dem ältesten Extrem der ersteren bis zu dem jüngsten der letzteren ist durch keine Beobachtung erschüttert, und was sollte uns verhindern, Zwischenstufen der Bildungsepochen anzunehmen? Dass die Grenzen sich nach beiden Seiten hin verwischen, liegt in der Benennung. Wenn wir aber das Bezeichnende nennen sollten: so dünkt es uns am sichersten durch das Zerfallen der Masse in sich, und die damit zu gleicher Zeit hervortretenden Spuren von Versteinerungen, durch welche die *chemische* Continuität der Urzeit unterbrochen wird, angedeutet zu werden. Dass in dieser Epoche die Formen der Urzeit, wenn gleich oscillatorisch zurückgedrängt, wieder hervortreten und mächtig werden können, beweist eher für, als gegen die Annahme vom Übergangsgebirge, denn der Widerstreit der Masse durch das Conglomerat sondert das Übergangsgebirge von dem Urgebirge, das nur Andeutungen desselben enthält, und die wieder hervortretenden Formen der Urzeit sondern es von dem Flözgebirge, das auch nur Annäherungen zur Urform, keineswegs diese in ihrer völligen Reinheit zu produciren vermag. So bleibt der Unterschied *im Grossen*, selbst wenn die abweichende Lagerung als etwas Zufälliges angesehen wird.

Die Fragmente des Vfs. über die Flözgebirge sind kurz, und machen auf eine genauere Entwickelung begierig. Bey dem, was der Vf. über das Rothe und Todte sagt, ferner über die Frage, ob der erste Flözkalk als Haupt- oder Zwischen-Lager anzusehen sey, so dass der erste und zweyte Sandstein zusammenfielen, liesse sich wohl Manches dafür und dawider erinnern, was wir, um die Anzeige nicht noch zu verlängern, bis zu einer anderen Gelegenheit versparen. Dass es einen Porphyr wie einen Mantelstein des Rothen und Todten giebt (S. 50), ist gewiss, und die Belege zu dieser Behauptung lassen sich an mehreren Puncten des Harzer-Flözgebirges aufweisen. Endlich drängt wohl Alles zur Bestätigung der Ansicht des Vfs. (S. 51), dass das Conglomerat nicht bloss mechanisch, sondern auch chemisch gebildet sey, oder eigentlich, dass das Hervortreten der mechanischen Gewalt mit der chemischen Erschlaffung zusammenfällt und eins ist. Wir machen auf den Zusammenhang der abgesonderten Stücke im Grossen mit dem Conglomerat, besonders bey dem Porphyr (wie bey Halle), aufmerksam. Wenn die plattenförmige und säulenförmige Absonderung zugleich vorkommen, und beide sich schneiden: so entstehen Absonderungen, den Geschieben sehr ähnlich, und das Ganze hat das täuschende Ansehen eines Conglomerats.

Man wird es uns nicht verdenken, dass wir uns so lange mit einer so kleinen Schrift beschäftigt haben, da die Qualität wohl mehr als die Quantität den Werth bestimmt. Wir bemerken aber noch, dass der Vf. durch die, die Wissenschaft so liberal befördernde preussische Regierung bestimmt ist, eine fortdauernde Untersuchung über das Riesengebirge anzustellen, welche mit der meisterhaften Genauigkeit, die in dieser Schrift herrscht, unternommen, für den Bergbau, wie für die Wissenschaft gleich wichtig werden muss.

- - - - - s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 FEBRUAR 1812.

ÖKONOMIE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Praktische Anleitung zur Führung der Wirthschäftsgeschäfte für angehende Landwirthe*, von D. *Friedrich Karl Gustav Gericke*, Oberamtmann und Lehrer der Ökonomie auf der Julius-Karls-Universität zu Helmstädt. I Theil. Von der Viehzucht. Zweyte durchaus vermehrte Auflage. Herausgegeben von dem Vf., und mit einer Vorrede begleitet von dem Geh. Rath *Albrecht Thaer*. Mit 4 Kupfertafeln. 1808. LI u. 670 S. II Theil. Vom Erdrinden- oder Erdflächen-Baue. Erster Band, vom Ackerbaue im weitesten Sinne des Worts, oder von der Weiden-, Wiesen-, Acker- und sonstigen Cultur der Erdfläche. Mit Kupfertafeln. XXXXVI u. 808 S. gr. 8. (9 Rthlr.)

Dieses Werk hat die Absicht, angehenden Ökonomen eine zuverlässige Anweisung in die Hände zu geben, wie sie die Geschäfte ihres vielumfassenden Berufskreises auf das sicherste, nützlichste und zweckmässigste ordnen und verrichten können. Der würdige Vf., als ausübender Ökonom längst bekannt, rühmt sich nicht, neue Entdeckungen zu liefern, aber er bestrebte sich, das, was er durch eigene mehrfache Erfahrung erprobt hat, in ein Ganzes zu bringen und fasslich vorzutragen. Der schnelle Absatz der ersten Ausgabe, welche im J. 1804 erschien, ist ein deutlicher Beweis, dass die Schrift seiner Absicht entsprochen, und dass sie nicht nur dem Lehrling in der Kunst, sondern selbst dem mit seinem Gewerbe schon vertrauteren Landwirth willkommen gewesen. Sie ist auch in der That nicht, wie manches ähnliche Buch, etwa nur aus mehreren schon vorhandenen Schriften zusammengestoppelt, sondern aus eigener reiner Erfahrung geschöpft. Ist sie gleich dadurch etwas local geworden: so wird es doch einem denkenden Leser — und der nicht denkende wird nie ein vorzüglicher Landwirth werden — leicht seyn, die vorkommenden Regeln und aufgestellten Beyspiele seinen Ortsverhältnissen anzupassen, oder die angegebenen Masse und Gewichte auf seine heimischen zu reduciren. Hauptsächlich wird das Werk sich durch seine Bestimmtheit und Ausführlichkeit, ohne ins Weitschweifige zu fallen, sehr empfehlen, und diese Vollständigkeit der abgehandelten Gegenstände hat in dieser neuen Ausgabe so sehr gewonnen, dass derjenige, welcher davon Gebrauch machen will, sie in wenig Fällen ganz unbefriedigt aus den Händen legen wird.

Der I Theil ist der Viehzucht, als dem Anfang und der Stütze des Ackerbaues, gewidmet. Voraus geht im 1 Hauptstück eine Einleitung in das ganze Werk. Sie bestimmt den Begriff der Ökonomie; entwirft eine kurze Geschichte derselben, und zählt die Eigenschaften und Vorkenntnisse auf, die sich der zu eigen machen muss, der den Namen eines geschickten Landwirths verdienen will. Der Anfoderungen, die der Vf. an ihn macht, sind zwar nicht wenige, doch auch nicht so viele, dass sie den Anfänger abschrecken könnten, sich einem so nützlichen Zweige menschlicher Thätigkeit zu widmen. Übrigens ist diese Einleitung in der zweyten Ausgabe um Vieles vermehrt worden, wodurch das Systematische des Unterrichts sehr gewonnen hat. Der zweyte Abschnitt, von dem Betragen des Hausvaters oder des Dirigenten eines Landhaushaltes gegen seine Untergebenen, ist unserer Meinung nach vorzüglich gut bearbeitet, und wird dem angehenden Praktiker um so willkommener seyn, da diesen höchst wichtigen Gegenstand nur wenige ökonomische Lehrbücher — und wenn es geschieht, — nur sehr oberflächlich berühren. Hier ist er ausführlich erörtert, und beynahe aus jeder der gegebenen Regeln blickt Erfahrung, Menschenkenntniss, Duldung und die milde Gesinnung des Menschenfreundes gegen einen Stand hervor, dessen Lage möglichste Schonung heischt, ohne bey der Anwendung dieser humanen Grundsätze Schwäche des Charakters zu verrathen. Die Kunst des Hausvaters, die Domestiquen zweckmässig zu behandeln, ist besonders heut zu Tage, wo auch unter dem Landvolke Religiosität und Sittlichkeit mehr in Abnahme ist, die schwerste Aufgabe für den jungen Landwirth, und schreckt selbst nicht wenige grosse und erfahrne Gutsbesitzer von eigener Wirthschaftsführung ab. Nur der wird sie am besten lösen, der seinen Untergebenen durch Arbeitsamkeit, Mässigkeit, Geduld, Berufstreue und Religiosität ein nachahmungswürdiges Beyspiel giebt: denn diese Tugenden werden ihm Achtung und Liebe erwerben. Auch ist es eine erprobte Erfahrung, dass die Domestiquen immer die Nachäffer des Herrn sind, es sey in löblichen Eigenschaften, oder in seinen Fehlern und Ausschweifungen. — Durch die folgende, gleich lehrreiche Abhandlung über die Hauspolizey, welche der älteren Ausgabe mangelte, wird die Brauchbarkeit dieser neueren bedeutend erhöht.

Der erste Abschnitt des 2 Hauptstücks, von der Viehzucht im Allgemeinen, ist wiederum eine schätzbare Vermehrung der neuen Auflage. Der specielle

Unterricht von der Behandlung der Pferde nimmt selbst auf die kleinsten Erfodernisse, Handgriffe, Vortheile und Ersparung Rücksicht. Nicht minder vollständig sind die Abhandlungen über das Rindvieh, die Schweine, und die Schafzucht. Die Lehre von der letzteren besonders enthält einen Schatz von seltenen Erfahrungen, und es thut uns Leid, dass wir aus Mangel an Raum nicht einige Belege dazu hieher setzen dürfen; wir sind aber überzeugt, dass jeder praktische Ökonom, der seit längerer Zeit der Natur und den Eigenschaften des Schafes, so wie den Vortheilen und dem Nachtheiligen oder Gefährlichen dieses Zweiges der Viehzucht, seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, unserem unparteyischen Urtheile beytreten wird.— Die Teichwirthschaft, und die Behandlung des Federviehes hat der Vf. ganz übergangen, die erste, weil er, wie er S. 599 sagt, davon keine Erfahrungen habe, und über kein Geschäft Unterricht ertheilen wolle, das er nicht selbst ausgeübt; das letzte, weil er es für ein nothwendiges Übel halte, das zwar zum Ganzen eines Haushalts gehöre, aber wenig oder gar keinen Gewinn abwerfe. Wahrscheinlich ist aus dem nämlichen Grunde der Unterricht von der Anzucht der Ziegen weggelassen worden. Der Vollständigkeit wegen aber hätte von allen diesen wenigstens das Wichtigste angeführt werden sollen, wozu es den Vf. an reinen Quellen nicht würde gemangelt haben. Bey jedem einzelnen Gegenstande ist der Vf. in das nöthige Detail eingegangen; besonders suchte er seinen Lesern die Beschaffenheit und die Kennzeichen, durch die man die Güte, Gesundheit und Brauchbarkeit der Hausthiere erkennen kann, so anschaulich als möglich zu machen; auch giebt er die zweckmässigste Einrichtung der Ställe an, lehrt die Pflege und Wartung der verschiedenen Vieh-Arten mit Allem, was darauf Bezug hat, schlägt die gesündeste und wohlfeilste Fütterung vor, und nimmt überall Anlass, den angehenden Landwirth zur strengen Wachsamkeit über die unentbehrliche Stall- u. Hof-Polizey aufzumuntern. Am Ende eines jeden Artikels beschreibt er auch die gewöhnlichen Krankheiten des Thieres, von dem er gesprochen, giebt die Kennzeichen derselben, und aus Erfahrung erprobte Vorbauungs- und Heil-Mittel an. Für die vorzügliche Güte und Brauchbarkeit dieses veterinarischen Unterrichts bürgt ein Kenner, nämlich der Hr. Geh. Rath *Thaer*, welcher dieses Werk mit einer empfehlenden Vorrede ausgestattet hat. „Im Ganzen, sagt dieser berühmte Arzt und Ökonom, kenne ich kein Buch, in dem der gewöhnliche Landwirth so viel Licht über die Behandlung der gemeinsten Thierkrankheiten, in dem Augenblick, wo er es braucht, finden wird, als in dieser Schrift.“ Auch die Anweisung zur besten und leichtesten Art, Rindvieh und Schweine zu mästen, muss jedem jungen Haushalter willkommen seyn; nur der Rath des Vfs., die letzteren *allein* mit Getreide fett zu machen, möchte nicht überall buchstäbliche Anwendung finden. Manches Local kann diesen Vorschlag sehr begünstigen: aber in den meisten Gegenden ist dieses Mastfutter zu kostbar; nicht zu gedenken, dass reine Körner-Mastung zwar vielen Speck gewährt, aber minder mildes und schmackhaftes Fleisch producirt. Bey Gelegenheit des Unterrichts über Schwein- und Rindvieh-Zucht wird behauptet, dass zwar beides unablässige Bedingung einer gut eingerichteten Landwirthschaft sey, dass aber bey jeder mehr Verlust, als Vortheil herauskomme. Die Schafzucht sey es allein, die dem Landwirth baaren Gewinn verspreche. Da diese Behauptung fast als allgemein wahr aufgestellt wird: so könnte solche junge Praktiker um so mehr schüchtern machen, sich mit Viehzucht zu beschäftigen, da der Vf. sie durch sein eigenes Beyspiel und durch seine beygefügten Jahres-Rechnungen zu unterstützen sucht. Nach diesen Rechnungen, in deren Richtigkeit nicht der geringste Zweifel zu setzen ist, hatte der Vf. einen Viehstappel von einem Springochsen, 7 Rindern und 28 Kühen. Nach Vergleichung der Ausgabe und Einnahme ergiebt sich ein reiner Verlust von 88 Rthlr., 1 Mgr. und 7 Pfennigen. Dieses Resultat ist um so frappanter, da Hr. GR. *Thaer*, der diese Schrift so sehr, und zwar mit Recht, empfohlen, im 1 Heft der *Annalen des Ackerbaues*, bey Gelegenheit seines Veranschlags des künftigen Ertrags des Guts Mögelins S. 140, die Benutzung einer Kuh „sehr *mässig*“ zu 30 Rthlr. jährlich in Rechnung gebracht. Wir sind zwar selbst der Meinung, dass nur in wenig Wirthschaften die Viehzucht der erste Gegenstand beträchtlicher *baarer* Einnahme, wie z. B. in der Nähe grosser, volkreicher Städte, seyn könne; aber wirklicher Verlust sollte sie in keinem Falle seyn. Sicher hat sie auch Hn. *G.* keinen gebracht, sondern er scheint nur auf den Ansätzen der Rechnung zu beruhen, welche entweder in der Ausgabe zu hoch sind, oder nicht hineingehören; oder es wurden in der Einnahme Posten ausgelassen, die doch in dieselbe aufgenommen werden mussten. Die Ausgabe für den Kuhhirten ist mit 101 Thlr. 20 Mgr. angesetzt. Für das Mithüten des sämmtlichen Viehes erhält der Dorfs-Küh-Hüter 5 Thlr. 12 Mgr. Eine Magd, die ganz allein, was wir recht gern zugeben, dem Kühstall zugerechnet wird, kostet an Lohn und Unterhalt 57 Thlr. 24 Mgr., und endlich wird für die Bemühung und Zeitversäumniss einer Mamsell, die ausserdem die Küche und andere Nebengeschäfte besorgt, für die Aufsicht über das Molkenwerk, 25 Thlr. angesetzt. Dieses Personale beträgt allein 189 Thlr. 20 Mgr. Diese Ansätze sind gar nicht zu hoch: allein Rec. fragt, ob der Hirt im Winter, und in den Stunden, wo sich das Vieh im Stalle befindet, für das Haushalten keine Arbeit verrichtet, welche ausserdem durch Fröhner oder Taglöhner geschehen und bezahlt werden müsste. Ist dieses, was wohl nicht anders seyn kann: warum wurde dieses Tagelohn nicht abgezogen, oder in die Einnahme gebracht, da doch die Mamsell, welche das Molkenwerk neben anderen Geschäften besorgt, hier mit 25 Thlr. in Aufrechnung gekommen? Diesen letzten Ansatz kann man um so weniger als einen stehenden Artikel, sondern nur als eine ganz zufällige und locale Ausgabe annehmen, weil in den meisten Wirthschaften diese Aufsicht die

Hausfrau oder eine Tochter des Hauses übernimmt, wodurch alle Kosten wegfallen. Wenn daher die Hausarbeiten des Hirten in Einnahme gebracht, und der Lohn der Mamsell auf die Hälfte reducirt wird, oder ganz wegfällt: so wird das Deficit schon ziemlich gemindert. Ausserdem aber muss auch der Anschlag des *selbsterbauten* Grases, des Klees, des Heues und der übrigen Fütterung, das zusammen 510 Thlr. 8 Mgr. 4 Pf. beträgt, zu hoch erscheinen. Am wenigsten können Landwirthe, deren Güter von Städten entfernt liegen, solche Artikel um den höchsten Marktpreis anschlagen, da sie den kostbaren Transport dieser Erzeugnisse, selbst wenn sie zu entbehren wären, in Abzug bringen müssen. In der Einnahme heisst es: an Butter überall erhalten 1439 Pfund. Nach dieser Summe käme jährlich auf eine Kuh 51 Pfund $15\frac{1}{13}$ Loth. Allerdings muss auch auf die 143 Schock kleine Käse und auf die Milch, die theils im Haushalt consumirt, theils verkauft worden. und die der Vf. in Einnahme brachte, Rücksicht genommen werden. Wenn aber auch beides auf Butter reducirt würde: so würde eine Kuh doch nicht mehr, als höchstens 63 oder 64 Pfund Butter geben. Rec. muss freymüthig gestehen, dass, wenn er auf 28 Kühe, 7 jährige Rinder und einen Stamm-Ochsen, um 189 Thlr. *Pachtwerth* Klee und Gras, um 145 Thlr. Heu, um 71 Thlr. Brantweinwäsche und um 105 Thlr. Getraide und Wurzelgewächse verwendete, die Stoppel und andere gute Weiden nicht gerechnet, und jede dieser so wohlgepflegten Kühe nicht im Durchschnitt jährlich wenigstens 75 bis 80 Pf. Butter, oder an Käse und Milch den Werth derselben lieferte (obgleich alle Wirthschaften einen Ertrag von 90 bis 100 Pf. annehmen), er sie zwar nicht abschaffen, aber sich für aufgefodert halten würde, scharfe Untersuchungen unter seinem Gesinde anzustellen, um die wahre Quelle dieses kärglichen Ertrags zu entdecken. — Der Dünger wurde ebenfalls nicht in Einnahme gebracht, weil, wie der Vf. sagt, das Stroh nicht in Ausgabe gekommen. Wie? Ist denn nicht auch das Gras, der Klee, das Heu u. s. w. um sehr hohen Preis in die Ausgabe gesetzt? Gaben diese Producte nicht eben so guten Dünger als das Stroh? und wird nicht der Acker, mit dem sämmtlichen Dünger des Kühstalls gebessert, ihm wenigstens das Sechstel seines Ertrags danken? Ja, ist nicht auch der Dünger bey der Berechnung des Ertrags der Schafzucht von dem Vf. selbst S. 595 und zwar das Fuder mit 1 Thlr. 7 Mgr., und jeder abgepferchte Morgen Feld mit 2 Thlr. in Rechnung gebracht worden? Und sollte nicht jedes der 7 Rinder, von denen jedes mit 12 Thlr. angeschlagen, und wovon die Interessen in die Ausgabe gebracht wurden, bey so gutem Futter in *diesem Jahre* wenigstens um 2 bis 3 Thlr. an Werth zugenommen haben? Wodurch das Deficit wieder um 30 — 36 Thlr. verringert würde. Alle praktischen Ökonomen sind darüber einverstanden, dass ein wohlgenährtes Stück Rindvieh 8 Fuder Dünger gäbe. Dieses würde auf 36 Stück 288 Fuder betragen. Weil indess für das Stroh nichts in Ausgabe gekommen: so bringen wir nur die Hälfte, und zwar nur um 18 Mgr., ob er gleich nicht gerade um die Hälfte weniger Werth hat, als der Schafdünger, in die Einnahme, wodurch diese wieder um 72 Thlr. vermehrt wird, und sonach das Deficit nicht allein verschwindet, sondern noch ein Überschuss erscheint. — Eben solche gegründete Erinnerungen liessen sich gegen die Rechnung über die Schweinzucht und ihren Ertrag machen, wenn uns nicht Kürze anempfohlen wäre, und wir nicht voraussetzen dürften, dass jeder praktische Landwirth dieses aus eigener Erfahrung thun könnte. — Indess soll die Abneigung für Rindvieh- und Schwein-Zucht, die der Vf. im Gegensatz der Schafzucht so deutlich äussert, uns nicht hindern, seinen übrigen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wir empfehlen vielmehr jedem angehenden Landwirthe, sich diese Berechnungen stets zum Muster zu nehmen, wenn er die Vortheile und Nachtheile irgend einer neuen Einrichtung seines Haushalts gegen einander abwägen will, weil er dadurch Vorsicht lernen wird, und weil es immer räthlicher ist, in der Einnahme von dem, was wirklich gewonnen werden kann, etwas weniger anzusetzen, als ein *plus* hinzuschreiben, das meist nur in der Einbildung besteht.

Ein Anhang, den die erste Ausgabe nicht hatte, handelt von den Ursachen der Dreh-Krankheit der Schafe und von ihrer Heilung. Die Gemeinnützlichkeit dieser Abhandlung hat den Vf. veranlasst, dieselbe auch besonders abdrucken zu lassen, welches, so viel wir wissen, viele Besitzer beträchtlicher Schäfereyen bereits dankbar erkannt haben, da dieses Übel grosse Verwüstungen unter den Schafen, und besonders unter den Lämmern angerichtet hat. Der Vf. giebt eine Wasserblase im Kopf des Patienten als Ursache der Krankheit an, und hat sie dadurch, dass er diese Blase mit dem Trokar öffnet, bis jetzt immer glücklich geheilt. Überflüssig wäre es, die Art der Operation, und die dabey nöthigen Vorsichtsregeln hier anzuführen, da jeder Landwirth solche ohnehin mit Aufmerksamkeit lesen, und im Fall er sie in Anwendung bringen will, eigens studiren wird.

Wir haben uns bey diesem ersten Theile etwas länger verweilt, weil die erste Ausgabe desselben in unseren Blättern nicht angezeigt worden, ob wir gleich unsere Leser mit dem Inhalt des 2ten und 3ten Theiles der ersten Ausgabe (Jahrg. 1810, No. 92) bekannt gemacht haben.

Der II Theil, welcher vom Ackerbau handelt, ist in dieser zweyten Auflage ein ganz neues umgearbeitetes, reich vermehrtes Werk geworden. Es ist kein Lehrbuch mehr, das nur das Wichtigste berührte, sondern es ist zu einem vollständigen Handbuch umgeschaffen worden, das keine Lücke unausgefüllt lässt. Das 1 Hauptstück handelt in 5 Abschnitten von der Cultur der Wiesen und Weiden. Man findet hier alles Brauchbare beysammen, was diese Gegenstände aufzuklären im Stande ist; und wo der Vf. befürchten musste, zu weitläuftig zu werden, hat er immer auf die vorzüglichsten Schriften hingewiesen. Diese auf eigene Erfahrung gestützte gründliche Bearbeitung

verdient um so mehr Beyfall, als leider noch immer, selbst in vorzüglich gut eingerichteten grösseren und kleineren Wirthschaften, die Cultur der Wiesen am meisten vernachlässigt wird, obgleich einzig und allein aus der Erzielung von genugsamer Fütterung die bessere oder mindere Ergiebigkeit des Ackerbaues und des ganzen Haushalts hervorgeht. — Das 2 Hauptstück lehrt Alles, was einen fruchtbringenden Ackerbau bezwecken kann. — Um dem jungen Landwirth in der Erkennung der verschiedenen Erdarten, und ihrer Fähigkeit zu mehrerer oder minderer Fruchtbarkeit zu Hülfe zu kommen, hat der Vf. eine sehr artige Idee, sie durch die sogenannten Unkräuter, welche darauf wachsen, kenntlich zu machen. Je aufmerksamer der Ökonom darauf seyn wird, und je mehr er sich dieses Verzeichniss erweitert: um so mehr wird sich seine Anschauungskraft vermehren, durch die er auf den ersten Blick die verschiedene Tragbarkeit der Äcker beurtheilen kann. Diese Methode, sich einen schnellen Überblick von dem Grade der Güte eines Bodens zu verschaffen, sollten sich besonders Männer zu eigen machen, die sich häufig mit Abschätzungen und Bonitirungen von Land- und Feld-Gütern Berufshalber beschäftigen müssen. Die Abhandlung über Ackerwerkzeuge, sowohl die bekannten älteren und neueren vaterländischen, als die englischen und die in Deutschland verbesserten, ist sehr gut gerathen, und durch die aus eigener Erfahrung geschöpften Anmerkungen über ihre Anwendbarkeit sehr lehrreich geworden. Die beiden Aufsätze über das Pflügen, Eggen und Walzen, dann über die rechte Zeit, in welcher der Acker bestellt werden soll, verrathen den Mann vom Handwerk, der nicht nachbetet, sondern selbst Hand angelegt, und durch Erfahrung das Bessere vom Schlechteren zu unterscheiden gelernt hat. — Schon in der ersten Ausgabe wurde über Dünger-Düngung und Dünger-Surrogate viel Brauchbares gelehrt; aber hier ist dieser Abschnitt noch sehr bereichert worden. Von den Regeln, welche man bey Bepflanzung oder Besämung des Ackers im Allgemeinen beobachten soll, möchten wir ihres praktischen Werths halber mehrere ausheben, wenn es uns der Raum nicht verböte. Die speciellen Anweisungen zum Anbau der *Halm-*, *Hülsen-* und *behackten Früchte*, und die Abhandlung von den *Futtergewächsen*, sind fasslich und gründlich. Wir haben nicht gefunden, dass von den *nutzbringenden* Früchten, die unter diese Rubriken gehören, irgend eine vergessen sey. Schliesslich handelt der Vf. von den verschiedenen Hindernissen, die noch immer dem üppigeren Aufblühen des Ackerbaues im Wege stehen; wobey er es dem patriotischen Ökonomen zur Pflicht macht, zur Abhülfe derselben möglichst beyzutragen. Leider sind nicht selten die grössten Hindernisse solche, denen Abhülfe zu schaffen, nicht in der Macht des einzelnen Landwirths steht.

Gern möchten wir unser Urtheil über dieses nützliche Werk mit einigen Auszügen belegen. Da uns dieses aber zu weit führen würde: so heben wir nur einiges weniges Empfehlungswürdiges aus. Unter diesen rechnen wir vorzüglich den Aufsatz von der Auswahl, der Prüfung und Aufbewahrung des Saat-Korns. Zu gutem Saat-Korn fodert der Vf., solches, das ausgereift, rein ausgeputzt worden, und nicht im Stroh geschwitzt habe. Das letzte ist ganz vorzüglich bey Waizen und Gerste zu beobachten; denn die Erfahrung hat Rec. gelehrt, dass der Same, der sich im Stroh, oder auf dem Boden nur etwas erhitzt hat, mehr zum Brand geneigt ist, als der, welcher ganz dürre eingebracht, sogleich ausgedroschen, und dünne aufgeschüttet wurde. Ganz stimmen wir mit dem Vf. S. 468 darin überein, dass die Gerste am besten nach den gehackten Brachfrüchten zu säen sey: nur warnen wir jeden Landwirth, dieses nicht *zu oft nach Kartoffeln* zu wiederholen. Wo dieses geschah, gab es immer geringere Ärndten, als wenn sie nach Möhren, Runkeln und Kohlgewächsen gesäet wurde. Auch die Regel S. 484, den Hafer lieber zu spät, als zu früh zu säen, möchten wir eine goldene nennen. Denn es ist ganz gewiss, dass der Gerste die Spätfröste weniger schaden, als dem Hafer, wenn beide im Keimen begriffen sind. Den Aufsatz über den Anbau der Pferdebohnen, S. 536, empfehlen wir besonders den Landwirthen des südlichen Deutschlands, da in diesen Gegenden diese Frucht, ob sie gleich zu einem vorzüglichen Mastfutter geeignet ist, noch so selten angebauet wird. Die ganze Anweisung ist übrigens sehr ausführlich und lehrreich. Nichts ist den jungen Kohlpflanzen gefährlicher, und macht ihre Anziehung beschwerlicher, als der Erdfloh. Da alle die S. 647 angeführten Gegenmittel durch die Erfahrung erprobt sind: so können wir sie der Aufmerksamkeit des Ökonomen, der mit diesem Übel geplagt ist, besonders empfehlen. Den ganzen Aufsatz über die Futterkräuter, oder den künstlichen Wiesenbau, sollte Jeder wohl beherzigen, der noch immer über Futtermangel klagt, oder sich der Aufhebung der Brache und der Gemeinheiten widersetzt. Ohne den Anbau von Klee wird keine Wirthschaft zur Vollkommenheit reifen. Nur hätten wir gewünscht, dass der Vf. auch etwas von dem Anbau der Gräser auf eigenen Feldern, z. B. vom Anbau des französischen Raygrases (*avena elatior*), Wiesenfuchsschwanz (*Alopecurus pratensis*), Wiesenschwingel (*Festuca elatior*), Honiggras (*Holcus lanatus*) u. dgl. gesagt hätte; da diese Art, sich gutes Futter zu verschaffen, bey manchen Localverhältnissen dem Kleebau im Nutzen gleich kommt, und öfters vorzuziehen ist. Der Vf. hält dafür, dass das Gypsen des Klees mehr im trocknen, als feuchten Boden nütze. Zwar wollen wir seinen Erfahrungen nicht widersprechen. Soviel ist aber gewiss, dass Kleefelder, die mit Gyps wohl überstreut wurden, wenn auch der Boden von der Beschaffenheit war, dass er die Feuchtigkeit länger behielt, als ein anderer, nachher eine mehr lohnende Getraide-Ärndte gab, als ausserdem nicht geschehen wäre. Er wirkt also nicht nur auf den Klee, sondern noch mehr auf die nachfolgenden Früchte.

Wir könnten noch vieles Nützliche und Unterhaltende ausheben; aber das Angeführte wird schon genügen, um den Werth und die Brauchbarkeit dieses Werks zu bestimmen, dessen Fortsetzung wir mit Vergnügen entgegensehen.

S. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 FEBRUAR, 1812.

GESCHICHTE.

Gotha, b. Perthes: *Herzog Ernst der Erste, genannt der Fromme, zu Gotha, als Mensch und Regent.* Eine historische Darstellung aus Acten und bewährten Druckschriften gezogen, und mit einem Urkundenbuche, herausgegeben von *Johann Heinrich Gelbke*, herzogl. sächs. gothaischem Ober-Consistorialrathe. 1810. *Erster Band*, mit des Herzogs Bildniss. 316 S. *Zweyter Band.* 304 S. *Dritter Band*, Urkundenbuch. 286 S. 8. (4 Rthlr.)

Ungeachtet die Geschichte Herzog Ernsts des Ersten zu Gotha, dem seine Zeitgenossen den Beynamen des *Frommen* — im ehrwürdigsten und bedeutungsvollsten Sinne des Worts — beygelegt haben, in mehreren Schriften ausführlich abgehandelt ist: so können doch solche bey weitem nicht auf den Namen einer vollständigen Lebens- und Regierungs-Geschichte dieses verdienstvollen Fürsten Anspruch machen. Diese Schriften, von welchen Hr. *G.* am Schlusse der Vorrede ein kritisches Verzeichniss liefert, enthalten nur einzelne Züge seines tugendhaften Charakters, aber noch keine vollendete Darstellung seines thatenreichen Lebens, und sie sind mehr zur Erregung als zur Befriedigung des Wunsches geeignet, diesen edeldenkenden Fürsten nach dem ganzen Umfange seiner wohlthätigen Regierung und in den verschiedenen Richtungen seiner rühmlichen Thätigkeit kennen zu lernen. Hr. *G.* hat daher gewiss eine eben so verdienstliche als dankenswerthe Arbeit unternommen, die aus archivalischen Quellen und zuverlässigen Druckschriften gesammelten Nachrichten zu einem Ganzen zu ordnen, und dadurch eine genauere Kenntniss und eine treffendere Würdigung der Verdienste dieses unvergesslichen Fürsten zu bewirken. Es war allerdings der Mühe werth, bey dem von ihm vormals beherrschten Lande das Andenken an einen Regenten zu erneuern, den es als das grosse Vorbild seines Fürstenhauses, und als den weisen Urheber der Staats- und Haus-Verfassung anzusehen berechtigt ist, die in ihren Hauptbeziehungen noch jetzt fortdauert, und den glücklichen Zustand begründet, der dieses Land, in mehr als einer Rücksicht, so vortheilhaft auszeichnet. Das Werk selbst besteht aus *drey Bänden*, wovon die zwey ersteren in 24 Abschnitten die Geschichte Herzog Ernsts in chronologischer Ordnung vortragen, der *letztere* hingegen das Urkundenbuch enthält, für welches der Vf. die wichtigsten Actenstücke gewählt hat. Die drey ersten Abschnitte handeln von Herz. Ernsts Ältern und Brüdern, von seiner Erziehung, frühzeitigen Kenntnissen, Theilnahme an der weimarischen Landesregierung, wohlthätigen Einrichtungen und anderen Gegenständen, die hauptsächlich das Privat- und häusliche Leben des Fürsten betreffen. Von seinem unglücklichen Bruder, *Johann Friedrich*, werden S. 23 f. manche Nachrichten mitgetheilt, die in der sächsischen Geschichte bisher zum Theil unbekannt waren, weil die, über seine traurigen Schicksale verhandelten, Acten auf Befehl des Herzogs Wilhelm Ernst zu Weimar verbrannt wurden. Rec. besitzt darüber selbst einen handschriftlichen Aufsatz, der zwar in der Hauptsache mit obiger Nachricht übereinstimmt, aber noch manche Nebenumstände enthält, deren hier keine Erwähnung geschieht. — (4 Abschn.) Das strenge Verfahren Kaiser Ferdinands II gegen die evangelischen Fürsten bewog den Herzog, gleich seinen Brüdern, für die Erhaltung der Religion und der deutschen Verfassung, auf den damaligen Kampfplatz zu treten, und 1631 bey der schwedischen Armee als Obrister über ein Regiment zu Pferde Dienste zu nehmen. Zum Beweis seines Diensteifers verehrte er dem König Gustav Adolph sein Geschütz, welches er auf dem Thüringer-Wald hatte vergraben lassen, und wurde dafür zum Statthalter zu Königshofen in Franken bestellt. Hier legte er ein bisher noch unbekanntes Beyspiel seiner edlen Denkart dadurch an den Tag, dass er 800 Stück Schafe, die einige seiner Reiter aus jener Gegend weg- und nach Tambach auf dem Thüringer-Wald getrieben hatten, dem Eigenthümer sofort restituiren liess. In unseren Tagen darf man freylich dergleichen grossmüthige Züge eines feindlichen Obristen nicht mehr erwarten. In der Schlacht bey Lützen war es Herzog Ernst, der nach dem Tode des Königs dem heftigen Angriff des kaiserlichen Generalfeldmarschalls von Pappenheim so muthvollen Widerstand leistete, dass die schwedische Armee den Sieg davon trug. Sein Bruder, Herzog Bernhard, übertrug ihm desswegen 1633 das Gouvernement über das von der Krone Schweden demselben geschenkte Herzogthum Franken, mit Inbegriff der beiden Bisthümer Würzburg und Bamberg. Interessant sind die Nachrichten, die der Vf. aus den vorhandenen Acten von Herzog Ernsts dortigen Regierungsgeschäften und von der Fürsorge mittheilt, die er über alle Zweige der Staatsverwaltung verbreitete. Dahin gehört besonders seine würzburgische Regimentsverfassung vom J. 1633 und die Organisirung der dasigen Landescollegien; die

Verzeichnisse der für die angestellten Staatsdiener ausgesetzten Besoldungen; die Extracte aus den würzburgischen Kammerrechnungen vom 13 Jul. 1633 bis zum letzten December (binnen dieser Zeit betrug die Einnahme 37,233 fl., und die Ausgabe 29,225 fl. 3 gr. 6 pf.); die Verbesserung der Kirchen- und Schul-Verfassung, und noch mehrere Gegenstände, die selbst für die würzburgische Geschichte nicht unwichtig sind. (5 Abschn.) Nicht weniger aufmerksam war der Herzog gegen die Universität Jena. Zur Unterhaltung der Professoren trat er derselben, mit Bewilligung seiner Hnn. Brüder und Vettern, die Herrschaft Remda und das vitzthumische Gut Apolda ab, welches dem Hause Weimar heimgefallen war. Nach Besorgung einiger anderer Hausangelegenheiten ging zwar der Herzog wieder zur schwedischen Armee, trat aber (1634) nach der unglücklichen Schlacht bey Nördlingen ganz vom Kriegsschauplatz ab, und nahm (1635) mit seinen Brüdern, Herzog Bernhard ausgenommen, den prager Friedensschluss an, der jedoch für die weimarischen Lande unglückliche Folgen hatte. Mitten unter diesen kriegerischen Zeiten veranstaltete Herz. Ernst eine bessere und zweckmäsigere Bibelübersetzung, weil er glaubte, dass von vielen Menschen das Lesen der Bibel, wegen mancher dunkeler und schwer zu verstehender Stellen vernachlässigt werde. Er vertheilte diese Arbeit unter 29 sächsische und thüringische Theologen, die der Grundsprache mächtig waren, und (S. 70) namentlich angegeben sind. Der 6, 7 und 8 Abschnitt handelt von Herzog Ernsts Vermählung, von der mit seinen zwey noch lebenden Brüdern im J. 1640 vorgenommenen Landestheilung, von dem traurigen Zustande, in welchem er die ihm zu Theil gewordenen gothaischen Lande fand, und von den Mitteln, wodurch er dem gesunkenen Wohlstand seiner Unterthanen wieder aufzuhelfen suchte. Mit dieser Periode beginnt nun die eigentliche Regierungsgeschichte dieses Fürsten. Der Vf. trägt sie vom 9 bis zum 17 Abschnitte mit lobenswürdiger Ausführlichkeit vor, und bemerkt alle und jede Anordnungen, womit sich Herz. Ernst, in Hinsicht auf Errichtung der Landescollegien, auf Verbesserung des Kirchen- und Schul-Wesens, der Polizey- und Justiz-Verfassung, auf milde Stiftungen und auf andere wohlthätige Einrichtungen, sein Leben hindurch beschäftigte, und wovon die zahlreichen Mandate und gesetzlichen Vorschriften zeugen, die grösstentheils in der bekannten gothaischen Landesordnung anzutreffen sind. Auch giebt Hr. *G.* von den inneren und auswärtigen Verhältnissen damaliger Zeit die nöthigen Notizen, und läst überhaupt, so weit wenigstens seine Quellen reichten, keinen Umstand unberührt, der nur irgend auf den Charakter und auf das thatenreiche Leben dieses Fürsten Bezug hatte. Bemerkungswerth ist unter anderen, dass derselbe bey der 1643 vorgehabten Erbauung des gothaischen Residenzschlosses in seinem Gewissen einige Zweifel hegte, und desswegen dem dortigen Consistorio die Frage vorlegte: „Ob es rathsam sey, bey den verwirrten Zeiten ein solches intentirtes Hauptgebäude zu unternehmen, indem es 1) scheinen möchte, dass dadurch dem Lande mehr Onera aufgebürdet werden dürften; 2) weil gemeint werden könnte, dass mit solchen Speesen vielmehr dem armen Lande aufzuhelfen wäre; 3) weil es als eine *captatio gloriae humanae* geachtet, und 4) als eine Vergesslichkeit der Sterblichkeit angedeutet werden möchte." Ganz originell sind die von den Consistorialräthen darüber angestellten Berathungen und der darauf erstattete gutachtliche Bericht, worin die Gewissensscrupel des Herzogs aus weitläuftigen Gründen beseitiget, und „der *punctus possibilitatis*, ob nämlich jetziger Zeit Gelegenheit nach sich noch so viel Mittel ereignen, dass dieser Bau continuirlich verführt werden könne", zur reiflichen Erwägung empfohlen wurde. Beide merkwürdige Actenstücke hat Hr. *G.* im Urkundenbuch S. 49 ff. mitgetheilt, und sie verdienen besonders nachgelesen zu werden. — Herz. Ernsts rastloses Streben nach Vervollkommnung des Wohlstandes seiner Unterthanen und nach Ausbreitung der evangelischen Lehre verleitete ihn freylich auch zu manchen Projecten, die ihm ganz misslungen sind. Von der Art waren (nach S. 201) seine Versuche, die Werra bis in die Weser, ingleichen die Unstrut und Saale bis in die Elbe, und andere Landflüsse schiffbar zu machen, um durch Abführung der Landesproducte Handel und Wandel in seinen Landen zu befördern. Beide Entwürfe kamen aber nicht zur Ausführung, und bey den vielen Schwierigkeiten, die man dem Herzog theils von Seiten Hessen-Cassels, theils von Kursachsen desshalb in den Weg legte, befand er sich in der Nothwendigkeit, dieses Project ganz aufzugeben. Eben so misslang ihm auch seine Mission nach Abyssinien, wohin er 1663 einen gewissen, der orientalischen Sprachen kundigen Mann, Namens *Wansleben* aus Erfurt, absendete, um daselbst die Ausbreitung der evangelischen Lehre zu bewirken. Aber der Herzog bestimmte hiezu nur die geringe Summe von 1000 Thalern, womit jener grosse Zweck freylich nicht erreicht werden konnte; denn *Wansleben* kam nicht weiter als bis nach Livorno, wo er, wegen Geldmangel, wieder zurückreisen musste.

Der *zweyte Band* enthält vom 18 bis zum 24 Abschnitt, oder vom J. 1669 — 1675, die übrigen Regentenhandlungen Herz. Ernsts, die sich vorzüglich durch seinen Eifer für die Erhaltung der evangelischen Kirche als merkwürdig auszeichnen. Zur Beseitigung mancher darin entstandener Religionsstreitigkeiten versuchte er das bekannte *Collegium Hunnianum* zu errichten, welches aus 10 — 12 moderaten Theologen bestehen, und die im Schwange gehenden Streitigkeiten in Ordnung bringen sollte. Aber vergeblich suchte er mehrere Höfe, besonders die nordischen Mächte, zur Theilnahme an dieser Anstalt durch eine Gesandtschaft einzuladen; er fand überall Bedenklichkeiten, die (S. 9 f.) umständlich erzählt werden, und ob er gleich zuletzt den Schluss fasste, wenigstens für seine Person ein solches Collegium zu errichten, und in dieser Absicht eine Stiftung von 200,000 Rthlr. zu machen: so wurden ihm doch von seinen Räthen so triftige

Gründe zur Wiederaufhebung dieser grossen Fundation an das Herz gelegt, dass er nicht umhin konnte, von seinem Vorhaben gänzlich abzugehen. Auch die *synkretistischen Streitigkeiten* zwischen den wittenbergischen und helmstädtischen Theologen erregten (1670) die Aufmerksamkeit des Herzogs, und er hielt es für Pflicht, einen Versuch anzustellen, die Parteyen unter sich zu vereinigen. Der Vf. giebt über die desshalbigen Verhandlungen im 19 Abschnitt ausführliche Nachrichten, die für die Kirchengeschichte nicht ohne Wichtigkeit sind. Der 20 Abschnitt beschäftigt sich mit dem Anfall der beiden Fürstenthümer Altenburg und Coburg und des hennebergischen Landestheils, welche durch den Tod Herzog Friedrich Wilhelms III zu Altenburg erledigt wurden. Eigentlich hätte dem Herzog Ernst, als nächstem Agnaten, die alleinige Erbfolge gebührt; weil aber S. Weimar, Jena und Eisenach darüber Streit erregten: so liess sich Ernst, aus Liebe zum Frieden, einen Vergleich gefallen, wodurch er im J. 1672 von den altenburgischen Landen einige Ämter an S. Weimar abtrat. Rec. vermisst hier die Anführung einer bey Gelegenheit dieser Successionsirrung zwischen den gothaischen und weimarischen Deputirten am 6 May 1672 getroffenen Übereinkunft, nach welcher die Successionen in allen Fällen nach der Nähe der Grade und der Sippzahl geschehen sollte. Im 21 Abschnitt liefert der Vf. eine Übersicht der sämmtlichen Lande, die Herzog Ernst inne hatte. Unter den beygefügten historischen Bemerkungen wird (S. 107) irrig behauptet, dass die Ämter *Heldburg*, Eisfeld und Hildburghausen 1340 an Burggraf Hansen zu Nürnberg und dessen Gemahlin Elisabeth, eine Tochter Gr. Bertholds von Henneburg, gekommen seyen. Diese 3 Ämter waren noch im J. 1347 Zubehör der Pflege Coburg, und wurden damalen der verwittweten Gräfin Jutta von Henneberg zugetheilt, und erst nach ihrem Tode fielen sie an ihre Tochter Sophia, Burggraf Albrechts zu Nürnberg Gemahlin. Der 22 Abschnitt handelt von den Sicherheitsanstalten des Herzogs gegen die drohende Invasion einer französischen Armee in Franken, von der wichtigen Correspondenz mit dem Czaar Alexei Michailowitzsch zu Moskau und von seiner Fürsorge für die dortige evangelisch-lutherische Gemeinde. — Herzog Ernst starb am 26 März 1675 im 73 Jahr seines ruhmvollen Lebens. Seine Geistesgaben, Sorge für Kirchen und Schulen, Lebensweise, Erziehung seiner Kinder u. s. w., werden im letzten Abschnitte, unter der Aufschrift: *Vermischte Denkwürdigkeiten*, geschildert, wobey der Vf. auch zugleich von den damaligen Landes-Collegien und ihrem Wirkungskreise, von der Bibliothek, dem Münzcabinet, der Kunst- und Naturalien-Sammlung, dem Zeughause und Hofstaate, ingleichen von dem Dienerschaftspersonale u. a. m. dankeswerthe Nachrichten mittheilt. Unter den Staatsdienern des Herzogs werden hier vorzüglich *Georg Franzke*, *Veit Ludwig von Seckendorf*, D. *Salomon Glass*, *Hiob Ludolf* und *Christoph Brunchorst* gerühmt, welche sich nicht nur durch nützliche Einrichtungen um das Land verdient gemacht, sondern auch durch manche hier angeführte gelehrte Schriften ihr Andenken bey der Nachwelt gegründet haben. Jedem der zwey Bände, deren Inhalt wir gegenwärtig angezeigt haben, ist ein Diplomatarium des Herzogs, oder ein Verzeichniss der gebrauchten gedruckten und ungedruckten Urkunden beygefügt, unter welchen wir jedoch noch manche vermissen, die der Aufmerksamkeit des Vfs. entgangen sind.

Der *dritte Band* des Werks, oder das Urkundenbuch, besteht aus 23 Actenstücken, die aber grösstentheils Herzog Ernsts Familienverhältnisse betreffen. Sein darunter befindliches Testament vom J. 1654 und seine Regimentsverfassung vom J. 1672 sind schon mehrmals in öffentlichen Druckschriften erschienen, und hätten wohl, zur Ersparung des Raums, hier wegbleiben können. A. S.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Grössere Weltgeschichte für Leser aus allen Ständen.* von *J. A. C. Löhr.* 1811. Erster Band, mit einem Kupfer. XVI u. 406 S. Zweyter Band. 220 S. 8. (2 Rthlr.)

Der durch mehrere Jugendschriften rühmlich bekannte Vf. hat in dem dritten Theile seines *Ersten Lehrmeisters* eine ganz kurze, für den frühsten Unterricht bestimmte Übersicht der Geschichte geliefert, und in Beziehung auf diese dem hier vorliegenden Werke den Titel einer *grösseren* Weltgeschichte gegeben. Der Vorrede nach ist dieses Buch zunächst für die unteren und mittleren Classen in lateinischen Schulen bestimmt, und die ganze Anlage desselben zeigt, dass der Vf. das gewöhnliche Alter, die Vorkenntnisse und Bedürfnisse der in diesen Classen befindlichen Schüler stets vor Augen behalten habe. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, kann Rec., seiner Überzeugung nach, mit gutem Gewissen dieses Werk als eins der besten seiner Art empfehlen.

„Mein Wille war, sagt der Vf., das Nothwendigste, Wichtigste, Merkwürdigste auszuheben, und da und dort mit einzelnen Zügen, die anziehen können, zu verbinden, und doch dabey, so viel möglich, den Raum zu sparen; und allerdings hat derselbe den bestimmten Raum recht gut benutzt. Rec. hat nichts gefunden, was nicht für die mittlere Jugend zur Ergänzung und Erweiterung ihrer anderweitigen Studien und zu Erweckung ihres Nachdenkens von Nutzen wäre. Auch sind es nicht etwa moralische Betrachtungen, oder gar Declamationen, was der Vf. uns giebt: sondern es ist, was es seyn muss, wirkliche *Geschichte*, die aber so gestellt und vorgetragen ist, dass sie keineswegs bloss das Gedächtniss, sondern auch den Verstand beschäftigt. Dass der Vf. die Geschichte des Alterthums, und in dieser besonders die Geschichte der Römer merklich vollständiger vorgetragen hat, als die Geschichte der mittleren und neueren Zeiten, verdient den vollkommensten Beyfall, besonders wenn man Rücksicht darauf nimmt, dass fast Alles, was diejenigen lesen und studiren, für welche diese Arbeit zunächst bestimmt ist, mit der Geschichte des Alterthums in Verbindung steht. Es giebt indessen in allen Ständen auch andere Ge-

schichtsfreunde, denen mit einer sehr weitläuftigen oder auch zu kurzen Übersicht der Geschichte nur wenig gedient ist; es kann also ganz wohl seyn, dass manche derselben dieses Buch in Ansehung der darin getroffenen Auswahl und seines Umfangs gerade so finden, wie sie es wünschen; es lässt sich daher auch gegen den auf dem Titel befindlichen Zusatz *„für Leser aus allen Ständen"*, der, wie der Vf. anzeigt, nicht von ihm selbst herrührt, mit Recht nichts erinnern.

Der Vf. zeigt nicht an, aus welchen Quellen er geschöpft habe; auch scheint diess bey einem Werke, welches auf das Verdienst kritischer Untersuchungen keinen Anspruch macht, nicht erfoderlich zu seyn. Im Ganzen hat auch der Vf. die Werke, welche er benutzt hat, recht gut gewählt. Doch wird es bey einer etwanigen neuen Auflage allerdings von Nutzen seyn, wenn er einige derselben noch etwas genauer mit solchen Schriften vergleicht, die sich durch eine strengere Kritik auszeichnen. Wenn z. B. gesagt wird, Numa habe keine Götzenbilder machen lassen, folglich wären die Götter als unsichtbare Wesen verehrt worden: so kann Rec. diesen Schluss aus überwiegenden historischen Gründen nicht gelten lassen. Dass Kaiser *Justin I*, der allerdings von geringer Herkunft war, der Sohn eines *ungarischen Bauers* genannt wird, ist gleichfalls nicht so genau, als es wohl seyn möchte. Die Ungarn erschienen erst viel später in der Geschichte, und ihr jetziges Land gehörte damals (i. J. 517) den Gepiden, Longobarden und Ostgothen. Statt „Justinian würde Italien wohl *erobert* haben", müsste es heissen *behalten;* denn die Eroberung war, in sofern hier die Rede von dem eigentlichen Italien ist, ganz vollständig, dauerte aber freylich, wie der Vf. auch selbst vorher bemerkt, in ihrem vollen Umfange nur 15 Jahre. Die *Bulgaren* hatten vom J. 680 an, seitdem sie in Mösien eingerückt waren, und diesem Lande den Namen Bulgarien gegeben hatten, allerdings eine bestimmte Regierungs-Verfassung und *Städte*. Wenn der Vf. sagt, dass Kaiser Heinrich IV durch den Abfall der *Herzoge* in so grosses Gedränge gekommen sey: so würde Rec. aus bekannten Gründen dafür *Fürsten* sagen. So möchte der Vf. auch wohl bey dem, was er über die älteste Geschichte nordischer Reiche sagt, noch andere Schriftsteller zu Rathe ziehen. Indessen sind alle Verbesserungen, die Rec. etwa noch vorschlagen möchte, eben so wenig erheblich, als die hier angeführten.

Die Abtheilung eines solchen Werks hat allemal ihre Schwierigkeiten. In den meisten historischen Lehrbüchern findet man mehrere Perioden festgesetzt, bey welchen die Geschichte *aller* Staaten auf einmal abgeschnitten wird, obgleich eigentlich nur in einem einzelnen vorherrschenden Staate eine neue Epoche beginnt. Diess hat seine Vortheile, aber auch manches Nachtheilige; allein eben so hat auch jede andere Einrichtung, die man in dieser Hinsicht vorziehen möchte, ihre Unzuträglichkeiten. Der Vf. hat seine Arbeit nach einer kurzen Einleitung in folgende Abschnitte eingetheilt: I. Babylonier, Assyrer, Ägypter. II. Israeliten (Juden). III. Phönicier. IV. Perser. V. Griechen. VI. Macedonier, wobey denn auch die aus Alexanders Eroberungen entstandenen neuen Reiche angeführt werden. VII. Die Römer. VIII. Das morgenländische Reich. IX. Fränkisches Reich — Deutschland. X. Das eigentliche Deutschland. XI. Italien. XII. Die Schweizer. XIII. Frankreich seit 987. XIV. Engländer. XV. Spanien und Portugal. XVI. Einzelnheiten von Slawen, Bulgaren, Petschenegen, Ungarn, Mähren, Böhmen, Polen, Russen und den nordischen Völkern Europa's. XVII. Muhamed, die Araber. XVIII. Mongolen, Dschingischan, Tamerlan. XIX. Die Kreuzzüge. XX. Ritterorden. XXI. Provençalen, Minnesinger. XXII. Handel, Hansa, Entdeckungen. — Anhang: Erfindungen (Schiesspulver, Buchdruckerkunst u. s. w.). XXIII. Luther, Reformation, Folgen. — Das gutgezeichnete Titelkupfer stellt Luthern dar, wie er auf dem Reichstage zu Worms erscheint. XXIV. Frankreich seit Franz I. XXV. Spanien. XXVI. England seit Heinrich VIII. XXVII. Nordische Reiche, Polen, Russland, Ungarn, Türkey. XXVIII. Merkwürdigkeiten des XVIII Jahrhunderts: der nordische Krieg, der spanische Successionskrieg, Friedrich II, nordamericanische Freystaaten u. s. w. XXIX. Russland, Schweden, England, Türkey, Hindostan, China. XXX. Einige Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts; Salzburger, hallisches Waisenhaus, Pietisten, Leibnitz, Cook u. s. w. — Anhang: Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der christlichen Kirche. — Bey dieser Eintheilung geht freylich der synchronistische Überblick, der für die Jugend keinesweges unerheblich ist, sondern vielmehr mit zu den Hauptsachen gehört, fast gänzlich verloren. Es fehlt uns indessen nicht an synchronistischen Tabellen, welche diesen Mangel hinlänglich ersetzen; und so ist es allerdings desto vortheilhafter für jeden Leser dieses Buchs, dass der Vf. die Geschichte eines Staats mehr in ihrem ganzen Zusammenhange vorträgt, und nicht, wie er sich in der Vorrede hierüber ausdrückt, „einen einzigen Faden in zehn oder zwölf kleine Stückchen und Endchen zerschnitten, und dann die Endchen da und dort mit anders gefärbten Enden zusammengeknüpft hat."

Vorzüglich muss Rec. noch den *Ton* loben, in welchem der Vf. alles vorträgt. Seine Art zu erzählen ist dem Charakter der Geschichte, die ja ihrer Natur nach nicht durch dichterischen Schmuck, sondern durch Vernunft und Wahrheit sich empfehlen soll, überall angemessen.

ce.

NEUE AUFLAGEN.

Quedlinburg, b. Ernst: *Neues ABC Buch für Kinder, welche auf eine sehr leichte und angenehme Art buchstabiren und lesen lernen wollen.* Vierte sehr veränderte und verbesserte Auflage. 1811. 98 S. 8. Mit Kupf. (8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 FEBRUAR, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *M. A. v. Thümmels sämmtliche Werke. Erster Band.* 234 S. *Zweyter Band.* 378 S. *Dritter Band.* 559 S. 1811. 8. (Mit dem Bildnisse des Verfassers und mehreren Kupfern u. Vignetten verziert.) (5 Rthlr.)

Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit *Thümmel* die Laufbahn der Poesie scherzend betreten hat. Mit welchem Jubel er damals empfangen ward, ist jetzt nur noch Wenigen bekannt; aber doch ist der Name der *Wilhelmine*, als eines Meteors jener Zeit unsers poetischen Aufschwungs, auch zu den Ohren derer gedrungen, die auf sonst nichts als die Katarrakten des immer neuen Stroms hören wollen. Auch war jener Jubel nicht ohne Grund. Die zarte und anmuthige Erscheinung, die hier an dem vaterländischen Horizonte aufschwebte, und ohne viel zu verheissen, doch eine Fülle von Laune und Witz in sich verbarg, erfreute nicht nur, wie jedes gelungene Kunstwerk, durch seinen eigenthümlichen Gehalt, sondern auch durch die Betrachtung der Mittel und Fähigkeiten, die, von Wenigen geahndet, von den Meisten gänzlich verleugnet, in dem Geist und der Sprache der Deutschen lägen. Dass sich auch vaterländische Sitten einer zarten und geistreichen Darstellung fügten, ward erst aus diesem Beyspiel erkannt; und doch war die deutsche Sitte mit so fester und treuer Hand gezeichnet, dass sich auch noch jetzt das epische Gemälde mit voller Wahrheit ergötzlich bewegt. Manche einzelne Blume der Poesie entfiel seitdem dem Blumenkranze von *Thümmels* Genius, indem er bequem durch das Leben gaukelte, aber wenig um ihr Schicksal bekümmert, überliess er es Anderen, sie aufzusammeln, und auf dem Altare des Publicums auszustellen. Nicht immer ist dieses von geweihten Händen geschehen. Manches Fremdartige wurde mit aufgerafft; Manches übersehen, was der Aufnahme werth war. Wir müssen uns daher doppelt freuen, dass noch unter den Augen des trefflichen Vfs. diese authentische Ausgabe veranstaltet worden, die nur wahres Eigenthum seines Genius, und was er als solches auf die Nachwelt bringen wollte, enthält. Die Auswahl ist mit sparsamer, fast karger Hand gemacht. Doch sey es fern von uns, diese Selbstverleugnung eines Dichters zu tadeln, der, unbekümmert um den zweydeutigen Ruhm der Fruchtbarkeit, in der Ausübung der Kunst mehr die Freude seiner nächsten Umgebungen, als die Bewunderung der Menge erwog, und zu keiner Zeit das geringste Verlangen gezeigt hat, sich mit den Lieblingen des lesel ustigen Publicums aus dem Athem zu laufen. In dem langen Zeitraum, der zwischen der Erscheinung der *Inoculation der Liebe* (1771) bis auf die *Reisen in das südliche Frankreich* (1791) liegt, scheint die Muse dieses Dichters fast geschlummert zu haben. Aber sie scheint es auch nur. Sie hatte in dieser Zeit tiefer in das verworrene Räthsel des Lebens geschaut, und ihre Götterträume mit den reichsten Samenkörnern unschätzbarer Erfahrung befruchtet. Herrlich erschien sie jetzt von neuem auf dem Schauplatz der Welt, und so wunderbar ausgebildet, dass sie in dem durchsichtigen Schleyer, den sie sich scherzend übergeworfen, kaum noch erkannt ward; daher Manche Deutschland Glück wünschten zu dem Aufgang des neuen Gestirns. Aber es war dasselbe schöne und edle Gemüth, der klare Verstand, die reiche Ader des gefälligsten Witzes, dieselbe Fülle des Gefühls, das sich unversehrt in dem Gedränge des Lebens bewahrt hatte; nur hatten, nicht zum Nachtheil des Ganzen, die Farben etwas gedunkelt, und das Gemälde hatte an Tiefe gewonnen, ohne an lebendiger Frische verloren zu haben. Schon hatte der Vf. die Schwelle des Greisenalters überschritten; aber sein Herz kannte keinen *Winterfrost*; und die Blüthen, die an seiner Wärme aufsprangen, überschienen an Glanz, und überdüfteten an Geruch die Blumen seiner Jugendzeit. Auch die Kunstfertigkeit hatte gewonnen. Bewundernswürdig erschien in den eingewebten Gedichten die geniale Geschicklichkeit, jeder Wendung des originellsten Witzes mit der gewähltesten Sprache zu folgen, und durch das Kunstwerk der kühnsten Versification und die Feuerfunken der gelungensten Reime die bezauberten Augen zu dem Himmel der Poesie emporzuziehen. In der Bewunderung dieser Kunstfertigkeit schrieb *Lichtenberg* einem seiner Freunde (Nekrolog 1799 2 Band. 193): „Ich habe manche Verse sechs, sieben Mal gelesen, bloss um die Applicatur zu bewundern, mit der er sich gleichsam vorsetzlich durch Parenthesen den Weg zu versetzen scheint, um hernach, wie die glätteste Schlange, durchzuglitschen, ohne auch die kleinste Faser von Sinn und Reim hinter sich zu lassen. Man sagt, *Boileau* habe seine zweyten Verse immer zuerst gemacht; *Thümmel* ist weiter gegangen. Er macht erst den dritten, dann den zweyten, und dann den fünften; oder er hat sie, welches mir wahrscheinlicher ist, wie ein Schöpfer, alle zugleich gemacht." Nicht geringere Bewunderung aber verdient die Prosa in diesem Werke; nicht sowohl weil sie schwere Aufgaben glücklich und über-

raschend löst, sondern vielmehr weil sie gar keine Schwierigkeit ahnden läſst. Mit der liebenswürdigsten Unbewuſstheit, nach nichts strebend als nach dem Ruhme, die *treue Dollmetscherin* eines schönen und gedankenreichen Gemüthes zu seyn, legt sie sich, wie ein flüſsiger Krystall, an die geistige Aphrodite des in ihr geborenen oder ihr anvertrauten Gedankens an, keinen zarten Reiz verbergend, sondern verklärend vielmehr und verschmelzend, indem er durch das reine Medium zu unserem Auge kömmt. Wenige Werke in deutscher Zunge geschrieben möchten den Ton und die Sprache der *besten Gesellschaft* — welches nicht die vornehmste, sondern die *der Besten* ist — in einer solchen Vollkommenheit bewahren, als dieses Werk, in welchem seinem Urheber, wie bewegt auch immer sein Inneres seyn mag, doch nie das Maſs entschlüpft. Immer gleich und immer klar schwebt der Strom zwischen den wohlbewahrten Ufern hin, und welche Gegenstände auch diese Ufer schmücken, immer strahlen sie rein aus dem klaren Spiegel herauf, der sich bald zwischen weicheren und ebeneren Gestaden erweitert, bald zwischen Felsenwänden enger zusammendrängt. Gern denken wir hiebey an den vaterländischen Rhein und seine Rebenhügel voll edler Trauben; da ja die Sprache dieses Trefflichen auch so ächt vaterländisch ist, und sein Gemüth, wie seine Zunge, und seine Philosophie wie seine Laune und sein Witz. Schmeckt schon seine philosophische Sprache bisweilen etwas zu stark nach der Schule Aristipps: so sind doch immer seine Gesinnungen besser, als die Worte; wie man oft, und meist unter den Edelsten, Menschen begegnet, die den Adel ihrer Seele mit der Philosophie des Eigennutzes umhüllen, damit der ächte Glanz ihres Angesichtes, ohne die Mosesdecke, nicht eine Maske der Heucheley scheine. Darum ist aber auch dieser Reisende nur gegen sich selbst unbillig, allen Anderen trägt er ein liebendes Herz zutrauensvoll entgegen, und beweist besser als durch prahlende Maximen, durch seine Achtung gegen die Tugend und seinen reinen brennenden Haſs gegen jede Schlechtigkeit, wie innig der Glaube an die menschliche Freyheit mit seinem ganzen Wesen verwachsen ist. Diese schöne Entzündbarkeit, dieser offene Krieg gegen alles Schlechte, diese edle Erhebung zu der Idee des Göttlichen, und dann die bescheidene Beurtheilung des eigenen Werthes — alles das giebt der Satire dieses Dichters erst ihren vollen Werth, und dem funkelnden Witz seinen vollen Glanz, wie die dunkle Folie dem reinen Wasser des Diamanten, nur im umgekehrten Verhältniſse der Würdigkeit. So sind auch nur wenige seiner flüchtigen Poesieen, welche ohne allen Einschlag ernsterer Farben wären, und obgleich vorzüglich bestimmt, *an frohen Herzen wiederzuhallen* (I, S. 104), wollen sie doch nicht bloſs durch Glanz und Farbenspiel bezaubern, wie auch die Iris ihren Bogen nicht durch den blauen Äther, sondern über dunkles Gewölk zieht. Möchten doch diesem deutschen Anakreon, der die gepriesenen Chapelle und Bachaumont so weit hinter sich läſst, noch recht viele so *sinnvolle* Lieder entfallen, als den *ersten* Theil dieser Sammlung — meist Blüthen der letzten Jahre — schmücken, und ihm noch lange der frohe und heitere Sinn bleiben, mit welchem er den Charakter seiner Poesie (I Th. S. 100) so unübertrefflich geschildert hat:

Jung schmückt ihn schon ein Blumenkranz,
Den die leichtfüſsigste der Horen
Von ungefähr im Ringeltanz
Mit seinem Genius verloren.
Hinwelkend, durch die Zeit bestaubt,
Bleibt dieſs ertändelte Geschmeide
Sogar noch seinem grauen Haupt
Ein Denkmal einst genoſsner Freude.

Wir müſsen noch hinzusetzen, daſs diese Ausgabe durch Druck, Papier und schmückende Kupfer dem bekannten Geschmack des Verlegers und dem Inhalte des Werks entspricht. Mvχ.

Leipzig, b. Hartknoch: *Roswitha von Friedrich Kind.* 1811. I Band. 372 S. II Band. 388 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

So lange in der neuern Zeit die Dichter erster Gattung, die sich gern einem Goethe oder Schiller an die Seite stellen möchten, zu keiner Vollendung, ja kaum zu einem rechten Daseyn kommen, indem sie mit ihren hohen Ideen und Tendenzen die Körper, Gestalten und Charaktere, die sie darstellen, überfliegen, oder sie nicht in wirklich handelnde, mit Leib und Seele begabte Wesen zu verwandeln wissen: werden unsere Blicke immer gern auf die Dichter zweyter Gattung, wie *Friedrich Kind*, fallen, deren Wesen in einer unmittelbaren Gebundenheit von Körper und Geist nach einem dunkeln, aber deſshalb nicht ungöttlichen Triebe heraufsteigen, und die mit minder hohen Richtungen gewöhnlich ganz den bedungenen Kreis ihres Daseyns ausfüllen. Hr. *Kind*, hat vorzüglich die Eigenschaft, zugleich mit Phantasie und voller Sinnlichkeit und oft nur mit einer zu reichen, schwelgerischen Umhüllung seine Gestalten zur Anschauung zu bringen und durch sie auf Sinn und Geist zugleich zu wirken. Eine gewiſse Gemüthlichkeit, eine Reinheit der Gesinnung giebt seinen Personen und Dichtungen, ohne daſs diese Ansprüche auf hohe Ideen machen, etwas Ideales und Wohlgefälliges, das den Leser leicht gewinnt und ihn entweder in ein höheres Lebensgefühl oder doch in ein angenehmes, nicht bloſs körperliches Wohlbehagen versetzt. Das Romantische sowohl als das Einfach-Biedere, das zum Herzen spricht, gelingt ihm ganz vorzüglich, weniger der Scherz, der schon ein Übergewicht oder eine sich erhebende Absonderung des Geistes voraussetzt. Leider aber ist für den deutschen Dichter in der Regel so wenig gesorgt, daſs er seinen Dichtungen noch zu anderen Geschäften um seiner Selbsterhaltung willen viele Zeit und Kräfte entziehen muſs, und dieſs scheint auch der Grund zu seyn, warum die Producte *dieses* Dichters nicht immer die Vollendung erhalten, die das überall sichtbare Dichtungsvermögen und Kunsttalent ihnen geben könnten. — *Roswitha* — nach jener deutschen Dichterin, der gelehrten gandershei-

mischen Nonne so benannt, die diesem Buche gleichsam als Patronin voransteht — schliesst sich an die seit 1806 mit dem siebenten Theile beendigten *Tulpen* an, und liefert dem Publicum ebenfalls in einer grosen Abwechselung von Inhalt, Form und Ton eine nicht geringe Anzahl von Erzählungen und Gedichten, die alle — mehr oder weniger — Vergnügen und Unterhaltung gewähren, wenn sie auch nicht immer durch Vollendung befriedigen. Der *erste* Theil beginnt mit einer historischen Novelle: *Die Grafen Dohna*. Edle Gesinnungen und eine innige Liebe zwischen einer Mutter und zwey Söhnen und besonders die Eintracht zweyer Brüder beleben und erwärmen das theilnehmende Gemüth; weil aber hier zu wenig ein Umstand aus dem andern sich entwickelt, sondern das Geschichtliche mit einer Übermacht des Schicksals, dem man stets entgegensieht, nur als ein Erfolg, als etwas schon vorher Bestimmtes, nicht in der Wechselwirkung des Handelns und Werdens, zu uns herüber wirkt: so bleibt grösstentheils die Phantasie davor müssig stehen, ohne an dem Gebilde vorzüglich mitzubauen. Diesen Mangel, der im Stoff liegt, sucht der Vf. vergebens durch einen sorgfältigen Stil, durch glänzende Beschreibungen und Schilderungen zu decken; Einfachheit wäre hier zutreffender gewesen. — *Der Aprikosendieb* ist ein Gedicht drolliger Art, wenn auch von weniger Erfindung und nicht zarter Berücksichtigung. — *Die Raubschützen* (aus Criminal-Acten gezogen) hat, wie Criminalgeschichten gewöhnlich, die Doppelseite der wirklichen Geschichte, und der Untersuchung derselben, und wird dadurch etwas umständlich. — *Das Lustspiel auf der Treppe*. Ein Scherz —, für ein Drama zu leer. Der Zufall des Zusammentreffens wirkt hier an sich nichts, daher auch aus dem Scherz noch kein Lustspiel entstehen konnte. Die Sprache sollte kecker und kräftiger seyn. — *Das Votiv-Bild*, eine romantische Geschichte, mit allmählicher Aufhellung des dunkel geahneten Gegenstandes, der von verschiedenen Seiten nach und nach beleuchtet wird. In einem Briefwechsel hat der Dichter geschickt Alles so geordnet, dass er die Erwartung zugleich spannt und unterhält, und auch endlich ganz befriedigt. Bezaubernde Reize, Rache und Liebe sind die Hauptbestandtheile dieses lieblich-schauerlichen Gemäldes. Ein Bild, das allegorisch die Geschichte darstellt, und nachher in einem Kloster aufgehangen wird, giebt dieser Erzählung den Namen. — *Liebestreue*, eine wahre Geschichte, die gut und poetisch aufgefasst, aber hier in einem Gedichte nicht einfach genug zur Wirkung gebracht ist. — *Das Bergfräulein*, eine Vereinigung von vielerley Dingen, die nicht genug verschmolzen sind; besonders steht die Sage vom Bergfräulein gegen die Wirklichkeit zu abgesondert. — Den Beschluss macht *der Christabend*, ein Gedicht, gemüthlich bey der Anschaulichkeit des Gegenstandes, einfach und edel, erhebend und herzgewinnend, wie es dem Vf. nicht selten gelingt. — Der *zweyte* Theil, der den *ersten* an Werth noch übertrifft, hebt unter der Überschrift: *der Schüler des Weisen*, mit einem Gedichte an von tragisch erhabener Art, das mit vieler Kraft und glänzender Fülle vorgetragen ist. — *Das schöne Eismädchen*, eine Erzählung im leichten Stil und heiteren Colorit mit Untermischung von *wielandschen* grazieusen Versen, womit es dem Vf. ziemlich gelungen ist; der Ausgang der Geschichte fällt nur zu gewöhnlich romanhaft aus. — *Der Friedensstifter*, eine Legende im Chronikenstil mit vierfüssigen Jamben und lauter männlichen Reimen; der Inhalt ein Versuch, den Teufel zu bekehren, im Vortrage etwas zu umständlich und nicht launig genug. — *Der Engel und die Schäferin*, eine Erzählung. Der Anfang ist magisch und geisterhaft, und lässt daher etwas Schwärmerisches und Geheimnissvolles erwarten: dieser anlockende Reiz verschwindet zwar nachher, es bleibt aber doch in der helleren Wirklichkeit eine interessante Gruppe von handelnden Personen zurück; der traurige Ausgang wird manchem Leser wohl etwas leer vorkommen. — *Der Kobolt*, ein Gedicht, drollig, mit manchem Kernworte. — *Die Opferung*, frey nach Thomas Ceva; ein Schaudergemälde, etwas zu sehr mit Hexerey und Wundern erfüllt. — *Der Prinz mit den goldenen Haaren*, Mährchen, noch nicht beendigt. Ton und Versmass scheint nicht getroffen. — *Dante's colossales Haupt*, nach einem Gemälde, ein Traumbild, mit düsterem Colorit, nach der Weise des Dante selbst in Vers und Sprache dargestellt. — *Der Traum von der Rose* — enthält mehrere kleine Erzählungen von dem Wunderglauben an die Bedeutung einer goldenen und einer rothen Rose, die beym Lesen manchen leisen Schauer erwecken, und künstlich in einander gewebt zuletzt eine grosse Familiengeschichte ausmachen. Der Stil in edler Rundung und Einfachheit ist hier ganz vorzüglich gelungen. — *Die Kraft der Weihe* — Legende, einem Schwank ähnlich, gut in kernhaften Versen vorgetragen. — *Der Wunderapfel*, eine Erzählung, mit Laune, etwas weitschweifig, ohne gehörigen Schluss. — Der Zugabe von Räthseln kann man nachrühmen, dass sie zum Theil poetisch sind.

L. W.

DARMSTADT, b. Heyer u. Leske: *Clios Blumenkörbchen* von *Aug. v. Kotzebue*. 2 Theil. 1811. 394 S. 3 Theil. 1812. 394 S. 8. (Jeder Theil 1 Rthlr. 18 gr.)

Diese beiden Theile der Clio übertreffen noch den in diesen Blättern bereits angezeigten *ersten* (1811. No. 151) an Mannichfaltigkeit des Inhalts, und werden gewiss im Ganzen dem lesenden Publicum eine angenehme, und zum Theil nützliche Unterhaltung gewähren, ob sich gleich bey den einzelnen Abschnitten hie und da Mancherley erinnern lässt. „Wenn Clios Blumenkörbchen, sagt der Vf. gelegentlich, auch kein anderes Verdienst hat, als dass es bequemen Lesern Blumen vor das Ruhebette bringt, die sie selbst auf den Steppen nie gesucht haben würden: so möchte das gerade nicht das geringste Verdienst seyn.“ Diess können wir dem Vf. wohl zugestehen; doch ist es schwer, zwischen wissenschaftlicher Gelehrsamkeit und einer

gewissen Popularität hier die Mitte zu halten, und einem gemischten Haufen das Interessanteste so nahe zu bringen, dass es für ihn auch Interesse gewinnt. Hiemit ist es dem Wiedererzähler nicht immer gelungen. Gleich das Erste: *Xenophons Feldzug*, so anziehend es an sich selbst ist, hat viele dunkle Ausdrücke und steife, griechisch-deutsche Redensarten, und ist bey der Überlieferung mitunter noch auf halbem Wege stehen geblieben. Das Näherbringen der Sache geschieht vorzüglich auch dadurch, dass der Vf. auch seine Ansicht davon mittheilt; allein hier möchte der Leser und besonders der Geschichtsforscher zuweilen anderer Meinung seyn, und über Xenophons äusserst merkwürdigen Feldzug wird wohl Niemand *völlig* in sein Urtheil mit einstimmen, das dahin ausfällt: „Als Geschichtschreiber mag Xenophon wohl gross erscheinen, als Feldherr bleibt er nur ein Räuberhauptmann, dem *Gewalt* immer (!) auch Recht war."

Zu den Aufsätzen, welche die meisten Leser wegen der ihnen unbekannten gelehrten Beziehungen und Behauptungen zum Theil trocken finden möchten, gehört auch die *Reise des Grafen Potozki*, so willkommen sie auch den eigentlichen Kennern und Forschern der Geschichte und Geographie seyn muss. Desgleichen streifen die beiden Capitel: *die Sibylle* und *Atticus*, schon an gelehrte Untersuchungen, die, noch dazu ohne besondere Aufschlüsse, den gewöhnlichen Leser eher ermüden, als unterhalten werden. Die *Bruchstücke aus den Memoiren der Frau von Motteville* hat Mancher weitschweifig und sogar langweilig finden wollen: allein ihnen möchte Rec. gern das Wort reden, indem hier gerade das Interessante darin besteht, zu sehen, wie die grossen Weltbegebenheiten mit dem Zusammenhange vieler Kleinigkeiten, die ein Hofleben ausmachen, in unabtrennlicher Verbindung und Wechselwirkung stehen; auch möchten die meisten Leser, die die fürstlichen Personen gern in ihrer Menschlichkeit erblicken, sich solche gewiss ungern nehmen lassen. Freylich wird man auch der Hofcabalen, wenn sie zu häufig wiederkehren, endlich überdrüssig. *Birons Verhaftung* ist noch von dem nämlichen Inhalte, wiewohl zum wichtigen Erfolge schneller fortschreitend. Ähnliche [illegible] Aufsätzen sind *die vornehmen Klatschereyen* u. s. w., doch interessant durch den festen unbiegsamen Charakter des Bonneval. Zu den anziehenden Capiteln rechnet Rec. noch: Abenteuer eines Negerfürsten; Octavia, die Schwester des Augustus, nur schon zu bekannt; Bericht von dem Tode des Marquis Monaldeschi, doch gar zu grell und schauderhaft; die Ehetrennungen und Vieles vom historischen Quodlibet. Ein launiger Aufsatz hat seyn sollen: *Schreiben der deutschen Urgrossmütter an die deutschen Urenkelinnen*; allein er ist in Ton und Charakter ohne Haltung und Consequenz, und die himmlischen alten Weiber erscheinen mit ihren historischen Notizen eben so gelehrt, als in ihrem Geschwätz fade und langweilig. Zu den unbedeutenden und etwas dürftigen Abschnitten ist noch zu zählen: *die Amazonen, Aethiopien, Gemälde menschlicher Schwachheiten* und *Rudbecks Träume*, die doch gar zu wunderlich sind. Überhaupt wird der Blick des Lesers gar zu oft auf die Schwächen und Fehler der Menschen geleitet, und es ist ihm eine wahre Erholung, wenn er einmal die Macht des edleren Gemüths überwiegend findet, wie in dem Aufsatze: *Pensylvanien und die Quäker*.

T. Z.

ALTONA, b. Hammerich: *Die Stiefsöhne.* Von der Verfasserin der Maria Müller. 1810. 310 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Man befindet sich in diesem Romane in einer düstern, schaudervollen Gegend des Lebens. Wie ein feindseliges Gestirn steht der Graf Merlow, der mit finsterer Kälte Alles von der Gewohnheit erwartet, über ihr, und ertödtet die grossen Anlagen Otto's, seines eigenen Sohnes, und das Lebensglück Rosaliens, seiner eigenen Gemahlin. Von der ersten Seite an, wo er auf einsamem Wege seine junge Gemahlin dem abgelegenen Schlosse zuführt, das zu ihrem künftigen Aufenthalt bestimmt war, bis zur letzten, wo durch Siegmund, seinen Sohn aus einer Nebenverbindung, von dessen Seite die Hoffnung unwiederbringlich gewichen, sein Vermögen, als ein Gemeingut, mit allen Dürftigen getheilt wird, ist er nur der Gefürchtete und Ängstigende; und man ist endlich froh, aus seiner Gesellschaft zu scheiden. Mehr Interesse noch würde man an dem Ganzen finden, wenn die Charaktere des Grafen und Otto's in ihrer Verbildung und Ausartung mehr entwickelt wären. Die Darstellung hat etwas Pretiöses. „Darum wählt' ich dich, dass die Mayluft deiner kindlichen Gefühle die starre Winterkälte der meinigen mildern, und *mich dem Wohlwollen und dem sanfteren Antheil zurückgeben sollte*, den ich schon lange *fühllos in meiner Brust vermisse*:" so spricht der Graf Merlow. Und von Otto heisst es: „Er schien in dieser einzigen Stunde die Reife vollendeter Jugend zu erlangen, denn die Sehnsucht nach Liebe, die wie eine fest verschlossene Knospe in seinem Innern lag, hatte sich auf einmal klar und voll vor ihm entfaltet, und doppelt öde dünkt ihm sein vergangenes Leben, da er erst jetzt die seeligen Ahndungen fasste, welcher goldene Tag aus dem hellen Morgenroth seiner Gefühle über seine Zukunft aufgehen könne." Bisweilen ist auch der Ausdruck nicht richtig, z. B. *Minister eines* ansehnlichen deutschen *Fürstenthums*. Die Bilder von Knospenentfaltung, Aufgang der Morgenröthe, Zerbrechen der Ketten u. a. kommen zu oft vor. Wahre Entwürdigung des Heiligsten ist es, wenn S. 261 Siegmund von dem sinnlichen leidenschaftlichen Otto, der den Vater zur Ermordung des eigenen Sohnes gezwungen, erzählt: „Wie fromme Christen das Bild des Erlösers andachtsvoll mit ihren Lippen berühren, so hat sein Mund, ehe er sich auf ewig schloss, mit dem Kuss des Abschieds diesen Becher zur unauslöschlichen Erinnerung seiner Treue eingeweiht, und: *möchte er sich mit Lethe für sie füllen*, waren die Worte, mit denen er starb."

Gk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 FEBRUAR, 1812.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, b. Vf. u. im Landes-Industrie-Comptoir: *E. D'Alton's Naturgeschichte des Pferdes.* Ersten Theils I u. II Lieferung. Gr. Imperialfolio.

Wir zeigen hiemit dem Publicum ein Werk an, dessen Gegenstand, Umfang, künstlerischer Werth unsere Kräfte lange zurückhielten; sonst würde die Beurtheilung, wie ein solches Unternehmen es billig fodern kann, schon längst erschienen seyn. Nehmen wir noch den Rang derer hinzu, denen ein solches Werk vorzugsweise geliefert wird, und den erfoderlichen anhaltenden Umgang mit diesen Gegenständen: so möchten wir besser thun, die eigentliche Kritik der Nachwelt zu überlassen, und uns hier nur an das zu halten, was uns obliegt, nämlich das Publicum mit diesem Unternehmen genau bekannt zu machen, zu welchem Behufe wir denn auch bemüht gewesen sind, uns so viel Privatnachrichten darüber, als möglich, zu verschaffen.

Bis jetzt liegen zwey Hefte vor uns von 13 Platten. Die ersten stellen Pferde vor: Clymene, Sapphir, Omar, Nadir, Eclipse, Assad, Peter, Sabik, Atalante, Surat. Dann folgen drey Tafeln, deren erste ein Skelet von der Seite, die zweyte zwey Skelete von vorn und hinten, die dritte ein abgeledertes Pferd enthält. Der Vf. ist ein grosser Pferdekenner, Reiter, Fahrer, Zeichner, Maler und Kupferstecher. Die Pferde waren sein Leben hindurch seine Beschäftigung; er hat deren selbst gehalten, selbst erzogen, mit angesehenen fürstlichen Pferdeliebhabern Freundschaft gepflogen, in deren Stutereyen, so zu sagen, seine Heimath gehabt; er lebte vertraut mit unseren grössten Viehärzten, machte Reisen in England, Frankreich, und beynahe in alle europäischen Länder, beobachtete da, forschte nach und hat so über ein halbes Leben in diesen Studien zugebracht. Nun ärndten wir die Früchte davon. Als Künstler ist er nicht weniger thätig gewesen, und hierin unterstützte ihn, welches doch das Meiste thut, ein kräftiges Talent. Seine Zeichnungen und sein Stich werden von denen, welche sie sehen, für Werke des Meisters gehalten. Das Publicum dankt ihm die Platte von der alten Frau und dem Kinderpaar vor unserer A. L. Z. Jahrg. 1809. Sie ist nach einem ihm eigenen Gemälde, das man von Correggio hält. Rec. hat Knochengemälde von ihm gesehen, besonders vom *Spath*, die keine Gemälde, sondern die leibhaften Knochen selbst zu seyn scheinen. Es ist gewiss ein grosser Gewinn für die Wissenschaft, wenn der Gelehrte auch zugleich Künstler ist. Niemand anders kann ihm die Sachen so zeichnen, wie er sie sieht, und wie sie die Wissenschaft will dargestellt haben. So viel vom Vf. selbst. Nun zum Werk.

Was den Vf. bewogen hat, das Pferd zum Gegenstand seiner Forschung zu machen, war ausser der besonderen Vorliebe für dieses Thier der wirkliche Mangel eines solchen Werks. In den Naturgeschichten wird von dem Pferde gewöhnlich nur die Reihe angeführt, in welche es nach der allgemeinen Ordnung zu stehen kommt. Selbst *Buffon*, der noch das Meiste davon sagt, hat bloss aus den Schriften der Stallmeister und Thierärzte zusammengetragen, von denen die ersteren nur einen Unterricht gegeben haben, diese Thiere zu misshandeln, ohne alle Kenntniss des Baues und der Bedingung der Bewegung, die letzteren aber nur beym Praktischen stehen geblieben sind. Auch *La Fosse*, wenn er gleich weit über *Bourgelat* hervorragt, war doch ein schlechter Physiolog.

Der älteste und vorzüglichste, der über die Pferdezucht geschrieben, war wohl *Fugger* (1578). Es ist wirklich zu bewundern, wie hell dieser Mann in vielen Stücken gesehen. Von *Fugger* bis *Wolstein*, der in den 80ger Jahren seine schriftstellerische Laufbahn beschloss, haben *Seybold*, *Lissenberg*, *Berga*, *Zehentner*, *M. de la Gueriniere*, *Trichter*, *Garsault*, *Sind*, *Reitzenstein*, *Saunier*, *Weyrother*, *Robertson*, *Hartmann* und mehrere Andere geschrieben; aber was haben sie wahrhaft gefördert? Die Engländer haben die Pferdezucht nur praktisch getrieben; die Schriften der Franzosen, Italiäner und Spanier aber sind mehr geeignet zu beweisen, wie gross die Biegsamkeit der Natur bey diesem Thiere, und wie vielseitig für die Erhaltung desselben gesorgt sey, dass es nicht unter allen den Hindernissen erliegt, die man ihm ungeschickterweise als Begünstigung entgegensetzt. Ganz Europa ist England seiner Pferde wegen zinsbar geworden. *La Font Poulotti* erwähnt in seinem *Mémoire de la Regénération des Haras* an die *Etats généraux* (Paris 1789), dass an England für Kutsch- und Reit-Pferde vom Jahre 1786—89, 33 Millionen Livres bezahlt worden. Die Engländer aber wenden ungeheure Summen auf den Ankauf arabischer Pferde. So erzählt *Poulotti*, dass einige Particuliers 80,000 Livres auf einen Hengst aus dem Gestüte des Kaisers von Marokko gewendet, und dass jeder Sprung dieses Hengstes in England mit 50 Guineen bezahlt wurde. Aus diesem kann man ersehen, welche Früchte die Schreibseligkeit der Franzosen und Deutschen gebracht hat. Ein paar Gestüte aus-

genommen, sind die spanischen, französischen, italiänischen und deutschen Pferde jetzt die schlechtesten in Europa. Auf dem festen Lande gehören die ungarischen und siebenbürgischen Pferde zu den ersten Racen; ausser diesen sind die mecklenburgischen zu nennen. In Preussen hat man grosse Summen auf die Anschaffung arabischer Hengste und englischer Stuten verwendet; die Grundsätze aber, nach denen man bey der Zucht verfahren ist (m. s. *Rohlwes* Beschreib. des k. F. Wilhelms-Gestüts), haben um alle Erwartungen gebracht. Bey so bewandten Umständen war es gewiss höchst nöthig, dass ein Mann von Kenntniss auftrat, ein Werk zu liefern, welches, wenn gleich nicht zunächst von der Pferdezucht handelnd, doch allein die dabey zu ergreifenden Massregeln an die Hand giebt. Diese kurze Geschichte des Zustandes der Pferde in Europa zeigt, welchen schwierigen Weg der Vf. mit seinen Nachforschungen zu nehmen hatte. Alle Nationen haben den arabischen Pferden den ersten Preis zuerkannt, und der Vf. sucht zu beweisen, dass die Pferdezucht in jenem Lande sehr alt sey, und es gleichsam für das Vaterland aller seiner Vorzüge angesehen werden könne; er zeigt das Verfahren und den Zustand, in welchem es sich dort befindet, und macht das Irrige der allgemein angenommenen Grundsätze einleuchtend. Seine Beobachtungen begleiten dieses Thier von seiner Zeugung an durch alle Stufen des Lebens, um sowohl die allmähliche Entwicklung als auch deren Abhängigkeit von den äusseren Einflüssen darzuthun. Das Pferd unterscheidet sich nicht nur, man möchte sagen, durch das Bewusstseyn seines Adels und seiner grösseren Freyheit von den übrigen Hausthieren, sondern auch durch eine grössere Biegsamkeit. Der Vf. hat sich bemüht, ein Grundverhältniss, dass alle Pferderacen beherrscht, aufzufinden, und so den Bau der Pferde nach Verschiedenheit des Klimas, des Bodens, der Nahrung, der Behandlung, des Gebrauchs u. s. w., auf feste Gesetze zu gründen, woraus die Wirkungen mit ihren Ursachen um so deutlicher werden, und der Pferdbedürftige im Stande ist, nach seinem jedesmaligen Gebrauch zu wählen.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Theile, wovon der erste die Naturgeschichte des Pferdes und die Abartung der verschiedenen Racen, der zweyte aber die vollständige Anatomie desselben enthält. Was die Kupfertafeln und besonders die Abbildungen der Pferde betrifft: so haben wir den künstlerischen Werth schon bemerkt, und wir können nicht anders, als sie für einzig erklären. Die Absicht des Vfs. ist dabey, ausser dem wissenschaftlichen Zweck, den Pferdeliebhabern damit eine angenehme und unterrichtende Unterhaltung zu gewähren, woran es gewiss nicht fehlen wird, und dadurch seinen Gründen, die so anschaulicher werden, mehr Eingang zu verschaffen; an den Pferden selbst ausser dem äusseren Einfluss, durch den ihr Bau gleichsam bedingt ist, auch die verschiedenen Eigenschaften für ihren Gebrauch zu zeigen, und aus den verschiedenen Stellungen die Gesetze der Bewegung darzuthun. Alle Abbildungen mit Ausnahme der Eclipse sind nach der Natur gezeichnet, mit einem geübten Kennerauge aufgefasst und in den verschiedensten Zuständen, Bewegungen, Stellungen dargestellt. Auf den besonderen Tafeln zur Pferdekenntniss sowohl in Rücksicht des Alters als der äusseren Fehler sind die Theile alle in natürlicher Grösse (selbst die Füsse) abgebildet. Wir haben zwar schon gute Bücher über die Kenntniss des Äusseren des Pferdes, besonders eins von *Havemann*; allein ohne mündlichen Unterricht und ohne gegenwärtiges Pferd sind solche nur für den verständlich, der sie schon entbehren kann. Überhaupt lassen sich ohne Kupfertafeln keine anschaulichen Begriffe geben, und alle Kupferwerke über diesen Gegenstand sind ohne Ausnahme unvollkommen, auch meist von Anderen entlehnt.

Was die Anatomie betrifft: so hat der Vf. für die äusseren Theile den *Stubbs* aufgenommen, was wir aus anzuführenden Gründen nicht anders als loben können. Richtigkeit und Deutlichkeit in den Zeichnungen, so dass die sich berührenden Theile nicht allmählich in einander übergehen, was man bey einem Gemälde fodern muss, sind bey anatomischen Gegenständen das Einzige, was gegeben werden darf, und das ist von *Stubbs* so ziemlich erreicht. 18 Tafeln werden aber hier auf 12 gebracht, weil der Vf. die vordere und hintere Ansicht eines Präparats immer auf einer Tafel vereinigt hat. Jeder anatomischen Tafel steht eine andere gegenüber, welche die mit Buchstaben bezeichnete Contur enthält. Alle inneren Theile, so wie die ganze Osteologie, mit Ausnahme der Taf. I und II, die von *Stubbs* entlehnt sind, sind original nach einem arabischen Pferde gezeichnet. Die Osteologie soll ausführlicher werden, und dürfte allein 8 Tafeln enthalten, da die Kenntniss der Gelenke für die Reitkunst so wichtig ist. Überhaupt wird das ganze Werk an 50 Tafeln stark werden, die Conturen ungerechnet, der Text aber von beiden Theilen zwey Alphabete ausmachen. Das Ganze soll in sechs Lieferungen erscheinen, wovon jede auf gross Imperialfolio 7 Rthlr., auf Royalfolio 6 Rthlr. kostet, gewiss ein äusserst geringer Preis, auch wenn man ganz von der jetzt Mode gewordenen Übertreibung der Bücherpreise absieht. Begreiflicher Weise wäre jedem Buchhändler solcher Preis unmöglich, wenn der Vf. nicht selbst Kenner, Gelehrter, Zeichner und Stecher wäre. Eine solche Platte machten fremde Künstler nicht für Hunderte von Thalern. Weil das dazu nöthige Papier noch nicht angekommen war: so sind die zwey ersten Hefte mit so wenigen Tafeln ausgegeben worden. Sie werden nachgeliefert. Auch hat der Vf., um eine vielseitigere Ansicht zu geben, da das Werk früher, als eine Ankündigung davon, erschienen ist, die Tafeln ohne eine natürliche Folge beygelegt. Am Ende des Ganzen wird ein Unterricht sagen, wie die Kupfer, die einen Band ausmachen, zu binden sind. Die Einleitung zur Anatomie soll eine kurze und zweckmässige Physiologie enthalten, und der Vf. will immer die vergleichende Anato-

mie im Auge haben, was von seinen Vorgängern nur *Stubbs* that, bey welchem der Text jedoch der schwächste Theil ist. Was ausser dem Werke von *Stubbs*, das nun ganz vergriffen ist, und dem es selbst an Vollständigkeit gebricht, weil die Eingeweide fehlen, von *Bourgelat* bis auf *Blaine* bey allen Nationen erschienen ist, kann man in Hinsicht der Kupfertafeln nur schlecht und unbrauchbar nennen. Aber schon die bis jetzt erschienenen Lieferungen des Vfs. beweisen, dass er das Vollständigste, Originellste und Genaueste geben kann, und es wäre daher zu bedauern, dass er, theils durch die alles hemmenden Zeitverhältnisse, theils durch das ungünstige Geschick, welches ihn gerade bey der Herausgabe nicht an eine grosse Stüterey oder an einen solchen Platz führte, wo die Pferdeanatomie wissenschaftlich betrieben werden könnte, gezwungen war, Einiges von *Stubbs* aufzunehmen, wenn nicht dessen Arbeit selbst für sich höchst brauchbar und das Buch vergriffen wäre. Indess hat der Vf. in so vielen Jahren keine Gelegenheit vorüber gelassen, die kranken Pferde zu untersuchen, die umgestandenen zu zerlegen. Diese Thätigkeit wird es ihm möglich machen, das Ganze im Jahr 1813, und gewiss auf eine rühmliche Art, zu vollenden.

La Fosse's Werk: *Cours de Hippiatrique* (übersetzt von *Knobloch*) kostete nach der Vorrede den Vf. 50,000 Livres, und dennoch hat die elende Ausführung der Zeichnung und des Stichs *Stubbs*, der zugleich mit *La Fosse* in Paris war, bewogen, seine Tafeln herauszugeben. Wer alle diese Anstrengungen, diesen Aufwand und den gegenseitigen Erfolg überdenkt, wird mit Achtung von diesem Werk urtheilen, und mit Freude sehen, wie Deutschland oder eigentlich nur ein Deutscher ein Werk zu Tag fördert, das die anderen Völker, obgleich bey ihnen mehr Wohlstand zur Haltung und Veredlung der Pferde, auch mehr Reichthum bey den Gelehrten, die einem solchen Unternehmen gewachsen sind, vorhanden ist, trotz aller Anstrengungen nicht hervorbringen konnten. Man kann dieses prächtig gedruckte Werk auch französisch haben.

O.

Berlin, b. Pauli: *Herrn v. Büffons Naturgeschichte des Menschen*, nach der französischen Urschrift frey übersetzt und mit vielen eigenen neuen Beobachtungen, Anmerkungen und Erläuterungen aus der Naturgeschichte des Menschen versehen, von *Friedr. Wilh.* Freyherrn *v. Ulmenstein*, fürstl. nassau-weilburgischem Regierungsrath. Zweyter Theil. 1807. 728 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Büffons Werk, wegen der Reize der Darstellung unvergesslich, ist in der Geschichte der Menschheit veraltet, denn es gehörte zu den ersten seiner Art. Seitdem ist viel für diesen Gegenstand gethan; genauere, aufmerksamer beobachtende Reisende haben viele Fabeln enthüllt, viele neue Bemerkungen gemacht. *Büffon* selbst besass keine grosse literarische Kenntniss; ausser den alten classischen Sprachen kannte er seine Muttersprache, und es war ihm daher nur unmöglich, genaue Kritiken anzustellen. Da der Übersetzer nur eine lesbare Übersetzung geben wollte, welches ihm auch sehr gelungen ist, und da er sich nicht darauf einliess, die kunstvollen Wendungen des Originals ähnlich nachzubilden: so wäre es besser gewesen, wenn er selbst ein Werk dieser Art geschrieben hätte. Denn in seinen Anmerkungen zeigt er eine sehr genaue Bekanntschaft mit den Nachrichten der Reisebeschreiber und gute Kenntnisse in diesem Fache der Literatur. Nur in einigen Fällen vermisst man genauere und bestimmtere Nachrichten; z. B. über das Land Jesso die Nachrichten von Peyrouse, über die geschwänzten Menschen die Würdigung der Erzählungen von (dem angeblichen) Psalmanazar, auch das, was *Girtanner* dafür anführte, über *Linné's Homo Troglodytes* das Bestimmtere von der sonderbaren Verwirrung von Kakerlacken und Affen, welche *Linné* hier machte. Die bezaubernde Kraft der Schlangen verwirft *Büffon* wohl nicht mit Unrecht, und da der Übersetzer eine Anmerkung zufügte: so hätte er wohl der neueren Verhandlungen darüber erwähnen können. Ein sonderbarer Schreibfehler ist *Linné's Specimen plantarum* statt *Species plantarum*. Der Anatom *Winslow* war kein Britte. Bey dem Ausdrucke: O-Tahiti sey mit Korallen-Felsen umgeben, sagt der Übersetzer: Unser Schriftsteller macht hier die Anmerkung, dass unter Korallen-Felsen rothe granitähnliche Felsen verstanden würden. Aber es sind wirkliche Korallen, woraus diese Felsen bestehen. Über die Zwitter könnte man genauere anatomische Nachrichten erwarten, und eben so über die Monstrositäten. Diese und einige andere kleine Bemerkungen, welche man noch hinzufügen könnte, benehmen dem Werthe des Werkes nichts. Die Übersetzung ist gut und fliessend; einige Provincialismen hat Rec. bemerkt, z. B. ein sicherer, statt ein gewisser u. dgl. m.

L. R.

Wien, b. Schaumburg: *J. A. Schönbauers Neue analytische Methode, die Mineralien und ihre Bestandtheile richtig zu bestimmen.* Ein Leitfaden zur Selbstübung und zum Selbstunterricht in der Mineralogie. Bearbeitet und herausgegeben von *Vincenz Schönbauer*, dem Sohne. Zweyter Theil. 1809. 416 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. des ersten Theils dieser Schrift starb, ehe er den zweyten herausgeben konnte, und musste seinem Sohne die Bearbeitung derselben übergeben. Er ist ganz nach derselben Methode, wie der erste, verfasst, und kann eben so brauchbar werden. Was diese Methode in der Naturbeschreibung selbst betrifft: so muss man gestehen, dass sie den Schüler zuweilen zur Kenntniss eines Naturkörpers sicher leitet, zuweilen aber auch ihn ganz von dem rechten Wege abführt. Nimmt man nach der gewöhnlichen Methode in der Mineralogie mehrere Kennzeichen

zusammen, um danach Classen, Ordnungen, Gattungen und Arten zu bestimmen: so findet man allerdings diese viel mühsamer, aber man hebt auch leichter das Wichtige heraus, und läſst die Nebenkennzeichen fahren. Nach der sogenannten analytischen Methode hingegen ist die Charakteristik der Abtheilung oft von einem Nebenkennzeichen hergenommen, und man muſs entweder die Art unter mehreren Classen aufführen, oder man geräth in groſse Verlegenheit, wenn dieses Kennzeichen nur schwach und undeutlich ausgedrückt ist, oder man wird auch ganz irre geleitet, indem man zu einer andern Classe geräth, und dort sich gar nicht herausfindet. Der Fehler wird gar zu leicht beym Aufsuchen der Classen und Ordnungen begangen, und ist dann auf keine Weise herzustellen. An Übersicht ist gar nicht zu denken; die verwandtesten Arten werden bey diesem Verfahren getrennt. Rec. hält die natürliche Methode zur Erlernung und zur Übersicht für die bequemste und sicherste unter allen. Nur wenn der Lehrling es in dieser schon ziemlich weit gebracht hat, kann ihn beym Aufsuchen eines Naturkörpers die künstliche (hier fälschlich analytisch genannte) Methode zu Hülfe kommen und sein Gedächtniſs leiten. Dieses gilt der Methode überhaupt. Die Ausführung des Vfs. ist nun aber von der Art, daſs sie leicht irre führen kann, Zur ersten Classe rechnet er die oryktognostisch einfachen Fossilien, welche mit Säuren aufbrausen, und zwar die Kalkarten, auch Spargelsteine; zur zweyten die o. e. Fossilien, die sich mit der Nadelspitze nicht ritzen lassen, sondern meistens am Stahle Funken geben, und das Glas ritzen. Die erste Ordnung bilden die Fossilien mit ausgezeichnetem Gewebe oder Bruche. Das erste Geschlecht die Fossilien mit blättrigem Bruche. Unter diesen findet man auch den Allochroit, Augit, Prehnit, Leucit, Lazulith, Arendalith. Aber den krystallisirten Leucit wird jeder Lehrling seinem Bruche nach mit dem Quarz zusammenbringen, den Augit mit dem gemeinen Olivin und mit dem Obsidian, den Prehnit mit dem Zeolith; der Allochroit gehört gar nicht hieher. Das blätterige Gefüge in dem Lazulith von Vorau zu erkennen, möchte sehr schwer halten, und der Arendalith steht dem Actinot so nahe, daſs man beide oft nur durch das Verhalten vor das Löthrohr unterscheiden kann. Hierauf folgen die Fossilien mit faserigem, dann mit unausgezeichnetem Gewebe. In dem ersten Geschlecht stehen die Fossilien mit vollkommen glänzendem muschligem Bruche; unter diesen undurchsichtiger Turmalin, Melanit, Almandin, edler Granat, fetter Quarz. Man sieht aber gar nicht, wie diese Fossilien von dem folgenden Geschlecht, worin sich die Fossilien mit unvollkommen muschligem Bruche befinden, unterschieden werden, wie man Almandin und edlen Granat von gemeinem Granat, fetten Quarz von gemeinem, Melanit von Augit unterscheiden soll. Das vollkommen Muschlige geht in das unvollkommen Muschlige durch so feine Stufen über, daſs sich gar keine Grenzen angeben lassen. Zu dem dritten Geschlechte gehören die Fossilien mit wenig oder matt glänzendem Bruche. Hier sieht nun ein Jeder, wie schwer es seyn wird, Grenzen zu ziehen, und wie oft der Fall eintreten muſs, zwey Geschlechter zu durchsuchen. In die dritte Classe kommen die Erdarten, die nicht mit Säuren aufbrausen und nicht am Stahle Funken geben. Die Ordnungen sind von mancherley Eigenschaften auch von dem Verhalten vor dem Löthrohre hergenommen. Der Zeolith steht in dem Geschlecht der Erdarten, die sich in Säuren mehr oder weniger auflösen lassen, aber nur der Mesotype löst sich auf, der Stilbit hingegen ist ganz und gar unauflöslich. Manche Schiefer und Basalte geben am Stahle Funken und gehören nicht in diese Classe. Man sieht aus diesen Bemerkungen, daſs die Methode äuſserst mangelhaft ist, und die natürliche Methode nach Sippschaften, wie sie *Werner* zwar nur entworfen, noch nicht ausgeführt hat, in Rücksicht der leichtern Übersicht, und des bequemern Auffindens der Mineralien bey weitem nicht erreicht. Die Beschreibungen der Mineralien selbst sind kurz und nicht selten mangelhaft. Das Verhalten vor dem Löthrohre wird nur obenhin angegeben, nicht selten ist es ganz falsch, z. B. Salit sey unschmelzbar, auch Indicolit u. dgl. m. Von der Grundgestalt der Krystallisation redet der Vf. gar nicht, auch wird nur selten der Durchgang der Blätter genau angegeben. Neue Bemerkungen und Bestimmungen hat Rec. nicht gefunden; viele neue Entdeckungen fehlen. Rec. will zwar diesem Buche seinen Nutzen nicht absprechen, doch muſs er auch hinzufügen, daſs es, ohne Kenntnisse gebraucht, sehr irre führen kann.

L. R.

KURZE ANZEIGEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Freyberg*, in der Craz- u. Gerlachschen Buchhandlung: *Die Reise zu den sieben Schwestern am Rhein und an der Weser im Jahr* 1810, *in Briefen an einen Freund.* Von *W. A. Lampadius*, Professor der Chemie bey der königl. sächs. Bergakademie zu Freyberg und Oberhüttenamtsassessor. 1811. 322 S. 8. (1 Rthlr.) Wer kein besonderes Interesse hat, die sieben Schwestern des Hn. *L.* nach Namen, Aussehn, Stand und Lage kennen zu lernen, und wer nicht Dinge, die in Geographieen und in den dürftigsten Reisebeschreibungen zwanzigmal gesagt sind, zum einundzwanzigsten Male hören mag, dem räth Rec., dieses Buch nicht in die Hand zu nehmen. — Die Langeweile, die das genannte erregen muſs, wird durch die elenden Späſse des Reisenden, — „der den Professor der Chemie sammt *den* Oberhüttenamtsassessor, nebst seinem Arbeitsrocke (und aller Delicatesse gegen das Publicum, könnten wir dazu setzen) an den Nagel *hing*" — nicht vergütet werden. Wer Beweise für dieses Urtheil verlangt, lese nur flüchtig S. 23, 62, 63. Rec. hütet sich, etwas abzuschreiben. — Den deutschen Reisenden von der Sucht, seine Reise sofort der lesenden Welt gedruckt vorzulegen, um Schwarz auf Weiſs es zu beglaubigen, daſs er wirklich auch gereiset ist, und, wo möglich, die Reisekosten wieder zu gewinnen, abbringen zu wollen, hieſse wohl einen Mohren weiſs waschen. Darum kein Wort weiter über dieses Machwerk.

n. n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 FEBRUAR, 1812.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Köhler: *Kurze italiänische Sprachlehre für Anfänger, nach dem Muster der fernowschen frey bearbeitet, nebst einigen Übungsstücken zum Schreiben und Sprechen, und einem kleinen italiänischen Lesebuche*, von M. *Gerhard Heinrich Jacobjan Stöckhardt*, Pastor Secundarius an der Hauptkirche zu St. Petri in Bauzen, 1811. 320 u. 124 S. 8. (20 gr.)

Mit Vergnügen wird jeder Sprachforscher dieses Werk in die Hand nehmen, das, ohne alle Anmaßsung, schon beym ersten Überblick zeigt, dass nicht Autorsucht, noch Gewinnbegierde die Veranlassung dazu gewesen ist. Italiänische Sprachlehren fehlen nicht; *Fernow* und besonders *Jagemann* haben mit Nutzen und Vorzügen gearbeitet: allein es mangelte noch gar zu viel, um die Anweisungen dieser Männer so gemeinnützig zu machen, als sie es für den grösten Haufen der Lernenden, und selbst für Lehrer seyn sollten. Bey hinlänglicher Theorie gebrach es noch immer an praktischer Anweisung. Dagegen sieht man hier, wie gewissenhaft der Vf. bemüht war, seine Theorie mit der Anwendung zu verbinden, dabey aber alle Weitschweifigkeit zu vermeiden, und den Anfänger nicht gleich abzuschrecken, vielmehr ihn zur Fortsetzung des begonnenen Werks aufzumuntern.

Aussprache. *A* hat allerdings eine doppelte Aussprache, die aber nur aus der mehr oder weniger starken Betonung entspringt, ob die Sylbe lang oder kurz ausgesprochen, und folglich dieser Vocal flüchtig oder betont angegeben wird. — Das Nämliche gilt von *E*, denn in *merce* und *mercé* nimmt das erste *e* vor dem *r*, aus der natürlichen Disposition der Sprachorgane, einen ganz anderen Laut an, als das *e* am Ende, einmal, wenn es accentuirt, und dann, wenn es ohne Accent ist. Jedoch sind die Bemerkungen darüber, und über den verschiedenen Laut, ob er *chiuso* oder *aperto* seyn soll, nie unnöthig angebracht; denn Affectation möchte leicht der Sylbe *mer* eine zu weiche Aussprache geben. — Was von *A* gesagt worden, gilt auch von *O*; man merke nur bey der Aussprache der Wörter *Concitatore*, *Concorporato*, *condotto* auf die verschiedene Beugung des *o*, ob es sich in einer Sylbe, oder mit einem Consonanten, oder auf andere Art endigt, und ob der Ton auf dem *o* liegt, oder flüchtig darüber hingeht. *C* vor *e* und *i* nimmt wohl in dem Munde des Toskaners nicht die harte Aussprache *tsch*, sondern die gemilderte *dsch* an, die ja, wie der Vf. richtig bemerkt, etwas lispelnd seyn soll, so wie dasselbe, wenn es vor *a*, *o* und *u* lispelnd ausgesprochen wird, allerdings mit dem folgenden *i* etwas zusammenfliessen, und den Laut des *i* nicht ganz verlieren muss. Denn *ciò*, *ciascuno*, *cielo*, *cieco* sollen ja nicht *dscho*, *dschascunò*, *dschelo*, *dscheco*, sondern *dschio*, *dschiascuno*, *dschielo*, *dschieco* ausgesprochen werden, so dass man leise über das *i* hinschlüpft, ohne seinen Laut ganz zu verschlingen. - Über die Aussprache des doppelten *cc* vor *i* und *e* sagt der Vf. gar nichts, und doch wären einige wenige Bemerkungen darüber nöthig gewesen. Einige Grammatiker wollen das doppelte *cc* mit einem doppelten *ttsch* aussprechen, als *accettare*, *accidente*, wie *attschettare*, *attschidente*; welche Aussprache jedoch zu hart seyn, und in dem Munde der feinen Welt übel klingen würde. Andere, die es nach der angenommenen Aussprache von *dsche*, *dschi* mit einem doppelten *ddsche*, *ddschi* aussprechen wollten, würden sich zu weit von der etymologischen Aussprache entfernen; denn *addschettare*, *addschidente* würde zu weich klingen, und den Urlaut des lateinischen *cc* ganz verstellen, da doch der Toskaner, wenn wir genau Acht geben, in dem ersten *c* immer etwas von dem ursprünglichen Laute hören lässt, dann aber aus dem in der Aussprache angefangenen *c* sogleich in das *dsch* übergeht, und *aghdschettare*, *aghdschidente*, *aghdschesso* ausspricht. Hier muss mündliche Anweisung das Beste thun, wenn man den Namen des berühmten *Boccaccio* in der Endigung *accio* aussprechen hört. — *Ge*, *gi* wie *ce*, *ci*, nur mit der Verschiedenheit, dass man anstatt *dsch* mehr und deutlicher *tsch*, doch das *t* nicht zu hart betont, hört. *Gelo*, *giro*, *gente*, wie *tschelo*, *tschiro*, *tschente*, ohne das *t* zu hart auszusprechen, noch lispeln zu lassen. — Eben so die Sylben *gia*, *gio*, *giu* — *ghi*, ja nicht wie *kj*, sondern wie das *g* in den deutschen Wörtern *vergehen*, *Vergehung*, *vergessen*. — *V* lautet wie unser deutsches *w*, jedoch wird es mit etwas gegen die Zähne eingezogener Unterlippe, nicht aber mit gleichen Lippen ausgesprochen. Die Sylbe *ti* zwischen zwey Vocalen in gewissen ganz lateinischen Nennwörtern wird wie *zi* ausgesprochen, ja nicht wie *tzi*, als: *gratia*, *natione*, *tentatione*, sprich aus: *grazia*, *nazione*, *tentazione*. Man schreibt sie jetzt auch besser mit z.

Die Lehre von der *Orthographie* hätte nicht fehlen sollen. Rechtschreibung ist bey jeder Sprache eines der ersten Bedürfnisse. Auch brauchte die Anweisung

dazu nur sehr kurz zu seyn, und würde bey weitem das Werk nicht vertheuert haben.

In der *Darstellung der Begriffe* würde der Vf., bey seinen rühmlichen Bemühungen für Deutlichkeit, sich den Lernenden (Deutschen) sehr verbindlich gemacht haben, wenn er §. 12. S. 45 die drey verschiedenen Arten der Begriffe, unter denen wir im Deutschen etwas vorstellen, deutlicher auseinandergesetzt hätte. Er stellt zwar die Sache, wovon geredet wird, §. 11 mit einer gewissen Bestimmung oder Beschränkung auf den gewissen Gegenstand unter mehreren ihm gleichen, ferner §. 12 in einer gewissen unbestimmten Einheit dar; allein er hat unterlassen, sie ohne alle diese Bestimmungen und Einschränkungen vorzustellen; ein Umstand, ohne welchen er unmöglich die richtigen Fallzeichen §. 13 gebrauchen kann. Es ist auffallend, dass der deutsche Schüler hierin so viele Schwierigkeiten findet; Rec. weiss keine andere Ursache anzugeben, als die fehlerhafte Anweisung in der Muttersprache, oder die gewöhnliche Methode des Unterrichts in der französischen. Der Deutsche fodert bey Tische *Brod*, *Wein*, *Wasser;* oder er fodert das bestimmte Brod, Wein und Wasser, oder die bestimmte Gattung des Brods, Weins u. s. w., die dem Aufwärter oder dem Speisewirthe schon bekannt sind, *des* Brods und Weins, welche er täglich bisher genommen hat; oder er redet in der Gesellschaft über Tische von *einem* vorzüglich guten oder besonders schlechten Brod und Wein, das er anderswo, in einem anderen Hause gegessen oder getrunken hat; das *war ein Brod*, das *war ein Wein*, dergleichen er nur selten angetroffen u. s. w. Eben so fodert der Italiäner beides bey Tische; er bittet um *einen Apfel*, um *den Apfel*, der sich besonders auf dem Teller auszeichnet, oder um *Apfel* überhaupt; und doch wird diese Bestimmung dem italiänisch lernenden Deutschen in der Anwendung so schwer, dass sich derselbe im zweyten Cursus kaum richtig auszudrücken im Stande ist.

Das *Fürwort* hat der einsichtsvolle Vf. fast etwas zu umständlich abgehandelt; denn die relativen Fürwörter liessen sich unter einer vorausgeschickten kurzen Bestimmung auf weniger Paragraphen bringen. Allein freylich ist dieses Capitel vielleicht das Schwerste in der ganzen italiänischen Sprachlehre, und daher kann über den fehlerfreyen Gebrauch der Fürwörter fast nicht zu viel gesagt werden. Der Vf. hat diess auch nach seiner Art sehr gut ausgeführt, und man könnte sogar hie und da in den gegebenen Beyspielen noch etwas mehr Vollständigkeit erwarten. Da jedoch die Anweisung für *seinen* Unterricht zunächst bestimmt ist: so wird die praktische Anweisung das, was etwa noch zu unbestimmt seyn sollte, ersetzen; und wenn uns derselbe mit einer ausführlichen praktischen Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Italiänische beschenken sollte, welches die Freunde dieser feinen und gebildeten Sprache von ihm erwarten können: so wird nichts mehr über diesen Punct zu bemerken übrig bleiben.

Von den Zeitwörtern. Da es hier vorzüglich darauf ankommt, dem Lernenden auf die möglichst leichteste Art die *Beugungen* der Zeitwörter begreiflich zu machen, und ihn auf die richtige Anwendung der *Arten* und *Zeiten* hinzuführen: so wird es uns erlaubt seyn, die Anweisung des Vfs. über diesen Gegenstand etwas ausführlicher zu beurtheilen. 1) Die alten italiänischen Grammatiker und *Fernow* durften ihm kein Muster seyn, um nach ihnen nur drey, und nicht vier Conjugationen anzunehmen. Freylich haben *godère* und *vendère* (die Zeitwörter mit dem charakteristischen langen oder kurzen *e*) nur einerley Formation, und diese Bemerkung bleibt mit einmaliger Erinnerung dem Schüler schon hinlänglich: aber dadurch lernt er bey weitem den Infinitivo, oder den Distinctiv-Accent auf dem charakteristischen *e* nicht kennen; und es hat Rec. immer viel Mühe gekostet, den Schüler die Zeitwörter mit dem langen oder kurzen *e* unterscheiden zu lehren. 2) Der Vf. hat die Lehre von der Construction der *Arten* (*modi*) nicht mit der ihm eigenen Deutlichkeit auseinandergesetzt. Die Regeln S. 264 sind nicht bestimmt genug ausgeführt. Wie soll der *modo indicativo* und der *modo congiuntivo* (nicht *condizionale*) richtig gebraucht werden? Die Partikel *che* kann den Indicativo und den Congiuntivo nach sich haben: wann und wie soll diess geschehen? *Ich weiss, dass der Schüler fleissig ist; sagt ihm, dass er fleissig ist* (*sey*); *man sagt, dass der König mit seiner Armee in Brabant steht. Haben sie die so eben angekommenen Zeitungen gelesen, welche melden, dass der König mit seiner Armee schon in Brabant eingedrungen ist? Che egli mi ama*, und *che egli mi ami*, sind doch wohl zu verschieden in der Bedeutung! *Non si può negare al principe ch' egli non possa per legge vietare a' vassalli suoi il vendere beni stabili. — Se il Re possa vietare con legge che non si lascino beni stabili alle chiese — un celebre avvocato sostiene con robusti e solidi fondamenti de diritto: che la legge civile, laquale vieta etc. è valida, nè si può attacarla come opposta alla libertà. — Confesso che il diritto de conquista è sufficiente. — Quando vi è causa giusta; quando vi sia causa giusta.* — Was heisst denn *gewiss und zuverlässig ankündigen?* und was heisst dagegen *ungewiss und unzuverlässig ankündigen?* Rec. ist überzeugt, dass der Vf. diese Bemerkung bey seinem Unterrichte mehrere Male wird bestätigt gefunden haben, wenn der Schüler, mit der zu wenig sagenden Anweisung noch nicht hinlänglich bekannt, auf zu viele Fälle stiess, wo er, zweifelhaft und unentschlossen, sich vergriffen hatte; und er wird diese Materie, unbeschadet der Kürze des Vortrags, in einer etwanigen neuen Auflage, etwas ausführlicher darlegen. a) So lange eine Redensart, oder ein Satz einen völligen Verstand ausmacht: so zeigt oder kündigt man allemal eine Handlung oder ein Verhalten an; folglich drückt man sich auch bestimmt und zuverlässig in der anzeigenden Art (*modo indicativo*) aus. Als: *questo è vero, — i debiti si debono pagare, — in tal guisa ragionano i Ministri, — le leggi approvano un tale modo di pensare, — questo*

caso appartiene propriamente ad un altro capitulo. b) Wann mehrere solcher Redensarten zusammenstehen, davon eine jede für sich einen ganzen Verstand ausmacht, so dass der folgende Satz nicht als eine Folge, oder als eine Ergänzung des vorhergehenden anzusehen ist: so sind alle diese Redensarten anzeigend, oder indicatorisch, d. h. sie stehen im *modo indicativo;* als: *io sò, vi assicuro; vi sò dire, è vi confesso. Man kann es nicht leugnen, es ist allgemein bekannt, und die Bestätigung ist noch heute frühe eingetroffen.* c) Wann aber die anzeigende Redensart, oder der anzeigende Satz nicht einen völligen und ganzen Verstand ausmacht, und das Angekündigte noch fehlt, als: *sò, ich weiss; tengo nell' animo mio per cosa certa, ich bin fast bey mir überzeugt; è necessario, es muss, es ist nöthig; è il vero? ist es wahr? sembra, es scheint* —: so muss man noch einen Satz hinzusetzen, um den Verstand zu ergänzen. d) Dieser Ergänzungssatz (*complemento*) kann nun entweder durch den *modo indicativo*, oder den *congiuntivo* ausgedrückt werden, in sofern man diese beiden Arten mit *che* und einigen anderen mit *che* zusammengesetzten Partikeln an den Vordersatz bindet. e) Das Wörtchen *che* und andere mit *che* zusammengesetzte sind nur Bindewörter, welche anzeigen, dass der folgende ein Ergänzungssatz, zur Ergänzung des Vordersatzes ist; es mag der Vordersatz nun ausgedrückt seyn, oder in eine sogenannte Conjunction zusammengezogen, oder auch nur darunter verstanden werden. Z. B. *voi vedete ch' io vi parlo in confidenza; — confesso ch' il diritto da conquista è sufficiente — Nasce di quà che tutti i buoni nomini mirano como cosa funesta alla causa commune di tutti — — — certa cosa è che se non sono practicati i mezzi proposti, se verra fra pochi anni a provare una rovina irreparabile — Non sò per qual cagione egli affirmi che i Re non posseggano il diritto di — — — per la quale cosa si rende necessario che sia posto limite ai — — il nostro Monarcha non permettera che nasca alcuna lesione à — —.* f) Der *modo indicativo* ist also ein Ergänzungssatz (*completamento*), welcher gesetzt wird, wenn der Vordersatz ankündigt, dass der Ergänzungssatz wirklich oder positiv ist, oder geschieht, oder geschehen wird, geschehen muss u. s. w., als: *io sò, vedo, conosco ch' egli mi ama. — Sono tre giorni che non sono salito di casa, che non ho mangiato pane, nè bevuto acqua.* Daher stehen auch alle Fragen im Indicativo. g) Der *modo congiuntivo* ist ein Ergänzungssatz, welcher gesetzt wird, wenn der Vordersatz den folgenden nicht als positiv seyend, oder geschehend, sondern mit einer Ungewissheit, als eine ungewisse Folge, oder einen ungewissen Zweck ankündigt. Und diese Ungewissheit wird durch *Furcht, Verhinderung, Zweifel, Verlangen, Wunsch, Wollen* u. s. w. *verneinend, voraussetzend* angezeigt; welche Ungewissheit man auch im Deutschen durch das Wort *etwa*, oder durch die deutschen Hülfswörter *mag, möge, solle, könnte, dürfte* u. s. w. kann kennen lernen. Z. B. *io dubito ch' egli venga; io temo ch' egli non venga; io non sò s' egli sia a casa ò nò; — io credo ch' egli vi ami — se io sapesse ch' egli mi amasse — mi pare che piova — commandategli che torni subito — Mi maraviglio chiegli non sia ancora ritornato — voglio che restino — desidero grandemente che mi visitino — piaccia a Dio ch' egli si converta — egli è guisto che si paghi — sara buono che ci andiamo in persona.* Aus den angeführten Beyspielen sieht man, dass nach eben derselben Phrasis bald der *indicativo*, bald der *congiuntivo*, nachdem es der Sinn giebt, stehen kann, und dass also *che* und andere mit *che* zusammengesetzte Partikeln *nicht* regieren. Als: *credo ch' egli è pazzo*, und *credo ch' egli sia pazzo — io dico ch' egli non è a casa; ch' egli non sia a casa.* Es giebt daher in der italiänischen Sprache gar keine Partikeln, welche für beständig den *congiuntivo* regieren, es sey denn einige mit *che* zusammengesetzte, oder zusammengesetzte Redensarten, die, weil sie immer ungewiss ankündigen, den *congiuntivo* erfodern; als: *acciocchè, affinche, perche, benche, ancorche, doveche, quando che, quanto che, per-che, prima che, supposto che, dato caso che, con tale che* und andere. Über den richtigen Gebrauch des *Infinitivo*, mit oder ohne Präposition, ist zu wenig gesagt, und was S. 268 unten über die *Infinitivi* ohne Präposition gesagt worden, ist zu unbestimmt. — 3) Von dem rechten Gebrauch *der Zeiten* glaubt Rec. etwas Ausführlicheres fodern zu müssen, als S. 262—264 gesagt worden, da er aus langjähriger Erfahrung recht gut weiss, wie schwierig es dem Schüler wird, das deutsche *Imperfetto* durch das *Imperfetto* und das *Perfetto passato* zu geben, für welche beiden wir Deutschen nur das eine *Imperfetto* haben. *Der Mann, der vor der Thüre war, war nicht zufrieden mit dem Allmosen, das man ihm gab.* Ferner das *presente* und das *passato perfetto* des *Congiuntivo* fallen schwer, weil die wenigsten Schüler mit dem Geiste der lateinischen Sprache so bekannt sind, dass diese ihnen zur Anleitung dienen sollte. *Sagt ihm, dass er kommen soll; — man sagte ihm, dass er kommen sollte*, scheinen so leicht für die allgemeine Analogie aller lebenden Sprachen, und fällen doch dem Schüler so schwer in der Übersetzung. — 4) Ohne eine richtige *Anweisung* bey den Conjugationen, die *Zeiten* und *Arten* zu *formiren*, wird der Lernende lange Zeit herumtappen, und immer fehlerhaft conjugiren. Denn nach einem vorliegenden Schema alle, sowohl reguläre als irreguläre, Zeitwörter zu beugen, ist höchst schwierig und unsicher. Diese Schwierigkeit aber fällt weg, sobald der Schüler weiss, wovon er die Zeit, die er brauchen will, ableiten muss. Weiss er diese Ableitung und Formation recht gut: so wird die ungeheure Menge der irregulären Zeitwörter nur auf eine kleine oder mittelmässige Anzahl gebracht. Rec. hat Schüler gehabt, die mehrere Jahre sich mit eisernem Fleisse durch alle Conjugationen durcharbeiteten, und die irregulären Zeitwörter am Finger hersagten, und doch nicht wussten, wie sie das *Imperfetto* oder das *Futuro* (die

leichtesten Zeiten) formiren sollten. Ein vorgelegtes Schema, mit bestimmt angegebener Formation, hob die Mühe, und ehe sie noch an die Lehre von den Conjugationen kamen, wussten sie richtig zu conjugiren. Die so wohl geordneten Schemas, die der Vf. aufstellt, hätten also mit wenigen Worten über die Formation begleitet seyn dürfen, und seine gute Arbeit würde, wenigstens für die, die nicht das Glück haben, seinen mündlichen Unterricht zu geniessen, weit nützlicher und instructiver gewesen seyn. Dafür hätte recht gut das kleine Wörterbuch von S. 305—314 wegbleiben können. Es ist freylich Gebrauch, den Grammatiken einen Anhang von Ausdrücken des gemeinen Lebens beyzufügen; es sollte aber dieser Unterricht bloss auf angehängte Übungen eingeschränkt werden.

Die wenigen kaufmännischen Briefe, die S. 301 fg. aus *Büschs hamburgischem Correspondenten* folgen, hätten wohl durch andere bessere, und den Fähigkeiten der Schüler angemessenere ersetzt werden können. Sie sind nicht das Werk des sel. *Büsch*, sondern nur von diesem aus dem Copie-Buche eines ehemaligen angesehenen hamburgischen Handlungshauses genommen, und so ohne Auswahl sogar als Modelle in die Welt geschickt worden. Die Perioden sind zu klein, und für fremde Sprachen, besonders für den Anfänger, nicht angemessen.

Chartrapartie S. 303 heisst bey Leibe nicht volle Schiffsbefrachtung, sondern Befrachtungs-Contract, oder der Contract zwischen dem Rhederer oder Eigener des Schiffs (meistens dem Capitain des Schiffes, aus Auftrag des Rhederers) und dem Ablader oder Befrachter für eine völlige, auch wohl partielle Ladung, gegen so und so viel Frachtgelder und Nebenbezahlungen, für eine accordirte ganze oder halbe Reise des Schiffs (Hin- und Her-Reise). So sind auch die Tratten S. 304 nicht *cambiali*, noch vielweniger *rimesse;* sie gehen ja gegen den Schreiber, oder sind zu Lasten des Schreibers, für den, der sie in Händen hat; für diesen sind sie freylich *rimesse*. Man hat zwar angefangen, Remessen sowohl als Ziehungen oder Tratten als Remessen benennen zu wollen: ein Kenner der Handlung und des Ganges der Wechselgeschäfte aber wird in diese Art, sich auszudrücken, nicht mit einstimmen.

Das *kleine Lesebuch* ist sehr gut ausgewählt, und giebt eine treffliche Anfangs-Lectüre für den Schüler, dem es oft noch an Hülfsbüchern fehlt. — Druck und Papier sind gut; Druckfehler, ausser den angegebenen, nur wenige. WH.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Oldenburg*, b. Schulze: *Vollständiger Syntax der französischen Sprache*, durch Beyspiele aus den besten französischen Schriftstellern erläutert, für Schulen und zum Privatunterricht. Von *J. F. Schaffer.* 1811. 187 S. 8. (12 gr.) Möglichste Kürze und Ersparung der in vielen Grammatiken angehäuften Wiederholungen hat sich Hr. *S.* zum Ziel gesetzt, und nach Rec. Urtheil auch erreicht. Der Gemeinverständlichkeit wegen hat er die lateinischen Kunstwörter beybehalten, und die verwandten Regeln immer unter eine Numer zusammengestellt. Wahr ist, was er sagt, dass das eigentliche Studium einer Sprache erst dann vorgenommen werden kann, wenn man nicht mehr ganz Anfänger darin ist. In der Vorrede wird der Geistesarme und doch trotzige Debonale vorgenommen, und aus hinreichenden Beyspielen gezeigt, dass seine Darstellung von den wichtigsten Gegenständen der Sprache, eine Rhapsodie, durchaus ohne Kenntniss der allgemeinen Grammatik, ohne Grundsätze, ohne richtige Eintheilung der Begriffe, mit halb wahren und ganz falschen Regeln untermischt, zusammengestopft sey. Er kennt z. B. nicht einmal den Unterschied zwischen Adjectiv und Prädicat. Es ist in der That zum Erstaunen, wie jener D. durch Grobheit und Anmassung das deutsche Publicum hat hintergehen können, und wir geben dem Vf. unseren regen Beyfall zu erkennen, dafür dass er sich die widrige Mühe hat nehmen mögen, dem Stümper die Larve abzureissen. Debonale's Grammatik ist theoretisch gar nicht brauchbar, das muss jeder Sprachmeister, auch nur von mässiger Einsicht, erprobt haben. Wir empfehlen Allen, die im Französischen unterrichten wollen, ohne in den dieser Sprache besonders eigenen Vorschriften ganz bewandert zu seyn, das vorliegende Buch zum wiederholten Durchlesen und sorgfältigen Vergleichen; sie werden die darauf verwendete Mühe nicht bereuen. Anfänger aber bitten wir, nicht daraus zu unterrichten; manche Regel muss ihnen erst eingeübt seyn, ehe sie solche zu erkennen fähig sind. Doch werden junge Männer, die, bey gehöriger Kenntniss des Lateinischen, sich selbst in der französischen Grammatik belehren wollen, in diesem Buche eine sichere und fruchtbare Handleitung finden. Js.

Berlin, b. Hitzig: *Englisches Lesebuch für Kinder*, enthaltend eine Auswahl der vorzüglichsten Stücke für den ersten Unterricht im Englischen. In zwey Theilen. Herausgegeben von *Henriette Montucci*, Lehrerin der englischen Sprache zu Berlin. 1811. Erster Theil. 172 S. Zweyter Theil. 186 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Auch unter dem Titel: *Prose and Verse for Children*, designed both to improve their infant minds, and promote their progress in the English language etc. Die Vfn. hat junge Kinder im Englischen zu unterrichten. Da man seit einigen Jahren, seit der Abbrechung des Handelsverkehrs mit England, keine Bücher mehr von daher bekommt, und die in Deutschland nachgedruckten allmählich einschmelzen: so konnte sie kein zweckmässiges Lesebuch für ihre Schüler und Schülerinnen auftreiben, und verfertigte also das vorliegende selbst, wobey ihr die Werke der Mrs. Barbauld vorzüglich als Schatzkammer dienten. Der erste Theil fasst nur prosaische, der zweyte nur poetische Aufsätze in sich. Rec. ist verpflichtet, das feine Urtheil der Vfn. in Rücksicht der Auswahl zu loben: er hat mehrere Stücke in beiden Bändchen mit Vergnügen durchgelesen, und sich, besonders im zweyten, durch einige ihm völlig neue, niedliche Sachen überrascht gefunden. Dass er meistens Fabeln, kleine Erzählungen, Briefchen und Dialogen antreffen würde, stand schon zu vermuthen. Immer ist die Sammlerin auf einen angenehmen, und, wenn gleich nicht immer lehrreichen, doch unschädlichen Inhalt bedacht gewesen. Das Büchlein ist auch darum noch zu empfehlen, weil es durch keine Druckfehler entstellt, und auf so starkem Papier abgedruckt ist, dass es nicht, von den unruhigen Fingern junger Kinder begriffen, bald unbrauchbar werden wird. Oh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 FEBRUAR, 1812.

MATHEMATIK.

Halle u. Berlin, in Commission d. hall. Buchhandl. d. Waisenhauses: *J. P. Grüson, Geodaesie, oder vollständige Anleitung zur geometrischen und ökonomischen Feldertheilung.* 1811. 640 S. mit 34 Kupf. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

In den 3 ersten Capiteln dieser Geodäsie zeigt der Vf., wie Dreyecke, Vierecke und Vielecke in gegebene Theile abgetheilt werden sollen, je nachdem die Theilungslinien willkührlich sind, oder aus den Winkelpuncten, oder aus gegebenen in den Seiten liegenden Puncten, oder auch aus einem in oder ausser der Figur liegenden Puncte gezogen werden, und giebt für diese Fälle die graphischen und analytischen Methoden an. Wenn auch ein grosser Theil dieser Aufgaben mehr speculativ als eigentlich anwendbar ist, und mehrere bereits in anderen Schriften enthalten sind: so ist doch die Präcision und der Scharfsinn, mit welchem der Vf. dieselben auflöst, nicht zu verkennen, und der Geometer findet hier eine Sammlung, aus welcher er sich auch in den seltensten Fällen Raths erholen kann.

Von diesen Aufgaben macht der Vf. im 4 Cap. Anwendungen auf mancherley im gemeinen Leben vorkommende Fälle. Neben anderen einfachen Fällen, in welchen gezeigt wird, wie der Boden nach seiner Bonität zu theilen und Arrondissements auszuführen sind, findet sich hier auch die Vertheilung der unter mehreren Gemeinden gemeinschaftlichen Hutgründe: welche Aufgabe aber nach Umständen viel umfassender ausfallen kann, wenn die Heerden der theilnehmenden Gemeinden nicht täglich, und an den hutberechtigten Tagen nur gewisse Stunden, die Gemeingründe in gewisser Folge besuchen; ja sie wird um so verwickelter, wenn Gemeinden sich separiren, die ausserdem Waldungen unter sich gemein, und deswegen auch wechselseitig gewisse Onera zu tragen hatten; eine die Absonderung derselben bezweckende Abtheilung der Weidgründe stützt sich auf ganz andere Principien, als hier angeführt sind, wenn solche Gründe sogleich in Cultur gezogen werden, und eine Gemeinde vor der andern durch die Absonderung nicht gravirt werden soll. Die Theilung der in Flüssen entstandenen Inseln unter die Nachbarn ist ganz den hierüber aufgestellten rechtlichen Principien angemessen; hingegen nach des Vfs. Ansichten soll sie bewerkstelligt werden, wenn die Insel sich aus ihrem verlornen Lande constituirte.

Das 5 Capitel erwägt den ökonomischen Werth der Ländereyen. Dabey vergleicht der Vf. den Werth gleich grosser Wiesengründe unmittelbar nach ihrer Production in gleichen Zeiten; statt dessen aber müssen nach Rec. Überzeugung, bey bestehenden Futterpreisen, noch ausserdem der Aufwand an Dünger, so wie Unfälle, welchen solche Grundstücke nach ihrer Lage durch Überschwemmung oder Erdfälle ausgesetzt sind, die Beschwerlichkeiten der Abfuhr bey einerley Entfernung von dem Absatzorte, neben anderen Umständen, in Anschlag gebracht werden. Bey dem Saatland geht der Vf. von Flächen aus, die gleiche Aussaat erfodern; sicherer aber legt man die gleiche Grösse solcher Grundstücke zum Grunde, und berechnet ihren ökonomischen Werth nach dem Überschusse, welcher von ihrem Ertrag an Haupt- und Neben-Nutzungen nach Abzug des gleichzeitigen Aufwandes auf ihre Production und Erhaltung übrig bleibt. Alle diese Dinge haben daher auch Einfluss auf die Aufgabe, nach welcher man bestimmen soll, wie viel Quadratruthen Wiesenlandes Ersatz sind, für einen Scheffel Aussaat vom Ackerlande; so wie auf die zunächst folgende, nach welcher der Vortheil des Saatlandes mit dem Wiesenlande bilancirt wird. Den Werth einer Weide oder eines Hutlandes berechnet der Vf. S. 569 nur nach dem Werthe des Futters, welches die weidenden Thiere während des Weidganges weniger im Stalle consumiren; da doch offenbar der Aufwand der Gemeinden auf die Hirten, und die Unfälle, welchen die Thiere auf und nach dem Weidgang ausgesetzt sind, hier noch in Abzug kommen müssen.

Noch oberflächlicher ist die Würdigung eines Waldes ausgefallen, die sich doch immer bey einem seither regulär betriebenen Walde aus dem Capital ergiebt, nach welchem seine reine nachhaltige Revenüe an Haupt- und Zwischen-Nutzungen, und sonstigen fixen Einnahmen, nach gewissen Procenten ausgeschlagen wird. Andere Principien hingegen liegen zum Grunde bey Veranschlagung des baaren Werthes eines zu rodenden Waldes; noch andere, wenn der Wald zu viel oder zu wenig angegriffen ist; worauf Rec. sich hier nicht einlassen kann. S. 575 wirft der Vf. die Frage auf, wie der Werth eines jungen Baumes zu berechnen sey. Da er sie selbst zu beantworten sich nicht getraut: so folgt er den Ideen *Morvill's*, der zu dem jetzigen Holzwerthe desselben noch die Summe addirt, auf welche dieser Werth bis in's schlagbare Alter des Baums, und zwar mit *Zinses Zinsen* hinaufläuft: da doch der Baum seines Orts

nichts mehr werth ist, als zu was er verwendet werden kann, und selbst wenn man demselben einen speculativen Werth geben will, dieser nicht grösser seyn kann, als ein Capital, das zu einfachen Zinsen auf jenes sich beläuft, welches er als schlagbar wahrscheinlichst werth werden mag. Eben so ist auch die Aufgabe S. 578, den Werth eines leeren zu cultivirenden Platzes zu bestimmen, nicht so kurz abgethan, als der Vf. hier zeigt. Denn sein Werth bestimmt sich aus dem Überschuss eines Capitals über die Culturkosten des Platzes, der zu einfachen Zinsen auf die Summe anwächst, welche er in der Folge an Haupt- und Zwischen-Nutzungen bis zu seinem Abtrieb wahrscheinlichst ausbeuten kann. Überhaupt ist das Capitel der forstlichen Geodäsie am dürftigsten ausgefallen. Denn der Forstgeometer sucht hier vergebens die Principien, nach welchen eine Waldung unter mehrere Interessenten eingetheilt werden soll; er entbehrt der Regeln, nach welchen die Theile ihre Richtung auf der Ebene und in Gebirgen nach forstlichen Maximen nehmeu sollen; er findet nichts über die Zusammenziehung derselben zu einer Rate u. dgl. Da ferner die Torfmoore in grossen Strecken immer ungleiche Tiefen haben: so wird die Aufgabe S. 581, den Werth eines Torfmoors zu finden, immer zusammengesetzter, als sie hier aufgelöst ist. Man muss nämlich die Tiefen mit dem Erdbohrer untersuchen und so nach denselben den Inhalt des Moores berechnen; wobey zugleich die Qualität desselben und der Aufwand für den Stich und sonst nothwendige Requisiten in Anspruch und Abzug kommen. Wie ein solcher Grund unter seine Interessenten in möglichst gleich ausbeutenden Theilen abgetheilt werde, auch hierüber bleibt der Geodät ohne weitere Belehrung.

Im 6 Cap. behandelt der Vf. die mehr oder weniger vortheilhafte Gestalt der Theile. Wenn hier der Geodät die Principien erwarten kann, welche bey Abtheilung auf der Ebene und an der Leiter liegender Gründe, in Rücksicht der anzulegenden Fuhrwege, der Verrainungen, der die Flur durchschneidenden Wassergraben, der Wasserrisse an den Abhängen, der schicklichsten Länge und Figur der Theile, zum Grund gelegt werden mögen: so findet er statt alles dessen nur theoretische Betrachtungen über den grössern Inhalt der Vierecke, und der bey Theilungen ganz unanwendbaren Dreyecke; und selbst die Aufgabe, das Land zweyer Bauerhöfe so zu vertheilen, dass das Rechteck des einen mit dem Quadrat des andern gleichen Umfang hat, ist bloss speculativ. Eben diess gilt grösstentheils auch von dem 7 Cap., in welchem das gehörige Verhältniss zwischen dem Wiesen- und Acker-Land eines Antheils bestimmt wird, weil sich dieses immer zunächst aus dem Boden, der in dem abzutheilenden Lande sich zu Wiesen eignet, selbst ergiebt. In diesem, so wie in den folgenden 8 und 9 Cap. giebt der Vf. Aufgaben, welche bey den Arrondissements der Güter ihre Anwendung finden. Sie sind zweckmässig und vortrefflich analytisch bearbeitet. Nichts destoweniger aber vermisst hier der Geodät abermals die Principien zu diesen wichtigsten Operationen der Geodäsie. Das hier Gesagte ist viel zu wenig, da der Geodät mit Recht hier die Maximen erwartet, nach welchen die grossen und kleinen Güter bonitirt, das Ganze nach Classen regulirt, und in Grundlegung derselben das Theilungsgeschäft dermassen ausgeführt werden mag, dass das Arrondissement möglichst vollständig, und für die Übernehmer nicht gravirend ist. Ein Beyspiel von einer Gemeinflur, deren Grundstücke gleichsam zusammengeworfen, und nachgehends unter die Theilnehmer so vertheilt werden, dass sie ihre Grundstücke, so weit es wegen des Wiesenlandes angeht, zunächst beysammen finden, ohne am Werth zu verlieren, hätte hier Vieles erläutern können. Mit diesen Gegenständen sind die Aufgaben des 10 Cap., und insbesondere die Vertauschung des Zehenten gegen Land, das gleichzeitig so viel wie dieser rein ausbeutet, ganz connex. Der Vf. führt dieselbe durch eine ziemlich weitläuftige, aber scharfsinnige formularische Rechnung: statt dessen combinirt man in der Praxis gern den baaren Werth der Grundstücke mit dem des Zehenten; auch sind die Substitutionen, nach welchen die Bau- und Unterhaltungs-Kosten des Landes immer der Einsaat gleich seyn sollen, so wie der Werth der Vor- und Nach-Weide, der halben Grasnutzung, nicht immer durchaus statthaft. Beygefügt sind noch ein paar Aufgaben aus *Ungers Mathesis forensis* über Verpachtungen.

Im Ganzen genommen verdient diese Geodäsie, nach ihrem Umfang und nach den in derselben aufgestellten sehr scharfsinnigen analytischen Combinationen, unter den bisherigen den ersten Rang, und sie würde ein classisches Werk in ihrer Art werden, wenn der Vf. in der Folge die hier gegebenen Winke benutzen wollte, die derselbe um so weniger missdeuten wird, da er selbst, aus Liebe zur Wahrheit, die Fehler und Übereilungen grosser Männer eben so wie angehender Schriftsteller rügt, und sie öffentlich zu Rechte weiset.

M. F. T.

BERLIN, b. Salfeld: *Versuch einer allgemeinen Theorie der Verhältnisse*, von *Christoph Kannengiesser*, Privatlehrer der Mathematik. Mit einer Vorrede von *E. G. Fischer*, königl. Prof. der Mathem. am grauen Kloster zu Berlin. 1811. XIV und 263 S. gr. 4. Mit 1 Kupfertafel. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dieser erste Versuch, wodurch sich Hr. *K.* dem mathematischen Publicum auf eine rühmliche Weise bekannt macht, zeugt sowohl von soliden Kenntnissen in der Mathesis, als auch von einem ausharrenden Fleisse, indem er sich oft durch sehr verwickelte algebraische Rechnungen mühsam hindurcharbeitet. So schätzbar auch demselben die geometrischen Constructionen für den Verstand sind: so vermisste er doch in den Beweisen der Lehrsätze und in den Auflösungen der Aufgaben eine Ordnung, *eine allgemeine Regel*, wonach nur irgend eine Anzahl von Sätzen sich hätte behandeln lassen. Die Arithmetik gäbe dergleichen bey Vorschriften über die 4 Fundamentalrech-

nungsarten, über Ausziehung der Quadratwurzel u. s. f. Die Analysis noch häufiger, z. B. in dem binomischen Lehrsatze u. a. m. Ähnliche Regeln, glaubte der Vf., müssten auch bey richtiger Anordnung der geometrischen Sätze Statt finden. Er stellte sich desshalb diese Sätze als Zahlen vor, und hoffte hiedurch zum Ziele zu gelangen; jedoch vergebens. Bey fortgesetztem Studium bemerkte er, dass der Zustand der Verhältnisse nicht in jedem Augenblicke von selbst so seyn könne, sondern seinen Grund in dem Zustande gewisser anderer Dinge haben müsse, wovon erstere abhängen. Diess leitete ihn auf den Grundsatz: „Jede Änderung der Verhältnisse kann immer als abhängig von anderen Verhältnissen angesehen werden"; woraus er die Folge zog: „Wenn sich die Dinge, wovon gewisse Verhältnisse abhängen, nach einer bestimmten Ordnung ändern: so müssen die von ihnen abhängenden Verhältnisse ebenfalls eine Ordnung in ihren successiven Änderungen beobachten". Nun bestrebte er sich, die geometrischen Sätze dergestalt in ein System zu bringen, dass sie ordnungsmässig von einander abhingen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen bemerkte er, dass die Verhältnisse zweyer Winkel in einem Dreyecke Gleichungen zwischen den drey Seiten desselben herbeyführen, und dass diese nur aus drey geometrischen Sätzen erfindbar wären. Die natürlichste Ordnung, nach der sich diese Winkel ändern konnten, war: die Verhältnisszahl des einen = 1 zu setzen, und die des anderen nach den natürlichen Zahlen fortschreiten zu lassen. Hiebey liesse sich vermuthen, dass die von dieser Ordnung abhängigen Gleichungen auch die möglichst leicht zu übersehende Folge beobachten würden. Diese Ordnung wurde Anfangs durch eine Menge unnützer Factoren äusserst versteckt, bis der Vf. dieselbe endlich durch Zufall kennen lernte, und auf die erste Gleichung für das Verhältniss der Winkel wie 1 : *n* geführt wurde. Diese Gleichung steht §. 7, und ist zu weitläuftig, hier angeführt zu werden. Sie bestimmt auf eine ganz allgemeine Weise das Verhältniss der Seiten eines Dreyecks, wenn *n* irgend eine beliebige gerade Zahl bedeutet. Setzt man für *n* eine ungerade Zahl: so wird die dazu gehörige Gleichung §. 10 entwickelt. Ferner stellt der Vf. §. 25 und 58 zwey Hauptgleichungen dar, welche der ganzen folgenden Schrift zur Grundlage dienen. Die drey geometrischen Sätze, worauf sich die Entwickelung seiner sämmtlichen Gleichungen gründet, sind folgende: a) Im gleichschenklichen Dreyecke sind die Winkel in der Grundlinie gleich; b) der pythagorische Lehrsatz, und c) die Summe der drey Winkel eines jeden Dreyecks ist eine unveränderliche Grösse. Die Art, wie der Vf. aus diesen wenigen Vordersätzen, durch Beyhülfe der Verhältnisstheorie, seine Gleichungen ableitet, die nachher als die Quelle von einer grossen Menge geometrischer Wahrheiten anzusehen sind, ist ein Beweis seines vielversprechenden Talentes, und jeder Leser, der Sinn für ächtmathematische Speculationen hat, wird demselben mit Vergnügen in seinem Ideengange folgen. Diese Betrachtungen sind besonders geschickt, die nie zu erschöpfende Fruchtbarkeit der Verhältnisse in ihrer mannichfaltigen Anwendung darzulegen, und wir halten des Vfs. Idee, die Geometrie auf diese Verhältnisslehre zu begründen, für eine neue und originelle Ansicht, zu deren fernerer Ausführung sich in dieser Schrift wichtige Data finden. Ob aber diese Methode, *ihrer Wesenheit nach*, von der schon bekannten analytischen verschieden sey, ist eine Frage, welche wir verneinen zu müssen glauben, da dieselbe ohne Anwendung der Analysis gar nicht ausführbar seyn würde. Das Eigenthümliche des Vfs. besteht vielmehr darin, von sehr einfachen Principien auszugehen, und, ohne Differential- und Integral-Rechnung anzuwenden, auf Gleichungen zu gelangen, welche eine Fülle von geometrischen Sätzen in sich schliessen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Methode in manchen Fällen zu genauen Resultaten führen dürfte, wo der höhere Calcul nur approximative giebt.

Lässt sich nun aber von dieser Methode eine strengere Begründung und Ableitung des Systems der Geometrie erwarten, als die bisherigen es sind? Diess halten wir für äusserst unwahrscheinlich. Der Vf. musste ja selbst, um zu seinen Gleichungen zu gelangen, drey geometrische Sätze als erwiesene Wahrheiten zum Grunde legen. Einer von ihnen, das pythagorische Theorem, ist ein Satz, dessen Beweis auf der einen Seite schon wichtige Wahrheiten der Geometrie voraussetzt, und auf der anderen wieder als neue Grundlage der interessantesten geometrischen Wahrheiten anzusehen ist. Aus einer so innigen Verbindung, worin dieser Lehrsatz mit früheren und späteren der ganzen Geometrie erscheint, ist leicht einzusehen, wie eine allgemeine Gleichung, die zum Theil auf denselben gebaut ist, zur Quelle vieler Wahrheiten werden könne. Eben dieses gilt von dem Satze, der die Unveränderlichkeit der Summe aller Winkel im Dreyecke ausspricht, und zum Theil auch von dem dritten zum Grunde gelegten Theoreme. Aus diesem Standpuncte übersieht man, wie es uns scheint, am befriedigendsten das allgemeine Princip, worauf des Vfs. Darstellung beruht, und woher seine Gleichungen jene Kraft erhalten, die ihnen eigen ist. Allein wodurch werden nach diesem Systeme obige drey geometrische Vordersätze erwiesen? Der Vf. musste, wie er S. 103 selbst sagt, diese Beweise *a priori* zu führen versuchen. Er hält diess für schwer, doch nicht für unmöglich, und glaubt, sämmtliche Sätze seyen von der Erklärung der geraden Linie abhängig, welche immer noch nicht da sey. Auch wir sind der Meinung, dass jene Beweise schwerlich aus irgend einer (wie es seyn müsste) höchst einfachen Construction abgeleitet werden können. Wollte man sie aber aus blossen Erklärungen und Grundsätzen deduciren, wie der Vf. meint: so müsste man bedenken, dass dem *ächt geometrischen* Geiste keine Demonstration genügt, welche *aus blossen Begriffen* geführt ist, da man zur Genüge weiss, wie sehr leicht sich der Geometer verirrt, wenn er die sichere Bahn des Intuitiven verlässt, und den

(für die Geometrie) so schlüpfrigen Boden des Discursiven betritt. Indessen ermuntern wir den thätigen Vf. zur Auffindung dieser Beweise, und sehen den Resultaten seiner Bemühungen erwartungsvoll entgegen.

Wir schliessen die Anzeige dieses an fruchtbaren Bemerkungen so reichen Werks, welche freylich nur bey dem Allgemeinen stehen bleiben konnte, mit dem Wunsche, es möge dasselbe recht viele Leser finden, und dem talentvollen Vf. den Weg zu solchen persönlichen Verhältnissen bahnen, in welchen er sein schätzbares mathematisches Genie, zum Besten der Wissenschaft und seiner Mitbürger, immer mehr entwickeln könne. Δ.

Halle, b. Gebauer: *Der Rathgeber in der Rechenstunde*, oder *Hülfsbuch für Land- und niedere Stadt-Schullehrer, beym Unterrichte im Kopfrechnen*, besonders für solche Lehrer, die in ihrer Jugend keine Anweisung darin erhalten haben; von *J. G. Zwinkau*, erstem Schullehrer und Cantor zu Neunheiligen bey Langensalze. 1809. XX und 264 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. empfiehlt in der Vorerinnerung das Kopfrechnen als eine, besonders für den Landmann, höchst nöthige Übung. „Es ist, sagt er, dass Kopfrechnen nicht allein überhaupt eine gute Übung der Seelenkräfte, sondern auch insbesondere für den Landmann, der so vieles einzukaufen und zu verkaufen hat, von grosem Werthe, weil gerade er am häufigsten in die Lage kommt, etwas ohne Schreibmaterialien zu berechnen. Auch kann er dann bessere Eintheilung in seiner Haushaltung machen, und besser ein Gemeindevorsteher-, Richter-, Schulzen-, Heimbürger-, Einnehmer-, oder Vormundschafts-Amt verwalten.“ Der Hauptnutzen des Kopfrechnens bleibt immer die formelle Bildung; der Gebrauch desselben im wirklichen Leben ist theils sehr eingeschränkt, theils sehr unsicher und theils auch von weniger Bedeutung. Als einseitige Übung der Seelenkräfte, die zu weit getrieben wird, kann es sogar nachtheilig werden. — Unser Vf. hat sein Buch in materieller Hinsicht ganz eigends für die niederen Stände des Volks eingerichtet, und deshalb die Gegenstände, welche er zu berechnen gegeben, nur aus solchen bestehen lassen, welche der künftige Landmann oder Ökonomie treibende Bürger in seiner Wirthschaft vorzüglich zu berechnen verstehen muss. Als Grundlage bey dieser individuellen Behandlung des Kopfrechnens sieht er mit Recht an die Bekanntschaft mit den gangbarsten Münzsorten und ihre Umsetzung aus kleineren in grössere und umgekehrt aus grösseren in kleinere, wozu noch die verschiedenen Masse und ihre Reductionen kommen müssen. Um den Raum zu ersparen, hat er die Aufgaben nur tabellarisch hingesetzt, und es übrigens dem Lehrer, der sein Buch brauchen will, überlassen, sie dem Bedürfniss seiner Schüler gemäss vorzutragen. Das Buch ist in dieser Hinsicht als eine reiche Fundgrube für den praktischen Unterricht im Kopfrechnen anzusehen. Die Anweisungen, welche bey einigen Aufgaben vorkommen, und die vielleicht öfter angebracht seyn sollten, zeigen von viel Gewandtheit, welches beym Kopfrechnen immer die Hauptsache bleibt. Man muss sich sein Exempel gut zurecht zu legen verstehen, wenn man schnell und sicher im Kopfe rechnen will. Darum ist es beym Unterricht hierin so nützlich, die Schüler ihre Proceduren laut aussprechen zu lassen, und das Nachhelfen in Erfindung solcher Proceduren ein so wichtiges Geschäft des Lehrers. Ein merkwürdiges, wahres und wohlzubeherzigendes Wort sagt der Vf. über die Einkleidung der Exempel zum Kopfrechnen, S. XIV. „So sehr ich auch dafür bin, den Unterricht im Kopfrechnen mit etwas Sinnlichem zu verbinden, und durch Erzählungen u. s. f. den Kindern recht anschaulich zu machen: so möchte ich doch jedem Lehrer rathen, hierin der herrschenden Meinung, dass alles, was Kinder erlernen sollen, in Erzählungen und Säftchen gegeben werden müsse, nicht beyzutreten. Denn meine mehrjährige Erfahrung hat mich gelehrt, dass ich in den Stunden, wo mir die Wahl der Beyspiele und ihre Einkleidung am besten gelungen war, gerade am wenigsten genützt hatte. Der Grund lag bloss in den Beyspielen; denn durch sie war zu viel Fremdartiges beygemischt, und die Aufmerksamkeit der Kinder von dem Gegenstande, der begriffen werden sollte, ab — und mehr auf das Angenehme des Beyspiels geleitet worden — und diess ist mit keinem Unterrichts-Gegenstande unverträglicher, als mit dem Rechnen.“ Fc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Altona*, b. Ekstorff: *A. H. Hiemke*, Stadtbaumeister und Ingenieur zu Paramaribo in Westindien, *Beschreibung einer neuen Art Gebläse, das einen ununterbrochenen Luftstrom, den man willkührlich verstärken und schwächen kann, von sich giebt* 1807. 21 S. m. 1 Kupf. 8. (8 gr.) Diess Gebläse ist seiner Einrichtung nach aerodynamisch, und besteht aus 2 neben einander stehenden, zur Hälfte mit Wasser angefüllten Fässern A und B, die beide durch eine in ihren Boden luftdicht befestigte Communications-Röhre mit einander verbunden sind, welche mit ihren Schenkeln über das Wasser hervorragt. In dem Fass A ist ausserdem eine Luftzugröhre fest, die unten offen, oben aber mit einem Klappen-Ventil versehen ist; eine andere oben offene Röhre ist auch in dem Fasse B befestigt, welche unten gekröpft ist, und den Schlauch mit dem Windrohr an sich fest hat. Auf beide Fässer passen Stürzen, welche in denselben auf und nieder beweglich sind. Wird nun die eine Stürze auf die Oberfläche des Wasserspiegels des Fasses A aufgesetzt und niedergedrückt; so drückt ihre Luft das Ventil der Luftröhre zu, während die comprimirte Luft durch die Communications-Röhre unter die Stürze des Fasses B geht, und diese zu heben strebt. Ist nun diese auf ihrem Deckel mit Gewichten belastet: so reagirt sie gegen die überströmende Luft, und diese geht nun durch die gekröpfte Röhre nach dem Windrohr, und durch dieses in die Feuer-Kammer. — Bey dieser sehr einfachen, äusserst wohlfeilen Einrichtung leistet dieses Gebläse sowohl bey grossen Schmelz-Oefen, als auch in kleinen Schmiede-Essen, für welche es nach einem kleinern Masstabe gebaut wird, gute Dienste.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 FEBRUAR, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

München, im Verlage und aus den Pressen des Zeitungs-Comptoirs: *Lor. Hübners kurzgefasste Beschreibung der kurpfalzbaierischen Haupt- und Residenz-Stadt München.* In zwey Abtheilungen, Topographie und Statistik. (Aus dessen grösserer Beschreibung, mit Weglassung des Geschichtlichen, von ihm selbst ausgezogen.) 1805. IV u. 407 S. 8. (1 Rthlr.)

München, die glücklich emporstrebende Königsstadt, verdiente allerdings eine neue Beschreibung. Auch hat Hr. *H.* wirklich durch diese Schrift ein würdiges Seitenstück zu seiner Beschreibung der Stadt Salzburg geliefert; und obwohl ein volles Drittheil dieser Beschreibung von München bereits nach dem Verflusse von sechs Jahren nur noch historisches Interesse hat: so ist diess nicht Schuld des Vfs., sondern Folge der lebensvollen Regsamkeit in der verjüngten Stadt.

Die Beschreibung ist, wie schon der Titel sagt, theils topographisch, theils statistisch. Das Bild, welches uns der Vf. von München in topographischer Hinsicht giebt, ist eben so deutlich und wahr, als gefällig. Ohne Übertreibung, aber mit Würde schildert Hr. *H.* bald am Anfange die königliche Residenz: ein Pallast, welchen man nicht ohne ehrerbietiges Andenken an den Erbauer desselben, Maximilian I, betreten kann. „Überall Kunst in Erfindung und Ausführung, um Geschmack mit Pracht zu verbinden, im Geiste Maximilians I." — Eben so schildert er den „alten Hof"; nur beynahe etwas zu kurz. Mit gleicher Würde geschieht der Kirche zu U. L. Frauen Erwähnung: ein Gebäude, welches der ganzen Stadt ein majestätisches Ansehen gewährt. Auch um ihre Verschönerung hat Maximilian I Verdienste, besonders durch das Grabmal Kaiser Ludwig des Baiers. Schon Herzog Albrecht V hatte die grosse Idee gefasst, dem von der römischen Curie geächteten, wahrhaft grossen, redlich frommen, bis ans Ende beharrlich gebliebenen Fürsten ein seiner Grösse würdiges Denkmal zu setzen. Maximilian I führte sie aus in dem Jahre 1622, sonach mitten in den Stürmen des dreyssigjährigen Kriegs. — Hierauf führt uns der Vf. zur Kirche zum heiligen Michael: einem Meisterstücke von eben so geschmackvoller und gefälliger, als prachtvoller Bauart. „Im Ganzen", sagt er, „herrscht in diesem erhabenen Tempel Kühnheit mit majestätischer Simplicität verbunden, das ihm eine Art Grossheit ertheilt, welche die Seele des eintretenden Schauers mit Erstaunen ergreift, das sich allmählich in sanftes Entzücken auflöst." — Gleichergestalt giebt die Darstellung anderer Merkwürdigkeiten Münchens diesem Werke einen bleibenden Werth. Wer die mehr und mehr erweiterte und verschönerte Stadt mit der Zeit schildern wird, wird an Hn. *H.* einen unentbehrlichen Führer haben. Diese Erweiterungen und Verschönerungen konnte dieser noch nicht beschreiben, aber er sah sie im Geiste voraus. „Überall", sagt er S. 176, „um die ganze Rundung der Stadt, sieht man Gärten und Lustgebäude entstehen, oder die alten verschönert; allenthalben zeigt sich ein unbegreiflicher (äusserst reger) Baugeist. Wenn es so fortgeht: so muss München in 20 Jahren über die Hälfte vergrössert seyn." Und wirklich, die Weissagung fängt seit einigen Jahren bereits an, in Erfüllung zu gehen. — Auch den Burgfrieden und die nahen Umgebungen der Stadt, und bey den letzteren besonders *Nymphenburg* und *Schleissheim* hat der Vf. befriedigend geschildert. — Der zweyte Theil des Werks, oder der statistische, ist eben so vorzüglich bearbeitet, als der topographische; aber freylich hat sich München in den sechs letzten Jahren in statistischer Hinsicht noch mehr verändert, als in topographischer. Diess liegt in der Natur der Sache. Auch mussten theils die binnen dieser sechs Jahre vorgefallenen politischen Veränderungen, theils das rastlose Streben der baierischen Regierung, den Flor der Stadt mehr und mehr zu fördern, manche Veränderungen dieser Art herbeyführen. — Über die Bevölkerung Münchens theilt Hr. *H.* folgende Nachricht mit. „Es ist", sagt er S. 206, „die allerneueste Volkszählung im Jahre 1801, und zwar nach einer bisher beyspiellosen Bestimmtheit unternommen worden. Es ist zwar in der Hauptsumme die Bevölkerung der nahe gelegenen Gerichtsorte *Au*, *Lohe*, *Falkenau*, *Giessing* und *Haidhausen*, welche nur im uneigentlichen Sinne Vorstädte genannt werden, mit aufgenommen worden; allein man hat bey der gewählten Fächertheilung die Bequemlichkeit, die Bevölkerung der Stadt und ihres Burgfriedens vollkommen davon zu trennen, und jede für sich allein zu bestimmen. Dieser Tabelle zufolge, betrug die Bevölkerung der Stadt und ihres Burgfriedens in den vier Stadtvierteln, ohne das beynahe immer veränderliche Militär in den Casernen — 35,750; mit dem damaligen Militär in den Casernen 40,450 Menschen. In den sogenannten Vorstädten *Au*, *Haidhausen*, *Falkenau*, *Lohe* und *Giessing* befanden sich 8295 Menschen. Diese mitgerechnet, stieg demnach die ganze Bevölkerung auf 48,745 Menschen." —

Ein neuerer Berichterstatter (Hr. *Fessmaier* in *Lipowsky's* Bürger - Militär - Almanach für das Königreich Baiern 1809) giebt darüber folgende neuere Kunde. „Zum Behufe der Militärconscription", sagt dieser a. a. O. S. 79, „wurde die neueste Zählung im Juny 1805 vorgenommen, und mit der möglichsten Genauigkeit hergestellt. Das Resultat war: Mit Wegrechnung der Garnison von 4 Regimentern, zu wenigstens 7000 Mann, und ohne Zählung der Einwohner der Vorstädte Au und des Ortes Haidhausen, die alle in und von München leben, von wenigstens 11,000 Menschen, betrug die Volksmenge im Burgfrieden von München 38,367 Menschen." Über die Geistlichkeit spricht der Vf. hie und da mit Härte, und vergisst darüber bisweilen selbst die Würde des Schriftstellers. „Von den Kanzeln der Tempel", heisst es z. B. S. 281, „erschallen die Stimmen besserer Volkslehrer; keine unverschämte Mönchsgurgel heult Ach und Wehe über jede landesherrliche Verordnung, welche Licht schaffen will, und kein verbildeter, grobsittlicher Zellenwüstling darf sich zur Ehre Gottes mehr erfrechen, die Landes-Majestät im Angesichte des durch Heucheley und frömmelnde Wuth bethörten Pöbels zu verlästern." Lieber lasen wir seine Beschreibung der vielen, trefflich eingerichteten Lehranstalten Münchens, besonders der sogenannten Feyertagsschulen. Die rege Lernbegierde, ein schöner Zug in dem Nationalcharakter der Baiern, machte uns besondere Freude. — „Die weibliche Feyertagsschule", heisst es S. 295, „zählt bereits an 800 Schülerinnen, unter denen sich im verflossenen Jahre sogar eine sechzigjährige befand." — Diese ganze Schrift unterscheidet sich übrigens von dem grösseren Werke *Hübners* über München nur dadurch, dass das letztere in Hinsicht auf die ältere Geschichte der Stadt reichhaltiger ist, als dieser Auszug. — Beyträge zur Geschichte Münchens von dem berühmten Geschichtforscher, Hn. Geheimenrath *v. Krenner* dem Älteren, die, wie wir vernehmen, nächstens erscheinen, werden ohne Zweifel ein neues und helleres Licht über die Geschichte dieser merkwürdigen Stadt verbreiten. S.

Paris, b. Bertrand: *Voyage aux Indes orientales pendant les années* 1802, 1803, 1804, 1805 *et* 1806, contenant une description du cap de Bonne Esperance, des îles de France, Bonaparte, Java, Banca et de la ville de Batavia; des observations sur le commerce et les productions de leurs pays, sur les moeurs et les usages de leurs habitans; la campagne du Contre-Amiral de Linois dans les mers de l'Inde et à la côte de Sumatra; des remarques sur l'attaque et la défense de Colombo dans l'île de Ceylon lors de sa reddition aux Anglois; enfin un vocabulaire des langues françoise et malaise; avec un atlas composé de cartes marines et militaires, dressées par l'auteur, des planches représentant les costumes et l'armure des habitans de ces contrées, et différentes vues, par *Ch. Fr. Tombe*, ancien capitaine-adjoint du génie, employé de la Haute Régence à Batavia, actuellement chef de Bataillon, officier supérieur de l'état major général de l'armée d'Italie. Revu et augmenté de plusieurs notes et éclaircissemens par Mr. *Sonnini*. 1810. T. I. XV u. 415 S. T. II. 348 S. 8. nebst einem dritten Bändchen, Charten und Kupferstiche, in kl. Fol.

Unter den zahlreichen Werken, welche wir in den letzteren Jahren über Ostindien erhalten haben, verdient gegenwärtiges einen wichtigen Platz, theils weil es grossentheils Nachrichten über solche Colonieen enthält, von welchen am wenigsten bekannt gemacht worden ist, theils weil die Nachrichten, die in diesem Buche enthalten sind, in Rücksicht ihrer Glaubwürdigkeit keinen Zweifel übrig lassen. Freylich darf man keine systematische Ordnung und keine gelehrten Forschungen in diesem Werke suchen; es sind nur Bemerkungen eines Militärs, der Alles, was ihm vorzüglich in militärischer Rücksicht merkenswerth schien, sorgfältig *sine ira et studio* mit strenger Unparteylichkeit berichtet. — Der Vf., der durch den Frieden von Amiens als überzähliger Genieofficier ausser Activität gesetzt worden war, liess sich durch die Versprechungen eines Projectmachers zu einer Reise nach Isle de France verleiten, um dort einen gemeinschaftlichen Handel einzurichten. Schon während seines Aufenthalts auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo der Vf. am 25 Oct. 1802 ankam, vernahm er die ersten Gerüchte von dem Wiederausbruche des Kriegs, und beschleunigte daher seine Reise nach Isle de France, wo er am 7 Febr. 1803 glücklich ankam. Über die Schicksale und den Handel dieser Insel, welche bekanntlich seit 1715 sich fortdauernd im Besitz der Franzosen befand, hat unser Vf. mehrere Nachrichten gesammelt. Der vortheilhafteste Einfuhrartikel waren bisher in Friedenszeiten Piaster, welche, in Colonialwaaren angelegt, gewöhnlich einen Gewinn von 30 bis 35 Procent geben. Die Waarenspeculationen waren dagegen wegen der grossen Concurrenz der Verkäufer desto unsicherer, und die Waaren mussten nicht selten mit 20 bis 50 Procent Verlust verkauft werden, wogegen die Retouren keineswegs einen hinreichenden Ersatz gewährten. Die Sclaven, deren Anzahl auf der Insel sich ungefähr auf 60000 belief, gleichfalls ein wichtiger Handelsartikel, wurden vornehmlich aus Mozambique und Madagaskar eingeführt; der Verkehr mit letzterer Insel war überhaupt ziemlich lebhaft, und wurde mit ziemlicher Sicherheit betrieben. Der Vf. erklärt die Malgachen, die Bewohner von Madagaskar, ganz den gewöhnlichen Nachrichten zuwider, für einen sehr gutmüthigen Menschenschlag, und meint, dass eine beträchtliche Niederlassung auf dieser Insel, bey ihrem Reichthume an Vieh, kostbaren Holzarten und ergiebigen Krystallminen, selbst den Verlust von St. Domingo wohl reichlich ersetzen könne. Die missglückten Versuche der Franzosen, auf Madagaskar eine Colonie zu gründen, scheinen aber freylich dem Vf. stark zu widersprechen. — Bey der Ankunft des Vfs. auf Isle de France fand er dort schon den Gewürz-

nägelein- und den Muscaten-Baum, welche sehr gut zu gedeihen schienen. — Unser Vf. sah sich bald von dem Projectenmacher betrogen, und nach vielen überstandenen Mühseligkeiten muſste er sich glücklich schätzen, daſs er als Genielieutenant den Admiral Linois, der als Generalcapitain nach Pondichery bestimmt war, begleiten durfte; auch wohnte er nachmals nach dem Wiederausbruche des Krieges im Dec. 1803 der Zerstörung der englischen Magazine zu Bencoolen auf Sumatra bey. Von dort segelte die Expedition nach Batavia, wo der Vf. als Ingenieurcapitain über ein Jahr lang blieb. Alles, was über Batavia und über den Zustand der Holländer auf Java sowohl, als auf den benachbarten Inseln gesagt wird, bestätigt von neuem, wie wenig die Veränderungen in Europa auf die Lage der Dinge in Indien Einfluſs gehabt hatten. Alles war fortdauernd im Verfalle, und nur das mörderische Klima vermochte allein den Holländern den Besitz von Batavia zu sichern. Zu Banjermassing auf Borneo besaſsen die Holländer fortdauernd noch eine kleine Niederlassung.

Kränklichkeit zwang den Vf. am Ende des Jahres 1804 nach Isle de France zurückzukehren; allein auf der Fahrt dorthin erfuhr er das Unglück, daſs das Schiff, worauf er sich befand, von einem Caper von Bengalen genommen, und die Mannschaft in der Bay Balembuang auf der Küste von Java ans Land gesetzt wurde. Nach vielen überstandenen Mühseligkeiten kam der Vf. im April 1805 wieder nach Batavia, und trat bald darauf zum zweyten Male seine Rückreise nach Isle de France an, wo er endlich im Junius desselben Jahres glücklich anlangte. Ehe der Vf. Indien verläſst, giebt er noch eine kurze geographische und politische Beschreibung der Ile Bonaparte, vormals Ile de Réunion. Im Herbste 1806 kam er nach Europa zurück. Die Beylagen sind auf dem Titel des Werks schon angegeben, die Noten von *Sonnini*, die sich hinter jedem Capitel finden, betreffen hauptsächlich naturhistorische Gegenstände. Einige treffliche Charten erhöhen noch die Brauchbarkeit des Werks.

AA.

ALTONA, b. Hammerich: *Briefe auf einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Sommer* 1808. Von *Charlotte von Ahlefeld*, geborene *von Seebach*. 1810. 256 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn man auch nicht überall mit der Vfn. harmoniren sollte: so wird man doch gern mit ihr reisen. Die leichte Verbindung, worin die Gegenstände oft in einander überschwimmen, kann man dem weiblichen Herzen zu Gute halten; sie ist wenigstens gefälliger, als die männliche Starrsucht, die sich von keinem Gegenstande losreiſsen will, bis er selbst sich in das lichte Gebilde der Ansicht verwandelt hat. Die Sentimentalität kann bey aller Wachsamkeit leicht zur Empfindeley, und diese zu Übertreibungen führen, wenn sie nicht schon diesen Stempel trüge, und dann ist sie selbst nicht sicher, in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen. — Von allen diesen Fehlern hat das vorliegende Werkchen eine Farbe angenommen, die aber so schwach ist, daſs man sie nur mit geschärftem Auge erkennt. Denn der zarte weibliche Sinn, der sich überall gleich ausspricht, verwebt alle Theile zu einem Ganzen, und verdunkelt oder bedeckt die Mängel, die ohne ihn so leicht sichtbar werden. Die Reise geht von Celle aus über Cassel, Friedberg, Frankfurt, Heidelberg, Freyburg, Basel, Bern, Neufchatel, das Chamounithal, Martigny, Lausanne, zurück nach Bern, Meiringen, Interlachen, Luzern, Zug, Zürich, Schaffhausen, Tüttlingen, Stuttgardt, Würzburg und Liebenstein. Nicht alles Bekannte auf dieser Route ist wiedererzählt, aber manches Unbekannte mehr herausgehoben, und manches Bekannte mehr gewürdigt. Die Löwenburg auf Napoleonshöhe bey Cassel kam ihr vor, wie eine naseweise Soubrette, die die Kleider ihrer Gebieterin angezogen hat, und die Dame von Welt und gutem Tone vorstellen will. Die Kleider machen es nicht aus, so wenig wie der kecke Muth. „Drohend trat das Bild einer grauen Vergangenheit vor meine Seele, und blickte zürnend auf die vergebliche Nachahmung ihrer stillen Einfalt und Gröſse, wie ein edler Greis mit Unwillen den Jüngling betrachten würde, der durch Hülfe der Kunst sein Silberhaar und seine Runzeln nachgeahmt hätte, um damit spottend auf einer Maskerade einherzugehen." — Bey Günthers von Schwarzburg Bild zu Frankfurt versetzt sie sich in Schwarzburgs Gegenden, deren herrliche Reize sie mit lieblichen Farben darstellt. Die steinernen Ritter und eingegrabenen Wappen zu Heidelberg schienen ihr sagen zu wollen, wo es noch hinaus will mit der Zeit, die nicht mehr der alten biederen Ritterzeit gleicht, worin diese lebten. Die Geschichte der unglücklichen Kurfürstin Charlotte, Landgrafen Wilhelms von Hessen-Cassel Tochter, Gemahlin des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz 1650—1655 wird ganz erzählt, weil sie ihr weibliches Interesse am Meisten berührte. — In der türkischen Moschee zu Schwetzingen prägte sich ihr tief ein aus dem Arabischen übersetzter Denkspruch ein: Der Thor trägt das Herz auf der Zunge; der Weise die Zunge im Herzen. Warum, fragt sie, werden die warmen Aufwallungen der ersten erwachenden Gefühle, die doch gewöhnlich den Stempel der ersten Lauterkeit tragen, so selten verstanden, und so oft zurückgescheucht und verkannt, bis Verschlossenheit endlich an die Stelle jener Offenheit tritt, welche Contrebande im Gewühle der Welt ist? (Und doch will sie bey dem Anblick des stillen Sees zu Vevay, daſs das menschliche Gemüth ihm gleichen soll, um nicht durch Leidenschaften erschüttert schwankende Umrisse zu sammeln, die wie verworrene Schatten durch die Tiefe des Bewuſstseyns zittern.) Der Weg von Freyburg nach Grozingen ist mit Crucifixen und Heiligen-Bildern bezeichnet. Es war ihr oft ein rührender Anblick, sie mit Blumenkränzen behangen zu sehen. „Wer weiſs, sagt sie, welcher leise Wunsch, nach Gewährung schmachtend, diese Blumen pflückte, welche stumme Bitte sich durch sie bescheiden ausdrückte, oder auch welche bange Sorge nach Linderung lechzte, als diese Kränze im Stil-

len gewunden würden? Frommer Glaube! Wer könnte anders, als gutmüthig über dich lächeln! Reine Quelle des Glücks oder wenigstens der Ergebung!“ — Als sie zerrissene Papiere in den Rhein warf: so ruft sie bey dem Anblicke des Tanzes der Wellen, die diese Papiere verschlangen, aus: „Ach! wir Menschen sind eben so flüchtig dahin gerissene Erscheinungen im Strome der Zeit. Wir werden auch vom Strudel des Lebens ergriffen, schwimmen hin und gehen unter.“ Die Malerin Le Brün ist nicht mehr in der Blüthe des Lebens, aber doch scheint der Genius der Kunst, die ihr so hold ist, ihre Jugend erhalten zu wollen; sie selbst ist im Laufe der Jahre nicht veraltet, wie das kraftvolle Grün des Epheus den Winterstürmen trotzt. Wem sein Herz keine Welt des Glücks eröffnet, dem können nur Talente Ersatz dafür geben. Wie beneidenswerth ist sie daher mit diesem ausgezeichneten Sinne für die Kunst, die gleich der Sonne jeden Nebel irdischer Beschwerden niederdrückt, und die gemeine Wirklichkeit zu idealisiren versteht? — „*Pfyffers* topographische Abbildungen, bemerkt sie wahr, thun dem ästhetischen Auge wehe. Die ungeheure Form der Riesenfelsen durch Klumpen Harz und Wachs, die wallende Fluth ihrer rinnenden Ströme, Bäche, Seen durch einzelne Silberdrathfäden oder matte Scheiben Jungfernglas dargestellt, welche Unnatur! — In Würzburg besah sie das Hospital der Wahnsinnigen. Ihre Munterkeit erklärt sie aus dem gleichzeitigen Verluste ihres Verstandes und der Fähigkeit, den Schmerz des Lebens zu begreifen. Warum die Vfn. die plastische Kunst, wenn sie den wüthenden Schmerz, z. B. die Verzweiflung, im starren Stein ausdrückt, S. 154 als eine Grimasse angesehen wissen will, begreift Rec. um so weniger, da die Verzweiflung ganz nahe an die Versteinerung grenzt. Die zwey Gedichte an die *Alpenrose* und den *Lauterbrunnen*, wenn sie auch eine leichte Versification verrathen, verfehlen in Etwas ihre Wirkung, das erste, weil es einem Frauenzimmer, die der Treue Schwüre weiter bringen soll, zugeeignet ist, das zweyte, weil es sich in der Länge erschöpft.

H. P. E.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen.* Ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Productenlehre und Handel, von *E. A. W. von Zimmermann.* III Theil. Mit einem Titelkupfer und einer Charte. 1811. 327 S. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich die Länder der westlichen arktischen Erdwelt seit der Erscheinung der ihrer Entwickelung bestimmten Taschenbücher wenig neue Aufklärung erhielten (die Entdeckungen der von den vereinigten amerikanischen Staaten ausgesendeten Reisenden *Louis* und *Clarke* fallen südlicher, und der Vf. wird ihnen in dem bald nachfolgenden vierten Bande einen Platz anweisen): so findet doch ein Mann, dem es nicht um schnellen Absatz, sondern um den Gehalt und die Vervollkommnung seines Werks zu thun ist, in der Kürze der Zeit, womit eine neue Auflage mehr von dem Publicum als ihm gedrängt wird, Mittel, wie *Richter* sagt, zu jener Fürsorge genug, der sterbenden Mitwelt nichts zu entziehen, wenn er die aufkeimende Nachwelt bedenkt. Das ungetheilte Lob, welches den zwey vorigen, gebührt daher auch diesem Theile. Die verbessernde Hand ist überall sichtbar, sowohl darin, was das Ganze, als was das Einzelne betrifft. Der Totalanblick der nördlichen Polarwelt, wodurch die Einleitung eine grössere Allgemeinheit erhält, erfasst in wenig Worten einen grossen Abschnitt der ganzen Kuppe des Eismeers, und indem der Leser in dem einförmigen Bilde der Öde und Erstorbenheit mit erstirbt, was eine erstarrte Wassermasse von mehr als 70000 Quadratmeilen bis zum 80 Breitengrade zurückwirft: so erhebt er sich zugleich in der kalten Wildniss auf den einzeln lebenden Puncten der hohen, in Eis fast begrabenen Marmorfelsen der Spitzbergen, und blickt auf die gegenüberliegenden unabsehbaren, mit ungeheuren Eisschollen gepflasterten Strassen zwischen den Continenten der alten und neuen Welt, um dann von Westen aus in nordöstlicher Richtung die grossen Phänomene der Polarwelt an sich vorübergehen zu lassen, und von dem Leben in der todten Natur ergriffen zu werden. Alle diese Phänomene, z. B. das Eisblinken, die Grösse, Stärke und seltsamen Gestalten der Eisblöcke, das Zerreissen der Eiscontinente, das der Vf. nach dem schweizer Ausdrucke von den Gletschern das Eisbeben nennt, die Rauch- und Feuer-Flammen im Eise, die fortgerissenen und zerschmetterten Balken vielfarbigen Treibholzes, die lange Nacht und das Nordlicht u. s. w. sind zwar so oft beschrieben und gelesen; aber in der Verbindung, wie sie der Vf. gegen das Ganze stellt, und durch seine warme Erzählung, die er durch Auszüge aus den ergreifendsten Reiseberichten zu würzen weiss, bekommen sie neuen Reiz. Auch einzelne Parthieen sind berichtigt und erweitert, z. B. Island, Grönland, die Nachrichten von der Hudsonsbay und den Bewohnern der festen Länder zwischen der Hudsonsbay und dem Südmeere; Neuschottland ist als Zusatz hinzugekommen, zwar unbeträchtlich in dem Volumen, aber bedeutend im Gehalte. Eine kleine Charte zur Versinnlichung der westlichen arktischen Welt, und das Titelkupfer von *Franz Drake*, sind die einzige Ausstattung; vielleicht sollte das Werk nicht zu sehr vertheuert werden. Die Wiederlesung dieser Nachrichten in dieser Darstellung hat dem Rec. die Freude und Dankbarkeit erhöht, die er bey der ersten Auflage empfand. Die Bescheidenheit des Vfs., der sein Werk ein Lesebuch nennt, hat daran keinen Theil, denn diese steht mit der Fülle der Kenntnisse, die er spendet, in einem alsbald fühlbaren Contraste.

H. P. E.

Monatsregister

vom

Februar 1812.

I. Verzeichniss der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Februar.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MÄRZ, 1812.

THEOLOGIE.

1) Halle u. Berlin, in der Buchhandl. des hallischen Waisenhauses: *Die Geschichten und Lehren der heiligen Schrift, alten und neuen Testaments, zum Gebrauch der Schulen und des Privatunterrichts bearbeitet* von *Friedrich Kohlrausch* (gegenwärtig Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Barmen bey Elberfeld). Mit einer Vorrede von *A. H. Niemeyer*. 1811. Erste Abtheilung. VI und 214 S. Zweyte Abtheilung. 244 S. gr. 8. (16 gr.)

2) Ebendaselbst: *Anleitung für Volksschullehrer zum richtigen Gebrauch meiner Bearbeitung der Geschichten und Lehren* u. s. w. von *Friedrich Kohlrausch*. Mit einer Vorrede von *A. H. Niemeyer*. 1811. XIV u. 184 S. gr. 8. (16 gr.)

3) Ebendaselbst: *Handbuch für Lehrer höherer Stände und Schulen zu den Geschichten und Lehren der heiligen Schrift* u. s. w. von *Friedrich Kohlrausch*. 1811. XXVII, 104 und 202 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Es ist dem Freunde der Bibel wohl nicht zu verargen, wenn er eine Bearbeitung der ihm so heiligen Schriften mit einer Art von Grauen in die Hand nimmt. Denn, abgesehen davon, dass die Aufklärung und Erziehungsweise der letzten Jahrzehente sich, frevelnd, auch an diese Bücher gemacht, und sie ihrer eigenen Dürftigkeit anzupassen gesucht hat — welcher empfindende Mensch liesse wohl gern das ehrwürdige Buch antasten, das er, als lang bewahrtes Familienkleinod, als Kind in den Händen des Vaters, des Grossvaters sah, dessen hohen Werth das reifere Alter auch der Vernunft einprägte? — Nur ungern geben wir daher auch der ernsteren Stimme erfahrner Männer Gehör, welche versichern, diese Schriften, wie sie vor uns liegen, seyen der Jugend nicht in die Hände zu geben; und nur in der Rücksicht, dass allerdings Einiges in den sonst so anziehenden, herrlichen Erzählungen vorkömmt, was den jugendlichen Sinn irre leiten könnte; dass Manches durchaus nicht verständlich ist für das Kind; dass wir ja auch wohl in frühen Jahren gern und mit frommem Gefühl *Hübners* biblische Historien in die Hand nahmen, wo sich Geschichte an Geschichte zu einem fasslichen Ganzen einfach an einander reiht, statt dass das begierige Kind, das doch mitunter selbst sein liebes Buch in die Hand nehmen und nach Herzenslust geniessen will, in der Bibel selbst viel zu suchen hat nach dem, was es begehrt, und Manches ihm doch verborgen bleibt.

Solche Rücksichten haben den Vf. obgenannter Schriften bewogen, die Bibel zu bearbeiten. In der Vorrede zu dem Handbuch legt er seine Gedanken deutlicher dar. Dieses Handbuch aber macht es uns zur Pflicht, ehe wir zur Betrachtung der neu bearbeiteten Bibel gehen, einen ganzen Unterrichtsplan anzusehen, in welchem die Bibel, wie sie hier erscheint, die erste, und zwar eine sehr bedeutende Stelle einnimmt. Hr. *K.* wünscht, der Beurtheiler seiner Arbeit möge bey der Kritik derselben diesen Plan ganz sondern von dem Hauptwerk. Diess thun wir um so lieber, weil jener uns mancherley Bedenklichkeiten auszusprechen veranlassen wird, die Bearbeitung der Bibel aber überwiegend viel Beyfallswürdiges enthält, das wir, und gewiss in der Seele Vieler, dankbar anerkennen. Und wenn, wie in den meisten Dingen, beides seyn muss: so ist es besser, der Tadel geht voraus, als das Lob. So geben wir die Hauptpuncte jenes Planes an, der in der Einleitung des Handbuchs weitläuftig dargelegt ist; die Parenthesen mögen sagen, dass, was sie enthalten, die Gedanken des Rec. sind.

Die Einleitung handelt zunächst vom Historischen, wie dieses zu behandeln sey für den Unterricht. — Durch das Bild vergangener Zeiten soll das Kind in seiner Zeit, wie in jeder, das rein Menschliche, das wahrhaft Gute und Grosse und Schöne unterscheiden lernen von dem Trugbild; es soll in der Geschichte das Walten der Vorsehung erkennen, damit es an einen weisen Weltplan, an den Sieg des Guten glaube, und sich entschliesse, kräftig mit Hand anzulegen und ein Streiter Gottes zu seyn. (Trefflich scheint uns dieses und ganz in dem Sinne gedacht, dass alle Gegenstände der Aussenwelt bey dem Unterricht die Förderung der geistigen Kraft und Freyheit des Kindes zum Ziel haben müssen, wie es S. 3 der Einleitung heisst. Wer möchte sich auch ein schöneres Ziel beym Unterricht setzen? — Nur für den Weltplan möchte *das Kind* keinen Sinn haben; wissen ja die Erwachsenen nicht, wie sie ihn fassen sollen.) — Was nun die Gestalt betrifft, in der die Geschichte dem kindlichen Gemüthe dargeboten werden soll: so sollen zuvörderst *classische Erzähler* zu dem Kinde reden, d. h. solche, die selbst ein lebendiges Bild hatten und dieses wiederzugeben wussten; dann soll der Mangel in der Phantasie des Kindes durch die treueste Schilderung der Zustände, der Zeiten, in welche die Begebenheiten fallen, ersetzt werden,

(Gewiſs richtig das erſte; nur hat es damit keine Noth, daſs heutiges Tages dem Kinde der *Hannibal ante portas* ein franzöſiſcher General ſcheinen möchte; die kindliche Phantaſie iſt meiſtentheils durch die kleinſten Züge in ein fremdes paſſendes Local, in die ferne Zeit verſetzt; Abraham, wenn er von dem Siege über Kedor Laomor heimkehrt, wird ihm keinen Hut und Federbuſch tragen; und das viele Beyweſen von Localität und Sitte ſtört nur den erſten, kräftigſten Eindruck; Beyſpiele werden ſich finden.) — Am früheſten bildet ſich die Theilnahme am Menſchen als Individuum; dann entwickelt ſich das Intereſſe an Völkern; den Sinn für Zeitfolge und Ordnung der Begebenheiten giebt erſt eine ſpätere Zeit; dem reiferen Alter gehört das tiefere Eingehn in die Politik. — Am ſchicklichſten beginnen wir den hiſtoriſchen Unterricht mit dem Kindesalter der Welt; von ihm haben wir eine claſſiſche Schilderung; es ſind die erſten Erzählungen des Alten Teſtaments. An dieſem iſt daher das Kind am früheſten zu bilden, und eher als am Homer, wie andere Erzieher wollen. (Sollte wohl ein verſtändiger Menſch ernſtlich auf die Tollheiten gekommen ſeyn, oder kommen können, die hier — S. 11—16 — ſo ernſthaft behandelt werden, daſs der Menſch alle Culturen der verſchiedenen Zeiten und Völker an ſich erfahren und durchgehen müſſe, um den hiſtoriſchen Begriff von der Welt zu bekommen?)— Der Zerſtreuung, die eine ſolche Bildung erzeugen müſste, zuvorzukommen, ſollen dem Kinde die ewigen, unwandelbaren Ideen eingeprägt werden, die dem Menſchengeſchlecht Haltung und Würde geben. (Wahr, und von groſser Bedeutung. — Aber miſslich ſcheint das Folgende.) Wir ſollen das Kind zum Wahren emporheben durch den Gegenſatz der Irrthümer, welche die Geſchichte als Eigenthümlichkeit der Zeiten und Völker darſtellt. (Freylich ſoll das Kind bald empfinden, daſs Gott der Vater Aller iſt; und der Erwachſene, wenn auch voll tiefer Ehrfurcht vor Moſes, wird wohl im Herzen fragen; wie dort Nathan: „Was iſt das für ein Gott, der einem Menſchen eignet?“ Das Kind fragt nicht alſo. Man trage ihm getroſt die Geſchichte des groſsen Geſetzgebers vor; das Wageſtück iſt nicht ſo groſs als der Verluſt, wenn ihm, auch milde, geſagt wird, wie er in Einigem doch unter uns, unter ihm ſtehe. Für ſo etwas iſt das Kindesalter ſehr empfindlich. — Der Vf. mildert indeſs das Geſagte.) Die höchſten religiöſen Grundſätze geben die erſten Geſchichten im Moſes, und ſo, wie ſie dem Kinde gegeben werden müſſen. Damit von dem Übrigen vieles nicht Anſtoſs gebe, darum dieſe Bearbeitung. Nur das, was dieſe nicht wegzuſchaffen vermag, möge der Lehrer darſtellen als unvollkommenen Begriff früherer Zeit. — Jetzt zum eigentlichen Hiſtoriſchen, da mit dem Vorigen das Religiöſe genau verbunden war. Auch hier iſt das Alte Teſtament vor *Homer* zu ſetzen. Die erſten Bücher deſſelben ſtellen uns den Menſchen ſo natürlich, die erſten Verhältniſſe der Geſellſchaft ſo einfach dar, wie das Kind ſie ſehen mag. Im Homer ſind die Menſchen ſchon eine Stufe höher; in ihm giebt es ſchon Völker und Verfaſſungen. (Rec. iſt auch der Meinung, daſs die erſten Hiſtorien die bibliſchen ſeyn müſſen; die Gründe nachher; er wirft nur vorläufig die Frage auf: Sollte wohl im Alten Teſtament und im Homer der Culturzuſtand und die Verfaſſung es ſeyn, worauf das Kind von ſieben bis neun Jahren ſein Augenmerk richtete? Sollte es irgend einen Sinn haben für das Kind, daſs man mit dem vollkommenen Staate Davids die Geſchichte des jüdiſchen Volkes abbrechen und zu Homer übergehen müſſe?) Nun trennt ſich der religiöſe Unterricht von dem hiſtoriſchen; der letztere geht durch den Homer fort. „Mit Vollendung des zehnten Jahres kann die *Odyſſee* geendigt ſeyn.“ (Wahrlich der Knabe muſs kein ſchlechter Grieche ſeyn, der im neunten Jahre die Odyſſee in dem angegebenen Sinne anfangen und mit dem zehnten ſie zu Ende bringen kann. Hr. *K.* verweiſet auf eine kleine Schrift von *Diſſen*, wir auf die Beurtheilung derſelben von einem ſachverſtändigen Mann in Nro. 108, 1811 der J. A. L. Z.) — Das Intereſſe an den Griechen iſt nun erregt; es will weitere Nahrung, und findet ſie im *Herodot*, den das Kind zwiſchen dem zehnten und zwölften Jahre lieſt. Zwey Stufen hat es erreicht, den Nomadenzuſtand und den Ackerbau (ſollte hier von *erreichen* die Rede ſeyn?); nun lernt es Völker kennen. — An den Herodot ſchlieſst ſich im nächſten Jahre die *Anabaſis*. — Um dann das Kind — es iſt zwölf Jahre alt geworden — mit dem öffentlichen und Privat-Leben der Griechen vertraut zu machen, findet ſich nichts Herrlicheres als die Tragiker und einige Dialogen des *Platon* — für den dreyzehnjährigen Knaben; um die Republik zu leſen, muſs er ein Jahr älter ſeyn. (Auf eine tiefe Durchdringung kann hier nicht gerechnet werden. — Dieſs ſind Hn. *K's.* Worte. Rec. ſchlieſst ſie aber, indem er nur das Wort *tief* ausſtreicht, gern in die Parentheſe, die er hier um ſo lieber macht, weil er ſich in der That ergriffen fühlt von dem Gefühl der Knaben, die einen ſolchen Curſus durchlaufen müſſen.) An dieſem Punct vollendet ſich gleichſam das Alterthum. Durch den Plato wenigſtens angeregt zu ernſterem Denken, kommt *das Kind* nun zum Chriſtenthum. (Das Kind! und immer das Kind! und dem *Kinde* ſoll man den göttlichen Plato in die Hände geben zur Vorbereitung auf Chriſtum?) Die Confirmation folgt nunmehr im funfzehnten Jahre, nachdem das Neue Teſtament nach der (vor uns liegenden) Bearbeitung geleſen iſt. — Von nun an geſtaltet das Chriſtenthum die Weltgeſchichte. Der Unterricht folgt dieſer Geſtaltung. — — Das Lateiniſche ſoll nicht überſehen werden; nur iſt das Griechiſche das Erſte, was gelernt wird. Mit dem Herodot werden einige Metamorphoſen des *Ovid* geleſen, als eingreifend in die griechiſche Mythologie; dann einige Biographieen des *Nepos*. Mit dem funfzehnten Jahre wird die *Aeneis* angefangen; ſie wird aber nicht ganz geleſen (*weil die Zeit uns drängt*, ſagt Hr. *K.*, denn die griechiſchen Staaten ſinken, und bald treten die Römer ihre weltherrſchende Rolle an“. — Sollte man denken, daſs dieſe Herrſchaft noch jetzt

despotisch beföhle, mit dem dreyzehnten Jahre den *Livius* anzufangen?) — Bis zum funfzehnten einige Reden *Cicero's;* und, *wenn Zeit da ist*, Einiges von *Sallust* und *Cäsar*. (Und auf solche Weise soll Liebe zu dem grossen Imperator, zu den Alten überhaupt erzeugt werden!) Nach der Confirmation wird dann der Knabe mit der Eigenthümlichkeit des germanischen Stammes bekannt gemacht. Dem *Tacitus*, einer ernsteren Lectüre der griechischen Tragiker und der übrigen Autoren wird auch noch ihr Platz angewiesen. — Aber genug, den Geist dieses Unterrichtsplanes kennen zu lernen. Rec. fügt nur einige Anmerkungen hinzu. Die Geschichte soll in Unterrichtsanstalten gelehrt und ordentlich gelehrt werden. Sie bildet die jugendliche Seele; sie hat auf alles Wissen den bedeutendsten Einfluss; jeder gebildete Mensch soll sie lernen. Auch ist es löblich, mit dem Alten Testament zu beginnen; und die Ordnung, die Hr. *K.* angiebt, möchte, mit Ausfüllung der Lücken, für den Vortrag der Geschichte der rechte seyn. Aber sollen die herrlichen Alten in einem Unterrichtsplane eine lange, bedeutende Zeit hindurch nur als hülfreiche Diener, als Träger dieser Bildungsweise da stehn? — Das Studium der Alten hat so lange für das Fundament gegolten, auf das die Bildung der Jugend gegründet werden soll; die Namen grosser Männer unserer Zeit sind hiefür eine Autorität, die eine weitere Darstellung des Angenommenen in seiner Wahrheit unnöthig macht. Wie aber werden die herrlichen Alten hier behandelt? — Die Tragiker, die Republik von Knaben gelesen; Cäsar, Sallust wie im Fluge; die Aeneis, für die doch alte Pietät sprechen sollte, als Lückenbüsser betrachtet. — Auf die bedeutendsten Werke kommt man zurück, sagt Hr. *K.* — Aber hier thut der erste Eindruck, die erste Behandlung viel; eine ungründliche ist verderblich. — Wir fragen noch einmal: Kann so Liebe zu den Alten entstehen? so die Wärme des Gemüths, die Ruhe, die alles Leben erzeugen und nähren muss? — Und welchen Sinn hat denn überhaupt dieses historische Fortschreiten der Bildung? — Es scheint, jene (S. 1) gegebene Haupt-Eintheilung der Erkenntniss in Glieder, welche aus den Gesetzen des Wissens selbst nach bestimmter Ordnung entwickelt werden, und in solche, die nur historisch gelernt werden können, habe Hn. *K.* irre geführt zu dem Gedanken, was nur historisch gelernt werden könne, dürfe auch nur in der Zeitfolge gelernt werden, in der es auf Erden sich entwickelt hat. So müssen wir freylich, um recht consequent zu seyn, den *Pindar* vor dem *Xenophon* lesen. Und so möchte man fast glauben, jenes (S. 11 — 16) geschilderte und gebannte Gespenst kehre wieder und gehe um, sich für die Verhöhnung zu rächen.

Wir gehen nunmehr zu der Hauptsache, zu der Bearbeitung der heiligen Schriften über, wie Hr. *K.* sie versucht hat. — Nicht einen modernisirten Auszug, so sagt er in der Vorrede zu dem Handbuch, sondern die herrlichen Geschichten in ihrer ächten Gestalt, in der Bibelsprache Luthers, die meist ein Bindungsmittel zwischen den verschiedenen Ständen unserer Nation war, und noch jetzt bedeutender wirken sollte, als sie thut, will er geben. — So wäre denn jenen Schriften, jener köstlichen Sprache ihre Würde und ihr Werth, auch in Beziehung auf die Schule, wieder zuerkannt; und das ist ein bedeutender Schritt vorwärts nach jenen modernen Verirrungen; und mit Bewusstseyn wird die Würde anerkannt, die früher meistens nur gläubig und ohne Nachdenken gefühlt ward. Der diesen Schritt gethan, verdient den wärmsten Dank. Das Hauptsächliche hat er wohl erkannt: was in der Behandlung, in dem Vortrag bedenklich seyn mag, wollen wir angeben; es kann zum Theil vermieden werden. — Absondern will Hr. *K.*, besonders im Alten Testament, zum Theil ändern, nicht das Wunderbare, sondern was den Kindern unklare religiöse und moralische Begriffe geben könnte. Was nicht wegzuschaffen ist, bleibt dem Lehrer zu tadeln vorbehalten. Wie misslich das Wegschaffen, Ändern und Tadeln scheint, hat Rec. schon oben gesagt, auch, wie er die gefürchtete Gefahr nicht so bedeutend achtet. Es wird Gelegenheit geben, Näheres darüber zu reden. — Wir betrachten einzelne Abschnitte der Bibel in der Bearbeitung, und halten sie gegen den Grundtext.

An die Sprache Luthers sich haltend, mit kleinen Abweichungen, wird die Erschaffung der Welt erzählt. Geändert ist hier die Ordnung, indem die Erschaffung der Sonne und der übrigen Gestirne mit der des Lichts zusammenhängend dargestellt ist, da im Grundtext jene das vierte Tagewerk ausmachen. Der Grund fällt in die Augen; und besser, wenn einmal geändert werden soll, ist es freylich, dem Kinde so die Geschichte vorzutragen, als zu sagen, hier sey ein Irrthum (in dem heiligen Buch). Weggelassen ist die Ordnung nach Tagewerken; aus begreiflichen Gründen, sagt Hr. *K.* Uns sind sie nicht so begreiflich. Was wird es dem Kinde, das sich Gott den Herrn in ehrwürdiger menschlicher Gestalt seine Werke hervorrufend denkt, schaden, dass es sich das Entstehen der Welt in einzelnen Tagen vorstellt? — Und mit den Tagewerken, auf die in der christlichen Lehre so manche Beziehung vorkommt, geht die Heiligung des siebenten Tages, des Ruhetages, verloren, die so menschlich, so bedeutungsvoll ist. Die Heiligkeit des Ruhetages sollte dem Kinde doch wohl recht frühe eingeprägt werden.

In der Erzählung vom Paradiese fehlen die schönen Worte, 1 Mos. 2, 24. Die Ehe möge ebenfalls der jugendlichen Seele als etwas Heiliges, Ehrwürdiges erscheinen. Wird doch die Vernunft, die in den reiferen Jahren dem Menschen das Heilige heilig macht, so herrlich durch das lebendige Gefühl des Kindes unterstützt. Auch dass das Weib aus der Rippe des Mannes gemacht ward, hätten wir getrost erzählt. Wo soll die Grenze des Auslassens seyn, wenn dergleichen mit Scheu übergangen wird? — Der Sündenfall lautet also (S. 3): „Es geschah aber, als einmal das Weib den Baum ansah, dass er lieblich anzuschauen sey und schöne Früchte habe: da gedachte

sie noch glücklicher zu werden durch die verbotene Frucht, und brach von derselben und ass, und gab ihrem Manne auch davon, und er ass." — Den Herrn, der im Garten geht, da der Abend kühle worden war, hat Hr. *K.* auch verschmäht, obgleich von einem Angesicht und einer Stimme Gottes die Rede ist; die Schlange, der Fluch, die Unteredung Gottes mit Adam, das Alles fehlt. Wird so das Paradies dem Kinde lebendig werden? — Hier ist eine Probe von grosser Abweichung vom Grundtext. Besseres findet sich bald. Aber jenes möge zeigen, wie die Vernachlässigung der heiligen Worte sich rächt. Der Zusatz am Ende, dass eine Furcht zwischen Thiere und Menschen gekommen sey, könnte füglich dem Lehrer zu mündlicher Darstellung überlassen bleiben.

Genauer schon an den Grundtext hält sich die Erzählung von Kain und Abel. Es folgt die Erwähnung der merkwürdigen Erfinder, dann die Geschichte Noah's, mit kurzer Hinweisung auf die langlebenden Patriarchen, des Thurms zu Babel, Abrahams. Des Letzteren Geschichte zerfällt in folgende Abschnitte: Abraham — Abraham und Lot — der Herr redet mit Abraham — Zerstörung von Sodom und Gomorra — Abrahams Söhne — Abrahams Gehorsam — Sara's Tod — Rebekka — Abrahams Tod. — So sind die wichtigsten Momente und die dem Kinde die interessantesten sind, schicklich ausgehoben. Nur finden wir nicht hinlänglichen Grund dafür, dass bey dem 3, 4 und 5 Abschnitt die Capitel des Grundtextes so versetzt sind, dass das 18 und 19 vor dem 15 und 16 steht. Den 5 Vers des 15 Capitels vermissen wir ungern. Als Probe von treuem Anhalten an den lutherischen Text vergleiche man die Opferung Isaaks, in der, drey oder vier Worte ausgenommen, ganz Luthers Übersetzung wiedergegeben ist. Gleiche Bewandniss hat es mit der herrlichen Geschichte von der Werbung Eliesers um Rebekka. Als eine Probe, wie Hr. *K.*, wohl durch andere Übersetzer geleitet, von Luther abweicht, stehe der Anfang des 18 Capitels hier aus Luther und der vor uns liegenden Bearbeitung.

Luther.	*Hr. K.*
1. Und der Herr erschien ihm im Hain Mamre, da er sass an der Thür seiner Hütten, da der Tag am heissesten war. — 2. Und als er seine Augen aufhub und sahe, da stunden drey Männer gegen ihm. Und da er sie sahe, lief er ihnen entgegen vor der Thür seiner Hütten und bückete sich nieder auf die Erden. — 6. Abraham eilete in die Hütten zu Sarah, und sprach: Eile und menge drey Mass Semmelmehl, knete und backe Kuchen. 8. — — Und er trug auf Butter und Milch, und von dem Kalbe, das er zubereitet hatte, und setzte es ihnen vor, und trat vor sie unter den Baum, und sie assen.	Darnach erschien der Herr dem Abraham bey den *Terebinthen* Mamre, als er sass in der Thür seines *Zeltes*, da der Tag am heissesten war. Und als er seine Augen aufhub, und sahe, siehe, da standen drey Männer *nicht weit vor* ihm. Und da er sie sahe, lief er ihnen entgegen von der Thüre seines *Zeltes* und bückte sich nieder auf die Erde. — Abraham eilte in das *Zelt* zu Sara und sprach: Eile und menge drey Mass des *feinsten Mehles*, knete es und backe Kuchen. — Und Abraham trug auf *dicke und süsse Milch*, und von dem Kalbe, das er zubereitet hatte, und setzte es ihnen vor, und trat vor sie unter den Baum, *sie zu bedienen*, und sie assen.

Vers 9—15 fehlen; ohne Ursache, wie uns dünkt.

Wir gehen zu der Anleitung über, die Hr. *K.* den Lehrern in Volksschulen giebt, diese Geschichten nützlich und erbaulich in den Schulen vorzutragen. Traurig, so will er, und wir mit ihm, erscheine dem Kinde das Chaos vor der Bildung der Welt; der Gedanke, dass in der öden Finsterniss doch Ein Leben ist, das wahre in Gott, erhelle das Bild. — Aber lieber, nachdem ich die Worte der Bibel vorgelesen, würde ich in kräftiger und ausführlicher Schilderung mündlich die Schilderung wiederholen und durch Lebendigkeit des Vortrags das Kind zum Aufmerken und Folgen zwingen, als, vor dem Lesen jener ehrwürdigen Worte, durch Fragen die Antworten und die Erzählung der Bibel herauslocken. Erwartung, Neugier, auch wohl Eitelkeit könnten hier leicht das Gefühl der gläubigen Bewunderung Gottes stören, welche die Schöpfungsgeschichte hervorbringen soll. Eben hier, in den ersten Geschichten des Alten Testaments, wäre der stille, gläubige Kindessinn, womit es den alten Geschichten so gerne horcht, hoch willkommen. — Wird aber dieser erhalten werden, oder zerstreut, wenn, nach Hn. *K's.* Vorschlag, der Lehrer hier *viel Nützliches* redet über das Licht, über die Sonne, die Fixsterne und Planeten, die Tages- und Jahres-Zeiten? Doch bey gehöriger Beschränkung und erhebender Darstellung möchte dieses noch an der rechten Stelle seyn. Kann man doch, nach Anleitung der Psalmen und Hiobs, über Sonnen und Sterne reden. Aber aus dem Paradiese wird wahrlich das Kind getrieben, wenn sich an dasselbe eine pädagogische Betrachtung knüpft, über Höhlen, Hütten und Häuser, über Kleidungsstücke, wie diese von Fellen zu Matten, Fuhrmannshemden ähnlich, dann zu Geweben, zu besseren Formen, mit Nadel und Zwirn gearbeitet, sich erhebt. — Vor dem Ackerbau möge das Kind frühe Ehrfurcht empfinden; die können wir hier erzeugen: doch auch auf eine einfachere Weise, als worauf der Lehrer hier gewiesen wird. Rec. gedenkt eines alten Bildes, worauf Jesus abgebildet ist, wie er der zu seinen Füssen sitzenden Maria eine Bibel reicht; auch der Martha reicht er eine hin; die aber hat sich schon abgewendet der Wirthschaftstube zu, und freylich dahin gehören die heiligen Bücher nicht. — Kann man doch in der Stube und auf dem Felde solche Betrachtungen leicht und fasslich an mancherley andere Gegenstände knüpfen; so entgeht man der Überladung und Verwirrung, die nothwendig entstehen muss, wenn man Religiöses und Historisches, Technologisches mancherley Art, dazu moralische Lehren aus einer und derselben Geschichte entwickelt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MÄRZ, 1812.

Beschluss der Recension
der
drey Schriften von Kohlrausch
die Geschichten und Lehren der heil. Schrift betreffend.

Wir gehen zu der Geschichte Abrahams über. — „Jesaias nennt diesen einen Freund Gottes. Mit aller Kraft und Wärme wollen wir das Herz der Kinder an diesen erhabenen Charakter zu heften suchen. — Welcher frommgesinnte Leser stimmte nicht gern ein! — Mit Liebe wird er alle Züge aus dem Leben des Patriarchen herausheben, die ihn dem Kinde lebendig, heilig und ehrwürdig machen." Aber wir fürchten, diese Heiligkeit wird leiden, wenn der Patriarch aus der Ferne, in der er steht, in die Gegenwart, in das ganz gewöhnliche Leben gezogen wird. Hier ist das Kind in *Arabien*, wie Reisende unserer Tage dieses Land beschreiben, unter Nomaden; der ehrwürdige Hain *Mamre* ist verschwunden; einzelne Terebinthen stehen statt desselben da, die Schafe schleppen zum Theil ihre Fettschwänze auf kleinen Wagen nach, die trauliche Hütte ist zum Zelt geworden, und der Freund Gottes ist ein begüterter *Emir*. — Und wäre er in der That nichts weiter? — und das graue Alterthum, die berühmte Nachkommenschaft, die den Glauben an Gott bewahrte, die Verehrung der Jahrhunderte höben ihn nicht weit hinaus über den Emir unserer Tage? — Das fühlt Hr. *K.* gewiss; aber warum denn nicht Alles vermieden, was den heiligen Mann, und was sich an diesen knüpft, *dem Kinde* in die gemeine Wirklichkeit herabziehen kann? — Und war denn in jenen grauen Zeiten Alles, wie neue Reisende die Gegenwart schildern? — Und auch durch die Betrachtungen, die Hr. *K.* (S. 36) anstellt, möchte jene Heiligkeit leiden; uns ist die Sorge geringe, die religiösen Vorstellungen des Kindes möchten irre geleitet werden durch die Erzählung, wie der Herr sich durch Abraham bewegen lässt zu Verschonung der Gerechten in Gomorra. — Darf man das Kind nicht eine Weile abirren lassen auf den Weg, den Gott das Menschengeschlecht führte? — Den rechten Weg verliert es doch nicht; es geht zu arglos, zu wenig grübelnd auf dem Irrwege. Und was wird aus dem heiligen Bilde des Patriarchen, wenn wir dem Kinde sagen, „Abraham sey nur ein Kind zu nennen in seinen Begriffen gegen uns, die wir durch so viele Erfahrungen der Weltgeschichte und durch Christi Lehre zur rechten Erkenntniss gebildet seyen"?

Vollkommen müssen wir Hn. *K* darin Recht geben, dass er dem Unterricht in Volksschulen und dem der höhern Stände dieselbe Bibel zum Grunde legt; das Wort Gottes ist ja auch darum so herrlich, dass es kein Ansehen der Person kennt und zu dem Einen spricht wie zu dem Andern. — Nur die Anmerkungen theilen sich in der vor uns liegenden Arbeit in zwey Hülfsbücher. Diejenigen, welche bloss Elemente zur moralisch-religiösen Bildung hervorheben, gehören der Anleitung für Volksschulen, die aber, welche das ganze Feld der Erziehung, im vollen Umfange, als Basis haben, dem Handbuch der Lehrer für höhere Schulen (S. Vorrede zum Handb. XIV). Wieviel Fremdartiges aber in die erste dieser Schriften übergegangen, ergiebt sich aus dem Obigen; es lassen sich hieraus, wie aus dem bey Gelegenheit der Einleitung Gesagten für die zweyte Schlüsse ziehen. — Dieser ist eine Abhandlung über Palästina vorausgeschickt, die das Land in allen Beziehungen darstellt. Sie soll zunächst dem Lehrer eine deutliche Vorstellung von dem Schauplatze geben, auf dem die Geschichten der Bibel vorgehen, und so Einfluss haben auf die Darstellung des Lehrers beym Unterricht. Sie ist gründlich, und ein verständiger Lehrer wird Vieles daraus nehmen können; aber freylich willkommener wäre uns eine Schilderung des alten Palästina und seiner Bewohner gewesen: denn hier haben wir doch nur, was Menschen, Kleidung, Sitten u. dgl. betrifft, das Land, die Menschen der gegenwärtigen Zeit, obgleich Hr. *K.* versichert, die Schilderung treffe zunächst die patriarchalische Zeit, dann aber auch die spätere, da das Volk ein ackerbauendes ward. Sind auch viele Grundzüge aus der alten Zeit noch da: wie viel verändert, verwischt, entheiligt nicht eine Reihe von Jahrhunderten? — Man lese als einen Beleg zu dem Gesagten S. 35 und 45.

Was Rec. bis hieher bedenklich, oder zu tadeln fand, betrifft die ältesten der heiligen Geschichten. Diese mussten an ihrer heiligen Einfalt einbüssen, durch solche Behandlung. Die menschliche Gesellschaft schreitet nun in diesen Büchern vor; weniger zerstreuend, oft sehr zweckmässig sind nun die Bemerkungen, die Winke für die Behandlung in den Schulen. Wäre nicht fast zu viel ausgehoben: wir könnten vieles Zweckmässige und Treffliche der Art anführen zu den Geschichten Davids und Salomo's, die auch, nebst der unvergleichlichen Geschichte Sauls, in der gehörigen Ausführlichkeit aus der Bibel

wiedergegeben sind. — Ließe sich dieses Letztere doch auch von den übrigen Geschichten sagen! vor allen von der Geschichte Mose's! — Schon *Johannes Müllers* gewichtige Worte (Handbuch S. 123) hätten Hn. *K.* erinnern sollen, dass er umständlicher, daher lebendiger die Vorbereitung zum Gesetz erzähle. Ausführlicher hätten wir die Unterredung Gottes mit Mose gewünscht, da dieser die Schafe in der Wüste hütet; der Lobgesang Mose's nach Pharao's Untergang fehlt, so der Streit mit den *Amalekitern*. Vom Gesetz erhält man keine Vorstellung; der Sabbat, die Opfer und Feste werden nicht verständlich; so ist es mit den Priestern und Leviten. Miriam, Bileam (die herrliche Geschichte!), die feurigen Schlangen, das alles suchen wir umsonst. Wir hätten Mose (nach seinem fünften Buch) gern länger werden lassen in seinen erhaben - rührenden Worten; auch hätten wir des Herrn Hand bey seinem Begräbniss nicht verschmäht. Sollen einmal Wunder erzählt werden: warum nicht auch diese?

Gleiche Kürze fällt uns in dem Späteren auf. Jephtha's That und Leid vermissen wir schmerzlich. Von den Königen sollte das Kind mehr hören, als was an Elia und Elisa geknüpft ist. Daniels reiche Geschichte ist auf drey Seiten zusammengedrängt; die Sprüche Jesus Sirachs füllen kaum ein und eine halbe. Des erhabenen Hiob, der heldenmüthigen Judith ist gar nicht gedacht. Wir kommen nun auf das Neue Testament. — Mit dem zwölften Jahre beginne das Lesen desselben; so will Hr. *K.*, und so verlangt es sein in der Einleitung gegebener Unterrichtsplan. Wir müssen diesem noch einmal zum Schlusse zürnen: denn er läſst, nach unserer Ansicht, den Eindruck, den das Bild Christi auf die jugendliche Seele macht, zu spät diese erfahren. Nicht dass wir den vollkommeneren Religionsunterricht früher wünschten: aber die heiligen Bilder, an die er sich knüpft, sollten lange die Seele des Kindes füllen; im zwölften Jahre ist nicht mehr die volle ungetheilte Innigkeit da, die im achten das Kind für die erhabenen Wesen der heil. Schriften zu Bewunderung und Liebe entzündet. Soll denn das heiligste Bild dem Kinde so lange entzogen bleiben? —

Das Neue Testament nun ist in derselben Art bearbeitet wie das Alte; die Klage indess, dass zu Vieles übergangen sey, trifft nur den letzten Theil. Rec. wünschte vor Allem die Erzählung der Apostelgeschichte ausführlicher wiedergegeben. Das ist so recht ein Buch, in die erste Zeit des Christenthums einzuführen und Achtung einzuflöſsen vor den ersten Helden desselben. An mannigfaltigem Interesse für das Kind gebricht es ihm wahrlich nicht.

Freyer von jenem Beywesen mancher Art, mehr sich an die Sache haltend, ist die in den Hülfsschriften dargelegte Behandlung des Neuen Testaments. Man sieht überall des Bearbeiters reine Begeisterung für seinen Gegenstand, und einen Sinn, der, frey von der modernen Aufklärung, das Heiligste, Höchste in Jesu Christo fasst. So gehen die Bemerkungen zu den einzelnen Geschichten alle auf Reinigung der jugendlichen Seele, auf Belebung des religiösen Sinnes, auf Erwärmung zu Sittlichkeit und Tugend. — Nur dass wir manchmal an eine Schule erinnert werden, in die man das Kind nicht einführen sollte. Man lese die Bemerkungen zu dem Vaterunser in dem Handbuch (S. 101). — Diese sind freylich für den Lehrer. Aber doch in Beziehung auf das Kind; und giebt es von hieraus einen Übergangspunct zu den Begriffen eines Kindes? — Und wenn nicht: wozu die Bemerkungen in der Gestalt? — So ist es mit den Worten des ewigen Lebens, die der 26 Abschnitt der Anleitung enthält. „Wer von Christi Lehre geistig durchdrungen, seine Seele auf Gott richtet, der lebt schon in ihm, der ist vom Tode zum Leben durchgedrungen. Es bedarf nicht mehr des Gerichts, um über seinen eigentlichen Werth zu entscheiden; er hat über sich selbst gerichtet durch seinen Glauben: denn er ist in Gott, und Gott in ihm. — Die Thaten der Guten sind schon im Licht, denn sie sind in Gott gethan. — Eine Kluft ist überall zwischen dem Leben in Gott und dem, was nicht über die Erde hinausblickt. Möchten wir diese Kluft schon in der Jugend übersteigen!" — Solche Betrachtungen, mehr mystischer Natur, sind nicht für das Kind. Es versteht sie nicht, oder die reizbarere Natur wird dadurch auf Abwege geleitet. Möge es vor allem Andern des Lehrers Sorge seyn, Christus darzustellen, wie er thätig lebte, lehrend, heilend, pflegend, in Mangel und Elend, wie er litt und an seinem Kreuze als der Heiligste über der Welt schwebte, die ihn verstiess, und in der nur wenige Edle um ihn weinten. Für solches ist das jugendliche Gemüth offen und empfänglich; die Vernunft nimmt den in die zarte Seele gelegten Schatz in reiferen Jahren auf, und Jesus ist dem Menschen das Ideal der Heiligkeit, das ihm Kraft und Trost giebt, das ihn versöhnt mit der Welt.

Von den Briefen der Apostel ist nichts in die Bearbeitung aufgenommen; Einiges hätte doch wohl mit Recht seinen Platz gefodert, wenn auch nur, um vorläufig auf das Ganze aufmerksam und mit seinem Ton bekannt zu machen. Den Schluss machen Sprüche und Liederverse, jedem einzelnen Abschnitt angepasst, zum Auswendiglernen. Das Lernen der Bibelsprüche hat gewiss seinen grossen Werth; aber die Liederverse nehmen sich dürftig daneben aus; sie sind von der Art der neuen Kirchengesänge, und meistentheils aus ihnen genommen.

Und so schliesst Rec. diese Bemerkungen, nur noch den Wunsch hinzufügend, dass die ausgesprochenen Bedenklichkeiten, der eingestreute Tadel dem Werke in den Augen des Lesers seinen wahren Werth nicht rauben möge. Nur wo ein bedeutender Werth im Grunde ist, tadelt man; geringfügige Bestrebungen werden mit Schweigen übergangen. Hr. *K.* hat etwas Bedeutendes gewollt; und dass er, nach so manchen missglückten Versuchen, die alten Geschichten in ihrer eigenthümlichen Art, in ihrer eigentlichen Sprache wiederzugeben — begonnen hat, verdient den wärmsten Dank. Er hat die Schule, die Erziehung immer vor Augen gehabt, und mit Liebe für sie gearbeitet. Missgriffe in diesem Felde hebt die ausübende Thätigkeit bald auf. Das Gute,

Wahre gedeihet. Die Bedenklichkeiten, zu denen die Hülfsbücher Anlass gaben, wird ein erfahrner Lehrer selbst leicht empfinden und das Nachtheilige vermeiden. Hoffentlich wird der sehr wohlfeile Preis dieser Bücher eine baldige neue Auflage veranlassen, und Rec. zweifelt nicht, dass Hr. *K.*, auch ohne die gegebenen Bemerkungen, auf manchen Gedanken gekommen seyn wird, der seinem Werke höheren, dauernden Werth verleihet.

Sey es Rec. vergönnt, zum Schluss seine Ansicht von den heiligen Schriften und deren Behandlung für die Jugend mitzutheilen! Denken wir an die Zeit unserer Kindheit zurück, was uns damals die heiligen Schriften waren, vor allem die Geschichten des A. T., Abrahams, Josephs, Mose's, Davids; denken wir, wie die Heiligkeit jener Welt vor der reifern Vernunft nicht verschwunden ist, wie diese, was bloss Gefühl war zu einsichtsvoller Überzeugung erhoben; wie das Alter so gern in jener Zeit weilt, und an und in ihr wieder Kind wird, in zweyfachem Sinne: — so werden wir auf den hohen Werth dieser Bücher geführt. Ein solches Kleinod soll dem Menschen heilig bewahrt und gepflegt werden. Die einfache Grösse aber ist es, durch die jene Gestalten der frühesten Welt einen so ungewöhnlichen Eindruck machen auf das Gemüth, zugleich mit jener Grösse ihre Umgebung, die erhabene Natur, die Wunder des fernen Morgenlandes, das ehrwürdige Alterthum. So die jugendliche Seele erfreuend und erbauend, liegen in jenen Geschichten zugleich die hohen Gedanken und Satzungen, die Jahrtausende hindurch die Stützen der sittlichen Welt, das Bestehende im flüchtigen Leben waren; sie liegen dort in ihrem Ursprung, in ihrer vollen Heiligkeit: Gott, Schöpfer und Vater — der Mensch nach seinem Bilde geschaffen — Arbeit, des Menschen Loos — Ruhetag — Ehe — Familie — Ackerbau — Menschenverein — wie vieles Andere ist in jenen Geschichten niedergelegt? — Nicht dass das Kind schon Sinn hätte für das Hohe dieser Gedanken und Satzungen. Aber mit jenen heiligen Geschichten werden sie heilig seiner Seele übergeben, und die Zeit kommt, wo der Saame, dem treuen Boden rein vertraut, aufgeht zu köstlicher Frucht.

Darum hüte sich der Leser, zu den heiligen Geschichten zuzuthun, was jenen Eindruck stören könnte; das einfach Hohe wirkt auf eine einfache Weise, und der jugendliche Sinn ist leicht gestört. Nicht ein historisches, oder technologisches Buch sey ihm die Bibel; sie sey dem Kinde zunächst zur Freude, damit zu Erweckung und Belebung menschlichen, heiligen Sinnes. In Luthers herrlicher Seelensprache werden die Geschichten erzählt und gelesen; auch mit Aufopferung von grösserer Genauigkeit der Übersetzung. Es schadet nicht, wenn zunächst das Buch ganz ein Deutsches ist. Keine von den bedeutenden Personen fehle; und in den zarten Jahren schon werde dem Kinde die heilige Welt geschaffen, die ein Bindungsmittel der Menschen seyn soll, die dem Geistlichen eine empfängliche, für seine Wahrheiten, seine Sprache vorbereitete Gemeinde schaffen muss. — Das vermag noch jetzt die heilige Schrift. Ansichten positiver Religionen können sich ändern; was in der reinen, eigentlichsten Menschennatur gegründet ist, das bleibt, und ist wirksam in jeglicher Zeit.

F. i. n. k.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Meissen*, b. Gödsche: *Über die Inconsequenz des dogmatischen Systems, zu welchem sich der Oberhofprediger Dr. Reinhard bekennt, und über die Consequenz des offenbarungsgläubigen Rationalismus.* 1811. 39 S. 8. (4 gr.) Dieses mal also eine Recension über eine Recension! (Denn das ist eigentlich die vorliegende Schrift). Und dennoch kann man dieselbe schwerlich umgehen, weil in derselben eine wichtige dogmatische Untersuchung zur Anfrage steht, über welche die Meinungen noch zur Zeit wenigstens sehr getheilt scheinen. Hr. Oberhofprediger *Reinhard* hatte nämlich im IX Briefe seiner Geständnisse den Satz aufgestellt, dass nur der *Rationalismus* und *Supranaturalismus* consequent, jeder andere Mittelweg hingegen inconsequent sey. Dawider hatte der Rec. dieser Schrift in der hallischen Literaturzeitung No. 20. 21 v. J. bedeutende Einwendungen erhoben; und aus dem dogmatischen System des Hn. Dr. *Reinhard* zu erweisen gesucht, dass er selbst auf diesem von ihm so nachtheilig geschilderten Mittelwege sich befinde. Nicht weniger hatte schon früherhin Hr. *Tzschirner*, in seinen Briefen über die reinhardschen Geständnisse, sich darüber geäussert, „dass zwischen dem Rationalismus und Supranaturalismus im geringsten kein offenbarer Widerspruch obwalte, dass es vielmehr einen Offenbarungsglauben gebe, der der Vernunft den Primat vindicire, und doch consequent bleibe.“ — Wider Beide zieht der ungenannte Vf. dieser Bogen zu Felde, und ruft so häufig Victoria, als hätte er sie schon wirklich niedergeschlagen. Wenn Rec., um diesen Sieg streitig zu machen, umständlicher seyn muss, als eine Schrift von so wenigen Blättern erwarten lässt: so wollen die Leser erwägen, dass häufig ein hingeworfener unerwiesener Satz von zwey Reihen so viele Bogen zu seiner Widerlegung erfodern könne. — Schon längst hat man in theologischen und philosophischen Streitigkeiten, und das mit grossem Rechte, vor der leidigen, höchst ungerechten Consequenzmacherey gewarnt, das heisst, vor der Sucht, Anderen die Folgen, welche man selbst aus ihren Meinungen ziehen zu müssen glaubt, als von ihnen angenommen oder höchst nothwendig anzunehmen, aufzubürden. Bestreiten kann man allerdings die Consequenz Anderer, und das thut man ja bey jeder Widerlegung. Man geht nämlich bey derselben von Sätzen aus, welche der Andere als erwiesen annimmt (denn wo man über die Prämissen noch nicht eins ist, wird jede Deduction umsonst seyn), und bemüht sich ihm zu erweisen, dass dieser und jener von ihm behauptete Satz mit denselben in Widerspruch stehe, mithin inconsequent sey. Giebt der Andere diess zu: so ändert er seine Consequenz; kann er sich nicht davon überzeugen: so ist offenbar, die Folgereihe seiner Gedanken und Schlüsse eine ganz andere als die desjenigen, der ihn zu widerlegen unternimmt. Daraus geht hervor, dass es überall anmassend sey, eine allgemeine Consequenz im Denken, in Rücksicht auf bestimmt Sätze, feststellen zu wollen, in welche sich Jeder fügen, welche Jedem zum Massstabe der Wahrheit einzelner Sätze seiner Überzeugung nothwendig dienen müsste. — Mithin würde aus diesem Gesichtspuncte Hr. *Reinhard* in der als einzig möglich festgestellten Alternative der Consequenz, zwischen dem Rationalismus und Supranaturalismus, schon zu absprechend und vorgreifend geurtheilt haben, und man dürfte, ohne sich ins weitere Detail einzulassen, die Sache damit schon für abgemacht ansehen. Jedoch zieht uns der Ungenannte so unwiderstehlich in einzelne Erörterungen hinein, dass wir ihm, gern oder ungern, wohl folgen müssen. Die Angel der ganzen Untersuchung dreht sich eigentlich um den Unterschied einer von den älteren Theologen, und nun noch wieder vom Hn. Dr. *R.* in Schutz genommenen *positiven, unmittelbaren, wundervollen* Offenbarung Gottes in der Bibel, und der von den Neueren behaupteten Abfassung derselben unter einer *au-*

sserordentlichen Leitung der Vorsehung Gottes. Alles, was sich, historisch sowohl als philosophisch, wider jene, und für diese sagen läfst, findet auch auf den gegenwärtigen Streitpunct seine Anwendung. Wie die kritischen Theologen wider jene vielfache, doch gewifs nicht so leicht zu widerlegende Gründe anführen: so können sich die Herren des ältern Systems von dieser schlechterdings keinen deutlichen Begriff machen, oder thun wenigstens als wenn sie von dem Geiste dieser letztern nichts zu fassen vermöchten. Das zeigt sich aufs neue an unserem anonymen Vf. — Er giebt S. 7 der Vernunft das Recht, den Supranaturalismus anzuerkennen; sobald sie ihn aber anerkannt habe, solle sie sich diesem Regenten unbedingt unterwerfen. Dabey läfst er es jener frey, erst vorher auszumachen, dafs der ganze Inhalt der Schrift von Widersprüchen frey, *vernunftmäfsig* und Gottes würdig sey. Zur richtigen Beurtheilung, ob eine Lehre wirklich vernunftmäfsig und Gottes werth sey wird doch aber wohl nothwendig erfodert, dafs sich unsere Vernunft wenigstens einen klaren Begriff von derselben zu machen im Stande sey: dazu ist sie wenigstens in Hinsicht aller natürlichen Religionswahrheiten allerdings fähig, wenn sie sie auch nicht zu ergründen vermag. Fände sie aber in der Bibel, (wie die Herren ja steif und fest behaupten, obgleich sie uns noch bis jetzt den Beweis aus der Bibel selbst schuldig geblieben sind) wirklich Lehren, von denen sie blofs einen todten Buchstaben annehmen soll, ohne auch nur eine Worterklärung, eine Spur von Beweisen, aus Analogie, Erfahrung, Vernunftschlüssen, zu finden (dafern sie sich nicht in scholastische Spitzfindigkeiten, oder in mystische Träume verlieren will, welche keinesweges die Bibel begünstigt): müfsten demnach solche Lehren, durch eine anerkannt richtige Interpretation, als in derselben enthalten, aus ihr abgeleitet werden: wer soll denn das Urtheil sprechen, ob dieselben in der That vernunftmäfsig und Gottes würdig seyen, mithin als Offenbarungen Gottes angenommen werden können, oder nicht? — Wenn da kein Cirkel in der Demonstration sichtbar ist: wo soll man ihn denn suchen? — Über die Religionslehren, welche die Vernunft als wahr anerkennt, mögen immer verschiedene Meinungen obwalten, weil die Überzeugung ohne Gefahr individuell seyn kann. Nimmt man aber die Bibel durchaus als eine positive unmittelbare Offenbarung Gottes an, für alle Menschen, denen sie bekannt wird, und die den Sinn derselben zu fassen im Stande sind: so mufs über Lehren wie die von der Dreyeinigkeit, der Person Christi, der stellvertretenden Genugthuung, der Erbsünde etc., welche man aus ihr ableiten will, durchaus kein Zweifel, wie sie sollen verstanden werden, Statt finden; sie müfsten wenigstens in ihrem buchstäblichen Sinne Jedem klar einleuchten; man müfste durch so viele exegetische Versuche seit Jahrhunderten längst über sie aufs Reine seyn, und dann wäre jede Abweichung von einer solchen allgemein anerkannten Bedeutung derselben, wie sie sich auch Hr. Dr. *Reinhard* erlaubt hat, durchaus unzuläfsig. Sobald man aber eine verschiedene Erklärungsmethode zugiebt: so hat man schon das Positive, im strengsten Sinne, weggenommen: denn warum sollte sich der göttliche Geist über Wahrheiten, welche er, ausser den durch die Vernunft schon erkennbaren, von allen Christen, wenn nicht ganz erkannt, doch geglaubt wissen will, nicht bestimmt und unzweydeutig erklärt haben? — Durch diese allgemeinen Bemerkungen ist nun ein ganzes Heer von scheinbaren Vertheidigungsgründen des ungenannten Vfs., welches sich blofs hinter jene Unbestimmtheiten verbirgt, auf einmal aufgehoben. — Die Sätze der älteren Dogmatik, auf welche der Vf. S. 16 anspielt: „der heilige Geist habe durch die biblischen Schriftsteller Wahrheiten, die ihnen selbst unbekannt waren, geoffenbart;" und dennoch „soll der Vortrag und die Lehrart derselben ganz von ihrem Genie abhängig gewesen seyn" — — sie sollen haben genau unterscheiden können, was ihnen durch den heiligen Geist offenbart sey, und was aus ihrer eigenen Gedankenreihe geflossen sey;" und bey dem allen „sollen sie doch überall in ihrem eigenen Geiste gedacht und geschrieben haben," — lassen sich doch wirklich durch keine Consequenz mit einander vereinbaren.

Mit der Consequenz, die sich immer noch erhalten soll, wenn man theilweise an dem alten System modelt, um es zu modernisiren, und in anderen Stücken doch noch steif und fest daran hält, ist es überhaupt eine eigene Sache. Denn das scholastische theologische System, welches durch philosophische Speculationen über einfache biblische Lehren entstanden ist, hat wenigstens in sich selbst eine so enge Verkettung, dafs man an einen Satz nicht rühren darf, ohne den andern zugleich wankend zu machen. Mit der strengen *Dreyeinigkeitslehre* steht oder fällt zugleich die Lehre von der *Person Christi*, mit der von der *Zurechnung der Sünde Adams* zugleich die von der *stellvertretenden Genugthuung*, mit dieser die von der *Rechtfertigung* durch den Glauben; mit der von dem *natürlichen Unvermögen* des Menschen, und der *Erbsünde*, die von den *unmittelbaren Gnadenwirkungen des h. Geistes*, und der *übernatürlichen Kraft des göttl. Wortes* u. s. w. Mithin wird man entweder in der alten Vestung sich, ohne das Geringste aufzugeben, zu vertheidigen genöthigt seyn, oder auch Jedem erlauben müssen, nach freyer Untersuchung sich seine Consequenz selbst zu bilden, die immerhin wieder ein Anderer für inconsequent halten mag, wenn er nur nicht dem Forscher seine Meinung aufzudringen versucht. — — Bey der Prüfung des sogenannten *ethisch-kritischen Systems*, wider Hn. *Tzschirner*, im 2ten Abschnitt dieser kleinen Schrift, werden diesem System mehrere Prämissen aufgebürdet, die es wohl nicht für die seinigen anerkennt, z. B. S. 24 dafs Jesus und die Apostel durch Wunder (der Vf. versteht doch unstreitig Wunder im strengen *philosophischen* Sinne, denn die τερατα και σημεια, die Keiner ableugnen wird, sind doch ganz anderer Art) als göttliche Gesandten beglaubigt wären. Hiedurch wird ja offenbar wieder die Theorie von positiver, unmittelbarer, wundervoller Offenbarung eingeschoben, von welcher das System durchaus nichts weifs. Auf diese Weise ist es wahrlich keine Kunst, Jemandem Inconsequenzen aufzurücken. Heifst das aber gerade und ehrlich zu Werke gehn? Von hier an scheint den Vf. die bisherige Ruhe der Untersuchung ganz verlassen und leidenschaftliche Bitterkeit an deren Stelle zu treten: dahin gehören Anschuldigungen wie folgende, die als Lehrsätze der Rationalisten aufgestellt werden: „Die Bibel möge sagen, was sie wolle, es werde nichts daraus gemacht" (Wer von bescheidenen kritischen Theologen hätte denn je einer ausgemacht als allgemeine Religionswahrheit vorgetragenen Lehre der Bibel widersprochen?) „Nichts sey Religionswahrheit, was die Vernunft nicht als solche gelten läfst, und wenn es auch Moses und alle Propheten, Jesus und alle Apostel dafür erklärten." (Wie aber, wenn diese durchaus nur solche Wahrheiten vorgetragen haben, welche die Vernunft ewig gelten lassen mufs, und dieses aus einer richtigen Interpretation ihrer Reden und Schriften hervorgeht?) „Johannes und Paullus haben vor Till Eulenspiegel nichts voraus" S. 26. (Wie kann der Vf. doch in seinem blinden Eifer sich bis zu dieser Äusserung vergessen?!) „Die Bibel stehe dem Koran völlig gleich." S. 26. (Hat das irgend Einer je behauptet?) „Der Rationalist erkläre alle Lehren, welche die Bibel den Wahrheiten der Vernunft beygefügt hat, für Irrthümer" (S. 32). (Erkennt er denn nicht dankbar Jesum in seinen vielfachen Verdiensten für den Retter des menschlichen Geschlechts? Und diese Wahrheit ist doch offenbar den Vernunftwahrheiten durch die Bibel beygefügt.) „Der offenbarungsgläubige Rationalist gebe die Erhaltung der Vernunftreligion in ihrer Reinheit als Zweck der Offenbarung an, und gestehe doch zu, dafs die Vernunftreligion in der Bibel durch Hundert Irrthümer entstellt sey." S. 33. (Den möchten wir doch gern nachgewiesen sehen, der das letztere im Ernste behauptet hätte. Hat denn der Vf. durchaus keine Idee von Herablassung der biblischen Schriftsteller zu den Zeit- und Volks-Ideen, und von bildlichen Einkleidungen erwiesener Vernunftwahrheiten? Mag immer Hr. *Tzschirner* sich in den S. 31. 32 von ihm angezogenen Worten sehr unbestimmt ausgedrückt haben: wer hat ihn denn zum Sprecher für die ganze achtungswerthe Classe der Rationalisten autorisirt?) „Um ein Institut zu Gunsten der Sittlichkeit zu gründen, habe Gott Männer ausgesandt, welche Wahn und Irrthum verkündigten etc." (Wahrlich Rec. ermüdet über dem Ausschreiben solcher unverschämter Beschuldigungen, wie hier von S. 31 an auf einander gehäuft, und immer mit anderen Worten wiederholt werden. Der Vf. mufs wirklich — wie er selbst S. 26 die eine Alternative zugiebt — sehr *verblendet* — oder wie wir die andere entgegenstellen müssen — sehr bitter und hämisch seyn, um sich von unseliger Rechthaberey so weit verleiten zu lassen.

WRth.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 MÄRZ, 1812.

JURISPRUDENZ.

1) SULZBACH, b. Seidel: *Grundriss einer Geschichte des deutschen peinlichen Rechts und der peinlichen Rechtswissenschaft.* Ein Versuch von *Eduard Henke*, der Rechte Doctor und Privatdocent auf der Universität zu Erlangen (jetzt zu Landshut). 1809. *Erster Theil.* XXXII u. 326 S. *Zweyter Theil.* IV u. 442 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

2) LANDSHUT, b. Thomann: *Über den gegenwärtigen Zustand der Criminalrechtswissenschaft.* Als Anhang zu der Geschichte des deutschen peinlichen Rechts und der peinlichen Rechtswissenschaft, von D. *Eduard Henke.* 1810. VIII u. 151 S. 8. (12 gr.)

Damit das Publicum nicht etwa aus der Seitenzahl und dem Ladenpreise der Criminalrechtsgeschichte (No. 1) ein ausführliches, oder auch nur relativ-vollständiges Werk erwarte, müssen wir gleich zu Anfang den Vf. selbst reden lassen. „Eine zweyte Bemerkung, die ich zu machen habe — sagt er S. VIII der Vorr. — um das Urtheil billiger Richter zu motiviren, ist die, dass es meine Absicht war, nur die ersten Grundzüge einer inneren Criminalrechtsgeschichte zu liefern, und dass Ausführlichkeit und eine auch nur relative Vollständigkeit gänzlich ausser meinem Plane lagen. Nur Umrisse sollten geliefert werden, die bey den so äusserst nothwendigen Vorlesungen über die Geschichte des peinlichen Rechts von einigem Nutzen seyn könnten." Als eine Materialien-Sammlung mag denn auch das vorliegende Werk für den Verständigen, der die Wahrheit der Behauptungen und Ächtheit der Quellen selbst zu beurtheilen vermag, nicht ohne Nutzen seyn. Um aber die Geschichte aus diesem Werke zu lernen, würden wir doch dasselbe zu empfehlen Bedenken tragen, weil es viel zu einseitig und viel zu beschränkt ist, als dass es als lautere Quelle betrachtet werden könnte. Hr. *H.* beschreibt die Geschichte des deutschen peinlichen Rechts, wie er sie nennt, in *fünf* Perioden. Die I Per. geht *von den ältesten Zeiten bis auf die grosse Völkerwanderung;* die II Per. *bis auf das Erlöschen der Carolinger*, S. 13 u. f.; die III Per. *bis auf die Errichtung der peinlichen Gerichtsordnung*, S. 109 u. f.; die IV Per. *bis auf das 18 Jahrhundert*, Th. II. S. 1 u. f., und die V Per. *bis auf unsere Tage*, S. 293 u. f. Er spricht überall von einer inneren Criminalrechtsgeschichte, die er liefern wolle. Was er eigentlich darunter verstehe, hat er nirgends gesagt, und aus dem Inhalte seines Werks wird man die Definition davon schwerlich finden können. Wir kennen mit Anderen, die sich schon früher über die Bearbeitung der sogenannten Rechtsgeschichten erklärt haben, nur eine Geschichte der *Criminalgesetze* und der *wissenschaftlichen Bearbeitung des Criminalrechts.* In Beziehung auf die erstere kann sich die eigentliche Geschichte nicht, wie hier angenommen ist, von den ältesten, sondern nur von den Zeiten anfangen, wo die Deutschen die ersten Gesetze bekamen. Das Erlöschen der Carolinger, die Abfassung der Carolina und die Ereignisse vom Anfang des 18 Jahrhunderts geben allerdings richtige Abtheilungen der Geschichte der Criminalgesetze her; allein das Eindringen der römischen und kanonischen Gesetze ist ebenfalls ein Ereigniss, welches eine eigene Abtheilung nothwendig macht, und welche Hr. *H.* nicht hätte ausser Acht lassen sollen. Was nun die Ausführung selbst betrifft: so können wir dieselbe keineswegs für gelungen erklären. Man sieht nirgends *Handlung*, Alles zerfliesst in ein Meer von Worten und Redensarten, welche dem Leser um so lästiger werden müssen, je hochtrabender und romanmässiger der Vortrag ist, mit welchem Hr. *H.*, ohne Ruhepuncte zu geben, ermüdet. Die dem Historiker neben einem blühenden Vortrage so anständige Förmlichkeit trifft man hier nicht an. So nimmt er sich nicht die Mühe, seinem Leser etwas Bestimmtes über die Zeit der Abfassung der ältesten Gesetze, über ihr Verhältniss gegen einander u. dgl. zu sagen, ihm die Orte anzugeben, wo er Text und Noten finde u. s. w. Bey dem Anfange der dritten Periode hätte der Verfall des Ansehens der älteren Gesetze hervorstechend gezeichnet werden sollen, da er die Ursache dieser Abtheilung der Geschichte ist; man wird aber davon nur mit Mühe etwas inne. Ganz oberflächlich ist S. 155 u. f. Th. I die Beschreibung der Veränderungen, welche das Eindringen der römischen und kanonischen Gesetze hervorgebracht hat. In der vierten Periode wird mehr ein Commentar über die Carolina geliefert, als dass die Veränderungen und Neuheiten, die sie veranlasste, herausgehoben worden wären. Die fünfte Periode ist überaus dürftig geschildert. Sie giebt nur einzelne flüchtig aufgeraffte Bruchstücke aus einzelnen Provincialgesetzen, und bey der Beschreibung der Ereignisse in den neuesten Zeiten ist selbst die erste Frage, ob die Carolina *aufgehoben* worden sey, unberührt geblieben. — Die Geschichte der peinlichen Rechtswissenschaft hat Hr. *H.* der Geschichte der Gesetze mit einverleibt, eine Methode, die man auf keine Weise billigen kann. Er sucht sie zwar in der Vorr. S. VI u. f. zu rechtfertigen, allein diese Rechtfertigung bedarf schon um deswillen keiner Widerlegung, weil es hier das Werk selbst bezeugt, wie mühsam man die Data, welche die Perioden bilden, heraussuchen muss, zu geschweigen, dass man hier die einzelnen Perioden selbst nirgends streng und genau

geschieden findet. Hiezu kömmt, dass Hr. *H.* zum Theil mit den Urtheilen aus *Malblancs* Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung und anderen Schriftstellern verkauft, zum Theil so parteyisch für das *feuerbachsche* System ist, und so lieblos und gehässig, und dabey so anmassend und absprechend urtheilt, dass man wirklich nur den Räsonneur und keinen Geschichtschreiber erblickt. Zum Beweise bedarf es nur der einzigen Stelle (deren es aber mehrere giebt) S. 405, wo er von der „*Compilation des gedankenlosesten und schlechtesten Criminalisten Quistorp*" redet. Möchte Hr. *H.* nur erst *einen* Bogen geschrieben haben, der so brauchbar wäre, als *Quistorp* zu einer Zeit, wo die Juristen noch nicht die philosophischen Hülfsmittel hatten, wie jetzt, so viele geschrieben hat.

No. 2 ist nichts als eine Kritik der verschiedenen Theorieen über den Grund des Strafrechts, wobey er *Kant* (was besser schon in *Grolmans* Bibliothek für die peinl. Rechtswissenschaft geschehen ist) zu widerlegen sucht, *Zachariä* zurechtweist, *Gönnern* (vermuthlich weil er ihm nach S. 42 wegen des angebotenen Staar-Stechens in die Hände fallen zu müssen befürchtet) zu persifliren bemüht ist, und dann *Feuerbachs* Theorie vertheidigt. Diess dünkt ihm eine Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Criminalrechtswissenschaft, gleichsam als ob sie einzig nur die Theorie des Rechts zu strafen in sich schlösse. Dabey hat er die beste Art, seinen Behauptungen Nachdruck zu geben, gewählt: denn er äussert sich überall so, dass, wer etwas dagegen einwendet, Gefahr läuft, eben so wie diejenigen, welche gegen die *feuerbachsche* Theorie geschrieben haben, nach S. 95 von sich zu hören, „er habe durch seinen Widerspruch nur so viel bewiesen, dass es ihm nicht gelungen sey, in Hn. *H's.* Geist einzudringen, und sich überhaupt eine richtige Ansicht der Strafgerechtigkeit zu verschaffen." Sollte ein künftiger Geschichtschreiber Hn. *H.* nicht als den Criminalisten anerkennen, von dem erst das wahre Licht ausgegangen: so liegt die Schuld gewiss nicht an Hn. *H.*; an Schreyen lässt er es wenigstens nicht fehlen, und die vorliegenden Schriften verkünden schon mehrere dergleichen heilbringende Werke. Dr.

REGENSBURG, in der montag- u. weissischen Buchhandl.: *Über den Streit der Strafrechtstheorieen.* Ein Versuch zu ihrer Versöhnung, von D. *Eduard Henke.* Nebst einer literarischen Beylage. 1811. 118 S. 8. (9 gr.)

Der Gegenstand, mit dem sich der Vf. in dieser Schrift beschäftigt, ist gewiss vom höchsten Interesse. Er hat nicht bloss Werth für die Schule, sondern auch für das wirkliche Leben. Dass die Strafanstalten beynahe aller Länder noch immer in dem traurigsten Zustande sich befinden, davon liegt, nach der sehr richtigen Bemerkung des Vfs., der Grund allerdings in nichts weiter, als in der Unzulänglichkeit der Strafrechtstheorieen, zu welchen sich unsere Gesetzgebungen, irre geleitet durch das Ansehen der Schule, bekennen mögen; und auf keinen Fall lässt sich ein ganz befriedigendes Criminalgesetzbuch irgendwo erwarten, so lange diese Unzulänglichkeit nicht ganz beseitigt, und so lange der Streit nicht beygelegt ist, auf dessen Beylegung der Vf. hier ausgeht. Ob es ihm gelingen werde, *tantas componere lites*, wird die Folge lehren. Sind uns Divinationen erlaubt: so möchten wir an dieser Beylegung aus mehreren Gründen zweifeln. Der Vf. selbst befürchtet (S. V), die jetzigen Stimmführer würden seine Abhandlung einer regressiven Tendenz bezüchtigen; und wirklich, er fürchtet diess nicht mit Unrecht. Denn kein anderes, als diess Urtheil lässt sich wohl über eine Schrift fällen, welche eine haltbare Strafrechtstheorie auf die *Wiedervergeltung* bauen zu wollen bezweckt, wodurch die *bürgerliche* Strafe mit der *moralischen* zusammenfällt, und *moralische Vergeltung* zum Rechtsgrunde der Strafe gemacht wird. — Der Vf. mag zwar nicht Unrecht haben, wenn er den Staat keineswegs als eine *blosse Rechtsanstalt* betrachtet wissen will, „worin einzig der sinnliche Mensch durch Zwang gebändigt und gezähmt werde", und wenn er die Betrachtungsweise der Moralität, als einer dem Staate gleichgültigen und fremden, für durchaus unmoralisch und unsittlich erklärt. Aber daraus, dass der Staat auch als ein Institut zur Beförderung der Sittlichkeit angesehen werden muss, folgt noch keineswegs, dass das bürgerliche Strafrecht bloss durch die Idee der Gerechtigkeit begründet werden müsse, durch welche der Vf. dasselbe hier zu begründen sucht. Die Realisirung der sittlichen Ordnung mag zwar allerdings innerhalb dem Zwecke und den Grenzen der Befugnisse und der Macht des Staats liegen; aber dadurch ist das bürgerliche Strafrecht noch keineswegs für begründet zu achten: denn nicht durch äusseren Zwang, nicht durch Strafen, kann die öffentliche Gewalt für die Realisirung jenes Zwecks wirksam seyn, sondern durch Mittel ganz anderer Art. Als Rechtsinstitut den Staat betrachtet, — wofür er sich bey der Lehre von der Begründung des bürgerlichen Strafrechts wirklich nur betrachten lässt, — sind seine Befugnisse bloss durch die Erhaltung und Herstellung der äusseren Sicherheit bedingt, und der Zweck, so wie der Rechtfertigungsgrund der Strafe, welche er über den Verbrecher verhängt, kann kein anderer seyn, als Entfernung der Gefahren, welche dieser durch seine im Verbrechen erklärte widerrechtliche Gesinnung der öffentlichen Sicherheit droht, keineswegs aber die Übung der Gerechtigkeit, die darauf ausgeht, dem Verbrecher zu vergelten, was er gethan hat. Der Verbrecher kann *im Staate* von der bürgerlichen Obrigkeit nicht gestraft werden, weil seine Handlung der Idee der Gerechtigkeit widersprach, und weil er die sittliche Ordnung gestört hat: sondern bloss, *weil durch seine Handlung die Sicherheit seiner Nebenmenschen gefährdet erscheint*; denn nur bis dahin, sich Sicherheit seines Rechtsgebietes gegen äussere Anfälle durch Zwang verschaffen zu dürfen, reicht alles Zwangsrecht, das Menschen gegen Andere haben können, und nur die Abwendung jener Gefahren liegt im Wesen und im Zwecke des bürgerlichen Strafrechts. Die moralische Vergeltung des Verbrechens nach der Idee der Gerechtigkeit gehört nicht für den Staat, als Rechts- und Zwangs-Institut betrachtet, sondern bloss für die Gottheit; und die Heilung des Verbrechers, als Seelenkranken, kann nicht durch die Strafe, nicht durch das Vergelten seiner That nach der Idee der absoluten Gerechtigkeit bewirkt werden, sondern durch rein moralische Mittel, von welchen der

Staat zwar als ein moralisches Institut Gebrauch machen kann, die aber ihrem Wesen und ihrem eigenthümlichen Charakter nach ganz etwas anderes sind, und seyn müssen, als physische Übel, worin sich das Wesen der Strafe ausspricht; denn nicht durch *diese* läſst sich der innere Widerspruch, in welchen der Verbrecher durch die Übelthat mit sich selbst verfallen ist, aufheben, sondern dazu bedarf es ganz anderer Mittel.

Daſs Strafen, abzweckend, nach unserer Ansicht, auf Erhaltung der öffentlichen Sicherheit durch Abschreckung des Verbrechers vor ähnlichen Widerwärtigkeiten, nicht immer ihrem Zwecke gemäſs wirken, ist freylich nicht zu leugnen. Doch bey weitem eher wird sich eine, in dieser Beziehung, vollkommene Strafgesetzgebung herstellen lassen, als ein Strafcodex, gebaut, nach dem Vorschlage des Vfs., auf die Idee der Wiedervergeltung nach den Foderungen der absoluten Gerechtigkeit, die den Verbrecher völlig nach seiner *inneren* Schuld bestraft. Wegen der Unmöglichkeit, einen solchen Strafgesetzcodex herzustellen, theilt denn der Vf. die Hauptrolle bey der Übung des bürgerlichen Strafrechts nicht dem Gesetzgeber zu, sondern dem Richter. Doch selbst bey der genauesten Befolgung seiner Winke (S. 38) über die zweckmäſsige Bildung solcher Richter, möchte es wohl nicht gelingen, in den vom Richter über den Verbrecher erkannten und verhängten Strafen die Idee der Gerechtigkeit wirklich realisirt zu sehen, weil sie sich nie realisiren läſst, ohne die genaueste Kenntniſs des Inneren des Verbrechers, und des ganzen, oft selbst dem Verbrecher unbekannten, Mechanismus für sein Denken und Handeln in Bezug auf die von ihm verübte Widerrechtlichkeit, um derentwillen er gestraft werden soll. Am allerwenigsten können wir uns viel versprechen von den vom Vf. in Vorschlag gebrachten *Geschwornengerichten*, die nicht bloſs darüber erkennen sollen, ob eine Anklage Statt finden solle, oder nicht; ob der Verbrecher schuldig oder nicht schuldig sey: sondern deren Ausspruch auch die Art und Gröſse der Strafe überlassen seyn soll. Ein solches Gericht mag zwar für einzelne Fälle zweckmäſsigere und rechtlichere Strafen erkennen, als der Richter, der sich bey seinem Straferkenntniſs an das Gesetz zu binden hat. Aber ihre Strafen, geleitet durch die Idee der Gerechtigkeit — wie der Vf. will —, sind doch immer nichts weiter, als subjectiv gerechte Strafen; ob sie auch objectiv der Idee der Gerechtigkeit entsprechen werden, oder deutlicher, ob in ihnen das richtige Maſs zwischen Schuld und Strafe so getroffen seyn wird, wie es die Individualität des Verbrechers und des von ihm verschuldeten rechtswidrigen Factums erheischt, — dieſs dürfte wohl in den meisten Fällen, wo nicht noch mehr, doch gewiſs eben so zweifelhaft seyn, als bey den Straferkenntnissen, ertheilt vom Richter nach der Vorschrift bestimmter Gesetze.

Übrigens mag der Vf. zwar sehr Recht haben, wenn er (S. 56) der hier von uns gegen ihn vertheidigten Strafrechtstheorie den Vorwurf macht, „bey ihr werde nicht die verbrecherische That selbst gestraft, sondern die durch sie verrathene rechtswidrige Gesinnung", und „in der Strafbestimmung und Strafzufügung spreche sich nicht sowohl ein Act der *Gerechtigkeit* aus, als vielmehr nur ein Act der *Politik*." Aber durch diese Bemerkung wird seine Theorie noch keineswegs gerechtfertigt. Was kann den Menschen wohl rechtlicher Weise berechtigen, sich Eingriffe in das Freyheitsgebiet seines Nebenmenschen zu erlauben, als die Unsicherheit, welche jener mir und meinem Rechtsgebiete *droht*? was anderes als diese *Drohung* mag der Rechtfertigungsgrund jenes Eingriffs seyn? und was anderes, als die Realisirung dieser Drohung unmöglich zu machen, mag als der Zweck eines solchen Eingriffs anerkannt werden? Die Nichtachtung der Gesetze für die sittliche Ordnung, welche der Verbrecher durch seine That gezeigt hat, kann, so lange ich von ihm um dieser Handlung willen keine Gefahr für meine Rechtssicherheit fürchte, mich zwar berechtigen, den Umgang mit ihm zu meiden, das bisher mit ihm bestandene Verkehr abzubrechen, und ihm meine vielleicht bisher geschenkte Achtung zu entziehen; aber mich zu Eingriffen in sein Rechtsgebiet berechtigen, um die durch seine Handlung verletzte sittliche Ordnung wieder herzustellen, dieſs kann jene Handlung auf keinen Fall. In Bezug auf sein Inneres und die Conformität seines Denkens und Handelns mit den Foderungen des Sittengesetzes gehört der Mensch nur sich selbst an, und eine nie zu rechtfertigende Anmaſsung ist es, wenn ein Dritter ihn in diesem Kreise seiner Berechtigungen durch gewaltsames Einmischen beeinträchtigen will. Nichts aber als eine solche Beeinträchtigung erscheint in der letzten Analyse eine Strafe, gebauet und begründet auf die Idee der absoluten Gerechtigkeit und der Wiedervergeltung; gleich viel, man betrachte die Strafe als ein Zwangsmittel — wofür sie der Vf. nicht betrachtet wissen will, weil der Verbrecher durch sie nicht nothwendig zur Rechtlichkeit hingeleitet wird, sondern auch nach der Strafe noch die Möglichkeit, neue Verbrechen zu begehen, bleibt — oder als positives Besserungsmittel. Und läſst es sich wohl je erwarten, daſs durch die Strafe die sittliche Ordnung wieder hergestellt werde, welche der Verbrecher durch seine rechtswidrige Handlung gestört und unterbrochen hat? Kann die gerechteste Strafe, im Sinne des Vfs., das ungeschehen machen, was durch die rechtswidrige Handlung des Verbrechers bewirkt wurde? Dem Verbrecher werde in der Strafe mit möglichster Genauigkeit vergolten, was er Unrechtes gethan hat, selbst sein Gewissen mag durch diese Vergeltung nie beruhigt werden, weil die verbrecherische That nie ungeschehen gemacht werden kann, um derentwillen ihm sein Gewissen Vorwürfe macht; der Widerspruch, in welchen der Verbrecher durch die Rechtswidrigkeit mit sich selbst gerathen ist, dauert fort, und muſs fortdauern, er leide auch in der Strafe ganz dasselbe Übel, welches er Anderen verursacht hat. Also auch selbst für die moralische Weltordnung kann die Strafe als eine bloſse Wiedervergeltung des im Verbrechen sich aussprechenden Unrechts nichts leisten; auch hier kann sie also nicht begründet werden durch die Vergangenheit, oder die Gesetzwidrigkeit an sich, wie der Vf. will, sondern lediglich durch die Zukunft, durch die Hoffnung und Möglichkeit der Besserung des Verbrechers, welche sie gewährt, als Vorbeugungsmittel gegen künftige Gesetzesübertretungen. Der dem Menschen angeborene Wunsch, dem Verbrecher möge in

der Strafe vergolten werden, was er gethan, — dieser Wunsch gehört dem Menschen bloss an, als sinnlichem Wesen; als vernünftiges Wesen mag er sich ihm nie hingeben; und ein Strafsystem, gebaut auf die Wiedervergeltung, läst sich wirklich für nichts weiter betrachten, als ein verfeinertes Rachsystem, das der Mensch als vernünftiges Wesen durchaus missbilligen muss, weil es, wie wir eben gezeigt haben, weder durch das Rechtsgesetz gerechtfertigt werden kann, noch durch die Foderungen des Sittengesetzes.

Richtig mag es hienächst auch seyn, dass — wie der Vf. (S. 63) behauptet — der Mensch von der Abschreckungstheorie als ein rohes rein sinnliches Wesen ergriffen werde, das durch thierischen Schmerz zu bestimmen möglich sey. Aber, wir fragen den Vf., wird denn nicht überall, wo vom Zwange die Rede ist, der Mensch von dieser Seite ergriffen? und muss er nicht von dieser Seite ergriffen werden, weil er sich überall, wo Zwang gegen ihn nöthig seyn mag, nicht als Mensch im eigentlichen Sinne des Worts, d. h. als ein *vernünftig* sinnliches Wesen darstellt, sondern bloss als sinnliches? Denn ist wohl jede Handlung, wodurch die Rechte eines Dritten so beeinträchtigt werden, dass zu ihrer Erhaltung Zwang nöthig ist, etwas anderes als ein Ausbruch der Sinnlichkeit? Gegen den Menschen, als vernünftiges Wesen betrachtet, bedarf es überall keines Zwanges, weil von dieser Seite her durchaus keine Rechtsverletzung für Dritte möglich ist, indem die Vernunft, ihrem Wesen nach, alle Rechte Dritter überall auf das sorgfältigste achtet, und der Mensch nie Verbrecher werden kann, so lange er seinem Charakter als vernünftiges Wesen treu bleibt. Die Vorwürfe, welche der Vf. der Abschreckungstheorie überhaupt macht, treffen nicht diese, aus dem richtigen Gesichtspuncte betrachtet, sondern nur ihren Missbrauch, und die versuchte Rechtfertigung des Strafrechts bloss durch eine vorhergegangene gesetzliche Strafdrohung, wo man den Grund der Strafzufügung in einer Einwilligung des Verbrechers in die Duldung der gesetzlich gedroheten Strafe setzt, ohne zu bedenken, dass eine solche Einwilligung den Grundgesetzen des menschlichen Begehrungsvermögens durchaus widerstrebe. Dass *diese* Theorie unhaltbar sey, so grosses Ansehen sie sich auch durch den bekannten Namen ihres Schöpfers verschafft haben mag, — darüber wird wohl jeder denkende Criminalist mit dem Vf. einverstanden seyn. Aber bey weitem zu weit geht der Vf., wenn er, um der Unhaltbarkeit *dieser* Abschreckungstheorie halber, die Abschreckungstheorie überhaupt verwirft. — Bey diesem Verwerfen aber scheint es uns wahrlich nicht ganz consequent zu seyn, wenn derselbe (S. 84) *moralische Besserung* als den einzig sicheren und gerechten Masstab der bürgerlichen Strafe und als ihren Endzweck aufstellt. Er nähert sich dadurch der von ihm verworfenen Theorie mehr, als er vielleicht selbst glauben mag; er schiebt dadurch der Strafe, als *Wiedervergeltung* betrachtet, einen Zweck und einen Masstab unter, der ihr, aus diesem Gesichtspuncte angesehen, ganz fremd ist, und bringt seine Theorie mit sich selbst in den auffallendsten Widerspruch. Wenn der Zweck der Strafe Besserung ist, und die Anwendung der Strafe hiedurch bedingt und bestimmt ist: so kann der Verbrecher nicht bestraft werden, weil er verbrochen hat, sondern weil er ein böser Mensch ist, und sich als ein solcher durch das Verbrechen angekündigt hat; und folglich kann von der Vergeltung seiner widerrechtlichen That nie mehr die Rede seyn, sobald er sich als nicht mehr böse, oder als gebessert darstellt, d. h. sobald er die Widerrechtlichkeit seiner That einsieht, und sie aufrichtig bereuet. Nicht die Gerechtigkeit ist es also, der durch die Strafe hier ein Opfer gebracht wird, sondern einem ganz heterogenen Zwecke, um dessen willen jenes Opfer dem Verbrecher oft ganz wird erlassen werden müssen, oder doch so modificirt, dass in ihr die Wiedervergeltung dessen, was der Verbrecher gethan hat, ganz unmerklich wird. Auf keinen Fall können wir uns überzeugen, dass ein Strafcodex, entworfen nach den Ideen des Vfs., und ein Strafverfahren, wobey auf die moralische Besserung des Verbrechers als Hauptmoment gesehen wird, der Menschheit mehr leisten werde, als jenes Ergreifen des Menschen als sinnliches Wesen, worin sich der Charakter unserer herrschenden Strafrechtstheorieen und unserer bekanntesten Strafgesetzgebungen ausspricht, und sich nach der Natur der Sache auch nur allein aussprechen kann, wenn die Sache von der richtigen Seite betrachtet wird, und wenn man den Menschen nimmt, so wie er sich im Verbrecher gewöhnlich darstellt. Dass der Staat, als ein rechtliches und sittliches Institut zugleich, den Verbrecher nicht bloss abzuschrecken, sondern auch *moralisch zu bessern* suchen müsse, — diess geben wir gern zu; es ist diess eine von allen Criminalisten und von allen Gouvernements längst anerkannte Wahrheit. Aber eben so ausgemacht ist es, dass jenes der Hauptpunct ist, der bey der Strafe ins Auge gefasst werden muss, und dieses nur ein Nebenpunct, weil die Erreichung des Letzteren beynahe in tausend Fällen kaum einmal möglich ist, indem die wahre Besserung — nach der sehr richtigen Bemerkung des Vfs. (S. 85) — nur aus dem Inneren hervorgehen kann, diess aber sich überall nur mit der grössten Schwierigkeit durchschauen läst, am allermeisten bey einem Verbrecher, dem es theils an Gelegenheit fehlt, es zu offenbaren, theils aber auch vorzüglich daran gelegen seyn muss, es, in Rücksicht auf seine schlechten Seiten, möglichst zu verbergen. Äusserst human ist allerdings Alles, was der Vf. über diese Besserung und die Art und Weise ihrer Bewirkung sagt; nur im Ganzen genommen ist es nicht ausführbar, und noch weniger ist es verträglich mit dem von ihm aufgestellten Rechtfertigungsgrunde alles Strafrechts, der Wiedervergeltung.

Die auf dem Titel angedeutete Beylage sind beissende Bemerkungen zu *Gönners* Recension der Schrift des Vfs.: *Über den gegenwärtigen Standpunct der Criminalrechtswissenschaft*, in einem der neuesten Stücke des *gönnerischen Archivs*, — die wir dem Vf. gern erlassen hätten. Für die Wissenschaft und das grössere Publicum sind sie ohne allen Werth, und für den Vf. würde es gewiss bey weitem ehrenvoller gewesen seyn, das ihm *angeblich* von *Gönnern* angethane Unrecht geduldig zu ertragen, als es auf diese Art zu ahnden.

L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 6 MÄRZ, 1812.

MEDICIN.

Halberstadt, im Bureau für Literatur und Kunst: *Über die beste Einrichtung des Medicinalwesens für Flecken und Dörfer, oder für das platte Land.* Eine Abhandlung, welcher von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen der Preis zuerkannt wurde, von *Ernst Heinr. Wilh. Münchmeyer*, Dr. der A. und W., Landphysicus und Landchirurgus zu Gifhorn im Aller-Departement. 1811. 171 S. 8. (18 gr.)

Täglich wird das Bedürfniss nach guten Medicinaleinrichtungen auf dem platten Lande fühlbarer. Jeder Beytrag zur Befriedigung desselben muss uns daher sehr willkommen seyn, besonders wenn er so gehaltvoll ist, wie die vorliegende Abhandlung. Hr. *M.* bewährt sich in derselben als einen Mann, der sein Fach mit Liebe und Interesse treibt, und welcher damit eine gereifte Urtheilskraft und die erfoderlichen Kenntnisse vereinigt. Von einem solchen Manne läfst sich nichts Mittelmäsiges erwarten, und wir freuen uns, dieses Urtheil von einer Gesellschaft berühmter Männer durch Zuerkennung des Preises bestätigt zu finden. —

Mit Recht behauptet der Vf., dass die Aufgabe, die er zu lösen hat, zu den schwierigeren gerechnet werden kann. Vorzüglich geräth man dabey leicht auf zwey Abwege. Man hat entweder nur den Zweck einer guten Medicinalverfassung vor Augen, ohne Rücksicht auf die Beschränkungen und Hindernisse, welche der Erreichung dieses Zwecks durch die Staatsverfassung, durch die bürgerliche Einrichtung, durch den Mangel an Gelde u. s. w. im Wege stehn. Oder man nimmt zu ängstlich Rücksicht auf alle die Schwierigkeiten, welche einer allgemeinen guten Einrichtung des Medicinalwesens allenthalben sich entgegen stellen, läfst sich zu sehr dadurch abschrecken, und zu Vorschlägen verleiten, die dem Hauptzwecke gar nicht, zu dürftig oder nur dem Scheine nach entsprechen. Oder man giebt unmuthsvoll die ganze Sache als unausführbar auf, und glaubt, dass sich auch mit dem besten Willen dabey nichts ausrichten lasse. Der Vf. hat sich bemüht, diese Abwege zu vermeiden, und nur solche Vorschläge zu thun, die ausführbar sind, und doch den dringendsten Foderungen einer guten Medicinalverfassung entsprechen können. Dass ihm diese Absicht gröstentheils gelungen sey, davon wird sich der Leser aus einer kurzen Übersicht des Inhalts überzeugen.

Die höchste Aufgabe an eine Medicinalverfassung bestimmt der Vf. folgendermaßen: Sie soll solche Einrichtungen und Vorkehrungen treffen, dass jedes Individuum nicht allein vor Krankheiten möglichst bewahrt werde, sondern auch, wenn es erkrankt ist, möglichst schnell, auf die möglichst vollkommenste Art, und mit den möglichst geringsten Kosten arzeneyliche Hülfe bekommen könne. Da aber bey dieser dargebotenen zweckmäsigen Hülfe dennoch Manche aus Vorurtheilen und Indolenz sich derselben nicht bedienen möchten: so muss eine vollkommene Medicinalverfassung durch *Belehrung* und *Aufklärung* auch noch dahin arbeiten, dass die angebotene Hülfe wo möglich von allen Kranken mit Zutrauen und Bereitwilligkeit ergriffen werde. Endlich müssen in derselben auch die Bedingungen gegeben seyn, die wissenschaftliche Cultur der Heilkunde stets zur höheren Vollkommenheit zu steigern. Wegen der mancherley Schwierigkeiten aber ist nicht zu erwarten, dass alle diese Foderungen ganz erfüllt werden: daher wird eine Medicinalverfassung immer schon gut und vortrefflich genannt werden müssen, durch welche die meisten und wichtigsten der aufgestellten Foderungen befriedigt werden, und in welcher das stete Hinstreben nach dem aufgestellten Bilde der Vollkommenheit unverkennbar ist. — Der Vf. hat seine Abhandlung in vier Abschnitte getheilt. Der Grund dieser Eintheilung liegt in der Bestimmung des Gegenstandes selbst. Wie lassen sich die wichtigsten und nothwendigsten Bedingungen einer guten Medicinalverfassung unter den besonderen Verhältnissen, welche auf dem platten Lande obwalten, erreichen? ist der eigentliche Vorwurf der Abhandlung. Zunächst kömmt hier Alles darauf an, von wem diese Einrichtung ausgehen soll. Offenbar muss sie durch den *Staat* entstehen und erhalten werden. Den Beweis dafür nebst Angabe der Grundsätze, welche der Staat dabey befolgen kann und darf, enthält der 1 Abschnitt. Er zerfällt wieder in drey Rubriken. Zuerst führt der Vf. den Beweis, dass eine gute Medicinalverfassung nicht vom Einzelnen ausgehen könne, sondern aus der Quelle, in welcher die Kräfte der Individuen concentrirt sind, dass nur da die Medicinalverfassung gedeihe, wo dieselbe als bedeutender Theil in die Staatsverwaltung aufgenommen ist. Dann zeigt er, dass eine gute Medicinalverfassung ein wichtiges Mittel und eine nothwendige Bedingung zur möglichst vollkommensten Erreichung des Staatszwecks überhaupt ist. Hierauf folgen einige allgemeine Grundsätze, welche der Staat bey einer solchen Medicinalverfassung befolgen kann und muss. Sowohl jene Beweise als diese Grundsätze sind mit

Scharfsinn und Sachkenntniſs entworfen, ſo daſs ſie von denen, die die Mittel zu ihrer Realiſation in Händen haben, volle Beherzigung verdienen.

2 Abſchn. *Über die individuellen Verhältniſſe und Eigenthümlichkeiten des platten Landes, in Beziehung auf die Ausführbarkeit einer guten Medicinalverfaſſung.* Das platte Land, für welches ein gutes Medicinalweſen ausgemittelt werden ſoll, bietet offenbar ganz eigene, von groſsen Städten völlig verſchiedene Verhältniſſe dar, welche eine genaue Unterſuchung verdienen, wenn ein, gerade für dieſe Verhältniſſe paſſendes, Medicinalweſen begründet werden ſoll. Der Vf. handelt daher zuerſt von dem Eigenthümlichen der natürlichen, bürgerlichen und conventionellen Verhältniſſe des platten Landes, in wiefern dadurch für allgemeine Salubrität überhaupt günſtige oder ungünſtige Umſtände bedingt werden, ferner von der Quantität und Qualität der Krankheiten, ſofern dieſe auf der Eigenthümlichkeit des platten Landes beruhen. Dieſe Stelle, welche keinen Auszug geſtattet, enthält eine ſehr richtige und dabey einfache Zeichnung der individuellen Organiſation des Landmanns, des Wechſelverhältniſſes derſelben mit der äuſseren Natur und der daraus entſpringenden eigenthümlichen Wirkungen. Hierauf folgt die Unterſuchung, in was für vortheilhafter oder nachtheiliger Beziehung die beſondere Lage des platten Landes zu den directen Mitteln und Einrichtungen ſtehe, welche darauf abzielen, Krankheiten entweder zu verhüten, oder, wenn ſie entſtanden ſind, bald möglichſt wieder aufzuheben. Dieſe directen Mittel beziehen ſich entweder auf allgemeine für das Geſundheitswohl wichtige Gegenſtände, und machen in ſofern das Gebiet der Geſundheits- und Medicinal-Polizey aus; oder ſie beziehen ſich auf Zufälle, welche die Geſundheit Einzelner betreffen, und alſo beſondere, bloſs für dieſe individuellen Fälle paſſende Maſsregeln erfodern — dieſe machen den eigentlichen Wirkungskreis der Medicinalperſonen im weiteſten Sinne des Wortes aus. — Die Ausführbarkeit der Geſundheits- und Medicinal-Polizey iſt auf dem platten Lande mit vielen Hinderniſſen verbunden. Der Vf. giebt ſie vollſtändig an, und ſtellt die Bedingungen auf, unter welchen die Einrichtung und das Beſtehen einer zweckmäſsigen Geſundheitspolizey auf dem platten Lande möglich iſt. Dahin gehört die Anſtellung einſichtsvoller Männer, welche die nöthigen Einrichtungen einleiten und über deren Ausführung wachen, eine hinreichende Anzahl geſchickter Medicinalperſonen und eine gleichmäſsige Vertheilung derſelben. Die Kenntniſſe, die Brauchbarkeit und der Werth dieſer Perſonen müſſen ihrer wichtigen Beſtimmung ganz entſprechen; ſie müſſen in die Eigenthümlichkeiten, Sitten, die Lebens- und Denk-Weiſe des Landmanns eingeweiht ſeyn, und ſich in die gehörigen Berührungspuncte mit dieſer Menſchenclaſſe verſetzen können. Aber es müſſen auch die Umſtände gegeben ſeyn, unter welchen ihre Wirkſamkeit eintreten kann, welches auf dem Lande gar groſse Schwierigkeiten findet. Eine Hauptſchwierigkeit bleibt immer eine anſtändige Subſiſtenz des Arztes, ohne welche ſich durchaus keine wohlthätige Wirkſamkeit erwarten läſst. Der Vf. ſchlägt die Fixirung eines ſolchen Gehalts vor, wodurch der Arzt als Staatsdiener in den Stand geſetzt wird, ſich ſeines Lebens eben ſo zu freuen wie jeder Andere.

3 Abſchn. *Kritiſche Darſtellung der allgemeinen Maſsregeln zur Realiſirung eines guten Medicinalweſens auf dem platten Lande.* Hier werden die vorzüglichſten Einrichtungen, welche für die Verbeſſerung des Medicinalweſens auf dem platten Lande ausgeführt oder projectirt ſind, kritiſch beleuchtet. — Wo die Wichtigkeit des Gegenſtandes gefühlt, und der ernſtliche Wille von Seiten des Staats zur Realiſirung einer guten Medicinalverfaſſung eintrat, da muſste ſich bald das Reſultat ergeben, daſs bey der Ausführung eines ganz vollſtändigen Medicinalweſens für das platte Land der Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu viele ſind, als daſs dieſelben könnten beſeitigt werden. Man faſste daher bald den Entſchluſs, lieber etwas von der höchſten Vollkommenheit des Zwecks aufzuopfern, und wo möglich nur dahin zu ſehen, daſs der möglichſt gröſste Umfang des Zwecks erreicht werde. Dieſes *Princip des Nothbehelfs* iſt faſt bey allen Einrichtungen des Medicinalweſens auf dem platten Lande als Regulativ angenommen worden. Da aber dieſes Princip ſo leicht zum gröſsten Miſsbrauch führen kann: ſo iſt nichts nothwendiger, als es richtig zu beſtimmen und gehörig zu beſchränken. Hierauf würdigt der Vf. die hierin von verſchiedenen Ärzten gethanen Vorſchläge und die in manchen Ländern getroffenen Einrichtungen. Beſonders verweilt er bey der Einrichtung der Schulen für Landärzte in Baiern, gegen deren Zweckmäſsigkeit er Manches, und zwar nicht Unerhebliches einwendet. Nur den Gründen des Vfs. kann Rec. nicht beyſtimmen, welche er gegen die Anſtellung der Wundärzte auf dem platten Lande anführt. Rec. iſt im Gegentheile überzeugt, daſs dadurch zweyen Übeln abgeholfen werden würde, dem Mangel ärztlicher Hülfe auf dem Lande, und der unerhörten Beeinträchtigung, welche die Ärzte in den Städten von dieſen halbgebildeten Menſchen erfahren. Es verſteht ſich, daſs nicht ſolche Wundärzte angeſtellt werden dürfen, wie ſie täglich aus den Barbierſtuben kommen, ſondern ſolche, wie ſie in den groſsen und den meiſten Mittelſtädten angetroffen werden, wo ſie in der Regel mehr innerliche Kranke zu behandeln haben, als die meiſten Ärzte.

Der 4 Abſchnitt, unſtreitig der wichtigſte, enthält den *Entwurf zu einer zweckmäſsigen Einrichtung des Medicinalweſens für das platte Land.* — Die allgemeinſten Grundſätze für die Verbeſſerung des Medicinalweſens faſst der Vf. in folgenden Worten zuſammen: 1) Man ſorge für eine anſtändige Subſiſtenz einer hinreichenden Anzahl von Medicinalperſonen auf dem platten Lande; man mache dann aber auch an dieſelben in Hinſicht ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung und Kenntniſſe alle die Foderungen,

welche hierin überhaupt nur gemacht werden können, und begnüge sich nie mit unvollständig oder halbgebildeten Ärzten. 2) Man suche auf alle nur mögliche Weise eine vernünftige Bildung und Aufklärung des Volks zu befördern, so dass es die Wohlthat einer guten Medicinalverfassung begreife, dankbar annehme, und selbst für das weitere Emporkommen derselben mitzuwirken strebe. — Die erste Bedingung zur Realisirung einer zweckmäsigen Medicinalverfassung auf dem platten Lande ist: eine hinreichende Anzahl geschickter Medicinalpersonen in richtiger, gleichmäsiger Vertheilung, und ein anständiger Unterhalt derselben. Wo soll dieser herkommen? Soll sie der Staat besolden? Oder sollen sie von den Beyträgen der Einzelnen leben, denen sie Dienste erzeigt haben? Das Erste würde sich wegen der bedeutenden Kosten schwerlich realisiren lassen, und manche Übel mit sich führen. Eine allgemeine Steuer würde das Unbillige in sich schliessen, dass der, welcher vielleicht selten oder nicht krank wird, für den mitbezahlen müsste, der öfter erkranket. Der Vf. schlägt zwar auch eine Steuer vor; aber diese soll blos dazu führen, dass Jeder im Fall der Noth einen Arzt haben kann. Es müssen so wenig Ärzte als möglich, und diese auf eine so grosse Anzahl von Menschen gerechnet werden, als sie nur immer besorgen können; auch muss jede Medicinalperson in der Ausübung so viele Zweige der Medicin vereinigen, als nur möglich ist. Es lässt sich annehmen, dass ein Arzt auf dem Lande unter günstigen Bedingungen der Lage, der Wege und der Menschen selbst von seinem Wohnorte, als dem Mittelpuncte, aus auf eine Entfernung von zwey und drey Meilen für die beabsichtigten Zwecke wirksam seyn, und im höchsten Nothfalle die unter einer Anzahl von 8000 Seelen vorkommenden Kranken versehen könne, welche Annahme jedoch durch Nebenumstände vielfach modificirt und oft abgeändert werden wird. Der Vf. nimmt an, dass auf dem platten Lande jährlich im Durchschnitte der 10te Mensch von einer ernstlichen Krankheit befallen wird. Dieses würde auf eine Seelenzahl von 8000 jährlich 800 Kranke betragen. Unter diesen leidet ungefähr die Hälfte, also 400, an schweren Krankheiten, so dass sie dem Arzte bedeutende Mühe und mehr Besuche kosten; von den übrigen werden manche noch zu ihm ins Haus kommen können. Von den 800 Kranken leidet ungefähr der 12te Theil an äusseren Übeln, und davon wieder kaum die Hälfte an nicht bedeutenden. Diese Annahme, welche weder ganz genau, noch allgemein gültig seyn kann, ist nach den Beobachtungen eines auf dem Lande sehr beschäftigten Arztes in einer nicht ungesunden Gegend entworfen, und nach dem Princip des Nothbehelfs ist dieser Wirkungskreis in Hinsicht der Ausdehnung und der Seelenzahl nicht zu gross. Eine Apotheke kann zwar für eine grössere Seelenzahl eher ausreichen, als ein Arzt. Am besten würde jedoch auf jeden Bezirk, für welchen ein Arzt erfoderlich ist, auch auf eine Apotheke gerechnet, welche wo möglich an dem Wohnorte des Arztes befindlich seyn muss. Was das übrige Personal für einen gegebenen District betrifft: so muss die Zahl der Hebammen weit grösser, und wo möglich in jeder bedeutenden Commun wenigstens Eine vorhanden seyn. Von den Krankenwärtern ist weiter unten die Rede. Jedes Land muss nun in medicinische Districte eingetheilt und dafür gesorgt werden, dass in jedem derselben die erfoderlichen Medicinalpersonen anständig leben können. Für jeden District wird zuvörderst ein Arzt erfodert, mehrere dürfen nicht darin geduldet werden, und der Staat muss mit dieser Stelle eine fixirte Einnahme verbinden. Wäre es nicht möglich, dass der Staat diese Besoldung aus anderen Quellen nehmen könnte: so würde es gar nicht unbillig seyn, zu diesem Behufe von jedem Einwohner des Districts eine mässige Steuer zu erheben. Auch würde es sehr wünschenswerth seyn, wenn diese Stellen nach Massgabe der Umstände noch mit anderen Vortheilen dotirt, z. B. wenn solchen Ärzten beständige Wohnung, Gärten, Fourage für ein Reitpferd u. dgl. ausgemittelt werden könnten. — Aber ein eben so wichtiges Augenmerk muss der Staat auf die ärztlichen Bildungsanstalten richten, um Subjecte zu erziehen, die gerade für diese Zwecke passen. Diese Ärzte sollen Ärzte, Wundärzte und Geburtshelfer in Einer Person seyn. Hiezu muss der Plan in ihrer ganzen Bildung früh angelegt werden. Ferner sollen sie unter beständiger Aufsicht gehalten werden. Die geschicktesten unter ihnen sollen als Landphysiker angestellt werden, und eine Unterbehörde bilden, die zwischen ihnen und dem Medicinalcollegio in der Mitte steht und das Organ für die Vollziehung der Einrichtungen des letzteren ist. Diese müssten vorzüglich über die Ausführung des ganzen Plans im Einzelnen wachen, und die erste Instanz seyn, welche auf das Benehmen der Ärzte ein wachsames Auge führte. Der Vf. empfiehlt hier die in den salzburgischen und baierschen Medicinalverordnungen angegebene Einrichtung nebst der Angabe der Pflichten und Obliegenheiten dieser Landphysiker und ihres Verhältnisses zu dem übrigen ärztlichen Personale als musterhaft. — Diesen Landphysikern werde zugleich die Ausübung der gerichtlichen Arzneykunde übertragen. Auch muss für eine strenge Aufsicht über die Apotheken und für eine billige Taxe der Apothekerwaaren gesorgt werden. Die Aufsicht über die Apotheken wird am besten in der ersten Instanz den Ärzten, und in der zweyten den Landphysikern anvertraut. — Die schon vorhandenen ganz unwissenden Subjecte, die nichts weiter gelernt haben, als einige mechanische Handgriffe der niederen Chirurgie, und die das Bartscheeren zu ihrem Hauptgeschäft machen, sollen unter der Aufsicht der Ärzte zu Krankenwärtern benutzt werden, und zu den niederen, blos mechanischen Hülfsleistungen bey äusseren und inneren Kranken. — Was die Hebammen betrifft: so muss die Hauptsorge auf einen zweckmäsigen Unterricht

derselben gerichtet seyn. Dieser Unterricht braucht eben nicht weiter zu gehen, als was zur vernünftigen Diätetik der Schwangeren und Wöchnerinnen, und zur Behandlung natürlicher, regelmäsiger, und zur Unterscheidung schwerer, regelwidriger Geburtsfälle gehört, um in letzterem Falle gleich weitere Hülfe zu suchen. Die Ärzte sowohl als die Landphysiker müssen darauf sehen, dass Hebammen da, wo es erfoderlich ist, angestellt werden, sie müssen dieselben beständig unter Aufsicht halten, und ihnen nöthigen Falls noch weitere Nachhülfe des Unterrichts ertheilen. — Hierauf kömmt der Vf. auf die Beseitigung der Umstände, welche von Seiten der Kranken einer solchen guten Einrichtung hinderlich sind. Die Haupthindernisse sind nach dem Vf. folgende: 1) Eine grosse Indolenz und Gleichgültigkeit der Landleute gegen das Leben und eine daraus entspringende Vernachlässigung ihrer Krankheiten. 2) Zu rohe und verkehrte Begriffe über die Natur und über die Verhältnisse von Gesundheit und Krankheit und daraus entspringendes zweckwidriges Verhalten aller Art in den Krankheiten und beym Arzneygebrauche. 3) Mangel an hinreichendem Vermögen, um die nothwendigen Erfodernisse zur Cur und zur Pflege zu bezahlen. 4) Das Zutrauen und der Beyfall, den alle Arten von Quacksalbern und Afterärzten auf dem platten Lande finden, wodurch natürlich der wohlthätige Einfluss geschickter Ärzte vermindert wird. — Die Beseitigung dieser Hindernisse muss theils und hauptsächlich schon in der Art der Medicinalanstalten selbst liegen, und durch die fortwährenden Bemühungen der Ärzte bezweckt werden; theils kann sie aber nur durch anderweitige Vorkehrungen bewirkt werden, davon der Vf. mehrere erwähnt, von denen sich allerdings viel für diesen Zweck erwarten läfst.

Dieses sind die Hauptideen der nützlichen Schrift, die gewiss zur Beförderung einer Anstalt viel beytragen wird, welcher mehrere Regierungen jetzt einen hohen Grad von Aufmerksamkeit widmen, und dadurch einen unverkennbaren Beweis ihrer Humanität an den Tag legen. Den Vorschlägen des Vfs. muss jeder Unparteyische das Zeugniss geben, dass ihre Ausführung keinesweges an das Unmögliche grenzt. Sie sind nicht die Frucht phantastischer Speculationen, sondern gründen sich auf eine genaue Kenntniss der Verhältnisse des platten Landes. Auch sind die Foderungen an die Regierungen von der Art, dass sie ohne grosse Schwierigkeiten befriedigt werden können. Zwar möchte der Vf., wenn ihm die Organisation dieser Verfassung übertragen würde, schwerlich jetzt schon unter dem ärztlichen Personale eine auch nur einigermassen hinreichende Anzahl von Subjecten finden, in welchen sich die zur Einreichung des beabsichtigten Zwecks nöthige Bildung, dass sie nämlich Ärzte, Wundärzte und Geburtshelfer in einer Person sind, vereinigte. Allein auch diesem Einwurfe hat der Vf. dadurch begegnet, dass er vorschlägt, diese Stellen jetzt durch zwey Personen, durch einen Arzt und Wundarzt so lange zu besetzen, bis durch die eingerichteten Bildungsanstalten für ein taugliches Personale gesorgt ist. Freylich werden dadurch die Kosten gleich im Anfange verdoppelt, und die Ausführung der guten Sache erschwert werden. Oder soll man die fixirte Einnahme unter ihnen theilen: so würden sich dazu schwerlich gute Subjecte gutwillig verstehen; und wollte man sie zur Annahme der Stellen zwingen: welches Gute liesse sich davon erwarten? Indess sind diese Schwierigkeiten nur temporell, und es ist schon viel gewonnen, wenn an ihrer Beseitigung mit Fleiss gearbeitet wird, und die schon vorhandenen, wenn gleich wenigen, brauchbaren Subjecte gleich dazu benutzt werden. Man müsste vor der Hand diese Einrichtungen partiell machen, in einigen oder mehreren Districten, und ihnen allmählich mit den zureichenden Mitteln eine grössere Ausdehnung geben. Möge sich diesen Vorschlägen nicht die Engherzigkeit der Financiers entgegenstellen. Deutschland würde dann, wie in vielen anderen Dingen, auch hierin anderen Staaten als Muster vorleuchten.

J. M. PF.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. 1) *Breslau u. Leipzig*, b. Korn: *Über chirurgische Heilmittellehre.* Ein propädeutisches Fragment als Prodomus (Prodromus) für seine Vorlesungen. Von Dr. *Joh. Wendt.* 1811. 40 S. 8. (8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Über den tollen Hunds-Biss und die Schrecknisse seiner unglücklichen Folgen*, von *Joh. Wendt*, der Weltw. und Heilkunde Doctor. 1811. 54 S. 8. (8 gr.)

No. 1 berechtigt, dem Titel nach, zu ganz anderen Erwartungen, als was man bey näherer Ansicht in dem Buche selbst findet. Es scheint, der Vf. habe, wie er auch selbst in der Vorrede sagt, nur vor den Leuten zeigen wollen, welche Ansichten er von Organisation, Leben, Krankheit und Gesundheit u. s. w. habe. Obwohl nun diese Ansichten der Lehre von den Heilmitteln vorhergehen müssen: so erwartet man doch, dass sie der Schüler schon aus den Vorträgen über Physiologie mitbringe, und daher gehören sie nicht unmittelbar zum Prodromus der Vorlesungen über chirurgische Heilmittellehre. Übrigens sind diese Ansichten selbst so wenig im Zusammenhange, so oberflächlich behandelt, und der Vortrag so wenig belebt (wenn gleich der Vf. zuweilen einige poetische Funken sprüht, als: *des Verbandes Zauber und der Umschläge geheime Kraft; die Kronen (?), welche Hygiäa windet*), dass wohl die vornehmen und gelehrten Zuhörer, welche dieser Vorlesung beygewohnt haben, den Hörsaal so nüchtern verlassen haben mögen, als es wahrscheinlich sämmtliche Leser derselben bleiben werden.

No. 2 ward durch mehrere Unglücksfälle in der Vaterstadt des Vfs. veranlasst und zum Besten derjenigen Hülfsbedürftigen verkauft, welche den 5 und 6 Jan. 1811 durch den tollen Hunds-Biss verunglückt sind; sie hat übrigens für das grössere Lesepublicum weiter kein Interesse. Warum der Vf. von S. 18 — 22 wiederholt abdrucken lässt, was schon S. 9 — 17 ausführlicher gesagt ist, lässt sich nicht wohl absehen.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MÄRZ, 1812.

PHILOSOPHIE.

Regensburg, b. Augustin: *Aphorismen aus der Philosophie, als Leitfaden für den ersten Unterricht der angehenden Wissenschaftscandidaten.* 1 Heft. 1 u. 2 Abtheilung; enthaltend, nebst der allgemeinen Einleitung zur Philosophie, 1) die Methodik und Erklärung des werdenden Wissens (Anthropologie, Logik und Dialektik); 2) die Grundlinien der Theorie des nothwendigen unbedingten und bedingten Seyns (Metaphysik). Von *Thaddäus Anselm Rixner*, Prof. der Philosophie am königl. Lyceum zu Passau. 1809. VI u. 114 S. 8. (10 gr.)

Die Absicht dieser Aphorismen ist, nach dem Vorbericht, eine concentrirte Darstellung des gesammten philosophischen Lehrgebäudes, nach der jetzigen Gestalt der Wissenschaft, für den Horizont der ersten Anfänger entworfen. Zu diesem Zweck, den Anfängern eine kurze Übersicht von dem neueren *Pantheismus, Entheismus, der absoluten Identitätslehre*, oder wie man sonst die jetzt herrschende Philosophie nennen will (nur, dass man durch keine dieser Benennungen einen nachtheiligen Nebenbegriff beabsichtige), zu verschaffen, findet Rec. diese Schrift als Leitfaden des mündlichen Vortrags sehr bequem. Dabey gereicht es dem Vf. zur Ehre, dass er nicht, wie so manche Andere seiner Schule, gegen Kant ungerecht und unerkenntlich ist. Auch wird der Anfänger nach dem Vorgang des Vfs. sich bey Zeiten zur Präcision des Ausdrucks gewöhnen. Aber (doch diess nur im Vorbeygehen) eben um der Anfänger willen sollten die *Lyceisten* nicht *Licäisten* heissen, auch an keiner *Methaphysik* und *Kathegorie* verwöhnt, und *Scholien* nicht mit *Skolien* verwechselt werden. Eines Auszugs ist eine solche aphoristische Schrift nicht fähig. Auch wird man Rec. nicht zumuthen, die am Ende befindliche Inhaltsanzeige der grösseren und kleineren Abtheilungen abzuschreiben, oder das ganze System selbst ausführlich zu prüfen. Er zeichnet daher nur Einiges aus, um von der Darstellungsart des Vfs. einige Proben zu geben, und hin und wieder einige Bemerkungen anzubringen. *Philosophie* ist ihm die *Wissenschaft* des Wissens, und der *Erkenntniss* selbst, wie auch *alles Erkennbaren* im Reiche der Natur, der Freyheit und Religion, wiefern dieses alles *durch Vernunftanschauung*, d. i. durch Erkenntniss des *ersten Seyenden selbst* erkennbar ist. — Sie ist also, ihrem *formalen* Charakter nach, die reine intuitive construirende und ideale Vernunftwissenschaft des *Seyns* und *Erkennens* aller Dinge nach der Wahrheit. Aus diesem Gegensatz des *Seyns* und *Erkennens* ergeben sich die beiden hier abgehandelten Theile der Philosophie, die Methodik des Erkennens, oder *formale Philosophie*, und die Wissenschaft des Seyns, *Metaphysik* oder *reale Philosophie*. Der *äussere und formale Unterschied* zwischen philosophischen und mathematischen Erkenntnissen besteht nach dem Vf. nicht etwa darin, dass diese *intuitiv* (*a priori*) sind, jene aber bloss *discursiv*, sondern vielmehr darin, dass die *Mathesis* ihre Anschauungen *auch für den äusseren* Sinn in ihrer Reinheit darzustellen vermag, die *Philosophie* aber die ihrigen *bloss für den inneren* Sinn. Den *inneren* und *realen* Unterschied beider aber setzt der Vf. darein, dass die *Mathesis* es bloss mit der *Anschauung der leeren und abstracten Form des Unendlichen* zu thun hat, die *Philosophie* hingegen mit der *Anschauung seines Wesens selbst* beschäftigt ist. Rec. bekennt frey, dass es ihm noch nie gelungen ist, sich zur *Vernunftanschauung des Wesens des Unendlichen* und *Absoluten* aufzuschwingen, oder sich nur überhaupt einen Begriff von einer *Vernunftanschauung* zu machen. Denn damit ist ihm nicht geholfen, dass *die Vernunft* nach §. 43 als das höchste aller Vermögen erklärt wird, das Unendliche in uns selbst, und uns selbst in dem Unendlichen *anzuschauen*. Bis auf diesen Augenblick hat er sich das Unendliche und Absolute nur *denken* können, und zwar mehr *negativ* und *symbolisch*, da hingegen jede Anschauung *positiv* seyn muss. Nicht einmal die *Unendlichkeit* des *Raums* und der *Zeit* kann *angeschaut*, sondern nur *gedacht* werden.

Die concentrirte *Geschichte der Philosophie* §. 12 bis 24 der Einl. wird auch dem Kenner gefallen. Die Perioden sind treffend charakterisirt. Aber der Grund der Benennung des *Mittelalters* §. 15, weil dasselbe weder einen ganz barbarischen und durchaus rohen, noch auch einen bis zur vollendeten Bildung gediehenen Zustand, sondern vielmehr ein *Mittleres* zwischen beiden darbiete, ist ein Wortspiel.

Den Übergang von der *Logik*, welche bloss *formal* ist, und kein Wissen, keine Erkenntniss eines realen Seyns gewährt, zur *Metaphysik* macht die *Dialektik* (oder Vernunftkunst), welches Wort bey dem Vf. eine eigene Bedeutung hat. Sie ist die Anleitung zur höheren Speculation, oder zum eigentlichen philosophischen Wissen, eine Propädeutik der Metaphysik. Ihr höchstes Ziel im *negativen* Sinn ist, zu zeigen, dass überall in der Relativität, in dem

Sinnenschein und in der Reflexion *keine Haltung sey*. (Wir wünschen statt dieses vagen Ausdrucks einen bestimmteren und deutlicheren.) Im *positiven* Sinn ist ihr höchstes Ziel die Erkenntniss des Wesens der philosophischen Anschauung und Construction, als der eigentlichen Form des *philosophischen Wissens*. Sie muss also in letzter Hinsicht den factischen Beweis liefern: Wie und auf welche Weise es der Vernunft möglich sey, über die sinnliche Erkenntniss hinaus bis zur wahren Einsicht in das Wesen des letzten und eigentlichen *An sich*, oder des *Absoluten* vorzudringen." Das *philosophische Wissen* ist die unmittelbare Erkenntniss der *schauenden Vernunft*, darin *Begriff* und *Anschauung*, *Seyn* und *Gedenkbarkeit*, *Möglichkeit* und *Wirklichkeit* in Eins zusammenfallen, welches mithin nur allein Nothwendigkeit und Apodixis nicht nur des Erkennens, sondern auch des *Seyns* gewährt und gewähren kann. Ein solches Wissen ist allemal *unmittelbare Ergreifung des Absoluten*, entweder bey seiner *Wesenheit*, *esoterische Theologie*, oder bey den beiden *wesenslosen Anschauungsformen* seiner Unendlichkeit, *Mathematik*, oder in seinen beiden *realen substantialen Darstellungen* — der Natur und der Menschheit — *Natur-* und *Ideal-Philosophie*. Jede dieser apodiktischen Wissenschaften setzt allemal, wenigstens stillschweigend, das nämliche einzig mögliche Fundament aller Gewissheit, die ursprüngliche und wesentliche Identität des *Seyns* und des *Erkennens*, des *Erkennens* und des *Seyns* des *Absoluten* voraus. Diess ist die oberste Bedingniss alles evidenten Wissens und zugleich das evidenteste Wissen selbst.

Noch giebt Rec. als Probe aus der *Metaphysik der Wahrheit*, wie sie der Vf. nennt (denn er redet auch von einer *Metaphysik des transcendentalen Sinnenscheins* S. 92. §. 7 ff.), *die esoterische Theologie in nuce*. „Das *Absolute*, oder die *Gottheit*, ist a) das erste, ewige, schlechthin nothwendige *Urwesen*, das an und für sich selbst ist, ewig sich selbst *anschaut*, *erkennt* und *will*; b) der ewige *immanente Grund alles Seyns* und *Erkennens*, ohne welchen gar nichts seyn noch erkannt werden möchte; c) die *Substanz per Excellentiam*, deren beide gleich ewige und nothwendige *Modi unendliches Seyn* und *unendliches Selbsterkennen* sind; d) das *All-Eine*, welches, für sich in ungetrübter Einheit Eins seyend und bleibend, dennoch in seinen realen substantialen Darstellungen *zumal* auch *Alles* ist. — Das göttliche Leben kann nicht blosses *Seyn an sich* seyn, es musste auch ewiges und immer sich selbst erneuerndes *Offenbaren und Darstellen werden*. — Damit nun das *Eine* schlechthin *Innerliche*, der unsichtbare Mittelpunct (das ewige und unendliche Sich-selbst-Erkennen und Beschauen) zugleich auch *äusserlich* in einer sichtbaren Peripherie sich darstelle, und das ewige *Sich-selbst-Erkennen* und Anschauen *ein zeitliches* Offenbaren und *endliches Bewusstseyn* werden möchte, dazu musste das Eine, unbeschadet seiner Einheit, und beharrend in der Identität seines Wesens, in unendlich vielen endlichen realen und substantiellen Formen sich darstellen, darin es als das *Unbedingt-Wirkliche* in allen *Bedingt-Wirklichen* sich zu erkennen giebt." Nun höre man auch *die Dreyeinigkeitslehre* des Vfs. „Indem das *Erste*, *ursprünglich Seyende*, und das Absolute sich selbst in der Fülle seines Seyns und seiner Vollkommenheit, *uno et unico actu simplicissimo*, zumal (auf einmal) anschaut und erkennt, *zeugt* es in sich selbst auf eine ewige Weise *sein ewiges, sich selbst gleiches Ebenbild*; einen *Gott* von *Gott*, ein *Licht* vom *Lichte*, dessen beiderseitiger Reflex innerhalb des göttlichen Wesens noch eine *dritte göttliche Individuation* erzeugt." (Es ist doch eine herrliche Sache um die Vernunftanschauung! Da wird man entzückt bis in den dritten Himmel und hört unaussprechliche Worte!) Doch weiter! „Indem nun ferner das nämliche Absolute die Fülle seines unendlichen Seyns und Selbsterkennens auch noch *en detail*, jedoch auf die allervollkommenste Weise, mithin in einer unendlichen *Entwickelung* eines unbegrenzten *Meeres* der mannichfaltigsten Vollkommenheiten in unendlich vielen endlichen Formen und Ebenbildern von den verschiedensten Graden und Potenzen anschaut und erkennt, entsteht im göttlichen Verstande der *mundus archetypus*, oder das *Urbild* des *All*. (Gut! So weit ist alles noch *immanent*.) Da aber, heisst es nun ferner, die Urbilder des göttlichen Verstandes nicht todte Abstraction, sondern lebendige Schöpfung, d. i. *reale substantielle Darstellungen* göttlicher Kräfte sind: so mussten sie, zufolge des ewigen *idealen Seyns* im göttlichen Verstande, auch noch (wiewohl im abgeleiteten Sinne) *ein eigenes reales Seyn* für sich selbst, *als eigene Wesen*, erhalten, d. i. sie mussten als zeitliche und räumliche Wesen zur Wirklichkeit kommen. (*Als eigene Wesen* — also sind sie von jenen ewigen Urbildern des göttlichen Verstandes verschieden — also ist das Absolute nicht, wie es vorher hiess, der *immanente Grund alles Seyns*.) *Die körperliche Natur*, oder das *körperliche Weltall*, die *Natur im engeren Sinn*, ist die Darstellung des Absoluten, oder All-Einen, von seiner *realen* Seite, nämlich als *Seyenden schlechthin*, welche (Darstellung), wie das göttliche Seyn selbst, die Unendlichkeit aller Zeiten und Räume, auf eine ewige und unendliche Weise, und doch auch nichts desto weniger jeden bestimmten endlichen Raum und Zeit auf eine besondere endliche Weise erfüllt. Das körperliche Weltall erscheint also, vom Standpunct der Vernunft angesehen, 1.) als immerwährende und immer sich selbst erneuernde Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, d. i. als der *reale und ideale* Ausdruck des göttlichen allgegenwärtigen *Insichselbstseyns* (*Schwere*), und des göttlichen *Sichselbstoffenbarens* (*Licht*); 2) als eine mit zahllosen Endlichkeiten erfüllte Unendlichkeit; 3) als das *absolute Object*, das als solches *ist*, ohne um sein eigenes *Seyn* zu wissen."

„Die Darstellung des Absoluten von seiner *idealen Seite*, nämlich als eines Unendlichen Sich-Selbst-Erkennens und Anschauens ist der *Inbegriff der unendlich vielen endlichen Intelligenzen*, mittelst welcher, als eben so vieler endlicher bestimmter For-

men, das göttliche Selbstbewusstseyn, welches in seiner Unendlichkeit das ganze All auf eine unendliche und ewige Weise umfasst, eben dieses All, *gleichsam als in eben so viel Spiegeln* (deren jeder zwar auch das ganze All, aber immer nur auf eine eigene endliche Weise darstellt) erblickt. — *Jede endliche Intelligenz, jeder Geist*, oder jede Seele (der reale substantielle Ausdruck eines besonderen *Modus* der göttlichen Selbstanschauung) kömmt demnach *als ein besonderes Werkzeug* zu betrachten, *dadurch die unendliche Selbsterkenntniss und Weltanschauung des Absoluten endliches persönliches Bewusstseyn wird.*" Doch genug! Wenn es bey Moses schon am ersten Schöpfungstage *Licht* wird: so wird es bey diesen philosophischen Schöpfungen immer dunkler — oder man hat endlich nichts, als täuschende Irrlichter bloser Worte. Man will erklären und begreiflich machen, was nie erklärt und begriffen werden kann. Nie wird man, so viele Versuche auch schon gemacht worden sind und noch gemacht werden dürften, begreiflich und anschaulich machen, wie aus dem Absolut Einen die unendliche Mannichfaltigkeit und Vielheit, aus dem Unendlichen das Endliche realiter hervorgegangen ist und hervorgeht. *Emanationen, Fulgurationen* und *Ausblitzungen, Modificationen, Expressionen, Manifestationen, Offenbarungen, reale und substantiale Darstellungen* erklären nichts — eben so wenig, als wenn *Ploucquet* sagt: die endlichen Substanzen sind da *per realem visionem divinam*, oder, wenn nach *Wilhelm von Auvergne* die Welt dadurch entstanden seyn soll, dass Gott *dachte*, sie solle seyn. Er berief sich auf die Erfahrung: dass sogar Menschen durch das blosse Denken von Gegenständen und Handlungen diese wirklich machten. Ein Philosoph, setzte er sehr ernsthaft hinzu, dachte mit groser Lebhaftigkeit, dass ein Kameel fallen würde, und es fiel wirklich. *Risum teneatis, amici!*

N. c. m. e.

PÄDAGOGIK.

KÖNIGSBERG, b. Degen: *Die Schulmeisterschule, oder Anleitung für Schullehrer zur geschickteren Verwaltung ihres Amtes*, in Frage und Antwort, Gleichnissen, Geschichten und Gesprächen, von *Karl August Zeller*, königl. preuss. Oberschulrathe. Mit einer Schulgesetztafel. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1810. 143 S. 8. (14 gr.)

Nach der Vorrede zur ersten Auflage soll diese Schrift ein kleines Handbuch über das Ganze der Schulzucht seyn, mit Ausschliesung alles dessen, was der Sprach-, Rechen-, Schreib-, Gesang-Lehrer als solcher wissen und kennen muss. Rec. findet das Buch nicht allein diesem Zweck, sondern auch den Bedürfnissen der Lehrer, wie sie zur Zeit noch bey den meisten Elementarschulen sind, vollkommen entsprechend. Der Vf. weiss, was zum Schulhalten gehört, und welche Mittel zum Ziel führen; er weiss aber auch, in welcher Sprache man zu den Männern sprechen muss, die jene Mittel sich aneignen und verständig anwenden sollen.

In der Einleitung werden einige Begriffe erörtert, die zwar dem Erziehungs- und Schul-Wesen überhaupt angehören, von denen aber selbst dem Landschullehrer eine richtige Einsicht und Beurtheilung unentbehrlich ist, wenn er sein wichtiges Geschäft mit Verstand treiben soll. Wir zählen dahin die Fragen: Wodurch der Mensch zum Menschen werde? Was Erziehen und Unterrichten heisse? Was für Kräfte der Mensch besitze? Ob alle Menschen und auf gleiche Art erzogen werden sollen? Ob der Schullehrer auch Erzieher seiner Schüler seyn könne? Was zur Wahl des Schulberufs bewegen solle? u. s. w. Der Vf. verliert nie die Personen aus dem Auge, um derentwillen er schreibt, und passt seine Erklärung genau ihrem Fassungsvermögen an; daher wir es ihm zum Lobe anrechnen, dass er nicht unzeitig tief und gelehrt thun will. Dessenungeachtet hätten einige Begriffe genauer bestimmt und schärfer abgesondert werden können und müssen, als es geschehen ist. Wir führen darüber die Begriffe von Erziehung und Unterricht zum Beweise an. Erziehen heisst S. 3 machen, dass die Kinder die Kräfte brauchen lernen, die Gott in sie gelegt hat, und Unterrichten heisst S. 9 die Erkenntniss- und Prüfungs-Kraft üben. Beide Begriffe sind mangelhaft, und letzterer offenbar im ersteren schon ganz enthalten.

Das Buch selbst zerfällt in 2 Theile. Der erste handelt von der äusseren Einrichtung einer Schule. Was hier über die Anlage des Schulgebäudes, über die Einrichtung der Lehrerwohnung, über die Eintheilung und Anordnung der Lernzeit und über die Schulordnung für eine Landschule gesagt wird, verräth den mit seinem Gegenstande vertrauten und vielerfahrnen Mann, dessen Leitung sich alle diejenigen, welche Schulen anzulegen oder umzuformen haben, mit Nutzen bedienen werden. Einen noch augenscheinlicheren Beweis von Schulerfahrung und Präceptoralklugheit liefert der zweyte Theil, der die innere Einrichtung der Schule und die Schulzucht selbst umfasst. Der Vf. spricht hier von Schulgesetzen, die in biblischen Sprüchen auf der angehängten Tafel verzeichnet sind, von deren Eintheilung in bürgerliche und Schüler-Gesetze, von den Pflichten, welche durch Schülergesetze dem Schüler eingeschärft werden müssen, von der zweckmäsigsten Handhabung der Schulgesetze, von der Einrichtung eines Ordnungsamtes, von Belohnungen und Strafen, von der Censur und von anderen damit verwandten Gegenständen. Zuletzt werden noch Verhaltungsregeln bey einer Schulreform, und namentlich bey der Einführung der neuen, hier Fundamentmethode genannten, Lehrart angegeben.

Wenn man auch nicht in allen einzelnen Puncten mit dem Vf. übereinstimmen, oder der Meinung seyn sollte, dass sich Manches eben so gut auch auf einem anderen Wege erreichen lasse: so wird man doch die Bemerkungen des Vfs. alle lehrreich finden, und gern einräumen, dass Lehrer, die sich nicht selbst zu rathen wissen, am besten thun, wenn sie der hier gegebenen Anweisung folgen.

Die Form des Buchs hält Rec. gleichfalls für an-

gemessen dem Kreise von Lesern, für welche es zunächst bestimmt ist. Es ist der ganze Inhalt auf 63 Fragen, mit einigen Unterabtheilungen, zurückgeführt worden, welche die Aufmerksamkeit und das eigene Nachdenken des Lesers anregen. Bevor des Vfs. Antwort erfolgt, wird hinter jeder Frage ein, gröſstentheils glücklich gewähltes Gleichniſs, Gespräch oder eine Erzählung eingewebt, aus welchen sich schon im Voraus die darauf folgende Antwort abziehen läſst. Zur Probe theilen wir die 11 Frage S. 13 mit. „Da aus so vielen, gar nicht oder schlecht unterrichteten, Menschen dennoch verständige Leute geworden sind: so fragt sich: in welcher Schule haben diese gelernt? In dem Dorfe, in welchem der obengenannte Caspar Schulmeister ist, wird seit uralten Zeiten bis auf den heutigen Tag eine Winkelschule geduldet, in welcher eine alte garstige Schulmeisterin ihr Wesen treibt. Jämmerlich geht sie mit ihren armen Schülern um, die, meist erwachsen, aus Caspars Schule in die ihrige befördert werden. Die Ohrfeigen und Hiebe, die Caspar gar nicht spart, sind ein Kinderspiel gegen die Strafen, die in ihrer Schule eingeführt sind. Seufzer, Thränen, bleiche, abgehärmte Wangen, schlaflose Nächte, bittere Reue, Armuth und Elend — sind ihre Schulstrafen; und man kann sich daher leicht vorstellen, wie dankbar die Schüler ihren Ältern sind, daſs sie so vom Regen in die Traufe müssen. Schüler, welche bey Casparn nicht rechnen lernten, läſst sie bald mehr, bald weniger Geld einbüſsen, bis sie den Kopf dazu nehmen, und straft sie oft, wenn sie im Subtrahiren der Einnahme von den Ausgaben zu schwach sind, um ihr ganzes Vermögen. Schüler, welche die Augen nicht aufthun und prüfen lernten, wer? was? wie? warum? wozu? wurden die Beute schlauer Betrüger und lernten Vorsicht. Dem Unbehutsamen, Leichtsinnigen oder Unwissenden läſst sie sein Haus über dem Kopfe abbrennen. Dem Nachbar Schlendrian giebt sie eine magere Ärndte und krankes Vieh, bis er anfängt zu vergleichen, Regeln zu machen und zu befolgen. Den Händelsüchtigen straft sie mit Processen, den Unmäſsigen mit Krankheiten, den Dieb, den Rebellen mit Gefängniſs, und fährt so lange fort mit ihren Strafen, bis die Schüler zu Verstande gekommen sind, was freylich auch in Caspars Schule und wohlfeiler hätte geschehen können und sollen. „Aber wo in aller Welt ist denn die Alte?" Du sagst's! in aller Welt, wahrscheinlich auch in deinem Dorfe. Die alte Schulmeisterin heiſst Noth, und ihre Ruthe Schaden u. s. w. Antw. „In der Schule der Noth lernen diejenigen, welche bey der Kinderschule nichts gelernt haben."

Daſs in einer Anweisung zum vernünftigen Schulhalten das unvernünftige Verfahren daneben gestellt wird, ist gewiſs zweckmäſsig, und macht durch den Abstich die Belehrung desto anschaulicher und eindringlicher. Uns scheint aber das Letztere sich nicht eben für eine Einkleidung in Fragen zu eignen, wenigstens müſsten diese Fragen anders ausgedrückt seyn als Fr. 16. S. 99. „Durch welche Mittel kann man hoffen (?) die Kinder a) unfleiſsig und b) unanständig zu machen?" Rec. würde fragen: Wodurch läuft man Gefahr, die Kinder unfleiſsig zu machen? weil er die Ironie hier nicht am rechten Orte findet. Wie endlich die letzte Frage S. 136: „Worin besteht nun aber der Unterschied zwischen der Elementarschule und der Gelehrtenschule? und wie verhalten sich beide gegen einander?" in dieses Buch kommt, sieht Rec. nicht ein. Er wünscht sie auch schon deshalb weg, weil die darauf folgende, aus einem Schreiben von Pestalozzi an den Vf. mitgetheilte Antwort ganz unpassend und höchst unbefriedigend ist. Antw. 31. „Wir können das Studium der Menschennatur nicht von der Art und Weise, wie sie sich in den römischen und griechischen Antiquitäten, sondern von der Art und Weise, wie sie sich im wirklichen Leben und in allem Schönen und Guten dieses wirklichen Lebens ausspricht, herleiten. Wenn wir die Menschennatur in der Wahrheit des wirklichen Lebens erkannt haben: dann erst müssen wir uns fähig glauben, auch in dem Urtheil über die Bedeutung ihres todten Daseyns nicht zu irren." Was mag doch der gute Pestalozzi für einen Begriff von der Alterthumswissenschaft haben? Warum überläſst er die Beurtheilung dieses Gegenstandes nicht den Sachkundigen? Und warum spricht ihm unser Vf. nach, da sein eigenes Urtheil hierüber doch gewiſs ganz anders ausfallen würde. Denn unmöglich kann es auch seine Meinung seyn, daſs die Alterthumswissenschaft in den sogenannten römischen und griechischen Antiquitäten bestehe, daſs das classische Leben kein wirkliches Leben sey, und daſs die Menschennatur in der classischen Welt für uns ein todtes Daseyn habe.

Bey einer neuen Auflage, die der Vf. schon im Jahre 1811 erwartet, wünschen wir unsere Bemerkungen berücksichtigt, und auch die, manchem Schulmeister unverständlichen Wörter: Räson, Anarchie, Deprecation u. s. w. mit deutschen vertauscht zu sehen. Auch möchten wir rathen, solche Stellen, wie S. 102, anderes einzukleiden. „No. 5. Ein Schulmeister in Predigerstellung! Sollte man's denken, daſs die vier Knaben, die vor ihm stehen, so eben eine scharfe Gesetzpredigt aushalten, die bereits eine volle halbe Stunde dauert? Wie so? Sie sehen ja so gleichgültig aus, als ob von — Gott die Rede wäre" u. s. w. Da der würdige Vf. im ganzen Buche mit Achtung von dem Herrn Pfarrer und mit frommem Sinn von Gott und Jesu spricht: so stechen solche Stellen um so greller ab. Doch diese kleinen Flecken benehmen dem Werke seinen Werth nicht. Es wird sicherlich um das Elementar-Schulwesen bald besser stehen, wenn alle Schulhalter, Aufseher und Vorsteher diese auf Erfahrung und Nachdenken gegründeten Rathschläge benutzen. r. b.

FORTSETZUNGEN.

Berlin, auf Kosten des Herausgebers und in Commiss. b. Maurer daselbst *Nützliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedr. Wadzeck*, königl. Professor u. s. w. Eilftes und zwölftes Vierteljahr. 1811. Von S. 1041—1248. 4. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MÄRZ, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Die National-Ökonomie.* Ein philosophischer Versuch über die Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung. Von *Julius Grafen v. Soden.* Erster Band. 1805. XII u. 328 S. Zweyter Band. 1806. IV u. 472 S. Dritter Band. 1808. VI u. 250 S. Vierter Band. Auch unter dem Titel: *Lehrbuch der National-Ökonomie.* Von *Julius Gr. v. Soden.* Zum Gebrauch öffentlicher Vorlesungen nach dessen System bearbeitet. 1810. V u. 478 S. Fünfter Band. Auch unter dem Titel: *Die Staats-Finanz-Wirthschaft nach den Grundsätzen der National-Ökonomie.* 1811. VI u. 424 S. gr. 8. (9 Rthlr. 16 gr.)

Wir dürfen wohl mit Recht annehmen, dass dieses Werk, dessen Anzeige sich zufälliger Weise verspätet hat, bereits in den Händen aller derer seyn werde, für welche das Studium der Nationalwirthschaftslehre nur einiges Interesse hat; und auf den Grund dieser Annahme glauben wir denn auch eine genauere Anzeige des Inhalts uns erlassen zu dürfen. Statt dieser Exposition befassen wir uns bloss mit der Erörterung der Frage: Was hat der Vf. der Wissenschaft durch seine Arbeit für einen Dienst geleistet? Hat er sie weiter gefördert oder nicht? und in wie weit ist es ihm insbesondere gelungen, die Nationalwirthschaftslehre als eine selbstständige Wissenschaft zu constituiren und zu begründen? in welchem letzteren Puncte sich die Haupttendenz seiner Bemühungen ausspricht.

Es ist kein Zweifel, dass diess Unternehmen des Vfs. in jedem Betrachte die ausgezeichnete Aufmerksamkeit verdient, welche ihm wirklich zu Theil geworden zu seyn scheint. Die Bemerkungen des Vfs. über *Smiths* classisches Werk über den Nationalreichthum wird wohl Niemand ungegründet nennen, der sich nicht absichtlich die Wahrheit verhehlen will. Bey allen den unleugbaren Vorzügen, welche *Smiths* Werk besitzt, und bey den hochwichtigen Diensten, welche er dadurch der Wissenschaft geleistet hat, ist es doch nichts anderes, als eine Sammlung von schätzbaren Bruchstücken zu einem wissenschaftlichen Gebäude der Nationalwirthschaftslehre, wie es der Vf. in der Vorrede zum 1. Bande charakterisirt. Und nichts weiter als Beyträge zum Aggregat dieser Bruchstücke sind das, was unsere Commentatoren und Epitomatoren der *smithischen* Untersuchungen bis jetzt geliefert haben. Das Gebäude, welches sich aus diesen Bruchstücken aufführen lassen mag, suchen wir überall vergebens; wiewohl seine Ausführung sehr Noth thut, wenn die Nationalwirthschaftslehre einmal zum Range einer selbstständigen Wissenschaft erhoben, in allen ihren Puncten behörig begründet und befestiget, und auf diese Weise die, vom Menschen- und Bürger-Freunde so sehr gewünschte, Einführung ihrer Lehren in das wirkliche Leben möglich gemacht werden soll. — Ein solches Gebäude nun hat zwar der Vf. in dem vor uns liegenden Werke zu construiren gesucht, und dadurch sich allerdings manches Verdienst erworben; allein, wenn wir dieses Verdienst richtig würdigen wollen: so können wir auch von ihm nichts anders sagen, als: er hat die Bruchstücke etwas mehr geordnet, und zu den bereits vorhandenen manches neue hinzugetragen, und dadurch der Aufführung des gewünschten Gebäudes vortheilhaft vorgearbeitet; ein durchaus festes und vollkommen haltbares Gebäude hat aber auch er nicht geliefert. —

Die erste und Haupt-Bedingung der Herstellung eines festen und haltbaren Systems irgend einer Wissenschaft sind *einmal* richtige Ansichten von der zu bearbeitenden Lehre selbst, ihrem Wesen, ihrem eigenthümlichen Charakter, und ihrem Verhältnisse gegen andere wissenschaftliche Zweige; *dann* möglichst genau und richtig bestimmte Grundbegriffe, ausreichend begründet, und mit möglichster Klarheit und Deutlichkeit entwickelt. Und gerade darin, dass man mit diesen beiden Erfordernissen noch nicht ganz im Reinen ist, liegt der Hauptgrund der Unzulänglichkeit unserer nationalwirthschaftlichen Theorieen und ihrer systematischen Zusammenstellungen. Nun lässt sich zwar nicht leugnen, dass der Vf. diesen beiden Hauptbedingungen seine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hat; und wirklich besteht darin sein Hauptverdienst. Aber die Art und Weise, wie er diesen Bedingungen Genüge zu leisten sucht, hat uns keinesweges vollkommen befriedigt. — Was die *erste* Bedingung betrifft: so scheint auch ihn die gewöhnliche Ansicht der Dinge etwas irre geleitet zu haben, ungeachtet es unverkennbar ist, dass ihm der richtige Weg vorgeschwebt habe. Die *Nationalwirthschaftslehre* — oder wie der Vf. diesen Zweig der Wissenschaften lieber benannt wissen will, die *Nationalökonomie* — ist ihm (S. 6. IV) „die aus der Anthropologie, aus der Kenntniss des menschlichen Organismus, geschöpfte Kunde der Grundsätze, *wie die Form* des Staatsvereins, also *die Staatsverfassung*, und *wie* die Regeln, welche die Staatshaushaltung zu Bestimmung der Rechte und Pflichten der Staatsglieder, in strenger Beziehung auf den gesellschaftlichen Verein, zu beobachten hat, beschaffen seyn müssen, damit die grösstmögliche Zahl der Glieder desselben den höchstmöglichen Grad *physischer* Genussvollkommen-

heit nach ethischen Grundsätzen erlangen und bewahren können". Aber die in dieser Darstellung des Wesens der Nationalwirthschaftslehre sich aufdringende Rücksicht auf den Staat und das bürgerliche Wesen können wir auf keinen Fall billigen. Sie kann, nach unserer Überzeugung, zu nichts anderem dienen, als die Auffassung des wahren Wesens und des eigenthümlichen Charakters der Nationalwirthschaftslehre bedeutend zu erschweren. Soll diess nicht zu befürchten seyn: so kann hier der Mensch nur genommen werden *bloss als Mensch*, erscheinend zwar in mancherley Verhältnissen mit anderen Menschen, aber abgeschieden von allen bürgerlichen Verhältnissen; denn nicht davon ist die Rede, wie er *als Bürger* wohlhabend und reich, sondern bloss davon, wie er es *als Mensch* werden könne. Bloss der Mensch ist also hier zu erfassen, nicht der Bürger. Dass dem so sey, geht selbst aus der ganzen Darstellung des Vfs. hervor. Nur würde diese bedeutend an Klarheit und Deutlichkeit gewonnen haben, hätte er sich von der gewöhnlichen Ansicht der Dinge ganz losreissen können, hätte er den Charakter der *Weltbürgerlichkeit*, den er dieser Wissenschaft (S. 22. I) beylegt, ganz genau festgehalten, und hätte ihn die Verbindung mit Anderen, in welcher wir den Menschen in der Nationalwirthschaftslehre überall erblicken, nicht veranlasst, sich *seinen gesellschaftlichen Menschen* bloss als Glied einer bürgerlichen Gesellschaft zu denken, ungeachtet er selbst erklärt (S. 9, IV), die Nationalökonomie habe diesen Menschen nur in Beziehung auf seinen *individuellen* Wohlstand zum Gegenstande, *ohne* Beziehung auf seine Verhältnisse zum Staatsvereine. Wenn man sich die Wahrheit nicht verhehlen will: so wird man zugestehen müssen, dass die Nationalwirthschaftslehre, eigentlich und genau betrachtet, gar nicht unter die *politischen* Wissenschaften gehöre, oder nur in sofern dahin gerechnet werden könne, als sie eine Hülfswissenschaft für die eigentlichen politischen Wissenschaften bildet. Die Nationalökonomie steht gegen die Staatswirthschaft, selbst die *reine* St. W., in demselben Verhältnisse, in welchem das sogenannte *Naturrecht* gegen das *positive* Recht steht. Die Nationalökonomie ist keine Philosophie der Staatsformen, wofür sie der Vf. (S. 8, IV) erklärt; ausser höchstens nur negativ, wie das Naturrecht eine Philosophie der bürgerlichen Gesetzgebung seyn mag. Sie giebt und soll weiter nichts geben, als eine aus dem Wesen der Menschheit und aus den Gesetzen aller menschlichen Thätigkeit abgeleitete *Darstellung der Bedingungen der menschlichen Betriebsamkeit in Beziehung auf physischen Gütererwerb*, *als Quelle von Wohlstand und Reichthum*, und dazu bedarf es keinesweges der Voraussetzung eines selbstständigen bürgerlichen Vereins — oder eines wirklichen Staats, wie der Vf. (S. 4—9, III u. S. 361, IV) will. Da selbst der Name *National*wirthschaft leicht zu Missdeutungen hinführen kann, weil man sich unter einer Nation — nach der sehr richtigen Bemerkung des Vfs. (S. 9, IV) — immer eine zu einem (bürgerlichen) Zwecke vereinte Menschenmasse, oder eine bürgerliche Gesellschaft zu denken pflegt: so möchte es nicht undienlich seyn, auch diesen aufzugeben. Was wir *Nationalwirthschaftslehre* nennen, ist eigentlich nichts weiter, als eine *Metaphysik der menschlichen Betriebsamkeit*. Übrigens können freylich, da unsere betriebsamen Menschen überall in bürgerlichen Gesellschaften leben, und die bürgerlichen Verhältnisse und Institutionen des gesellschaftlichen Lebens auf den Gang ihrer Betriebsamkeit bedeutenden Einfluss haben, diese Verhältnisse und Institutionen nicht ganz unbeachtet bleiben; allein nur in sofern mögen sie in Betrachtung kommen, als die Frage erörtert werden muss, in wie weit sie jenen aus dem Wesen der Menschheit abgeleiteten Bedingungen zusagen, und damit vereinbarlich oder unvereinbarlich sind. Abgesehen hievon ist ihre Berücksichtigung nicht nur ganz unnöthig, sondern wirklich auch mehr schädlich als nützlich. Die Bedingungen der menschlichen Betriebsamkeit erscheinen dabey nie in ihrer reinen unverschleyerten Gestalt; die Räsonnements über ihre Erhaltung und Förderung bekommen leicht eine widernatürliche, der Tendenz des Ganzen widerstrebende Richtung; man geräth dabey in die Gefahr, das Menschenthum dem Bürgerthume zu opfern, und in der Anwendung der Lehren, in ihrer Einführung in das wirkliche Leben, sind eine Menge Missgriffe unvermeidlich — Missgriffe, die am Ende dahin führen, dass Manches geschieht, um den allgemeinen Wohlstand zu fördern, statt dass er dadurch wirklich auf das Empfindlichste beeinträchtigt und zurückgehalten wird.

So viel über den Gesichtspunct, unter welchen der Vf. in seinem Werke die Nationalwirthschaftslehre gebracht hat. — Dass er auf dem rechten Wege sey, ist unleugbar; Schade nur, dass er ihn nicht mit der nöthigen Consequenz und Umsicht verfolgt hat. — Was die Entwickelung der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre betrifft: so können wir uns nicht überzeugen, dass es ganz zweckmäsig sey, die Untersuchung mit Erörterungen über die Begriffe von *Vermögen* und *Reichthum* zu beginnen, wie diess der Vf. (S. 25 folg. I.) thut. *Vermögen* und *Reichthum* setzen immer *schon vorhandene Güter* voraus. Aber die erste Frage der Nationalwirthschaftslehre ist doch wohl: *wie entstehen Güter?* Auch fragt sich überhaupt sehr, ob Untersuchungen über das Wesen des *Reichthums* der Nationalwirthschaftslehre so wesentlich nothwendig angehören, wie man gewöhnlich zu glauben scheint. Die Tendenz der Betriebsamkeit ist freylich *Reichthum*. Allein es ist bey weitem weniger darum zu thun, zu zeigen, worin er bestehe, als die Art und Weise auszumitteln, *wie er sich erzeugt, erhält und fördert*. Und zu dieser Ausmittelung führt wohl nichts näher und zuverlässiger, als Untersuchungen über die Art und Weise, wie Güter entstehen. Die Erörterung *dieser* Frage gehört also gewiss an die Spitze jedes nationalwirthschaftlichen Systems. Diese aber hat sich der Vf. erlassen, weil ihn der Weg, den er eingeschlagen hat, veranlasst, *Güter* als schon vorhanden vorauszusetzen. Gerade in dieser Voraussetzung glauben wir einen Grund zu finden zum Tadel seiner Bemerkungen über das Wesen und den Begriff von *Vermögen*. *Stoff* und *Productivkraft zusammen*, meint er (S. 26, I, u. VI, IV), könne man *Vermögen* nennen. Indess nach unserer Ansicht der Dinge finden wir in diesen beiden nicht *Ver-*

mögen an sich, sondern nur die Bedingungen desselben. Das, was der Vf. Stoff nennt, das Material, woraus sich Genussmittel bereiten lassen, und diese Genussmittel selbst sind nur bedingt Bestandtheile des Vermögens. Sie constituiren dasselbe nur in sofern, als sie *Güter* sind, d. h. nur in sofern, als der menschliche Geist sie als Mittel zur Beförderung menschlicher Zwecke anerkennt. Und die *Productivkraft* läst sich um deswillen nicht als ein Bestandtheil des Vermögens ansehen, weil sie nur ein immaterielles Gut ist, und unter die Kategorie von Vermögen, in nationalwirthschaftlicher Beziehung, sich blos *materielle* Güter subsumiren lassen; nächstdem giebt sie auch nicht an sich Güter und Vermögen, sondern blos durch ihre Äusserung. Eine Nation hat nicht, wie der Vf. (S. 17, IV) behauptet, schon dadurch Vermögen, dass sie Stoff und Productivkraft besitzt; sondern erst dann, wenn sie die Masse von Stoffen, welche sie besitzt, als *Güter* anerkennt, und die Productivkraft, welche in ihr liegt, wirklich benutzt, und durch sie *Güter* schafft. Die Productivkraft, als Bedingung und Quelle von Gütern und Vermögen betrachtet, ist aber nach der Natur der Sache immer nur ein Besitzthum der Individuen, welche eine Nation bilden. Der menschliche Geist, welcher sich in ihr äussert, wohnt nur in menschlichen Körpern, und die *Productionskraft der Nationalgesammtheit*, „welche diese durch die Staats-Form und Verwaltung ausübt, und die sich darin äussert, wenn die Staatsform und die Staatsadministration die Gesetze der Nationalökonomie respectiren" (S. VI, IV), ist wirklich nichts weiter als ein Spiel der Phantasie des Vfs., erzeugt durch seine oben gewürdigten Ansichten vom Wesen der Nationalwirthschaftslehre. Was der Vf. hier *Productionskraft der Nationalgesammtheit* nennt, ist kein Wesen, das wirklich Güter schafft; sondern nichts weiter, als ein Wesen, das die Übung der productiven Kraft der Nationalglieder nicht hemmt, oder höchstens (aber nie unmittelbar, sondern immer nur mittelbar) etwas fördert; nichts weiter, als ein *immaterielles* Nationalcapital, das die Übung der productiven Kraft der Nationalindividuen unterstützt. Nicht die Staats-Verfassung und Verwaltung kann eine Nation wohlhabend und reich machen, sondern nur die durch jene begünstigte Betriebsamkeit der Nationalglieder.

Eine der wichtigsten, aber auch der nachtheiligsten Folgen davon, dass der Vf. sich die Erörterung der Frage: *wie entstehen Güter?* erlassen hat, ist übrigens diese, dass seine Untersuchungen über den Begriff von *Werth* so wenig genügen, so sichtbar auch sein Streben ist, sich in diesem Punct über den grossen Haufen unserer nationalwirthschaftlichen Schriftsteller zu erheben. Den Werth eines Stoffs setzt er in seine *Geniessbarkeit* und in seine *Unentbehrlichkeit* (S. 24, IV); und beym ersten Anblicke möchte man wirklich in die Versuchung gerathen, durch diese Bestimmungen die Sache für erschöpft zu achten. Doch nur beym ersten Anblicke. Bey näherer Beleuchtung der Sache erscheint sie ganz anders. Beide, Geniessbarkeit und Unentbehrlichkeit, setzen etwas Höheres voraus, das der Vf. hier übersehen hat, und das nicht übersehen werden durfte, wenn man zu vollkommen klaren und deutlichen Begriffen gelangen will. Eine Sache wird nicht durch ihre Geniessbarkeit und Unentbehrlichkeit an sich zu einem Dinge von Werth, sondern nur durch das Anerkenntniss ihrer Tauglichkeit für menschliche Zwecke von Seiten des menschlichen Geistes: — ein Anerkenntniss, das freylich durch ihre Geniessbarkeit und Unentbehrlichkeit motivirt und geleitet wird, aber auch, selbst bey der an sich geniessbarsten und unentbehrlichsten Sache, immer vorausgegangen seyn muss, wenn von einem Werthe derselben die Rede seyn soll. *Werth*, den der Vf. als etwas *Objectives* giebt, ist seiner Natur nach nur etwas *Subjectives*. Es ist nichts, was den Dingen an sich schon ihrem Wesen nach anklebt — wie es nach der Darstellung des Vfs. zu seyn scheint —, sondern nur eine vom menschlichen Geiste auf sie übertragene Eigenschaft. Der Werth hängt auch keinesweges — wie der Vf. (S. 43, I, u. VI, IV) meint — von dem in der *Geniessbarkeit eines Stoffes* nach den Gesetzen des menschlichen Organismus liegenden *Reize zum Genusse desselben* ab, sondern dieser Reiz wirkt weiter nichts, als dass der menschliche Geist zu jenem Anerkenntnisse um so leichter hingeführt wird. Ohne die geniessbare Sache, welche um ihrer Geniessbarkeit willen den Menschen zu ihrem Besitze reizt, geradezu zu einem Gute und einem Dinge vom Werth zu machen, befördert er blos die Subsumtion des Stoffs unter die Kategorie von *Gut*, welche immer der Anerkenntniss und Bestimmung ihres Werths vorausgehen muss. — Wäre der Vf. bey seinen Untersuchungen über die richtige Bestimmung des Begriffs von *Werth* bis auf diesen Punct zurückgegangen: zuverlässig, er würde sich selbst überzeugt haben, dass durch seine Eintheilung des Werths in *positiven* und *verglichenen*, und *absoluten* und *relativen* (S. 39 folg., I, u, S. 24, IV) im Grunde wenig oder nichts geleistet ist. Die einzige Behauptung, welche wir unter den hier aufgestellten Sätzen als völlig wahr unterschreiben, möchte diese seyn: *nur der positive* (durch die (anerkannte) Geniessbarkeit einer Sache motivirte) *Werth ist selbstständig*, und: *bey einem Gute ohne positiven Werth ist kein verglicheuer denkbar*. Nur diese Bemerkung ist in der Natur der Sache gegründet; aber blos willkührlich ist der Unterschied zwischen *absolutem* und *relativem* Werth, der davon abhängen soll (S. 24, IV), ob eine Sache mehr oder weniger Bedingung der menschlichen Existenz ist (wohin der Vf. Nahrungsmittel, Kleidungsstoff, Erwärmungsstoff, Erleuchtungsstoff und Wohnung rechnet), oder nicht. — Auch das, was der Vf. über den *verglichenen* Werth und seine Bedingungen (ausser den eben angedeuteten, wesentlich nothwendigen) (S. 43—50, I, S. 25 u. 28, IV) sagt, bedarf noch mancher Berichtigung, wenn man mit diesen hochwichtigen Puncten der Elementarlehren der Nationalwirthschaft ins Klare kommen will. Das Moment für die Bestimmung der Grade des verglichenen Werths, und für die Erforschung seines Wesens überhaupt, kann wohl in nichts anderem gesucht werden, als in der *Rangordnung der menschlichen Zwecke unter sich*, und in dem *Verhältnisse, in welchem die einzelnen als Mittel für menschliche Zwecke tauglichen Stoffe in dieser Bezie-*

hung gegen einander erscheinen; den höchsten Werth hat derjenige Stoff, den der menschliche Geist als Mittel für seinen höchsten Zweck anerkennt, und den niedrigsten hat wieder derjenige, der von jenem nur für seinen niedrigsten Zweck als Mittel anerkannt wird. Diese früher von *Hufeland* (in seiner neuen Grundlegung der Staatswirthschaftskunst u. s. w. Bd. I. S. VI folg.) angedeutete, und neuerdings von *Lotz* (in seiner Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre u. s. w. Bd. I. S. VI folg.) weiter verfolgte Ansicht der Sache als richtig vorausgesetzt, können die Principe, nach welchen der Vf. den verglichenen Werth bestimmt wissen will, gar nichts, oder doch gewiss nur äusserst wenig entscheiden. Es kommt, um einen richtigen und zuverlässigen Grademesser für den verglichenen Werth und seine Abstufungen aufzufinden, weder auf den Mangel oder die Seltenheit des Stoffes an, noch auf seine Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit an sich, noch auf die Eigenschaft der Substanz des Gutes in der Beziehung, wie der Vf. (S. 28, IV) davon spricht. Nur in sofern kann die Letzte in Betrachtung kommen, als davon ihre grössere oder mindere Tauglichkeit für den ihr angewiesenen Zweck abhängt. Die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit einer Sache aber beruht auf dem Zwecke, zu dem sie gebraucht werden soll, und auf der Stelle, welche diesem Zwecke in der Stufenfolge menschlicher Zwecke angewiesen werden muss, oder gewöhnlicher Weise angewiesen wird. Auch kann auf keinen Fall der grössere oder geringere Kraftaufwand, welchen die Geniessbarmachung eines Stoffs erfodert (die auf sie verwendete *Arbeit*), ihren Werth bestimmen; oder das grössere oder geringere Capitalerfoderniss zum Zwecke des Genusses, wie der Vf. meint. Auf den Werth einer Sache, d. h. auf ihre Tauglichkeit für menschliche Zwecke überhaupt, haben alle diese Momente durchaus keinen Einfluss; sie motiviren allesammt weiter nichts, als die Möglichkeit, sie in den Verkehr einzuführen, und im Wege des Tausches etwas für sie erhalten zu können; vorausgesetzt, dass Jemand ausser ihrem ersten Besitzer vorhanden ist, der ihr Tauglichkeit für menschliche Zwecke beylegt. Fände sich Niemand, der das thäte: so würde auch diese Einführung unmöglich seyn. Von dem Momente, von welchem, nach der Meinung des Vfs., der *Werth* der Stoffe abhängen soll, hängt wirklich, wenn ihr Werth einmal anerkannt ist, nichts weiter ab, als ihr *Preis*, oder, um genau zu reden, eigentlich nur ihre *Preisfähigkeit*, d. h. die Möglichkeit, einen Preis für sie zu erhalten, wenn sie in den Verkehr gebracht werden. Denn der *wirkliche Preis* beruht auf ganz anderen Bedingungen.

Aber die unterlassene Erörterung der Frage: *wie entstehen Güter?* hat auch für die weiteren Erörterungen des Vfs. nachtheilige Folgen. Vorzüglich bemerkbar sind sie insbesondere bey seinen Entwickelungen der Begriffe und des Wesens von *Stoff* und *Productivkraft* (S. 54—160, I, u. S. 33—110, IV). Die Untersuchungen hierüber haben dadurch nicht nur eine abschreckende Schwerfälligkeit erhalten, sondern in die Hauptansichten sind nun auch manche Unrichtigkeiten gekommen, welche leicht zu vermeiden gewesen wären, wenn der Vf. sich über jene Vorfrage vollkommen ins Klare gesetzt hätte. Der Unterschied, den er zwischen *Ur-* und *Product-Stoff*, und *isolirtem* und *productivem* Urstoffe, und *natürlichem* und *industriellem* Productstoff, macht, dient wirklich mehr dazu, die richtige Ansicht von der Sache zu erschweren, als sie zu erleichtern. Und eine zu mancher Verirrung hinführende Folge seiner oben gewürdigten Ansichten von den Bestandtheilen des Vermögens ist es, dass er das Wesen der productiven Kraft bey weitem zu sehr beengt, indem er ihr weiter nichts zutheilt, als (S. 36, IV) *die Beförderung des Stoffs zum Genusse*. Von der productiven Kraft des menschlichen Geistes mag sich, in Beziehung auf durch seine Thätigkeit hervorgebrachte *materielle* Güter, diess allerdings behaupten lassen, ungeachtet selbst in der angegebenen Beziehung diese Behauptung sehr wohl verstanden werden muss, wenn sie nicht manche Verirrungen veranlassen soll. Aber nicht bloss der menschliche Geist hat productive Kraft, sondern auch die *Natur*; und in der Nationalwirthschaftslehre darf *diese* auf keinen Fall übersehen, oder auch nur aus einem unrichtigen Gesichtspuncte betrachtet werden, wenn nicht eine Menge höchst nachtheiliger Verwirrungen entstehen sollen. Hätte der Vf. die productive Kraft der Natur nicht ganz übersehen: er würde schwerlich sich erlaubt haben, von einem *productiven Urstoffe* zu sprechen, aus welchem *durch Productivkraft - Anwendung* Genussmittel *zur Erscheinung* gebracht werden sollen. In dieser Darstellung liegt ein wahrer Widerspruch mit den Grundprincipien seiner Theorie. Es wird hier einem Dinge Productivität beygelegt, das durchaus keine haben kann, wenn man die Ansichten des Vfs. und seine Darstellung von *Stoff* und *Productivkraft* mit strenger Consequenz verfolgt. *Stoff* und *Productivkraft* stehen bey ihm einander direct gegenüber, und beide in dieser Entgegenstellung aufgefasst, ist ein productiver Stoff ein wahres Unding. Der Vf. würde auch schwerlich auf die Idee eines productiven Urstoffs gekommen seyn, hätte seine Grundansicht von Stoff und Productivkraft und ihrem Verhältnisse gegen einander, ihn nicht zum Hervorbringen dieser Zwittergestalt genöthigt, als zu einem Auskunftsmittel, um sein Grundprincip einigermassen mit der Natur der Dinge in Harmonie zu bringen. Das, was er *Urstoff* nennt, ist, seiner eigenen Erklärung (S. 58, IV) nach, die *ganze Natur*; und hiegegen wollen wir nichts erinnern. Durchaus falsch aber ist es, dass diese *an sich* keine productive Kraft habe, und dass die Genussmittel, welche dieser vom Vf. (S. 84, IV) für *todt* erklärte Stoff giebt, nur durch (menschliche) Productivkraft - Anwendung zur Erscheinung gebracht werden. Die Natur schafft eine unendliche Menge der edelsten und köstlichsten Güter des menschlichen Lebens ganz ohne menschliches Zuthun, so dass sie der Mensch (bald mit mehr, bald mit weniger, oft mit der aller unbedeutendsten Mühe) nur wegzunehmen und sich anzueignen braucht; und, wo der Mensch bey den Schöpfungen der Natur concurrirt, wie z. B. beym Landbau, ist es nicht etwa seine productive Kraft, welche die Erzeugnisse hervorbringt, sondern sein ganzes Wirken und Treiben besteht nur darin, dass er die productive Kraft der Natur aufzureizen, zu beleben, und für seine Vortheile zu seinem Zwecke zu beherrschen sucht. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 MÄRZ, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Die National-Ökonomie.* Von *Julius Grafen v. Soden* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hätte der Vf. der Natur gelassen, was ihr gebührt, und dem menschlichen Geiste und seiner Productivkraft bloss vindicirt, was deren Eigenthum ist: er würde bey der Lehre vom *Capital* wohl schwerlich die Wissenschaften als eine eigene Gattung der Urproduction ansehen (S. 167, IV), noch in die Verlegenheit gekommen seyn, *Capitale* und *Capitalstoff* auf eine so willkührliche Art zu trennen; eine Trennung, die bloss darin ihren Grund hat, dass er nicht recht wusste, und nach seiner Darstellung auch wirklich nicht wissen konnte, was er mit dem über das gegenwärtige Bedürfniss überschiessenden Vorrathe von *Urstoff* anfangen sollte, der nach seiner Darstellung gleichfalls dem Capitale zufällt, der aber sich auf keinen Fall als Capital betrachten lässt, oder wenigstens nicht auf die Weise, wie es der Vf. gethan hat. Denn nur in sofern lassen sich die Urstoffmassen, oder deutlicher die Naturfonds, welche eine Nation oder ein menschliches Individuum besitzt, als ein Theil ihres Capitals betrachten, in sofern sie die Stelle aufgestapelter Erzeugnisse der productiven Kraft der Natur oder des menschlichen Geistes *in der Idee* vertreten, und sich *in dieser Beziehung* für capitalisirt achten lassen; wiewohl wir nicht bergen, dass diese Ansicht, bey aller Möglichkeit, sie zu rechtfertigen, immer nur mit der grössten Behutsamkeit verfolgt werden darf, wenn die in der Nationalökonomie so wichtige Lehre vom Capital je einiger Massen ins Klare kommen soll.

Die Production selbst theilt der Vf. — je nachdem sich die Productivkraft entweder dadurch äussert, *natürlichen* Productstoff zur *Erscheinung* zu bringen, oder dadurch, *industriellen* Productstoff zu *liefern*, oder dadurch, jene beiden Gattungen von Productstoff *zum Genuss zu bringen* — in *Urproduction*, *industrielle* und *commercielle* Production. Auch diese Eintheilung scheint uns nicht ganz natürlich zu seyn, und leicht zu manchem Missverständnisse zu führen. Um diesen zu begegnen, macht zwar der Vf. (S. 141 und 142 I, und 85, IV) die Bemerkung: im strengen Sinne des Worts *produciren*, nach welchem es die *Hervorbringung eines neuen Wesens* bedeute, lasse sich zwar nicht sagen: *das Commerz*, der Austausch der Producte, *producire;* aber in der *scientiven* Bedeutung der Nationalökonomiekunde sey *jede Kraftäusserung Production, welche ein Genussmittel zum Genusse bringt, das ohne sie nicht zum ökonomischen Genusse gelangt wäre.* Doch wir können diese Rechtfertigung nicht für ganz ausreichend anerkennen. Die Deutung, welche hier der Vf. dem Worte: *Production*, giebt, widerstrebt nicht nur — was der Vf. selbst zugesteht — dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, sondern sie widerstrebt auch, nach unserer Ansicht, der Natur der Sache und den eigenen Erklärungen des Vfs. (S. 266, IV) über das Wesen des Commerzes. Das Wesen der Production besteht, auch im Sinne der Nationalwirthschaftslehre, bloss in einem Hinbringen der Dinge in den Zustand ihrer *Geniessbarkeit*, keineswegs aber in einem Hinbringen zum *wirklichen Genusse.* In den Zustand der Geniessbarkeit aber bringen alle Erzeugnisse der Natur und des menschlichen Fleisses nur die Ur- und die industrielle Productivkraft; die sogenannte *commercielle* Productivkraft wirkt dazu keineswegs. Das Wesen dieses Zweiges der menschlichen Betriebsamkeit besteht lediglich darin, dass sie die geniessbaren Stoffe dem Genusslustigen zum wirklichen Genusse hinfördert. Das Commerz arbeitet seiner Natur nach *unmittelbar* nur für die *Consumtion*, keineswegs aber für die Production; diese wird durch jenen Zweig der menschlichen Betriebsamkeit — nach der eigenen Bemerkung des Vfs. (S. 183, IV und S. 158—160, II) — nur *mittelbar* gefördert, so wie Consumtion überhaupt die Production fördert. Selbst in sofern lässt sich das Commerz nicht als ein Zweig der Production betrachten, als ohne dasselbe manche Waaren hie oder dort vielleicht gar nicht zu geniessen gewesen seyn möchten. Diess Moment, auf welches der Vf. so viel Gewicht legt, verdient gar keine Beachtung. Was nicht schon aus der Hand des Ur- oder industriellen Producenten geniessbar kommt, kann der Kaufmann durch sein Beyschaffen nie geniessbar machen. Das ganze Product der kaufmännischen Betriebsamkeit ist, genau betrachtet, nichts als ein *immaterielles* Gut; — ein Dienst, den dieser dem Consumenten leistet, der zwar für diesen von der grössten Wichtigkeit seyn mag, und dem Kaufmanne gerechte Ansprüche auf Belohnung giebt, bey dem jedoch die Masse der, durch die schaffende Kraft der Natur und die Ur- und industrielle Betriebsamkeit der Ur- und industriellen Producenten irgendwo geschaffenen oder gewonnenen Güter ganz derselbe bleibt, ohne die mindeste Vermehrung und den geringsten Zuwachs. — Manchem unserer Leser mag diese Erinnerung eine leere Spitzfindigkeit scheinen, allein gründliche Bearbeiter der Nationalwirthschaftslehre werden ihr Interesse keineswegs verkennen. Sie hat nicht nur eine

sehr wichtige theoretische Tendenz, in sofern sie die wahren und unmittelbaren Quellen des menschlichen äusseren Wohlstandes möglichst bestimmt nachzuweisen strebt; sondern sie kann auch selbst für den praktischen Staatswirth in sofern von Nutzen seyn, als sie ihn auf den Gesichtspunct aufmerksam macht, den er bey seinen Vorkehrungen und Anstalten zur Beförderung des inneren und äusseren Handelsverkehrs ins Auge zu fassen hat, um jenen Institutionen keine unökonomistische Tendenz zu geben, wovor sie selbst der Vf. (S. 265, IV) so ernstlich warnt.

Wir könnten diese Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der Elementarlehren, auf welche der Vf. sein System gebaut hat, noch bedeutend erweitern, erlaubte uns diess der beschränkte Raum dieser Blätter, und müssten wir nicht fürchten, schon in dem Bisherigen weitläuftiger geworden zu seyn, als wir werden wollten. — Übrigens wollen wir durch diese Bemerkungen der Arbeit des Vfs. keineswegs allen Werth absprechen; sie sollen nur den Leser überzeugen, dass auch dem Gebäude, welches der Vf. hier aufgeführt hat, die nöthige Festigkeit und Haltbarkeit fehle, und dass man an seinem Systeme dasselbe vermisse, was er an den Systemen seiner Vorgänger vermisst. Er hat allerdings in mancher Beziehung die Nationalwirthschaftslehre den Bedingungen einer Wissenschaft etwas näher gebracht, als sie vorher war; aber zu einer selbstständigen Wissenschaft sie zu erheben, diess ist auch ihm nicht gelungen.

Abgesehen von diesem Urtheile über das Ganze, können wir dem Vf. mit voller Überzeugung das Lob ertheilen, dass sein Werk ein sehr achtbares Aggregat von allerley trefflichen Bemerkungen über die Bedingungen des äusseren Nationalwohlstandes und die Momente sey, welche bey dessen Förderung zu berücksichtigen sind. Die einzelnen Materien, welche in der Nationalwirthschaftslehre gewöhnlich behandelt zu werden pflegen, sind nicht nur vollständig, sondern auch allesammt mit nicht gemeiner Sachkenntniss behandelt, und wir haben dabey dem Vf. immer auf dem richtigsten Wege gefunden. Die einzelnen Puncte, auf welche es bey der Beförderung des äusseren Nationalwohlstandes ankommt, und die Anstalten, welche man für diesen Zweck gewöhnlich wirksam achtet, hat er meist aus dem richtigen Gesichtspuncte angesehen, und vorzüglich dem praktischen Staatswirthe giebt er überall treffliche, beherzigungswerthe Winke. Schade nur, dass das durchgängig bemerkbare Streben des Vfs. nach Genialität und originellen Ideen ihn hie und da zu einer nicht ganz natürlichen Behandlungsweise der einzelnen Materien hingeführt hat; und dass sein Haschen nach schön klingenden Phrasen und imponirenden Sentenzen und seine Sprache (welche wegen der vielen neu geschaffenen, nicht immer mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche übereinstimmenden und mit Glück gewählten technischen Ausdrücke beynahe ein eigenes Studium erfodert) gerade die Classe von Lesern, welche aus seiner Arbeit den meisten Nutzen ziehen könnte, mehr davon ab- als dazu hinzieht.

Am besten bearbeitet sind übrigens die Materien: *von den Bedingungen, von welchen der Stand des Arbeitslohns abhängt, und von dem Einflusse, welchen dieser Stand auf den Nationalwohlstand haben kann* (S. 158 f. I und S. 90 f. IV); wiewohl es irrig ist, wenn der Vf. hier immer vom *Werthe* der Productivkraft spricht. Denn bey der Lehre vom Arbeitslohn ist eigentlich nur von ihrem *Preise* die Rede. Auch legt er zu viel Gewicht auf das richtige Verhältniss zwischen *Productivkraft* und *Stoff*. Einfluss auf den Stand des Arbeitslohns hat diess Verhältniss allerdings: aber es wirkt immer mehr nur von der Ferne her, als aus der Nähe; *zunächst* bestimmt den Stand des Arbeitslohns das Verhältniss der Nachfrage nach fremder Arbeit zu ihrem Angebote, und bloss diese Nachfrage und Angebot werden durch jenes Verhältniss zwischen Stoff und Productivkraft motivirt. Ferner: *Von der Bevölkerung und der Beförderung der Volksmenge, als Mittel zur Beförderung des Volkswohlstandes* (S. 175 f. I und S. 113 f. IV); Stoff zu mancher interessanten Bemerkung giebt hier insbesondere die vergleichende Übersicht der Bevölkerung unserer europäischen Staaten (S. 211—217, I). Dann: *Von dem nachtheiligen Einflusse, den die Erschwerung des freyen Verkehrs mit Urproducten auf die Urproduction hat* (S. 304 f. I und S. 150 f. IV). Doch müssen wir offenherzig gestehen, dass wir uns von dem in Vorschlag gebrachten *idealischen Getreidemagazin* (S. 316, I und 157, IV) ganz und gar nichts Erspriessliches versprechen. Unserer Überzeugung nach muss eine solche Anstalt auf die Urproduction noch bey weitem nachtheiliger wirken, als selbst Getreideausfuhrverbote; und statt niedrige, oder auch nur angemessene Preise zu schaffen, führt ein solches Magazin geradezu zu hohen und unangemessenen: denn es entzieht dem Verkehr eine sehr bedeutende Masse, und diese Entziehung kann nichts anderes bewirken, als Steigerung der wirklichen Preise über ihren natürlichen Standpunct. Ferner: *Von den Mitteln und Vorkehrungen zur Beförderung der industriellen Production* (S. 7 f. II und S. 169 f. IV). Was der Vf. hierüber sagt, scheint uns die gelungenste Parthie seines ganzen Werks zu seyn; sie zeichnet sich nicht bloss aus durch möglichste Vollständigkeit, sondern auch durch eine ungemeine Klarheit und Deutlichkeit sowohl in der Aufstellung der Principe, als in ihrer Rechtfertigung und Entwickelung. Doch scheint uns der Vf. nicht ganz Recht zu haben, wenn er *Prämien*, als Aufmunterungsmittel der Betriebsamkeit, nicht unbedingt verwirft, sondern (S. 50, II und 192, IV) dann zugelassen wissen will, wenn der Nationalfabricant durch die Prämie in den Stand gesetzt werden soll, ein gewisses Fabricat in der nämlichen Güte um einen *niedrigeren* Preis zu liefern, als es die Prämien verwilligende Nation bisher vom Auslande bezog. So etwas scheint uns von Prämien nie zu hoffen zu seyn. Gerade die Prämie strebt der Realisirung dieser Hoffnung entgegen; sie hält, wie alle solche Mittel, die Betriebsamkeit nieder; die Nation wird den Vorschuss verlieren, den sie in der Prämie macht, und das Resultat dieser Aufopferung wird am Ende nichts weiter seyn, als eine widernatürliche Richtung der

Volksbetriebsamkeit, und Wiederverfall der auf diese Weise begründeten Industriezweige von dem Augenblicke an, wo die Prämie nicht mehr gezahlt wird, der sie ihr bisheriges Bestehen zu verdanken hatten. Auch können wir die Räsonnements nicht ganz unterschreiben, durch welche der Vf. das *Zunftwesen* und dessen Fortbestehen (S. 119 f. II und S. 215 f. IV) zu rechtfertigen sucht. Er fürchtet, eine gänzliche Freygebung des Betriebes aller Gewerbe werde die Fortschritte derselben zur Vollkommenheit mehr hemmen als fördern. Er meint, diese Freygebung werde Manchen zu einem Gewerbe hinführen, wozu er keinen natürlichen Beruf hat; sie werde den zum Betrieb der Gewerbe nöthigen Capitalstoff mindern, und so auf Verminderung der Qualität der Gewerbserzeugnisse wirken; nächstdem werde sie die Betriebsamkeit entmuthen, und dadurch alle Gewerbe in gleicher Mittelmäsigkeit erhalten. Aber alle diese Ahnungen scheinen uns ungegründet, denn sie widerstreben der Natur der Dinge. Das Zunftwesen wiegt die menschliche Productivkraft in eine Art von Schlummer; hemmt ihre möglichste Entfaltung und Benutzung, und erzeugt gerade dadurch die Übel, welche der Vf. von dessen Aufhebung fürchtet. Die Vereinigungspuncte für die industrielle Production, welche nach der Meinung des Vfs. durch das Zunftwesen gebildet werden sollen, werden sich beym Aufheben der Zünfte so gut bilden, als bey ihrem Fortbestehen unter veränderter Gestalt. Und wirklich ist auch die Art und Weise, wie sie der Vf. (S. 224. IV) fort erhalten wissen will, völlig gleich ihrer gänzlichen Aufhebung; denn seine Anschläge sind ohne Vernichtung der Hauptstützen des Zunftwesens ganz unausführbar.

Weniger hat uns die Erörterung der Lehre von der sogenannten *commerciellen Production* (S. 157 f. II und S. 259 f. IV) gefallen. Überall schimmert die oben gewürdigte, nicht zu billigende, Grundansicht des Vfs. vom Wesen dieses Zweiges der menschlichen Betriebsamkeit hervor, und ungeachtet der Vf. (S. 268, IV) selbst erklärt, „nicht das Commerz schaffe Genussmittel", und „die isolirte commercielle Production sey nichts als *Lohnarbeit* für fremde Nationen": so vermag er dennoch nicht, sich von der Idee loszureissen, in der commerciellen Betriebsamkeit äussere sich eine *wahre selbstständige* Productivkraft (S. 239 und 270, IV), wodurch seine ganze Darstellung in manchen Puncten eine schiefe, und grösstentheils unzuverlässige und schwankende Richtung erhalten hat. Übrigens erklärt er sich mit Recht für Freyheit des Verkehrs im Inneren und Äusseren, und sagt insbesondere viel Gutes und Beherzigenswerthes über die ganz eitele und unnatürliche Furcht mancher Gouvernements, der Verkehr ihres Volks mit dem Auslande werde das Erstere zur Verarmung hinführen: aber seine Grundsätze über die auf den auswärtigen Handel zu legenden öffentlichen Abgaben zeigen doch deutlich, dass er alle hier zu berücksichtigenden Momente nicht allesammt gehörig aufgefasst und gewürdigt hat. Die Nationalökonomie muss freylich — wie er (S. 258, IV) sagt — die Nothwendigkeit der Staatsfinanzwirthschaft anerkennen, weil die weltbürgerlichen Verhältnisse des Menschen immer im staatsbürgerlichen Zustande, und durch diesen modificirt zu erscheinen pflegen: aber daraus folgt weiter nichts, als, dass es den Nationalökonomiegesetzen nicht widerstrebe, wenn der im bürgerlichen Verhältnisse lebende Mensch vom Ertrage seines Einkommens an den Staat etwas abgiebt zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse; keineswegs aber, dass der auswärtige Commerz mehr besteuert werden müsse, als andere Rente gewährende Zweige der Betriebsamkeit, — wie die Idee des Vfs. zu seyn scheint. Wenn der Vf. es für *gerecht* hält, fremde Producte, welche im Inneren erzeugt werden könnten, wozu der Naturproductstoff bey der Nation selbst vorhanden ist, wo relative Verhältnisse die ökonomistische Erzeugung möglich machen, mit einer Auflage zu belegen, die zugleich als Sporn der Nationalproductivkraft dient: so scheint uns dabey der hochwichtige Punct übersehen zu seyn, dass solche Auflagen die Nationalproductivkraft immer mehr lähmen als fördern. *Können*, wie der Vf. voraussetzt, solche Erzeugnisse im Innlande mit Vortheil producirt werden: so werden sie gewiss producirt werden, ohne das vom Vf. empfohlene widernatürliche Reizmittel. Denn der Natur der Dinge widerstrebt es, etwas im Wege des Tausches sich verschaffen zu wollen, was man ohne Tausch und ohne die damit verbundenen Aufopferungen sich durch eigene Kraftanwendung selbst zu schaffen vermag. Der Fall, den der Vf. annimmt, und den die Gouvernements immer als annehmbar und wirklich vorhanden voraussetzen, existirt zuverlässig nie in der Wirklichkeit. Und folglich spricht sich in solchen Auflagen nichts weiter aus, als eine den Gesetzen der Nationalökonomie widerstrebende gewaltsame Zerreissung des Weltverbandes zwischen Menschen und Menschen, und eine Verkümmerung des Genusses; — was denn freylich eine solche Auflage eben so ungerecht macht, als sie unpolitisch ist. Übrigens wollen wir durch diese Bemerkung keineswegs sagen, Auflagen auf fremde Producte seyen durchaus unzulässig, sondern wir wollen nur zeigen, dass sich ihre Zulässigkeit nicht auf dem vom Vf. angegebenen Wege rechtfertigen lässt. Die Gründe für die Belegung fremder Producte, glauben wir, dürfen überhaupt nicht in der *Fremdheit* einer Waare gesucht werden, sondern einmal in den Momenten, von welchen die Rechtlichkeit und Zulässigkeit einer Consumtionsauflage überhaupt abhängig ist, und dann wieder in dem Einkommen, das der Kaufmann, der uns die fremde Waare zuführt, aus dem Verkehr mit uns, und aus den ihm gestatteten Absatz seiner Waaren in unserem Staatsbezirke zieht. Aber im ersten Falle können und dürfen die fremden Waaren nicht um ihrer *Fremdheit* willen besteuert werden, sondern lediglich nur um ihres *Wesens* willen. Die Auflage, welche einen Waarenartikel des Auslandes trifft, muss ihn eben so gut treffen, wenn er im Inlande erzeugt wird, als wenn er aus der Fremde kommt. Bloss der *Genuss* der Waare kann ihre Belegung mit Auflagen motiviren, keineswegs aber ihr *Forum originis*. Im letzten Falle hingegen

erfodert es die Natur der Sache, die Abgabe nicht etwa nur auf gewisse fremde Waarenartikel zu beschränken, — wie diess gewöhnlich geschieht, und auch nach den Grundsätzen des Vfs. geschehen soll, — sondern sie muss alle treffen ohne Unterschied, es mögen unentbehrliche oder entbehrliche Dinge, Waaren des Luxus oder der ersten Nothdurft seyn; denn auf Alle passt der Grund, der ihre Belegung motivirt und rechtfertigt. — Hätte übrigens der Vf. den Handel angesehen für das, was er, unbefangen betrachtet, ist, so wie wir oben sein Wesen dargestellt haben: er würde schwerlich auf die Idee gekommen seyn, die Förderungsmittel des Verkehrs, *Geld* und *Creditinstitute* (S. 295 f. II und 275 f. IV) als *Bewegungsmittel der Production* aufzuführen, und sie durch diese Aufstellung im Systeme unter einen Gesichtspunct zu bringen, der so leicht zu falschen Ansichten hinführen kann, und überhaupt dem ganzen Gebäude den Vorwurf zuziehen muss, es fehle ihm die nöthige Natürlichkeit und logisch geordnete Zusammenstellung der einzelnen Parthieen. Was der Vf. hier in den Vordergrund gestellt hat, hätte er in den Hintergrund stellen sollen. Nur zuletzt kann durch Geld und Creditinstitute, und überhaupt durch Mobilisirung des Nationalvermögens, die Production gefördert und Reichthum geschaffen werden; in der ersten und zweyten Stelle aber sind sie nur der Förderung des Verkehrs und der Consumtion gewidmet. Erst dann, und nur in sofern, als sie hiefür etwas leisten und geleistet haben, läst sich von ihnen etwas erwarten für die Production; durchaus falsch aber ist es, wenn der Vf. (S. 333, IV) meint, aus den Ausgleichungsvehikeln selbst, aus der Mobilisirung des Nationalvermögens, aus der Belebung todter Vorräthe entstehe neue Production. — Zwar sagt der Vf., „lebendiger Capitalstoff sey Vorbedingung des Reichthums" (S. 65, I und S. 310, IV); und wir wollen auch über diese Behauptung keineswegs mit ihm rechten. Aber das müssen wir bemerken, dass selbst diese Behauptung die hier gewürdigte Subsumtion der Förderungsmittel des Verkehrs unter die Kategorie der Bewegungsmittel der Production keineswegs zu rechtfertigen vermöge. Alle Capitale erzeugen nicht *durch sich selbst* Reichthum, sondern nur in sofern, *als sie der menschliche Geist bey der Übung seiner productiven Kraft als Werkzeuge* (im weiteren Sinne des Worts) *benutzt*, und *sie*, als solche Werkzeuge, *jene Kraft unterstützen und fördern*. Aber Geld und Creditinstitute können nicht einmal als unmittelbare Förderungsmittel der Äusserung jener Kraft angesehen werden; denn ihrer Bestimmung gemäss benutzt, fördern sie sie zunächst wirklich nicht, sondern immer fördern sie zunächst den Verkehr und die Consumtion. Nur *für diese* sind sie zunächst Werkzeuge; und nur durch ihre Wirksamkeit *auf diese* läst sich von ihrem Daseyn *mittelbar* etwas erwarten für die Production. — Die Grundsätze und Bemerkungen des Vfs. über die einzelnen Förderungsmittel des Verkehrs haben uns übrigens grösstentheils befriedigt; und vorzüglich beherzigenswerth ist, was er über die Einhaltung des Weltpreises der edeln Metalle bey ihrem Ausmünzen sagt. Doch begreifen wir nicht recht, wie mit diesen Behauptungen der (S. 313, IV) aufgestellte Grundsatz vereinbar ist: bey der Ausmünzung der *Scheidemünze* sey diese Achtung nicht nöthig, sondern hier könne man *unter* dem Weltpreise der edelen Metalle stehen bleiben. Wir wenigstens können die vom Vf. hiefür aufgeführten Rechtfertigungsgründe nicht ausreichend finden. Irren wir nicht: so widerstrebt ein solches Ausmünzen selbst der Grundidee des Vfs., „die Münze müsse das Vermögen nicht bloss ausdrücken, sondern denjenigen Theil, welchen sie ausdrückt, auch wirklich enthalten", worauf seine ganze Theorie vom Gelde gebaut ist (S. 302, II und S. 278, IV). Ausserdem zeigt aber auch die neueste Geschichte des preussischen Staats gewiss höchst überzeugend, welche Nachtheile daraus entstehen können, dass sich eine Regierung zu der vom Vf. empfohlenen Maxime bekennt. Bloss für einen geschlossenen Handelsstaat, nach *Fichte's* Idee, möchte sie anwendbar seyn. Aber für einen solchen Staat würde auch jeder Ausmünzungsfuss zulässig seyn: denn in seiner Mitte kann die Münze nie anders erscheinen, als nur als *Ausgleichungsvehikel;* der ihr, noch ausser dieser Ureigenschaft, im Weltverkehre anklebende Charakter einer *Waare*, der die Achtung des Weltmetallpreises bey der Ausmünzung nothwendig macht, fodert hier keine Berücksichtigung.

Noch Manches liesse sich endlich sagen über das vom Vf. (S. 110 f. III und S. 404 f. IV) in Vorschlag gebrachte Auflagesystem: doch unsere Bemerkung hierüber wollen wir auf eine andere Zeit, bis zur Beurtheilung des 5 Theils, oder der *Finanzwissenschaft* des Vfs., versparen, und uns zum Beschlusse dieser Kritik darauf beschränken, das Verhältniss anzudeuten, in welchem der *vierte* Band der *sodenschen* Nationalökonomie zu den früher erschienenen drey ersten Bänden steht. Nach der Erklärung des Vfs. wollte er hier die Hauptsätze seines in den drey ersten Bänden völlig vollendeten Systems zusammengedrängt geben, und hierin spricht sich denn wirklich der unterscheidende Charakter des vierten Bandes aus. Er enthält ein hie und da berichtigtes und näher bestimmtes *Resumé* des Inhalts der drey ersten Bände, wo die Hauptsätze, grösstentheils wörtlich, wiedergegeben sind. Bey dessen Ausarbeitung ist der Vf. auch überall in der Hauptsache bey seinem früheren Systeme beharrt, ungeachtet es in mehreren Puncten, wie unsere Bemerkungen zeigen, eine bedeutende Revision erfodert hätte. Dass dieses *Resumé* zu einem *Lehrbuche zum Gebrauche öffentlicher Vorlesungen* tauglich seyn werde, müssen wir sowohl wegen der das ganze System des Vfs. treffenden Erinnerungen bezweifeln, als auch noch besonders um desswillen, weil ihm die nöthige Kürze und Präcision fehlt, hie und da Wiederholungen vorkommen, und überhaupt im Ganzen eine nicht ganz gefällige Manier herrscht, welche in Schriften der Art nicht herrschen darf. Auch gefällt es uns nicht, dass der Vf. seine Sätze ganz ohne alle Literatur hingestellt hat, indem wir bey einem Werke von solcher Bestimmung diese allerdings für nothwendig erachten, wenn es seiner Bestimmung ganz entsprechend seyn soll.

OT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12. MÄRZ, 1812.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris, de l'Imprimerie bibliographique: *Catalogue des Manuscrits Samskrits de la bibliothèque impériale*, avec des notices du contenu de la plupart des ouvrages, etc. Par MM. *Alexandre Hamilton*, Membre de la Société asiatique de Calcutta, Professeur de littérature indienne, etc. et *L. Langlès*, Membre de l'Institut de France, conservateur des manuscrits orientaux de la Bibliothèque Impériale etc. 1807. 118 S. 8. (1 Rthlr.)

Nach dem Frieden von Amiens benutzte der gelehrte Britte *Alexander Hamilton* den günstigen Zeitpunct zu einer Reise nach Paris, um sich mit den in der kaiserlichen Bibliothek daselbst befindlichen Manuscripten in der alten Samskritsprache der Indier näher bekannt zu machen. Bey verlängertem Aufenthalt fasste er den Entschluss, das aus *Fourmont Catal. manuscriptorum Bibliothecae regiae*, Paris 1739. fol., der gelehrten Welt bekannte Verzeichniss derselben zu verbessern; die grossen Fehler bey jedem Artikel aber bestimmten ihn endlich, es gänzlich umzuarbeiten. In Ansehung der Ordnung, in welcher er die Handschriften auf einander folgen liess, beschränkte er sich darauf (jedoch, wie der Augenschein lehrt, nicht mit der nöthigen Genauigkeit), in jeder der zwey grossen Abtheilungen, die er festsetzte, diejenigen Werke, welche sich auf die Religion der Indier beziehen, an die Spitze zu stellen. Die erste dieser Abtheilungen enthält die mit Devanagari-Charakteren, die zweyte die in bengalischen Charakteren geschriebenen Werke; denn dieser beiden Schriftarten, deren erstere ganz entschieden weit älter ist, als die zweyte, die man für nichts anders als eine Corruption derselben halten muss, bedienen sich die Brahmanen zum Schreiben des Samskrit. *Hamilton* verfasste sein Verzeichniss in englischer Sprache. *Langlès* übertrug es ins Französische, und fügte einer grossen Anzahl von Artikeln mehr oder minder weitläuftige Notizen bey. Einige derselben theilte *Hamilton* selbst ihm mit, andere nahm er aus der *Asiatic researches* der asiatischen Societät in Bengalen, aus seinen eigenen Noten zu der französischen Übersetzung der beiden ersten Bände dieser Sammlung, aus den Werken des vortrefflichen *W. Jones* und des *Fra Paolino da San Bartolomeo*, aus *Colebrooke's* englischer Übersetzung der Sammlung indischer Gesetze und aus verschiedenen orientalischen Handschriften der kaiserlichen Bibliothek. Diese französische, mit diesen Notizen ausgestattete Übersetzung des *hamilton*'schen Katalogs nun ist es, welche in dem vor uns liegenden gedruckten *Catalogue des Manuscrits Samskrits* mitgetheilt wird, und mit welcher der von allen Freunden des Orients schon lange hochgeschätzte und innig verehrte *Langlès* der gelehrten Welt aufs neue ein höchst interessantes, des grössten Dankes werthes Geschenk macht.

Es würde beym Genuss und Gebrauch dieses neuen gedruckten Katalogs durchaus nichts zu wünschen übrig geblieben seyn, wenn es Hn. *L.* gefällig gewesen wäre, demselben eine den bis jetzt vorhandenen Nachrichten über die Samskrit-Literatur der Indier angemessene systematische Ordnung zu geben. Dass er selbst dieses Bedürfniss gefühlt, und warum er es nicht befriediget hat, sagen folgende Worte der Vorrede: „*On auroit sans doute désiré un peu plus d'ordre dans ce Catalogue, mais je n'ai pas cru devoir intervertir la série des chiffres, établie par M. Hamilton.*" Rec. hofft eine gänzliche Lücke in der allgemeinen Literaturgeschichte einigermassen auszufüllen, und insbesondere den immer zahlreicher werdenden Liebhabern des indischen Studiums einen angenehmen Dienst zu erzeigen, wenn er sich bey näherer Anzeige des Inhalts dieses Verzeichnisses, und indem er mancherley Bemerkungen und Notizen demselben beyzufügen gedenkt, zugleich der Bemühung unterzieht, jenem Mangel desselben abzuhelfen. Wenn wir aber von einer systematischen Ordnung der darin namhaft gemachten Werke sprechen: so denken wir uns dabey nur diejenige als zweckmässig und für die Liebhaber erfreulich, welche der von den Brahmanen herrührenden Eintheilung der ganzen indischen Literatur und insbesondere der Literatur des Samskrit, von welcher jene ausgegangen, angemessen ist. Es wird also nöthig seyn, einige einleitende Worte darüber vorauszuschicken.

Unter der grossen Anzahl von Schriften jeder Art, welche der indischen Literatur in ihrem ganzen Umfange angehören, muss man nach den Grundsätzen der Brahmanen zunächst diejenigen, deren Studium allen Giadi oder Kasten verstattet ist, unterscheiden von denen, welche nur die drey ersten oder wiedergeborenen Kasten lesen oder sich vorlesen lassen dürfen. Diese geniessen ein kanonisches Ansehen, und werden als der Grund aller wahren Erkenntniss, Weisheit und Religion betrachtet und verehrt. Man giebt ihnen überhaupt den Namen *Sastra, Sistra, Schaster, Schastra, Schasta*, welches eine heilige von Gott eingegebene Verordnung bedeutet. Sie umfassen nicht allein die ursprünglich geoffenbarten Normen des Glaubens und Wissens, sondern auch gewisse später ent-

standene, aber wegen ihres grossen Werthes ihnen zugeordnete Erklärungen derselben. Über die verschiedenen Classen, so wie über die Anzahl dieser Sastra's, herrschen selbst unter den indischen Gelehrten mancherley Widersprüche. Nach einer aufmerksamen und gründlichen Vergleichung dessen, was die *Asiatic researches* aus den besten Quellen darüber mitgetheilt haben, mit dem, was in *Holwell's interesting events relative to the provinces of Bengal*, *Sonnerat's voyage aux Indes orientales*, in *Halhed's* Einleitung zum Gesetzbuch der Gentoos, in *Dow's* Abhandlungen, *Paulini a S. Barthol. Sidharubam* u. A. davon berichtet wird, scheint diejenige Classification der Sastras am geschicktesten zu seyn, eine wohl zusammenhängende allgemeine Übersicht zu verschaffen, welche die ganze Masse derselben in vier besondere Classen oder Sammlungen ordnet, deren erste die *Veda's*, die zweyte die *Upaveda's*, die dritte die *Anga's* und die vierte die *Upanga's* begreift. Die *Veda's* nehmen mit Recht die erste Stelle ein, denn nach der Meinung der Indier flossen sie von den Lippen Brahma's, und man hält sie, als die ältesten Offenbarungen der Gottheit, für die Urquelle alles göttlichen und menschlichen Wissens. Die vier Bücher derselben, welche mit einem zusammengesetzten Worte *Ritschjajuschsamatharva*, einzeln aber *Ritsch*, *Jajusch*, *Saman* und *Atharvan* genannt werden, zerfallen wieder in drey ursprüngliche und einen abgeleiteten Theil. Jene, die drey ersten in der angegebenen Ordnung, sollen nämlich weit früher als der letzte gesammelt und neidergeschrieben worden seyn, der von Einigen sogar nur für einen Auszug aus denselben gehalten wird. Den Inhalt der Upaveda's bilden in vier Theilen Abhandlungen über Chirurgie und Arzneykunde, Musik, Tanzkunst, Kriegskunst, Baukunst und vier und sechzig mechanische Künste. Die *Anga's* oder *Vedanga's* enthalten in sechs Theilen die Sprachkunde und Grammatik, die Prosodie und eine Theorie der Dichtkunst, die Astronomie, ein Rituale für religiösen Cultus und eine Auslegung schwer zu verstehender Worte und Redensarten der *Veda's*. Die den *Anga's* untergeordneten und auf sie gegründeten *Upanga's* machen die vierte und zahlreichste Classe der *Sastra's*. Sie zerfallen wieder in die *Purana's*, *Dherma-Sastra's* und *Dersana's*, oder die verschiedenen Sammlungen der heiligen Gedichte, der Gesetze und der philosophischen Werke.

Mit Vergnügen bemerkt man unter den Samskrit-Reichthümern der kaiserlichen Bibliothek, sie bestehen aus neun und vierzig Handschriften mit Devanagari-Charakteren, und aus hundert und neun und siebenzig Numern mit bengalischer Schrift, eine grosse Anzahl dieser *Sastra's*. Wir führen dieselben, so weit es möglich ist, aus den häufig nur zu kurzen Titeln auf den Inhalt zu schliessen, nicht nur selbst, sondern auch alle diejenigen Werke, welche in einer unmittelbaren Beziehung darauf stehen, nach der Ordnung des eben angegebenen indischen Systems, nach einander auf. Die den Titeln beygefügte arabische Ziffer bezeichnet die Numer der Handschrift nach dem alten gedruckten Katalog; die römische die des vor uns liegenden neuen, und B und D, ob sie zu der Abtheilung der in bengalischen oder in Devanagari-Charakteren geschriebenen Werke gehört.

Aus dem Kreise der *Veda's* finden wir: Fragmente der in denselben befindlichen *Sanhita's*, d. i. Hymnen, Gebete und Anrufungen, XLV, D; Commentare über einige Texte der *Veda's*, 40, XCI, B, 3; einen Auszug aus dem *Veda Tatwa Sâra* von den Tugenden des wunderbaren Steines *Salagrâma*, XCV, B, 3; und *Vichnou Bhattâcharia* über die Art und Weise, die in den *Veda's* enthaltenen Zaubersprüche (*enchantemens*) zu lesen, 153, CXL, B. Dazu möchten wir auch rechnen: das Meer der Familien, *Koula Arnava*, 20, XIII, D; den Zauberspruch, welcher gegen Unglück verwahrt, *Apadoudharana Mantra*, 13. XIV, D; die Hymnen zu Ehren der *Dourga*, 14, XV, D; und die Lobeserhebungen des Ganesa, *Ganêsa Stotra*, 5, XVI, D; welche nebst 6, XI, D, und 36, XII, D, als Auszüge aus dem *Roudra Yâmala tantra* angegeben werden; denn nach der Versicherung des wohl unterrichteten *W. Jones* in den *Rech. asiat.* I, p. 376 bestehen die *Tantra-*, *Mantra-* und andere *Sastra's* aus Beschwörungen und andern Texten der *Veda's*. Die nach dem *Catal. MS. bibl. regiae* T. I. p. 435-437, unter No. 31, 40, 52, 80, 81 in der kaiserlichen Bibliothek befindliche Handschrift der vier *Veda's* selbst, von welcher *Langlès* in den *Rech. asiat.* (so wollen wir immer die französische Übersetzung, und mit *Asiat. res.* das englische Original bezeichnen) I, p. 388 sagt, sie wäre in Talinga-Charakteren geschrieben, wird in dem neuen nicht erwähnt. Ohnstreitig enthält sie also nicht, wie man vermuthen muſste, den samskritamischen Grundtext in solchen Charakteren, sondern eine Übersetzung in diese Sprache oder Mundart, welche bekanntlich auf der Küste von Orixa, in Golconda und bis an die Gebirge von Balangate gesprochen wird. Unsere Erwartung, hier eine nähere Auskunft darüber zu finden, blieb demnach leider unbefriedigt. Da nun auch über die von *Potier* im brittischen Museum niedergelegte vollständige Handschrift der *Veda's* zur Zeit nichts Gründliches gesagt worden ist: so müssen wir, um den Inhalt derselben kennen und beurtheilen zu lernen, uns vor der Hand mit dem *Oupanischâda* oder Auszug begnügen, welchen *Anquetil Du Perron* aus der persischen Übersetzung des unglücklichen Prinzen *Dârâ-Schekouh* ins Lateinische übertragen und unter dem weder im Samskrit noch im Persischen einen Sinn habenden Titel: *Oupnek'hât*, bekannt gemacht hat. Wie sehr das höchst mühevolle und schwierige Studium dieses Werks sich belohnt, hat der geistvolle *Görres* in seiner Mythengeschichte der asiatischen Welt bewiesen. Ein in den *Rech. asiat.* I. p. 404 erwähnter Auszug aus demselben von dem französischen Sénateur *Lanjuinais* ist unseres Wissens noch nicht im Druck erschienen.

Von den *Upaveda's* ist gar nichts vorhanden. Obgleich der Inhalt derselben, wie wir ihn nach den Berichten der Indier oben erwähnt haben, von dem der *Veda's* verschieden zu seyn scheint: so enthalten sie doch höchst wahrscheinlich nur einen Commentar zu denselben; denn Samskritwort *Upa*, bezeichnet jedesmal, wo man es dem Titel eines Werks beygefügt

findet, einen Commentar desselben. Unter dieser Voraussetzung werden auch die *Upanga's* gleichsam nur als Commentare der *Anga's* angesehen, und es möchte eben darum nicht unschicklich seyn, nur zwey Hauptclassen der *Sastra's* anzunehmen, deren eine die *Veda's*, die andere die *Anga's* mit den zu jeder Classe gehörigen Commentaren enthielte. Zu den *Anga's* oder *Vedanga's* gehören ein Abriss der Dialektik, *Lilâvati*, 171, 173, 166, XL, XLI, XLII, XLIII, B, und ein Commentar über die Grammatik des *Panini*, 230, LXV, 2. B. Von dem Vf. des ersteren wie wir hier erfahren, *Viakanta Bhattâtchâria*, heisst es in der *Rech. asiat.* I. p. 377, er sey der gelehrteste Mathematiker seiner Zeit gewesen. *Panini* wird für den Vater der Samskrit-Grammatik gehalten.

Weit vollständiger, ja aller Wahrscheinlichkeit nach einzig in Europa ist die Sammlung der *Upanga-Sastra's*. Hier findet man zunächst von den *Purana's*, über deren eigentliche Anzahl man noch immer nicht einig ist, obgleich nach der Meinung der meisten indischen Gelehrten nur achtzehn existiren sollen, ausser einigen Auszügen aus einem oder mehreren derselben, nämlich dem Gedicht *Sadanga Pâ'a*, 1, X, D; den *Samaya Pradipa* (*indices des temps*) des *Sridatta*, 179, XXIII, D; einer Compilation solcher Auszüge, 15, XXIV, D, und dem Kopf des Pferdes, *Haya Sirsa*, 46, X, B, wo nicht alle, doch die meisten, und von den vorhandenen fast alle vollständig. Fünf Gegenstände machen den gemeinschaftlichen Inhalt eines jeden solchen Purana aus: die Entstehung und Verwandlung des Universums; die Genealogie der Götter und Heroen; die chronologische Geschichte der grossen Weltalter; die Kosmogonie und die Geschichte der Halbgötter, der Heroen und der indischen Königsgeschlechter. Vorzugsweise beschäftigt sich aber jeder mit einem anderen aus diesem Kreise gewählten Gegenstande weitläuftiger. Der *Kalika Purana*, 100, 18, II, III, B, enthält die Geschichte der Göttin *Kalika* oder *Kali*. Sie ist eine und dieselbe mit der *Parwadi* oder *Bhawani* und die Gemahlin des *Schiwa*. — *Adhiâtmâ Râmâyana*, ein Fragment des *Brahmânda Purana*, 37, III, D und 41, XXIII, B, enthält eine kurze Geschichte des *Rama Tschandra*. Von dem *Râma Sahasra Nâma*, die tausend Namen des Rama, 22, V, D, einem Auszug aus dem *Brahmâ Purana*, giebt *Hamilton* p. 18, 19 eine Inhaltsanzeige der Capitel. Das *Brahma Vaivartikâ Purana*, 108, VIII, B, behandelt den Ursprung der Götter und mit besonderer Ausführlichkeit die Geschichte des *Ganesa*, des *Kischna* und der *Durga*. Es besteht aus vier Sectionen, deren erste und vierte in der Handschrift mangelhaft ist. Die Angabe des speciellen Inhalts von *Hamilton* findet man p. 37—41. Ausgezogen aus diesem Purana sind die Hymnen zu Ehren des *Ganesa*, *Ganêsa Kavatscha*, unter 33, XXXIV, D. Nach diesen Angaben wird man versucht, den *Brahmanda*, *Brahmâ* und *Brahma Vaivartikâ Purana* für drey verschiedene Werke zu halten. Allein nach den Noten von *Langlès* in den *Rech. asiat.* I. p. 412. N. 31. p. 413. N. 33. p. 415. N. 37 ist der Inhalt des einen auch der des andern, und demnach wären sie nur ein Werk. Zweifelhaft wird man wieder dadurch, dass in den *Oriental Collections* (von *W. Ouseley*) von dem ersten T. III. p. 98 gesagt wird, es enthalte zwölftausend Schloben oder Stanzen; von dem zweyten p. 95, es habe deren zehntausend; von dem dritten p. 97, es bestehe aus achtzehntausend Stanzen. *Paulinus a S. Bartholomaeo in Exam. histor. crit. codic. Ind. bibliothecae Congreg. de propag. fide* p. 80 behauptet, der *Brahmapurana* sey „*historia de gestis dei Brahma, de creatione elementorum, animarum, de origine ipsius dei Brahma ex Bhavani dea seu ex natura.*" — Der *Padmâ Purana* enthält das Lob der heiligen Lotospflanze, im Samskrit *Padmâ* genannt, und die Geschichte der Göttin *Lakschmi*, der Gemahlin des *Wischnu*. Nach den *Oriental Collect.* III. p. 95 besteht er aus fünf und funfzigtausend Stanzen, und es ist wohl nur ein Versehen, wenn ihm im Katal. p. 52 hundert und fünfundfunfzigtausend beygelegt werden. Die erste Section desselben ist betitelt *Srisli*, oder die Schöpfung, die zweyte *Bhoumi*, oder die Erde. Diese findet sich in der kaiserlichen Bibl. 94, XVI, B, und *Hamilton* giebt den Inhalt derselben p. 53. 54. Eine andere Handschrift, *Kriya Yoga Sâra*, 96, CXXVIII, B, ist eine Episode dieses Purana. — Der *Agni Purana*, XIII, B, also genannt von seinem vermeintlichen Urheber, dem Gott des Feuers, ist nach *Works of sir W. Jones* T. VI. p. 445 einer der wichtigsten *Purana's*, welcher indem er eine Menge Gegenstände behandelt, gleichsam einen Abriss des ganzen Wissens der Indier enthält. Nach den *Oriental Collect.* T. III. p. 96 hat er funfzehntausend und fünfhundert Schloben. Den Inhalt desselben nach *Hamilton* giebt unser Katalog p. 44—47. Ein Abschnitt desselben (340) handelt, wie wir daraus ersehen, von der mystischen Bedeutung eines jeden Buchstabens des Alphabets. Die Bekanntmachung desselben würde ohne Zweifel einen merkwürdigen Aufschluss über den Ursprung der Buchstabenschrift geben. Zehn Abschnitte (341—350) enthalten einen Abriss des *Siddhârupa* oder der samskritanischen Grammatik. *Hamilton* schien es die unter dem Namen des *Kâtyâyana Vyâkarana* bekannte Grammatik zu seyn, welche *Paulinus a S. Bartolomaeo* auszugsweise bekannt gemacht hat, unter dem Titel: *Sidharubam. Romae* 1790. 4. — Von der Geschichte des *Wischnu* handelt der *Wischnu Purana*, XII, B, dessen Inhaltsanzeige man ungern vermisst. Er hat nach den *Oriental Collect.* T. III. p. 96 drey und zwanzig Tausend Schloben, und nach der Versicherung des *Paulinus à S. Barthol. in exam. histor. crit. codic. Indic. biblioth. Congreg. de propag. fide* p. 80 zerfällt er wieder in zehn Abtheilungen, oder, wie er sagt, „*in decem alias purânas*," davon jede sich mit der Geschichte einer Incarnation des Gottes beschäftigt. — Die Geschichte des *Schiwa* oder *Siva* findet man in dem *Siva Purâna*, 91, XIV, B. Die Handschrift ist unvollständig und enthält nur den zweyten Theil des Werks. *H.* giebt den Inhalt und die Übersetzung einer merkwürdigen Stelle des Cap. 4 von den zwölf vorzüglichsten Orten, wo der Cultus des Lingam oder *Phallus* Statt gefunden hat, p. 49—52. Nach

den *Orient. Collect.* T. III. p. 96 besteht er aus vier und zwanzig Tausend Schloben. Nach *Paulinus* i. a. W. p. 80 heisst es auch *Mahâdêva Purana*, und sein Inhalt sind die Thaten des *Schiwa* und die Zerstörung der Dinge durch denselben. — Die Handschrift des *Linga Purâna* 82, I, B hat nach p. 29 weder Anfang noch Ende, und ist zum Theil interpolirt. Nach den *Or. Collect.* T. III. p. 96 besteht das ganze Werk aus eilf Tausend Schloben. Es beschäftigt sich mit der Geschichte und Beschreibung des Lingamdienstes. — Der *Skanda Purâna*, unstreitig so genannt von dem Gotte *Skanda*, dem Sohn des *Schiwa* und der *Bhawani*, ist zwar nicht ganz vorhanden; doch besitzt die kaiserl. Bibl. vier zum Theil sehr merkwürdige Stücke desselben. Zwey, deren *Langlès* in den *Rech. asiat.* T. I. p. 416 nicht gedacht hat, *Haritâlika*, 23, XXII, D, und *Savriti Bata*, 21, XXX, D, betreffen religiöse Ceremonieen. Wichtiger sind *Outkal Khanda*, 84, VI, B, und *Kâsi Khanda*, 16, 142, V, VI, VII, B. Jenes enthält eine Beschreibung der Provinz *Utkal* oder *Orixa* und der religiösen Ceremonieen des uralten Wischnudienstes zu *Jagrenat*, hier *Pursatim* genannt. Den Inhalt desselben von *H.* findet man p. 31, 32. Dieses, wovon der Inhalt nach *H.* p. 33—36, ist eine Geschichte der Stadt *Kasi* oder *Varânasi*, jetzt *Benares*, dieses alten Hauptsitzes des *Schiwenism*, und seine Bekanntmachung würde gewiss die mancherley Dunkelheiten, welche dieses religiöse System noch für uns hat, gänzlich erhellen. — Von dem *Nâredeya Purana*, 248, XIX, B, wird bloss gesagt, es enthalte die Geschichte des Eremiten *Nâreda*. Wir bemerken, dass er als Gott der Musik verehrt wurde. Nach *W. Jones on the musical modes of the Hindus* in dessen *Works* Vol. I. p. 425 war er der Erfinder der *Wina*. Die Verordnungen des *Menu* nennen ihn Abschn. I, 34, 35 einen Sohn des *Brahma* und der *Saraswati*, einen weisen Gesetzgeber und Astronomen, gross und ausgezeichnet im Kriege wie in den Künsten des Friedens, einen beredten Boten der Götter. Nach den *Oriental Collect.* T. III. 96 enthält dieser *Purana* fünf und zwanzig Tausend Schloben. — *Mârkandeya Purâna*, also betitelt von dem Namen des vorzüglichsten Wortführers in demselben. Vollständig, 97, XVII, B. Auszüge daraus sind: *Dêvi Mahatmia*, Lobeserhebungen der Göttin *Durga*, 16, XXVI, XXVII, D; *Tschandika*, Begebenheiten der *Durga* 281, XLVIII, B; *Dourgâ Stova*, Ceremonieen am Feste der *Durga*, 6, CXXXIII, B. Den Inhalt des ganzen Werks von *H.* findet man p. 54—58. Die interessantesten Parthieen desselben scheinen die Geschichte der vierzehn *Menu's*, die geographischen Nachrichten, und die Geschichte der Göttin *Durga*. Was von dieser gesagt wird, hat *Polier* benutzt in der *Mythologie des Indous*. Nach den *Orient. Collect.* T. III. p. 97 hat es neun Tausend Schloben. — Von dem *Bhawisia Purâna* sind nur zwey Fragmente vorhanden, 34, XX, D, 3 und 49, LXX, B. Dieses handelt von dem Feste *Djatasancranti*; jenes mit dem Titel: *Aditya Hridaga*, die Sonne der Intelligenz, ist ein Dialog zwischen *Krischna* und *Ardschun* oder *Arjun*. Nach den *Orient. Collect.* T. III. p. 97, wo *Bhâvychet-pourâna* genannt wird, besteht er aus vierzehn Tausend fünf Hundert Schloben. — Der *Vâyou Purana*, 92, IX, B, soll die Geschichte des *Vâyu*, des Gottes der Winde, enthalten, wahrscheinlicher aber hat er diesen Namen, weil er für ein Werk dieses Gottes gehalten wird. Was p. 41, 42 nach den *Asiat. Researches* T. III. p. 25, 53 von seinem Inhalt gesagt wird, ist sehr unzureichend. — Der *MatsiâPurana*, 87, XVIII, B, enthält die Geschichte der Verkörperung des *Wischnu* als Fisch, der ersten grösseren, und der grossen Überschwemmung der Erde. Eine Übersetzung der Übersicht des Inhalts, wie wir aus den *Rech. Asiat.* T. I. p. 228. ersehen, von *Hamilton*, findet man p. 58—61. Nach den *Orient. Collect.* T. III. p. 98 besteht er aus vierzehn Tausend Schloben. Der *Narasingha Purana*, 88, XI, B, hat seinen Namen von der vierten grossen Verkörperung des *Wischnu*, in welcher er als Menschlöwe erschien. Die Handschrift enthält nur den ersten Theil des Werks, und der Inhalt derselben von *H.* wird angegeben p. 42—44. Der *Bhâgavata Purana*, 90. I, D. 104, XV, B, ein Werk des *Vyâsa*, welcher, jedoch, wie wir glauben und es an einem andern Orte wahrscheinlich zu machen gedenken, mit Unrecht, auch für den Verfasser aller übrigen *Purana's* gehalten wird, soll nach p. 9 die Geschichte des *Krischna*, der achten grossen Verkörperung des *Wischnu*, enthalten. Da aber *Bhâgavat* ein häufig vorkommender Beyname des *Wischnu* und nicht des *Krischna* ist, auch die Geschichte der übrigen grossen Verkörperungen desselben darin eben so weitläuftig beschrieben wird, wie diese: so möchte es schicklicher seyn, zu sagen, er enthalte die Geschichte des *Wischnu*; ja vielleicht ist er ein Werk mit dem *Wischnu-Purâna*, dessen Inhalt nicht angegeben worden ist. Das ganze Werk, welches nach einer Bemerkung von *H.* p. 10 sich durch eine gewisse Neuheit der Schreibart von den übrigen *Puranas* unterscheiden soll, besteht aus zwölf Büchern und nach den *Orient. Collect.* T. III. p. 96 aus achtzehn Tausend Schloben. Keine der beiden Handschriften ist ganz vollständig. Der ersteren fehlt das zehnte Buch, welches die Lebensgeschichte des *Krischna* enthält, der zweyten das fünfte von der Geographie. Beide ergänzen sich aber gegenseitig, und bey letzterer befinden sich viele und gelehrte Noten von *Sridhara Swâmi*. Die Übersicht des Inhalts aus dem zwölften Buch übersetzt von *H.* steht p. 10—13. Nachdem *de Guignes Réflexions sur un livre Indien, intitulé Bagavadam etc.* im 38 T. der *Mem. de l'Acad. des Inscr.* gegeben hatte, machte zuerst *Ith* im 2 Band des *Ezour-Vedam* S. 229 u. f. ein Fragment desselben bekannt. Endlich erschien durch einen Ungenannten eine Bearbeitung des ganzen Werks, theils Übersetzung, theils Abkürzung, unter dem Titel: *Bagavadam ou doctrine divine, ouvrage Indien canonique etc. à Paris* 1788. 8. und hierauf eine deutsche Übersetzung derselben im 1 B. der Sammlung asiatischer Original-Schriften, S. 1—216.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 13 MÄRZ, 1812.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris, in der bibliographischen Druckerey: *Catalogue des Manuscrits Samscrits de la bibliothèque impériale etc.* Par MM. *Alexandre Hamilton* et *L. Langlès.*

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweifelhaft ist es, ob die beiden vortrefflichen epischen Gedichte *Ramayana* und *Mahabharata*, in welchen ohne Zweifel die wichtigsten Nachrichten über die alte Geschichte von Indien enthalten sind, zu den *Purana's* gerechnet werden oder nicht. Der *Ramayana*, 35, II, D. 105, 106, XX, XXI, B. 42, XXII, B. und *Soundara Khanda*, eine Episode daraus, 107, CXXXVIII, B, enthält die Geschichte des *Râma Tschandra*, Königs von Ajodhia, der siebenten grossen Verkörperung des Wischnu. Es giebt gar viele epische Gedichte von den Thaten dieses *Rama*, welche alle diesen Titel führen. Ein Verzeichniss und Nachrichten von denselben findet man in *Dalrymple's Oriental repertory*, T. II, p. 555 — 558. Dasjenige aber, von welchem hier die Rede und welches die Quelle aller übrigen gewesen ist, wird für ein Werk des *Valmiki*, des ersten und grössten indischen Dichters, gehalten und desswegen ausserordentlich hochgeschätzt. Eine nähere Anzeige des Inhalts der sieben Bücher, aus welchen es besteht, wird nicht gegeben. Nach *F. Schlegel* über die Sprache und Weisheit der Indier S. 271 heisst das erste in seiner schwerlich richtigen, selbst seinem Lehrer *Hamilton* nicht eigenen, Aussprache: *Adikando*. Weiter sagt er: „Die folgenden sechs sind: der *Oyodhyakando*, von dem Königreich dieses Namens; der *Aronyokando*, von *Aronyo*, der Wald, also vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniss; der *Kishkindhokando*, von dem Ort, wo er mit den Affen zusammenkommt; der *Sundorokando*, von der Schönheit so benannt, vielleicht wegen *Sita*; der *Yuddhokando*, von *yuddho*, Krieg; und endlich der *Uttorokando*, oder das letzte Buch. Gründlicher und mit grösserer Sicherheit äussert *Paulinus a S. Bartholomaeo Musei Borgiani Veletris Codic. manuscripti Avenses etc.* p. 163. 164: „*Tomus primus inscribitur Aadicânda, in quo describuntur caussae, modus et ratio incarnationis dei Vishnu in Râma. Secundi tomi lemma est Aayodyacânda, qui refert gesta dei Râmae in urbe Aayodya. Tertius tomus vocatur Aranyacanda, qui tradit dei Ramae gesta in sylvis, eremis et solitudine. Quartum volumen est Kishkindacânda, gesta dei R. in regno Kishkinda, quod Europaeis corrupte Golconda dicitur. In hoc regno Râvana gigas Sidam Ramae uxorem in silvis furto surreptam in insulam Langga abstulit. Quocirca quintus t. Yudhaecânda seu historia bellorum ob furto ablatam Sidam, vel Langacânda, historia obsidionis insulae Langga seu Ceylan regni Ravanae teterrimi gigantis. Sextus tomus inscribitur Sunderacânda, qui agit de virtutibus, de praestantia, et pulchritudine dei Râma ejusque uxoris Sidae. Septimus t. Utteracânda de gestis Râmae, quae exantlavit post suum ex insula Ceylan reditum in India boreali, Uttera enim in lingua Samscrdamica dicitur boreas, seu pars borealis.*" Die Devanagari-Handschrift dieses Werks in der kaiserlichen Bibliothek ist nach *Schlegel* i. a. W. S. 223 eine der schönsten, welche sie besitzt, und in grossen Charakteren auf Quartblättern von Papier geschrieben. Die beiden ersten Abschnitte des ersten Buchs hat *Schlegel*, und zwar in dem Versmasse des Originals, ins Deutsche übersetzt, im a. W. S. 231 — 271. Ob er dabey die in der kaiserlichen Bibliothek befindliche Handschrift einer französischen Übersetzung von einem Theil des *Ramayana* zu Rathe ziehen konnte, lässt er unerwähnt. Für einen weitläuftigen Auszug aus diesem Werke kann man dasjenige ansehen, was *Polier* in der *Mythol. des Indous* von der Geschichte dieses *Rama* erzählt. Mit Vergnügen bemerkt man, dass es mit dem, was *Abr. Roger* und *Phil. Baldaeus* davon berichtet haben, übereinstimmt. — Der *Mahabharata*, vollständig XX, B, beschreibt den berühmten Krieg zwischen den *Kuru's* und *Pandu's*, den beiden Linien der Nachkommen des *Bharata*, eines alten Königs von Indien, und enthält zugleich eine allgemeine Geschichte und Genealogie seiner Familie. Es besteht aus achtzehn Büchern, deren Namen verschieden angegeben werden, enthält mehr als hundertausend Schloben, und wird für ein Werk des *Krischna Deripayen* oder *Duaipayana Vyasa* gehalten. Die Titel der achtzehn Bücher in der Handschrift der kais. Bibl., welche nach *Schlegel* i. a. W. S. 224 auf Baumrindenblätter gut geschrieben ist, findet man im Cat. p. 63. 64. Zwey kleinere und eine grössere Episode dieses Werks hat *Wilkins* aus dem Original ins Englische übersetzt. Unter jenen handelt die eine, sie macht das 15 Cap. des ersten Buchs aus, von der Bereitung des *Amrita* oder des Tranks der Unsterblichkeit. Sie steht unter den Noten zum *Bhâgbât — Geeta* p. 146—151, und deutsch in den Samml. asiatischer

Originalschriften Th. I. S. 319—330. Die andere, welche die Geschichte der *Sakuntala* betrifft, findet man unter der Aufschrift: *the History of Dooshwanta and Sakoontala, extrated from the Mahabhàrat, a poem in the sanskreet language, translated by Ch. Wilkins* in *Dalrymple's Oriental Repertory* T. II. p. 433. Eine deutsche metrische Übersetzung dieser Episode giebt *Schlegel* i. a. W. S. 308—324. Die grösere ist ein ganzes philosophisches Lehrgedicht, in welchem *Krischna*, d. i. *Wischnu* in seiner achten grossen Verkörperung, welcher als Beschützer und Vertheidiger der Söhne des *Pandu* die wichtigste Rolle in dem ganzen *Mahabharata* spielt, den *Arjun*, einen derselben, mit der Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit und der Nichtigkeit aller Erscheinungen, bekannt macht. Sie ist unter dem Titel: *Bhâgavat-Gità* d. h. das Lied vom *Bhagavan*, welchen Beynamen *Krischna* meistens darin führt, in ganz Indien bekannt und berühmt. In der kais. Bibl. befinden sich drey Abschriften derselben, 3. 8. 25. VI, VII, VIII, D. Die Übers. von *Wilkins* erschien unter dem Titel: *The Bägvät-Geeta, or Dialogues of Kreeshnä and Arjöon; in eighteen Lectures; with notes. Translated from the original Sanskreet by Charl. Wilkins.* London 1785. 4; und eine Übers. aus dem Engl. ins Französische von *Parraud* 1787. 8. Ins Deutsche übersetzte einige Fragmente *Herder* in der 4 Samml. der zerstreuten Blätter S. 253 f., und *Schlegel* mit Zuziehung des Originals metrisch i. a. W. S. 284 f. Eine mit Anmerkungen begleitete Übersetzung des ganzen höchst merkwürdigen Lehrgedichts a. d. E. machte *F. Majer* bekannt im asiatischen Magazin, Weimar 1802. 8. *Schlegel* meint in seinem a. W. S. 286, dieses didaktische Gedicht wäre ein beynah vollständiger kurzer Inbegriff des indischen Glaubens. Nach unserer Meinung möchte es wohl richtiger seyn, es einen Inbegriff der esoterischen Lehre der Wischnuiten zu nennen.

Von den *Dherma-Sastras*, der zweyten Abtheilung der *Upanga's*, sind vorhanden: ein Auszug, betitelt *Djaghia Bandeya*, von der Art und Weise, das Opfer *Djaghia* anzustellen, 121, CLXII, und *Mânava Dharma Sâstra*, die Verordnungen des Menu, 121, CLXIX. Das letztere wird noch gegenwärtig in Indien als ein heiliges über alle menschlichen Meinungen erhabenes Religionsbuch verehrt. Der erste *Menu* mit dem Beynamen *Sivayambhuva*, d. i. entsprossen von dem Selbstbestehenden, erhielt nach der Tradition diese Vorschriften für sämmtliche reine und vermischte Kasten von seinem Vater Brahma, und theilte sie hernach zehn grossen Weisen weiter mit. In der Folge gab er einem derselben, dem *Bhrigu*, den Auftrag, das, was er sich erinnerte, von ihm gehört zu haben, den übrigen zu wiederholen. *Bhrigu* ist demnach als der eigentliche Bekanntmacher dieser Gesetze anzusehen, und also vielleicht derjenige, der sie zuerst niederschrieb. Der um indische Alterthumskunde so hochverdiente *W. Jones* übersetzte das ganze Werk aus der Ursprache ins Englische, und gab es heraus unter dem Titel: *Institutes of Hindu Law, or the ordinances of Menu according to the Gloss of Culluca, comprising the Indian System of duties religions and civil: verbally translated from the Original Sanscrit, printed by the Order of Government. Calcutta*, 1794. 4. Die deutsche Übersetzung: Hindu Gesetzbuch, oder Menu's Verordnungen nach Cullucas Erläuterung, ein Inbegriff des indischen Systems religiöser und bürgerlicher Pflichten u. s. w., verdeutscht und mit einem Glossar und Anmerk. von *J. C. Hüttner*, Weimar 1797. 8, ist um so schätzbarer, weil das Original nicht in den Buchhandel gekommen ist.

Die dritte Abtheilung der *Upanga's*, die der *Dersana's* oder philosophischen Werke, zerfällt wieder in drey Classen, genannt *Nyaja*, *Sankhya* und *Mimansa*, und jede derselben abermals in zwey Theile. Der zweyte Theil der *Nyaja* heisst *Vaiseschika*, die beiden Theile der *Mimansa* sind *Purva* und *Uttara* oder *Vedanta*, die der *Sankhya S.* mit *Iswara* und *Sankhya* ohne *Iswara*, auch *Patanjala* genannt. Auch einige dieser *Dersana's* und mehrere *Upader ana's* oder Commentare über dieselben finden sich. Von den *Nyaja*: des *Oudayana Atcharia*, *Gouna Kirana Bali, collier des rayons de qualités*, 167, XLIX, B, ein philosophisches System über die Art und Weise des Einflusses der äusseren Objecte auf unsere Sinne, und *Kousou Mandjali, le bouquet de fleurs*, 121, L, B, ein Tractat über diese Philosophie; des *Vardhamana* Commentar über das zuerst angeführte Werk des *Oudayana*, 164, 168, 169. LI, LII, LIII, B; *Naya Bhasia*, 40, XCI, 1, B, ein Werk des *Kalhad* über die Nyaja-Philosophie, und des Misra *Vâtchespati* Commentar über dieselbe, 170, CLVIII, B. Von der Sankhya-Philosophie: die Lehre derselben unter dem Titel *Sankhya Sastra*, von ihrem Stifter *Kapilâ*; und des *Vâtchespati Misra* Bemerkungen darüber, 190, CLII, B; ferner des *Râma Krichna Bhattâtcharia* Tractat darüber in zwey Bänden, 191, CIII. B. Zur *Mimansa* gehören: *Meimânsa Soutra*, Grundsätze der Mimansa-Philosophie, 55, CXXXIV, B; des *Govinda Bhattâtchâria* Exposition dieses Systems, 181, CXXXV, B; des *Râma Krichna Bhattâtchâria* Exposition und Explication desselben, 61, CXXXVII, B; drey Abhandlungen von derselben, 145, CXXXVI, B; Abhandlungen des *Sankara Atchâria*, des *Sadânandana* und des *Douadjindra* von der Vedanta-Philosophie, 48, 187, CLIX, CLX, B, und eine Explication dieses philosophischen Systems, 186, CLXI, B.

So viel von den *Sastra's* oder heilig gehaltenen Büchern der Indier, welche alle zu der vierten grossen Kaste der *Sudra's* gehörigen Stämme weder lesen noch lesen hören dürfen. Reichlichen Ersatz dafür bietet ihnen die *Profan-Literatur.* Sie ist in einer grossen Menge populärer Schriften enthalten, welche mit den verschiedenen *Sastra's* übereinstimmen und reich an Schönheiten sind. Nach *Jones* in den *Rech. asiat.* T. I. p. 380 sind diese Werke nach Analogie der *Sastra's* in eben solche Hauptclassen getheilt. Anstatt der *Veda's* lesen sie den *Rajanati* oder Unterricht der Fürsten; statt der *Dhermasastra's* den *Ni-*

tiſaſtra, ein allgemeines Syſtem der Sittenlehre. Die Stelle der *Purana's* wird erſetzt durch die *Sahitia* oder *Cavja Saſtra*, die aus einer beynahe unzähligen Menge von Gedichten beſtehen, in welchen alle Geſchichten des *Ramajana*, *Mahabaratha* und *Bhagawata* enthalten ſind. Sie haben eigene Werke über die Rhetorik, die bürgerliche Geſchichte, und eine Sammlung von Schauſpielen, *Nataka* genannt, welche in Samſkrit und Prakrit geſchrieben ſind u. ſ. w. Überhaupt aber: „*Leurs travaux littéraires se bornent à la Grammaire, la poésie, la philosophie, la religion et la mysticité*", ſagt *Langlès* im *Cat.* p. 13. Nach dieſen Hauptrubriken wollen wir nun auch die meiſten und wichtigſten der Profan-Literatur der Indier angehörigen Samſkrithandſchriften der kaiſerl. Bibl. kürzlich aufführen, jedoch nur mit Bemerkung der Numer des neuen Katalogs bey einer jeden.

Zur Grammatik. *Katantra Vriti*, d. i. ſamſkritamiſche Grammatik von *Kalâpa*, XLI, D. *Kâtantra Vriti Tikâ* oder Commentar über dieſe Grammatik von einem Ungenannten, LV, LVI, LVII, B, zwey Exempl. Des *Dourgâ Singha* Commentar über dieſelbe, LIX, LX, LXI, LXII, B, viermal. Commentar über dieſes Werk des *Dourgâ Singha* von *Trilotchandaſa*, LVIII, B. *Sankhipta Sâra*, eine Samſkritgrammatik von *Râdjâh Djoumoura Nandi*, LXIII, B. Commentar darüber von *Gopi Tchandra*, LXIV, B, und von einem Ungen. LXV, 1. B. Abriſs grammatiſcher Regeln von *Vaſourâdjâh*, LXV, 3 B. Eines Ungen. Tractat von der Grammatik, LXXXI, B. Eines Ungen. Samſkrit-Grammatik, XCIII, B. Des *Bôpadèva* populäre Samſkrit-Gramm. für die Provinz Bengalen, unter dem Titel: *Mougdabôdha*, CXLII, B. Nach *Jones* in den *Rech. asiat.* T. I. p. 380 iſt die Grammatik *Mougdabôdha* d. i. Schönheit der Kenntniſs, die beſte; denn ſie enthält alles, was Einer, der die Sprache lernen will, zu wiſſen nöthig hat. Commentar darüber von *Râmâna Atchiâria*, CXLIII, 1. B. Des *Kramadèsiwara* Grammat. des Prakrit-Dialekts nach den Regeln der *Sankhipta Sâra*, CLI, B. Des *Rhavanant Baghiſa* Tractat von der Grammatik, CLVI, B. *Tehandaſâng Mandjari*, d. i. Analyſe des Rhythmus, von *Kâlidâſa*, LXXXIV, B. *Kâvia Alankâra*, die Schönheiten der Poeſie, ein rhetoriſcher Tractat von *Vâmana*, CI, B. *Sâhitia Darpana*, Spiegel der Verſe, ein Werk über die poetiſche Kunſt von *Viswanâtha*, CIV, B. *Kani Kalpa Drouma* (*l'arbre du desir du poète*) enthält die Wurzeln der Samſkritſprache alphabetiſch geordnet von *Bopa Dèva*, CV, B. Des *Krichna Dèva* poetiſche Kunſt, CXXIX, CXXX, B. Über die poetiſche Kunſt von *Dandhi*, CXLIV, B. Eines Ungen. *Sanghita Dâmodara*, d. i. Tractat von der Verſification, CLV, B. — *Viswa Prakâſa*, d. i. die erleuchtete Welt, ein Wörterbuch der Samſkritſprache von *Mahèswara*, CII, B. Des *Amara Singa*, *Amara-Kocha*, d. i. Schatz des Amara, ein Realwörterbuch des Samſkrit, XXXIII, D und XCVI, B. und daſſelbe mit einem Commentar von *Bhânoudjt Dikhyita*, XXXVIII, D. *Amara-Singha* lebte etwa ein Jahrhundert vor Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung als vertrauter Freund und Rathgeber des *Vikramaditja*, eines Königs des alten indiſchen Reichs *Narſingha*, und war einer der neun gelehrten Männer, welche als die Zierde dieſes königlichen Hofs mit dem Namen *Nava-ratnani*, d. i. die neun Juwelen, ausgezeichnet und geprieſen wurden. Nach *Jones* in den *Rech. asiat.* T. I. p. 380 iſt ſein Wörterb., welches zum Beſten des Gedächtniſſes in Verſen geſchrieben iſt, allen anderen vorzuziehen. Von dem Inhalt deſſelben ſagt *L.* im *Catal.* p. 25: „*Il est divisé en 15 sections ou chapitres, qui renferment les noms des dieux, des astres, des élémens, des objets spirituels, des sciences, des couleurs, de la terre, du monde, des montagnes, des fleuves, des arbres, des plantes, des animaux, des hommes, des tribus Indiennes, des sacrifices, de l'agriculture, des arts mécaniques etc.*" Die erſte Section dieſes höchſtwichtigen Werks hat in tamuliſchen Charakteren und mit einer lateiniſchen Überſetzung *Paulinus a S. Bartholomaeo* im Druck bekannt gemacht, unter dem Titel: *Amaraſinha, ſectio prima de caelo, ex tribus ineditis codicibus indicis manuſcriptis*, Romae 1798. 4.

Zur Poeſie. *Kirat Ardjouniâ*, ein Gedicht des *Djana Râdjah*, *sur la rencontre d'Ardjouna avec Siva*, XVII, D, und XC, B. *Raghouvansa*, Geſchichte der Nachkommen des *Raghou*, ein epiſches Gedicht des *Kalidâsa*, XL, D, und XXV, B. *Raghou* war ein Ahnherr desjenigen Geſchlechts in dem alten Königsſtamm der Kinder des Mondes, in welchem *Kriſchna*, die neunte groſse Verkörperung des Wiſchnu, geboren wurde. Es iſt alſo ein Irrthum, wenn *Wilkins* im *Catalogue of Oriental manuscripts*, in den *Works of ſir W. Jones* T. VI, von dieſem Werke ſagt: es enthalte die Geſchichte des Geſchlechtes des Kriſchna oder der Kinder der Sonne. *Kalidaſa*, der Verfaſſer deſſelben, war ein Zeitgenoſſe des vorhin erwähnten Königs *Vikramaditja* und des gelehrten *Amarasingha*. Von demſelben Verfaſſer: *Koumâra Sambhava*, ein epiſches Gedicht von der Geburt des *Kumara*, XLIII, D, LXXXIII, B, LXXXVII, B. Im *Cat.* p. 28 wird, wie es auch von *Jones* in der Vorrede zur Sakontala geſchehen iſt, *Kumara* entſchieden für den Kriegsgott *Kartika* oder *Skanda* genommen, und mit Gewiſsheit behauptet, das Werk beſchreibe die Geburt dieſes Gottes; allein es könnte ja wohl auch die Geſchichte jenes *Kumara* enthalten, der als ein Sohn der Sonne, als Zwillingsbruder des *Aswin*, und als ein Arzt der Götter verehrt wird. Von dem Gedicht *Mèghadouta*, XLIV, D, CXV, B, CLXXII, B, welcher Titel im *Catal.* p. 28 *le nuage voyageur* und p. 80 wohl beſſer *le nuage messager* überſetzt wird, iſt bey den beiden erſten Exemplaren kein Verfaſſer angegeben, bey dem dritten aber p. 94 *Kalidaſa* als ſolcher genannt. Auch von demſelben finden wir

ein Gedicht über die Jahrszeiten, LXXX, B. *Kâdambari*, ein Gedicht von *Bhattou Bâna*, CX, CXI, B. *Bhatti*, ein populäres heroisches Gedicht von *Bhartri Hêri Pandita*, CLXX, B. Da p. 93 des *Catal.* aus den *Asiat. research.* T. VII. p. 204 angeführt wird, dieser Pandit *Bhartri Hêri* sey nach der Tradition ein Bruder des Königs *Vikramaditja* gewesen: so müssen wir ihn für einen und denselben mit *Abr. Rogers Barthrouherri* halten, dessen königlichen Bruder er *Wiekerama-arca* nennt. Einige der in Indien berühmten und hochgeschätzten Denksprüche desselben sind in unsere Sprache übertragen worden von *Herder* im 9 Theil seiner sämmtlichen Werke zur schönen Literatur und Kunst; mehrere von *F. Majer* in der Zeitschrift Pantheon. — Von ungenannten Verfassern: ein gereimtes Gedicht über die Expedition des *Rama* gegen *Ravana*, König der Insel *Lankâ*, IV, D. *Râghava Pandavi*, CVII, B, und ein Commentar über dieses Gedicht von *Viswanâtha Dêva*, CVIII, B. Der Titel des Gedichts läfst vermuthen, dafs es auf die Geschichte der Bandus bezug hat. *Naisâdha*, ein episches Gedicht, enthaltend die Begebenheiten des *Râdjâh Nala*, CXXI, CXXII, B. Wahrscheinlich ist dieser König *Nala* der *Nelen* des Bhagawata, der Vater des *Duschmanta*. — *Sisoupâla Badha*, der Tod des *Sisoupâla*, CLVI, B. — Der Gegenstand des *Sânti Sataka*, eines Lehrgedichts von *Sihlâd*, CLXXII, 2. B, ist nicht angegeben. Ein erotisches Gedicht ist *Kama Sastra*, die Wissenschaft der Liebe, XLVI, D. Hymnen findet man von *Visouasa Devi* unter dem Titel: *Gangâ Vakiabâli*, *collier des éloges de la déesse du Ganges*, CLXIV, B; *Anaudana Hêri Stotra*, *louanges du jovial Heri*, von *Sankara Atchâria*, CLXXII, 3. B. *Bhavani Stotra*, *éloges de Dourgâ*, von *Soundara Atcharia*, XVIII, D; *Kousoumendjali*, *l'offrande de fleurs*, Hymnen zu Ehren des *Siwa* und der *Dourga* von *Djagat Dhera*, XIX, D; und *Guitâ Govinda*, Hymnen auf *Govinda* von *Djaga Dêva*, CXIII, 2. B. *Heri* ist ein Beyname des *Wischnu*; *Govinda* des *Krischna*. Eine englische Übersetzung der Hymnen des *Djaga Deva* machte *Jones* bekannt im T. III der *Asiat. research.* Eine deutsche Übers. von *F. H. v. Dalberg* erschien Erfurt 1802, 8; eine andere von *F. Majer*, Weimar 1802. 8. Letzterer hat sich bemüht, die ursprüngliche dramatische Form des Gedichts herzustellen, und giebt es als ein Singspiel abgetheilt. Auch mehrere andere Schauspiele sind vorhanden. Der erste Act eines Drama des *Hinoumân*, *Swayambhèra, la vierge qui se choisit elle-même un époux*, XXIX, D. *Retnâbali*, *le collier de perles*. Drama in *Samskrit* und *Prakrit*, von *Hersadêva*, LXXXII, 2. B. Von *Kalidasa*: *Ourvâsi Vikrama*, *l'heroisme d'Ourvasi*, Drama in fünf Acten in *Samskrit* und *Prakrit*, LXXXV, B, und *Sakountalà*, ou *la bague enchantée*, Drama in sechs Acten in *Samskrit* und *Prâkrit*, LXXXVI, B. Letzteres hat *W. Jones* ins Englische und *G. Forster* aus demf. ins Deutsche übersetzt. *Prabôdha Tchandra Oudaya*, oder *lever de la lune de la science*, Drama in sechs Acten von *Krichna Misra*, XCIX, B. CXLI, 1. B. *Hâsiarnava*, *la mer de la raillerie*, ein satyrisches Drama in *Samskrit* und *Prakr.* von *Djayadeswara Bhâttatchâria*, CXVIII, CXIX, CXX 2. B. *Mahâ Nâtaka*, *la grande comédie*, Drama in *Samskr.* und *Prakr.* von *Madhousoudana Misra*, CXXVII, B. Von ungenannten Verfassern: *Venisanhâra*, Drama in S. und *Pr.* CIX, B; *Mourari*, Drama in sieben Acten, CXII, B; *Moudra Rakyasa*, CXVII, B; und *Mâlati* und *Mâdhava*, ein Drama in zehn Acten, CXVIII, 1. B. *Madhava* ist ein Beyname des *Krischna*.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

ERDBESCHREIBUNG. *München*, b. Lindauer: *Kurzgefafste Geschichte des Königreichs Baiern, zum Gebrauche beym Unterricht in den königl. baierschen Gymnasien*, von D. *J. Milbiller*. Zweyte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1809. XIV und 256 S. 8. (16 gr.) Mit Klarheit, Gründlichkeit und Unparteylichkeit stellt der verdienstvolle Vf. in diesem Buche die Geschichte Baierns, zum Behufe des Gymnasial-Unterrichts, dar. Acht Abschnitte, in welche er das Ganze eintheilt, und wovon der erste bis zur erblichen Herzogswürde in Baiern, der zweyte bis zur Trennung des Landes von der fränkischen Monarchie, der dritte bis zu Otto von Wittelsbach, der vierte bis zur Trennung der pfälzischen Länder von Baiern, der fünfte bis zur Abstellung der Ländertheilungen in Baiern, der sechste bis zur Wiedervereinigung der Pfalz mit diesem Lande, und der achte bis zum Jahr 1808 geht, gewähren eine bequeme Überficht. Mit Recht sind die fünf ersten Zeiträume kürzer dargestellt, als die folgenden, welche die neuere Zeit umfassen. Einflechtung einzelner Züge hätten indessen das Bild der älteren Geschichte lebendiger gemacht; und dem mit der deutschen Geschichte so vertrauten Vf. hätte es wohl nicht schwer fallen können, aus dem Besonderen das Allgemeine zu erläutern. Nicht minder wäre es zweckmäfsig gewesen, wenn der Vf. aus der Geschichte derjenigen deutschen Länder, welche durch die letzteren Friedensschlüsse mit Baiern vereinigt worden sind, Mehreres in die Geschichte Altbaierns, um welche sich der Inhalt seiner Schrift hauptsächlich dreht, aufgenommen hätte. Auch scheinen zu wenige Jahrzahlen angegeben zu seyn; ein Mangel, welcher Rec. um so mehr auffiel, da dem Buche keine Zeittafeln, welche eine wahre Zierde desselben seyn würden, beygefügt sind. — Wie unparteyisch und vorurtheilsfrey übrigens der Vf. denke, erhellt besonders dann, wenn man seine Ansichten von der Abstammung seines Volkes u. f. w. mit denjenigen vergleicht, was Mehrere seiner Vorgänger über diese und ähnliche Puncte in ihren Grundrissen der baierischen Geschichte gesagt haben. Solche Unparteylichkeit verdient wahrhafte Hochachtung, indem sie eine sichere Urkunde eines eben so hellen Geistes, als edeln Charakters ist. Endlich mit Liebe verweilt Hr. *M.* besonders bey der Regierung König Maximilian Josephs I, und schildert mit Wahrheit und Würde den vielfachen Segen, den dieser geliebte König, welcher des Schmeichlers nicht bedarf, schon in den acht ersten Jahren seiner Regierung über Baiern gebracht hat.

S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 MÄRZ, 1812.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris, in der bibliographischen Druckerey: *Catalogue des Manuscrits Samskrits de la bibliothèque impériale etc.* — Par MM. *Alexandre Hamilton* et *L. Langlès.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zur *Philosophie.* Des *Gangheswara, Tatwa Tchintamani*, ein Tractat von der Metaphysik, XXVI, B. und ein Commentar darüber, XXVII, B. *Pratikhya Tippani*, ein Commentar *sur le chapitre qui traite des objets visibles*, von *Gadadhera*, XXXVI, B. Dessen *recherches sur les événemens, les accidens et le pouvoir moral*, XXXVIII, B und dessen *recherches métaphysiques*, XXXVII, B. *Gouna Bhasia*, d. i. über die Qualitäten, XCI,² B. Des *Siromani Battâtchâria*, Tractat von der Metaphysik, CXLVII, B. Dessen *Anoumâna Didhiti*, Abhandlung über das Gedächtniss, CXLVIII, CXLIX, B. Des *Bhavananda traité des facultés de l'esprit*, CLXXIII, B. — *Smriti Tatwa*, Auszug der Gesetze, zusammengetragen von *Raghounandana Bhattâtchâria*, LXXIII, B. Nach p. 69 des *Catal.* ist es wahrscheinlich dasselbe Werk, welches auf *Hastings* Befehl ins Persische und aus dem Persischen ins Englische übersetzt wurde, und also dasselbe, welches die Deutschen unter dem Titel: Gesetzbuch der *Gentons*, oder Sammlung der Gesetze der *Pundits*, u. s. w. Aus dem Englischen von *R. E. Raspe*, Hamb. 1778, besitzen. — *Vibâda Nirnaya, procès accomodé*, juristisches Werk eines Ungenannten, CXXIV, B. Des *Misrani Vâtchespati, Vibâda Tchintamani*, oder Tractat von der Jurisprudenz, CXXXI, B. *Retnâkara, la mine de diamants*, eine Sammlung alter Gesetze von *Tchandèswara*. CL, B. *Bidhivâda, definitions legales*, von *Mathourânâtha*, CLXV, B. — *Koula Pradipa, la lampe des familles*, ein Tract. des *Sivananda Atcharia* von den Pflichten der verschiedenen Kasten, XXXI, D. *Souddhi Tatwa, traité des moyens de conserver la pureté*, von *Raghounandana Bhattâtchâria*, LXXIX, B. *Môhadmoudgara, épée pour tuer la folie, ou le maillet de l'ignorance*, von *Sankar Atchâria*, LXXX, ¹· B. *Oudbâha Tatwa*, ein Tractat von der Erziehung, von *Raghounandana Bhattâtchâria*, LXXV, B. *L'Hitôpadèsa, instruction utile ou amicale*, eine Fabelsammlung von *Wischnuserman*, CXLI, ². B. Diess ist jene vortreffliche und wahrscheinlich älteste Sammlung lehrreicher Fabeln in der Welt, welche, nachdem sie zu den Zeiten des persischen Königs *Anuschirewan*, im sechsten Jahrhundert der chr. Z., ins Persische übersetzt und im ganzen Orient berühmt worden war, hernach auch zu den europäischen Völkern kam. Unter den Namen der Fabeln des *Pilpai* oder *Bidpai*, auch des *Sandaber*, sind sie in mehr als zwanzig Sprachen bekannt. Schätzbarer als alle diese Übersetzungen und Bearbeitungen ist die von *Wilkins* unmittelbar aus dem Original verfertigte und unter folgendem Titel mitgetheilte: *The Hëëtōpădēs of Vĕĕshnŏŏ Sărmā, in a series of connected fables, interspersed with moral, prudential, and political maxims: translated from the Sanscrit by Ch. Wilkins, Bath* 1787. 8. Die Einleitung und erste Abtheilung findet man ins Französische übersetzt, in den *Fables et Contes Indiens, par L. Langlès. A Paris* 1790. 12. Eine deutsche Übersetzung in den Buchhandel zu bringen, hat Rec. schon vor mehreren Jahren sich vergebens bemüht. — *Souria Pâtaka, marche du soleil*, von *Mayoura Bhattâchâria*, XXI, D. *Samaya Pradipa, indices des temps*, von *Sridatta*, XXIII, D. Almanachs und Horoskope, XXV, XXXII, D. XLVII, B. *Djyantis Tatwa, traité du calendrier*, von *Raghounandana Bhattâtchâria*, LXXVIII, B. *Souddhi Dipaka, traité d'astronomie*, von *Srinivâsa*, CVI, B. *Satkritia Mouktâvali*, ein Werk über Astrologie, von *Ragounâtha*, CXIII, B. *Tithi Nirnayon, les jours de la lune*, von *Gopal*, CXXIII, B. *Krama Dipika, la suite des étoiles*, ein astronomischer Tractat von *Kèsava Atchâria*, CLIII, B.

Zur Religion. Hara Tcharita Tchintamani, réflexions sur les actions de Siva, von *Djayadrat'hra*, XXVIII, D. *Vrata Sara, traité de l'accomplissement des actes religieux*, von *Sridatta*, XXXV, D. *Srâddha Vibeka Vidhâna, éclaircissement des doutes touchant les cérémonies funéraires*, von *Roudra Dhèra*, XLII, D. LXVI, B. *Vrisa Outsarga-Tatwa, cérémonies qui se pratiquent quand on donne la liberté à un taureau sacré*, von *Rhaghounanda, Bhattâtchârya*, LXVIII, B. Von demselben: *Srâddha Pramâna Tatwa, traité des obsèques*, LXXI, B. Verschiedene Abhandlungen desselben über gewisse religiöse Ceremonieen und Gebräuche, LXXII, LXXIV, LXXVI, LXXVIII, LXXXVIII, LXXXIX, B. Ein Ritual für Morgen- und Abend-Andachten, XCV, B. Ein Ritual der Ceremonieen, welche bey der Geburt, bey Verheirathungen u. s. w. zu beobachten sind, von *Bhavadèva*, XCVIII, B. Ein Tractat über die indische Religion von *Mathourânâtha*, CXVI, B. *Tantra Sara, traité des rites religieux*, von *Krichna Ananda Bhattâ*-

châria, CXXXII, B. *Santeha mâla*, *le collier de deuil*, ein Tractat über Leichenceremonieen, von *Gopal Siddhâuta*, CXLIII, B. *Bhakti Sâstra*, eine Abhandlung von den religiösen Pflichten, CLIV, B, Ein Ritual der Ceremonieen des *Wischnu*-Cultus, CLXVI, B. *Djalâsaya Ôutsarga*, oder *de la consécration des étangs*, CLXVII, B, und des *Soulapâni* Lehre von der Seelenwanderung, *Prayastchitta Vibeka*, CLXXV, B.

Diess ist die von uns versprochene mühsame Anzeige der in der kaiserl. Bibliothek vorhandenen Samskrit-Handschriften in systematischer Ordnung, welche man, als eine noch gänzlich fehlende Übersicht des Kernes der indischen Literatur, einer A. L. Z. wohl angemessen finden wird. Ein grösseres Werk über die alte Literatur der Indier gedenkt Rec. der gelehrten Welt mitzutheilen, so bald die Lage des deutschen Buchhandels ihm erlaubt, einen Cyclus von Abhandlungen über indische Geschichte und Alterthumskunde, als die Resultate eines vor funfzehn Jahren begonnenen und mit besonderer Vorliebe fortgesetzten Studiums, bekannt zu machen. Indem wir aber in der gegenwärtigen Übersicht überall angeführt haben, was von den angezeigten Reichthümern in Übersetzungen und Auszügen zu unserer Kenntniss gelangt ist: so müssen wir unsere Armuth darin um desto mehr beklagen, als schon das Wenige, was wir besitzen, alle Erwartungen übertroffen und einen unschätzbaren Werth hat. Möchte es doch Hn. *L.* möglich seyn, eine eigene Sammlung von Notizen und Auszügen der Samskrit-Handschriften der kaiserl. Bibliothek herauszugeben; schwerlich würde er selbst, wie p. 101. des *Catol.*, es nach näherer Kenntniss ihres Inhalts noch für möglich halten, dass das Samskrit ursprünglich in Indien fremd gewesen sey. Nach unserer Überzeugung kann es wenigstens gewiss nicht als Sprache allein, sondern nur zugleich mit einem erobernden Volke, als die Muttersprache desselben, eingedrungen seyn, und zugleich mit ihm die Herrschaft über die älteren Landessprachen erhalten haben. M. F.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Beschreibung der Insel Nukahiva, der vorzüglichsten des Washingtons-Inseln im grossen Südmeere* nach *A. J. V. Krusensterns* Reise um die Welt, systematisch geordnet und mit Anmerkungen versehen nebst Hofr. *Langsdorfs* und *Blumenbachs Abhandlung* über *das Tatowiren*. Mit 3 Kupfertafeln, 1811. 47 S. 8. (10 gr.)

Diese aus dem XXIII — XXXIV Bande der *allg. geogr. Eph.* besonders abgedruckte Beschreibung verdiente, eine Absonderung von dem Ganzen, wenn auch gleich die Angabe: *systematisch geordnet und mit Anmerkungen versehen*, bedeutender klingen sollte, als sie es an sich ist. Des Hn. Hofraths von *Blumenbach* Einleitung über die Gewohnheit des Tatowirens, und des Hn. Hofr. *Langsdorfs* Nachricht über die Tatowirung der Bewohner von Nukahiva begegnen sich in mehreren geschichtlichen Ansichten; doch ist *Blumenbachs* Voraussetzung, dass das Tatowiren eine *ganz schmerzhafte Operation* sey, nicht jedesmal gegründet, da mehrere Menschen, wie in den Geisseln und Spitzruthen, eine Art Behagen finden; die Franzosen haben die *utilité et plaisirs de Flagellation dans le mariage* durch einige Werke nach *Meibom* und durch Kupfer dargestellt. Die *maculae cuti inustae* möchten auch noch wohl älter seyn, als die Nachricht, die uns Herodot von den Thraciern mittheilt. Den Ursprung des Tatowirens mit Hn. *Blumenbach* aus einer religiösen Beziehung ableiten zu wollen, scheint uns der Geschichte um so mehr zu widersprechen, da die Liebe, ein bleibendes Denkmal, nur erlöschlich mit dem Tode, in häuslicher Gesellschaft zu stiften, der religiösen Beziehung, die schon ein höheres gemeinsameres Leben erfodert, vorangeht, und selbst vor der religiösen Bezeichnung möchte Rec. noch die absichtlich Schmerz erregende, die in den *Stigmatibus inustis* ihren Anfang nahm, früher anerkennen, ehe die Gewohnheit des Tatowirens, worunter er den lebendig permanenten Körperputz allein verstehen würde, aufkam. Die Verschiedenheit der Operation reducirt sich nicht hauptsächlich allein auf die Weise, wie die Stiche in die Haut gemacht, und auf die Art, wie sie gefärbt werden, sondern, da diese nur Mittel zum Zwecke sind, auf die Figur, und zum Theil auf die Bedeutung, welche letztere nie willkührlich war. H. P. E.

BERLIN, b. d. Gebr. Gädicke: *Der Passagier auf der Reise in Deutschland, in der Schweiz, zu Paris und Petersburg.* — Ein Reisehandbuch für Jedermann vom Kriegsrath *Reichard*, auch Redacteur des Guide des Voyageurs. Nebst zwey Reisecharten, I Abtheilung. Vierte ganz umgearbeitete neu verbesserte und neu vermehrte Auflage. 1811. 628 S. II Abtheilung von S. 629 — 1220. kl. 8. (3 Rthlr.)

Rec. kennt die Brauchbarkeit dieses Werks schon in seinen früheren Ausgaben aus eigener Erfahrung, die er bey mannichfaltigen Reisen zu machen Gelegenheit hatte. Die vierte Ausgabe ist wirklich das, was der Vf. von ihr sagt, *neu umgearbeitet*, *neu verbessert* und *neu vermehrt*. Er hat nicht nur die Veränderungen in der Vorrede angegeben (sie bestehen besonders in 3 neuen ungleich zweckmässigeren Aufsätzen, die Witterungskunde, die Reise in die Sudeten, und die Reise nach Paris betreffend, in den beträchtlichen Zusätzen zu dem neuen französischen metrischen Systeme, und dem Reiseplane in die Schweiz, in der umgearbeiteten und neu gestochenen Reisecharte, in der Zulage einer neuen Charte der beiden pariser Hauptstrassen über Metz und Strassburg, in der gänzlichen Umarbeitung der Reiserouten und in der Angabe der Maurerlogen), sondern auch eine zahllose Menge von Zusätzen, Einschaltungen, Berichtigungen, und anderen Verbesserungen ist, ohne sie namhaft zu machen, zur Ausstattung benutzt. Rec. hat beide Auflagen vor sich liegen und kann sie genau ver-

gleichen; da aber zum Beweise der Behauptung hier kein Raum ist: so enthält er sich jeder Angabe, überzeugt, dass das Publicum ihm dieses auf seine Versicherung um so mehr glauben wird, da es sich selbst darüber fast auf jeder Seite des Buchs belehren kann. So ist z. B. gleich im Anfange der ganze Satz der ältern Ausgabe weggeblieben; es ist eine sichere Bemerkung, dass ein Reisender, der nur die gewöhnlichste Vorsicht anwendet, und nicht muthwillig in seine Gesundheit stürmt, selten erkranken wird; denn Zufriedenheit und Heiterkeit der Seele haben die wohlthätigsten Einflüsse auf das Wohlbefinden des Körpers, und wo ist man heiterer als auf Reisen? Auch Meiners Bekenntniss von dem wohlthätigen Einflusse des Reisens ist in der neuen Ausgabe gestrichen etc. Dieses Streichen kam der guten Sache sehr zu Statten; es gab nicht bloss Raum für bessere Bemerkungen, sondern das Ganze gewann auch mehr an Rundung. Der Plan der neuen ist der alten Ausgabe fast gleich geblieben, und da der Vf., wie Rec. an einigen Stellen bemerkt, auch *Becks* praktisches Handbuch für Reisende (Leipzig 1810) zu Rathe zog: so ist es befremdend, dass dieses nicht auf die Abänderung des Planes einigen Einfluss hatte. Wenn der beckische nicht fehlerfrey: so ist er doch strenger consequent. So nimmt Hr. *R.* Geld und Zeit als die zwey Hauptrequisiten zur Reise an, und später darin auch Kenntnisse, Weltklugheit, Bequemlichkeit, gute Laune auf, statt dass Beck aus den Erfodernissen zu einer Reise, die er aufzählt, die Mittel ableitet, den Zweck der Reise zu erreichen. In den Materialien gebührt Hn. *R.* der Vorzug. Doch darf man nicht erwarten, dass er ohne Fehler wäre. Rec. hatte sich vorgesetzt, sie mitzutheilen; allein es sey genug, zu sagen, dass sie keine Hauptsachen betreffen, und dass sie doch der Aufmerksamkeit des Vfs. nicht entgehen werden. Dms.

Berlin, b. Saalfeld: *Allgemeines Reisearchiv in Auszügen aus ungedruckten und den grösseren bisher erschienenen Reisewerken*, zur unterhaltenden Belehrung in der Länder-, Völker- und Natur-Kunde. Mit Kupfern und Charten. III B. 1810. 364 S. IV B. 1811. 404 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Berlin, b. Ebendemselben: *Allgemeine Reise-Encyklopädie.* 1810. Heft IX — XII. 1811. Heft I — IV. gleiche Seitenzahlen, wie oben. 8. (der Jahrg. 7 Rthlr. 12 gr.)

Beide Werke, die einen und den nämlichen Inhalt liefern, und dem Journale für die neuesten Land- und See-Reisen zur Seite laufen, sind Fortsetzungen, denen wir, wie den ersteren von uns (J. A. Lit. Z. 1811 N. 194) angezeigten, den nämlichen Beyfall mit der nämlichen Einschränkung schenken müssen. Der dritte Band des Archivs, oder die vier letzten Hefte der allgemeinen Reiseencyklopädie enthalten: 1) *J. H. A. Törlitz Reise durch Deutschland, die Schweiz und das nördliche Italien* 1803, aus dem Dänischen; und zwar den Beschluss derselben. Sie geht von Colde, Balme, über den St. Bernhard, Wallis, St. Gotthard, Lago maggiore, Milano, Como, den Splügen, Zürich, Strassburg, Mainz, Hannover nach Dänemark. Von dem Kiltgang im Haslithale, wo die Mädchen durch ihre Naivetät und Unschuld, wie durch ihre hübsche Tracht, dem Reisenden das Hirtenleben mehr als die beste Idylle wünschenswerth machen können, sagt er: Bey nächtlicher Weile legt der Liebhaber eine Leiter an die Schlafkammer seines Mädchens, klopft leise an, und das Fenster öffnet sich. Will ihn die Schöne nicht einlassen: so reicht sie ihm ein Glas Brantwein, um es auf ihre Gesundheit zu trinken, worauf er sich wegbegiebt. Ist er aber begünstigt: so steigt er in die Kammer; das verliebte Paar setzt sich auf die Bank, trinkt einander zu, scherzt mit einander in aller Zucht, und geht, jedoch in Unterkleidern, zu Bette; ehe der Tag grauet, muss sich der Liebhaber entfernen. So werden hier die Ehen geschlossen, und man hat kein Beyspiel, dass ein Mädchen von ihrem Trauten verlassen worden wäre. *Ces exemples* (kann man hierauf mit dem Vf. der *Memoires de Brandenbourg* antworten) *sont beaux; mais ils sont fort rares, et si nous en doutons, c'est peut-être par Corruption, ou puisque le fait n'est pas encore constaté.* 2) Den Beschluss von *Gawrila Sarytschews Reise im NO. Sibirien.* 3) *G. Forsters Reise aus Bengalen durch Kaschemir, Afganistan, Persien und Russland*, die als zu weit entlegen wegbleiben musste, um so mehr, da sie zu bekannt ist. 4) *Des Ritters von Bourgoings Reise nach Cadiz;* ein Fragment aus seinem Werke über Spanien, das temporares Interesse hat. 5) *Bemerkungen auf einer Reise durch Siebenbürgen in dem Jahre* 1791. Rec. hat diese Bemerkungen, die sich über Josephs II Regierung, und die Beziehung dieser zu Siebenbürgen verbreiten, mit Interesse gelesen; sie sind wenig bekannt. 6) *Heinrich von Reimers Reise durch die Moldau und Walachey nach Konstantinopel von* 1793. Die Kupfer zu diesem Bande sind ein *Grundriss von Cadix mit seinen Umgebungen*, und ein *Perser in Nationaltracht.* Der *vierte* Band enthält ausser der Fortsetzung von *Reimers* Reise: 1) *Vivant Denons* (so oft gedruckte) *Reise durch Ober- und Nieder-Ägypten.* 2) *Meermanns Reise durch Dänemark, Schweden, Russland* 1797 — 1800, aus dem Holländischen. 3) *Sievers Briefe auf seiner Reise in Sibirien.* 4) *Wanderung durch die ehemalige Pfalz am Rhein, durch Franken, Thüringen, Sachsen vor dem Kriege*, aus einer Handschrift. Wenn gleich manches Bekannte, das sich auf der Stube niederschreiben lässt: so ist doch selbst dieses nicht ohne Leben vorgetragen. Die Kupfer und Charten: 1) *Mamelukken in Kriegskleidung.* 2) *Kirgisengruppe* (beide colorirt). 3) *Ansicht von Stockholm.* 4) *Ansicht von Konstantinopel von Pera aus.* *H. P. E.*

Hamburg, b. Bernhard: *Topographisches Handlexikon des französischen Reichs* von *Ferd. Stiller.* 1811. 344 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wer ein topographisches Handlexikon des französischen Reichs 1811 herausgiebt, der sollte doch wohl

1) durch die Benutzung von *Peuchet et Chanlaire's description topographique et statistique de la France*, und *Herbin's statistique générale et particulière de la France et de ses Colonies*, wie für die neuen vereinigten Departementer durch die Benutzung von *Gaspari's*, *Mannert's* und anderer Werke deutscher Geographen jedes Hülfsmittel entbehrlich machen; 2) sich nicht bloss auf diejenigen Orte, welche Sitze eines Friedensgerichts und Hauptorte eines Cantons sind, sondern auf alle Orte ohne Ausnahme, und mit bestimmter Angabe ihrer Lage, ihrer Seelenzahl und ihrer Hauptmerkwürdigkeiten ausdehnen; 3) nicht wider besseres Wissen die Volkszahl aus dem *Almanac Impérial* selbst dann zum Grunde legen, wenn eine genauere vorhanden ist; 4) keine der merkwürdigeren Flüsse, Berge, Wälder, wovon die Departementer den Namen oder einigen Ruf haben, übergehen, noch viel weniger, wenn er überzeugt ist, dass dieses eine unerläsliche Bedingung eines geographischen Buchs sey; 5) und dann sollten vor Allem die neu acquirirten Departementer ihren ehrenvollen Platz mit allen ihren Theilen unter den übrigen Orten, Gegenden, Cantonen, Districten und Departementern finden. — Von allen diesen Foderungen, die zunächst gemacht werden können, hat der Vf. nicht eine einzige erfüllt, wie er selbst gesteht, und doch sind diese Erfodernisse noch lange nicht die einzigen. Denn will man diese durch die Bedingungen steigern, die die Herausgabe eines solchen Werks in Hinsicht auf vollständige allgemeine, besondere und specielle geographische Kunde, in Hinsicht auf Lexikographie und Kritik nothwendig macht: so wird das Leere noch grösser. Die zwey Anhänge (*Veränderungen der geographischen Eintheilung des Reichs*, und *hinzu gekommene neue Departements nach den bis jetzt bekannten Bestimmungen, und einiges Wissenswürdige aus dem Almanac Impérial* des Jahrs 1811, das Personale der kaiserlichen Familie, die Staaten des Rheinbunds, Staats- und Cabinets-Minister bey den europäischen Mächten, Ambassadeure und Minister fremder Mächte am k. k. französischen Hofe, und k. k. franz. Ambassadeure und Minister an fremden Höfen) machen die Lücken noch grösser. Denn die Veränderungen der geographischen Eintheilung sind nicht einmal vollständig, und wie wenig der Vf. das kennt, was er schreibt, mögen z. B. Preussen, wo der Graf von Goalz als Minister der auswärtigen Angelegenheiten aufgeführt ist, der Graf Hedonville bevollmächtigter Minister im Grosherzogthum Frankfurt, die Gross-Dignitarien und Gross-Officiere, deren Würde ohne Namen angegeben ist, und die Staaten des Rheinbundes beweisen, wo es heisst: Grosherzog von Frankfurt, Bayern, Würtemberg, Sachsen, Baden, Berg und Cleve etc.

H. P. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Über das Cameralstudium in Wirtemberg.* In 4 Briefen 1805. 32 S. 8. (3 gr.) Der Vf. giebt seine Ansicht der Hinderungen zu erkennen, welche sich dem Fortgang und Betrieb dieser Wissenschaft in seinem Vaterland, Wirtemberg, bisher in den Weg gelegt haben. Der Glaube, dass der scharfe Blick des praktischen Kopfes den Punct, auf welchen er in Behandlung der Staatswirthschaft wirken soll, selten verfehle, ist bisher sehr allgemein gewesen, und ihm ist die Seltenheit des Besuchs akademischer Vorlesungen zum grösseren Theil zuzuschreiben. Die Bemerkung, dass die Anwendung halbwahrer Grundsätze, und einer missverstandenen Theorie mehr Unheil angerichtet habe, als bey aller kunstlosen Behandlungsart je zu befürchten wäre, hat noch mehr die Lauigkeit gegen den Betrieb des gedachten Studiums befördert. Allein der Staatsdiener muss doch nach Grundsätzen handeln, und diese müssen wissenschaftlich beygebracht werden können. Warum sollten denn nun die Personen des Schreiberstandes, und die Juristen, welchen die Pflege des Staats in cameralistischer Hinsicht anvertraut ist, von der Obliegenheit freygezählt werden können, diese Grundsätze wohlgeordnet sich eigen zu machen, d. h. diesem scientifischen Fach sich zu widmen? — Hievon handelt der 1 Brief. In dem 2 werden die sonderbaren Meinungen über den Zweck einer speciellen Lehrstelle in dem Cameralfach, welche ehedem auf unseren Universitäten nicht existirt hat, und nun vorhanden ist, beleuchtet. Viele glaubten, man wolle nun Landwirthe, Ökonomen ... auf der Universität schon erziehen; sie fassten nichts von der Erlernung der nöthigen Principien, und allgemeiner Ansichten, auf was der Staatsökonom ausgehen, auf was er sein Augenmerk richten müsse. Der Zweck bey dem neuen akademischen Institut ist ohne Zweifel lobenswerth; aber er wird nicht sehr glücklich erreicht: 1) weil die jungen Juristen allzuviel freye Willkühr noch haben, und fortan behalten, ob sie ein Collegium in diesem Fach hören wollen oder nicht? — Da sie wissen, dass in dem Examen, welches ihnen am Ende der akademischen Laufbahn bevorsteht, wenige oder gar keine Fragen vorkommen, welche die Cameralistik bestimmt angehen: so erspanen sie sich die Mühe dieses Studiums, entschuldigen sich auch mit der Kürze der Zeit, binnen der wenigen akademischen Jahre, welche kaum zureichen, die eigentliche Jurisprudenz nach allen Theilen durchzugehen. 2) Jünglinge, die der Schreiberey gewidmet sind, besuchen selten die Akademie, weil ihr Vermögen nicht zureichend ist, die Unkosten zu bestreiten, welche der Aufenthalt auf einer Universität erfodert, und weil sie bemerken, dass der grössere Theil der Schreiber ohne dieses Studium ihr Brod dennoch gefunden haben. — Es ist schwer, hiegegen einen wohl ausführbaren guten Rath zu geben. Zuverlässig aber ist es, dass die allzubeschränkte Zeit des akademischen Cursus von 3 Jahren um Eines vermehrt werden sollte, damit die Juristen die angeführte Ausrede nicht hätten. Die Schreiber aber sollten von ihrem ersten Incipienten-Stand an schicklich-geordnete Belehrungen von ihren Principalen erhalten, dass sie dadurch fähig würden, einen kurzen Aufenthalt auf der Akademie zu benutzen. — In den Prüfungen aber — und dieses ist die Hauptsache — sollten den Jünglingen Fragen zu beantworten vorgelegt werden, welche gute cameralistische Kenntnisse voraussetzen; die Gewissheit dieser künftigen Erfodernis würde Juristen und Schreiber aufmerksam genug machen, den akademischen Vortrag in diesem Fach für wichtig anzuerkennen. — Hievon handelt nun der Vf. in dem 2 und 3 Brief. — In dem 4 äussert er sich über die Cultur einzelner specieller Zweige, z. B. der Landökonomie, Mineralogie, Forst-Botanik. Er hält dafür, es seyen dazu besondere Particulär-Institute nöthig; und die Universität sey nicht der Ort, diese Fächer genau zu studiren. — Diese 4 Briefe enthalten Vieles, das aller Beherzigung würdig ist; es wäre nur zu wünschen, dass Manches nicht so allgemein gefasst, und einige Vorschläge mehr ausgeführt wären.

Ar.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MÄRZ, 1812.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Meleagri Gadareni Epigrammata*, tamquam specimen novae recensionis Anthologiae graecae, cum observationibus criticis edidit *Fridericus Graefe*, Phil. Doct. AA. LL. M. 1811. XXIV u. 176 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Hr. *G.* giebt uns diese Bearbeitung des Meleager als Probe einer neuen Ausgabe der griechischen Anthologie, mit der er sich, von den nöthigen Hülfsmitteln unterstützt, seit vielen Jahren fast ausschliesend beschäftigt hat. Diese Ausgabe der Anthologie soll sich hauptsächlich von drey Seiten von den schon vorhandenen unterscheiden. Erstlich soll sie sich so streng, als möglich, an den trefflichen vaticanischen Codex anschliessen, dessen Varianten man bey weitem noch nicht genug beherzigt und kritisch benutzt habe. Sodann soll mit mehr Sorgfalt, als bisher geschehen ist, auf den Gebrauch der Dialekte gesehen werden, nach vorhergegangener Untersuchung ihrer gegenseitigen Grenzen, und der Veränderungen, die sie nach und nach erlitten haben. Drittens eendlich soll den Eigenheiten der einzelnen, durch Vaterland und Zeitalter oft so verschiedenen Dichter nachgespürt, und dadurch der Kritik derselben eine bestimmtere Richtung gegeben werden. Durch Berücksichtigung dieser drey Puncte gedenkt Hr. *G.* die griechische Anthologie ihrer ursprünglichen Gestalt um ein gutes Theil näher zu bringen, wenn ihn anders nicht eine ungünstige Aufnahme dieses Vorläufers von der Ausführung seines Vorhabens abschrecken sollte.

Rec. stimmt dem Herausgeber bey, dass die griechische Anthologie allerdings von diesen, und vielleicht auch noch von anderen Seiten einer neuen Bearbeitung fähig sey, und freut sich zugleich, über die vorliegende Schrift sein Urtheil im Allgemeinen dahin bestimmen zu können, dass sie zu nicht geringen Erwartungen berechtigt, und von dem Berufe des Herausg. zu einem solchen Unternehmen ein hinreichender Beweis ist. Die Einrichtung derselben ist folgende. Voran geht der Text nach einer neuen Recension, und unter demselben sind die Abweichungen der *brunckischen* Analekte und der vaticanischen Handschrift angegeben. Hinter dem Texte folgen kritische Anmerkungen zu den einzelnen Epigrammen, die fast durchgängig eigene Ansichten des Herausgebers enthalten. Das bereits Bekannte wird nur in sofern berührt, als es entweder widerlegt oder durch neue Beweise bestätigt wird. Angehängt sind lateinische Übersetzungen verschiedener Epigramme des Dichters, die der Herausgeber aus dem Exemplar der Anthologie, das *Rivinus* besessen hat, und wovon sich ein Theil in der leipziger Universitätsbibliothek befindet, mit viel Genauigkeit, wie er sagt, abgeschrieben hat. Sie rühren theils von *Rivinus* selbst her, theils sind sie von ihm gesammelt. Ihre Anzahl ist nicht unbeträchtlich, obgleich Hr. *G.* nur diejenigen aufgenommen hat, die bis jetzt noch nicht durch den Druck bekannt worden waren.

Man erkennt in dieser Ausgabe des Meleager sehr bald die doppelte Absicht des Herausgebers, theils den Sinn ganzer Epigramme sowohl als einzelner schwieriger Stellen aufzuhellen, theils den vorhandenen Text einer scharfen kritischen Prüfung zu unterwerfen. In Rücksicht des ersten Punctes zeigt der Herausgeber bey eindringendem, seinen eigenen Weg verfolgendem Scharfsinn einen Takt, der nur aus einer vertrauten Bekanntschaft mit den Erotikern und Elegikern beider Sprachen hervorgehen konnte. Das Verständnis dieser kleinen Gedichte ist durch die neuen Erläuterungen um vieles erleichtert worden; und nach der Überzeugung des Rec. liegt gerade hierin ein Hauptverdienst der vor uns liegenden Ausgabe. Was die Behandlung des Textes betrifft: so ist man auch hier Hn. *G.* Dank schuldig für die Rechtfertigung vieler angefochtener oder unbeachtet gebliebener Lesarten des vaticanischen Codex, für das Bestreben, der bunten Vermischung der Dialekte endlich einmal Einhalt zu thun, für die Aufdeckung mehrerer Verdorbenheiten, und endlich für so manche sinnreiche und treffende Conjectur. Hiezu finden sich noch hin und wieder interessante Bemerkungen grammatischen, metrischen und selbst antiquarischen Inhalts, worin der Herausgeber mehreres Einzelne gesammelt und unter allgemeine Gesichtspuncte gestellt hat. So verbreitet er sich z. B. über die von *πνέω* und *πνόος* abstammenden Adjective und über die Compositionen mit dem Adjectiv *ὀξύς*, S. 47; über die Partikeln *ἄρτι*, *νῦν*, *ἤδη*, *ἄρτι μὲν*, *ἄρτι δὲ*, S. 70; über die Quantität der ersten Sylbe in den Wörtern *ἄρης*, *ἀνὴρ*, *ἄναξ*, *ὕδωρ*, *φάος*, S. 83 f. vergl. S. 111; über die Quantität der mittleren Sylbe in den Wörtern *μηνίω*, *μηνύω*, *κωκύω*, S. 95, und der vorletzten Sylbe der Adjective *ὀρθρινὸς*, *μεσημβρινὸς*, *ὀπωρινὸς*, S. 101, vergl. S. 118 u. 130; über die Bedeutung des Verbums *πτύω* und seiner Composita, S. 140 f.; über die Figuren mit Fackeln und Schmetterlingsflügeln auf alten Denkmälern, S. 91 f. vergl. S. 106 f. Von der Vorrede, die sehr viel Gutes enthält, sprechen wir nachher besonders.

Diese Vorzüge der vor uns liegenden Schrift machen es sehr wünschenswerth, dass Hr. G. seinem Vorsatze treu bleiben, und seine Bemerkungen über die ganze Anthologie bekannt machen möge. Den Text dabey wegzulassen, würden wir ihm nicht rathen. Allein je wichtiger ein solches Unternehmen ist: desto mehr fühlt sich Rec. verpflichtet, diese vorausgeschickte Probeschrift im Einzelnen streng zu beurtheilen, damit die Mängel derselben nicht auf das grössere Werk übergetragen werden. Unter diese Mängel zählen wir zuvörderst die Weglassung der Accente, die jedem gelehrten Philologen höchst unangenehm seyn muss, und die für eine vollständige Ausgabe der Anthologie, die daraus entspringenden Nachtheile nicht gerechnet, ein groser Übelstand seyn würde. Ja es würde das Ansehen haben, als rühre sie entweder von einem Dilettanten her, oder sey nur für Dilettanten bestimmt. Wenn ferner der Herausgeber in der Vorrede verspricht, sich mit möglichster Strenge an den vaticanischen Codex anzuschliessen: so müssen wir doch bemerken, dass er diess Versprechen noch lange nicht in dem Grade erfüllt hat, als es hätte geschehen sollen. Noch mehr aber verdient es eine Erinnerung, dass der Herausgeber eine allzu grosse Vorliebe für seine Vermuthungen blicken lässt, die er oft ohne Bedenken, wenn sie auch beträchtlich vom Codex abweichen, in den Text setzt. Er entschuldigt sich zwar theils damit, dass er nicht Unsinn im Texte habe dulden wollen, theils glaubt er, dass einer Probeschrift von dieser Seite mehr Freyheit gestattet werden müsse. Allein es giebt auch hier gewisse Grenzen, deren Überschreitung wir in gegenwärtiger Schrift um so mehr bedauern, da wir das Urtheil fällen müssen, dass gerade die freyesten Änderungen des Herausgebers in der Regel die minder glücklichen sind. Wir hoffen daher, dass Hr. G. das Versprechen, das er in der Vorrede giebt, in dem grösseren Werke sich hierin weniger nachzusehen, nicht aus den Augen verlieren wird, damit nicht die Anthologie, wenn sie auf der einen Seite durch seine Bearbeitung gewinnt, auf der anderen wieder etwas verliere. Endlich warnen wir noch den Herausgeber, seinem Scharfsinne, der ihn nicht selten zu Spitzfindigkeiten hinreisst, nicht zu freyes Spiel zu lassen. — Jetzt wenden wir uns, um diesen Tadel sowohl als das oben ertheilte Lob zu bestätigen, zu dem Buche selbst, und bemerken nach der Reihe, was wir uns bey der Durchlesung desselben ausgezeichnet haben.

Epigramm I. V. 2. Hr. G. sucht das καὶ in den Worten:

ἢ τίς ὁ καὶ τεύξας ὑμνοθέτων στέφανον;

durch folgende Übersetzung deutlich zu machen: *Quis est, qui poëtarum etiam coronam exhibuit,* und fügt hinzu: *nimirum lepidum erat, e poëtis veluti e floribus sertum fieri.* Allein auf diese Weise würde der Dichter καὶ unmittelbar vor ὑμνοθέτων gesetzt haben. Ἢ τίς ὁ καὶ τεύξας ist schwerlich etwas anderes, als ἢ τίς καὶ ἔτευξεν, wie schon *Reiske* bemerkt hat. V. 7 werden die Worte νάρκισσος χορῶν Μελανιππίδου erklärt *poeticus ille Melanippidae flos.* Allein da hätte bewiesen werden müssen, dass χορὸς mit ᾠδὴ und ὕμνος gleichbedeutend seyn könne. Die angeführte Stelle des Hegesippus χορῶν ἀίουσα καὶ ὕμνων beweist eben so wenig, als das zu dieser Stelle von *Jacobs* verglichene Epigramm des Nicias. Auch der Tanz kann gehört werden, wie der Gesang. Hr. G. scheint diess selbst gefühlt zu haben, und sucht sich dadurch zu helfen, dass er hinzusetzt: *in significatione* χορῶν *et* ὕμνων *non est argutandum.* Man muss sich doch aber bey jedem Worte etwas denken. Allein selbst zugestanden, dass χορὸς so gebraucht werden könne: so würde doch unter νάρκισσος χορῶν Μελανιππίδου nichts weiter zu verstehen seyn, als die Gedichte des Melanippides. Wie können aber diese ἔγκυοι ὕμνων genannt werden? *Reiske*, welcher τορῶν statt χορῶν vorschlägt, hat doch wohl das Wahre getroffen, nur muss man die Stelle richtig verstehen. Allerdings hat Hr. G. Recht, dass etwas Anstössiges in der Stellung der Worte liege, wenn man die Construction so fassen wolle: νάρκισσον Μελανιππίδου ἔγκυον τορῶν ὕμνων. Allein eben die Stellung des Adjectivs τορῶν leitet nicht auf diese, sondern vielmehr auf folgende Verbindung: νάρκισσον τορῶν ὕμνων Μελ. ἔγκυον, so dass ἔγκυον absolut steht, wie unten V. 36 εὔσπορος, und von dem Inhalte und der Gedankenfülle jener Gedichte zu verstehen ist. — Wollte man χορῶν vertheidigen: so könnte es wohl nicht anders geschehen, als dass man es von den kyklischen Chören oder Dithyramben verstände, und so construirte: νάρκισσος ὕμνων χορῶν Μελανιππίδου, wo dann ein Genitiv von dem anderen abhängen würde. Ὕμνοι χορῶν würde so viel seyn, als ὕμνοι χορικοί. Dass eine solche Aufeinanderfolge mehrerer Genitiven dem Griechen weit weniger als uns fremd war, ist bekannt. Dem Gefühl des Rec. indess sagt *Reiskes* Änderung weit mehr zu. V. 16 verstehen wir ὀξυτόρου πίτυος mit Hn. G. von dem zischenden Tone der Fichte, nicht mit *Hermann* von den spitzigen Nadeln. Die Anspielung bleibt dieselbe. V. 17. Der Änderung der Lesart οἴνης in οἴμης stimmen wir vollkommen bey. Allein V. 28 hätte die alte Lesart καὶ ῥοίης ἄνθη wenigstens im Texte bleiben sollen. V. 32 muss nach ἄνθεα ein Komma gesetzt werden. Man verbinde σέλινα Παρθενίδος. Im folgenden Verse hätte eben so gut wie V. 58 Μουσέων geschrieben werden sollen. V. 35 und 36 hat Hr. G. die gewöhnliche Lesart beybehalten. Der Sinn dieser beiden Verse liegt am Tage. Der Dichter verspricht, nicht bloss die lyrischen Gedichte, sondern auch Elegieen des Anakreon in seinen Kranz aufzunehmen. Allein, was man hier gewöhnlich annimmt, dass sich der Dichter vergessen, und mitten unter die Blumen ein μέλισμα geflochten habe, ist eben so unglaublich, als dass er den Anakreon nicht, wie die anderen Dichter, mit einer bestimmten Blume, sondern mit einer Blume im Allgemeinen verglichen haben solle. Rec. ist daher überzeugt, dass ἀνθέμιον eben so gut wie ἄνθεμις auch die Bedeutung einer bestimmten Blume gehabt habe, ob er gleich nicht zu entscheiden wagt, welche gerade darunter gemeint sey. Unter dieser

Vorausſetzung lieſt er das ganze Diſtichon nach *Hermanns* leichter Änderung ſo:

ἐν δ' ἄρ' Ἀνακρείοντα, τὸ μὲν γλυκὺ κεῖνο μέλισμα,
νεκταρέοις. δ' ἐλέγους, εὔσπορον ἀνθέμιον.

Die Worte τὸ μὲν bis ἐλέγους ſtehen gleichſam in Parentheſe, und es wird durch ſie erklärt, was der Dichter unter dem Anakreon verſtanden wiſſen wollte. Εὔσπορον ἀνθέμιον gehört unmittelbar zu Ἀνακρέιοντα. So wird jenem Übelſtande abgeholfen, und die Eleganz der Stelle gewinnt noch dadurch, daſs auch ἐλέγους ein Epitheton erhält. V. 37 wird die Lesart des Codex ἀκάνθης mit Recht hergeſtellt, und der Sinn des Verſes befriedigend erklärt. V. 43. Hier muſste nothwendig das dem Meleager ſo gewöhnliche und gleich darauf wiederkehrende ναὶ μὴν καὶ beybehalten werden. In ſolchen Dingen gilt das Anſehen des Codex nichts. V. 54 wird *Purgolds* Conjectur κυάμων ſtatt κυάνων durch neue Gründe beſtätigt.

II. V. 5. Die Lesart des Codex ὡς ἀπ' ἀκάνθης εἰς ῥόδον giebt keinen Sinn. Hr. *G.* ſchlägt vor:

ναὶ μὴν Ἡράκλειτον ἐπέπλεκεν· ὅς δ' ἀπ' ἀκάνθης
ὡς ῥόδον, οἰνάνθη δ' ὥς τις ἔθαλλε Δίων.

ὃς nimmt er für οὗτος. Allein auſserdem, daſs es eine doppelte Änderung iſt, möchten wir das ὡς ἀπ' ἀκάνθης nicht für falſch halten. Noch erwähnt der Herausg. einen anderen Einfall, den er gehabt habe, ὡς ἀπ' ἀκάνθης θεὶς ῥόδον. Wollte er dieſs: ſo konnte er es noch näher haben durch Veränderung des εἰς in εἷς. So ſteht im 1 Epigr. V. 41 ἐν δ' ἄρ' ἀμάρακον ἧκε. Und wenn Jemand glauben ſollte, daſs hier das vorhergehende ἐν δὲ einigen Einfluſs habe: ſo vergleiche er das nackte θήκατο im 43 V. deſſelben Epigramms. Allein ſo leicht auch dieſe Änderung iſt: ſo will ſie Rec. doch nicht genügen. V. 10 können wir dem Herausgeber nicht beyſtimmen, daſs in dem Worte ἀρετῆς der Name eines Knaben zugleich mit der Partikel δὲ zu ſuchen ſey. Es müſste nothwendig, wie überall in den vorhergehenden Verſen, eine beſtimmte Pflanze genannt ſeyn, welches hier der Fall nicht iſt. *Jacobs* ſcheint den Sinn richtig gefaſst zu haben, wenn er ſpricht: *Omnes, quos nominatim recenſuerat poëta, complectitur verbis* ἱμερτοὺς κλῶνας ἀρετῆς, *pueros et pulcritudinis et morum praeſtantia conſpicuos.* Nur an eine *morum praeſtantia* iſt hier nicht zu denken, wo das Gegentheil weit erwünſchter war. In dem Worte ἀρετὴ ſind die verſchiedenen Reize der Knaben zuſammengefaſst, die der Dichter im 46 und anderen Epigrammen einzeln aufführt.

IV. Über den Sinn dieſes Epigramms ſtimmen wir im Allgemeinen Hn. *G.* bey; nur geht er in der Vergleichung der Augen mit Leimruthen ſtellenden Knaben zu ſehr ins Feine. Man verſteht das Epigramm auch ohne dieſe Spitzfindigkeit. Noch weit geſuchter iſt aber das, was Hr. *G.* zur Erklärung der Worte ὡς τέφρη πῦρ ὑποθαλπόμενον ſagt, wo er um der Concinnität willen den Nominativ τέφρη vertheidigen zu müſſen glaubt. Er meint, die Aſche ſelbſt werde nach und nach von dem Feuer verzehrt, und dieſes ſey mithin gleichſam ihr Feind. Wir laſſen uns nicht darauf ein, in wiefern jene Behauptung wahr ſey; aber welche Zuſammenſtellung: Der Feind der Lämmer iſt der Wolf, der Feind der Krähe der Scorpion, der Feind der Aſche das unter ihr glimmende Feuer! Die ſprichwörtliche Redensart ſowohl als die Parallelſtellen verlangen, daſs τέφρῃ, im Dativ, geſchrieben werde. Der Dichter vergleicht den erſten Anfang der Liebe ſehr treffend mit unter der Aſche glimmendem Feuer. Wer wird dem Dichter eine rhetoriſche Concinnität der Glieder zur Pflicht machen?

V. V. 3 hat auch Hr. *G.* edirt:

ἀγκὰς ἔχεις Διόδωρον, ὁ δὲ γλυκὺς ἀντίος εἴδοι
Δωρόθεος, κεῖσθω δ' εἰς γόνυ Καλλικράτης.

gleich als wenn εἴδοι die Bedeutung des *Sehens* haben könnte. Auch in Abſicht des Conjunctivs εἴδω ſteht Hr. *G.* in demſelben Irrthum unten zu Epigr. LXIII, 5. Die Lesart des Codex iſt ἤδῃ. In dieſer glaubte Rec. Anfangs ἤσθω zu erkennen, welches ganz den Worten der Sappho ἐναντίος τοι ἰζάνει entſpräche. Allein jetzt iſt er überzeugt, daſs der Dichter ἥδοι geſchrieben hat, obgleich dieſes Wort unter die ſeltenen gehört. Heſychius hat ἥδω, τέρπω, und Photius ἥδει, τέρπει, auch Zonaras hat ἥδει, εὐφραίνει. Man halte dieſs nicht für die zweyte Perſon des Paſſivs; ſollte dieſe gemeint ſeyn: ſo würde wenigſtens in der Erklärung τέρπῃ und εὐφραίνῃ ſtehen. Wenigſtens zeigt Suidas genau an, daſs er die zweyte Perſon meint; er erklärt ἥδῃ (denn ſo muſs geleſen werden, wie ſchon *Tittmann* zum Zonaras bemerkt hat) durch τέρπῃ σύ. Schon der Sokratiker Aeſchines braucht das Wort ἥδω *de morte* V. p. 123 Fiſch.

VIII. V. 4. *Wyttenbachs* Conjectur εὕρηται iſt mit Recht aufgenommen.

IX. V. 4 hätte ἄρ' nicht in ἂν verwandelt werden ſollen. In Stellen von dieſer Art hält jetzt *Schäfer* ſelbſt das ἂν für nicht nöthig.

XII. V. 3. Mit Einſicht und Scharfſinn wird die tranſitive Bedeutung des Worts ἐνειδοφορεῖν vertheidigt, und durch Analogie erwieſen.

XIII. V. 3. Hn. *G's.* Interpunction und Lesart iſt ohne Zweifel der *brunckiſchen* vorzuziehen.

XIV. V. 5. In den Worten:

αἱροῦμαι δὴ μοῦνον, ὁ παῖς, ἀνιὼν ἐς Ὄλυμπον
ἐκ γῆς νίπτρα ποδῶν δάκρυα ταμὰ λάβοι.

will Hr. *G.* ἵνα ſuppliren. Dieſs iſt wenigſtens ſehr hart. Ohne Zweifel iſt zu leſen: αἱροῦμαι δ', ἣν μοῦνον ὁ παῖς cet.

XVII. Mit Grund iſt die Lesart des Codex περιβλήτους beybehalten. Auch die Vergleichung des IX Epigramms beſtätigt ſie, wo die Worte ἐπὶ νώτων denſelben Gedanken ausdrücken. Die Seltenheit des Wortes περίβλητος, das ſchwerlich noch anderwärts vorkommt, hätte freylich erwähnt werden ſollen. Es ſcheint aber in der Analogie der Adjective ἔκβλητος und ἀπόβλητος, und in dem Subſtantive ἀμφίβλημα ſeine Vertheidigung zu finden.

XVIII. In dieſem Epigramm iſt Hr. *G.* ſeinem Verſprechen untreu geworden, ſich ſo viel als möglich an den vaticaniſchen Codex zu halten. Im erſten Verſe hat er die Varianten des Codex ψυχαπάται

und τὰν Φιλόπαιδα gar nicht einmal angemerkt. Von diesen deutet die erste augenscheinlich auf ψυχαπάταυ hin. Rec. liest daher (wenn anders nicht das ganze Gedicht dorische Formen erhalten muss) die Stelle so:

ψυχαπάτην, δυςέρωτες, ὅσοι Φλόγα τὴν Φιλόπαιδα
οἴδατε, τοῦ πικροῦ γευσάμενον μέλιτος.

Wer sich an das Masculinum ψυχαπάτης stösst, der vergleiche *Lobecks* gelehrte Note zum Ajax S. 269 ff. Wie das ψυχροπόται des *Saumaise* so viel Glück hat machen können, ist schwer zu begreifen. Noch schwerer ist es zu begreifen, wie an dem folgenden Distichon:

ψυχρὸν ὕδωρ, νίψαι, ψυχρὸν, τάχος, ἄρτι τακείσης
ἐκ χιόνος τῇ 'μῇ χεῖτε περὶ κραδίῃ.

Moneta, *Bouhier*, *Brunck*, *Manso*, *Jacobs*, *Schneider*, und auch unser Hr. *G.* mit mehr oder weniger kühnen Conjecturen ihr Heil versuchen konnten. Ja von Hn. *G.* ist es doppelt auffallend, weil er, was in diesem Distichon die Hauptschwierigkeit ist, richtig χεῖτε νίψαι construirt. Er hat den unglücklichen Einfall πάγος statt τάχος sogar in den Text genommen. Es ist keine Sylbe zu ändern. Τάχος ist keineswegs *ineptissime intrusum*, wie sich Hr. *G.* ausdrückt. Warum geeilt werden soll, erklärt der letzte Vers des Epigramms in den Worten: πρὶν ψαῦσαι σπλάγχνων. Auch braucht Meleager das Wort τάχος sehr oft auf dieselbe Weise. Die Eile drückt sich auch in der etwas verworfenen Construction aus, und das wiederholte ψυχρὸν ist hier ganz an seinem Orte, zumal da noch ἄρτι τακείσης ἐκ χιόνος dazugesetzt wird. Endlich glaubt Hr. *G.* in der Note zu diesem Epigramm, dass *Bouhiers* Conjectur ψυχρὸν ὕδωρ αἶψα ψυχρ. etc. auch wegen des Sylbenmasses nicht zu dulden sey; denn man würde nicht leicht αἶψα so mit verlängerter letzter Sylbe finden. Wir sehen durchaus keinen Grund, warum diess nicht geschehen könnte, auch wenn es Homer und Apollonius nicht gethan haben. Eben so wenig finden wir in der Elision des letzten Buchstabens in αἶψα etwas Bemerkenswerthes.

XIX. V. 2. Dass man ἐρειδόμενον in ἐρεισάμενον verändere, ist nicht nöthig; am allerwenigsten darf eine solche Änderung in den Text gesetzt werden. Der Dichter sagt: *Während ich noch den Fuss ans Land setze, zieht mich schon Eros* u. s. w. Allerdings konnte er auch ἐρεισάμενον sagen, so wie er im nächsten Gedicht wirklich θέντα sagt. Das Präsens findet sich auch im LXXXI Epigramm, wo Hr. *G.* ebenfalls mit Unrecht statt χλιαινομένῳ lieber χλιηναμένῳ lesen möchte. Warum hat er im XXVI Epigr. V. 2 nicht auch κειραμένου statt κειρομένου vorgeschlagen? V. 4. Es ist wunderbar, wie in diesem Verse das ganz unpassende, und von der Lesart des Codex ziemlich weit abweichende ἀπαστράπτει allgemein als das einzig wahre aufgeführt werden konnte. Auch Hr. *G.* hat es in seine Ausgabe herübergepflanzt. Rec. überhebt sich der Mühe, das Unpassende dieser Lesart auseinanderzusetzen, das Jedem, der nur aufmerksam gemacht wird, sogleich in die Augen fällt. Der Codex liest ἀποστέπτει. Aus diesem hoffen wir die ursprüngliche Lesart herzustellen. Wir lesen:

Φλόγα δ' εἶα προφαίνων
παιδὸς ἀποστείχει κάλλος ἕκαστον ἰδεῖν.

Dass sich der schöne Knabe entfernt habe, beweist das gleich darauf folgende Distichon:

ἐν ἀέρι δ' ἤδη τυπωθὲν
εἶδος ἀφαρπάζων χείλεσιν ἡδὺ φιλῶ.

Dass aber auch Meleager hier gerade das Wort ἀποστείχειν, und kein anderes gebraucht habe, wird durch den 5 Vers des nächsten Epigramms von gleichem Inhalte höchst wahrscheinlich gemacht. Es heisst hier:

ἕλκει τῇδ' ὁ βίαιος Ἔρως;
ἐνθάδ' ὅπου τὸν παῖδα διαστείχοντ' ἐνόησα.

Übrigens weicht ἀποστείχει von ἀποστέπτει weit weniger ab, als es den Anschein haben kann. O und ε, und τ und χ werden beständig verwechselt, und ι ist von π nur um einen Strich verschieden. — Im nächsten Pentameter ist wahrscheinlich durch einen Druckfehler ἐφαρπάζων statt ἀφαρπάζων edirt, und ἡδὺ φιλῶ nach *Bruncks* Vorgange in ein Wort zusammengezogen, welches Letztere wir nicht billigen können, da es dem ἡδὺ τυπωθὲν im vorhergehenden Verse entgegengesetzt ist.

XXI. V. 6. Hr. *G.* fürchtet Tadel, dass er seine Vermuthung σύμβολ' ὁμοφροσύνης statt σύμβολα σωφροσύνης in den Text genommen habe. *Schäfers* Änderung σύμβολα συμφροσύνης ist weit leichter, und giebt denselben Sinn.

XXII. V. 1. Nach *Schäfers* Vorschlag hat Hr. *G.* edirt:

ἦν, καλὸς Ἡράκλειτος ὅτ' ἦν, ποτε.

Dem Sinn nach schön, allein der Wortstellung nach gezwungen und hart. Rec. zieht die alte natürliche Interpunction: ἦν καλὸς Ἡράκλειτος, ὅτ' ἦν ποτε, vor, und hält es für eine Nachlässigkeit im Ausdruck, wie man sie in griechischen Dichtern nicht selten findet: *Heracleitus war schön, da er es einmal war.* Durch den letzteren Zusatz soll weiter nichts gesagt werden, als dass er es jetzt nicht mehr ist. Man erinnere sich an das homerische εἴ ποτ' ἔην γε.

XXIII. V. 5 sieht Hr. *G.* selbst ein, dass er μου ohne Noth in μοι verwandelt habe. Unmittelbar darauf liest er:

ὡς γὰρ Ὀλύμπου
Ζεὺς νέου οἶδεν ὁ παῖς μακρὰ κεραυνοβολεῖν.

Allein die Zusammensetzung Ζεῦς Ὀλύμπου kommt Rec. fremd vor. Wenn Ὀλύμπου nicht so viel als Ὀλυμπόθεν heissen kann: so dürfte es immer noch am gerathensten seyn, zu lesen: ὡς γὰρ Ὀλύμπῳ Ζεὺς νέος οἶδεν cet.

XXIV. V. 4. Die Vulgate ἐλπίδας ἐτρεφόμην ist mit Recht beybehalten worden. Wenigstens sind die vorgeschlagenen Änderungen gewiss von geringerem Werth.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 MÄRZ, 1812.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Meleagri Gadareni Epigrammata*, tamquam specimen novae recensionis Anthologiae graecae, cum observationibus criticis edidit *Fridericus Graefe* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

XXV. Den Anfang dieses Epigramms hat Hr. *G.* so edirt:

ἤρκται μευ κραδίας ψαύειν πόνος· ἦ γὰρ ἀμύσσων
ἀκρονυχὶ τλητὴν ἔκνισ' ὁ θερμὸς Ἔρως.

Der Codex liest ἦ γὰρ ἀλύων ἀκρονυχὶ ταύταν. Wenn wir auch dem Herausgeber die Kühnheit der Änderungen verzeihen wollen: so können wir ihm doch das nicht verzeihen, dass er ἀκρονυχὶ für ἄκρῳ ὄνυχι genommen hat, ohne zu bedenken, dass es dann ἀκρωνυχὶ heissen müsse. Rec. glaubt, dass ἀλύων beybehalten werden könne, in der von Hn. *G.* angeführten homerischen Bedeutung *exultans*. Im folgenden Verse ist, wie es scheint, zu lesen:

ἀκρώνυξ ταύταν ἔκνισ' ὁ θερμὸς Ἔρως.

Eros, erzürnt, dass sich der Dichter seiner Herrschaft entziehen will, zeigt ihm spottend dadurch seine Kraft, dass er ihm durch eine leichte Berührung eine tiefe Wunde schlägt. Dem ἀλύων entspricht das darauf folgende θερμός. Übrigens vergleiche man das LXXIX Epigr. V. 3, und das CI, wo man deutlich sieht, dass auch die Nägel in der Liebe eine Rolle spielten. Zu ἀκρώνυξ scheint zur Erklärung ἀκρωνυχὶ geschrieben worden zu seyn. Was das allerdings matt scheinende ταύταν betrifft: so erinnert sich Rec. noch an einem anderen Orte im Meleager dieses Pronomen auf ähnliche Weise gefunden zu haben; die Stelle ist ihm aber nicht gleich zur Hand. — Warum übrigens Hr. *G.* in diesem Epigramme die dorischen Formen, worauf ταύταν hinweist, nicht beybehielt, wissen wir nicht.

Um die nächsten 4 Epigramme hat sich Hr. *G.* von mehreren Seiten sehr verdient gemacht.

XXX. V. 4. Hr. *G.* ändert zwar leicht die Lesart des Codex θνατὸν ὄντως τὸ in ὄντως τὸ θνατόν, allein dass er hiemit die ursprüngliche Lesart hergestellt habe, möchte Rec. noch nicht für ganz ausgemacht halten. Die Entstehung einer solchen Wortversetzung läſst sich nicht gut erklären.

XXXI. V. 3. Die im vaticanischen Codex am Rande bemerkte Lesart:

ἦ γὰρ Ἔρωτας
ἐκ λευκοῦ πλέξαι φασί με καὶ μέλανος

billigt *Jacobs* mit Recht. Die Zweydeutigkeit, von der Hr. *G.* spricht, ist eine eingebildete, die schon der Zusammenhang hebt. Auch ist ja in der Regel in solchen Stellen der erste Accusativ das Subject.

XXXII. V. 5. Die Lesart φωνὴν προϊέντα statt φωνεῦντ' ἐπὶ τύμβῳ ist wohl nichts weiter, als eine beygeschriebene Erklärung zu φωνεῦντα. Denn die Worte ἐπὶ τύμβῳ können durchaus nicht wegbleiben.

XXXIV. V. 1. Nach θέμις hätte kein Punctum gesetzt werden sollen. Auf die zweyte Person ἐφθέγξω erwartet man sogleich die Angabe dessen, was angeredet wird. Auch scheint es Rec. so unumgänglich nöthig nicht, die Worte Θήρων σοι καλὸς οὐκ ἐφάνη als Frage zu fassen. Eine Exclamation thut hier dieselbe Wirkung. Im 3 Verse widersteht sogar einer Frage einigermassen der darauf folgende Satz, in welchem *Bruncks* Lesarten ὑπέστης — πτήξας denen des Herausgebers ὑποστὰς — πτήξεις ohne Zweifel vorzuziehen sind. Wenn noch etwas daran zu ändern ist: so möchten wir statt αὐτὸς lesen αὐτόν. Denn αὐτὸς ist und bleibt uns dunkel.

XXXVII. Im 5 Verse ist τῷ δ' wahrscheinlich durch einen Druckfehler in ein Wort geschrieben.

XXXVIII. V. 1. Dem Herausgeber ist nach seinem eigenen Geständnisse der Grund nicht klar, warum der Dichter gerade ἤστραψε und nicht ἀστράπτει geschrieben habe. Jenes hat ohne Zweifel mehr Nachdruck. Ἤστραψε ist unser deutsches *es blitzte, es that einen Blitz*. Der Dichter hat den Myiskus angesehen, und ihm ist es, als hätte er einen Blitz gesehen. Er sagt also richtig ἤστραψε. Jetzt sieht er ihn von neuem an, und setzt hinzu: ἰδού, φλόγας ὄμμασι βάλλει. So verträgt sich ἤστραψε mit dem folgenden βάλλει sehr gut. Eben so wenig ist es zweifelhaft, ob κάλλος der Nominativ oder der Accusativ sey. *Jacobs* hält es richtig für den Accusativ. Das folgende κεραυνομάχαν, und im 3 Verse πόθων ἀκτῖνα φέρων setzen die Sache ausser Zweifel.

XXXIX. V. 1. Τὸ πᾶν wird hier besser in Ein Wort zusammengezogen. Im 4 Verse scheint uns ψυχῆς oder ψυχῇ nothwendig. Es ist hier überdiess keine Spur einer Anrede.

XL. V. 1. Mit Recht ist καὶ und ἔχῃ gegen *Bruncks* Meinung beybehalten. Auch *Hermanns* schöne Änderung des κημοὶ in πῇ μοι V. 3 ist mit Recht in den Text aufgenommen worden.

XLIII. V. 2. Hn. *G's.* Verbesserung des ἦν in τιν' verdient allen Beyfall.

XLV. V. 3. Sonderbar ist es, dass *Brunck* mehrere Male χειμαίνει in κυμαίνει verwandelt hat. Hr. *G.*

hat jenes mit gutem Grunde zurückgerufen. Dafs aber, wie Hr. *G.* meint, in den Worten κώμοις auf κύμασι, und in πόθος auf Νότος angefpielt fey, glaubt Rec. nimmermehr.

XLVI. V. 1. Sehr glücklich hat hier Hr. *G.* τερπνὲς in στέρνοις verändert.

XLVIII. V. 1. Was der Vocativ Ἔρωτες hier foll, ift fchwer abzufehen. Wir möchten lieber ἔρωτος, oder mit *Hermann* ἐρῶντας lefen. Der letzte Vers ift vom Herausgeber ziemlich kühn geändert, und folglich die Änderung fehr unficher. Was Hr. *G.* in den Noten vorfchlägt:

ἔῤῥοι πᾶς ἄρσην ἀρσενικαῖς λαβίσιν,

genügt uns weit mehr, und hat den Vorzug, dafs ἄρσην Nominativ bleibt. Im vorhergehenden Verfe ift wohl das Richtige: καλά με μένει (oder μένοι) παράκοιτις.

LIII. V. 1. *Hermann* ändert δύνει in δινεῖ, und vergleicht *Valkenaer* zu den Adoniaz. S. 376.

LIV. Dafs im 3 Verfe Ἔρως fupplirt werden foll, hat feine Schwierigkeiten. So viel aber ift gewifs, dafs der Satz nicht mit Hn. *G.* als Frage zu nehmen ift, wenn anders die Partikeln ἦ γάρ τοι unverändert ftehen bleiben follen.

LVIII. V. 5. Allerdings mufs hier, wie Hr. *G.* in der Note bemerkt, ἔῤῥανε gefchrieben werden. Im 14 Verfe hat er ohne Zweifel richtig ἕδρας hergeftellt.

LXI u. LXII. Im 8 Verfe möchten wir lieber lefen:

μηδὲν ὅλως εἴπῃς — ἀλλ' ὅ, τι; πάντα λέγε.

Sage gar nichts. Doch (du fragft) *was du fagen follft? Sage alles.* Im nächften Verfe ziehen wir *Bruncks* Lesart μὴ φείδου σὺ τὰ πάντα λέγειν Hn. *G's.* Vermuthung, die nicht in den Text hätte gefetzt werden follen, bey weitem vor.

LXIII. V. 5. In der Herftellung diefes fehr verdorbenen Verfes ift Hr. *G.* nicht glücklicher gewefen, als feine Vorgänger. Dafs εἴδω nicht in der Bedeutung, wie es der Herausgeber nimmt, gebraucht werden könne, haben wir oben bemerkt. Auch das von Hn. *G.* aufgenommene σε — κλύον ftatt ἔκλαιον ift fchwerlich das Wahre. Freylich wiffen wir auch nichts Befferes vorzufchlagen. In dem letzten Worten des Codex τί δ' ἀπείδω könnte τί δ' ἀπειλῶ, oder auch τί δ' ἀπείπω liegen. In dem 7 Verfe würden wir die Worte καίτοι σοι δώσω τερπνὴν χάριν lieber für eine Frage halten.

LXV. V. 1. Ohne Zweifel ift hier richtig Τιμοῦς, und im folgenden Verfe Δημαρίου hergeftellt. Aber die Conjectur πρὸς ἕνα im 5 Verfe wird fchwerlich Jemand für richtig halten.

LXVI. V. 4. Durch einen Druckfehler fteht πολλυ ftatt πολλά. Πιόντα kann in diefer Verbindung unmöglich ftatt ἀκούσαντα ftehen. *Eichftädts* Verbefferung πολλὰ κλύοντα μέλη fcheint uns nothwendig. Rec. war auf πόλλ' ἀίοντα gefallen. Im 6 Verfe kann nach ἐθέλεις kein Komma ftehen.

LXXII. V. 2. Aus κράζεις hat Hr. *G.* κλάζεις gemacht, wegen des folgenden πλευροτυπῆ κέλαδον, welches Letztere er richtig erklärt. Allein wenn man ihm auch Alles, was er in der Note zu diefer Stelle bemerkt, zugeftehen wollte: fo fieht man doch nicht ein, wie der letzte Vers:

ἔσχατα γηρύσει ταῦτα τὰ πικρὰ μέλη,

fich mit des Herausgebers κλάζεις vereinigen laffe. Γηρύεσθαι kann unmöglich vom Ton des Flügelfchlags gefagt werden. Κράζεις mufs daher ftehen bleiben. Das folgende πλευροτυπῆ κέλαδον aber ändert Rec. in πλευροτυπεῖ κελάδῳ, welches er mit dem folgenden γαῦρος verbindet. Gleich darauf lieft *Hermann* ftatt ὅτι ὅτε.

LXXVII. Über diefes, fo wie über das folgende Epigramm, ift viel Treffendes bemerkt.

LXXIX. V. 3. Hr. *G.* hat drucken laffen:

κυκλώσας δ' οὐ τόξα, χερὸς δ' ἀκρώνυχι δισσῷ
κνίσμα πυρὸς θραύσας, εἴς με λαθὼν ἔβαλεν.

Die alte Lesart ift ἀκρώνυχα δισσά. Schon die Stellung der Negation fcheint es uns nothwendig zu machen, dafs man ἀκρώνυχα δισσὸν lefe, und das Particip κυκλώσας auch auf diefen Accufativ beziehe. Doch Hr. *G.* wirft uns ein: *Quis unquam tam raro fpectaculo interfuit, ut fummos ungues pro lubitu curvari poffe tamquam oculatus teftis affirmet?* Nach diefer Äufserung hofft Rec. kaum, beym Herausgeber Glauben zu finden, wenn er ihm verfichert, dafs er fehr oft dem feltenen Schaufpiele beygewohnt hat, dafs Jemand, um etwas zu faffen, die Fingerfpitzen, und folglich auch die Nägelfpitzen, einwärts bog. Das vergleichende Zufammenftellen diefer Krümmung mit der Krümmung des Bogens ift allerdings etwas gefucht, darf aber nicht befremden in einem Gedicht, wo der Dichter in dem Worte φανίον auf ähnlichen Witz Jagd macht. Dazu kommt, dafs ohne Zweifel auch das Verbum ἔβαλεν mit Rückficht auf den Bogen gefetzt ift. An der Weglaffung der *Copula* bey dem Particip θραύσας wird Hr. *G.* keinen Anftofs mehr nehmen, wenn er das Komma nach diefem Particip wegläfst, und die Conftruction fo fafst: κνίσμα πυρὸς εἰς με ἔβαλεν θραύσας *fcil.* αὐτό.

LXXX. Wenn Hr. *G.* zum 5 Verfe bemerkt, dafs με nicht ftehen könne: fo find wir darüber anderer Meinung. Der Dichter berückfichtigt jetzt nur die Schiffe, die er anredet, und fetzt voraus, dafs fie feine Botfchaft *mutatis mutandis* überbringen werden. So kann recht gut με ftatt Μελέαγρον ftehen. Im 7 Verfe glaubt Hr. *G.* die wahre Lesart gefunden zu haben. Er lieft:

εἰ γὰρ τοῦτ' εἴποιτ', εὖ στέλλοισθ' αὐτίκα, καὶ Ζεὺς
οὔριος cet.

Der Codex hat:

εἰ γὰρ τοῦτ' εἴποιτ', εὖ τέλει αὐτίκα cet.

nicht, wie Hr. *G.* angiebt, εὖ . . . . τέλοι. Das Kühne in des Herausgebers Änderung abgerechnet, mufs man auch an der Interpunction Anftofs nehmen, die an diefer Stelle des Hexameters wenigftens höchft felten ift. Der Scholiaft zu Homers Odyff. β, 77 in den von *Porfon* bekannt gemachten Varianten des harle-

janischen Codex stellt diese Regel im Allgemeinen auf. Ἀλλ' οὐδέποτε, sagt er, ὁ εἰκοστὸς χρόνος τοῦ ἡρωϊκοῦ στιγμὴν ἐπιδέχεται. Ausserdem möchten wir die Worte εὖ τέλοι, die, wenn man den Accent des letzteren Wortes ändert, einen guten Sinn geben, nicht sogleich verwerfen. Nichts konnte leichter weggelassen werden, als das Wort ἔπος nach εἰπόιτ'. Rec. glaubt daher, dass zu lesen sey:

εἰ γάρ τοῦτ' εἴποιτ' ἔπος, εὖ τελοῖ· αὐτίκα καὶ Ζεὺς
οὔριος ὑμετέρας πνεύσεται εἰς ὀθόνας.

Τοῦτ' ἔπος geht auch im 5 Verse vorher. Die Worte εὖ τελοῖ bedeuten: *so lohne es euch wohl, so trage es euch hohen Zins.* Und nun bekräftigt er es noch durch den Zusatz: und es wird so geschehen, es wird euch augenblicklich Zeus eine glückliche Schiffahrt verleihen.

LXXXI. V. 4. γλυκὺ φῶς ist durch einen Druckfehler zu einem Worte gemacht. Nach εἰς möchten wir δ' einschieben.

LXXXVII. Die Änderung des verdorbenen λιγίαν in ναὶ Πάν' verdient allen Beyfall.

LXXXIX. Gleich beym ersten Durchlesen dieser drey Distichen fiel Rec. auf den Gedanken, dass das dritte Distichon, welches der Venus, der Peitho und dem Eros fast dasselbe zuschreibt, was eben erst den Grazien zugeschrieben worden ist, gar nicht zu diesem Epigramme gehöre. Nur das in den ersten beiden Distichen fehlende Verbum liess ihn noch eine Zeitlang in Zweifel, bis er endlich bemerkte, dass das Wort συνεύνα im 1 Verse corrupt sey. Man hat dieses συνεύνα statt συνευνέτι von *Toup* (Emend. in Suid. p. 239) auf Treu und Glauben angenommen. *Toup* sagt nämlich: *Vocem usurpat Philodemus in epigrammate.* Die gemeinte Stelle ist ohne Zweifel im V Epigr. (*Brunck's* Anal. II. p. 84):

καὶ νυκτὸς μεσάτης τὸν ἐμὸν κλέψασα σύνευνον
ἦλθον.

Denn in den übrigen Epigrammen des Philodemus haben wir das Wort vergeblich gesucht. Dass aus jener Stelle für den Gebrauch des Femininums συνεύνη nichts gefolgert werden könne, liegt am Tage. Es müsste also in unserem Epigramme wenigstens συνεύνῳ geschrieben werden. Allein Meleager schrieb unstreitig:

αἱ τρισσαὶ χάριτες τρισσὸν στεφάνωμα συνεῖραν
Ζηνοφίλᾳ.

Die häufige Verwechselung der Buchstaben ν und ρ ist bekannt. Und nun sondern wir das letzte Distichon, das *Jacobs* überaus glücklich verbessert hat, von diesem Epigramme ganz ab. Das einzige Mittel einer Vereinigung wäre vielleicht noch, wenn man läse:

τρισσάκις εὐδαίμων, σὺν καὶ Κύπρις ὤπλισεν εὐνὰν,
καὶ Πειθὼ μύθους, καὶ γλυκὺ κάλλος Ἔρως.

Hn. *G's.* Einwendungen gegen *Jacobs* Verbesserung, und namentlich gegen das Wort εὐδαίμων, halten nicht Stich.

XCI. V. 10. Der Vorschlag des Herausg. τοξεῦ statt τοξέτα zu lesen, verdient beachtet zu werden.

XCII. V. 2. Die Änderung οὐρεσίφυντα müsste wenigstens, wie *Schäfer* richtig bemerkt, getrennt οὔρεσι φύντα geschrieben werden. Allein φύντα ist nicht gleichbedeutend φυόμενα, wie Hr. *G.* zu glauben scheint. Das in den Noten vorgeschlagene οὐρεσίθρεπτα ist wahrscheinlich das richtige. Von der Verwechselung der Buchstaben φ und θρ findet man Beyspiele in *Schäfers* Gregorius Corinthius, und οιτα und επτα sind sehr wenig verschieden.

CXII. V. 8. Durch die Conjectur σχαζομένοις wird durchaus nichts gewonnen. Σχιζομένοις ist wenigstens nicht unpassender.

CXV. V. 1. Statt περὶ erinnert sich Rec. irgendwo den Vorschlag τὰ περὶ gelesen zu haben. Diess gefällt ihm besser als Hn. *G's.* ἱερά.

CXXII. V. 6. Viel zu kühn, wie Hr. *G.* selbst fühlt, ist die Veränderung der Worte αὐτοθελεὶ κείνων in αὐτὸς κωνείου, zumal da er noch nicht erwiesen hat, dass die gewöhnliche Lesart verdorben ist.

CXXIII. V. 2. Diesen Vers hat Hr. *G.* durch Versetzung der Worte ἔσταχε λαΐνα glücklich hergestellt. Auch im CXXIV Epigr. V. 8 ist die Vermuthung στεῖρα γονᾶς statt Σπειρογόνας sehr sinnreich. Eben so sinnreich verbessert der Herausgeber im CXXVIII Epigr. V. 9 die Lesart des Codex ἀλίῳ αἰδ' in Λατῴας δ'.

Jetzt noch einige Worte über die Vorrede. Hier eifert der Herausgeber mit Recht gegen die Vermischung der Dialekte in einem und demselben Gedichte, wie man sie bis jetzt in der Anthologie fast durchgängig antrifft. Er sucht das Lächerliche einer solchen Vermischung scherzend in folgendem artigem Distichon, in dem er mit Absicht die Dialekte kraus durch einander mischt, recht fühlbar zu machen:

Λέξεος ἐκ πάσης ποτὲ τὼς στίχος αὐτὸς ἔγωνγα
ἐξεπόνησα, φίλα, τὶν γέρας, Ἁρμονίη.
Ὡς καὶ ὑπὲρ καλύκων κήπω βομβεῦντι μέλιτται,
ἦνθεν δ' ἐκ πασᾶν σμήνεσιν ἡδὺ μέλι.
Τῷ τύγα πρευμενέως ἀμὰν πνεύσειας ἐς ᾠδήν,
αἴποκά σοι παίξω ποικίλον ἄλλο μέλος.

Freylich ist es in diesen kleinen Gedichten leider oft nicht zu bestimmen, welchen Dialekt sie ursprünglich hatten. Allein hierin sind wir der Meinung des Herausgebers, dass man lieber in der Wahl des Dialekts einen Fehlgriff thun, als die verschiedenartigsten Dialektformen neben einander dulden dürfe. Indess scheint uns doch Hr. *G.* in der Verwerfung der dorischen Formen bisweilen zu weit zu gehen, da es doch immer wahrscheinlicher bleibt, dass der Abschreiber die gewöhnliche Form an die Stelle der dorischen setzte, als umgekehrt. — Was Hr. *G.* über die Unterschiede im dorischen Dialekte spricht, wünschten wir etwas weiter ausgeführt. Er unterscheidet drey Arten des dorischen Dialekts, den alten, mittleren und neuesten. Diese Eintheilung scheint uns nicht ganz passend zu seyn. Denn die Schriftsteller, die sich desjenigen Dialekts bedienten, den Hr. *G.* den neuesten nennt, sind ja zum Theil älter als Theokrit, dem er den alten dorischen Dialekt ausdrücklich beylegt. — Über die Beybehaltung des vaterländischen Dialekts in den Eigennamen urtheilt der Herausg. gewiss richtig. Allein in der Disputation über

den Dialekt des Meleager ſcheinen uns die Spuren des attiſchen Dialekts, die Hr. *G.* in dieſem Dichter zu bemerken glaubt, groſsentheils ſehr unſicher und zweifelhaft. Was kann durch Lesarten, wie ἀλώσει ſtatt ἀλώσῃ, αὖθις ſtatt ἄυτις, was kann durch den Gebrauch der Dative auf αισι oder des νιν in dieſer Sache bewieſen werden? Auch die Craſis gehört ja dem attiſchen Dialekt nicht ausſchlieſsend an, eben ſo wenig als die Verkürzung des Vocals vor der *muta cum liquida.* Übrigens verdient es Lob, daſs Hr. *G.* über dieſe und ähnliche Dinge die Stellen aus dem Meleager fleiſsig zuſammengeſtellt hat.

V. d. e.

Göttingen, b. Dieterich: *Proſodiſches Lexikon der griechiſchen Sprache*, aus den heroiſchen Dichtern zuſammengetragen. Zum Gebrauche der Schulen und zur Beförderung des proſodiſchen Studiums. Von D. *Johann Friedrich Chriſtoph Gräffe.* 1811. XXIV u. 187 S. 8. (16 gr.)

Der würdige Vf. ſuchte mit dieſem Büchlein einem Bedürfniſſe abzuhelfen, welches man ſchon lange gefühlt hat. Er wählte dazu eine Einrichtung, welche das Buch am wenigſten vertheuerte, und doch denſelben Nutzen leiſtete, als ein mehrere Alphabete umfaſſendes Werk. Er beſchränkte ſich mit Recht auf diejenigen Sylben, die wegen ihrer zweydeutigen Vocale (*zweyzeitig* nennt ſie der Vf. mit einem Ausdrucke, der eher lange Vocale bezeichnen könnte) eine Bedenklichkeit veranlaſſen, und führt nur die Belege ſeiner Bezeichnung an, ohne ſie ſelbſt beyzufügen. Nur ſelten vermiſst man die nöthigen Belege. Da dieſe nur aus leicht zu meſſenden Verſarten hergenommen werden durften: ſo wählte dazu der Vf., einige Gedichte des Anakreon abgerechnet, nur heroiſche und elegiſche Dichter. Aus den Dichtern, die in Jamben, Trochäen und Anapäſten geſchrieben haben, lieſsen ſich allerdings auch Beyſpiele entlehnen; aber wie Wenige, zu deren Gebrauche dieſes Buch beſtimmt iſt, möchten die Meſſung ſolcher Verſe beſſer verſtehen, als der Vf., der freylich keine tiefe Kenntniſs der Metrik verräth. Die Einleitung iſt, ſo wie der Anhang, voll Mängel und Unrichtigkeiten, die wir bey der übrigen Brauchbarkeit des Lexikons dem Vf. nicht vorrücken mögen, wenn ſie gleich nicht ganz ohne Einfluſs auf das proſodiſche Lexikon blieben. Die Einrichtung des Lexikons iſt aus einem alten Buche genommen, nach welcher, ohne die Auffindung der in Frage kommenden Sylben zu erſchweren, die Wörter für jeden zweydeutigen Vocal in den erſten, vorletzten und letzten Sylben geordnet werden. Die benutzten Dichter ſind vollſtändig angegeben, aber nicht immer die gebrauchten Ausgaben, auf deren gute Auswahl doch ſehr viel ankommt.

Die göttinger Bibliothek bot dem Vf. gewiſs zu den meiſten Schriftſtellern beſſere Ausgaben dar, als er benutzte; wenigſtens hätten dieſe bey den beſonderen Fällen des Anhangs nachgeſchlagen zu werden verdient. Wie viele Bemerkungen zum Homer hätte ihn *Wolf*, wie viele zum Orpheus *Hermann* erſpart? Zum Belege diene die doppelte Verſchmelzung der Vocale, welche Od. ζ, 79 Statt finden ſoll:

δωκε δε | χρυσεη εν | ληκυθῳ | υγρον ε | λαιον·

wobey eine Note ſagt: „Die doppelte Verſchmelzung falle weg, und der Hexameter bekäme den mangelnden Fuſs, wenn die Sylbe κυ lang wäre. In dieſem Falle ſcandire man: χρυσεη | εν λη | κυθῳ.“ Hätte der Vf. in *Wolfs* Ausgabe die Schreibart δῶκεν | δε χρυ | σεη εν | ληκυθῳ | υγρον ε | λαιον geſehen: ſo hätten ſeine Bemerkungen nicht die gröſste Unbekanntſchaft mit den Grundlehren griechiſcher Verskunſt verrathen. Auf dieſe Weiſe wäre der ganze 10 Paragraph mit ſeinen ſchwer zu ſcandirenden Verſen weggefallen, indem der Vf. in Od. V, 28 auch eine Anleitung gefunden hätte, die Schwierigkeit in Heſiod. εργ. 434 durch Umſetzung der Wörter γυην πρινου zu löſen. Bey alle dem leiſtet dieſes Buch noch einen gröſseren Nutzen, als worauf der Vf. Anſpruch macht, da auch wohl Geübtere in der griechiſchen Metrik manches Wort darin nachſchlagen werden.

Ȝ γ S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Hamburg*, b. Müller: *Lykurgs Rede wider Leokrates*, verdeutſcht von *Friedr. Alex. Simon*, aus Königsberg in Preuſſen, bey ſeinem Abgange vom Johanneum zu Hamburg, als Manuſcript für Gönner und Freunde. 1811. 62 S. gr. 8. Der Überſetzer bittet in der Zueignung an Dr. *Gurlitt*, Director des Johanneums, „das öffentliche Auftreten mit der Überſetzung dieſer, bisher unüberſetzten, Rede als ein Gelübde anzuſehen, das er hiemit feyerlich ablege, ſtets den Wiſſenſchaften treu zu bleiben, und ſich ihnen ganz zu widmen, ſo daſs verdienter Tadel ihn treffe, wenn er, zum Manne herangewachſen, dieſem Gelübde nicht entſpreche.“ Ein ſolches Gelübde eines angehenden Studenten (Hr. *S.* ſtudirt, wie wir hören, die Arzneywiſſenſchaft zu Berlin) iſt ſehr lobenswerth, und fodert ſchon, abgeſehen von der Beſchaffenheit der Arbeit, die Kritik zur Nachſicht auf. Lieſt man aber das Büchlein ſelber: ſo muſs ſich dieſe Nachſicht in Aufmunterung verwandeln, da hier unverkennbar ein rühmliches Beſtreben ſichtbar wird, unſeren beſſeren Dolmetſchern der Alten überhaupt, und insbeſondere dem wackeren *Jacobs* in ſeinen Werken deſſelben Fachs, nachzueifern. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs Hr. *S.* ſich in Kenntniſs ſowohl des griechiſchen Alterthums als beider Sprachen mit ſeinen Muſtern nicht vergleichen kann; allein die Billigkeit erfodert, bey einem ſo ſchwierigen Unternehmen ihm weniger dieſen Mangel zum Vorwurf zu machen, als den verſtändigen Sinn, den Fleiſs, und die ſchon nicht geringe Gewandtheit im Ausdruck, auch dem dichteriſchen, die man bemerkt, zum Verdienſt anzurechnen. Er gehe demnach auf dieſem Wege fort, und wende ſeine Nebenſtunden dazu an, zuerſt die Hauptſchriftſteller der claſſiſchen Literatur, dann auch die minder wichtigen, in guten Ausgaben, und mit Zuziehung der etwa vorhandenen brauchbaren Überſetzungen, ſo wie der beſten Hülfswerke, eifrig durchzuleſen. So werden bey einem neuen Verſuche dieſer Art die Mängel des erſten Wurfs von ſelbſt verſchwinden, die Einleitungen werden weniger mager, die Anmerkungen gründlicher ausfallen, und Hr. *S.* wird dazu beytragen können, ein noch ziemlich brach liegendes, und doch ſo fruchtbares Feld der griechiſchen Literatur anzubauen. Auffallende Unrichtigkeiten haben wir ſelbſt in der Überſetzung nicht gefunden. Auch verdient der ſchöne lateiniſche Druck eine rühmliche Erwähnung.

H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MÄRZ, 1812.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

WIEN, in Commission b. Schaumburg: *Fundgruben des Orients* u. s. w. Drittes Heft. 1811. S. 191—320. Viertes Heft. S. 321—469. Fol.

[Von zwey Recensenten.]

Was wir früher (J. A. L. Z. 1810. N. 227) über Plan, Einrichtung und Werth dieser jedem Freunde der orientalischen Literatur wichtigen Zeitschrift bemerkt haben, gilt auch von dieser Fortsetzung, deren mannichfaltigen Inhalt wir den Lesern näher bekannt machen wollen. Im Allgemeinen könnte man die allzugrosse Mannichfaltigkeit des Inhalts in Anspruch nehmen und den Wunsch äussern, dass die *Multa* nicht das *Multum* verdrängen mögen. Indess werden auch kleine, auf den ersten Blick unbedeutend scheinende Notizen für manche Leser Interesse haben.

I. *Notice sur la Secte des Wehabis*, von *J. L. Rousseau*, kaiserl. franz. General-Consul zu Aleppo. Der Vf. liefert nichts Vollständiges, und wir haben seitdem ausführlichere und interessantere Nachrichten über dieses merkwürdige Phänomen am politischen Horizonte des Orients erhalten. Doch sind die philologischen und genealogischen Nachweisungen mit Dank anzunehmen. Wenn es S. 198 heisst: „*Une parfaite harmonie et la plus intime liaison regnent constamment entre les Wehabis, et font leur bonheur et leurs forces*" —: so ist diess seit 1808 (wo diese Notizen geschrieben wurden) anders geworden. Die nach *Seyoud's* (Hr. *R.* schreibt immer *Sooude*) Entfernung ausgebrochene Uneinigkeit drohet der Secte gegenwärtig ihre Auflösung um so mehr, da der gegenwärtige Pascha von Ägypten ein Mann ist, von welchem man Energie und den Gebrauch heroischer Mittel erwarten kann. — II. *Inscription du Gulistan de Saadi*; persisch und deutsch von *v. Hammer*. Unbedeutend. — III. *Simorg*, *der persische Phönix, eine Mythe*, vom Freyherrn *v. Dalberg*, Capitular-Domherrn zu Aschaffenburg. Die Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten der Perser und Griechen ist nicht ohne Interesse, wenn gleich der Gegenstand weder genug eingreifend, noch erschöpfend behandelt wird. Der oriental. Philolog findet keine Ausbeute. — IV. *Observations sur quelques monumens de Perse*, von *P.* Einige in den Sammlungen von *Raspe* und *Caylus* enthaltene persische Symbole werden, nicht ohne Scharfsinn, erläutert. Hiezu gehört die Kupfertafel No. 3. — V. *Über ein von Abulfeda oft angeführtes Werk Allobab betitelt*, von *E. F. K. Rosenmüller*. Der Vf. entscheidet dahin, dass unter اللباب (Kern oder Mark) der von [*Ali*] *Ben Alathir* aus dem grossen acht Bände füllenden genealogischen Werke des [*Adalcarim*] *Assamani* verfertigte Auszug in drey Bänden zu verstehen sey. Die aus *Abulfed. Tab. Syr.* p. 112 *ed. Koehler* beygebrachte Stelle ist dieser Vermuthung allerdings günstig, und *Michaelis* hat sich geirrt. (Das, was S. 217 der Fundgruben in der Anm. 9 aus Abulfeda angeführt wird, hat dieser wörtlich aus *Ibn Chilcans* historischem Wörterbuche genommen. Befremdend ist uns doch, dass *Ibn Ch.*, so viel wir wenigstens uns erinnern, nirgends sagt, dass *Ben Alathirs* Auszug *Allobab* heisse.) — VI. *Extrait d'une lettre de M. le Chevalier d'Italinsky à M. de Hammer.* Es wird ein Beyspiel von der Fehlerhaftigkeit des von *Fraehn* edirten Textes des *Ibn el Wardi* gegeben. (Unglücklicher Weise ist aber auch hier das letzte arabische Wort verdruckt; denn die *Mauern* heissen ja doch im Arabischen الاسوار *alaswar*, mit einem Sin.) — VII. *Verse vom Derwisch Seid Reefel bey Gelegenheit der letzten Revolution zu Constantinopel.* Das Original nebst der deutschen Übersetzung von Hn. *Hussard* zu Pera. Bloss als Beweis des schlechten Geschmacks konnte dieses rauhe Gedicht aufgenommen werden. Es fängt sich an:

Esel sind wir ganz mit Gier belastet,
Hunde sind wir trockne Beine nagend;

und wie der Anfang, so das Ende. — VIII. *Mémoire historique sur la vie et les ouvrages d'Alaeddin Ata-melik dschuwaini.* Eine mit Sorgfalt und Gelehrsamkeit geschriebene Monographie von *Quatremere*, Professor zu Rouen. (Ata-melik aus Dschowein in Chorasan starb um das J. Chr. 1282, nachdem er unter den Dschinkisen ansehnliche Staatsämter verwaltet hatte. Von seinen Schriften ist eine Geschichte der mogolischen Weltstürmer *Dschihan cuschaï*, d. i. *Welteroberung* betitelt, vorzüglich berühmt. *Bar Hebräus* hat seine Nachrichten von den Mogolen meistens daraus geschöpft.) — IX. Zwey *Gaselen* (Oden) *der türkischen Dichterin Fitnet.* Hr. *Vincenz v. Rosenzweig* zu Pera verdient Dank für diese Proben der lieblichen Sängerin, die Hafys, den sie zum Muster genommen, an Zartheit wie an Correctheit übertrifft. — X. *Extrait d'une lettre de S. E. M. le Chevalier d'Italinsky à Mr. le Comte Rzewusky.* Dieser Brief handelt von der bekannten Betrügerey des Abt Vella zu Paler-

mo *) in Sicilien, und erhebt seine Behauptung über alle Zweifel durch den italienischen Aufsatz des melchitischen Erzbischofs von Haleb, *Adami*, unter dem Titel: XI. *Rapporto di Monsignore Germano Adami, Arcivescovo di Aleppo, Greco Melchita.* (Adamis Bericht nebst einigen Belegen dazu hatte schon in einer deutschen Übersetzung in Hn. *Eichhorns* allg. Biblioth. der theolog. Literatur B. IX. S. 203—209 gestanden.) Die meisten der Fragmente, welche *Ad.* aus dem von *Vella* so gewaltsam veränderten *Cod. Martinianus* enträthselt hat, fand Hr. *v. H.* auch in einer Handschrift, *Kitab ayoun*, einer Lebensbeschreibung Mohammeds. (S. 246 ist النجاري *Il Neggiari* zu verwandeln in البُخاري *Il Bochari*, denn es wird der berühmteste Sammler und Berichtiger der *Sunna*, *Mohammed al Bochari* (s. *Herbelot* unter *Bokhari*) verstanden, eben derselbe, welcher in unseren Fundgruben S. 146 f. mehrmals fälschlich *Bochara* oder *Bocharai* heisst.) — XII. *Extrait d'une lettre de M. le Comte Rzewuski à M. de Hammer.* Das hier mitgetheilte Zeugniss beweist den Gebrauch des *Schiesspulvers* bey den Arabern zur Zeit der Kreuzzüge — (wenn anders die Handschrift des Hn. Grafen, woraus es genommen ist, wirklich in das 13 Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gehört. Anstatt *Barduk* muss man lesen *Burak*, *Salpeter*, weil sonst ein Hauptbestandtheil des Schiesspulvers fehlen würde. Diese scharfsinnige Vermuthung verdankt man dem Hn. G. L. R. *Beigel* — s. das Druckfehlerverzeichniss am Ende des 4 Heftes.) — XIII. *Ermahnungen an Islambol, oder Strafgedicht des türkischen Dichters [Uweissi] über die Ausartung der Osmanen; aus dem Deutschen (Türkischen) übersetzt und durch Anmerkungen erläutert vom gch. Legat. Rath u. Prälaten Hn. v. Diez.* Dieses Product verdiente wegen der vom Vf. angeführten Rücksichten aufgenommen zu werden. „Es ist ein Denkmal politischer Schreibfreyheit, welche man sich zu Constantinopel unter der Regierung des Kaisers Murad IV erlauben durfte, in so weit sie auf Religion gegründet war." Hr. *v. Diez* hat bekanntlich seitdem seine Übersetzung nebst dem Original besonders herausgegeben, und sich theils über die vielen Druckfehler, welche diesen Abdruck entstellen, theils über ein paar Noten der Herausgeber mit vieler Bitterkeit beklagt. *Tantaene animis coelestibus irae!* — XIV. *Extract from a letter of Mr. Renouard, Fellow of Sidney College* (aus Cambridge). Es wird Nachricht von drey neuen in England herausgekommenen, die oriental. Literatur betreffenden Werken gegeben. Es sind die folgenden: a) *Abdollatiphi Bagdadensis vita, auctore Ibn Ali Osaiba, e Codd. MSS. Bodl. descripsit et latine vertit Joh. Mousley.* Oxon. 1808. 4. Als ein Anhang zu *White's* Ausgabe von *Abd. Denkwürdigkeiten Ägyptens.* b) *A grammar of the sanskrita language, by Ch. Wilkins.* Lond. 1808. 4. c) *The British Indian Monitor — by J. Borthwick Gilchrist.* 2 Vol. 8. 1807—9. — XV. *Grabschrift des englischen Reisenden Joh. Twedde, der im Tempel des Theseus zu Athen begrab n liegt,* von *Robert Walpole.* Griechisch und deutsch. — XVI. *Fortsetzung und Beschluss der Auszüge aus der Sunna oder mündlichen Überlieferung Mohammeds.* Durch diesen längsten und wichtigsten Aufsatz des ganzen Heftes, welcher die Numern 371—700, S. 277—316 enthält, erwirbt sich Hr. *von Hammer* den Dank aller Orientalisten und der Forscher der mohammedanischen Religion. — Manches von dem, was hier geliefert ist, wird zwar unserem Geschmacke nicht zusagen, aber doch Einiges. Z. B. N. 671. „Keiner von euch wünsche den Tod; sehet ihr aber, dass er sich nahet: so sagt: O Gott, lass mich leben, so lang es für mich gut zu leben, und lass mich sterben, wenn es gut für mich zu sterben ist." N. 679. „Das Herz des Greises bleibt immer jung in zwey Dingen, in der Liebe zur Welt, und in der Länge der Hoffnung." N. 681. „Hätte der Mensch zwey Thäler voll Goldes: so wünschte er noch ein drittes; seine Unersättlichkeit wird nur mit Staube gefüllet." Merkwürdig ist auch die Parabel N. 465, desgleichen N. 482. — Wünschen möchte man, dass Hr. *v. H.* eine mehr systematische Ordnung beliebt hätte, denn so wie die Numern jetzt stehen, irret man darin wie in einem Labyrinth herum. Auch hätte wohl der arabische Text da, wo ein Zweifel über die Richtigkeit der Übersetzung entstehen könnte — welcher Fall nicht selten ist —, beygefügt, und jeder nicht ganz verständliche Satz mit einer erläuternden Anmerkung versehen werden sollen. — XVII. *Premier Extrait des Annales de l'Empire Ottoman,* zu den Jahren Chr. 1695—8, aus dem gleichzeitigen Geschichtschreiber *Reschid* — von Hn. *Chabert.* Die Fortsetzung dieser eben so wichtigen als interessanten Nachrichten kann den Lesern nicht anders als willkommen seyn.

Andere Recensenten haben die Ungenauigkeit im Druck dieses Werkes schon mit Rechte gerügt, aber eben so sehr verdienen die Sprachfehler, die verschiedene deutsche Aufsätze verunstalten, gerüget zu werden. Solche, wie: *Dir lehren* S. 286. — *Sey gnädig für Mohammed* S. 292. — *Vierer Dinge wegen* S. 296. — *Das Monat* S. 300. — *Die Liegerstatt* S. 312. — *Die Eseln, die Engeln* u. s. w. wären doch leicht zu vermeiden gewesen.

Auch das *vierte Heft* ist reich an mannichfaltiger Ausbeute, denn es enthält folgende Stücke: I. *Observations sur deux provinces de la Perse orientale, le Gardjestan et le Djauzdjan, par M. Silv. de Sacy.* Ein mit grösstem Fleisse gearbeiteter Aufsatz, wie er sich von diesem Forscher, dem alle arabischen, persischen und türkischen Handschriften der pariser und leidener Bibliothek zu Gebote stehen, erwarten liess. *Gardschestan* oder *Garschestan*, eine Provinz am östlichen Ende von *Chorasan* gegen Norden von *Meru alrud* gelegen, wovon *Afschin* und *Schurmin* die Hauptstädte sind, war zuweilen mit

*) In der 2ten Zeile des Briefs ist auch wohl *Palermo* für das sinnlose *Pulchrie* zu setzen.

Cordschestan d. i. Georgien, und *Dschauzdschan* oder *Dschauzdschanan*, ebenfalls eine Landschaft in *Chorasan*, zwischen *Meru* und *Balch*, deren Hauptstädte *Ichudije*, *Anbar* und *Farjab* sind, war mit einer chorasanischen Provinz *Dschordschan*, die am südöstlichen Theile des caspischen Meeres gegen Osten von *Tabaristan* liegt, verwechselt worden. Dem ist von nun an vorgebeugt. II. *Vers arabes adressés à S. M. Napoléon, Empereur etc. à l'occasion du mariage avec S. A. I. l'Archiduchesse Marie Louise etc. par Michel Sabbag* — nebst der französischen Übersetzung von Hn. *S. de Sacy* und der deutschen von Hn. *von Hammer*. Der arabische Dichter *M. Sabbag* (d. i. Färber) ist derselbe, der im verflossenen Jahre ein Gedicht auf die Geburt des römischen Königs und im J. 1805 eine kleine Schrift über die Brieftauben herausgegeben hat. Wir können aus dem Hochzeitgedichte, das aus 15 Distichen besteht, nur Weniges (nach unserer eigenen Übersetzung) ausheben. — Ganz morgenländisch lautet V. 3:

„Wie manches Mal verdanket
„Der Zeiten Stirne Dir,
„Dess schwächster Schein mit Lichte
„Den ganzen Erdkreis füllt?"

Wo die Vergleichung von den weissen Stirnmälern der Rappen hergenommen ist. — Nicht übel nimmt sich der vierte Vers aus:

„Wer kann, da Dir das Schicksal
„Gehorchet, widerstehn?
„Der Sieg führt Deine Schaaren,
„Und Gott geleitet Dich."

Artig ist die Sage von dem, was sich auf des Obergenerals *Bonaparte* Zuge nach Syrien zugetragen haben soll, V. 8, wodurch man an eine ähnliche Anekdote von Alexander dem Grossen (s. *Polyaeni Strateg.*) erinnert wird.

„„Verbrechen wär's zu trinken,
„„Wenn Durst das Heer bedrängt!""
„So sprachst Du einst und tränktest
„Mit Milch den heissen Sand."

Im letzten Verse ist ein mühsames chronostichisches Kunststück angebracht; wenn man nämlich die in demselben befindlichen arabischen Buchstaben, welche Puncte über oder unter sich haben, nach ihrem Zahlenwerth summirt: so kommt 1810 heraus, und eben das erfolgt, wenn man die unpunctirten zusammenrechnet. Hr. *v. Hammer* hat das, nach unserer Art, geschickt nachgeahmt, da er übersetzte: „HeIL, FrankreICh, HeIL! DIe Sonne gLänzt IM LeVen." — III. *Fine della lettera del Sr. Dre. Salvatori al Sr. Dr. Careno.* s. J. A. L. Z. von 1810. No. 228. *Salv.*, der sonst fast Alles in der jetzigen Verfassung Persiens, und, wie es scheint, mit Recht tadelt, preiset den vermuthlichen Thronerben, *Abbas Mirza*, der als Souverän die Provinz *Adserbeidschan* beherrscht und zu *Tauriz* residirt, ganz ausserordentlich. „Er wird von seinem Vater zärtlich geliebt, besitzt alle Tugenden und ein seltenes Genie, ist grossmüthig, leutselig, ein Freund von allen dem, was sein Volk ausbilden und nach europäischer Art kriegerisch machen kann, und ein grosser Bewunderer Napoleons, mit einem Worte, ein Fürst, der die Anlage hat, dem persischen Staat eine ganz andere Gestalt zu geben, und einst eine wichtige Rolle in Asiens Jahrbüchern zu spielen. Die Aufnahme, die wir bey ihm erhielten, konnte nicht herzlicher und nicht prächtiger seyn. Er ist in der That eine in seinem Vaterlande fremde Pflanze zu nennen." — *Salvatori* wollte die Kuhpocken oder Schutzblattern in Persien, wo sie noch ganz unbekannt waren, einführen, und erhielt, auf seine Bittschrift, die höchste Erlaubniss dazu, ja der König übergab ihm eine Tochter und der Grossvezier einen Neffen, um sie einzuimpfen, aber ein zweymaliger Versuch schlug bey beiden fehl, vermuthlich weil die Lymphe zu alt oder unkräftig war. Er giebt aber doch die Hoffnung noch nicht auf, Persien dieses herrliche Vorbeugungsmittel gegen eine dort höchst mörderische Krankheit mittheilen zu können. — Die *medicinische Praxis* war sonst, nach seiner Versicherung, in jenem Lande der Shawls, der Perlen und Edelsteine für ihn nichts weniger als *golden*, denn, ob er gleich sehr viele vornehme Patienten, selbst aus der Familie des Königs und des Grossveziers, bedient hatte: so bekam er doch von keinem Einzigen auch nur einen Sou oder das kleinste Geschenk für die Cur. — (In Nachrichten, die sich auf die ältere Geschichte beziehen, muss man es mit dem Arzte nicht zu genau nehmen, und es nicht sehr rügen, wenn er den Anfänger der Sassaniden-Dynastie, den König *Ardeschir Babecan*, der, wie bekannt, um das J. Chr. 225 zu regieren angefangen hat, eine Stadt *viele Jahrhunderte vor Christi Geburt* erbauen lässt u. s. w.) — IV. *Réponse à la question: Quelle a été, pendant les trois premiers siècles de l'hégire, l'influence du Mahométisme sur l'esprit, les moeurs et le gouvernement des peuples, chez lesquels il s'est établi? par Mr. de Hammer.* (*Mémoire qui a obtenu mention honorable de l'Institut de France au concours de l'an* 1809.) Hr. *v. H.* will zeigen, dass von denjenigen Völkern, von welchen hier die Rede seyn kann, nur allein die Araber durch Mahommed und seinen *Islam* wesentlich verändert, das ist, aus wilden Nomaden in Eroberer und Weltbeherrscher umgeschaffen worden seyen; die von den Arabern bezwungenen Völker hingegen hätten in ihrem Geiste, ihren Sitten und ihrer Regierungsform weniger Änderungen durch den *Islam* erlitten, als in diesem durch ihre höhere Cultur oder Überverfeinerung hervorgebracht. — Er handelt demnach 1) von Mohammed und seinem Religionssysteme oder dem *Islam*. Von Mohammed spricht er so, wie man schwerlich vor 40 Jahren zu Wien oder Paris hätte öffentlich sprechen dürfen: „*Mohammed, le fondateur de l'Islam, fut moins un imposteur et un fourbe, qu'un homme religieux et croyant, vraiment inspiré de la divinité et envoyé par elle pour détruire le culte des idoles. Devenu conquérant par la résistance de ses ennemis, et législateur par la sanction donnée aux anciennes institutions du Christianisme et du Judaisme, il étoit moins conquérant que législateur,*

et moins législateur que poëte. *C'est comme tel qu'il subjugua l'esprit d'un peuple sensible aux beautés de la parole, par les foudres de l'éloquence, par le charme du rhythme et de l'harmonie des rimes redoublées, qui font le mérite poëtique du Coran.*" Das Wesentliche seines Religionssystems wird darauf in einem kurzen Auszuge aus dem Koran und der Sunna dargestellt, und die Verschiedenheit der ersten Anhänger desselben von denen, die 300 Jahre später lebten, erwiesen. Im 2ten Theile wirft der Vf. einen Blick auf die Länder, in welche Mohammeds Religion zuerst eingewandert ist, Arabien, Persien, Ägypten, Nordafrika, Äthiopien und Spanien, und zeigt, wie sie damals beschaffen waren. Im dritten übersieht er eben dieselben noch einmal, und läst uns ihre, im Laufe von drey Jahrhunderten veränderte Gestalt bemerken. In dieser Ansicht ist allerdings manches Artige und Beachtungswerthe, allein manches Andere bedarf doch noch einer genaueren Erforschung und festeren Begründung. — Bedauern muss man auch, dass man hie und da, wo es auf das Geschichtliche ankommt, auf Unfacta stöfst. Wir wollen etwas, das sich auf Spanien bezieht, anführen. S. 381. „Die Gothen hatten mit ihrer Vertheidigung gegen die Franken und *Hunnen* genug zu thun." (Wie kommen *die Hunnen* hieher?) S. 381 f. „Der Arianismus konnte — nicht ausgerottet werden." (Das ist doch wohl in den 125 Jahren, die seit K. Reccareds Übergang zur katholischen Kirche (586) bis zu dem Einfall der Araber und Mauren (711) verflossen sind, ganz natürlich zu vermuthen.) S. 389. „Die Vergolder und *Uhrmacher* erschöpften ihre Künste um die Palläste der arabischen Könige auszuschmücken." (Kann man in jener Zeit dort *Horlogers* erwarten?) Noch weniger verstehen wir S. 371 folgendes: „*Les rapports des Arabes avec les* G r e c s *dans les provinces occidentales de l'Espagne étoient pernicieux au système primitif de l'Islam.*" (Ist vielleicht *Goths* für *Grecs* zu setzen?) — V. *Sonderbares türkisches Schenkungsinstrument* — eingesendet von Freyherrn *von Ottenfels Gschwind*, k. k. Dollmetscher zu Constantinopel, nebst der deutschen Übersetzung. Ein Beytrag zur Kenntniss der unter den Osmanen herrschenden seltsamen Vorurtheile. — Der Aga Hadschi Saadullah verschenkt am 18ten des zweyten Rebia 1211 (d. i. den 1 Nov. 1796) zu Galata an Jusuf Aga (den übermächtigen Günstling Selim's III und seiner Mutter, unter dem bescheidenen Titel eines Kiaya, d. i. Oberfthofmeisters der letztern) *sieben Jahre von seinem Leben*, und läst diess durch eine förmliche gerichtliche Urkunde bekräftigen, — worin angeführt wird, dass schon unser aller Vater Adam eben so eine gewisse Anzahl Jahre von dem ihm bestimmten Leben seinem Sohne Seth geschenkt, und dieser das Geschenk angenommen habe. — Jusuf erwiederte die Schenkung durch eine andere aussergerichtliche von 7000 Piastern. — Er, ein Hauptbeförderer des *Nisami dschedid* (der neuen Einrichtung im Staate und beym Kriegsheere), ward 1807, nach der Absetzung seines Gönners Selim, auf das Andringen der Janitscharen zu Brusa hingerichtet. — VI. *Iscrizione sepolcrale araba, scritta con caratteri cufici, trovata a Malta, e deciffrata dal Sr. Cavaliere d'Italinsky.* — Mit dieser Grabschrift gehet, wie mit so vielen; sie belohnt die Mühe des geschickten Entzifferers nicht. Man lernt für die Geschichte nichts. Die Maimuna, Tochter Hassans, Enkelin Alis, von Susa, welcher sie errichtet ist, ist unbekannt. — Hiezu gehört das Kupfer No. 4. — VII. *Was ist der Mensch? Aus dem Türkisch-Arabischen des Kjemal Pascha Sade*, übersetzt von Hn. Prälaten *von Diez* — nebst dem Texte. Der Vf., Schems-eddin Ahmed, Suleiman Kjemal Pascha's Sohn, lebte unter den Sultanen Bajezid II, Selim I und Suleiman II, war zuletzt Mufti und starb zu Constantinopel 1534. Er hat Vieles geschrieben und gedichtet. Das gegenwärtige Stück ist türkisch, mit manchen aus dem Koran in arabischer Sprache eingeschalteten Stellen, und nicht so sehr ein Gedicht, als eine numeröse Prosa. S. die Anm. d. Herausg. — VIII. *Specimen proverbiorum Meidani (arab.) ex versione Pocokiana, communicatum a D. Macbride, socio Univers. Oxon.* Es sind 8 Numern aus dem Buchstaben *Elif*. — IX. *Quaedam ex libro Nigaristan (Pers. et Lat.) a Carolo Com. de Harrach, cum Jos. de Hammer praefatione.* Der Übersetzer, Commenthur des deutschen Ordens, hatte sich ehedem mit vielem Eifer auf die persische Literatur gelegt, — „*dein* (schreibt Hr. v. *H.*) — *quo illum nobilis ac pius impulsus aegrotos miseros consilio ac ope juvandi ferebat, totis viribus ad rem medicam se convertit; inter tot tantaque incommoda, quae, ut metam optatam contingeret, sustinenda putavit, illud non leve existimasse crediderim, quod ei Persicas Musas deserere opus fuerit.*" Der Vf. dieses *Bildersaales* (*Nigaristan*) ist eben derselbe, von welchem oben No. VII herrührt: er ahmt darin *Sadi's Gulistan* und *Dschami's Beharistan* nach. Die hier gelieferten neun Stücke sind aus dem ersten Capitel *de moribus regum* genommen, und haben einige schöne Stellen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Landshut, b. Thomann: *Der Rosenkranz nach Meinung der heiligen katholischen Kirche, zum öffentlichen und häuslichen Gebrauche.* Ein Gebet- und Erbauungs-Buch, besonders zu Nachmittagsandachten der heiligen Zeiten und Festtage des Jahres in drey Theilen. Von *Herenaeus Haid*, der Gottesgelahrtheit Doctor. Zweyte vermehrte u. verbess. Auflage. Erster Theil. Die freudenreichen Geheimnisse unsers Herrn, in sechs verschiedenen Weisen, vom Advente bis zur Fasten. 1811. XVI u. 116 S. Zweyter Theil. Vom Anfang der Fasten bis Ostern. 112 S. Dritter Theil. Von Ostern bis zum Advente. 220 S. 8. (12 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 270.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MÄRZ, 1812.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

WIEN, in Commission b. Schaumburg: *Fundgruben des Orients* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

X. *Versuch über eine bis jetzt noch unerklärte Stelle in Abulfedas Beschreibung von Ägypten unter dem Artikel Fostat; nebst Bemerkungen über die Gnomik* (lies: Gnomonik) *der Araber*, von Hn. Geh. Leg. Rath *Beigel* in Dresden. — Die Stelle steht in *Abulf. Tab. Aeg. ex ed. Michaelis*, p. 33. l. 6 sqq. *textus Arab.* — Hr. *B.* paraphrasirt sie also: „Ebn Junis, der Hakemite, sagt: „„Nachdem er vorläufig, nach einem ungefähren Überschlag, berechnet habe, dass die Entfernung der Kibleh-Richtung von der Mittagslinie zu Fostat 58° betrage, nach der gemeinen Angabe, nach welcher die Länge von Fostat 55°, die Länge von Mecca 67° *), und folglich der Längenunterschied 12° wäre: so habe er hierauf, in Erwägung, dass, wenn man die Entfernung des Meridians für Fostat von dem Meridian für Mecca aufs Höchste anschlüge, besagter Längenunterschied doch höchstens nur 10° ausmache, nach dieser Voraussetzung die Berechnung der Höhe der Sonne für die Kibleh-Richtung zu Fostat, sowohl zum Behuf der Sonnenuhr, als für den Kalender, so angestellt, dass die erwähnte Abweichung dieser Richtung von der Mittagslinie nur 52° bekam.““ — „Dieses führe ich (Abulfeda) an, als Nachtrag zu dem, was ich über Fostats Länge **) gesehen (d. i. bey anderen Geographen und Astronomen gefunden) habe (v. Tab. Aeg. p. 32). Es deutet aber sein (des Ebn J.) Ausspruch dahin, dass, wer die Länge von Fostat zu 55°, oder was dem nahe kommt, ansetzt, die Wahrheit verfehlt. Folglich wäre Fostats Länge, nach Ebn J. Behauptung, beträchtlich grösser als 55°, nämlich 57°, aber eben deswegen um 2° näher gegen Mecca, und diese seine Behauptung war ihm (als Folge seiner Überzeugung) so wichtig, dass er (in der Ausführung seines amtlichen Geschäfts) sich einzig und allein daran hielt.“ — Uns scheint diese Erklärung, die wir zum Nutzen der Leser von Abulfedas Schrift hieher gesetzt haben, wegen der festen Gründe, die von Hn. *B.* zu ihrer Unterstützung gelegt sind, vollkommen richtig, und der ganze Aufsatz ein Muster von Gründlichkeit zu seyn. — XI. *Apologue traduit du Gulistan de Saadi, par M. de Nersiat*, franz. Viceconsul zu Latakia. — XII. *Abriss der alten chinesischen Geschichte, von Erschaffung des ersten Menschen bis auf die Gründung der Dynastie Hia*, 2207 Jahre vor Chr. Geb., von Hn. Hofr. *von Klaproth*. — XIII. *Estratto da una memoria MS. sull' impero Ottomano*, von C. C. L. Nach einem Vorberichte folgt der Chatti Scherif (das Rescript) des Sultans Abdulhamid vom J. 1779, worin den Engländern und anderen Europäern der Handel und die Schiffahrt auf dem rothen Meere verboten wird, in einer italiänischen Übersetzung. (Die Diplomatiker zu Constantinopel bekümmern sich, wie es scheint, um die Chronologie nicht viel. Wenn ihnen zu glauben ist: so hat Saladin Damascus und Jerusalem im J. 607 (Chr. 1210) wieder erobert, nachdem beide Städte 100 Jahre in den Händen der Franken gewesen waren!!!) — XIV. *Traduction littérale d'un Khatticherif de S. H. le Sultan Mahmoud par Mr. Jean Argiropulo*, ehemals osmanischem Minister zu Berlin, nebst dem türkischen Original. In diesem Erlass vom 20 des 2 Dschomadi 1225 (23 Jun. 1810) werden die Ulema, die Oberhäupter der sieben Odschak und die Minister aufgefodert, in der Moschee des Sultans Mohammed Fatih (d. i. des Eroberers von Constantinopel) einem Kriegsrathe beyzuwohnen, als die Russen, nach der Eroberung von Bazardschik, auch Varna und andere Städte bedrohten. — XV. *Die Samariter.* Hr. *Grégoire*, Reichsgraf und Senator, vormals Bischof von Blois, brachte es durch den Minister der äusseren Verhältnisse dahin, dass eine Anzahl Fragen in franz. Sprache, die sich auf die *Samariter* bezogen, 1807 nach der Levante abgingen. Unter den dortigen Consuln hatte Hr. *Corancèz* zu Haleb den vernünftigen Gedanken, jene Anfragen in arabischer Sprache mit einem arabischen Schreiben nach Nablus zu schicken, und so erhielt er auch im Oct. 1808 von dem dortigen samaritischen Priester Antworten auf die Fragen und das Schreiben, und sendete eine Abschrift davon nach Paris. Hr. *Grégoire* bekam sie im Sommer 1809, und theilte eine Copie dem Hn. Kanzler *von Schnurrer* zu Tübingen mit, und ihm verdankt das Publicum die hier eingerückte deutsche Übersetzung. Wir können nicht umhin, weil diese neuesten Nachrichten von den Samaritern manchen Lesern nicht uninteressant seyn mögen, Einiges aus den Antworten auf die Anfragen zu excerpiren. 1. „Samariter giebt es in dieser unserer Gegend allein in Nablus und in Jafa. Vor 100 Jahren gelangte an uns eine Zuschrift aus dem Lande Al Dschinawus, الجيناوز, von unserer Gemeinde samaritischer Na-

*) Nicht 77°, wie im Gedruckten.
**) Lage ist ein Druckfehler.

tion, durch einen Franken" u. f. w. Soll *Rob. Huntington* gemeint feyn? fragt hier Hr. *v. S.* — Diefer Engländer hat, wie bekannt, im vorletzten Jahrhunderte mit den Sam. Bekanntfchaft gemacht und eine Correfpondenz unterhalten — aber alle Umftände wollen nicht zutreffen u. f. w. Er wollte es nicht gelten laffen, den Sam. gefagt zu haben, dafs Glaubensgenoffen von ihnen in England wohnen. — Was foll Al Dfchinawus feyn? (Hr. *v. S.* denkt an Genova.) Man follte, falls etwa wieder Fragen an die Samariter gefchickt werden (f. die Anm. zu S. 448), auch diefe nicht vergeffen. 2—4. „In Ägypten find feit ungefähr 100 Jahren keine Sam. mehr. In Nablus und Jafa machen fie etwa 200 Perfonen und 30 Familien aus. 13 u. 30. Sie opfern jetzt nicht mehr, das Gebet vertritt die Stelle des Opfers, und wird täglich zwey Mal, Morgens und Abends, nach dem Berge Gerifim hin, verrichtet. 14 u. 18. Nur das Paffah-Opfer findet noch bey ihnen Statt, den 14 Tag des erften Monats, in der 15 Nacht, bey Sonnenuntergang. Sie find aber feit 20 Jahren genöthigt, es nicht mehr auf dem Gerifim, fondern in der Stadt felbft zu vollbringen. 19 u. 20. Sie haben einen Priefter aus dem Stamme Levi, der der rechte Imam ift. Ein Aaronite ift feit 150 Jahren nicht mehr vorhanden. Dem Hohenpriefter gebührt der Zehnte der Opfer und des Vermögens, er entfcheidet nach dem geoffenbarten Buche. 27. Samariter waren (ehedem) in Ägypten, zu Damascus, zu Gaza, zu Askalon, von hier aus führten fie die Franken mit fich hinweg vor 600 Jahren, auch aus Cäfarea wurden fie von den Franken weggenommen, jetzt befinden fie fich im Frankenlande." (Worauf mag fich diefes gründen? Vermuthlich auf eine nicht recht zuverläffige Sage. Vgl. die Anm. **.) Von dem Schreiben, das der Beantwortung der Fragen beygelegt war, erhalten wir S. 449 nur einen Auszug. Sie bitten darin um Nachricht von ihren Glaubensgenoffen im Lande Al Dfchinawus (wo ihrer, nach einer Zufchrift von da, 127,960 gewefen feyn follen) und nach denen im Lande Moskuf (في ولاية المسقوف), alfo in Rufsland. Ein Briefwechfel mit Hn. *Grégoire* wird defswegen von ihnen gewünfcht. — (Es fteht zu hoffen, dafs nunmehr, da der Weg einmal gebahnt ift, noch mehr Fragen jener uralten Gemeine werden vorgelegt und von ihrem Vorfteher beantwortet werden.) — XVI. *Vorficht gegen Feinde; aus dem Perfifchen; von Helmina von Chezy*. Vier Zeilen. — XVII. *Sententiae Turcicae, e variis auctoribus collectae et translata à D. de Hoeck, Directore Acad. LL. OO.*, nebft dem Original. XVIII. *Auszug eines Briefs aus Corfu*, von Hn. *Bartholdy* an Hn. *v. Hammer*. XIX. *De Codice unico Confeffuum Haririi*. Hr. *Ant. Aryda*, Prof. der arab., fyr. und hebr. Sprache zu Wien, macht hier mit grofser Freude bekannt, dafs unter den 107 von Paris zurückgekommenen Handfchriften auch diejenige, welche *Hariri's Confeffus* enthält, und ein Meifterftück (*Capo d'opera*) zu nennen fey, fich befinde. Sie fey fehr alt, eine Abfchrift von des Vfs. eigenhändigem Exemplar, und im J. 640 zu Damascus in Gegenwart von 9 Scheichen und vielen Anderen verglichen, und, wo es nöthig gewefen, verbeffert worden. XX. *Ode de Djamy, traduite par M. de Chézy*, nebft dem perf. Texte. XXI. *Verzeichnifs der dem Hn. von Högelmüller zu feiner Reife nach dem Oriente überfchickten auswärtigen wiffenfchaftlichen Anfragen.* (Konnte, fo wie es hier fteht, entbehrt werden. Was hilft es z. B., wenn man weifs, dafs ein Ungenannter zu Würzburg 31 Fragen eingefendet habe?) XXII. *Etymologies slavonnes tirées du Sanscrit.* Hr. *Schlegel* hatte behauptet, die Verwandtfchaft (Analogie) des Sanfcrit mit dem Slavonifchen fey *foible, et même présque nulle*. Die hier verglichenen Wörter kommen fich doch fehr nahe. XXIII. *Textus colloquii patriarchae Gennadii cum Mohammede II e pronunciatione corrupta graeca (in Crufii Turcograecia l. II. p. 110) in idioma Turcicum reftitutus a Jof. de Hammer.* XXIV. *Schlufsrede des erften Bandes.* (Zum Theil gegen Hn. *von Diez* gerichtet.) Auf das Verzeichnifs der Mitarbeiter (von denen 50 genannt werden), des Inhalts der 4 Hefte, und der Druckfehler (welches bey weitem nicht vollftändig ift), folgen zuletzt noch 2 *Tables pour trouver la correspondance des dates entre les années Juliennes et les années de l'hegire, par J. B. Navoni*, ehemaligem venetianifchen Dolmetfcher zu Conftantinopel.

אל

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gräff in Commiff.: *Betrachtungen über die Fortdauer nach dem Tode.* Ein Handbuch für Jünglinge jedes Standes, von *Gottfried Zapf*. Erfter Theil. 320 S. Zweyter Theil. 321 S. Dritter Theil. 320 S. Vierter Theil. 417 S. 8. Ohne Jahrzahl. (4 Rthlr.)

Mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit, aber auch mit eben fo viel Redfeligkeit, übergiebt hier ein alter Mann, für den man Achtung haben mufs, Jünglingen ein Buch in die Hände, um fie vor Abwegen zu warnen, und in ihnen den Glauben an Gott und Unfterblichkeit zu befeftigen. „Es wurde, fagt er in der Vorrede zum erften Theil, von mir am Abende meines Lebens, und in Erwartung der mir nahen, jedoch ungewiffen Stunde meines Todes, oft in heiteren, oft aber auch in trüben Stunden zu meiner, und, wie ich hoffe, auch zu Anderer Beruhigung entworfen. Bift du, Jüngling, zum Ernfte geftimmt, trachteft du nach dem höchften Gute, nach einem guten Gewiffen: fo wird es dir frommen." Der Zweck ift fchön, den der Vf. zu erreichen ftrebt. Aber wird er ihn bey vielen Jünglingen erreichen? Es thut uns Leid, daran zweifeln zu müffen. Das Buch müfste ganz anders befchaffen feyn, wenn des Vfs. Hoffnung in Erfüllung gehen follte. Ein Erbauungsbuch für Jünglinge zu fchreiben, ift fchon an fich keine leichte Aufgabe. Dazu ift es nicht hinreichend, trockene Lehren und Beweife im gutmüthigen Tone vorzutragen. Ift der Vortrag nicht anziehend und lebhaft, nicht durch mancherley Einkleidungen gehoben, nicht

in etwas wenigstens der jugendlichen Phantasie schmeichelnd: so werden die Jünglinge der heutigen Welt das beste Erbauungsbuch, nachdem sie einige Blätter gelesen haben, wieder bey Seite legen. Der vorliegenden Schrift fehlen aber obige Erfodernisse fast alle. Kein Wunder also, wenn wir ihrem Vf. kein gutes Prognostikon stellen können. Er spricht viel von sich, was keinen jungen Leser interessirt, führt Dinge an, die gar nicht zur Sache gehören, stellt Beweise auf, denen oft die Schärfe abgeht, und das alles, ohne einen Faden zu haben, an den sich der Vortrag anschliesst. Der Vf. darf also nicht böse seyn, wenn ein anderer Rec. in der hallischen Literatur-Zeitung, wie er sich in der Vorrede zum vierten Theile bitter beklagt, sich über sein Werk nicht so günstig erklärt hat. „Dass es weitläuftig ist, heisst es daselbst S. 4, schreibe man meinem Alter zu. Diess und der Umstand, dass ich Kaufmann bin, der nur multipliciren gelernt hat, vom Abkürzen wenig weiss, und nie eine hohe Schule besucht hat, mag mich in Absicht der Weitschweifigkeit entschuldigen. — Da ich mich für keinen Gelehrten ausgebe, und mit meiner Arbeit nicht glänzen, sondern nur Nutzen stiften will: so, glaube ich, würde ein fernerer Tadel meiner Schriftstellerey eben so thöricht seyn, als es thöricht wäre, den Mond desswegen zu tadeln, weil er sich zuweilen auch noch bey hellem Sonnenscheine sehen lässt." Hätte Rec. nicht zu viele Achtung für den Vf. gewonnen: so wüsste er wohl, was er mit demselben Gleichnisse ihm antworten könnte. Gerade darin hat der Vf. am meisten gefehlt, dass er sein Buch Jünglingen bestimmt. Für Personen hingegen, die nicht Selbstdenker sind, aber zuweilen ein belehrendes Buch in die Hände nehmen, kann die Schrift des Vfs. von grossem Nutzen seyn. Ihnen können wir sie mit gutem Gewissen empfehlen, und die Versicherung hinzusetzen, dass sie einzelne recht schöne Stellen finden werden, wobey sie aber auch freylich an manchen Abschweifungen und fremdartigen Dingen, an so vielen Wiederholungen und anderen Mängeln keinen Anstoss nehmen dürfen. Denn wozu, um nur einige Belege anzuführen, die auf allen Seiten vorkommen, wozu mitten unter Betrachtungen über Gott, über die Fortdauer nach dem Tode, Stellen wie folgende S. 42: „Ich empfinde das herzlichste Vergnügen, so oft ich wohlgezogene Kinder fremder Personen, denn mit eigenen beglückte mich Gott nicht, um mich sehe, von ihrer Unschuld mich überzeuge, und ihre oft sehr naiven Reden höre. Ich geniesse das Angenehme einer der schönsten Gegenden. Mehr als vierzehn Dorfschaften kann ich mit einem Blicke übersehen. Rechter Hand liegt die ehrwürdige, industriereiche Stadt Nürnberg mit ihrer alten Burg und ihren glänzenden Thürmen; links unser gutes Fürth mit seinen fleissigen Einwohnern u. s. w." Wozu in Betrachtungen über die Fortdauer nach dem Tode die Klage S. 54, dass viele Prediger ihre Vorträge nicht mit Kraft und Salbung halten? Wozu die Erzählung S. 72: „Freylich fiel mir diese Beherbergung der Krieger doppelt lästig, indem mir meine Gattin, durch ihre Krankheit gehindert, hiebey nicht das seyn konnte, was sie mir sonst war, und ich niemand(en) hatte, auf den ich mich verlassen konnte. Alles lag daher auf mir allein. Ich hatte unter sieben Mann nur viere, die zu den Menschen zu rechnen waren; drey Betrunkene hatten nur den Umriss davon. Dergleichen Geschöpfen nun untergeordnet zu seyn, und von ihnen Befehle anzunehmen, kann bey einem ungewohnten Leben dieser Art schon mehr als hart genannt werden u. s. w." Wozu S. 105 die Erwähnung des lüneviller Friedens und aller der Begebenheiten, welche seitdem erfolgt sind? Wozu S. 108 sogar etwas von dem Finanzwesen Frankreichs? — Das Wenige dient schon zum Beweise, dass der Vf. nicht niederschreibt, was sein Verstand geordnet hat, sondern was seine Phantasie ihm eingiebt. Will er scharfsinnig zuweilen seyn: so versteht er sich wahrscheinlich selbst nicht. Z. B. S. 81: Mir soll es zum Beweise dienen, dass eine Materie da seyn und nicht da seyn, und doch eine Existenz haben könne. Oder S. 89: Sobald das Verhältniss der göttlichen Handlungen gegen Gott zerfällt: so fällt auch zugleich die Selbstheit der Gottheit weg; wo aber keine beständige Selbstheit ist, da fällt der Gedanke des ewigen Lebens über den Haufen. Ob er auch wohlbedacht hat, was er schreibt, und nicht vielmehr manchem redlichen Zweifler wehe thut, wenn es S. 65 heisst: „Da sich nun alles Vorhergehende bestätigt: so sind ja alle Einwürfe, die man dagegen machen wollte, nicht mehr Zweifel, sondern Bosheit, Verstockung und Dummheit zu nennen." Doch wir müssen aufhören; denn wollten wir alles Auffallende berühren: so würde diese Anzeige so dickleibig wie das Buch selbst werden. Übrigens bleiben wir dabey, dass, dieser Ausstellungen ungeachtet, diese Schrift in vielen Händen recht nützlich werden kann.

— R —

Öls, ohne Angabe des Verlegers: *Beyträge zur christlichen Andachtsfeyer.* 1811. 258 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., welcher sich unter der Dedication *Nolte* nennt, scheint am wirtembergischen Hofe gestanden zu haben, und — weil er vom Abschiednehmen spricht — gegenwärtig an eine andere Stelle versetzt zu seyn. Die vorliegenden Beyträge bestehen aus Reden, welche theils zur Vorbereitung auf die Abendmahlsfeyer, theils bey dieser Feyer selbst gehalten sind. In der Vorrede charakterisirt der Vf. ihren Inhalt und Ton durch die Äusserung, dass sie nur für gebildete Verehrer Jesu bestimmt sind. Für diese können sie allerdings ein ganz nützliches Erbauungsbuch werden, denn sie finden darin im Ganzen sehr gereinigte Religionsbegriffe, eine durchaus praktische Anwendung der Christenthumslehren, und zum Theil sehr treffende Blicke auf einzelne Situationen des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens, in welchen dieselben zur Anwendung gebracht werden sollen. Manche Hauptsätze sind speciellerer Art, als sie gewöhnlich bey Gelegenheiten dieser Art vorgetragen werden. Z. B. Was gehört dazu, um am Ende des Lebens sagen zu

können, ich habe das Meinige gethan? üb. Joh. XVII, 4. — Es ist gut, Strafe und Leiden immer als Mittel zur Besserung zu betrachten, üb. Ebr. XII, 6. — Unterschied zwischen dem, der Opfer seiner Begierden und seines Unverstandes, und dem, der Opfer wegen seiner Weisheit und Tugend ward, üb. Luc. XXIII, 32—41. — Bescheidenheit und Billigkeit müssen unsere Foderung an menschliche Tugend mäsigen — u. a. m. Zuweilen aber scheint der Vf. sich in der Wahl der Materien zu weit von seinem Hauptpunct zu entfernen, z. B. in den Themen: „wahre Liebe fürs Vaterland in dem Sinne Christi" — „die bürgerlichen Gesetze verdanken der Religion das Meiste ihrer Wirkungen" u. s. w. Diese Sätze lassen sich bey jeder anderen Gelegenheit zweckmäsiger abhandeln. So verliert sich auch die Ausführung selbst nicht selten fast ganz von dem zunächst vorliegenden Zwecke der Stimmung des Gemüths für die zu begehende Feyerlichkeit. Diess ist allerdings ein Fehler wider die Erbaulichkeit in dieser individuellen Lage. Allgemeine Betrachtungen über dogmatische oder moralische Materien, Auffoderungen zu besonderen christlichen Pflichten, Rügen einzelner Charakterfehler u. s. w. sind da eigentlich nicht recht an Ort und Stelle. Dazu hat der Prediger jeden Sonntag Veranlassung. Sein Hauptzweck bey Beicht- und Communion-Reden muss dahin gerichtet seyn, durch Erweckung frommer Empfindungen die Herzen der Zuhörer für diese Feyer zu beleben, und auf diese vorzüglich für diess Mal die christlichen Entschliessungen zu gründen, die er zu anderen Zeiten mehr durch Überzeugung des Verstandes, im Vorhalt rein moralischer Gründe, hervorzubringen sucht. Diess geht ganz aus der Natur der Handlung hervor, welche, ihrer jetzigen Tendenz nach, nicht anders als ganz aufs religiöse Gefühl berechnet seyn kann. Selbst die Belehrungen, welche der Prediger zur Beförderung richtiger Vorstellungen von der Absicht und den Wirkungen dieser Religionsfeyerlichkeit, zur Verhütung oder Hinwegräumung schädlicher Vorurtheile von derselben, zu geben für nöthig erachtet, müssen mehr im paränetischen, als im kalten didaktischen Tone ertheilt werden. Wenn es je für ihn wichtig ist, sich selbst in die Wärme des Gefühls zu versetzen, welche er bey dieser Gelegenheit seinen Zuhörern mitzutheilen hat: so ists wohl hier. — Rec. dächte, der Redner könne nie weniger, als bey dieser Handlung, um die Wahl der Materien verlegen seyn, da ihm, ausser denen, welche sich unmittelbar aufs Abendmahl beziehen, die ganze Lebens- und Leidens-Geschichte Jesu zu Gebote steht. Wollte der Vf. diesen Erwägungen einige Aufmerksamkeit gönnen: so würden seine fast ganz empfehlungswerthen Vorträge bey dieser Religionshandlung an Zweckmäsigkeit sicher ungemein gewinnen.

WRth.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Göttingen*, b. Deuerlich: *Von dem fortwährenden Gebrauche der Bibel in Familien, Kirchen und Schulen zur Beförderung und Erhaltung der Religion und Sittlichkeit.* Eine Predigt, welcher von der theologischen Facultät zu Göttingen am 15 Nov. 1810 der Preis zuerkannt ist. Von *Johann Christian Friedrich Finelius* aus Schwedisch-Pommern. (Ohne Jahrzahl.) 34 S. 8. (3 gr.) Ungeachtet diese Predigt von einer achtungswürdigen Facultät gekrönt, das heisst doch nur, unter mehreren für die beste gehalten worden ist: so hat sie doch Rec. nicht ganz musterhaft geschienen. Schon der Eingang ist nicht das, was er seyn sollte, nicht vorbereitend auf das folgende Thema, sondern springt von einem Gedanken zu dem anderen über, die nur durch eine lose Verbindung zusammen gehalten werden. Das an sich interessante Thema, welches auf dem Titel nicht einmal richtig angegeben ist, wird sprachgemäser in der Predigt selbst so ausgedrückt. Wie der Gebrauch der Bibel in Familien, in Kirchen und Schulen die Religion und Sittlichkeit befördert und erhält. (Warum nicht lieber: erhält und befördert; denn wenn etwas befördert wird: so muss es schon erhalten seyn. Ohnediess weiss man nicht aus der Angabe, ob die Worte: in Familien, Kirchen und Schulen, zu: Gebrauch, oder zu: die Religion und Sittlichkeit befördert, gehören.) Im ersten Theile werden die wohlthätigen Folgen ihres Gebrauchs in Familien gezeigt, und im zweyten ihre Wirkungen auf das Wohl des Menschen als Mitglied der christlichen Kirche und des Staats. Der zweyte Theil liegt auf diese Art gar nicht im Thema. Denn nach demselben sollte ihr wohlthätiger Gebrauch *in* der Kirche (vom Staate war gar nicht die Rede) gezeigt werden; statt dessen wird ihr wohlthätiger Einfluss *auf* die Kirche dargethan. Und selbst im ersten Theile ist mehr die Rede von der Wohlthätigkeit der Religion überhaupt, als des Bibellesens. Der Vortrag aber ist edel und würdevoll; nur wäre ihm etwas mehr Wärme und Lebhaftigkeit zu wünschen. Unrichtig heisst es S. 32: „Darum freuet euch, ihr Glücklichen, dass ihr durch Theilnehmen an die öffentlich verkündigten Lehren der Schrift (statt: Theilnahme an dem Unterrichte über die Lehren, vor jener Verführung bewahrt würdet."

— R —

Sagan, b. Raabe: *Der Christ am Sonntage*, ein Erbauungsbuch für die häusliche Andacht, in Predigten, von *Friedr. Fricke*, Pastor zu Bunzlau. 1808. 1 Band. 415 S. 2 Band. 560 S. 8. (2 Rthlr.) Diese Predigten sind, nach des Vfs. Äusserung, 14tägig einzeln herausgegeben, daher sie alle gerade jede einen Bogen ausfüllen; sie erstrecken sich über alle Sonn- und Fest-Tage, nach Anleitung der gewöhnlichen Perikopen; nur folgen sie nicht genau in der sonntäglichen Ordnung auf einander, indem der zweyte Theil diejenigen nachholt, welche im ersten nicht befindlich waren. Es gereicht ihnen zur Empfehlung, dass sie durchaus lauter fürs praktische Christenthum wichtige Materien bearbeiten; dass der Vf. den dogmatischen Lehren überall die praktische Seite abzugewinnen weiss, und diese in einer herzlichen Manier vorträgt. Man vermisst freylich in derselben ein gewisses Feuer der Beredsamkeit, indem der Ton sich mehr dem Gesprächstil nähert: daher werden sie am brauchbarsten für Leser seyn, welche mehr eine ruhige einfache Schreibart lieben. Zuweilen holt aber der Vf. auch etwas zu weit aus, welches bey dem beschränkten Raum, den er sich vorgeschrieben hat, manche ausführlicher zu behandelnde Hauptgedanken durch minder wichtige Nebengedanken verdrängt; indessen werden sie immer auch in dieser Gestalt für ein zahlreiches Publicum ein sehr nützliches Erbauungsbuch bleiben; vorzüglich würden sie sich, bey ihrer planen populären Schreibart, zu Vorlesungen in Landkirchen eignen.

WRth.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 MÄRZ, 1812.

MATHEMATIK.

Yverdun u. Heidelberg: *Die Elemente der Form und Gröſs* (gewöhnlich *Geometrie* genannt) nach Peſtalozzis Grundſätzen bearbeitet von *Joſeph Schmid*, vormals Zögling und Lehrer am peſtalozziſchen Inſtitute in Yverdun. I, II u. III Theil. Mit Kupfern. 1809—1811. gr. 8. (3 Rthlr. 22 gr.)

Hr. *S.* war, als er ſeine Geometrie ausarbeitete, 22 Jahr alt. Dieſer Umſtand erklärt ſo Vieles in ihr, daſs Rec. glaubt, ſeine Anzeige mit ihm anfangen zu müſſen. In dieſen Jahren hält man Alles, was man thut und treibt, für äuſſerſt wichtig für die Welt — und ſein eigenes Fortſchreiten für ein Fortſchreiten des Zeitalters. — Die optiſche Nähe der Dinge täuſcht uns in keinen Jahren mehr als in dieſen, — es iſt dem Menſchen angeboren, das für groſs zu halten, was ihm unter einem groſsen Geſichtswinkel erſcheint, — erſt ſpäter lernt er mit dem Verſtande ſehen, und Dinge, die ihm in ſehr verſchiedener Nähe, unter ſehr verſchiedenen Geſichtswinkeln erſcheinen, doch für gleich groſs halten. Dieſes ſind die verſtändigeren — jenes die glücklicheren Jahre.

Die Perſönlichkeit des Vfs. ſcheint bey der Recenſion einer Geometrie wenig in Betracht zu kommen — aber bey dieſer erklärt ſich ſo Vieles aus ihr, daſs man ſie nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen kann. — Hr. *S.* kam etwa in ſeinem 12 Jahre zu Peſtalozzi in die Schule. Sein Vater, ein tyroler Viehhändler, hatte bemerkt, daſs er Verſtand habe, und ſich ſchon faſt beſſer auf den Viehhandel verſtehe, wie er ſelbſt; — er wollte ihn nun zu dem ſchweizer Schulmeiſter Peſtalozzi ſchicken, von dem er gehört hatte, damit er was Rechts lerne, und er ihn nachher deſto beſſer in ſeinen Geſchäften brauchen könne. Hr. *S.* blieb bey Peſtalozzi; das Lernen wurde ihm aber ſehr ſchwer, wie man es bey guten Köpfen oft findet. Dieſes rührt von einer gewiſſen Unbiegſamkeit her, die es ihnen unmöglich macht, ſich in den Gedankengang eines Anderen hineinzudenken. — Solche finden es oft leichter eine Sache zu erfinden, als zu lernen, und ſie ſind von der Natur mehr auf den Handel mit eigenen Artikeln, als auf die gewöhnlichen Speditionsgeſchäfte, angewieſen. Mit der Geometrie wollte es beſonders nicht gehen, und Hr. *S.* konnte immer nicht begreifen, warum Euklid gerade mit ſeinem erſten Satze anfange. Zufällig äuſserte Jemand: Man müſſe einmal in der Geometrie verſuchen, was man mit 1, 2, 3, 4, 5 Linien alles machen und zuſammenſetzen könne! Dieſe Idee faſste Hr. *S.* auf, bildete ſie aus, und machte nun auf ſeine Weiſe eine Geometrie, die freylich ganz anders war wie die euklidiſche; ſie fing mit den einfachſten Elementen an, ſchritt dann zu den zuſammengeſetzten und fand am Ende auf einem anderen Wege die Sätze, die auch Euklid hat, und noch eine groſse Menge anderer. Wir dürfen hier nicht unberührt laſſen, daſs Hr. Dr. *Schweins* in Heidelberg ſchon früher eine ähnliche Idee ausführte. Er wollte die Geometrie auf dieſe Weiſe wiſſenſchaftlicher begründen, und mehr Zuſammenhang unter die einzelnen Theile bringen. Sowohl bey Hn. *Schmid* als bey Hn. *Schweins* lag die Idee des Vollendens, des Erſchöpfens zum Grunde, — ſie wollten alle geometriſchen Lehrſätze aufſtellen, die möglich ſind, und zwar in der Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen. Die Lücken, welche man jetzt in der Geometrie zwiſchen den Lehrſätzen wahrzunehmen glaubt, wollten ſie ausfüllen; und wenn auch keine Lücken in den Beweiſen von Euklid ſind; ſo iſt doch nicht zu leugnen, daſs oft von einem Lehrſatze auf den anderen ein Sprung zu ſeyn ſcheint, und man ſieht nicht ein, warum jetzt gerade dieſer folgt, und nicht lieber ein anderer. Allein es iſt noch nicht erwieſen, daſs es möglich ſey, durch die *ganze* Geometrie die Sätze in einer ſolchen ſchönen Ordnung folgen zu laſſen, als dieſes im Anfange allerdings möglich iſt. Es kann dabey vielleicht eine Ordnung Statt finden, die uns auf dieſelbe Weiſe als eine Unordnung erſcheint, wie die Ordnung der Primzahlen. Und was das Erſchöpfen betrifft: ſo führt dieſes zu einer ſolchen Weitläuftigkeit, daſs eine Geometrie leicht aus ein paar Hundert Folianten beſtehen könnte, und immer noch nicht zu Ende wäre. — Indeſs iſt es rühmlich, die Heerſtraſse zu verlaſſen und eigene Wege zu gehen, und Rec. will dieſes in einer Wiſſenſchaft gerade am wenigſten tadeln, in der ſo Viele die Heerſtraſse mit der Menge dahin ſchlendern — und meinen, es müſſe immer ſo ſeyn, und es ſey immer ſo geweſen. Freylich kann man hiedurch auf Abwege gerathen: allein dieſe finden ſich gerade nirgends leichter als in der Mathematik, weil in ihr Alles ſo klar und beſtimmt iſt, und ſie ſind daher auch nirgends weniger ſchädlich.

Man könnte die Mathematik nicht unſchicklich in die theoretiſche, die praktiſche und die pädagogiſche eintheilen. Indem nun Jeder einen Geſichtspunct wählte, von dem er bey ſeinen Arbeiten ausging: ſo würde man ſeine Schrift auch aus dieſem

Gesichtspuncte beurtheilen müssen. Hr. S. hat den pädagogischen gewählt. Euklid hätte den wissenschaftlichen. Man thut nicht wohl, beide mit einander zu verbinden. — Zierlichkeit ist das Ziel des theoretischen Mathematikers, Fasslichkeit des pädagogischen. Jener schreibt für den Meister, dieser für den Schüler. — Zierlichkeit geht aus der Vollendung hervor; ihr Charakter ist Sicherheit. Der grosse Grieche hat vielleicht an seiner Geometrie, so wie Copernicus an seinem unsterblichen Werke, 36 Jahre gearbeitet, Hr. S. hat die seinige in ein paar Jahren zusammengeschrieben, und unter vielen Zerstreuungen und Widerwärtigkeiten. So wie ein Bogen Mspt. fertig war, ging er in die Druckerey, — und daher trägt diese Geometrie denn auch so wenig den Charakter der Vollendung und die Spuren der Feile. Sie liest sich gerade wie ein nachlässig geschriebenes Brouillon. — Indess sieht man an einigen Stellen der Vorrede, dass Hr. S. gut schreiben kann, und dass er in Zukunft gut schreiben wird, wenn seine Sprache sich mehr gebildet, und seine Perioden sich mehr in die Kürze gezogen haben. Rec. will diesen Fehler nicht tadeln. Er glaubt vielmehr, dass man in den Jahren, in denen Hr. S. ist, so schreiben muss, wenn man 10 Jahre später vortrefflich schreiben will. Jene Besonnenheit und Grazie, die dem Menschen in späteren Jahren so schön kleidet, ist in diesen Jahren — altkluges Wesen, und deutet vielfach auf Beschränktheit und Oberfläche. — Wenn man gern sieht, dass ein Kind — Kind ist: warum will man es dem Menschen in den Studentenjahren verargen, dass er ein Student ist, und sich als Student ausdrückt? — So glaubt Hr. S., dass sein Buch einzeln in der Zeit stünde, dass die Zeit es nicht fassen würde, dass es sich selbst seine Zeit bilden müsse, und was die schulgerechten Mathematiker betrifft: die würden es nun gar nicht fassen. Rec. glaubt nicht, dass sie es lesen werden, oder es doch wenigstens nach den ersten 3 oder 4 Seiten wieder weglegen, weil sie durch den Euklid zu sehr an Eleganz, Kürze und Präcision gewöhnt sind. Rec. giebt als Probe des Stils die erste Seite des 3 Theils: „Von den geometrischen Verhältnissen. Wird eine Grösse mit einer anderen verglichen und bestimmt: so nennen wir diese Vergleichung eine *organische*. Frage. Welches ist eine organische Vergleichung? Gebt ein Beyspiel, in dem eine Grösse mit der anderen organisch verglichen wird. Sie werden sagen: Wenn man angiebt, eine Grösse sey die Hälfte oder 3tel einer anderen: so ist die Bestimmung organisch. Frage. Könnet ihr ein solches Verhältniss mit Linien darstellen? — Antw. Ja. — L. Thut es. Der Lehrer fährt weiter fort, und sagt: Wenn zu zwey Linien, die in einem organischen Verhältnisse stehen, noch zwey hinzugesetzt werden, die in dem nämlichen organischen Verhältnisse stehen: so nennt man das Verhältniss dieser vier Grössen zu einander ein *geometrisches*. Frage. Wie entsteht ein geometrisches Verhältniss? Frage. Könnet ihr 4 Linien machen, die in einem geometrischen Verhältnisse stehen? Macht es." An dergleichen Discursen werden freylich die schulgerechten Mathematiker wenig Erbauung finden. Auch wird Hr. S. vielleicht nach einigen Jahren einsehen, dass sich die Sache viel präciser und kürzer auf folgende Weise hätte ausdrücken lassen: „Wenn zwey Grössen mit einander verglichen werden: so kann man entweder fragen: Um *wie viel* ist die eine grösser als die andere? oder: Um *wie viel mal* ist die eine grösser als die andere? — Jene Frage führt auf ein Verhältniss, welches man ein arithmetisches genannt hat, — diese auf eins, welches ein geometrisches heisst. — Jenes führt auf die Subtraction, dieses auf die Division. — Bey jenem betrachtet man die Differenz, bey diesem den Quotienten. Werden zwey gleiche Verhältnisse mit einander verbunden: so entsteht eine Gleichung. Diese ist eine arithmetische oder eine geometrische, je nachdem die Verhältnisse arithmetische oder geometrische waren." — Rec. hat in Yverdun den Unterricht in der Geometrie gesehen, und gefunden, dass die Knaben mehr von der Mathematik verstanden, als in den deutschen Gymnasien und Instituten; dass sie Aufgaben auflösen konnten, die ihnen völlig unbekannt waren, und nicht zu den leichtesten gehörten. Er glaubt auch, dass die gute Art, wie stufenweise vom Leichteren zum Schwereren fortgeschritten wird, hiezu sehr viel beytrage. Allein er ist überzeugt, dass die Lebendigkeit des Lehrers und die jahrelang fortgesetzte tägliche Übung fast mehr Antheil hieran habe, als das, was man in Yverdun die *Methode* nennt. Es liegt in der Menschen Natur, dass sie nur dasjenige in sich aufnimmt, was ihr frommt; — das Übrige geht vorüber. Wie verworren ist die Ordnung nicht, in welcher die ersten Eindrücke aufs Kind einstürmen, — und doch lernt es sehen, hören und sprechen, und in einer verhältnissmässig kurzen Zeit. Wenigstens lernt der Mensch in keiner Periode seines Lebens so viel als in den ersten zwey Jahren. — Was bildet den Verstand des gemeinen Mannes? Das Leben. Und nach welcher pädagogischen Ordnung führt das Leben die Eindrücke vor? — Dass es in der Welt noch so leidlich, verständig und gesund hergeht, muss man nicht auf Rechnung der Pädagogen, Philosophen und Ärzte setzen, sondern lediglich auf die Güte der Menschennatur.

a + b + c.

Leipzig, b. Barth: *Der selbstlehrende Feldmesser, oder erster Unterricht in der Feldmesskunst.* Ein Handbuch für Amts- und Stadt-Feldmesser, Ökonomen, Forstmänner, Mühlenwerkmeister u. s. w. Von *W. E. A. von Schlieben*, königl. sächs. Lieutenant und Oberlandfeldmesser. 1811. XVIII u. 358 S. 8. Mit 10 Kupfertafeln und mehreren Tabellen. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. beginnt mit der Erklärung der Feldmesskunst im Allgemeinen, ihren Grenzen und den nöthigen Eigenschaften eines Feldmessers. Er denkt sich keinen Feldmesser der *niedrigsten* Stufe, der auf dem Felde nur mit der Ruthe und dem Winkelkreuze misst, sondern einen solchen, der mit dem Mess-

tischgen arbeitet, gemeinheitliche Gemarkungen, oder grösere Ländereyen zu vermessen hat, und schicklich den Namen *Landmesser* führt. Die Arbeiten eines *Trigonometers*, der zur Aufnahme grösserer Theile der Erdoberfläche, z. B. ganzer Provinzen, mit dem Spiegelsextanten operirt, sind von seinem Plane ausgeschlossen. Mit dieser Beschränkung hat das hier Vorgetragene unseren vollen Beyfall. Hierauf handelt der Vf. von den beym Feldmessen gebräuchlichen Massen und deren Vergleichung unter einander. Die Regeln darüber sind durchgängig mit zweckmässigen Beyspielen erläutert, und werden sogar dem ersten Anfänger keine Schwierigkeiten machen. In den beygefügten Noten weiset der Vf. auf die arithmetischen Gründe hin, worauf sich jene Massverwandlungen beziehen. Soll also der Schüler nicht bloss *mechanisch* rechnen: so wird bey ihm eine Kenntniss der Elementaroperationen der Rechenkunst vorausgesetzt. Diesen Nachrichten sind 5 sehr nöthige Tafeln beygefügt. — Bey Aufzählung der zum Vermessen auf dem Felde nöthigen Instrumente wird vorzüglich der Absteck- und Zeichen-Stäbe, der Messketten, Messstangen, Messleinen, des Messtisches, der Boussole und der Wasserwage erwähnt. Der Vf. zieht die Messketten den Messstangen vor. Wir sind, da das Verfahren mit Stangen einfacher, leichter und genauer ist, in den meisten Fällen der entgegengesetzten Meinung. Die Instrumente zum Abtragen und Zeichnen sind, nebst den nöthigen Farbestoffen, deutlich und befriedigend beschrieben. In dem Capitel von den geometrischen Vorkenntnissen werden theils mancherley Erklärungen geometrischer Objecte, theils solche Aufgaben und Lehrsätze abgehandelt, welche den praktischen Operationen zur Basis dienen. Wenn der Schüler die Elemente der theoretischen Geometrie nicht bereits gründlich studirt hat, und sich mit demjenigen begnügen soll, was ihm hier, meist ohne strengen Beweis, gegeben wird: so wird er sich nur zu einem mechanischen Praktiker bilden können. In sofern also ist das hier Vorgetragene bloss fragmentarisch und unzureichend. Als eine Sammlung solcher theoretischer Lehren aber, welche zunächst auf die Praxis Bezug haben, können sie dem, der mit der Theorie schon vertraut ist, hier zur Recapitulation dienen. Die Art, wie man die mancherley auf der Erde vorkommenden Gegenstände im Grundrisse darstellen soll, ist vollständig abgehandelt, und mit passenden Zeichnungen erläutert. Hierauf werden in 27 Aufgaben die wichtigsten praktischen Fälle aufgelöst. Der Vf. drückt sich bey seinen Anleitungen durchgehends verständlich und präcis aus, und hat die Stufenfolge von Einfacheren zum Zusammengesetzteren wohl ins Auge gefasst. Obschon in 27 Aufgaben nicht *alle* Operationen auf dem Felde abgehandelt werden können: so enthalten die hier gelieferten doch eine so grosse Mannichfaltigkeit des Stoffs, dass sich ein mit der nöthigen Theorie ausgerüsteter Feldmesser auch in den meisten anderen Fällen wird zu helfen wissen. Unter den Anweisungen zur Vermessung einzelner Stücke einer ganzen Landschaft zeichnet sich vorzüglich die Aufnahme der Wiesen, Äcker und Dörfer aus. Die Lehre von der Aufnahme wird mit brauchbaren Regeln zur Vermessung einer ganzen Gegend, und durch ein schickliches Beyspiel auf einer eigenen Kupfertafel anschaulich erläutert. Die wirkliche Ausrechnung des Flächeninhalts der Ebenen wird auf die Berechnung der Dreyecke und Paralleltrapeze gegründet, und sehr gern lasen wir bey Ausrechnung der Dreyecke, die so nützliche, als interessante Anweisung, aus den gemessenen drey Seiten eines Dreyecks, dessen Flächengehalt durch blosse Rechung zu finden, eine Aufgabe, welche keinem praktischen Geometer fremd seyn sollte. Ein Anhang zur Vermessungslehre enthält das Nöthigste von der Ausfertigung der Register und Protocolle, zu deren Erläuterung VII wohlgewählte Tabellen beyliegen. Das Theilen der Felder durch Rechnung wird in 7, und das Theilen durch Zeichnung in 13 Beyspielen erläutert, welche diesen wichtigen Theil der Praxis für den Anfänger deutlich und vollständig darstellen. In den beygefügten Noten wird stets auf die Hauptgründe der Theorie verwiesen, woraus der Schüler zur Genüge ersehen kann, wie mechanisch seine Ausübung bleibt, wenn er sich nicht ihre theoretischen Gründe zu eigen gemacht hat. Was in dem letzten Capitel von dem Wasserwägen mit und ohne Instrument gesagt wird, ist verständlich und für den Anfänger befriedigend. Den Beschluss macht ein sehr zu billigendes alphabetisches Verzeichniss der bey dem Aufnehmen und Nivelliren, so wie bey dem Copiren der Risse am meisten vorkommenden mathematischen Instrumente und Benennungen.

Im Ganzen verdient diese Schrift, als in ihrer Art sehr nützlich, eine allgemeine Empfehlung, zumal für solche Leser, welche mit den Elementen der Arithmetik und Geometrie vertraut sind. Druck und Papier sind schön, und die Kupfertafeln von vorzüglicher Güte. Δ.

TECHNOLOGIE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandl.: *Karl Neumann*, königl. preuss. Wasserbau-Inspector, *der Wasser-Mahl-Mühlenbau.* Mit einer Vorrede begleitet von *J. A. Eytelwein.* Erster Band. 1810. 262 S. m. 29 Kupf. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Nach dem Plane des Vfs. zerfällt der erste Theil dieses in seiner Art classischen Werkes in 3 Hefte, von welchen Rec. nur die beiden ersten vor sich hat. Das erste handelt zunächst von den äusseren Theilen der Mahlmühlen, und zwar, ausser dem Geschäftlichen derselben, in 7 Capiteln: von den verschiedenen Arten solcher Mühlen; der Einrichtung einer Staber-Mühle; der nöthigen Wassermenge, dem Gefälle und der Anordnung der Gerinne, Regulirung des Räderwerks; der Zuleitung des Wassers; der Construction der Gerinne; und dem Bau der Räder überhaupt, und der Zusammensetzung der Reife. Bey dem mathematischen Theile dieser Gegenstände legt der Vf. die Formeln zum Grunde, welche Hr. *Eytelwein* in seinem vortrefflichen Handbuch der *Mecha-*

nik fester Körper und *der Hydraulik* construirt hat, und nach welchem insbesondere

$$P = \left(\frac{c-v}{2g} + \frac{d}{v}\right) \cdot M. \gamma,$$

wenn *M* die in einer Secunde zufliessende Wassermasse, *c* die Geschwindigkeit des auf die Stossschaufel aufschlagenden Wassers, *v* die Geschwindigkeit der Mittelpuncte der Radschaufeln, *d* den Wasser haltenden Bogen des Rades, *P* seine bewegende Kraft, *g* die Beschleunigung der Schwere, und *γ* das Gewicht eines Cubikfuss Wassers bezeichnet. — Wenn nun auch das erste Glied dieser Formel seine volle Richtigkeit haben sollte (welches aber durch Versuche noch nicht genüglich bestätigt ist): so kann doch dieses für das andere Glied derselben nicht gelten, welches die bewegende Kraft um so grösser anspricht, je kleiner die Geschwindigkeit des Rades ist. Nach der Ansicht, welche Rec. sich über die bewegende Kraft eines Wasserrades abgenommen hat, constituirt sich dieselbe zunächst aus dem Druck des Wassers gegen die Stossschaufel, und aus dem Gewicht des Wassers, welches sein wasserhaltender Bogen in sich fasst. Ersterer ist dabey eine Function der Geschwindigkeit des anschlagenden Wassers und seines Anschlagwinkels; und letztere ergiebt sich aus der Wassermasse, welche jener Bogen nach hydrostatischen Gesetzen fasst. Diese beiden setzen das Rad in Bewegung, und die Geschwindigkeit, welche es nachgehends in seinem Beharrungsstand erhält, ist in Beziehung mit der anfänglichen bewegenden Kraft, mit dem Widerstand, mit der Reibung der Zapfen, und mit den Schwungkräften, welche die Maschine in denselben gewonnen hat. Dabey ist der Druck des anschlagenden Wassers neben anderen Dingen auch mit der Länge und Form des Kropfes in nächster Beziehung, als nach welcher sich die Retardation des Wassers und insbesondere der Winkel eignet, unter welchem das Wasser auf die Stossschaufel trifft: es ist der Effect der Mühle um so geringer, je überkröpfter in der Kunstsprache der Kropf ist. Daher wäre es zu wünschen, dass der Vf. sich §. 85 nicht mit allgemeinen Regeln über die Kröpfung begnügt, sondern statt dessen die Principien und Formeln aufgestellt haben möchte, welche für die Länge und Figur des Kropfes, für jedes Gefälle, Geschwindigkeit und Richtung des Wassers, so wie für die Rad-Construction die passendsten sind.

Eben so befolgt der Vf. auch bey den Untersuchungen über die oberschlächtigen Räder, über Räder, die in einem Gerinne hinter einander gehen, und über die Eintheilung des Gefälles für solche Räder, die *eytelweinschen* Grundsätze, und führt dieselben aufs bündigste aus. Gleich gründlich und fasslich dargestellt sind die Betrachtungen über das Verhältniss der inneren, das mechanische Moment der Mühle constituirenden Theile, welche in dem 4 Cap. behandelt werden. Das 5 und 6 Cap. handelt von der Zuleitung des Wassers zu der Mühle, und Construction der Gerinne, der Kröpfe, Schützen, Fachbäume u. s. w., wobey die neuesten Erfahrungsmaximen zum Grunde liegen, und das 7 endet das erste Heft mit den erprobtesten praktischen Lehren über den Bau der Räder überhaupt, und besonders die Zusammensetzung der Reife.

Das II Heft schliesst sich in fortlaufender Seiten- und Capitel-Zahl an das erste an, und behandelt im 8 Cap. den Bau der Wasserräder, und im 9 den inneren Bau des Räderwerks bey Mahlmühlen, wobey das Räderwerk nicht nur im Ganzen, sondern auch in seinen einzelnen Theilen beschrieben, auch die Fertigung derselben, ihr Aufriss aufs deutlichste gezeigt und mit Kupfern erläutert ist. Das 10 Cap. behandelt mit gleicher Präcision und Gründlichkeit die Wellen, mit ihren Zapfen; und das 11 die Mühlsteine und das Mühleisen; wobey der Vf. vortreffliche Bemerkungen über die Ausarbeitung der Steine, über das Schärfen derselben nach gewissen Curven, so wie über das Binden der Steine und was sonst hieher gehört, mit gewohnter Gründlichkeit aufstellt. Rec. ist nicht bekannt, ob das 3 Heft dieses ersten Bandes bereits erschienen ist; auf jeden Fall aber ist die Fortsetzung eines Werkes zu wünschen, das nach seiner Anlage, nach den Kenntnissen und Erfahrungen seines Vfs., unter allen bisher über Mahlmühlen herausgekommenen Schriften, unstreitig den ersten Rang behauptet.

M. F. T.

KURZE ANZEIGEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Braunes: *Sammlung von Beyspielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstaben-Rechnung und Algebra*, von *Meier Hirsch*, Privatlehrer der Mathematik. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1811. 300 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Der Vf. hat durch die neue Auflage seiner Beyspielssammlung den Liebhabern der Rechenkunst ein eben so nützliches als angenehmes Geschenk gemacht. Rec. muss den Vortrag sowohl als die Ordnung rühmen, und besonders die kurzen sehr gedrängten und präcisen Erklärungen, welche sich vor jedem Abschnitte finden. Auch sind die hie und da eingestreuten Fragen sehr zweckmässig, weil sie den Lehrer nicht allein zum Nachdenken reizen, sondern auch auf manche Lücke in seinem Wissen aufmerksam machen, die er sonst nicht bemerkt haben würde. Da diese Sammlung häufig beym Selbstunterricht gebraucht wird, und die Liebhaber oft keinen Lehrer haben, den sie um Rath fragen können: so wäre es vielleicht nicht unzweckmässig, bey einer neuen Auflage die Hauptsätze jedes Abschnitts so zusammenzustellen, wie Euklid seine Definitionen. Z. B. Bey den Logarithmen: Was heisst Grundzahl? Was heisst das constante Verhältniss zwischen dem Exponenten und dem Decimalbruche? — Warum nähert sich dieses Verhältniss immer mehr einem beständigen? Was heisst Modul zweyer Systeme? — Dieses würde zugleich für den Anfänger das Angenehme haben, dass er gleich sähe, auf wie wenig Hauptsätzen jede Lehre beruht. In 13 Abschnitten hat der Vf. die Auflösung der Gleichungen vorgetragen, und zwar 1) die vom ersten Grade a) mit einer, b) mit mehreren unbekannten Grössen; 2) die vom zweyten, und 3) die der höheren Grade, a) durch die cardansche Regel für die Gleichungen des dritten Grades, b) durch das Aufsuchen ihrer rationalen Wurzeln, und c) durch Näherung. Erste Methode (die newtonsche). Zweyte Methode (die der continuirlichen Brüche). Rec. wünschte, dass der Vf. auch die Methode gelehrt hätte, mit Hülfe der arithmetischen Reihen höherer Ordnung alle Zahlengleichungen aufzulösen, sie mögen von einem Grade seyn, von welchem sie wollen, und so viele mögliche Wurzeln haben, als der Grad der Gleichung es erlaubt. Dieses ist die einzige Methode, die höheren Gleichungen direct und ohne Tattoniren und Rathen aufzulösen, und für diese ist eine Gleichung vom 7 Grade nicht schwieriger aufzulösen, als eine vom zweyten.

a t b t c.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MÄRZ, 1812.

ÖKONOMIE.

Wien, b. Wappler u. Beck: *Versuch einer wissenschaftlichen Anleitung zum Studium der Landwirthschaftslehre*, von *Leopold Trautmann*, öffentl. Prof. der Landwirthschaft an der Universität zu Wien. *Zweyter Band.* 1811. XLVI u. 656 S. 8. (2 Rthlr.)

Mit ganz besonderem Vergnügen hat Rec. die Beurtheilung dieses zweyten Bandes übernommen, theils wegen der Vorzüglichkeit desselben im Ganzen, theils weil er sich für verpflichtet hält, den würdigen und gelehrten Vf., der, als Nachfolger des berühmten Hn. Regierungsraths und Ritters *Jordann*, seine Vorlesungen über die Landwirthschaft mit ungemeinem Beyfall vor einem sehr grossen Publicum hält, nunmehr, nach erhaltenen genauen und zuverlässigen Nachrichten über die Geschichte dieses Werks und seiner Herausgabe, gegen die ihm von Rec. selbst, bey der Kritik des ersten Bandes (J. A. L. Z. 1811. No. 85) gemachten Beschuldigungen in Schutz zu nehmen. Wie Rec. die Sache damals kannte, und allein kennen konnte, war er zu jenen Beschuldigungen wohl hinreichend berechtigt, wie der Vf., wenn er ganz unparteyisch seyn will, selbst eingestehen wird: aber gern nimmt er sie jetzt zurück, da der Vf. bey ihm gerechtfertigt worden ist.

Die Herausgabe dieses Werks nämlich, welches allerdings in seiner Hauptgrundlage auf dem Unterricht des Hn. Regierungsraths *Jordann* beruht, und darum so häufig mit jenem Plagio eines Pseudonymus, der Landwirthschaftskunde von *Deckermann* (Prag 1805), auch in den Worten Ähnlichkeit hat, ist mit voller Zustimmung des Hn. *Jordann*, ja sogar nur auf dessen wiederholte eigene Auffoderung, und nach vorheriger Durchsicht des ganzen Manuscripts von demselben, geschehen. Der Vf., innig vertrauter Freund und ältester Schüler seines hochverdienten Vorgängers, hat es sich geflissentlich zur Pflicht gemacht, den von seinem Lehrer erhaltenen Unterricht ganz getreu wiederzugeben, da sich Schöneres und Besseres nichts substituiren lasse. Da er aber seine Vorlesungen ein ganzes Jahr hindurch täglich hält, Hr. *Jordann* hingegen wöchentlich nur 3 Stunden las: so hat er dessen Unterricht in der Ökonomie weit mehr ausgeführt und erweitert; jedoch streng in der Manier des Lehrers; und daher ist das *trautmannische* Werk, wie Rec. schon bey dem ersten Bande bemerkte, weit vollständiger und ausführlicher, und enthält Lehren und Aufsätze, von denen jener Plagiarius gar nichts weiss, der häufigen Unrichtigkeiten, Verdrehungen und falsch verstandenen Stellen, welche sich in jenem Machwerk befinden, nicht zu gedenken. Vornehmlich ist der Inhalt dieses zweyten Bandes ungemein reichhaltig und mannichfaltig, und die zweyte Abtheilung des *deckermannschen* Buchs ist in dieser Hinsicht ihm gar nicht an die Seite zu stellen. Dass übrigens Hr. *T.* in der Vorrede zum ersten Bande dieses *Deckermanns*, und seines, an Hn. Reg. Rath *Jordann* begangenen literarischen Diebstahls gar nicht erwähnt hat, ist theils darum geschehen, weil diess Buch in Wien und im ganzen Österreichischen längst als ein Plagium bekannt ist (obwohl man den Plagiarius selbst noch nicht kennt), theils weil er es der Würde eines, den ersten Staatsbehörden zur Revision vorzulegenden Lehrbuchs für widersprechend hielt, das Plagium nochmals aufzudecken; welches übrigens auch Hr. Reg. Rath *Jordann*, der dabey am meisten interessirt war, zu sehr verachtet, als dass er sich je darüber zu erklären geneigt gewesen wäre.

Rec. kann nun in der That nicht anders, als diesem zweyten Bande in Rücksicht des Inhalts seinen vollen Beyfall zu geben, und das ganze Werk, als ein vollständiges und gründliches Lehrbuch der Landwirthschaft, dem kein anderes sich an die Seite stellen darf, jedem Freunde der Ökonomie zu empfehlen. Es ist fast überall des Neuesten und Wichtigsten sorgfältigst, meist mit grosser Sachkenntniss und Erfahrung, und mit genauer Prüfung gedacht, auch die vorzüglichste Literatur beygefügt. Ganz vornehmlich wichtig aber ist die Lehre vom Weinbau, der bekanntlich im Österreichischen in so trefflichem Zustande ist. Dieser zweyte Band enthält zuerst noch von der I Abtheilung *über den Feldbau* den zweyten bis vierten Abschnitt; dann folgt II Abtheilung, *von der Viehzucht*; III Abth. *von der Organisation der Feldwirthschaft*, und endlich IV Abth. *von den wichtigeren Zweigen der Landwirthschaft*, die aber nicht in nothwendiger Verbindung mit dem Hauptgewerbe stehen; nämlich vom Gartenbau, Obstbau, Ackerbau, Weinbau und der Forstcultur. Rec. sieht nicht ein, warum diese letzteren, in der IV Abtheilung behandelten Gegenstände, die an und für sich rein ökonomisch sind, nicht sogleich nach der ersten Abtheilung bearbeitet worden, da sie sich doch zu dem eigentlichen Ackerbau ziemlich eben so verhalten, wie z. B. die Cultur der Handelskräuter. Dem Landwirth ist sein Garten, ist sein Forst so wichtig und nothwendig, wie seine Tabacksfelder u. dgl., und die Erzielung der

Garten- und Obst-Früchte, und die Forstbaumzucht, so weit, und so wie sie hier beschrieben sind, können nicht anders denn als wesentliche Theile der gesammten Landwirthschaftslehre angesehen werden. Rec. geht nun die einzelnen Abtheilungen durch, und fügt hie und da seine Bemerkungen bey.

Der *zweyte* Abschnitt der I Abtheilung, *vom Feldbau*, enthält den *Getreidebau*, der im Ganzen trefflich bearbeitet ist. In 7 Capiteln handelt der Vf. vom botanischen Charakter der Getreidearten, der Weizen- und Roggen-Cultur, von der der Gerste und des Hafers, der des Hirsens, Mohnhirsens, Mays und Heidekorns, von der der Hülsenfrüchte, von der Ärndte, Zugutmachung und Aufbewahrung des Getreides, und von den Krankheiten und Unfällen des Getreides. Aber die Lehre von der Ärndte und von den Scheunen, ingleichen die von den Unkräutern, ist gar zu kurz ausgefallen. S. 44 rechnet der Vf. die Hülsenfrüchte geradezu zu dem Getreide; aber da nur die Erbsen und Linsen aus dieser Gattung vorzüglich von Menschen gegessen werden: so kann man jene überhaupt wohl nicht zu den Getreidearten zählen. Die S. 66 erwähnten *Röhrenmagazine* bestehen nicht eigentlich aus Röhren, sondern aus langen, gemauerten Behältnissen, die oben breiter sind als unten; und daher ist der Name *Röhrenmagazine* für diese Art von Magazinen, wie man sie in Schweden und Russland kennt, und wie sie auch Hr. *Fellenberg* auf ähnliche Weise angelegt hat, nicht ganz richtig. Sie halten das Getreide zwar sehr gut; allein sie haben das Unangenehme, dass ein solches Behältniss, wenn es einmal geöffnet wird, ganz geleert werden muss, weil sonst, wenn es nicht ganz voll ist, das Getreide verdirbt. Bey S. 57 bemerkt Rec., dass das Getreide, wenn es einmal in Lagen und Schwaden einige Zeit gelegen hat, nicht länger in den Mandeln zum Abtrocknen stehen bleibt, sondern dass diese gewöhnlich nicht eher gemacht werden, als bis das Getreide gehörig trocken ist, und man denselbigen Tag einfahren will. — Der *dritte* Abschnitt lehrt den *Futterbau*, in 9 Capiteln: a) Von der Nothwendigkeit des Futterbaues und der Beurtheilung und Ausmittelung der anzubauenden Futterfrüchte; ein sehr wohlgelungener Aufsatz. b) Culturgeschichte der vorzüglichsten Futtergräser; — unter denen Rec. jedoch einige neuere, sehr gute vermisst hat, z. B. unter den Poen und den Avenen, dann einige Airen, Elymus, Holcus, Melica-Arten. Von *Schrebers* Gräsern ist im Jahr 1810 auch ein zweyter Band erschienen. c) Culturgeschichte der eigentlichen Kleearten; d) der Luzernearten; e) der Esparcette und einiger anderer Kräuter, der Wicken u. s. w.; f) der zur Fütterung dienenden Kohl- und Rüben-Arten; g) der Knollengewächse, wo Rec. überall das Neueste und Beste, nur das, was von den Kartoffeln gesagt ist, etwas zu flüchtig bearbeitet gefunden hat; h) von der Cultur der natürlichen Wiesen. Zu S. 149 bemerkt Rec., dass die Bewässerung im Frühjahre wohl nicht so nöthig sey, da die Wiesen hier immer feucht genug sind, es sey denn im späteren Frühjahr, wo die trockene Wärme kömmt. Auch ist der erfoderlichen Qualität eines guten Wassers zur Bewässerung nicht gedacht, so wie auch der neuen Schwemmwiesen gar keine Erwähnung geschehen ist. Unter den den Wiesen schädlichen Thieren S. 153 sind die Gras- oder Heu-Pferde, *Gryllus verrucivorus*, die Ameisen und Regenwürmer nicht angeführt worden. i) Von den Weiden, ist gar zu kurz. — Der *vierte* Abschnitt beschreibt *die Cultur der Handelskräuter* in 5 Capiteln: a) Die der eigenen Manufacturgewächse, d. h. des Leins, Hanfes, Tabacks, der Kardendistel, — alles sehr gründlich bearbeitet; b) der Ölgewächse, wo Rec. von den so nothwendigen Vorsichtsregeln und verschiedenen Methoden der Ärndte des Rübsens und Rapses mehr angeführt wünschte; c) der Färbepflanzen, wo der einjährigen Gewinnung des Krapps, wie sie in Schlesien gewöhnlich ist, nicht gedacht worden ist; d) der Specerey- und Gewürz-Pflanzen, wo besonders der Safranbau, der im Niederösterreichischen gut betrieben wird, sehr gründlich erläutert, der Versuche des Reisanbaues und einiger anderer hieher gehöriger Pflanzen aber nicht erwähnt worden ist; e) der Arzneypflanzen.

Die II Abtheilung, *von der Viehzucht*, zerfällt in 4 Abschnitte. Der *erste*, *von der Pferdezucht*, hat 5 Capitel: 1) Naturgeschichte des Pferdes. Das Wechseln der Zähne der Pferde ist §. 1344 nicht genau genug angegeben, indem es dort bloss heisst: „bis zum Alter von $4\frac{1}{2}$ Jahren wechselt das Pferd die Milchzähne u. s. w." Auch ist es nicht richtig, dass nur die 4 letzten Eckzähne die Bohne oder Keimung haben sollen; *alle* Vorderzähne vielmehr haben sie. 2) Aufzucht und Wartung der Pferde; sehr gut. 3) Von den Gestüten insbesondere; sehr kurz. 4) Von den gewöhnlichsten inneren und äusseren Krankheiten der Pferde, und 5) von der Esel- und Maulthier-Zucht. Der *zweyte* Abschnitt beschreibt die *Hornviehzucht* in 7 Capiteln: a) Die Natur- und Cultur-Geschichte des Rindviehes; das ostfriesische Vieh ist keineswegs mehrentheils roth, S. 248, vielmehr fast immer schwarz und weiss gescheckt oder gefleckt. b) Von der Wahl und Pflege des Melkviehes; vorzüglich gut bearbeitet. c) Von der trockenen und grünen Fütterung des Viehes, und von der Stallfütterung. Der S. 264 gegebene Rath, stets etwas trockenes Futter mit dem grünen zu geben, nämlich es mit Heu und Stroh zusammen zu häckseln, ist sehr gut, und mehrerer Beachtung, als bisher geschehen ist, werth. Die verschiedenen besseren Häcksel- und Futterschneide-Maschinen hat Rec. hiebey ungern vermisst. d) Von der Milchnutzung. S. 276 hätte auch der verschiedenen besseren Butterfässer gedacht werden sollen. e) Von der Veredelung des Rindviehes. f) Von der Aufzucht und Behandlung der Zugochsen. Hier hätte von der verschiedenen und von der besten Anspannung mehr gesagt werden sollen. Auch ist das Angewöhnen der Ochsen an die den ganzen Tag fortgesetzte Arbeit mehr zu empfehlen, als der Vf. gethan hat. g) Von den Krankheiten des Rindviehes. Rec. hat hier die neuesten, sehr sicheren Erfahrungen von

dem periodischen Verhalten der Viehseuche vermisst; und kann dem Vf. nicht beystimmen, wenn er S. 293 behauptet, dass die Ursache der Viehseuche nicht erwiesen sey. Wohl kennt man die Entstehung und ganze Natur dieser Krankheit jetzt genau! — Der *dritte* Abschnitt, *von der Schafzucht*, zerfällt in 5 Capitel: a) Von der Natur- und Cultur-Geschichte des Schafes. Zu S. 307 bemerkt Rec., dass die Schafe nicht erst in $1\frac{1}{2}$ Jahren, sondern gleich nach dem ersten Jahre, ja bey gutem Futter noch vor Ablauf desselben, in einem Alter von 10 Monaten, zu schieben, oder die Zähne zu wechseln anfangen. Die Erstlinge nennt man noch allgemeiner *Zeitschafe*, so wie alles Vieh, welches mit ihnen in gleichem Alter steht, *Zeitvieh*. b) Von der Veredlung der Schafe. Rec. hält eine Veredlung der Schafe in sich selbst, bloss durch die Auswahl der zufällig am Feinsten und Schönsten fallenden Exemplare, deren es stets giebt, ohne alle Zuziehung einer fremden edlen Race, nicht für so ganz unmöglich, wie der Vf.; freylich aber geht dieselbe äusserst langsam; und S. 321 scheint ihm die Tauglichkeit der Schafe und Stöhre über das 5te Jahr hinaus, bis zum Alter von 7 Jahren als Regel, und für anderes, als spanisches Vieh, nicht richtig und zu weit ausgedehnt. c) Pflege und Behandlung der Schafe. Der Vf. empfiehlt das Hammeln erst nach einem Jahre, weil man da erst die Feinheit der Wolle ganz richtig beurtheilen könne. Rec. weiss wohl, dass im Österreichischen diess gewöhnlich ist; er hält es aber weder für wesentlich nöthig, da geschickte Schafzüchter wohl auch das Lamm schon gehörig beurtheilen können, noch für nützlich, da das Verschneiden im späteren Alter allen Thieren schädlicher ist, als in der früheren Zeit. Was der Vf. §. 1523 über die Stallfütterung der Schafe und die Bedeckung ihrer Wollpelze sagt, stimmt mit den von Rec. in Sachsen gemachten Erfahrungen keineswegs überein. In der freylich einzigen Schäferey Sachsens, wo man die Stallfütterung seit 20 Jahren eingeführt hat, ist ein Abfall der Wolle, oder ein Trocken- und Spröde-Werden derselben keineswegs davon verspürt; vielmehr ist ein ungemeiner Zuwachs an Wolle erzielt worden, und dieselbe ist auch stets sehr fett und elastisch. Auch ist in eben dieser Schäferey die Bedeckung der Schafe mit leinewandenen Decken, nicht zum Schutz gegen Kälte und Witterung und Staub, sondern lediglich zur Vermeidung des Futterich-Werdens derselben angewendet, und zwar nach einigen Jahren wieder abgeschafft worden, allein aus ganz anderen Ursachen, nämlich ihrer Beschwerlichkeit und Kostbarkeit halber, als darum, weil die Wolle darunter spröde und trocken geworden wäre, welche vielmehr ungemein fett, lang, schön und vollkommen rein darunter aufwuchs. d) Von der Wollbenutzung und gerechten Würdigung der Schafzucht. S. 330 meint der Vf., dass man die Lämmer gar nicht scheeren solle; allein Rec. Erfahrungen nach, lassen sich die Lämmer zu Ende des Juny recht wohl und mit Nutzen scheeren, wie auch überall gebräuchlich ist. e) Von den Krankheiten der Schafe. Hier vermisst Rec. die wichtigen Beobachtungen des Hn. *Walz* über die Räude der Schafe. Der *vierte* Abschnitt lehrt die *Behandlung und Pflege der übrigen nutzbaren landwirthschaftlichen Hausthiere*, in 4 Capiteln: a) Der Schweine. b) Der Ziegen und Kaninchen. Die angorische Ziegenzucht ist in Deutschland wohl vorzüglich wegen Mangels an Absatz der Haare nicht gelungen. c) Des Geflügels; worauf d) ein sehr gründlicher Unterricht über die Mastung, ganz nach *Jordanns* Grundsätzen, gegeben wird.

Die III *Abtheilung* begreift die *Lehre von der Organisation der Wirthschaft* in sich, die sehr lehrreich und gut, nur hin und wieder gar zu kurz abgehandelt ist. Der *erste* Abschnitt, in 5 Capiteln, geht die *Hauptbedingungen der Feldwirthschaft* durch, nämlich: a) Das Landgut und sein Zugehör; b) die allgemeinen Grundsätze zur Bestimmung der Hauptnutzungszweige, wo der Vf. jeder Wirthschaft zur Pflicht macht, durch sich selbst zu bestehen (eine Regel, die recht verstanden und angewendet seyn will, und in einigen Fällen ganz unhaltbar ist), dabey aber vor Einseitigkeit, so wie vor bunter Vervielfältigung der Cultur, warnt; c) das Verhältniss des Düngers zum Ackerlande, und des Futters zur Düngererzeugung, nach richtigen Grundsätzen, und d) das Verhältniss des Viehstandes zur Düngererzeugung; e) endlich die Verbindung des Futterbaues mit dem Getreidebau. — Der *zweyte* Abschnitt enthält eine lesenswerthe *Prüfung der verschiedenen, in der Ausübung bestehenden Wirthschaftssysteme*, in 4 Capiteln, von denen das 1ste das Feldersystem, d. h. die Drey- und Vier-Felderwirthschaft, das 2te die Koppelwirthschaft, das 3te die Fruchtwechselwirthschaft untersucht, und das 4te Resultate aus diesen Untersuchungen aufstellt, gegen die Rec. doch Manches einzuwenden hätte, wenn es ihm der Raum hier verstattete. — Der *dritte* Abschnitt begreift die *Verwendung und Leitung der wirksamen Kräfte* in sich, und handelt a) von der Arbeit überhaupt (eine zwar kurze, hier aber eben nicht nöthige Erörterung); b) von der Arbeit des Zugviehes; c) von der Handarbeit; d) von der Direction der Wirthschaft. — Endlich der *vierte* Abschnitt enthält die *Darstellung der Wirthschaft in Büchern und Rechnungen*, und handelt: a) von dem landwirthschaftlichen Capital; b) von der stehenden Buchführung, wo der Flurrisse, Flurcharten u. dgl. gehörig zu gedenken gewesen wäre, und c) von der jährlichen Rechnungsführung. In dieser Abtheilung hätte auch ganz kürzlich der Voranschlagung, des Pachts und Verpachts, und des Kaufs und Verkaufs der Güter gedacht, ingleichen des landwirthschaftlichen Handels und der Verbindung der technischen Nebengeschäfte mit der eigentlichen Landwirthschaft nicht ganz vergessen werden sollen.

Die IV *Abtheilung* enthält, wie gesagt, die *wichtigeren Zweige der Landwirthschaft, die nicht in nothwendiger Verbindung mit dem Hauptgewerbe stehen*, nämlich im *ersten* Abschnitt den *Gartenbau*, im *zweyten* den *Obstbau*, im *dritten* den *Weinbau*, und im *vierten* die *Forstcultur*. Alle diese Lehren sind

zwar nur fehr kurz, aber, befonders die vom Weinbau, dennoch fehr lehrreich bearbeitet. Rec. bemerkt nur noch, dafs er in der Forftliteratur ftatt der angeführten mehreren kleinen Lehrbücher lieber noch einige der vorzüglichften Hauptbücher von *Späth* und *Seutter*, *Kraufe* u. A., und die beften periodifchen Schriften angezeigt gefunden hätte. Unter den Bäumen find befonders die in der öfterreichifchen Monarchie einheimifchen aufgeführt, nicht die fremden nutzbaren Abarten. Über die Eintheilung der Waldungen ift der Vf. auch gar zu kurz, und vom eigentlichen Holzfchlag felbft und vom Schneideln und Köpfen der Bäume findet fich gar nichts vor.

St. r. r.

Berlin, b. Sander: *Wörterbuch der landwirthfchaftlichen Naturgefchichte, mit Hinficht auf den Betrieb der Wirthfchaft und die neueften Entdeckungen und Erfahrungen*, von D. *K. A. von Nöldechen*, ruff. kaiferl. Hofrathe und Prof. der Landwirthfchaft in Charkow u. f. w. Erfter Band. A—F. 1811. VIII u. 533 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Obgleich diefes Wörterbuch, nach des Vfs. Meinung in der Vorrede zu demfelben, eine fehr bemerkbare Lücke in der ökonomifchen Literatur ausfüllen foll, indem „1) die bis jetzt erfchienenen Encyklopädieen theils in ihrem Plane zu allgemein, theils zu weitläuftig und koftbar, theils aber auch in Rückficht der Landwirthfchaft fchon veraltet feyen; 2) es vielen der befferen deutfchen Landwirthe bisher an Gelegenheit gefehlt habe, die ihnen nöthigen Hülfswiffenfchaften, zu denen die Naturgefchichte ganz vorzüglich gehöre, zu ftudiren:" fo können wir uns doch nicht überzeugen, dafs ein folches Werk, wie das vorliegende, Bedürfnifs fey. Es foll vorzüglich den Landwirthen, welche bey einem ihnen vorkommenden Gegenftande der Naturgefchichte in Verlegenheit find, und denen grofse Bibliotheken nicht zu Gebote ftehen, zum Nachfchlagen dienen, und zugleich jungen Leuten, die fich dem Studium der praktifchen Landwirthfchaft widmen, und fich nicht mit der blofsen Mechanik derfelben begnügen wollen, nützen; auch felbft dem Gedächtniffe manches wiffenfchaftlichen Ökonomen zu Hülfe kommen. Allein jeder gebildete Landwirth ift gewifs nicht fo ganz fremd in dem Gebiete der Naturgefchichte, oder befitzt doch wenigftens Ein, für ihn hinreichendes Handbuch derfelben, aus welchem er fich vollftändigeres Raths erholen kann; und für den, der die Landwirthfchaft nicht handwerksmäfsig betreiben will, fehlt es in unferen Tagen am wenigften an Hülfsmitteln, fich zu einem rationellen Landwirth zu bilden. Und wer fchöpft nicht lieber aus den beften Quellen felbft? Denn wenn auch der Vf. fein Wörterbuch ein, feit vielen Jahren vorbereitetes Werk nennt: fo ift und bleibt es, wie er felbft zugeftehen wird, doch nichts weiter als Compilation, deren Keiner bedarf, der die Quellen felbft befitzt, aus denen der Vf. vorzüglich gefchöpft hat, und die er felbft redlich nach ihren Titeln nachweifet. In den gegenwärtigen geldarmen Zeiten follten dergleichen Werke billig unterdrückt werden, da bey ihnen auf keinen grofsen Abfatz zu rechnen ift. Was dem vorliegenden noch den meiften Werth giebt, ift, dafs der Begriff der Naturgefchichte im weitläuftigften Sinne genommen, und alfo auch Chemie und Phyfik, ohne welche keine wiffenfchaftliche Naturgefchichte denkbar ift, mit berührt wird. Sehr lehrreich find daher auch z. B. die hieher gehörigen Artikel: Brantwein, Dünger, Erde, Effig u. dgl. abgehandelt, und es ift dabey immer auf die neueften Grundfätze nach *Hermbftädt* u. A. Rückficht genommen. Dagegen können wir es durchaus nicht billigen, dafs in *diefem* Wörterbuche fo viele Artikel vorkommen, welche keinen unmittelbaren Einflufs auf die Landwirthfchaft haben, wie z. B. die Naturgefchichte der Arzneypflanzen, der Gartenblumen, der jagdbaren Thiere, der Gefangvögel u. f. w.; man fehe nur die Artikel Adler, Ahorn, Ameife, Ammer, Ampfer, Biber, Droffel, Erdbeere, Eule u. m. a., welche alle mehrere Seiten einnehmen, und das Werk unnöthiger Weife erweitern und vertheuern. Wird es in demfelben Geifte fortgefetzt: fo dürfte es leicht *über* fünf Bände anwachfen. Denn am Ende deffelben foll, um das Auffinden der Gegenftände nach ihren verfchiedenen Benennungen zu erleichtern, aufser einem allgemeinen Regifter, welches alle Provincialnamen und Idiotismen enthalten, und wobey jedesmal die Seitenzahl, wo der Artikel in dem Werke zu finden ift, angegeben werden wird, auch noch ein lateinifches, franzöfifches und englifches Regifter, wobey gleichfalls die Seitenzahl angegeben werden foll, erfcheinen; und zuletzt foll noch ein Nachtrag Alles enthalten, was während des Drucks im Felde der landwirthfchaftlichen Naturgefchichte, oder in dem fich darauf beziehenden Betriebe der Wirthfchaft etwa entdeckt worden feyn könnte, damit das Ganze, wenigftens bis zur Periode feines Schluffes, eine vollftändige Überficht gewähre. Diefs alles ift nun freylich unentbehrlich; aber eben darum bitten wir den Vf. um fo angelegentlicher, fich bey der Fortfetzung ja der Kürze mehr zu befleifsigen, und feine Zeit und Kräfte künftig lieber auf eigene Werke über die neuere Wirthfchaftsmethode, mit welcher er vertraut zu feyn fcheint, oder auf Überfetzungen aus dem Englifchen über denfelben Gegenftand zu verwenden. Übrigens wollen wir es nicht in Zweifel ziehen, dafs auch diefes Wörterbuch, bey gehöriger Befchränkung feines Inhalts für die Zukunft, etwas zur Verbreitung nützlicher Kenntniffe und zur Erweckung der Aufmerkfamkeit auf wichtige Naturgegenftände beytragen werde. An Druck und Papier ift nichts auszufetzen.

— fch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 MÄRZ, 1812.

BOTANIK.

Erlangen, b. Palm: *Flora Erlangensis, continens plantas phaenogamas circa Erlangam crescentes*, Auctoribus *Augusto Friderico Schweigger*, Med. D., Med. et Bot. Prof. P. O. in Acad. Regiomontana etc. et *Francisco Koerte*, Instituti oeconomici, quod in arce equestri Franconica Theresii superioris est, Directore. 1811. Pars prior. VIII u. 160 S. Pars posterior. 143 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

So allgemein anerkannt schon an und für sich der Werth gut ausgearbeiteter Floren, sowohl grösserer als kleinerer Districte, ist: so gewinnt doch die Flora einer Universitäts-Stadt noch ein besonderes Interesse, das in demselben Grade steigt, in welchem die Vegetation der sie umgebenden Gegend sich durch Reichhaltigkeit auszeichnet. Der Anfänger bedarf in allen Zweigen der Naturgeschichte eines unmittelbaren Leitfadens in die Natur, um sich zuvörderst im Unterscheiden selbstthätig zu üben, und den Muth und die Lust zum weiteren Vordringen in dem Genusse der ersten eigenen Beobachtungen zu beleben und zu stärken. Überall liegt uns hier die Pflanzenwelt am nächsten, und darum betrachten wir die Flora einer Universitäts-Stadt als eine der wichtigsten Quellen ächt naturhistorischer Bildung. Um diesem Zweck zu entsprechen, bedarf es keiner weitläuftigen und künstlichen Zurichtungen, sondern Alles kommt darauf an, dass die vegetabilischen Schätze der Gegend so vollständig als möglich aufgezählt, und allenthalben die Standörter und Blüthezeit mit der grössten Treue angegeben werden. Dabey liege eine genaue geographische und geognostische Kenntniss und Schilderung der Gegend zum Grunde. Es werde, so viel wie möglich, das Verhältniss der Pflanzengattungen und Arten zu verschiedenen Lagen und Beschaffenheiten des Bodens, aber auch dieses nur im Einzelnen, und speciell, angedeutet, das gesellige Verhältniss mehrerer Arten zu einander, hauptsächlich wo dieses in gemeinsamen Beziehungen zu einer gewissen Beschaffenheit der Lage, des Bodens, der Höhe und Tiefe des Standortes u. s. w. steht, so wie die interessanten Abweichungen von diesem Verhältnisse, bemerklich gemacht, und bey den merkwürdigeren Pflanzen auf eine oder die andere wichtige Beziehung oder Eigenschaft rhapsodisch hingewiesen. Um eigentliches Taschenbuch seyn zu können, darf eine solche Flora keine ausführlichen Beschreibungen enthalten, da sie dem Anfänger, als Bruchstück einer ganzen Flora, ein vollständigeres Handbuch derselben nicht entbehrlich machen soll. Darum ist auch jede nicht zur Nomenclatur gehörige Synonymie überflüssig. Aber der wesentliche Gattungscharakter und die Art-Unterscheidungen dürfen nicht fehlen. Ökonomische, technische, medicinische und andere Rücksichten werden hier, wo es bloss um Erweckung eines rein botanischen Interesse zu thun ist, ganz übergangen. Künsteleyen der Methode, dergleichen uns mehrere in partiellen Floren aufgetischt worden sind, würden hier ganz am unrechten Orte stehen; sie sind entweder nur für die partielle Sphäre berechnet, und hemmen dann die Aussicht aufs Ganze, oder sie streben ein allgemein gültiges Schema aufzustellen, und lenken den Blick von der Natur ab auf ein leeres Fachwerk. Was eine Flora, nach diesem Bedürfnisse eingerichtet, noch über ihre Grenzen hinaus leistet, kann nur die speciellste Bereicherung der Wissenschaft bezwecken.

Wir haben hier unsere Foderungen an ein Werk, wie das vorliegende, kurz zusammengefasst, um uns, was diese Seite desselben betrifft, mit einer blossen Beschreibung seiner Form, die dann Jeder selbst mit unseren Ansprüchen vergleichen kann, begnügen zu dürfen, und so noch Raum für einige speciellere Bemerkungen über die darin als neu aufgestellten oder unterschiedenen Pflanzen-Arten, welche fast durchgängig als Früchte der Beobachtung des verewigten *Schreber* anzusehen sind, die von ihm, bey der Revision des Manuscripts, beygefügt, und mit einem *Asteriscus* bezeichnet wurden, übrig zu behalten. — Wie nothwendig für Erlangen jetzt eine solche Flora gewesen sey, kann denjenigen, der den Reichthum dieser Flora kennt, ein einziger Blick auf *Schraders Flora Germanica* T. I. p. 54. 55 lehren, da die Gegend selbst, ausser dem Register in *Hoppes* Taschenbuch, noch keine Special-Flora, und das Fürstenthum Bayreuth nur wenig anwendbare Bruchstücke einer Gesammt-Flora aufzuweisen hat.

Der *erste* Theil dieser Flora, welcher Hn. *Schweigger* zum Vf. hat, und die ersten 13 Classen des *linneischen* Systems in sich begreift, erschien als Inaugural-Dissertation des Vfs. schon im J. 1804; die *zweyte* Hälfte, welche die übrigen zehn Classen der phänogamischen Pflanzen enthält, ist durch Hn. *Körte* jetzt hinzugefügt worden. Eine „*Physiographia agri Erlangensis*“ giebt, als Einleitung, auf 4 Seiten, eine für den Zweck einer Flora völlig ungenügende Skizze der Lage Erlangens, und der Beschaffenheit des, hier in Hinsicht seiner vegetabilischen Bewohner betrach-

teten Gebiets. Die nördliche Breite Erlangens wird nach dem gothaischen Kalender für 1810 zu 49° 37′ 55″ angegeben; seine Erhebung über die Meeresfläche nach Beobachtungen des Hn. Prof. *Hildebrand*, aus barometrischen Messungen, etwas über 780 pariser Fuss. Mittlerer Barometer-Stand 27″ 3‴; mittlere Wärme 17° Reaumur; — mittlere Kälte 18°; Hygrometer-Stand 50° des de-lucschen Hygrometers. — Die Aufzählung der Gattungen und Arten folgt genau dem *linnéischen* System; doch ist die *Syngenesia Monogamia* in die erste Ordnung der fünften Classe vertheilt. — Eben so sind auch die *linnéischen* Gattungen fast zu gewissenhaft beybehalten, und grösstentheils mit *Linné's* Merkmalen charakterisirt. Die Arten jeder Gattung, deren Trivialnamen auch noch eine deutsche Übersetzung beygefügt ist, sind sämmtlich durch kurze Definitionen, meist nach *Linné*, viele jedoch auch mit den Worten späterer Botaniker ausgezeichnet, und überall der Urheber der Definition, zuweilen auch diejenige der *linnéischen* Schriften, woraus die Charakteristik genommen wurde, beygeschrieben. Die Rücksicht auf bezeichnende Kürze in der Auswahl der wesentlichen Merkmale verdient überall Lob; doch ist in der ersten Hälfte des Buches Alles flüchtiger und mit weniger Umsicht behandelt, als in der zweyten. Bey den als neu aufgestellten oder unterschiedenen Arten, dergleichen aber fast nur im zweyten Theile, und im Anhange zum ersten, vorkommen, sind kurze und treffende Beschreibungen, oder wenigstens charakterisirende Anmerkungen, von *Schrebern* beygefügt. Auch findet man bey diesen hie und da lehrreiche Synonyme aus älteren und neueren Schriftstellern, und Hinweisungen auf einige Abbildungen. Ausserdem sind nur noch bey oft verwechselten und vielnamigen Arten Synonyme angehängt, und *Sturms* Flora überall citirt. Nach der Art-Unterscheidung folgt die Angabe der Blüthezeit und des Standorts, letztere, wie wir durch Erfahrungen belehrt sind, ziemlich genau. Doch ist auf die individuelle Beschaffenheit des Bodens, und die möglichst genaue Bezeichnung der Localität noch viel zu wenig, — auf die Richtung nach den Weltgegenden aber bey Pflanzen, die auf Bergen wohnen, so wie auf die Verschiedenheit der Waldpflanzen nach den Holzarten, und auf das sociale Verhältniss der Kräuter unter sich, nirgends Rücksicht genommen: ein Fehler, den diese Flora mit fast allen uns bekannt gewordenen gemein hat; und doch sind Winke hierüber für den Anfanger von der grössten Wichtigkeit, theils um das Auffinden zu erleichtern, theils und vorzüglich, um den Blick im Unterscheiden wieder ans Ganze zu fesseln, gleichsam als die erste sinnliche Hinweisung auf die in Allen zu suchende Allgemeinheit. Welchen Vortheil die eigentliche Praxis des Botanisirens aus der Übung einer solchen Betrachtungsweise noch besonders ziehen könne, möge Jeder sich selbst sagen, der nur einmal beym Eintritt in eine unbekannte Gegend Hoffnungen oder Zweifel an botanischer Ausbeute unwillkührlich in sich erwachen sah. — Den gebräuchlichsten Arzney-Pflanzen ist noch ein kurzes Verzeichniss der daraus bereiteten pharmaceutischen Präparate, bloss nach ihren officinellen Benennungen, angehängt. Ein Register der Gattungen macht den Beschluss.

Wir gehen nun zu den Bemerkungen über einige hier vorkommende seltnere, oder als neu aufgestellte Arten über, und bemerken nur vorläufig, dass wir uns hiebey auf eine mehrjährige Bekanntschaft mit der Flora Erlangens gründen, und die meisten berührten Arten in Exemplaren, die an den angegebenen Standorten selbst gesammelt worden sind, vor uns liegen haben. Zugleich erkennt Rec. mit Dank die gefälligen Beyträge und Bemerkungen einiger fleissiger und vielversprechender junger Botaniker, die eine genaue Prüfung dieser Flora, unmittelbar an der Natur, sich zu einem angelegenen und nützlichen Geschäft gemacht haben.

Ob *Lycopus exaltatus*, der nach *Schreber „sponte"* (*Schrader* sagt dafür in der *Flora Germanica: quasi sponte*) bey Erlangen gefunden wird, vom *Lyc. Europaeus* specifisch verschieden, und mit dem gleichnamigen des südlicheren Europa wahrhaft identisch sey, scheint uns noch lange nicht ausgemacht. Er erlangt nie die vom *exaltatus* gerühmte Höhe, und scheint durch Mittelstufen in den *Europaeus* überzugehen; nur scheinen die Blätter bey diesem schmäler, und nach der Basis mehr verjüngt, statt dass sie bey den für *exaltatus* gehaltenen Pflanzen von vollkommen eyförmigem Umrisse, etwas steifer, und mehr behaart sind. Solche Exemplare sind Rec. aber auch schon an anderen Orten Deutschlands vorgekommen, ohne dass dieser eigenthümliche Habitus mit der Höhe der Pflanze immer in gleichem Verhältnisse stünde; die Zertheilung der Blätter aber ist hier den mannichfachsten Veränderungen unterworfen. — *Scirpus palustris*, *varius* (*reptans Thuillier*) und *tenuis* (*intermedius Thuillier*) werden von *Schreber* als drey verschiedene Arten aufgestellt, und im Anhange zum 1 Theil S. 159 (der zweyte jedoch zweifelhaft) ausführlicher erörtert. *Schrader* stellt nur den *palustris* und *tenuis* in der Flora, unter *palustris*, zusammen, ohne des *varius* zu erwähnen, der doch offenbar das Bindungsglied zwischen beiden ausmacht. Denn so scharfsinnig auch *Schreber* die für jede angebliche Art charakteristischen Merkmale hervorhebt, und so sehr auch jede Form, für sich betrachtet, ihre Art-Rechte geltend zu machen scheint: so kann doch ein einziger aufmerksamer Blick auf einen Teich, dessen Wasser sich bey der trockenen Jahreszeit zurückzieht, die Entstehung jeder der drey Formen enthüllen. An der äussersten Grenze, wo das Wasser schon früh im Frühling verschwindet, und nie, oder nur höchst selten, wieder dahin zurückkehrt, findet man, mehr oder weniger ausgebildet, *Scirpus tenuis*, dessen gestreifte Oberfläche dem wasserarmen Zellgewebe im Inneren entspricht, wie der häutige Rand der Blüthenschuppen gleichfalls aus Mangel an Wasser zurücktritt. Mehr nach der Mitte steht *Scirpus varius*, dessen stärkere, dem ei-

gentlichen *Sc. palustris* ähnliche Halme, theils in früheren Perioden, wo das Wasser noch nicht zurückgetreten war, theils in der Zeit eines späteren höheren Wasserstandes aufgeschlossen sind; die dünneren, armblüthigen aber zur Zeit des Wassermangels aufwuchsen. Dass diese nie gestreift erscheinen, lässt sich von der stets beträchtlicheren Feuchtigkeit des Standortes ableiten; aber der häutige Rand der Blüthenschuppen ist doch bey diesen schmäler, als bey den stärkeren Halmen, bey denen derselbe schon mehr ausgebildet ist, und nur nach oben früher zurückbleibt. Daher die grössere Zuspitzung der Schuppen, wodurch sich *Sc. varius* von dem eigentlichen *Scirpus palustris* unterscheidet. Die am meisten ausgebildete Form endlich, die hier als *Scirpus palustris* bezeichnet wird, findet man immer an wasserreichen Stellen, wo durch die entsprechendsten Einflüsse die Bildung des Zellgewebes in den Blüthenhüllen mehr hervortritt, so dass die Schuppen breiter gerandet, stumpfer, und in öfteren Wiederholungen (daher die längliche Ähre) zum Vorschein kommen. Der Bau der Geschlechtstheile und der Frucht ist bey allen drey Formen völlig gleich. Die Anwendung von dem hier Gesagten auf andere, mehr isolirte Standorte ergiebt sich von selbst. — Die Gräser sind noch ganz nach *Linné's* Weise behandelt, und mehrere darunter bedürften daher einer näheren Sichtung. *Agrostis gigantea Roth* und *Agr. vinealis Schreber* (letztere im Anhange S. 138) werden noch von *A. alba*, — *Agrostis pumila* und *stolonifera* (*tenella Hoffmanni*, *vulgaris Smith*) von *Agr. capillaris* (*vulgaris Hoffm.*) getrennt; auch die *Agr. vulgaris* von *Smith*, unter dem Namen *Agr. sylvatica*, noch im Nachtrage S. 139 eingeschaltet. Zwar verdienen alle diese Formen eine scharfe Auszeichnung, da die Unterordnung mancher, z. B. der *vinealis* unter *alba*, bey aller Ähnlichkeit doch noch nicht ganz ausser Zweifel gesetzt seyn möchte: dennoch aber hätte die von *Smith* und *Schrader* scharfsinnig aufgefasste Beziehung derselben zu gewissen Hauptformen wenigstens nachträglich angegeben werden sollen. Dasselbe gilt von der Gattung *Poa*, in welcher sich, ausser den unkritischen Arten: *trivialis*, *angustifolia*, *setacea*, *pratensis* und *humilis*, von denen die 4 letzteren insgesammt auf *pratensis Lin.* bezogen werden müssen, uns noch die selteneren Arten: *P. Eragrostis*, *sudetica* (im Anhange) und *trinervata Schrader Spic.* (*Festuca sylvatica Flor. Germ.*) begegnen. — Die Arten der Gattung *Festuca* müssen gleichfalls nach *Schrader* und *Smith* berichtigt werden. *F. heterophylla* (Anhang S. 140) scheint auch Rec. von *F. duriuscula* wesentlich verschieden. — Die *F. elatior Curtis* wird (im Anhange) als *F. arundinacea Schreber* aufgeführt, und *F. pratensis Curtis*, als die wahre *F. elatior Lin.*, von *Schrebern* wieder eingesetzt, der hier die Anmerkung hinzufügt: „*F. elatior Fl. Suec. non est alia, quam illa in speciebus plantarum hoc nomine indicata; neque aliam in lectionibus ita adpellare solebat b. a Linn., quam hanc in pratis nostris frequentissimam.*" Welchen Satz er durch von *Linné* selbst bestimmte Exemplare zu bekräftigen pflegte. — *Bromus giganteus* und *F. decumbens* stehen hier noch unter *Festuca*. Eben so wenig ist es zu billigen, dass *Holcus mollis* und *lanatus* nach *Hoffmann* der Gattung *Avena* untergeordnet sind. — Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient dagegen die scharfsinnige Zerfällung, wodurch *Schreber*, im Anhange S. 143, das ehemalige *Triticum repens* in 5 verschiedene Arten auflöst. Es wird allerdings nach den hier aufgestellten Charakteren sehr leicht, die entsprechenden Formen in der Natur darunter zu subsumiren, jede hat ihre habituellen Eigenthümlichkeiten, und die genaueste Aufmerksamkeit hat Rec. noch keine wahren Übergänge zwischen denselben gezeigt; doch lässt, zwar nicht die kriechende Wurzel (denn dergleichen einseitig aufgegriffene Merkmale haben schon oft grosse Verwirrungen veranlasst), wohl aber der, jeder dieser Arten eigenthümliche *Standort* immer noch den Zweifel übrig, ob diese Formen so seyen, weil sie gerade an solchen Orten wohnen, oder ob sie solche Wohnorte vermöge ihrer specifischen Organisation *wählen*. Um nicht durch Ausschreibung der Definitionen zu weitläuftig zu werden, wollen wir hier bloss diese 5 Arten nennen, und auf die entsprechenden Figuren in *Schrebers Gramina* Th. II. Tab. 26 hinweisen. — *Triticum arvense* Fig. III. Fig. 3. *hab. in agris.* — *Tr. subulatum*, Fig. 2. *ad sepes* (seltener in Feldern). — *Tr. dumetorum* Fig. II. Fig. IV. F. 3 *in sepibus, dumetis.* — *Tr. Vaillantianum Wulfen.* F. 6 *in hortis cultis.* — *Tr. Leersianum Wulf.* F. 7. 8 (*Tr. sepium Thuillier*) *in sepibus hortorum.* Eine sorgfältige Cultur, die zwar schon *Schreber*, doch nicht mit der erfoderlichen Genauigkeit, zu Hülfe nahm, kann allein für oder gegen die Beybehaltung dieser Arten entscheiden. — Unter den Arten der Gattung *Plantago* überrascht uns hier *Plantago arenaria Waldst. et Kit.*, die aber, unseres Wissens, nach *Schreber* nicht wieder aufgefunden worden ist. — Bey *Gentiana cruciata* lesen wir die Bemerkung, dass dieselbe von Hn. Assessor *Frischmann* bey Adliz angepflanzt worden sey, und sich schon beträchtlich angesiedelt habe. — Bey dieser Gelegenheit können wir eine Bemerkung über das Bestreben, Pflanzenarten, die einer Gegend fremd sind, derselben durch Anpflanzung gleichsam einzuimpfen, nicht unterdrücken, zumal da in der gegenwärtigen Flora ein solches Bestreben noch aus mehreren anderen Beyspielen, unter denen wir hier nur auf *Sedum palustre* und *Arbutus Uva Ursi* aufmerksam machen, hervorleuchtet. Dem einzelnen Pflanzenfreunde mag es zwar erfreulich seyn, manche merkwürdige Pflanze durch eigene Veranstaltung sich, mit einem gewissen Schein eines freyen Hervorkommens, in lebendigere Nähe zubringen; für die Flora selbst aber muss die Einmischung künstlicher Cultur allezeit unfruchtbar bleiben, und diess um so mehr, wenn die der Flora aufgedrungene Pflanze ihr ursprünglich fremd war, welches nun freylich bey *Gentiana cruciata* für die Erlanger Flora nicht der Fall ist. — Man sollte sich doch gewöh-

nen, seine Flora als ein einziges, aus der primitiven Belebung gerade dieses Fleckchens der Erde hervorgesprossenes Gewächs zu betrachten, und so in ihrer Individualität zu lieben! — Um die Gattung *Juncus* hat sich der verewigte *Schreber* noch dadurch sehr verdient gemacht, dass er, mit dem ihm eigenen Scharfsinne, die von *Linné* unter *Juncus articulatus* zusammengefassten Arten zu sondern, und scharf zu begrenzen suchte. Der Raum gestattet uns hier nicht, ins Einzelne einzugehen; wir bemerken also bloss im Allgemeinen, dass zwar die 5 hier aufgestellten Arten sämmtlich auf habituellen Eigenthümlichkeiten des Totaleindrucks ihrer Form, besonders der Construction und Farbe der Rispe, beruhen, dass aber die, von dem Umrisse der Köpfchen, der Gestalt der Capsel, und dem Verhältnisse derselben zu den Kelchblättern hergenommenen Art-Kennzeichen die Arten noch nicht mit hinlänglicher Sicherheit unterscheiden lassen. Übrigens verdient dieser erste Versuch die volle Aufmerksamkeit der Botaniker, die vielleicht eine oder die andere dieser Arten nur für Spielart einer anderen, z. B. *Junc. fusco-ater Schreb.* für einen durch Moorgrund veränderten *Junc. aquaticus Schreb.* erkennen dürften, dagegen aber durch grössere Beachtung einiger, hier neu hervorgehobener Rücksichten, besonders wenn das, oft sehr abgesonderte, Vorkommen der einen oder der anderen Form mit in Anschlag gebracht wird, Gründe zu manchen anderen haltbaren Unterscheidungen und Mittel zur gänzlichen Erhellung dieser noch immer dunkeln Sphäre auffinden werden. — *Rumex maximus* (Anhang S. 152) scheint von *Rumex maximus Gmelin.* (*R. hydrolapathum Willd.*), wenigstens nach Rec. Exemplaren, verschieden. Die Blätter sind an der Basis lange nicht so sehr, wie bey dem wahren *R. Hydrolapathum*, verjüngt. Er scheint eine Mittelart zwischen diesem und *Rumex acutus*. — *Polygonum nodosum Persoon.*, welches, nebst dem *P. lapathifolium*, im Anhange nachgetragen wird, ist nur eine, wiewohl merkwürdige Varietät des letzteren. — Die *Pyrola folio obtuso*, *Rivin pentap.* Tab. 496. Fig. 1, wird im Anhange S. 154 als eigene Art aufgestellt: *Pyrola virens*, *staminibus adscendentibus*, *pistillo declinato*, *corolla vix longiore*, *foliis orbiculatis*. Wir zweifeln, ob sie anders, als durch den trockeneren Standort, von der *P. rotundifolia* verschieden sey. — *Ranunculus capillaceus Gmelin.* (*R. aquatilis Roth.*) wird hier im Nachtrage, als eigene Art, zwischen dem *R. aquatilis* der Flora (*R. heterophyllus Roth.*) und *R. fluviatilis* (im Anhange kommt derselbe als *R. peucedanifolius Gmelin* nochmals vor) eingeschaltet. Es lässt sich aber ohne grosse Schwierigkeit darthun, dass diese drey Formen, nebst dem *Ranunc. rigidus Persoon.*, aus den verschiedenen Einwirkungsarten des Wassers abzuleiten sind, und wechselseitig nicht nur durch Modificationen der Bildung, sondern real, in der Zeit, in einander übergehen. — Im zweyten Theile hat Rec. am meisten *Schrebers* neue Anordnung der *Menthen* interessirt. Diese Gattung, die uns in den zartesten Übergängen und allseitigen Beziehungen ihrer Arten gleichsam die Tendenz zu einer sichtbaren Einheit des specifisch Geschiedenen versinnlicht, ist eben dadurch von jeher in der Unterscheidung dem *Zufall*, und in der specifischen Begrenzung des in ihr enthaltenen Besonderen der *Willkühr* überlassen geblieben, und *Schreber* hat das Verdienst, die zwar leicht hingeworfenen, aber bey ihrem Vorkommen in den verschiedensten Gegenden dennoch beharrlichen, specifischen Umrisse scharfsinnig aufgegriffen, und, in einzelnen Merkmalen, für das System kenntlich genug fixirt zu haben. Offenbar hatte *Smith*, indem er mit strenger Consequenz die Differenz eines einseitigen Merkmals verfolgte, die Arten dieser Gattung in willkührliche Bande geschlagen, und über die Widersprüche der von ihm zusammengeworfenen Formen konnte nur die grosse allgemeine Ähnlichkeit, die in dieser Gattung jede Art mit allen übrigen verknüpft, einen täuschenden Schein tiefer begründeter Einheit verbreiten. *Schreber* suchte daher solche Kennzeichen auf, die in ihrer Zusammenstellung auf den, aller Unterscheidung zum Grunde liegenden Totalhabitus hindeuten; er bemühte sich, das Verhältniss der Blattform näher zu bestimmen, und dabey die, von *Linné* nur zu einseitig berücksichtigte Länge der Staubfäden, in ihrem Verhältnisse zur Blumenkrone, in ihre Rechte wieder einzusetzen, indem er zugleich *Smiths* von der Behaarung der Kelche und Blüthenstiele abgeleitete Charaktere mit aufnahm. Da er aber nur das in der Anschauung hinlänglich Begrenzte als Art auszeichnen wollte: so folgte daraus für diese Anordnung die Unvollkommenheit, dass die Zwischenformen unberücksichtigt blieben, und daher nun den Anfänger verwirren, der ihre Merkmale in mehreren Art-Kennzeichen zerstreut findet; auch kannte *Schreber* wirklich nicht alle um Erlangen wachsenden für sich bestehenden Arten der Gattung und deren Übergänge.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Wien*, b. Wappler u. Beck: *Lehrplan der Landwirthschaft* von *Leopold Trautmann*. Vorgetragen beym Antritte seines öffentlichen Lehramtes am 11 Nov. 1808. 46 S. 8. (6 gr.) Der Vf. entwickelt in dieser Schrift den Plan und Inhalt seiner öffentlichen Vorlesungen über Ökonomie, die er alljährlich zu Wien hält. Da dieser kein anderer ist, als der, nach welchem das in No. 60 von uns angezeigte grössere Werk des Vfs. bearbeitet ist: so hat Rec. über denselben hier weiter nichts beyzufügen. Was über den eigentlichen Zweck akademischer Vorlesungen über die Ökonomie, über die Verbindung der Hülfswissenschaften mit derselben, und über das Verhältniss der ökonomischen Theorie zur Praxis gesagt ist, allem dem stimmt Rec. vollkommen bey; kann jedoch nicht unterlassen zu bemerken, a) dass er das Erstere noch etwas genauer und ausführlicher erörtert zu sehen gewünscht hätte, als S. 39 u. 40 geschehen ist; b) dass, wie er auch schon bey der Recension des ersten Bandes des *trautmannischen* Lehrbuches in diesen Blättern gesagt hat, die vorbereitenden Lehren aus der Chemie und Physiologie überhaupt, streng genommen, nicht in ein Lehrbuch der eigentlichen Landwirthschaft gehören, sondern nur das Nöthigste und unmittelbar Anwendbarste davon, an den gehörigen Orten anzuführen gewesen wäre. Indess so trefflich, wie sie hier bearbeitet sind, liest man sie freylich überall gern, und für die Vorlesungen des Vfs. ist dieser Vorbereitungs-Unterricht gewiss sehr nützlich.

St. r. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MÄRZ, 1812.

BOTANIK.

ERLANGEN, b. Palm: *Flora Erlangensis, continens plantas, phaenogamas circa Erlangam crescentes*, Auctoribus *Augusto Friderico Schweigger* et *Francisco Koerte* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir wollen versuchen, die uns bekannten Münzenarten der erlanger Flora mit ihren Zwischengliedern so aufzustellen, wie sie sich in wechselseitigen Übergängen verknüpfen, wobey es uns vor der Hand gleich viel gilt, ob die sich zunächst berührenden Formen als Arten, oder als Abarten betrachtet werden sollen. — In den Mittelpunct des Ganzen stellen wir *Mentha verticillata Fl. Erl.* (*M. hirsuta? Smith.*, *M. sativa Lin.*), charakterisirt durch breit eyförmige, an der Basis kurz abgerundete stumpf gesägte Blätter, die Kelche mit vorwärts, die Kelchstielchen mit rückwärts gelegten Haaren; die Staubfäden meist länger als die Blumenkrone. — Von ihr aus bilden sich drey Reihen, von denen die erstere durch allmähliche Ausbildung des Blüthenstandes den Übergang zu den früheren Abtheilungen mit kopf- und ährenförmiger Inflorescenz darstellt, die zweyte, unter dem Einfluss des Wassers, die breite Blattform weiter modificirt, die dritte aber die allmähliche Verschmälerung der Blätter auf verschiedenen Hemmungspuncten ausdrückt. — Wir können in den Folgenden nur einige Momente dieser Betrachtungsweise angeben. In der ersten Reihe geht *Mentha verticillata Schreb.*, vermittelst der *Mentha paludosa Sole* (die auch um Erlangen vorkommt, aber in der Flora, als zweydeutige Art, nicht charakterisirt wird), zu *Mentha rivalis Schr.* und *M. aquatica Lin.* über. Bey *M. paludosa Sole* werden die Blätter schmäler, mehr eyförmig, oblong, am Grunde mehr gestreckt, doch abgerundet; die oberen Blätter sind *kleiner*, so dass die etwas getrennten Blüthenquirle gleichsam eine Ähre bilden, die sich oben kopfförmig schliesst. — Die Staubfäden sind etwas kürzer als die Blumenkrone. — Aus der Verminderung der unteren Blüthenquirle, wobey das obere Köpfchen sich deutlicher ausbildet, entsteht *M. rivalis Schr.*, und die wieder hervortretenden Staubfäden machen diese zur *M. aquatica Schr.* — In der zweyten Reihe schliesst sich zuerst an *M. verticillata* an: *M. sativa Roth.*, *dentata Wild.* Der Blätterbau ist fast derselbe, aber die Sägezähne greifen tief, die Blattstiele sind etwas verlängert. Die Behaarung der Kelche und Blüthenstiele wie bey *M. sativa Lin.*, nur sehr kurz; die Staubfäden eingeschlossen. Auch diese ausgezeichnete, in der Flora nicht angedeutete Form kommt um Erlangen vor. — An sie reiht sich eine andere, die wir nirgends verzeichnet finden. Die oberen Blätter wie bey *M. verticillata Schr.*, fast rund, spitzig; die unteren schmäler, als die oberen, nach der Basis etwas verjüngt, etwas stumpf, alle stumpf gezahnt. Die Kelche *ganz glatt*, nur an den Zähnen etwas zottig, aber die Blüthenstielchen mit *rückwärts gelegten Borstchen*. Die Corolle verhältnissmässig sehr klein, die Staubfäden nicht hervorragend. — Ihr zunächst steht *M. gentilis Fl. Erl.*, eine blosse Varietät der *M. rubra Smith*, mit sehr ästigem Stengel. Hier sind auch die Blüthenstiele glatt, die Kelchzähne etwas stärker behaart, alle Blätter gleichförmiger und fein gesägt. Am liebsten möchten wir diese für *M. gentilis Lin.* halten, wenn nur nicht der untere Einschnitt der Blumenkrone stumpf wäre. In der dritten Reihe steht *Mentha arvensis Fl. Erl.* zunächst neben *M. verticillata*. Sie ist von der *smithschen* dieses Namens, wie schon aus dem Zusatze: „*pili calicum et pedicellorum copiosi*", erhellt, wesentlich verschieden, und wahrscheinlich identisch mit *M. agrestis Hoffm.*, ogleich *Smith* die von *Hoffm.* citirte *M. agrestis Sole* gleichfalls seiner *M. arvensis* zuzählt. Eigentlich müsste sie nach *Smith* zur *M. hirsuta* gerechnet werden; denn die Kelche sind noch walzenförmig, und die Behaarung derselben etwas vorwärts, so wie die der Blüthenstielchen etwas rückwärts gekehrt. Die Menge der weichen Härchen der Blüthenstiele charakterisirt sie vorzüglich. In Hinsicht der Blattform hält sie die Mitte zwischen *M. verticillata* und *paludosa* auf der einen, und den folgenden *M. numularia* und *M. dubia Schreberi* auf der anderen Seite. Die unteren Blätter länglich eyförmig, nach oben und unten verschmälert, in der Mitte sägezähnig, wie bey den beiden letzteren, nur sind die Zähne spitziger; die oberen breit-eyförmig, am Grunde kurz abgerundet, spitzig, wie bey den ersteren, denen sie auch in Rücksicht der Verästelung sich nähert. Die Staubfäden zurückgezogen. — Ihr zunächst steht *M. arvensis Smith*, und wahrscheinlich *Linnés*, eine ausgezeichnete Art, die auch um Erlangen, und immer nur auf Feldern wächst, ausgezeichnet durch niederen Wuchs, reiche und ausgebreitete Verästelung, kürzere behaarte Kelche und fast nackte Blüthenstiele. Ihre, an allen Theilen der Pflanze gleichförmigen Blätter sind gleichsam eine Ausgleichung der Extreme der vorhergehenden, im Umriss eyförmig, nach oben und unten schnell und kurz verjüngt. Die Staubfäden gewöhnlich von der Länge der Blumenkrone, zuweilen länger. — Um die beiden hier genannten Hauptformen versammeln sich die noch übrigen quirlblüthigen Menthen

dieser Reihe in zwey fast parallelen Gruppen. Längere Kelche und behaarte Blüthenstiele charakterisiren die erste, kürzere Kelche, und mehr oder weniger nackte Blüthenstiele die zweyte. So schliesst sich zunächst an *M. arvensis Fl. Erl. M. acutifolia Smith.*, die aber noch nicht bey Erlangen gefunden wurde. Kelch und Blüthe wie bey jener, aber alle Blätter lang gestreckt, nach oben und unten verjüngt, stumpf, stumpfsägezähnig, weniger behaart. Die Verästelung schlank und zerstreut. — Den höchsten Grad der Ausdehnung nach der Länge, im Verhältniss zur Breite, bezeichnet *M. angustifolia Schreb.*, deren Blätter aus dem Oblongen ins Lanzettförmige mit starker Verschmälerung an beiden Enden übergehen. Die Randzähne wie bey der vorhergehenden. Der Wuchs derselbe. — Charakteristisch sind für sie die rückwärts gerichteten Haare der Blüthenstiele, die oft in sehr geringer Anzahl vorkommen. Ja, bey einigen vor uns liegenden Exemplaren fehlen sie gänzlich, wodurch ein Übergang zur *M. gracilis Smith.*, und durch diese zur *M. gentilis Smith.*, dem äussersten Gliede unserer zweyten Gruppe, deutlich angezeigt wird. Der *M. acutifolia Smith.* gegenüber steht auf der anderen Seite *M. dubia Schreb.*, und verknüpft jene, auf fast ununterscheidbare Art, mit der nun folgenden *M. numularia Schreb.* Aber die kürzeren, minder behaarten Kelche, die meist glatten, doch auch zuweilen mit zerstreuten, abstehenden Haaren besetzten Blüthenstiele, und die mehr sparrige Verästelung bringen sie der *M. arvensis Smith.* näher. Die Form der oberen Blätter ist ganz wie bey *M. acutifolia Smith.*, aber die unteren sind mehr oder weniger rund, abgestumpft und seicht gekerbt. Eingeschlossene Staubfäden und stärkere Behaarung unterscheiden sie von der folgenden Art, wie sie sie der *M. acutifolia* nähern. Zu ihr scheint die Beschreibung *Roths* in der Anmerkung zu *M. gentilis* (*Fl. Germ.* T. II. P. II. p. 9) zu gehören. Die Unterschiede der *M. numularia Schreb.* sind im Vorigen schon angegeben. Ihre Verästelung nähert sie der *M. arvensis Smith.* noch mehr. Die ganz glatten Blüthenstiele und sparsam behaarten Kelche, so wie die lebhaftere grüne Farbe, und der trockene Standort schliessen sie der folgenden an. Sie ist *M. verticillata Hoffm.* — Gleichsam als die Schlusskette dieses ganzen Kreises betrachten wir *M. gentilis Smith.*, die in Wuchs und Verzweigung, so wie in Hinsicht des Standorts, alle Eigenthümlichkeiten der *M. arvensis Smith.* in sich aufnimmt, in Hinsicht der Blattform aber der *M. numularia* und *dubia Schreb.* auf der einen, und der *M. angustifolia Smith.* auf der anderen Seite entspricht, indem ihr die unteren rundlichen Blätter der ersteren gänzlich fehlen, Form und Breite derselben aber und ihre leichtere Farbe mehr den oberen Blättern dieser, als der beträchtlicheren Verschmälerung der Blätter der *M. angustifolia*, und ihrer dunkleren Farbe gemäss sind. Die kurzen Kelche sind nach unten, die Blüthenstielchen aber ganz glatt; der obere Theil des ersteren kurz behaart. Die Staubfäden bald zurückgezogen, bald etwas vorragend. So erinnert uns der Bau der Blüthe und der eigenthümliche aromatische Geruch, der allezeit mit der Menge der glänzenden Drüschen des Kelchs in Verbindung steht, an die schon früher berücksichtigte *M. rubra Smith.* (*M. gentilis Fl. Erl.*). Vor allen quirlblüthigen Menthen zeichnet sie die von *Smith* bemerkte grössere Breite der lanzettförmigen ungleichen Deckblättchen, und die sehr hellgrüne Farbe der Blätter aus. Die Beschreibung einer zweifelhaften Münzen-Art, unter *M. arvensis*, bey *Roth* (*Fl. Germ.* Tom. II. P. II. p. 10. obs. 2) gehört hieher. — Auch diese Art kommt bey Erlangen vor. — Wir sind unvermerkt weitläuftig geworden, und müssen uns daher über alles noch Folgende ganz kurz fassen; auch finden wir hier weniger Stoff zu Bemerkungen. — Dass *Schreber* die bisher unter *Thymus Serpyllum* zusammengefassten Formen hier als eigene Arten aufführt, müssen wir, nach vieljährigen Beobachtungen, billigen. Ob eine neue Art darunter, *Th. subcitratus*, mit kriechendem Stengel und aufrechten Ästen, rundlich-eyförmigen, gewimperten Blättern, quirlförmigen Blumen, und sehr kleinen, dem langgewimperten Kelch gleichen Blumenkronen, von *Th. citriodorus*, dessen Stengel etwas aufrecht, und die Blumen doppelt grösser seyn sollen, wesentlich verschieden sey, wollen wir nicht entscheiden; doch liegen in den Verhältnissen der Blüthentheile noch mehrere auszeichnende Unterscheidungsmerkmale.

Zum Schluss wollen wir noch auf einige, im Vorhergehenden übergangene seltenere deutsche Pflanzenarten aufmerksam machen, die zum Beweis dienen können, wie Viel emsiges und mit rechter Liebe unternommenes Forschen in einem so engen Bezirke aufzufinden vermochte. *Utricularia minor*, *Iris Sibirica*, *Schoenus nigricans*, *Scirpus ovatus* und *mucronatus*, *Leersia oryzoides* (mehrere merkwürdige *Poen* haben wir schon im Vorhergehenden berührt), *Galium Austriacum*, *Potamogeton heterophyllum*, *perfoliatum*, *marinum* und *pusillum*, *Phyteuma orbiculare* und *nigrum* (doch sind beide noch zweifelhaft), *Verbascum thapsoides* und *Blattaria*, *Viola persicifolia* (die um Erlangen gesammelten Exemplare weichen von den gewöhnlichen bedeutend ab, und nähern sich weit mehr der *Viola lutea Smith.*), *Thesium alpinum* (alle anderen *Thesia* hingegen fehlen), *Gentiana verna* und *ciliata*, *Hydrocotyle vulgaris*, *Seseli annuum*, *Alisma parnassifolium*, *Calla palustris*, *Stellera Passerina*, *Elatine Hydropiper* und *triandra* (Rec. hat eine *Elatine*, von dem in der Flora angegebenen Standorte, schon seit mehreren Jahren durch jährliche Aussaat im Stumpftopfe gezogen, und aufs Standhafteste abwechselnde Blumen mit 3 Kelch- und 3 röthlichen Blumen-Blättern, aber 6 Staubfäden gefunden, wovon ihm auch nicht eine einzige Ausnahme vorgekommen ist. Die *Elatine triandra Fl. Erl.* gehört also zu *Elatine hexandra* der *Fl. Française*, und es bleibt noch zweifelhaft, ob *Elatine Hydropiper* wirklich um Erlangen wachse). *Elatine Alsinastrum* (scheint jetzt gänzlich ausgerottet), *Pyrola uniflora*, *Sedum villosum*, *Oxalis stricta*, *Leonurus Marrubiastrum*, *Scutellaria minor*, *Limosella aquatica*, *Subularia aquatica*, *Cochlearia Draba*, *Dentaria bulbifera* (etwas zweifelhaft), *Erysimum repandum*, *Polygala Chamaebuxus*, *Vicia cayubica*, *villosa*, *lathyroides*, *Cy-*

tissus nigricans, Trifolium ochroleucum und *spadiceum, Leontodon palustre, Cnicus rigens, Carlina acaulis, Orchis fusca, Carex divulsa, teretiuscula, paradoxa* (so muss S. 106. 8 statt „*paludosa*" gelesen werden), *cyperoides, orinthopoda, filiformis Lin., pendula* (im Ganzen 43 Arten), *Sagittaria heterophylla* (*t. o f. poruss.* 234. t. 74), *Najas major* (*monoverma W.*). (Diese seltene deutsche Pflanze, von welcher die Vff. glauben, dass sie nun, durch Austrocknung ihres Standorts, ganz für die Flora Erlangens verloren seyn möge, haben die schon oben genannten Botaniker in dem verwichenen Sommer (1811) wieder an einem anderen Standort in beträchtlicher Menge aufgefunden.) — Das Buch ist reinlich und mit scharfen Lettern auf gutes Schreibpapier gedruckt. * * s.

ÖKONOMIE.

BERLIN, b. Sander: *Landwirthschafts-Kalender, oder monatliche Übersicht aller Arten von landwirthschaftlichen Geschäften, enthaltend alle wesentlichen Verbesserungen in der neueren Landwirthschaft und der Viehzucht.* Von einem Landwirthe und Viehzüchter. Nach der dritten Ausgabe des englischen Originals übersetzt, und mit Zusätzen begleitet von D. *Karl August von Nöldechen*, russ. kais. Hofrathe, Prof. der Landwirthschaft bey der Univerität in Charkow u. s. w. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer. 1811. XII u. 252 S. Zweyter Theil. 1812. 254 S. 8. mit 4 Kupfert. (2 Rthlr. 4 gr.)

Obgleich *Thär* und *Fellenberg* die deutschen Landwirthe mit der neueren Wirthschaftsmethode in England bekannt zu machen gesucht haben, und noch immer fortfahren, die dort übliche Praxis auch in unserem Vaterlande weiter zu verbreiten: so ist doch die treue Übersetzung eines Werks, das in England in Einem Jahre drey Auflagen erlebte, und also dort eine ausgezeichnete Aufnahme gefunden hat, darum keineswegs überflüssig, da es zumal eine Übersicht der gesammten englischen Landwirthschaft gewährt, und der rationelle Landwirth so gern aus der Quelle schöpft. Das Original kam schon im Jahr 1800 heraus, und sollte eigentlich nur ein Versuch seyn, den grossen Haufen der englischen Landwirthe auf die beste Art, wie sie ihre Grundstücke bewirthschaften könnten, aufmerksam zu machen; aber in der That ist darin kein wesentlicher Gegenstand weder der wissenschaftlichen, noch der bloss praktischen Landwirthschaft übergangen, und wir müssen es dem Übersetzer, der sich schon durch mehrere schriftstellerische Versuche im Fache der Landwirthschaft rühmlich bekannt gemacht hat, Dank wissen, dass er dieses Product, mit Hinweglassung aller blossen Declamationen, welche für den ausländischen Landwirth kein Interesse haben, und dagegen mit eigenen zweckmässigen Zusätzen, im Geiste des Originals, vermehrt, auf deutschen Boden verpflanzt hat. Den geringsten Werth für uns Deutsche hat der eigentliche *Kalender*, oder monatliche Erinnerer, der für diejenigen bestimmt ist, welche entweder noch keine Wirthschaftskenntnisse besitzen, oder derselben als Anleitung zu einer besseren Bewirthschaftungsart bedürfen. Desto wichtiger sind für uns die *Aufsätze*, welche gewissermassen als ein Commentar zu dem Kalender angesehen werden können, und sich *über die wichtigsten Gegenstände der theoretischen und praktischen Landwirthschaft und über die Behandlung der Hausthiere* verbreiten.

Im *ersten* Theile finden wir z. B. *allgemeine Ideen über die Annahme und Einrichtung einer Pachtung*, welche auch für deutsche Güterbesitzer und Pächter nicht ohne Interesse sind. Ganz vorzüglich sollten die ersteren den auch hier erörterten Punct: „die Pachtzeit muss auf so viele Jahre bestimmt seyn, dass der Pachter mit Sicherheit darauf rechnen kann, sein auf Verbesserungen verwendetes Capital mit Zinsen wieder zu erhalten", wohl beherzigen; denn es ist doch die grösste Unbilligkeit, einem Pachter, dessen Pachtzeit, wie gewöhnlich, nur etwa sechs Jahre währt, grosse Verbesserungen zuzumuthen. — Nicht weniger interessant ist der folgende Aufsatz über die *verschiedenen Arten des Bodens und Düngers*. Wie viel haben wir von den Engländern noch in Ansehung der Bereitung und Anwendung des Düngers, worin sie so grosse Sorgfalt anwenden, und wodurch sie vorzüglich ihre Ländereyen zu einem so auffallend hohen Ertrage bringen, zu lernen! — Viel Lesenswürdiges findet sich hier ausserdem noch über Bewässerung, über die Ableitung des Wassers von den Äckern und Wiesen, über den Wirthschaftshof und dessen Einrichtung, über das Ungeziefer, über das Wasser, die zweckmässige Anlegung guter Cisternen und Viehtränken auf den Weideplätzen u. s. w.

Der *zweyte* Theil enthält zuvörderst eine kurze Übersicht der wichtigsten neuerfundenen, oder wesentlich verbesserten *landwirthschaftlichen Geräthe*, deren man sich jetzt in verschiedenen Theilen des Königreichs bedient, nebst Regeln über den Gebrauch und die Anwendung dieser Instrumente. Sie sind auf 4 beygefügten Kupfertafeln abgebildet. Wir gedenken hier nur einer in Nord-Britannien erfundenen, und in Schottland überall üblichen Maschine, nämlich der *Dreschmühle*, welche entweder von Pferden oder vom Wasser getrieben wird, und vermittelst eines sich sehr schnell herumdrehenden Cylinders das Stroh, wie den Flachs, nur schwingt. Was der Übers. in einem Zusatze *gegen* die Einführung einer solchen Maschine einwendet, das erinnert uns aufs neue an das, was hierüber *pro* und *contra* schon vor einigen Jahren im Anzeiger der Deutschen verhandelt worden ist. — Hierauf folgen mehr oder weniger interessante Aufsätze über *Hecken und Befriedigungen* nebst Anweisung zu ihrer Anlage, *über Waldungen, Schlagholzhege und Pflanzungen*, über *Beackerung und die verschiedenen Früchte*, über *die Reihencultur*, welche der Vf. sehr in Schutz nimmt, über die *halbe Drillwirthschaft, Fruchtfolge*, über *Rost, Mehlthau, Honigthau und Brand* (sehr unbefriedigend!), über *die grünen und Wurzel-Gewächse zur Ernährung des Viehstandes*, über *die Menge des Winterfutters für die verschiedenen Arten von Vieh*, über *Wiesen und Hutungen*. Zuletzt ist die Rede noch *von dem Wirthschaftsvieh und dessen Behandlung*

(von der Zucht, der mageren Fütterung und dem Mästen), und zwar vom Pferde, vom Rindvieh, von den Schafen, Schweinen, Kaninchen und dem Federvieh. Ausser der Erklärung der Kupfer ist noch eine Inhaltsanzeige beider Theile beygefügt. — Schon aus dem Angeführten erhellet, dass der Vf. der *neueren Wirthschaftsmethode* huldiget, und ein Feind des Brachsystems ist, und er antwortet auf die so wichtige Frage, worin jene eigentlich bestehe, — sehr befriedigend also: 1) Man bestimmt einen gewissen Flächenraum des vorhandenen urbaren Ackers dazu, das Sommer- und Winter-Futter für einen so grossen Viehstand zu gewinnen, dass mit dem davon fallenden Dünger die ganze Oberfläche der Pachtung gehörig gedüngt werden kann. 2) Man verhindert durch die Bearbeitung mit der Hacke sorgfältig alle unnütze Vegetation. 3) Man bedient sich der neuerfundenen oder verbesserten Instrumente, um die Arbeit theils abzukürzen, theils aber zweckmässiger zu verrichten, und endlich 4) wählt man das Wirthschaftsvieh mit der grössten Sorgfalt aus. — Doch wir unterlassen es, Mehreres aus dieser gehaltreichen Schrift mitzutheilen, und empfehlen die eigene Lectüre derselben den deutschen Landwirthen recht angelegentlich.

— sch —

Coblenz, b. Pauli u. C.: *Das Buch für alle Haushaltungen*, oder *die Kunst, alle thierischen und vegetabilischen Nahrungsmittel mehrere Jahre vollkommen geniessbar zu erhalten.* Herausgegeben auf Einladung S. E. des Ministers vom Inneren, nach vorheriger Prüfung und Genehmigung des bey dem Ministerium des Inneren bestehenden Raths der Künste und Manufacturen, von *Appert*, Gutsbesitzer zu Massy, Departement der Seine und Oise, ehemaligem Conditor und Liqueurfabrikant, Mundkoch des Herzogs Christian IV. Aus dem Französischen übersetzt. 1810. XXIV u. 89 S. 8. (16 gr.)

Im Jahr 1809 liess die Ackerbaugesellschaft in Paris einen allgemeinen Aufruf ergehen, die besten Verfahrungsarten zur Aufbewahrung aller Gattungen von Nahrungsmitteln ihr mitzutheilen, und Hr. *A.* entschloss sich, seine Methode, als die Frucht seines Nachdenkens, seiner langen Versuche und Erfahrungen, bekannt zu machen. Man würdigte dieselbe von Seiten der französ. Regierung durch Commissionen einer näheren Untersuchung, fand sie bewährt, und belohnte den Erfinder, wofür sich Hr. *A.* ausgiebt, aus dem öffentlichen Schatze unter 12000 Fr. mit der Bedingung, die ganze Verfahrungsart, genau und umständlich beschrieben, in Druck zu geben. Diess ist nun ziemlich imposant geschehen, und wir haben hier eine holprige Übersetzung davon vor uns, welche uns jedoch in den Stand setzt, über das Verfahren selbst zu urtheilen, um so mehr, da es in Deutschland schon seit vielen Jahren bekannt ist, und unsere Hausmütter schon längst, wenigstens grüne Erbsen u. dgl. auf längere Zeit, in Glasbouteillen gekocht, zu erhalten wussten. Doch Hn. *A.* bleibt das Verdienst, diese Methode auf alle thierischen und vegetabilischen Nahrungsmittel zuerst ausgedehnt zu haben, und wir wollen den, in der Vorrede, mit diplomatischer Genauigkeit, abgedruckten einstimmigen Berichten aus weit von einander entfernten Städten, zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Personen die Glaubwürdigkeit nicht absprechen, dass man in verschiedenen Seehäfen noch nach mehreren Monaten nach jener Methode aufbewahrte Fleischbrühe, Fleisch, Bohnen, Erbsen, Milch u. s. w. sehr schmackhaft gefunden habe. Den grössten Gewinn hievon könnten allerdings Seeleute haben, und, wenigstens in Krankheiten, der eingesalzenen Nahrungsmittel, der Quelle des Scorbuts, überhoben seyn, wenn nur Hr. *A.* erst noch die Möglichkeit entdeckte, seine Speisen in grösseren Quantitäten auch den Seeleuten zuzuführen. Denn für die Haushaltungen zu Lande, wie viel würden so manche Speisen von ihrem Werthe verlieren, wenn man sie zu allen Zeiten des Jahrs geniessen wollte! Wir könnten daher mit dem Vf. noch über die Wahl des Titels seines Buchs rechten; aber wir wollen lieber die Neugierde unserer Hausmütter befriedigen, und ihnen kürzlich mittheilen, was in dem *Buche für alle Haushaltungen* zu suchen und zu finden ist.

Bisher bediente man sich zur Aufbewahrung der verschiedenen Nahrungsmittel entweder des Trocknens derselben, oder gab ihnen einen fremden Zusatz, um die Gährung und Fäulniss abzuhalten, als Zucker, Essig, Salz. Nach Hn. *A.* hingegen besitzt allein der Wärmestoff die Eigenschaft, nicht allein die Verbindung der Bestandtheile thierischer und vegetabilischer Stoffe zu verändern, sondern auch ihre natürliche Neigung zum Verderben, wenn gleich nicht ganz zu zernichten, doch wenigstens für mehrere Jahre abzuhalten; mit der Anwendung jenes Wärmestoffs muss dann zugleich noch der völlige Abschluss der Atmosphäre verbunden werden. Zu dem Ende schliesst man 1) diejenigen Körper, welche man aufbewahren will, in gläserne Flaschen, oder andere Geschirre mit weitem Bauche ein; 2) verschliesst man sie mit der grössten Sorgfalt, mit 18—20 Linien langen, weich geschlagenen Stöpseln von dem feinsten Korkholze, so dass aller Zutritt der Luft verhindert wird; 3) bringt man diese wohlverschlossenen Gefässe in ein Wasserbad, und setzt sie der Wärme des kochenden Wassers so lange aus, als es die Natur der darin befindlichen Esswaaren erfodert. Hiezu dient ein kupferner Kessel, in welchen die Flaschen bis an den obersten Rand in Wasser gestellt werden können. 4) Endlich nimmt man die Gefässe wieder aus dem Wasserbade heraus, wenn man die Hand in das Wasser halten kann. Zur weiteren Versendung werden die Stöpsel nicht nur mit Eisendrath oder doppeltem Bindfaden kreuzförmig umbunden, sondern auch noch verpicht. — Diess ist Hn. *A's.* künstliches Verfahren, das ausserdem noch die grösste Reinlichkeit und Geschwindigkeit erfodert. Die Anwendung desselben auf einzelne Gegenstände empfehlen wir den neugierigen Hausmüttern hier selbst nachzulesen, und bedauern nur, dass die Übersetzung nicht in bessere Hände gerathen ist, und dass der Verleger nicht für besseren Druck und Papier gesorgt hat, da der Ladenpreis dieses gar wohl gestattete.

— Sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 MÄRZ, 1812.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

GOTHA, b. Steudel: *Sammlung ſpaniſcher Original-Romane*, Urſchrift und Überſetzung. Erſtes Bändchen, welches enthält: *Vida de Lazarillo de Tormes* por Dn. *Diego Hurtado de Mendoza*, cotejada con los mejores exemplares y corregida por *J. J. Keil.* 1810. 138 S. 8. Oder: *Leben des Lazarillo von Tormes*, von Dn. *Diego Hurtado de Mendoza*, überſetzt von *J. J. Keil.* 1810. 134 S. 8. Nebſt: *Fortſetzung des Lazarillo von Tormes*, von *Henrique de Luna*, im Auszug. 110 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Herausgeber verdient allerdings vielen Beyfall von den Verehrern der ſpaniſchen Literatur für die ſehr gute und correcte Ausgabe dieſes, faſt allgemein nur in ſchlechten Ausdrücken bey uns bekannten ſpaniſchen Lieblingsromans, der auſserdem auch ſehr ſelten, und jetzt nicht einmal zu haben iſt. — Sowohl die von der Akademie der Sprache in Madrid vorgeſchriebene Orthographie, als auch die Interſtinction, ſind ziemlich genau beobachtet, und Deutlichkeit hergeſtellt, die in manchen anderen Ausgaben unmöglich zu finden war. Rec. hat eine Ausgabe von Barcelona 1666, die, ſo viele Vorzüge ſie auch in Rückſicht auf die Zeit der Herausgabe hat, doch ſehr viele Dunkelheit läſst, ſo daſs manche Stellen, ohne wieder hergeſtellte Interſtinction, gar nicht zu verſtehen ſind. Einige wenige Druckfehler, die kaum erwähnt zu werden verdienen, als S. 4. Z. 3 *debria* ſtatt *debia*; S. 17. Z. 3. v. u. *mi* für *me*; S. 58. Z. 6 v. u. *yo los mas veces* für *las mas veces*; S. 79. Z. 5 *rebo adas mugeres* für *rebozadas* etc. ſchaden dem Werthe nicht, denn welche Correctur, beſonders in fremden, vielleicht nicht ganz geläufigen Sprachen, iſt ganz rein! S. 34. Z. 2 v. u. *acogdmonos*, iſt freylich vom Zeitworte *acoger*; da jedoch alle Zeitwörter mit den Endigungen *ger* und *gir* das *g* da, wo es vor ein *a* oder *o* zu ſtehen kommt, in *j* verwandeln, um nämlich die Ausſprache des Stammworts beyzubehalten: ſo hätte auch hier *acojámonos* ſtehen ſollen; denn *ga* und *ge* ſind doch ſehr verſchieden in der Ausſprache.

Bey den Spaniern waren die Romane *del gusto picaresco* in den Zeiten, wo Dn. *Diego* ſchrieb, ſo wie in den nachfolgenden Zeiten, die gewöhnliche Unterhaltungslectüre, bis dieſe durch andere verdrängt wurden. Auch jetzt noch werden dieſer und ähnliche Romane gern geleſen; vorzüglich aber doch die feineren, als ein *Guzmann de Alfarache*, und ähnliche, die wailand Mons. *La Sage* ſo ſchön zu plündern und ſeiner Erfindung zuzueignen wuſste. Unter dieſer Art Romane iſt unſer junger *picaro*, *Lazarillo*, bey weitem einer der geringſten. Warum aber dieſer *picaro* des Herausgebers juſt ein Schelm, und ſeine *romances del gusto picaresco* Schelmen-Romane heiſsen ſollen, ſieht Rec. nicht ein. *Picaro* heiſst zwar ein *Schelm*, in allen ſeinen vergröſserten und verkleinerten Bedeutungen, ein *Betrüger*, ein *Schurke* u. ſ. w. Dieſe Ausdrücke paſſen aber doch wohl nicht auf den armen, ſich ſelbſt und der Natur, der Verführung und dem Zufall überlaſſenen Jüngling Lazarillo. Ohne Führung und Leitung, dem Mangel und ſo vielen Bedürfniſſen des Leibes und der Seele ausgeſetzt, gereizt durch das Beyſpiel ſeiner Mutter, ſich — durch die Welt zu bringen, nachgehends ſich ſelbſt überlaſſen, unter der Aufſicht ſolcher Herren, als ihm zu Theil wurden, muſste er, vorzüglich um ſich gegen die beiden gröſsten Feinde der Menſchheit, gegen Hunger und Durſt, zu retten, ſeine geringen Geiſteskräfte anſtrengen, und Mittel zur Rettung ausſinnen, und nach ſeinen Kräften auch in Anwendung bringen. Er wurde ein verſchmitzter Kopf, der ſich zu helfen ſuchte; er wurde ein *picaro*, ein Nothſchelm, und machte Genie-Streiche. Wenn ferner der Herausgeber die *aventuras picarescas*, die *rasgos picarescos* des jungen Lazarillo auf Rechnung der ganzen Nation ſetzt, und uns in denſelben ein Bild von dem Charakter dieſes uns in mancher Hinſicht fremden Volks finden laſſen will: ſo müſſen wir wirklich manchen edlen und groſsen, manchen würdigen und rechtſchaffenen Mann, aus den höheren wie aus den geringeren Ständen dieſer Nation bedauern, daſs er hier in ſolchem Lichte da ſteht. — Dn. *Diego* ſchrieb, als aufgeweckter Student, die jugendlichen Streiche mehrerer ſogenannter Studenten-Bedienten-Jungen auf, vereinigte die Erzählung von mehreren ſolchen Geſchichtchen in der einen Perſonage des Lazarillo, damit auch Andere bey der Erzählung dieſer jugendlichen Poſſen ſich das Zwerchfell erſchüttern ſollten. Er würde ſich aber wohl gehütet haben, dieſe *acciones picarescas* bekannt zu machen, wenn er ſich nur im Geringſten hätte dürfen einfallen laſſen, daſs Streiche, die ſo viele Bedienten- und Aufwärter-Jungen in ſo vielen Lebensſtänden ſpielen, einer ganzen Nation zum Vorwurf und zur Geiſsel dienen ſollten.

Was die Reinheit und Schönheit der Sprache betrifft, die dieſen Roman zu einem claſſiſchen Werke

bey den Spaniern erhoben haben soll: so kann Rec. dem Herausgeber nicht beystimmen. Die Reinheit und Schönheit der Sprache ist bey weitem noch nicht mittelmäfsig, ja ein Schriftsteller würde sich sehr lächerlich machen, wenn er in einer Ausarbeitung, von welcher Art sie sey, und wäre sie auch ganz in muthwilliger jugendlicher Laune gemacht, unseren Lazarillo copiren oder nachahmen wollte. Bey diesem Vorwurf kann diefs Lieblingsbuch kein classisches Werk seyn. Folgende Beyspiele mögen zum Beweise dienen. S. 8: *mi viuda madre como sin marido — — y vinose á vivir á la ciudad, y alquiló una casilla, y metiase á guisar de comer etc.* — S. 9: *yo al principio de sa entrada pesábame con el y habiale miedo etc.* S. 10: *Quiso nuestra fortuna — hallóse, que la mitad por medio de la cebada, que para las bestias le daban, hurtaba, y salvados, leña, almohazas, mandiles, y las mantas y sábanas de los caballos hacia perdidas, y quando otra cosa no tenia, las bestias desherraba.* S. 11: *al triste de mi padrazo azotáron, y pringáron, y á mi madre pusiéren pena por justicia sobre el acostum brado centenario, que en casa — — no entrase, ni al lastimado Zayde en la ruya acogiere.* Classischer Stil ist es doch auch wohl nicht, wenn Lazarillo S. 16 sagt: *Vuestra merced sepa que desde que Dios crió el mundo, ninguno formó mas astuto ni mas sagaz.* Ist *ninguno* denn der Nominativ oder der Accusativ? das Subject oder das Object? *á ninguno formó mas etc.*, und dieser Abweichungen mehrere, in denen schwer zu unterscheiden ist, ob das Subject oder das Object in Betrachtung kommen soll.

Sehr gut wäre es übrigens gewesen, wenn der Herausgeber die veralteten zweyten Personen des Plurals einiger Zeiten weggelassen, und dafür die jetzt üblichen Personen gesetzt hätte, wie es schon manche Nationalherausgeber alter spanischer Autoren gethan haben. *Teniades*, *hariades*, *remedidsedes* sind unbekannt und obsolet; man merkt sie kaum noch in Grammatiken an. Eben so der Endbuchstabe *r* der Infinitive, mit den Fürwörtern *lo*, *le*, *la*, *los*, *les*, *las*, als: *hacelle, amallo, temellos, remedialles, subillas*, anstatt *hacerle, amarlo, temerlos, remediarles, subirlas*. Das veraltete Futuro condicional *ternia*, anstatt *tendria*, ist doch nur eine Corruption, und sollte um so weniger beybehalten werden. Und wozu so oft das ganz obsolete *dende en adelante* statt *desde etc.*?

Was der Herausgeber über den erbärmlichen *Henrique Luna* sagt, ist in Rücksicht des Ganges der Ideen und der Aventuren vollkommen richtig, jedoch bey weitem nicht in Rücksicht des Stils. — Auch würde er sich ein grosses Verdienst um die spanische Literatur erworben haben, wenn er uns mit dem Auszuge in deutscher Sprache zugleich den ganzen *Luna* im Original geliefert hätte, da dieses nur in wenigen Händen ist, und mancher Liebhaber der spanischen Romane beide mit einander gern vergleichen möchte. Vielleicht holt er diefs noch in einem Bändchen nach.

Die *Übersetzung* ist treu und richtig; jedoch möchte sie nicht jedem Deutschen ganz behagen, weil sie zu wörtlich ist. Indess giebt sie eine ganz gute Lectüre, und man wird den Übersetzer vollkommen gut verstehen können. Etwas unangenehm ist es, wenn *vuestra merced*, oder das gewöhnlichere *Usted* (*Vind*) durch *Ew. Gnaden* verdeutscht wird. Wer diefs nicht kennt, wird Wunder glauben, wen Dn. *Diego* denn eigentlich unter diesem gnädigen Herrn verstehe. Eben so das *besar las manos*, *die Hände küssen*, anstatt *Jemandem aufwarten*, *das Compliment machen*, *sprechen* u. s. w. Der anmeldende Bediente sagt z. B. *die Dame Johanna Perez ist hier*, *und wünscht Ihnen aufzuwarten*, *oder Sie zu sprechen*, *oder Ihnen das Compliment zu machen*, anstatt *die Hände zu küssen*, womit sich doch sonst die Damen, noch vielweniger die im Reifrocke die Strassen durchziehenden spanischen Damen, nicht gern abgeben.

Die vortreffliche herzogliche Bibliothek in Weimar giebt bey ihrem grossen Vorrath an kostbaren spanischen Schätzen dem Herausgeber Gelegenheit, uns noch mit wichtigeren Werken zu beschenken, die, wenn sie so correct als das vorliegende gedruckt sind, gewiss manchem Verehrer der spanischen Sprache und Nation sehr willkommen seyn werden, besonders wenn sie mehr in die wissenschaftlichen Fächer eingreifen; denn noch immer ist es sehr schwierig und kostspielig, sich eine gute spanische Bibliothek anzuschaffen. WH.

Marburg, b. Krieger: *Kaufmännische Briefe zum Übersetzen ins Italiänische, mit untergelegten passenden Wörtern und Redensarten*, von D. *Friedrich Theodor Kühne*, Prof. abendländischer Sprachen. 1811. 160 S. 8. (12 gr.)

Der Vf., rühmlich bekannt durch seine Bemühung für die Erleichterung der englischen und französischen Sprache, erwirbt sich auch durch diese Briefe zur Erlernung des Italiänischen von neuem den Dank des Publicums. Wahrscheinlich schrieb er dieses Werkchen aus einem doppelten Zweck, einmal als Leitfaden für seinen eigenen Unterricht in der italiänischen Sprache, und dann als Anweisung in der Correspondenz des inneren Handels. Für den letzteren Zweck nun enthalten die vorgelegten Briefe zu vielerley nicht für diese Art des Handels gehörige Materien; für den grossen Welthandel dagegen zu wenig. — Rec. nimmt daher diese Sammlung für eine Anweisung, die dem ersten Anfänger auf einer Handlung oder einem Comptoir dazu dienen soll, sich mit den Wendungen und der Übertragung seiner Gedanken in die italiänische Sprache bekannt zu machen, und von seinem künftigen Berufe zugleich einige Vorkenntnisse zu verschaffen, um bey seinem Eintritt ins Comptoir oder ins Geschäftsfach nicht ganz als Neuling zu erscheinen. Bey Aufsätzen der Art ist grosse Vorsicht nöthig, damit man die Seele des Anfängers nicht mit unrichtigen Eindrücken belästige, die er dann, wenn er in den Geschäftstand tritt, kaum mit Mühe wieder verwischen kann. Nach Rec. Urtheil besteht die Anwei-

fung, die dem Liebhaber einer Sprache gegeben werden muss, in einem doppelten Cursus: der erste enthält die Anwendung der Vorregeln über die Grundsätze der Wortfügung; der zweyte die Regeln für die zierliche Wortfügung, um durch seinen Vortrag zu gefallen. Dahin gehören aber nicht kaufmännische Briefe, obgleich diese, zur Ehre des gesunden Menschenverstandes, seit 10 und 20 Jahren nicht mehr in dem alten barbarischen Geschäftsstil abgefasst, sondern seitdem vernünftigere Einrichtungen in den Handelscomptoiren getroffen worden sind, und aufgeklärte Männer zum kaufmännischen Briefstil Anweisung gaben, mit Geschmack und in gefälligerer Form geschrieben werden. Hierin aber kann *Büsch's* Briefsteller (der in so viele Sprachen übersetzt worden), aus dem Copiebuch eines sonst sehr aufgeklärten hamburgischen Hauses, nicht zum Muster dienen; er ist also auch für Übersetzungen in fremde Sprachen, unter den Händen eines jungen Mannes, der Sprachen und Briefstil lernen will, durchaus nicht geeignet.

Die Subjecte, für welche der Vf. schrieb, denkt sich Rec. als junge Anfänger, die höchstens einen Vorgeschmack von Schulwissenschaften haben. Für den jungen Mann von höheren Kenntnissen, der schon zwey, drey und mehrere Sprachen rein und zierlich schreibt, und nun zur Erlernung der italiänischen Sprache übergeht, hat der Vf. nicht geschrieben, denn diese würde er nicht *nello scrittoio di* — dienen lassen. Für *diese* nun ist die Anweisung zu gering, und für *jene* ersten Anfänger ist sie zu hoch; denn Anfänger haben von Aufträgen in Wechselangelegenheiten, Einkauf und Verkauf der Waaren, und den zu bewilligenden 10 Procent (die kann kein Kaufmann tragen) S. 10, und S. 12 von Entnehmen des Betrags *nach* zwey Monaten (*a due mesi di data?*); von Annahme der Tratten, von Firma und Signatur, Connossement und Verladungsschein, Remessen und Tratten u. s. w. noch gar keine Begriffe, oder doch nur erst sehr dunkele und zu oft unrichtige Ideen. Grösseren Dank würde also der Vf. sich verdient haben, wenn er den Lernenden der Gegenden, für die er schrieb, und die Rec. leider nur zu gut kennt, durch einige untergelegte, oder ans Ende verwiesene Anmerkungen, eine deutliche Entwickelung der besonders in den dortigen und in allen umliegenden Gegenden unbekannten reinen kaufmännischen Bestimmungen und Ausdrücke beygefügt hätte. Dadurch wird der Jüngling aufmerksam, und lernt unterscheiden, was ein *scrittoio*, ein *banco* und *dispaccio*, was *rimessa* als Remesse ist, oder als Tratte seyn kann. Er wird Firma und Firma unterscheiden, und bey Vorfallenheiten sich die Firmas (Handzeichnungen, Namensunterschriften) von vielen Firmas (Ragion oder Handelshäusern) bekannt machen.

Nun noch einige Bemerkungen über die Art der Abfassung der Briefe. Es ist zwar einleuchtend, dass der Vf. bey den deutschen Aufsätzen mehr auf den meistens gut gewählten italiänischen Ausdruck, als auf die deutsche Sprache selbst gesehen hat. Jedoch, unbeschadet dieser Annahme, hätte *qualità* S. 34 besser durch das naturalisirte *Qualität*, oder *Güte*, als durch *Eigenschaft* gegeben werden müssen, so wie die *Zahl* durch den einmal angenommenen Ausdruck *Numer* oder *Numero* gegeben wird. So wird auch der *Betrag* S. 35 nicht *zugeschickt*, sondern *remittirt* oder *übermacht*. *Qualität*, *Numer* und *remittiren* sind zwar keine reinen deutschen Ausdrücke; allein eben so wenig sind es *Connossement*, *Factura*, *Remesse* u. s. w. Und warum soll denn der Kaufmann nicht auch seine Kunstausdrücke wählen dürfen, die er gezwungen so oft annehmen muss. S. 35: *Gestern erhielt* ich *auf* Ihre Rechnung vom Herrn *F. Z.* in Turin 12 Kistchen Pfeffer u. s. w. — muss *für* Ihre Rechnung heissen. Denn *auf* und *für* Jemandes Rechnung sind zwey ganz verschiedene Begriffe; was ein Dritter *auf* meine Rechnung empfängt, ist bey weitem noch nicht *für* meine Rechnung. Auch steht in der untergelegten italiänischen Phraseologie ganz richtig *per conto*. Die *mandorle* (Mandeln) S. 51 kommen nicht in Centnern, auch nicht in Gebinden, das *cantaro* heisst, und noch viel weniger die Citronen. Die letzteren kommen in Kisten, *casse* oder *cassette*. Es giebt gar zu sonderbare Nebenideen, die Citronen centnerweis zu beordern. Ebendaselbst giebt der *gentiluomo inglese*, deutsch, der englische Edelmann, einen auffallenden Contrast, besonders da ihn seine Ältern an verschiedene Höfe (*corti*, angesehene grosse Plätze) von Europa reisen lassen. Ein junger Engländer von einer angesehenen Familie würde den drey Sprachen angemessener seyn. Was weiss der Engländer vom Edelmann, wenn er als Kaufmann mit einem Kaufmann redet! Wäre *Lord* nicht ein so gangbares Wort: so würde der Kaufmann den Herrn Milton, aber gewiss nicht den Lord Milton an seinen Freund für Geldauszahlungen empfehlen. S. 54: „*Herr B. zu B. wird Ihnen alle Auslagen bezahlen*", schreibt kein Kaufmann Herr R. wird Sie wegen aller Ihrer Auslagen decken (nicht *pagare*). Es ist auffallend, dass die schönen Ausdrücke *decken*, *Deckung* u. s. w. noch nicht Eingang bey dem deutschen Gelehrten (ausserhalb den Handelsplätzen) finden wollen; sie sind doch so bestimmt und so adäquat, und geniessen schon lange ein so wohl erworbenes Bürgerrecht. S. 56: „*Da ich gar kein werthes Schreiben von Ihnen erhalten habe*" u. s. w. Der Vf. übersetzt doch selbst: *essendo intieramente privo* (*privaio*) *delle carte vostre!* Warum nimmt er nicht lieber die italiänisch-deutsche Vorstellung?

Das von S. 124 folgende kleine Waaren-Wörterbuch ist sehr gut ausgefallen. Indess haben sich einige Unrichtigkeiten eingeschlichen, z. B. *campanelle* können wohl für Ohrringe gelten, wenn sie als Glöckchen herunterhängen; Gardinen-Ringe sind sie nie. *Rovo* oder *rogo* ist nicht der Himbeeren-, sondern der Brombeeren-Strauch, und *more di rovo* sind Brombeeren. *Confortini*, *bericuocoli*, sind Pfefferkuchen, und nicht Honigkuchen; diese heissen *favi*. WH.

MUSIK.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädeker u. Kürzel: *Gesänge und Lieder aus dem Christfeste*, von *F. A. Krummacher*, ein-, zwey-, drey- und vierstim-

mig mit Clavier- oder Pianoforte-Begleitung in Musik gesetzt von *A. Harder*. Zweytes Heft. Erste Abtheilung. Ein Beytrag zur Beförderung des einfachen Gesanges in Schulen und Instituten(?), wie auch in häuslichen Cirkeln. 31 S. Querfol. (20 gr.)

Noch mehr als die No. 269, 1810 unserer A. L. Z. angezeigte erste Sammlung dieser Gesänge nähert sich die gegenwärtige ihrem schönen Zwecke, so wie sie auch durch sorgfältigere Ausarbeitung des Satzes, und dadurch, dass eine grössere Anzahl mehrstimmiger Gesänge in ihr enthalten sind, vor jener noch den Vorzug verdient. Wenn wir daher diesem Geständnisse einige tadelnde Bemerkungen beyfügen: so geschieht diess nur, um dem Vf. unsere Aufmerksamkeit zu beweisen. Wir halten dafür, dass man auch in Gesängen, für die Jugend bestimmt, das Gefällige nicht dem Bedeutsamen aufopfern müsse, und deshalb können wir uns mit der ersten Melodie nicht befreunden, deren einzelne Glieder man tausendmal an anderen Orten gehört hat, und welche eben deshalb nicht eindringlich seyn kann, abgerechnet, dass auch durch Vernachlässigung einer fühlbar nothwendigen Gradation im Nachsatze, bey welcher der Vf. statt (im 8 und 10 Takte) in der Melodie eine Terz höher zu steigen, auf die schon berührten Intervallen zurückgekommen ist, wodurch die dem Umfange nach nicht grosse Melodie etwas monoton wird. — In den Melodieen scheint sich der Vf. absichtlich auf einen geringen Umfang von Tönen zu beschränken; sie gehen immer in den Mitteltönen, und steigen nie über das einmal gestrichene g hinaus. Wie bequem dieses nun für die grössere Anzahl der Sänger seyn mag: so schadet doch dieses dem Nachdruck und der Ausbildung der Melodieen hie und da so sehr, dass dadurch eine gewisse Inconnität der Sätze entsteht, und die Oberstimme einer Mittelstimme ähnlich lautet; man sehe z. B. den bedeutungslosen Ausgang von No 2 (das Räthsel). Das zweymalige Berühren des d in der Bassstimme 3 und 4 Takt hätte eben so leicht vermieden werden können. No. 3 (der Blinde) spricht das Mitleid in einer kirchenmässigen Melodie an. Rec. würde, um diesen unerfreulichen Eindruck auf die Jugend durch Musik nicht zu fixiren, dieses Lied uncomponirt gelassen haben. Vortrefflich ist No. 4 (das Licht) und zugleich vierstimmig gesetzt; ganz dem sanften, edeln Tone gemäss, welchen der Dichter angestimmt hat. Im 11 und 12 Takte würden wir eine Lieblingsmanier des Comp. (zu den Worten „*und helle*") gern vermissen; die Frage: „der Schöpfung erstgeborner Sohn?" ist doch wohl nicht herausgehoben worden, besonders da auch am Schlusse des ersten Verses die Frage verdunkelt werden musste. Zu No. 5 (Jehova's Wort) müssen wir bemerken, dass es uns der Natur des Recitativs zuwider scheint, dass es nach seinem förmlichen Schlusse noch einmal oder mehrmal wiederkehre, weil es mehr Einleitungsmusik seyn soll und die lyrischen Parthieen vorbereitet. Im 13, 27 und 41 Takte stimmt die taktmässige Begleitung nicht gut mit der taktlosgedachten Melodie. Den schönsten musikalischen Ausdruck hat der Vf. No. 6 (die Ahndung) gegeben; Schade dass ihn die Declamation der ersten Versfüsse, z. B. *ich verhülle dir u. s. w.* — *kommst du aus des u. s. w.*, *oder wirst im u. s. w.* etwas genirt hat. Mit einer kleinen Abänderung wäre das Erste statt des falschen Tons auf *dir* verbessert worden. In den beiden letzteren Stellen wäre es vielleicht weniger schleppend, wenn die Melogie — etwa aus *es* — heraufstiege. Umgekehrt finden wir im 4 Verse in den Worten *schwebtest du u. s. w. die in | stiller Demuth* eine falsche Declamation. Auch in No. 7 (Lied) hat das klappernde Metrum dem Componisten grosse Schwierigkeiten gemacht, die er aber glücklich überwunden hat. No. 8 (die Prophetin der Natur) eine gefällige, aber nicht sehr eindringende Melodie. Wenn der Dichter sich selbst und der Componist den Dichter gefasst hat: so müssen beide zugeben, dass eine vom ersten Takte des Liedes sanft fortschreitende Steigerung, bey welcher die Accorde sich gleichsam aus der Dämmerung erheben, und immer klarer und heiterer werden, bis der bedeutend wiederkehrende Refrain den höchsten Gipfel der Melodie und Begleitung erreicht, keinesweges aber, wie in der vorliegenden Melodie, fallen gelassen wird, dem Gedichte weit angemessener und vortheilhafter gewesen wäre. Lieblich sind die beiden auch zweystimmig gesetzten Lieder (No. 9 die Hoffnung und 10 Lied), nur an dem Schlusse des letzteren, wie an mehreren dieser Melodieen, merken wir es, wie schwer es unseren Liedercomponisten wird, gewöhnliche Ausgänge zu umgehen. Nicht weniger angenehm sind die *dreystimmigen*; vorzüglich No. 11 (der Heerd); im ernsteren und tieferen Charakter No. 12 (Morgengesang). Unter den nun folgenden vierstimmigen ist No. 13 (Tauflied), als der lieblichste Ausdruck sanfter, fröhlicher Andacht, uns vorzüglich werth; in No. 14 (Chorgesang) hebt sich der Rhythmus des Gedichts nicht genug hervor, auch stören die Reminiscenzen. Letzteres ist noch mehr der Fall bey No. 15 (die Freude), in welchem das 6 Glied der Melodie (bey den Worten *säuselt ihres Fittichs Wehn*) nur als Nothbehelf da steht. Der *Rundgesang* (No. 16) wird jeden Liebhaber des Gesangs ansprechen. Und so sey denn auch diese Sammlung dem Publicum hiemit empfohlen.

H. t. e.

KURZE ANZEIGEN.

Musik. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Hymne: Preis dir Gottheit u. s. w.*, für vier Singstimmen mit Begleitung des Orchesters, von *W. A. Mozart*. Partitur. No. I. (1 Rthlr. 8 gr.) In Beziehung auf das 231 Stück des zweyten Jahrgangs dieser A. L. Z. haben wir bloss nöthig, die Erscheinung der vollständigen Partitur dieses Kunstwerks anzuzeigen.

— • —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 MÄRZ, 1812.

HOMILETIK.

Halle, b. Gebauer: *Homiletisches Handbuch über die sonntäglichen Evangelien und Episteln des ganzen Jahres.* Zum Gebrauch für Stadt- und Land-Prediger. Herausgeben von *Samuel Baur*, Prediger in Albeck und Göttingen bey Ulm. Erster Band. Auch unter dem Titel: *Repertorium für alle Amtsverrichtungen eines Predigers.* Herausgegeben von *Sam. Baur.* Siebenter Band. 1810. 630 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Jeder Sonntag, deren in diesem ersten Bande siebenzehn (doch nur nach den Evangelien) abgehandelt sind, hat sein eigenes Fach mit einem Schmutztitel, und in jedem Fache findet man eine Einleitung, vier ausführliche Entwürfe zu Predigten, zehn bis funfzehn Grundrisse und zwanzig Themata. Wer also über die evangelischen Perikopen zu predigen hat, findet hier reichliche Aushülfe für seine Vorträge; nur mag nach dieser Anlage das ganze Werk auch etwas theuer werden. In den *Einleitungen* wird zuerst, wo es nöthig schien, aus den kirchlichen Antiquitäten Auskunft über die Benennung, Anordnung und Feyer des Sonntags gegeben, dessen Perikope eben bearbeitet wird, dann der evangelische Abschnitt in seinen Zusammenhang gebracht, und zuletzt derselbe Vers für Vers praktisch erläutert. Bey diesen Erläuterungen sind denn auch bisweilen die wichtigsten der verschiedenen Meinungen berücksichtigt, welche sich über das Ganze oder einzelne Stellen desselben vorfinden. Das Praktische wird aber hiebey niemals aus den Augen gesetzt. Wie überhaupt der Vf. in dieser Rücksicht denkt, sieht man aus einer Stelle der Einleitung zum Evangelium am Sonntage Invocavit. Hier sagt Hr. *B.* S. 562: „Dem Prediger, als Volkslehrer, kann es gewissermaßen gleich gelten, ob der Versucher, der hier auftritt, wirklich der hier ausschliesend sogenannte διαβολος, oder ein menschliches Wesen, gewesen sey. Er halte sich einfältig an die evangelische Erzählung, benutze die erste Bedeutung des Wortes διαβολος, Verläumder, und arbeite nur darauf hin, dieser Versuchungsgeschichte praktisches Interesse zu geben." Man vgl. *Herders* christl. Schriften 2te Samml. S. 72. Die nach Erklärung der einzelnen Verse beygebrachten Andeutungen und Hinweisungen zur Benutzung des Textes sind grösstentheils recht passend und mannichfaltig, ohne gerade gesucht zu seyn. Nur bey einigen Stellen ist Rec. angestossen, z. B. am zweyten Sonntage des Advents, wo wohl schicklicher mehrere Verse zu einem Ganzen verbunden und praktische Wahrheiten daraus hergeleitet worden wären. So ist hier zum 25sten Vers folgende Anwendung gegeben: „Der Abergläubische sucht Zeichen am Himmel Matth. 16, 1—3; der Vernünftige achtet auf die Zeichen der Zeit. Wohl dem, der sich in seiner Seele ruhig fühlt, wenn die Natur in Aufruhr ist, und die *Wogen des Meeres rauschen.*" Und zum 26sten Verse: „Ist gleich diess alles nicht buchstäblich zu verstehen: so bleibt's doch immer wahr: Vergänglich sind alle Geschöpfe, wankend und trostlos am Ende alle Menschen, die sich auf das Vergängliche stützen. *Willst du, — dass dir einst Sonne, Mond und Sterne nicht Unheil und Schaden bringen*: so lass dir nicht erst dann die Macht und Herrlichkeit des kommenden Jesus, so lass dir schon jetzt von ihnen und allen Geschöpfen verkündigen: Gottes *übergrosse* Macht, die sie und alles schuf; Gottes *übergrosse* Weisheit, die sie und alles regiert; Gottes *übergrosse* Liebe, die sie und alles zu deinem Besten schuf und regiert." — Dass der Vf. nicht an den Wundern deutet, zeugt von seinen besseren exegetischen Grundsätzen. — Die *Entwürfe*, welche auf die Einleitungen folgen, sind in ihrer Ausführlichkeit als kurze Predigten anzusehen. Auch hier ist der Vf. in den meisten Fällen glücklich in der Wahl und Behandlung der Hauptwahrheiten gewesen: doch sind die Hauptsätze nicht immer mit der gehörigen Deutlichkeit und Präcision ausgedrückt und abgetheilt. Am Sonntage nach Weihnachten wird als Thema angegeben: Christliche Betrachtungen beym Jahresschluss, und zwar 1) Betrachtung des zurückgelegten und 2) des noch übrigen Weges; dabey sind die Unterabtheilungen des ersten Theils nicht passend angezeigt. Der erste Entwurf am zweyten Sonntage des Advents: Von den Beruhigungsgründen bey der Furcht vor ausgebreiteten traurigen Schicksalen, ist so abgetheilt: 1) Welches sind die Beruhigungsgründe? 2) *Wann* sie auf uns einen starken Eindruck machen. Der zweyte Entwurf am fünften Sonntage nach Epiphanias: Von den Untugenden, als dem Unkraute des menschlichen Herzens, hat in der Vergleichung zu viel Gezwungenes und Spielendes. Bisweilen sind die Entwürfe in Form einer freyeren Homilie, was wir sehr billigen, z. B. der dritte am Sonntage nach dem neuen Jahre; bisweilen können auch andere in der weiteren Ausführung leicht dazu umgeschaffen werden. Was von den Entwürfen gesagt ist, gilt auch von den *Grundrissen* und *Themen.* Es würde gut gewesen seyn, wenn, wenigstens bey einigen, die Ableitung aus dem Texte

angedeutet worden wäre. Bey den Themen find zwar die Abtheilungen angegeben, aber auch hier hätten bey einigen Winke zur weiteren Ausführung nicht fehlen follen. Es hätte diefs oft mit zwey, drey Worten gefchehen können, z. B. beym zweyten Thema am Sonntage nach Weihnachten: das Alter des menfchlichen Lebens mit dem Winter des Jahres verglichen, wo wohl die Unannehmlichkeiten und Befchwerden, fo wie die Freuden und Vergnügen, die beiden gemein find, hätten genannt werden mögen. — Übrigens ift das Buch im Ganzen als eine gute Hülfe den Predigern zu empfehlen. He.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Handbuch für Prediger zur praktifchen Behandlung der fonn- und fefttäglichen Evangelien*, von *J. H. Fritfch*, Oberprediger zu St. Benedicti zu Quedlinburg. Erfter Theil. 1811. XVI und 757 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Diefes Handbuch zeugt eben fowohl von dem eigenen Ideen-Reichthume des Vfs., als von der grofsen Reichhaltigkeit der evangelifchen Perikopen, wenn Einer nur die Kunft des Schöpfens verfteht. Was diefes Werk vor ähnlichen anderen zu feinem befonderen Ruhme auszeichnet, ift die, unter den Augen des Lefers angeftellte, Rec. möchte fagen, *laute* Meditation, in welcher jedes Evangelium von den mannichfaltigften, praktifch nützlichften Seiten erwogen wird, und wo die Hauptgedanken und Hauptfätze, die für den homiletifchen Gebrauch interellant und fruchtbar find, dem Lefer, wie aus feinem Inneren, entgegenkommen. Darum kann man Hn. *F.* auf keine Weife den Vorwurf machen, dafs er faulen und bequemen Predigern ein Polfter habe bereiten wollen; vielmehr regt gedachte Meditation durch die Art, wie fie angeftellt wird, das eigene Nachdenken an, leitet auf eigene Betrachtungen, fo dafs diefes Werk angehenden Predigern und Candidaten als eine praktifche Anleitung, über biblifche Abfchnitte zu denken, Hauptfätze daraus abzuleiten, ihren praktifchen Gehalt zu entwickeln — als ein praktifcher Commentar zu der wichtigen Lehre *de inventione* — empfohlen werden kann. Die Einrichtung ift folgende. Der Vf. giebt erftlich über jedes Evangelium *exegetifche Bemerkungen*, um den Sinn hiftorifch-grammatifch zu entwickeln. Dann folgt die *praktifche Behandlung*. Zuletzt mehrere kürzere *Difpofitionen*, welche der Vf. weder für Mufter, was fie nicht find, noch überhaupt für etwas Vollkommenes ausgiebt, fondern nur als Probe, wie er etwa diefen oder jenen Satz behandeln würde. Diefe Difpofitionen, die der Vf. anfänglich ganz weglaffen wollte, find aber doch für Manche, wegen ihrer fruchtbaren Andeutungen, eine angenehme Zugabe. — Um den Klagen mancher Prediger über den Mangel an zweckmäfsigem feftlichem Stoffe an den Feyertagen abzuhelfen, hat der Vf. bey jedem Feftevangelio einen Abfchnitt mehr hinzugefügt, nämlich aufser der praktifchen Behandlung des Feftevangelii eine befondere Betrachtung über das Feft felbft, feine Wichtigkeit in praktifch-religiöfer Hinficht. So giebt der Vf. am Ofterfefte z. B. eine allgemeine Betrachtung über die dem Fefte zum Grunde liegende Begebenheit, über die Wahrheit der Auferftehung Jefu, mit Rückficht auf Zweifel und Einwendungen; über praktifche Behandlung diefer Begebenheit, überhaupt — vier Regeln; insbefondere — fechs Regeln. Endlich Zufammenhang der Auferftehung Jefu mit dem Glauben an Fortdauer der Seele und (oder) Unfterblichkeit, — an künftige Auferftehung, an künftiges Wiederfehen. Da *diefe* Betrachtung allein faft zwey Bogen einnimmt: fo kann man auf die Reichhaltigkeit des Stoffes fchliefsen. Schliefslich bittet Rec. den Vf., weniger wortreich und weitfchweifig zu feyn: Wozu eine Erwähnung und hervorhebende Auszeichnung folcher Ideen, Anfichten, Sätze, deren Gemeinheit auch dem gemeinften und fterilften Kopfe entgegen kommen mufs? Auch wird das Werk dadurch ohne Noth vertheuert.

Mc.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Mufterpredigten über die Evangelien und Epifteln des Jahrs, fo wie über freye Texte und Cafualfälle;* aus den Original-Werken der neueften und berühmteften Kanzelredner Deutfchlands gefammelt und herausgegeben von *J. K. J. Gipfer*, Prediger zu Mackenrode bey Nordhaufen, und *F. W. Flachmann*, zweytem Prediger zu Ellrich. I Band, über die Evangelien. XII u. 527 S. II Band, über die Evangelien. 551 S. 1810. 8. (3 Rthlr.)

Diefe Auswahl neuer und *vorzüglicher* Predigten (find die übrigen der geplünderten Männer nicht auch vorzüglich?) haben die Herausgeber aus einer doppelten frommen Abficht veranftaltet: 1) *Predigern* und *Candidaten*, die fich, bey der unbefchreiblichen Menge von Predigten und in einer eingefchränkten Lage, oft nicht einmal alle Werke eines ausgezeichneten Redners (Ift das nothwendig? Reicht ein Jahrgang eines *Löffler*, *Reinhard*, *Ribbeck* u. f. w. nicht hin, den Geift diefer Männer zu ftudiren? Denn zu etwas anderem follen fie von beiden nicht gebraucht werden), gefchweige die meiften anfchaffen können, hier eine zu ihrer weiteren Ausbildung (wie fromm!) hinreichende Auswahl des Neueften und Beften aus dem grofsen Gebiet der Kanzelberedfamkeit zu verfchaffen, und fo wohl ihnen, als 2) den *gebildeten und denkenden Religionsverehrern* aus anderen Ständen, die durch Lecture oder durch Converfation von fo manchem berühmten Redner etwas hören und näher mit ihm bekannt zu werden wünfchen, ein vorzügliches Erbauungsbuch in die Hände zu geben. Das Letztere liefs fich noch eher hören, wenn die Mittel entfchuldigt werden könnten, welche zur Erreichung diefer frommen Abficht führen follen. Die Herausg. erkennen felbft das Werk als eine Compilation an, und find fo *ehrlich* gewefen, jeden Geplünderten am Ende der Predigt, die von ihm herrührt, zu nennen. Hätten fie es doch lieber bey dem Inhaltsverzeichniffe gethan, dann hätte man gleich gewufst: wen

man vor sich hätte. Übrigens rühmen sie sich dabey des freudigen Bewusstseyns, mit der grössten Sorgfalt an die Ausführung ihres gottwohlgefälligen Werks gegangen zu seyn, denn sie haben immer die *besten* ausgewählt, woraus zugleich die Vff. erfahren, welches ihre besten Arbeiten sind. Sie rühmen sich, ihre Compilation mit Geschmack und Beurtheilung gemacht zu haben, und erwarten nicht, dass, wenn der Name oder das Thema nicht ansteht, man sogleich die Zornschaale über sie ausschütten werde (was in Rücksicht der Wahl wohl nicht geschehen wird); auch berufen sie sich auf ähnliche Compilationen, die nicht unbekannte und selbst berühmte Männer veranstaltet hätten. Allein sie mögen ihr Werk rechtfertigen, wie sie wollen: es kann nicht gerechtfertigt werden. An der Compilation selbst ist nichts auszusetzen; die Namen der Männer, welche dazu haben dienen müssen, beweisen es. Dem Plane nach sollen nach den Predigten über die Evangelien, wie schon der Titel anzeigt, noch Predigten über die Episteln, freye Texte und Casualfälle kommen, weswegen sie auch manchen anderen berühmten Kanzelredner, z. B. *Marezoll*, *Pischon* u. s. w., nicht haben benutzen können, weil diese nicht über die Perikopen, sondern über Texte Predigten herausgegeben haben. Die Prediger und Candidaten, so wie die gebildeten und denkenden Religionsverehrer haben also noch mehrere Bände zu erwarten, wenn der Verleger Abgang findet. Manche Predigten sind von den Herausgeber *abgekürzt* worden, *ohne jedoch dadurch dem Zusammenhange und anderen Schönheiten des Vortrags zu nahe zu treten*. Hätten sie doch das unterlassen! Ein paar Bogen mehr würden das Werk nicht vertheuert haben. Über die Predigten selbst noch etwas zu sagen, hält Rec. für überflüssig. Folgende Kanzelredner haben zu Gebote stehen müssen: *Ammon* mit 6, *Bartels* mit 2, *Cannabich* mit 1, *Dräseke* mit 4, *Demme* mit 3, *Hanstein* mit 6, *Henke* mit 3, *Herzlieb* mit 6, *Klinkhard* mit 4, *Koler* mit 4, *Löffler* mit 2, *Mehliss* mit 2, *Reinhard* mit 13, *Ribbeck* mit 7, *Rosenmüller* mit 2, *Schuderoff* mit 1, *Sonntag* mit 4 und *Wedag* mit 1. An Druck und Papier ist nichts auszusetzen.

Z. f. E.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

RIGA, b. Müller: *Sammlung alter und neuer geistlicher Lieder*, in Gemässheit der allerhöchst bestätigten allgemeinen liturgischen Verordnung für die evangelisch-lutherischen Gemeinden im russischen Reiche von 1805 herausgegeben. 1810. 878 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr).

Nach der kurzen Vorrede erscheint diese Liedersammlung als ein, von einem Commité ausgearbeitetes, gemeinschaftliches Werk sämmtlicher rigaischer protestantischer Instanzen: denn auch der reformirte Prediger in Riga wurde veranlasst, sich anzuschliessen. Die Anordnung der Lieder hat etwas Gefälliges. Die Religion in ihren Segnungen und Foderungen überhaupt macht den Anfang; dann kommt die Lehre von Gott, Jesus Christus und dem heiligen Geiste in ihren verschiedenen Beziehungen. Unter den Liedern, die das Gebet nach seinen Eigenschaften und Segnungen umfassen, sind unter anderen auch drey schöne Lieder bey und nach schwerem Eisgange. Das auch unter diesem Abschnitte befindliche Lied bey einem Siegesfeste ist in christlichem Geiste gesungen. — Der folgende Abschnitt hat die Überschrift: Himmel und Erde, und besingt die Sterne, die Geisterwelt, die Erde mit ihren Jahreszeiten, Erscheinungen und Producten, und endigt mit einem Liede, welches im Inhalts-Verzeichniss „die moralischen Natureindrücke" betitelt ist. Es ist in einem hohen Tone angestimmt, und wird leicht ein Gemeingut aller Menschen werden, so erhabene Gedanken es auch enthält. — Der Abschnitt, der nun folgt, behandelt den Menschen nach seiner Natur, nach seiner Würde und Bestimmung, nach seiner allgemeinen Verbindung mit Menschen, in seinen staatsbürgerlichen und in seinen häuslichen Verbindungen. Auch dieser Abschnitt ist reich an trefflichen Gesängen, unter denen sich mehrere durch ihre specielle Beziehung auszeichnen, z. B. ein Lied über das Sprachvermögen, fünf bey religiöser Vorbereitung zu staatsbürgerlichen Angelegenheiten, eins bey einem funfzigjährigen Hochzeitsfeste u. s. w. Die nächsten Lieder sind über das Leben nach seinen Zeiten und Altern, nach seinen Eigenthümlichkeiten, nach seinen Gütern und Freuden und nach seinen Widerwärtigkeiten; der Tod und das Leben nach dem Tode beschliessen diesen Abschnitt. Den Beschluss des Ganzen macht das Christenthum mit seinen Hülfsmitteln und Segnungen. In diesem Abschnitte zeichnen sich besonders aus die Reformationslieder, die Lieder, die öffentliche Gottesverehrung betreffend, und die Confirmationslieder. Überhaupt leuchtet durch das ganze Gesangbuch ein Geist ächtchristlicher Frömmigkeit und ein gebildeter Geschmack hervor, eben so sehr in der Wahl der Lieder, als in den Veränderungen, welche man in einzelnen Stellen nöthig gefunden. Was die Veränderungen insbesondere betrifft: so erstrecken sie sich mehr auf einzelne Worte und Ausdrücke, als auf ganze Gedanken oder Gedankenreihen, und tragen nie den Schein der losen Verbesserungssucht. Auch Auswärtigen ist daher dieses Gesangbuch als eine treffliche Sammlung geistlicher Lieder zu empfehlen.

Fg.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Ist reines Christenthum nicht die wahreste Humanität?* Eine Frage an unseren Zeitgeist, unterstützt durch drey Gelegenheits- aber nicht Gewohnheits-Predigten, von M. *Karl Gottfried Aelte*. Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinschirma bey Freyberg. 1810. 67 S. 8. (6 gr.) Herzlich gut mag es

Hr. K. mit den Menschen meinen; aber trotz des frappant scheinenden Titels hätte er doch so viel Herrschaft über seine Eitelkeit behaupten sollen, dass er sich nicht in eine Untersuchung eingelassen hätte, welcher er nicht gewachsen ist. Das Ganze besteht aus einer Anrede an das liebe Publicum (wir erwarteten einen Kampf mit dem Zeitgeiste, der allerdings nichts weniger als human ist) und aus 3 Gelegenheitspredigten, einer Probe-, einer Abschieds- und einer Antritts-Predigt, wie sie jeder nicht ganz ungeschickte Pfarrer macht, abgesehen davon, dass die Erklärung des einen Textes, Joh. 11, 11—19, nicht glücklich ausgefallen ist. In der *Anrede* an das *liebe Publicum* will er seinen Beweis führen; aber er weiss nicht einmal den Begriff der Humanität zu entwickeln, geschweige vollkommen darzustellen. *Humanität* ist ihm so viel als *Menschlichkeit*, entgegengesetzt der *Unmenschlichkeit*. Er hat also nicht einmal eine Ahnung des Unterschieds zwischen Humanität und Menschlichkeit; denn zu dieser gehört auch die Unvollkommenheit der menschlichen Natur, da jene den Menschen nur von seiner vollkommenen Seite bezeichnet. Man sagt wohl: *Irren ist menschlich*; aber nicht *human*. In den *Predigten* selbst, die seinen Beweis unterstützen sollen, kommt weiter nichts vor, als dass der wohlthätige Einfluss der christlichen Religion auf das menschliche Herz gezeigt wird. Um den Leser mit der Sprache des Vfs. bekannt zu machen, stehe hier nur der Anfang: „Liebes Publicum! Ich gestehe dir, dass ich den Titel dieses Werkchens recht eigentlich ausgesucht (— aber nicht ausgeführt —) habe, um deine Aufmerksamkeit auf dasselbe zu lenken; aber ich glaubte damit nichts anderes zu thun, als was einst Paulus that, als er zu den Bürgern Athens von ihrem unbekannten Gotte zu reden anfing. Ich weiss, dass die Humanität unter den vielen Götzen, welche du, liebes Publicum! jetzt anbetest, ein dir grossentheils unbekannter Gott sey (ist), welchen du nur dem Namen nach kennst, nur den Namen nach verehrst. Eben desshalb fühl' ich mich gedrungen, und weil ich in meinem Amte darüber (worüber?) durchaus nichts versäume, auch berufen, von diesem unbekannten Gotte — denn wie viele wissen wohl genau, was sie bey der Humanität sich denken sollen — mit dir zu reden." Ob aber Paulus nicht besser darüber gesprochen haben würde? Der Vf. schreibt *niedre, verstärkern, lindem* st. gelindem, *ich ehr*, u. s. w. Die Demuth des Christen weiss er recht schön herauszuheben, wenn er S. 18 sagt: „Hingegen bey der Gedächtnissfeyer Jesu Chr. stellt der Hohe dem Niederen sich gleich, ohne sich im geringsten etwas zu vergeben, sieht der Niedere den Hohen für seines Gleichen, für seinen Nebenmenschen, für seinen Mitchristen an, *lernt ihm seinen Rang verzeihn*, ohne sich selbst zu erhöhn u. s. w." Wir wollen den Predigten vor seinem Publicum ihren Werth nicht absprechen, denn sie sind herzlich; aber für das allgemeine waren sie nicht. Indess wünschen wir dem Vf. recht viele Käufer, da er das Büchlein (S. 4) „selbst verlegt, und die Kosten dazu, um seinen Kindern nichts zu entziehen, sich recht eigentlich am Munde abdarben muss."

Z. s. E.

Nürnberg, b. Schmidtmer: *Ideen über Leben, Tod und Unsterblichkeit* von *Valentin Karl Veillodter*, Pfarrer in Walkersbrunn, ohnweit Nürnberg. Ein Anhang zu des Vfs. Communionbuch für gebildete Christen. 1809. VIII und 127 S. 8. (9 gr.) Für einen denkenden Menschen muss es durchaus Bedürfniss seyn, sich helle Ideen über Tod und Unsterblichkeit zu sammeln und sich mit einem Ereignisse in Zeiten zu befreunden, das zwar das letzte, aber auch das wichtigste ist. Diesen überhaupt hat der Vf. obige Schrift gewidmet, und zunächst denen, welchen der Abend des Lebens sich durch die Zahl ihrer Jahre oder durch die frühe Abnahme ihrer Kräfte ankündigt. Aber auch denen möchte er sie in die Hände geben, die von geliebten Kranken aufgefodert werden, ihnen irgend eine erbauliche Stelle vorzulesen oder mit ihnen über das zukünftige Leben sich zu unterhalten. Er glaubt mit Recht, dass selbst die Gebildeten, denen die hier aufgestellten Ideen nicht fremd sind, doch befangen von pflegenden Sorgen und von dem Schmerze der Liebe, jenes wehmüthige Geschäft gern durch solche Nachhülfe sich erleichtert sehen würden. Vielleicht, glaubt er, wären diese Bogen auch Predigern willkommen, wenn der Drang ihrer Geschäfte oder der schnelle Ruf aus Krankenbette ihnen keine ruhige Sammlung des Gemüthes zur Auffindung solcher Ideen gönnte. So viel von den Absichten des Vfs. Jetzt fragt es sich, wie hat er seine Absichten erreicht. Und hier muss man ihm das Zeugniss geben, dass er seinem Ziele ziemlich nahe gekommen ist. In einer edlen, lebendigen, warmen Sprache sucht er Überzeugungen und Gefühle zu wecken, die den Abschied von der Erde versüssen. Das Ganze besteht aus einzelnen Fragmenten, deren jedes ein eigenes Thema abhandelt. Um eine Probe von des Vfs. Manier zu geben, wählen wir einige aus, z. B. S. 33: „Der Schlaf war eher in der Welt als der Tod, das Vorbild eher als die Erfüllung. Gehst du aus der Welt, wenn du stirbst? Deine Seele entschwebt nur den Düften der Erde. Ewiger Geist der Liebe webt im Athem der Natur; wo der webt, ist Leben. Bis zum letzten Seufzer, sagt man, warum nicht bis zum letzten Lächeln? Und doch kommt der letzte Augenblick so oft, wie der Geist des Herrn im sanften Winde (?)" Oder S. 48: „Welches ewige Aufwärtsstreben im Menschen! Weiter, weiter! ruft in uns das nie befriedigte Sehnen. Keine Höhe des Wissens, keine Herrlichkeit des Genusses genügt uns, nichts füllt unser verlangendes Herz aus. Auf des höchsten Berges Gipfel strecke ich meine Arme aus nach einem höheren Jenseits. Ich blicke auf zu dem Sternenhimmel, und seine Sonnen zünden eine stilltiefe Sehnsucht in mir an. Soll ich immer wandeln im niedrigen Erdenthale?" — Dreyerley könnte man an der Arbeit des Vfs. aussetzen. Erstlich sollte er sich vor Wiederholung derselben Ideen gehütet haben, denn oft kommt doch derselbe Gedanke vor, nicht einmal von einer neuen Seite betrachtet. Sodann hätte wohl eine gewisse Ordnung der Ideen beobachtet werden können. Jetzt steht neben einem Fragmente über den Tod unter dem Bilde des Schlafes wieder ein Aufsatz über die Flüchtigkeit des Lebens. Endlich sollten die Gründe für die Unsterblichkeit mehr ausgehoben und nicht bloss so im Allgemeinen behandelt seyn. Wie? wenn ein Zweifelnder diese suchte, würde er an den schönen Bildern und Empfindungen Befriedigung finden?

— R —

Berlin, b. Salfeld: *Der fromme Heldenmuth führt zur wahren Ehre.* Eine Predigt in Gegenwart Sr. Majestät des Königs bey der Aufstellung der Ehrentafeln für die Corps der Husaren und Ulanen, der Artillerie und Pionier von der brandenburgischen Brigade, gehalten von *M. H. A. Schmidt*, am 24sten Februar 1811. 22 S. 8. (4 gr.) Die ausgezeichnete Gelegenheit verlangt auch ein ausgezeichnetes Wort, das sie heilige, ein ganz von den Umständen ergriffenes Gemüth. Hr. *Schm.* hat das letztere zu seinem Vortrage gebracht, und es eindringlich ausgesprochen. Sein Text ist Ps. 3, 4. Zuerst zeigt er, was frommer Heldenmuth sey. Er ist die Entschlossenheit und Thätigkeit des Kriegers, alles für den König, das Recht und das Vaterland zu wagen und aufzuopfern, welche aus einem wahrhaft religiösen Sinne entspringt, und mit den Vorschriften der Religion genau übereinstimmt. Diess geschieht, wenn der Krieger fest an der Ehrfurcht vor dem weisen und mächtigen Gebieter im Himmel hält, und sich auf ihn mit ganzer Seele verlässt. Dieser Heldenmuth führt zur wahren Ehre (diess ist die zweyte Wahrheit): zur Ehre vor unserem Gewissen, zur Ehre bey dem König und allen Verständigen und Rechtschaffenen, und zur Ehre bey Gott. — Zuletzt wendet sich der Redner auch an die, welche nur einen entfernteren Antheil an dieser Feyer nehmen, und regt sie an, auch in ihrem Berufe keine Gefahr und Aufopferung zu scheuen, wenn es darauf ankomme, einen grossen und guten und frommen Entschluss auszuführen.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 MÄRZ, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

GOTHA, b. Perthes: *Contes imités de Musaeus et d'autres auteurs Allemands*, par Mme. *la Baronne de Wiesenhütten*. Tome I. 1810. 332 S. Tome II. 1811. 377 S. Tome III. 350 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Um das Vergnügen, welches ihr die hier ins Französische übertragenen Mährchen im Original gemacht haben, auch solchen mitzutheilen, die das Deutsche nicht genug verstehen, um aus der Quelle zu schöpfen, hat sich eine beider Sprachen vollkommen kundige Dame zu der Übersetzung entschlossen. Sie liest sich sehr angenehm, und wird auch bey den Franzosen, die dergleichen Spiele der Phantasie noch lieben, ihren Zweck nicht verfehlen. Doch treten wir ihrer Meinung bey, dass solche Kleinigkeiten sich nicht nach Wunsche ganz übertragen lassen. „*Je ne me flatte pas*, sagt sie in der zu kurzen Vorrede, *d'avoir entièrement réussi à donner à ces contes une juste idée des saillies pleines de naïveté, qui font leur mérite dans l'original.*" Die Eigenthümlichkeit des wackeren *Musäus* sieht man nicht besser ein, als wenn man sie in einer anderen Sprache ausdrücken soll. Er erzählt seine Mährchen nicht einfältig hin, wie er sie empfangen hat, sondern nimmt allerley auf seinem Wege mit, was er des Bemerkens werth findet. Er spöttelt über verschiedene Gegenstände, spielt auf manche historische Personen und Ereignisse, auf Anekdoten seiner Zeit und seines Landes an, und scherzt den deutschen Leser oft aus seiner neugierigen Gravität. Um ihn an allen Stellen ganz zu verstehen, muss man sich der ephemeren Systeme und literarischen Anekdoten seiner Zeit erinnern; die Idee von manchen kleinen Irrungen und Streitigkeiten erwacht wieder in dem gealterten Leser, und er tritt bey dem Durchblicken der bunten Bilder in dem Raritätenkasten gleichsam in seine Jugend zurück. Alles dieses Gespöttel, allen schalkhaften Witz in den gedachten Beziehungen, musste Fr. *v. W.* weglassen, um den Franzosen verständlich zu seyn. Indessen hat sie, nach unserem Urtheil, hierin nicht zu viel gethan, sondern den Erzählungen so vielen unschuldigen Putz gelassen, als mit ihrer Absicht verträglich war. Der erste Band enthält: *Ulric le Bossu, la femme blanche, l'Amour muet*, und *la Nymphe de la fontaine*. Das erste, dritte und vierte dieser Mährchen sind von *Musäus*; vom zweyten kennt Rec. den Vf. nicht. In der stummen Liebe ist der bremische Charakter des Helden nicht hervorgehoben, der im Original eine fruchtbare Rolle spielt; auch giebt ihm Fr. *v. W.*, vermuthlich durch Verwechselung, ein Schiff auf der Elbe, da es auf der Weser liegen sollte. Sein Abenteuer mit dem gastfreyen Ritter in Westphalen ist unerzählt geblieben. Die Übersetzerin mochte denken, dass sich nur ein altdeutsches Gemüth an einem solchen Biederholze von längst ausgestorbenem Schlage weiden könne. Der weissen Frau hat Rec. nicht viel Vergnügen abgewonnen; sie schmeckt noch zu frisch nach der Chronik. Im zweyten Bande finden sich: *Les pêcheurs du Danube*, und *le Pupille du charbonnier*. Rec. erinnert sich nicht, sie in *Musäus* noch Anderer Volksmährchen gelesen zu haben. In dem ersten wird die Verschwiegenheit, besonders über die Schwachheiten regierender Häuser und der Religionsdiener, empfohlen, und der junge Mann, der sich in dieser Tugend zu behaupten weiss, zu Vertrauen und Glück befördert. Das Mährchen ist nicht einfach genug; Anfangs windet sich die Aufmerksamkeit um die Ausschweifungen der Mönche, nachher wird die Bestattung des seit drey Jahren über der Erde gestandenen Kaisers Heinrich IV zum Hauptpuncte. Meinhard, der Verschwiegene, schleicht untergeordnet und demüthig herum; auf der letzten Seite muss er sich noch geschwind verlieben, um ihn nur aus der Stelle zu bringen. Nicht viel bedeutender ist der Zögling des Köhlers, um welchen so viele Zurüstungen gemacht werden. Besonders kahl ist seine Zusammenkunft mit Almaganden, die ihm schon so lange vorher im Traume versprochen ward. Der dritte und letzte Band ist ganz den zweydeutigen Wohlthaten des mürrischen Genius Mourmour gewidmet, dessen ganzes Wesen mit dem schlesischen Rübezahl übereinkommt. Die drey hieher gehörigen Mährchen sind: *Edouard et Marie, l'héritage simulé* und *le prêt inattendu*. Die beiden letzten sind, wie bekannt, von *Musäus*, und aus seiner Reihe Erzählungen von Rübezahl abgerissen. Die Scene des ersten ist, man weiss nicht wo; denn die darin oft gedachte Stadt Selvilé, die besonders von Juden wimmelt, hat keine Lage auf der Landcharte. Es treffen hier der Berggeist Mourmour und eine schottische Brunnennymphe Mistress Ludlam zusammen; bringen aber nichts Grosses hervor. Doch mag dieses Mährchen unter allen in dieser Sammlung, die von *Musäus* ausgenommen, leicht das beste seyn.

Dvl.

1) AMSTERDAM u. LEIPZIG, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Taschenbuch für das Jahr 1812. Die Tageszeiten.* Ein Cyclus griechischer Zeit-

und Sitte. In vier Idyllen. Von *Amalie von Hellwig*, geb. *von Imhoff*. 208 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Taschenbuch für das Jahr* 1812. *Die Schwestern auf Corcyra.* Eine dramatische Idylle in zwey Abtheilungen. Von *Amalie von Hellwig*, Verfasserin der Schwestern von Lesbos. Mit 2 Kupfern und Musik. 163 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Prag, b. Enders u. Comp.: *Aurora.* Ein Taschenbuch zur gesellschaftlichen Erheiterung auf das Jahr 1812. 310 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

4) Riga u. Dorpat, b. Meinshausen: *Livona.* Ein historisch-poetisches Taschenbuch für die deutsch-russischen Ostseeprovinzen. 1812. 267 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

5) Wien, b. Schaumburg u. Comp., und Dresden, b. Arnold: *Almanach d'Anecdotes pour l'an* 1812, par *J. A. Bruel.* 242 S. 12. (18 gr.)

Mit zwey Taschenbüchern beschenkt uns die deutsche Lieblingsdichterin diessmal. No. 1 beginnt mit einer einleitenden kurzen Elegie, die zum weisen Genusse der Tageszeiten auffodert. Dem *Mittage*, der den Anfang macht, ist eine Idylle gewidmet. Sie heisst *der Maler*, und drückt in Wechselversen den Zustand und die Empfindungen zweyer Liebenden aus, die sich durch Vermittelung der bildenden Kunst gefunden haben und einander hold geworden sind. Schön ist die Steigerung ihrer beiderseitigen Theilnahme in der Erzählung ihrer Bekanntschaft geschildert. Den *Abend* schmücken zwey Idyllen: *Die Schale* und *die Thessalerin.* Die Scene der ersten liegt vor Tarent; die edlen Verhältnisse der griechischen Gastfreundschaft treten in den heitersten Farben darin hervor. Der alte Euphilos ist ein Muster eines prunklosen, wohlthätigen weisen Mannes in den Umgebungen ländlicher Mittelmässigkeit. In Thessalien kann es einem verlassenen Mädchen nicht an einer Freundin fehlen, die den Entflohenen durch die geheime Kraft der Kräuter und durch mystische Anrufungen zu seiner Pflicht zurückbringen will. Britomis aber, die Unglückliche, lässt den Zauber nicht vollenden; sie will den Geliebten nicht der erzwungenen Einwirkung höherer Mächte verdanken; und zum Lohn ihres Vertrauens wird ihr ein Glück verheissendes Zeichen gewährt. Dem *Morgen* ist ein Gedicht: *Die Freunde*, bestimmt. Es enthält die Erfüllung eines Orakels an zwey Männern, die sich wie Orest und Pylades liebten. Dass die Vfn. den hexametrischen Versbau in ihrer Gewalt habe, hat sie in diesem Taschenbuche aufs neue beurkundet.

Zur Ehre der Frauen hat die Dichterin die *Schwestern auf Corcyra* in No. 2 aufgestellt. Gross ist der Charakter der Antonia, die, als Wittwe ihrem ersten Gelübde sittlich treu, obgleich von den Verdiensten des sie verehrenden Demetrius gerührt, einer zweyten Verbindung entsagt, und den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit ihrer jüngeren Schwester zuführt. Über dem Ganzen schwebt ein trüber Himmel, zu dessen Erheiterung die unsichere Hoffnung, dass der in fast zu schwermüthiger Gestalt erscheinende Leo vom Hofe Gnade erhalten werde, nichts beyträgt. Theilnahme erweckt er erst durch die trefflichen, von ihm an Antonien gerichteten Schlussworte, die dem Hauptgedanken der Dichterin näher enthüllen:

Du sprichst es aus, was in der starren Brust
Des Mannes ruht, und keine Worte findet.
Nur trotzen kann er seinem Missgeschick;
Doch aus des Glückes hellem Sonnenglanz
Still in die Schatten keuscher Tugend treten,
Und freudlos mit der liebevollen Brust
Ein göttlich Herz in Schweigen streng verhüllen
Und Einsamkeit: diess kann nur Frauengrösse.

Zugeeignet ist das ganze Gedicht Ihrer Durchlaucht, der regierenden Herzogin von Sachsen-Weimar, in zarten poetischen Ausdrücken.

Des Weibes Hoheit in des Weibes Schranken —
Gelang diess Bild: kann ich nur *Dir* es danken.

In No. 3 bemühen sich um die Gunst des Publicums die Namen: *Bellvoglio*, *Berghofer*, *Bernard*, *Borgmann*, *Dambek*, *Griesel*, *Güllich*, *Hanslik*, *Herbst*, *Jeitteles*, *Krombholz*, *Liebisch*, *Lo*, *Erich Mann*, *Richter*, *Rösler*, *Schiessler*, *Schneider*, *Schütze*, *von Stein* und *Welleda*, in Prose und Versen. Es ist schwer zu sagen, welcher von ihnen die Spur der verworfenen Mittelmässigkeit am genauesten hält. Keiner ist absolut schlecht, keiner einer zurechtweisenden Kritik werth. Eigenthümlichkeit fehlt allen; sogar mit der Sprache liegen mehrere im Streit. Eine agonisirende Schwalbe macht zwar noch keinen Winter; doch ist es klar, dass man nicht grosse Wärme da vermuthen kann, wo es so kühl hergeht, wie in folgendem Epigramm, *der neue Werther* genannt: „*Er.* Ach, wolltest schönes Lottchen du zu deinem Werther mich erkiesen? Wie sollt' in wonniglicher Ruh von dir geliebt, mein Leben fliessen! *Sie.* Kann sich mein Werther auch entschliessen sich bald aus Liebe zu erschiessen? *Er.* Erschiessen? — Nein, das thu' ich nicht, nicht um die halbe Welt; doch, hängen Liebchen will ich mich, so oft es dir gefällt." Wir haben mit Fleiss die Interpunction des Originals beybehalten. Unter den Räthseln, Charaden und Logogryphen sind die meisten ohne Witz, oder alte aufgewärmte Einfälle. Wir setzen folgendes Räthsel her. „Ich sag' es kühn zu dem gelehrt'sten Mann, dass er *nicht* schreiben, und *nicht* lesen kann." Gerade wie das Allbekannte: Es war ein Thorschreiber, der konnte *weder* lesen, *noch* schreiben, und war ein guter Thorschreiber. Die menschlichen Gesichter auf den Kupferstichen sehen recht gemein aus, obgleich die Zeichnung im Ganzen gut ist.

Die *Livona*, No. 4, ist dazu bestimmt, das Merkwürdigste aus der Vergangenheit und Gegenwart Lieflands in einer leichten und gefälligen Darstellung zu liefern. Man findet folgende prosaische Aufsätze darin: *Bruchstücke aus einer historisch-malerischen Reise durch die schönen Gegenden Lieflands.* Hiezu gehören 4 niedliche Kupfer, von *P. Veith* gestochen, Ruinen, Schlösser und Landsitze vorstellend. Der Vf. bescheidet sich gern, dass die von ihm ganz artig

doch mit etwas Aufwand von Worten, geschilderten Gegenden keinen Vergleich mit den Gegenden südlich gelegener Länder aushalten können. „Vergebens sucht man bey uns die lieblichen Rebenhügel und Dörfer, welche die malerischen Ufer des Rheins und der Elbe schmücken; der Wanderer erblickt nur Gebüsche, Felder und einzelne wenige Wohnungen, und selbst bey diesen wenigen hat oft seine Phantasie Mühe, sich in ihrem Inneren glückliche Bewohner zu denken. Dessenungeachtet wird der Freund der schönen Natur nicht unbefriedigt diese minder bebauten Gegenden verlassen; er wird das Reizende selbst in der schönen Wildniss antreffen, ihn werden die anziehenden Ideen von Zurückgezogenheit, von einer patriarchalischen Welt vergnügen." Der Beschreibung ist Vieles aus der älteren Landesgeschichte eingewebt. *Das Schloss Helmet*, mit einem Kupfer. *Bemerkungen über den Zustand des weiblichen Geschlechts im älteren Russland*, von Hn. Prof. *von Pöschmann*. Es wird weit ausgeholt, um die Verhältnisse der Weiber unter den germanischen Völkerschaften darzustellen, damit ihre Behandlung unter den Russen desto contrastirender hervorgehe. Ein Zug unter anderen erinnert an den biblischen Ahasverus, der in seiner Zechlaune seiner Königin etwas Ähnliches zumuthete, wogegen sich aber das Zartgefühl der Perserin sträubte. „Wenn dem Gotte Komus schon aus vollen Schalen geopfert worden war, trat auf einen Wink des Wirths die Hausfrau, von einigen Dienstmädchen begleitet, in ihrem prächtigsten Schmucke in das Speisezimmer. Feyerlich rauschte sie durch die Reihen der Gäste hin, nippte von der Schale Brantwein, die sie in Händen hielt, und reichte sie mit niedergeschlagenen Augen den Anwesenden dar, welche Bescheid thun mussten. Hierauf stellte sie sich, die Arme auf den Rücken geschlagen, an die Wand, und liess sich von den anwesenden Zechbrüdern küssen." *Etwas über die Trachten, Sitten und Gebräuche der Liefländer im sechzehnten Jahrhundert*. Hiezu gehört ein aus dem nürnbergischen Trachtenbuche von 1577 entlehntes Kupfer, worauf die verstellende prächtige Kleidung einer damaligen liefländischen Edeldame (im Text gewaltige Fraw genannt) mit ihrer Tochter erscheint. Nach dem Jahr 1503 soll der Wohlstand und Luxus in Liefland fast beyspiellos gewesen seyn. *Woldemar Dietrich Freyherr von Budberg, genannt Benningshausen*; eine biographische Skizze von Hn. Gen. Superint. *Sonntag*. Er war geboren 1740, und starb 1784. Was ihn Allen seiner Zeit so überaus werth machte, war die reinste, fröhlichste, edelste Gemüthlichkeit; er war der Mann der Natur und des Genusses. Sein Bildniss steht als Titelkupfer vor diesem Taschenbuche. Die Züge sind überaus weich und beynahe knabenhaft. *Über die Volkslieder der Letten*. Der Vf. hat einige, besonders satirische, kleine Stücke eingeschaltet, durch welche die *herdersche* Sammlung vermehrt werden könnte. *Schilderungen und Züge aus der nordischen Vorzeit*; Kleine interessante und belehrende Aufsätze, z. B. von den Gewohnheiten der alten Aestier, die nicht mit den Bewohnern des jetzigen Esthlands zu verwechseln sind; über das Leichenbegängniss Suintorogs, des Grossfürsten von Litthauen. „Sein Leichnam wurde auf einen Scheiterhaufen gelegt, neben ihn seine Waffen. Der Holzstoss wurde angezündet, und als die Flamme hoch emporschlug, erhoben die Umstehenden ein wildes Klaggeschrey, und warfen Bärenklauen ins Feuer, damit der Verstorbene den Berg leichter erklimmen könnte, auf dem das jüngste Gericht gehalten werden soll." *Fahrt von Lausanne nach Vevay*, von Hn. Prof. *Morgenstern*. Der Inhalt dieses Aufsatzes ist eigentlich der Livona fremd. Den übrigen bereits angeführten sieht man die Zweckmässigkeit und Reichhaltigkeit an, und es ist zu wünschen, dass dieses seiner Bestimmung wohl entsprechende Taschenbuch mit Aufmunterung behandelt werde, und sich künftig in seinem Werth erhalten möge. Die Gedichte von *Grass*, *Grave*, *Herder*, *v. Schlippenbach*, *v. Weyrauch* und einigen Ungenannten sind ihres Platzes würdig; sie athmen Empfindung und Herzlichkeit, und scheinen die Feile gefühlt zu haben. An den Räthseln und Charaden haben wir nicht viel Besonderes gefunden.

Hn. *Bruel* würden wir uns für No. 5 für mehr verbunden halten, wenn er seiner Sammlung von Anekdoten mehr Neuheit und Salz hätte mittheilen wollen. Viele darunter haben längst die Runde an allen fröhlichen Tischen gemacht, andere sind des Erzählens nicht werth. Ganz allgemein gilt indessen diese Behauptung nicht. Es finden sich einige feine Einfälle, die man in früheren Sammlungen nicht lieset. Jedem Tage im Jahre ist seine Anekdote zugetheilt worden; es müssen ihrer also 365 seyn, da der Vf. dem Februar nur 28 geschenkt hat, weil er vermuthlich bey der Zusammenstoppelung des Büchleins den Kalender von 1812 noch nicht gesehen hatte, und nicht an ein Schaltjahr dachte. Übrigens hat sich der Vf. bemüht, jedem Monate eine besondere Classe von Anekdoten zu verleihen. So widmet er den Januar den Ministern, den Februar den Schauspielern, den März den Kriegsmännern, den April witzigen Abfertigungen, Neckereyen, Spässen u. s. w. Wir heben eine aus, die uns neu vorgekommen ist. *„A un spectacle donné gratis à l'occasion d'une princesse de France, il y eut, comme de raison, une très-grande affluence de spectateurs de tout rang et de tout âge. Une jeune poissarde qui n'étoit jamais entrée à la comédie, voyant le souffleur lever la trappe, et avancer la tête sur le théâtre: „Eh! s'écria-t-elle, regardez donc ce chien-là qui fait un trou au théâtre pour trouver une place."*

Lu.

HEIDELBERG, b. Braun: *Poetischer Almanach für das Jahr 1812*, besorgt von *Justinus Kerner*. 295 S. kl. 8.

Wenn das Publicum hier Poesie im Geschmack der Schule wittert: so meint es damit eine Spielerey mit poetischen Formen, den Gebrauch einer fremden und veralteten Sprachweise, das Bestreben und die Einbildung, mit einfachen Dingen recht viel Bedeutendes zu sagen, ein lockeres loses Verschweben und ein

Verschwinden in leere Töne. Allerdings kann man durch eine halb fremd klingende, nicht mehr gebräuchliche Sprache den Gedichten einen gewissen Reiz geben; allein es ist auch zur bedenken, dass ein junger Dichter durch diesen fremden Reiz sich leicht selbst besticht, und wirklich zu dichten glaubt, wenn er nur einer überlieferten Weise nachlallt. Und so ist es gar häufig auch den jungen Dichtern dieses Almanachs ergangen. Da sie über sich ein Urtheil wünschen werden; so wollen wir sogar jedem einzeln den Dienst erweisen. — *Amalie* dichtet mit zarter Empfindung und vieler Natürlichkeit, ist im Ausdruck nur selten fremd und ungewöhnlich; ihre Gedichte: *Spätherbst* und *Sprache*, sind zu loben. *Chamisso* treibt Spielerey, will anspruchlos bedeutend seyn, und ist leer. *Conz*, der sich hieher wohl nur verirrt hat, giebt ein Gedicht, das regelmäsig und ziemlich gut ist. *— d* bearbeitend mit Geschmack. *Floridan* singt einfältiglich nach Art des alten Gesangbuchs. *Fouque* ist herzig, mit Eigenthümlichkeit, doch nicht ohne den schädlichen Einfluss des Fremdethuns. Das Schlachtfeld von ihm ist in der Anlage gut, oft schauerlich, doch überladen, und mit Aussenwerken den Eindruck störend. *Hebel*, hier auch ein Fremdling, liefert ein Gedicht mit schön naivem Eingang, doch mit einem zu lehrreichen Schluss. *Helmina* mit Gefühl, doch nicht ohne sentimentale Spielerey; ihr Abschiedslied ist schön, mit regem Ausdruck. *Justinus Kerner*, mit Anlage zur romantischen Poesie, jetzt noch zu sehr in Dunkelheit sich verlierend. *Graf Eberhard* und *Morgengefühl* von ihm sind originell. *Friedrich Kölle* — mehr Verstand als Phantasie. *Franz Küninger* — etwas wunderlich. *Kurd* trifft ziemlich glücklich den alten Volkston in Mährchen und Schwänken. *L. N.* sucht im Spiel mit Formen höhere Bedeutung, aber vergebens. *Otto Heinrich, Graf von Löben* will in Einfalt überschwenglich seyn, bleibt aber in der ersteren. *Aug. Mayer* trifft es nur einmal, in *Vorboten*, einfach, beseelt, im Übrigen zu körperlich. *Karl Mayer* gewöhnlich in den Gedanken. *Rosa Marie* — leichte Naivetät. *Sch.* — Epigramme, verständig, nicht viel sagend. *Gustav Schwab* mit poetischer Stimmung, doch mit dem Formenspiel noch im Dunkeln tappend. *Uhland* mit Talent, das er durch Spielerey verdorben. *Varnhagen* bleibt ebenfalls in Worten hangen. *Volker* übt sich im Ton der Volkslieder. Sein dramatisches Fragment hat keinen übeln Gedanken und verräth Geist. — Aus diesem registrirenden Urtheil kann zugleich das lesende Publicum ersehen, dass in diesem Almanach doch auch manches Gute vorkommt. Schon manches schöne Talent ging leider dadurch verloren, dass es mit einem besonderen Streben nach Kunstpoesie sich in die Fremde begab, und nachher nirgends eine Heimat oder Aufnahme finden konnte. Bedenkend, dass jedes Land und jede Zeit ihre eigene Poesie haben müsse, und dass ohne die Zeit auch keine Ewigkeit sey, möchten wir manchem fremdthuenden jungen Dichter gern mit Freundlichkeit zurufen: Komm herein, was willst du draussen stehn! T. Z.

DRESDEN: *Vergissmeinnicht für edle Schwestern.* 1811. 2 Bändchen. 160 u. 172 S. kl. 8.

„Diese kleinen Gedichte" — sagt die edle Verfasserin, *Catharina, Baronin von Falkenstein*, in der Vorrede — „sind schwache Versuche einer schüchternen Muse, und zugleich die einfachen Blüthen der wenigen Feyerstunden, die mir die Sorgen für eine zahlreiche Familie übrig liessen. Ich wage es, sie bekannt zu machen, nicht nur, weil der Gedanke meinem Herzen wohlthut, vielleicht mit einigen meiner edlen Mitschwestern, mit denen ich mich durch die Liebe zum Schönen und Guten so innig verschwistert fühle, hiedurch eine Art geistiger Bekanntschaft anzuknüpfen, sondern auch, weil ich denjenigen unter ihnen, deren persönlicher Bekanntschaft ich mich zu erfreuen habe, ein kleines Denkmal der Freundschaft zu stiften wünschte." Diese poetischen Versuche, welche grösstentheils in kleinen Liedern bestehen, machen also auf eigentlichen Kunstwerth keine Ansprüche; aber loben kann man an ihnen, dass die edelsten Gesinnungen über Religion und Tugend, über Liebe und Freundschaft, über Kunst- und Natur-Genuss aus leichten, ziemlich fliessenden Versen zum Gemüth, und noch mehr zum Verstande sprechen. Durch Kraft und Ausdruck zeichnen sich aus: *Amynts Klagen* und *das Gewitter*, und durch Naivetät *der Freyer*. Sollten wir die Vfn. zu kunstgemässen Producten ermuntern: so wäre es in der Manier des letzteren Gedichts, aber dann müsste auch überhaupt die Richtigkeit der Reime mehr beobachtet werden. Unkundigen kann man *Bürgers Hübnerus redivivus* oder *Versuch einer Theorie des Reims von St. Schütze* empfehlen. L. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Hamburg, b. Gundermann: *Hochzeitsgedicht*, von *Friedrich Schiller*. 1810. 11 S. 8. (2 gr.) Obgleich dieses Gelegenheitsgedicht Spuren der Eile und Flüchtigkeit, womit es verfertigt worden, an sich trägt: so zeigt es doch in der deutschen Kraft des Ausdrucks und in der Gesinnung so viel *schillerschen* Geist, dass es wohl einer öffentlichen Bekanntmachung und allgemeineren Verbreitung, die indess durch einen vielgelesenen Almanach noch besser erreicht worden wäre, würdig war, und es könnte überdiess vielleicht interessiren, zu wissen, in welcher Lage und zu welcher Zeit *Schiller* das Gedicht niedergeschrieben habe, weil daraus eine besondere, durch Umstände veranlasste Gemüthsstimmung, ein Gefühl verschmähter Liebe und getäuschter Phantasie, hervorzugehen scheint. T. Z.

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

Monatsregister

vom

März 1812.

I. Verzeichniss der im Monat März in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des März.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1812.

NEUNTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition,
1812.

Num. 66.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 APRIL, 1812.

THEOLOGIE.

Duisburg u. Essen, b. Bädecker u. Kürzel: *Philalethia.* Eine Zeitschrift für Lehrer und nachdenkende Freunde der Religion, in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von D. *Joh. Wilh. Reche*, ev. luth. Prediger in Mühlheim am Rhein u. s. w. Eine Fortsetzung der vom Hn. O. C. R. *Natorp* herausgegebenen Quartalschrift für Religionslehrer. 1810. 1 B. 1—3 Heft. 612 S. 8. (2 Rthlr.)

Wer die *natorpsche* Quartalschrift, und aus derselben den würdigen Herausgeber kennt, wird sich von der Tendenz und dem Werthe dieses neuen Journals leicht einen Begriff machen. Hier sollen nicht nur Prediger, sondern alle nachdenkenden Freunde der Religion, sowohl in als ausser Westphalen Belehrung, Unterhaltung und Nahrung für Verstand und Herz finden; auch die Mitarbeiter sollen nicht allein aus dem Kreise des Herausgebers, sondern können auch aus der Ferne seyn. Um so eher kann etwas Vorzügliches geliefert werden, um so eher kann die Schrift durch Abwechselung reizen; und der Name des Herausgebers bürgt dafür, dass er es an einer guten Auswahl nicht fehlen lassen werde.

Immer werden zwar hauptsächlich Theologen an dieser Zeitschrift Interesse finden; auf sie ist auch wohl die ziemlich vollständige und wohlgeordnete Übersicht der theologischen Literatur des Jahrs 1808, S. 428 ff., die auch für die folgenden Jahre gegeben werden soll, mit den Notizen und Reflexionen, die neueste protestantische Literatur in Frankreich betreffend, S. 462 ff. berechnet, und die mehreren Taufreden des Hn. Pred. *Gittermann* in Emden, die zu wenig Verschiedenheit des Inhalts und der Darstellung haben, werden ebenfalls nur Predigern einigermaßen lesenswerth dünken. Das Übrige ist von der Art, dass jeder gebildete Verehrer der Religion es mit Nutzen und Vergnügen lesen wird.

Die Abhandlungen, die das erste, *theoretische*, Fach füllen, lehren uns zwar nichts Neues; doch verdient das, was über religiösen Sinn und Religiosität von *J. F. Möller* und dem Herausgeber S. 73, über die Offenbarung durch das Gewissen von *C. J. J. Besserer* S. 239, und über Religionsvereinigung von *Chr. G. Br.* und dem Herausgeber gesagt wird, zu allen, besonders unseren Zeiten, sehr beherzigt zu werden, damit Verstand und Gefühl zugleich für die Religion benutzt, das Historische des Christenthums weder bey Seite gesetzt, noch für die Hauptsache bey dem Religionsunterricht angesehen, und alle Projecte zu einer Vereinigung der christlichen Parteyen gehörig gewürdiget werden. Wenn Hr. Pr. *Busch* in Dinker S. 221 ff. die Frage aufwirft, woher das gesunkene Ansehen des öffentlichen Gottesdienstes kömmt, und bloss diejenigen Ursachen aufsucht, die nicht in dem Predigerstande, sondern in dem Geiste und den Umständen der Zuhörer liegen: so ist das zwar ganz zweckmässig, in sofern diese periodische Schrift nicht bloss Predigern gewidmet ist; es hätte aber doch berührt werden sollen, besonders da gewiss die meisten Leser der Abhandlung aus dem Stande der Religionslehrer seyn werden, dass diese weit mehr thun könnten, als von ihnen geschieht, um der überverfeinerten Sinnlinge, der vorgeblichen Schwächlinge, und der freudensüchtigen Weltlinge, welche (wie es wohl gewiss ist) die vornehmste Schuld von der jetzt so sehr verbreiteten Kirchenscheu tragen sollen, weniger zu machen. Wenn alle Prediger wieder, wie ehemals, in Einem Geiste wirkten, wenn keiner unter ihnen, selbst nicht in guter Meinung, dem Zweck seines Amts entgegenarbeiten könnte: so würde man bald sehen, dass ihr Einfluss noch so gross wäre, als ehemals. Freylich muss die Polizey mitwirken; aber der Predigerstand kann nach Rec. Meinung es dahin bringen, dass auch der obrigkeitliche gern zum Zweck der Religion mehr thun wird, als er thut. Die Schuld seiner geringen Wirksamkeit auf Andere schieben, hilft wenig; besser ist es, dass man sich zutraue, mit Hülfe Gottes recht Viel, auch das Unerwartetste, leisten zu können, wenn man mit Klugheit, Redlichkeit und Eifer das Seinige thut. Wer hält sich für einen überverfeinerten Sinnling (das Wort will Rec. weiter nicht beurtheilen), oder für einen vorgeblichen Schwächling, oder freudesuchenden Weltling? Sollen diese die Last tragen: so wird sie immer Einer auf den Anderen wälzen.

Das 2te, *praktische*, Fach enthält weder Predigten noch Dispositionen, aber einige Vorlesungen und Reden, die doch viel vom Predigtton an sich haben, wiewohl sie dadurch nicht getadelt werden sollen. Die Parabeln, Lobgesänge, Lehrgedichte, Lieder und Cantaten werden Freunde religiöser Poesie mit Vergnügen und Erweckung lesen. Aber eine Taufrede von Hn. D. *Krummacher* muss Rec. um so mehr tadeln, als der Name des Vfs. und gewisse scheinbare Vorzüge, die sie durch die poetische Kunst desselben erhält, ihr Beyfall und Nachahmer verschaffen könnte, welches Rec. nicht wünscht. „Die Taufhandlung, heisst es hier, ist uns ein Beweis, dass wir — den

Garten Eden hinter uns — aber auch, daſs wir einen anderen Garten Eden vor uns haben. Das ſey uns geſagt, die wir Zeugen ſind dieſer feyerlichen Handlung. Aber es iſt billig, daſs ich dem jungen angehenden Hohenprieſter und Könige, denn dazu ſoll er jetzt geſalbet werden, ſeine Ehre anthue, und zu ihm ſelber rede. Sey mir von Herzen gegrüſst, kleiner Pilger — kleiner König. Ich bringe dir in tiefer Demuth meines Herzens meine Huldigung dar." (Iſt der Prediger nicht ein groſser König, wenn der Täufling ein kleiner iſt, und ſoll jener dieſem huldigen?)—„Die Sündfluth—haſt du hinter dir, und ich verkünde dir Kraft meines Amts, daſs du von nun an auch deinen gebührenden Antheil haben ſollſt an dem ſiebenfarbigen himmliſchen Bogen, der ſich über uns wölbet, wenn es vor uns regnet und ſtürmt und hinter uns die Sonne ſcheint. Auch den Durchgang durch das rothe Meer haſt du überſtanden (wird darin nicht mancher Spötter eine Zweydeutigkeit finden?), aber es liegt nun noch eine Wüſte zwiſchen dir und dem Lande Canaan. — Es wird dir nicht an Manna fehlen und Wachteln. — Wenn du eine Zeitlang die Wüſte durchwandelt haſt, dann wird ein Sinaiberg mit ſeiner Koppe ſich vor dir erheben — es wird ein Streit ſeyn in dir zwiſchen dem goldenen Kalbe dieſer Welt und dem ernſtblickenden Geſetz u. ſ. w." Doch genug! Wer wird ſolche Allegorie in einer Taufrede zweckmäſsig nennen? Wir haben ja dieſe Geſchmackloſigkeit ſchon längſt entweder verlacht oder bemitleidet; ſollen wir ſie jetzt wieder billigen, damit die Kraft der Religion durch Poeſie verſtärkt werde, oder der Prediger Gelegenheit habe, ſeinen Witz zu zeigen? Wir wünſchen es nicht.

Im dritten, *literäriſchen*, Fach ſind mehrere Auszüge aus neuen zum Theil ſehr bekannten Schriften. Sie ſind zwar gut gewählt und leſenswerth; Rec. aber kann dergleichen Übertragungen aus einem neuen Buche in ein anderes nicht billigen. Auf dieſe Weiſe ſollte man die Zahl oder Gröſse der Bücher am wenigſten vermehren.

Das 4te, *hiſtoriſche*, Fach, wohin auch ein angehängtes Intelligenzblatt gehört, giebt einige nicht uninтereſſante Nachrichten, theils aus den Umgebungen des Herausgebers, theils aus etwas weiterer Ferne. Rec. enthält ſich aber, deren hier einige auszuheben. Einige ſind auch ſchon auf anderen Wegen bekannt worden; und wenn ſie es nicht ſind: ſo werden vielleicht noch Manche dadurch zum Leſen dieſer Zeitſchrift angelockt, welches Niemanden leicht gereuen wird.

Dfr.

ERLANGEN, b. Palm: *Leitfaden zu einer feſten Überzeugung von den Wahrheiten der Chriſtusreligion, auf den weſentlichen und unveränderlichen Beſtandtheil der Wahrheit ihrer Wohlthätigkeit gebaut*, ein Verſuch von *Johann Friedrich Fick*, Diaconus zu Solbiz und Prediger zu Marlesreuth. 1811. XII u. 237 S. 8. (16 gr.)

Der Titel des Buches giebt (obgleich vielleicht in Abſicht der Wortverbindung nicht Allen verſtändlich) ſchon die ganze Gedankenreihe und Schluſsfolge der Unterſuchungen des Vfs. an. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über Wahrheit und Irrthum, und nach der Vergleichung beider unter einander, ſetzt er S. 12 das Kriterium, den weſentlichen und unveränderlichen Beſtandtheil der Wahrheit, „in ihre *Wohlthätigkeit*, wie im Gegentheil das Kriterium des Irrthums in ſeine *Schädlichkeit* für denkende und fühlende Weſen," wobey er, zur Verhütung des Miſsverſtändniſſes, bemerkt, daſs jene Wohlthätigkeit nicht mit dem ſinnlichen Wohlbehagen, welches ſich auch am Irrthum finden laſſe, verwechſelt werden, ſondern aus hellen Überzeugungen einer gebildeten, recht angewandten Vernunft hervorgehen müſſe. Nach dieſer Vorausſetzung unterſucht er im *zweyten* Abſchnitt die vorzüglichſten Bedürfniſſe des Menſchen, denen durch die Religion abgeholfen werden ſolle: „ſinnliche Bedürfniſſe; — geiſtige Bedürfniſſe; — Bedürfniſs der Wahrheitserkenntniſs; — Tugendbedürfniſs; — Bedürfniſs des Zutrauens und der daraus flieſsenden Ruhe; — Hoffnungsbedürfniſs; Bedürfniſs des Wiederſehns unſerer Freunde nach dem Tode; — Glaubensbedürfniſs." — — Auf deren weitläuftige Auseinanderſetzung wird nun der Schluſs gebauet: „weil die chriſtliche Religion dieſe Bedürfniſſe insgeſammt völlig befriedige (welches unter Wiederaufführung derſelben Rubriken umſtändlich dargethan wird): ſo ſey dieſelbe für unbeſtreitbar wahr und göttlich anzuerkennen." Dieſe Deduction hat allerdings viel Anziehendes, für ſich Einnehmendes; ſie kann in manchen, ſelbſt gebildeten Leſern, die Überzeugung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion wohl befeſtigen, wenn vorher ein guter Grund zu derſelben gelegt iſt. Von dieſer Seite betrachtet hat die Schrift unſtreitig ihren Werth, und darf mit Recht nachdenkenden Leſern empfohlen werden, da ſie ohnediess in einer ſehr unterhaltenden Schreibart vorgetragen iſt. Ob ſie dagegen den tieferen Denker und Zweifler überall befriedigen werde, dürfte eine andere Frage ſeyn. Was zuvörderſt die Baſis des Ganzen, das aufgeſtellte Kriterium der Wahrheit, überhaupt betrifft: ſo ſcheint der Vf. die (metaphyſiſche) *objective* Wahrheit mit der (logiſchen) *ſubjectiven* (der Wahrheitserkenntniſs) zu verwechſeln. In Vorausſetzung eines weiſen und gütigen Urhebers aller Dinge, gilt von der erſtern jene Behauptung der allgemeinſten Wohlthätigkeit wohl unbeſtreitbar; in Hinſicht der letztern (der Wahrheitserkenntniſs) iſt gleichfalls jene Wohlthätigkeit eine Selbſtfolge, wenn ſie richtig aufgefunden iſt. Indeſs wird doch ihre innere Wahrheit, ihre gröſsere oder geringere Evidenz erſt anderweitig zu erweiſen ſeyn. Sie auf die Wohlthätigkeit bauen, würde heiſsen die Schluſsfolge umkehren, und könnte bey den vielfachen Inconſequenzen der menſchlichen Erkenntniſſe und Gefühle in einzelnen Fällen leicht ſehr täuſchend werden. — Wenn der Vf. (S. 24) wider das von Anderen aufgeſtellte Kriterium der Wahrheit, „daſs ſie ſich durch ihre *Unwandelbarkeit* und *Währung*, durch die *Nothwendigkeit* des ſo und nicht anders ſeyn können, oder auch durch die *Übereinſtimmung* einer Kenntniſs mit dem Gegenſtande, dem menſchlichen Geiſte offenbare" — die vielfachen abweichenden Syſteme

der Philosophen aufführt: so hat er wahrscheinlich übersehen, dass man denselben Grund, der Erfahrung zufolge, auch wider das seinige erheben könne, hat die vielfachen Streitigkeiten nicht erwogen, welche unter christlichen Exegeten und Religionsphilosophen über das, was eigentlich Christusreligion sey, was in derselben allgemein oder temporell und local, was eigentliches Dogma oder nur Methode sey, noch immerdar unbeygelegt herrschen. Wenn gleich die verschiedenen Überzeugungen darüber immer subjectiv und individuell bleiben werden: so dürfte doch Jeder zur Begründung der seinigen nicht zuerst nach der Wohlthätigkeit eines Lehrsatzes fragen, weil diese mehr Angelegenheit fürs Gefühl, als für die Verstandeseinsichten; er wird vielmehr seine Haltbarkeit nach exegetisch-historischen Gründen, und nach der Übereinstimmung mit der sonstigen Consequenz seines philosophischen Denkens prüfen müssen. Der S. 14 ff. in Form einer Prosopopoeie aufgeführte Streit zwischen der Wohlthätigkeit und Schädlichkeit, über Wahrheit und Irrthum, gehört als dichterische Fiction eigentlich nicht in die Reihe kaltblütiger Untersuchungen. — Bey der Aufstellung der verschiedenen menschlichen Geistesbedürfnisse, denen die Religion genügen soll, sind diese auch zu sehr zerspalten: denn das Hoffnungsbedürfniss ist mit dem Glaubensbedürfniss aufs engste vereinigt, und unter beide ist das Bedürfniss des Wiedersehns nothwendig zu rechnen. Die Darstellung würde bey einer solchen Vereinigung weit concentrirter geworden seyn. Auffallend wird es Manchem seyn, dass der Vf. das Glaubensbedürfniss nicht mit unter diejenigen rechnet, welche die christliche Religion befriediget: denn wenn gleich das Bewusstseyn von ihrer Wahrheit und Göttlichkeit im Allgemeinen sich bis zur Überzeugung erheben kann und muss: wie viel einzelne Wahrheiten derselben bleiben nicht immer noch Gegenstände des Glaubens! Es wäre daher sehr an der rechten Stelle gewesen, zu zeigen, *wie* sie denselben begründe. — Ungern hat auch Rec. in diesem Buche wieder S. 103, 115 u. a. die Äusserung gefunden, „dass die blosse Vernunft uns in dieser und jener Religionswahrheit, oder in Hinsicht dieses und jenes geistigen Bedürfnisses nicht weit genug erheben könne.“ Diess pflegte immer die Sprache der strengen Vertheidiger einer unmittelbaren wundervollen Offenbarung zu seyn. Ob der Vf. diese in Schutz nehme, darüber hat er sich nicht bestimmt erklärt; indess scheint er, nach verschiedenen milderen Äusserungen, in dem Abschnitt, der die Wohlthätigkeit der christlichen Religion darstellt, sich mehr nur zur Annahme einer ausserordentlichen Leitung der göttlichen Vorsehung bey der schriftlichen Offenbarung hinzuneigen. In dem Fall aber ist jener Ausdruck äusserst unbestimmt, indem wir uns nicht einmal herausnehmen dürfen, die Art der Nachhülfe, in welcher Gott durch Einzelne auf die Gesammtheit gewirkt hat, genauer zu erklären. Die Verkündigung der christlichen Lehre durch Jesum und die Apostel ist eine Thatsache; was durch sie bewirkt ist, liegt uns in der Geschichte und Erfahrung vor Augen; was ohne sie, vielleicht auf andere Weise, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, zu bewirken möglich gewesen wäre, wer wagt das zu bestimmen? Zudem spricht ja die christliche Religion beständig an die Vernunft; die Vernunft überzeugt sich aus der Natur ihrer Lehren selbst von ihrer Wahrheit und Göttlichkeit, und hält diese Vernunftmäsigkeit (auf welche sich am Ende auch die ganze in der Darstellung ziemlich gerathene Apologie des Vfs. für das Christenthum bezieht) für ihren entschiedensten Vorzug. Wozu denn die müssige, unbestimmte und unbestimmbare Untersuchung, wie weit die Vernunft (Einzelner? oder Aller? jedwedes Menschen? oder vorzüglicher Köpfe?? —) wohl hätte führen können? — S. 213 scheint der Vf. den bisherigen Gesichtspunct seiner Darstellung, die innere Wohlthätigkeit der Christenthumslehren, ganz zu verlassen, und sie in die Region einer höhern unmittelbaren Autorität herüberzuführen, welches die Consequenz ein wenig unterbricht. Wer nicht ganz streng an der Idee des Unmittelbaren hängt, fasst bekanntlich die schöne Darstellung seiner persönlichen Würde und Lehrervollmacht, unter welcher Jesus auftrat, in einer anderen Ansicht, als hohe Lehrerweisheit für seine Zeitgenossen, und die erwiesene Vortrefflichkeit seiner Lehre berechtiget noch jetzt jeden christlichen Lehrer, sie im populären Religionsvortrage ohne weiteres Eindringen in einen geheimnissvollen Sinn derselben beyzubehalten, demnächst auch die schöne paullinische Deduction Röm. 8, 31 (welcher die durchaus wahre Idee des erhabensten Lieblings Gottes unter den Menschen zum Grunde liegt) als Ansprache an das zarteste menschliche Gefühl zu benutzen. Und bey philosophischer Untersuchung muss die Autorität der Sache von der Autorität der Person stets genau geschieden werden. Die Behauptung des Vfs. endlich S. 54 wider einen an der Unsterblichkeit zweifelnden Pädagogen: „dass er bey diesem System seine Zöglinge durch höhere Geistes- und Herzens-Bildung nur unglücklicher mache,“ möchte, wenn auch zehn „würdige Freunde ihr Allerdings noch so kräftig beyfügten,“ nicht ganz haltbar seyn. Denn erstlich führt der Vf. ja nicht an, dass dieser Pädagog seine Zöglinge bestimmt auch zu solchen Zweiflern zu bilden gesucht habe; und dann ist die bestmöglichste Bildung der Jugend für den Lehrer erweislich eine unerläsliche Pflicht, die Unsterblichkeit der Seele hingegen Sache des Glaubens, in welcher die noch unbesiegbaren Zweifel den redlichen Forscher, der gewiss lieber glauben möchte, wenn er es über sich gewinnen könnte, nie verdammen werden.

WRth.

Hirschberg, b. Thomas: *Katechismus der christlichen Lehre in Grundsätzen des Denkens und Handelns zum Auswendiglernen für Kinder von acht bis vierzehn Jahren*, geordnet in funfzig Wochenlectionen. Mit einer Vorrede. 1807. 126 S. 8. (5 gr.)

Der Gedanke, den der Vf. mit nicht gemeiner Geschicklichkeit ausgeführt hat, schwebte dem Rec. oft vor, und er machte einige, aber nicht gelungene Versuche; er glaubte, dass das Werk für ihn zu schwer

ſey, und lieſs es liegen. Um ſo mehr fr te r ſich über dieſe Erſcheinung, ob ſie gleich auch nur, nach des Vfs. eigener Bemerkung, ein Verſuch iſt. Wir wollen den Vf. ſelbſt hören. Nachdenken und Erfahrung, ſagt er, habe ihn zu der feſten Überzeugung gebracht, es werde auch in den beſten Katechiſmen und Katechiſationen das Gedächtniſs der Kinder zu wenig in Anſpruch genommen, und das, was auch etwa noch zum Auswendiglernen aufgegeben werde, habe eine Form, die dieſem Geſchäfte und dem Behalten eher hinderlich als förderlich ſey u. ſ. w. Auch von der Religion wiſſe der Menſch nur ſo viel, als er im Gedächtniſs feſt halte u. ſ. w. Aus dem Gedächtniſſe müſſen die zum Handeln nothwendigen religiöſen und moraliſchen Grundſätze mit Leichtigkeit und zu jeder Zeit hervorgerufen werden u. ſ. w. Gegenwärtiges Lehrbuch ſey alſo, ohne ſich den Anfoderungen des Verſtandes zu entziehen, vorzüglich auf das Gedächtniſs der Kinder, ihr Herz, Gefühl und Leben berechnet und ſey mehr für den Schüler als für den Lehrer beſtimmt u. ſ. w. Es enthält ſentenzenähnliche Sätze in der Form eines Selbſtgeſprächs (doch iſt das, wie leicht zu erachten, nicht durchaus der Fall, am allerwenigſten in theoretiſchen Sätzen) — kräftige Bibelſprüche — zweckmäſsige leicht verſificirte Liederverſe. Alles recht gut. Allein iſt in dieſen Aphoriſmen für Kinder von 8—14 Jahren nicht Vieles zu hoch und zu ſchwer? Klingt Vieles in dem Munde des Kindes nicht ſonderbar, wovon es in ſeinem Alter noch keine Anwendung machen kann? Dieſe Fragen beantwortet der Vf. ſo, daſs ſein Augenmerk bey Abfaſſung der Aphoriſmen, bey Auswahl mancher Bibelſtellen und Liederverſe mehr auf den künftig handelnden und leidenden erwachſenen Menſchen als auf das lernende Kind gerichtet ſey, und bey zunehmendem Alter würde der in das Gedächtniſs niedergelegte Stoff immer mehr Licht bringen. Auch dieſs läſst ſich hören. Aber die Frage iſt: Ob Kinder von 8—14 Jahren eine ſolche Menge Aphoriſmen, Sprüche und Liederverſe lernen und behalten können? Ob ſie dieſelben, wenn ſie ſie zumal mit nicht gehörigem Verſtande gelernt haben, nicht leicht wieder vergeſſen? Ob nicht bey ſo häufigem und regelmäſsigem Auswendiglernen religiöſer Sätze die Aufmerkſamkeit mehr auf das Gedächtniſsgeſchäft als auf das Verſtandesgeſchäft in dieſer Sache gerichtet werde? Ob nicht der Aphoriſmen weniger ſeyn könnten? Denn das Auswendiglernen auserleſener Sprüche und Lieder iſt für die Jugend nützlicher und zweckmäſsiger. Und es könnten der Aphoriſmen weniger ſeyn, wenn bloſs auf das Weſentliche in der Religion Rückſicht genommen, und alles Dogmatiſche und Hiſtoriſche daraus verwieſen wäre? Doch wir wollen zum Werke ſelbſt ſchreiten.

Der Plan iſt leicht und einfach: Ich bin ein Menſch. Ich glaube. Ich darf nichts Böſes denken, wollen, reden, thun. Ich ſoll lauter Gutes denken, wollen, reden, thun. Ich darf hoffen, daſs mein getreuer Gott ſeine theuren Verheiſsungen auch an mir erfüllen werde. Das ſind die allgemeinen Sätze, die weiter ausgeführt werden. Zur Probe. Ich bin ein Menſch, wird ſo erklärt: Gott hat mir einen künſtlich gebauten Leib gegeben. Daſs ich aufrecht gehe, mit einem edlen Antlitz himmelwärts ſchaue — daſs ich mit biegſamen Händen die künſtlichſten Arbeiten verfertigen, im heiſsen und kalten Himmelsſtrich ausdauern kann; dieſs ſagt mir: zu etwas Beſſeren biſt du geboren, als die Thiere des Feldes! — In mir wohnt eine vernünftige unſterbliche Seele. Mit fünf Sinnen kann ich unzählige körperliche Dinge wahrnehmen und unterſcheiden. Ich kann das Abweſende mir deutlich wieder vorſtellen, das Vorgeſtellte im Gedächtniſs bewahren. Ich kann Schmerz und Freude mit Bewuſstſeyn empfinden, das Schöne und Gute, das Häſsliche und Böſe in menſchlichen Geſinnungen und Handlungen fühlen. — Von dem dogmatiſchen Geiſte des Vfs. gebe Folgendes S. 25 einen Beweis. Unter der Rubrik: Ich glaube, ſteht: Mein getreuer und wahrhaftiger Gott will, daſs ich ihn als den dreyeinigen Gott verehren ſoll. Wo ſteht das? Ferner: Jeſu, dem vollgültigen Verſöhner der Welt, traue ich in Einfalt und Demuth (doch nicht mit Verleugnung der Vernunft? das wäre eine traurige Einfalt.) — Seines blutigen Todes reines Opfer (was denkt ſich das Kind dabey?) erwarb mir Gottes verſcherzte Huld, Vergebung der Sünden. Iſt das wahr? Iſt das möglich? Glaubt das der Vf. bey ſeinen ſonſt übrigen hellen Begriffen von Gott? Und wird denn die verſtändiger werdende Welt das immer glauben? Schütteln nicht auch jetzt ſchon manche Laien dabey die Köpfe? Und ſollte dieſe ſo ſehr angeprieſene Lehre nicht vielmehr erkünſteltes als natürliches Volksbedürfniſs ſeyn, und dem Lichte der Vernunft einmal weichen müſſen? Wie kann man ſolche Lehren zu allgemeinen Volkslehren machen wollen? Der praktiſche Theil iſt dem Vf. beſſer gelungen, und er empfiehlt ſich auch durch eine anſchaulichere und eindringendere Form. Unſerer Idee nach muſste ein ſolcher Gedächtniſskatechismus möglichſt rein und ein Inbegriff lauter denkbarer moraliſch-religiöſer Wahrheiten ſeyn — möglichſt kurz und vollſtändig — durchaus faſslich und einleuchtend, und in einer gefälligen ſchönen Form, und überdieſs alles wohlgeordnet und verbunden und ein leicht zu überſehendes Ganzes ſeyn. Daſs der vorliegende Katechismus dieſe Vollkommenheiten, wo nicht alle, doch gröſstentheils in ſich vereiniget, iſt bey einem Verſuche von der Art Empfehlung genug, und Rec. zweifelt nicht, daſs wir auch dadurch wieder in dieſem Fache dem Ziele der Vollkommenheit einen Schritt näher gekommen ſind.

φ

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Chriſtliche Religionsgeſänge für Bürgerſchulen.* Zunächſt für die Rathsfreyſchule in Leipzig. Fünfte, unveränderte Auflage. 1811. X und 558 S. 8. (6 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 APRIL, 1812.

JURISPRUDENZ.

Breslau, b. Korn d. Ä.: *Repertorium aller die Kriegslasten, Kriegsschäden und Kriegseinquartirungen betreffenden neueren Gesetze und Verordnungen, nebst vollständiger Literatur.* Ein Handbuch für Juristen, Cameralisten, Einquartirungs-, Municipal-, Servis- und Polizey-Beamte. Von *Karl Wilhelm Friedrich Grattenauer*, Dr. der Rechte, Redacteur des königl. preussisch-schlesischen Intelligenzblatts u. s. w. 1810. Erster Theil. 138 u. 272 S. Zweyter Theil. 66 u. 86 S. 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun: sang einst der unsterbliche Dichter. Das Buch, mit dem wir uns jetzt beschäftigen wollen, nebst so manchem anderen der neueren Zeit, dient zum Beweise, dass es auch dann, wenn die Könige zerstören, für die Kärrner zu thun gebe. Kärrner-Arbeit, und recht eigentliche grobe Kärrner-Arbeit, ist dieses Repertorium. Verordnungen und Schriften, welche in die auf dem Titel genannten hochnöthigen und desswegen hochwichtigen Materien einschlagen; Altes und Neues, Gutes und Schlechtes findet man zusammengeschleppt; und je nachdem es dem Vf. für gut geschienen, oder ihm Hülfsmittel zur Hand gewesen sind, ist uns das, was uns anderswo schon gegeben worden, noch einmal *in extenso* mitgetheilt oder näher beleuchtet und beurtheilt. Die *Verordnungen der neueren Zeit über Kriegslasten und Kriegsschäden*, welche die erste Abtheilung anzeigt, und welche als Beylagen auf 252 S. abgedruckt sind, hätten leicht um das Dreyfache vermehrt werden können; aber es würde dieses in keiner Hinsicht von grossem Nutzen gewesen seyn. Denn, einige wenige allgemeine Grundsätze abgerechnet, kömmt es bey Verfügungen über Gegenstände solcher Art hauptsächlich auf genaue Kenntniss der örtlichen Verhältnisse, auf eine richtige Beurtheilung derselben und auf freye Macht an, nach den Bedürfnissen und wirklichen Verhältnissen anordnen zu dürfen, ohne durch besondere Privilegien, Convenienzen und alte, für einen ganz anderen Zustand, als für den Zustand grosser Convulsionen berechnete Einrichtungen, und durch neue politische oder anderartige Rücksichten gebunden zu seyn. Was anderswo geschieht und geschehen ist, kann höchstens nur auf Ideen leiten, und nur auf Eines oder das Andere aufmerksam machen; wie es denn überall weit besser, aber freylich auch weit schwerer ist, den Gegenstand, mit dem man zu thun hat, zu studiren und nach seinen Localitäten zu bearbeiten, als die Schriften, und das, was Andere darüber verhandelt haben, zu lesen und anzuwenden.

Die zweyte Abtheilung hat die Rubrik: *Schriften, Entwürfe und Aufsätze, nach der Zeitfolge geordnet, mit kritischen Bemerkungen.* Der gute Altvater Mevius, der den 30jährigen Krieg zum Lehrmeister hatte, öffnet den Zug, und ihm folgen dann gleich die Schriften, welche in dem 7jährigen Kriege erschienen, und endlich die Legion derer, welche in dem nunmehro 20jährigen Kriege und Kriegszustande, in allen Theilen Deutschlands, in eigentlichen Schriften oder in Flugschriften, mit und ohne Einsicht und Beruf, das eben so reichhaltige als armmachende Thema abgehandelt, und, gleichsam für das *suave est ex magno tollere acervo* arbeitend, das schon oft Gesagte wieder gesagt haben.

Im zweyten Theile und zweyten Buche wird vom *Einquartirungs- und Verpflegungs-Wesen* gehandelt, und der 1 Abschnitt giebt die Gesetze und Verordnungen neuer Zeit; der 2 hingegen wieder Schriften, Abhandlungen, Entwürfe und Aufsätze. Dann folgen als Beylagen auf 86 Seiten Verordnungen.

Es würde Versündigung an Raum und Zeit seyn, wenn man über die zusammengetragenen Materialien etwas weiter sagen wollte. Was unter den Schriften Vorzügliches ist, ist hinlänglich bekannt; eine Prüfung der in denselben enthaltenen Ideen würde ein noch grösseres Werk erfodern, als das Buch selbst. Eine blosse Beystimmung zu der einen oder anderen aber würde gar nichts nützen. Nur ein paar Bemerkungen, wozu einige Äusserungen und Ansichten des Vfs. die Veranlassung gegeben, wollen wir mittheilen.

Es ist gar nicht zu leugnen, dass die Unbekanntschaft und Neuheit in den Geschäften, welche der Krieg mit sich bringt und nach sich zieht, manches Übel und manchen Druck vergrössere, und vielleicht gar veranlasse. Hieraus darf aber, wenn man billig seyn will, Niemandem ein Vorwurf gemacht werden, weil man in dem Zustande der Ruhe keine hinlängliche Kenntniss von den Foderungen des Kriegs erhalten kann, und weil die Anfoderungen, welche dem Kriege eigen sind, meistentheils so schnell und unerwartet kommen, und so dringend gemacht werden, dass so wenig eine Vorbereitung dazu als ein reifliches Nachdenken über die besten und zweckmässigsten Mittel und wirklicher Gebrauch der besten Mittel Statt finden kann; indem man oftmals herzlich froh seyn muss, wenn man nur den momentanen Bedürfnissen abzuhelfen im Stande ist. Dass gute obrigkeitliche Personen hier weniger Missgriffe thun, und eher auf den rechten Weg kommen werden, als schlechte, und dass besonders dieses bey sol-

chen obrigkeitlichen Perſonen der Fall ſeyn wird, welche die ihnen anvertrauten Geſchäfte und Menſchen innig lieben, und als ihre eigenen Sachen anſehen, für die ſie ſtets ſinnen und ſorgen, verſteht ſich von ſelbſt, und dieſs hat die Erfahrung hinlänglich gelehrt. Nächſt dieſem iſt es aber auch nicht wohl zu verkennen, daſs in der Natur, dem Weſen und dem Zuſtande des Kriegs und der Geſchäfte, welche mit ihm und durch ihn entſtehen, ganz beſondere Verwickelungen und Hinderniſſe liegen, die es bis zu einem gewiſſen Grad unmöglich machen dürften, auch bey der gröſsten Muſse etwas durchaus Befriedigendes und für alle Theile gleich Schonendes aufzufinden; und ſchwerlich werden Theorieen und Syſteme, ſie mögen noch ſo fein ausgeſponnen ſeyn, und ſich noch ſo ſchön ausnehmen, je das gewähren, was der Vf. in der Vorrede zu erwarten ſcheint, indem er die Hoffnung äuſsert, daſs das Erhaltungs- und Erſetzungs-Syſtem im Kriege eben ſo vollkommen werde ausgebildet werden, als das Vernichtungsſyſtem. Dieſe Hoffnung möchte wohl nie in Erfüllung kommen. Denn wenn man auch das unzweckmäſsige Vernichten und alle Schadenzufügung aus Barbarey, ſo wenig dazu auch Anſchein vorhanden iſt, für ganz ausrottbar halten will: ſo gehört doch erſtlich das Vernichten in gewiſſen Hinſichten, und bis zu gewiſſen Puncten, mit zu den Zwecken, Mitteln und Weſenheiten des Kriegs, und iſt ganz nothwendige Folge der eigentlichen kriegeriſchen Operationen; da hingegen das Erhalten und das Schonen nur eine untergeordnete Rückſicht erhält, und von dem Feinde und dem Militär überhaupt nur aus dem beſchränkten Grunde als Zweck behandelt wird, daſs man nicht vor der Zeit Mangel leide; weſshalb denn dabey weder Rückſicht genommen wird auf die Zukunft, noch auf ſolche Zweige der bürgerlichen Gewerbe und ſolche Quellen des Nahrungsſtandes, deren Störung und Verſtopfung nicht ſogleich und nicht unmittelbar fühlbar iſt. Sodann iſt, den allgemeinſten und unverkennbarſten Geſetzen der Natur zufolge, das Vernichten und Zerſtören unendlich leichter als das Erhalten und Erſetzen, und die menſchlichen Kräfte, welche bey dem beſten Willen, und bey dem gröſsten Talent, im Hervorbringen ſo höchſt begrenzt ſind, und tauſend Bedingungen und Hinderniſſen ſich unterwerfen und nachgeben müſſen, ſind, wie die Geſchichte leider genugſam lehrt, im Zerſtören beynahe unendlich, und durch faſt gar keine Bedingungen beſchränkt. Es läſst ſich daher weder erwarten, daſs bey den eigentlich kriegführenden Theilen die Sorge für das Erhalten je ein erhebliches und entſcheidendes Gewicht bey Beſtimmung der nöthigen und nützlichen Operationen des Kriegs bekommen werde, noch darf man hoffen, daſs die erhaltende und hervorbringende Kraft der einſichtsvolleſten und thätigſten Civilbeamten mit der zerſtörenden Kraft des Kriegs gleichen Schritt halten, und allenthalben hindringen kann, wohin ſich der Krieg mit ſeinen Folgen erſtreckt. Der Glaube, daſs jedes Übel ſein Gegenmittel habe, oder gar zum Guten führen müſſe, und daſs es der menſchlichen Kraft, im Einzelnen oder im Ganzen, gelingen müſſe, die Gegenmittel aufzufinden und wirkſam anzuwenden, wie Viele verkündigen wollen, und welcher ſolchen übertriebenen Behauptungen zum Grunde liegt, iſt aber nicht nur theoretiſch falſch, ſondern praktiſch ſchädlich. Denn wenn auch das richtigere Gefühl und der gerade Sinn der handelnden Menſchen es nie wird dahin kommen laſſen, daſs man gleichſam aus Grundſatz, und im Vertrauen auf einen ſolchen Glauben, Übel thut und Unheil anrichtet: ſo verleitet er doch nur zu oft zu einem unbilligen Urtheil gegen diejenigen Maſsregeln und Einrichtungen, wie nicht weniger gegen diejenigen Perſonen, deren Beſtimmung es iſt, die Wunden zu heilen, den Übeln abzuhelfen, welche die Geſellſchaft drücken, ſobald ſie nicht im Stande ſind, das zu leiſten, was man irrigerweiſe von ihnen erwartet. Dieſe Unbilligkeit, welche nicht nur der eigentliche Pöbel, ſondern vor allen anderen ſolche Schriftſteller ſich erlauben, welche als Redactoren oder Mitarbeiter an fliegenden Blättern — zu welchen, wie das Titelblatt beſagt, auch unſer Sammler gehört — ſich berufen und verpflichtet achten, über Alles, was die Zeiten bringen, ein entſcheidendes Urtheil abzuſprechen, ſchadet der guten Sache dadurch unendlich, daſs ſie das Zutrauen, die ausdauernde Thätigkeit und die ruhige Ergebung, wodurch allein jedem Übel ſeine Grenze geſetzt, und ſein Stachel genommen werden kann, ſtört, daſs die Menge dadurch verleitet wird, auf die Rechnung und Schuld ihrer Obern das zu ſchieben, was Verhängniſs und unabwendbare Folge der Natur der Dinge iſt. Wenn es wahr iſt, was unſer Sammler am Ende der Vorrede ſagt, daſs als Menſch, als philoſophiſcher Denker, Jedermann Richter ſey über das Geſetz: ſo iſt es nicht weniger wahr, daſs Niemand mehr als der Richter frey ſeyn, und ſich frey machen müſſe von aller Leidenſchaft, Einſeitigkeit, Rechthaberey und allem Eigendünkel, und daſs der Richter, ehe er ein Urtheil zu fällen ſich erlaubt, bemüht ſeyn müſſe, ſich die möglichſt vollkommene Kenntniſs von den Thatſachen, und von den Geſetzen, nach welchen der Handel zu entſcheiden iſt, zu verſchaffen. Sollte aber alles dieſes ſich finden bey Menſchen, die heute über das aburtheilen, was geſtern geſchehen iſt, und was ſie ſelbſt nur als Zuſchauer ſehr oberflächlich kennen, und die, uneingedenk deſſen, daſs der Richter wenigſtens eben ſo geneigt ſeyn müſſe zum Losſprechen als zum Verdammen, ſogleich ein Verwerfungsurtheil ausſprechen, als ſie irgendwo eine Schwäche gefunden zu haben wähnen, und die andere beſtehende Geſetze und Verhältniſſe, welche reſpectirt werden müſſen, nicht achten, oder, wie z. B. S. 29 geſchieht, mit einer Declamation niederwerfen zu können glauben!

Zu einer anderen Bemerkung giebt die Anſicht, die der Vf. von dem Requiſitionsſyſtem hat, die Veranlaſſung. Es leidet keinen Zweifel, daſs dieſes Syſtem für die militäriſchen Operationen, beſonders wenn ſolche der Art ſind, daſs die Armeen nicht zu lange auf einem Punct zuſammengedrängt ſtehen, ſondern mit der Rapidität zu Werke gehen, welche wir in den Kriegen in unſerer Nähe beobachtet haben, das zweckmäſsigſte iſt. Auch empfiehlt es ſich, ſobald einmal der Grundſatz, daſs der Krieg den Krieg

nähren müsse, in seinem ganzen Umfange angenommen worden, und in jedem Augenblick geltend gemacht wird, in mehreren Hinsichten von der ökonomischen Seite; aber es ein wahrhaft segenreiches System zu nennen, es als eine wahre Wohlthat des bekriegten Staates zu betrachten, dazu können wir uns noch zur Zeit nicht verstehen. Übrigens scheint die Geschichte zu lehren, dass der Krieg an sich, und die nothwendigen, directen und gleichsam physischen Folgen des Kriegs, für das Glück und den Wohlstand der Staaten ein so grosses und langedauerndes Übel nicht sind; dass vielmehr eben so viel und vielleicht noch mehr von den Verhältnissen abhängt, welche durch den Krieg entstehen. Ein Blick auf das ehemalige Kursachsen, in und nach dem 7jährigen Kriege, und auf die nordamerikanischen Freystaaten, die den Schauplatz für die letzten völlig geendigten, sehr verheerenden Kriege hergaben, bestätigt dieses wenigstens. Möge die Hand, welche das Schicksal einzelner Menschen wie ganzer Völker gleich wunderbar leitet, diese tröstende Lehre recht bald an allen denen bewähren, welche noch jetzt unter den Übeln des Kriegs und den Folgen desselben leiden! Gern wird die Wissenschaft, für welche diese Sammlung bestimmt ist, es sich gefallen lassen, dass sie unausgebildet bleibt und in Vergessenheit geräth; denn besser werden unsere Nachkommen daran seyn, wenn sie aufs Neue für einen Geschäftszweig sich bilden, und einiges Lehrgeld zahlen müssen, als wenn wir ihnen ein durch die Erfahrung völlig ausgebildetes musterhaftes System, und eine durch Übung erlangte Virtuosität hinterlassen. PN.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Abriss eines Systems der Pandekten*, nebst Bemerkungen über die systematische Behandlung dieser Disciplin, von *Friedrich Bergmann*. 1810. 235 S. 8. (16 gr.)

Man erhält hier eine für Vorlesungen bestimmte Pandekten-Tabelle, welcher von S. 139 an eine Description der vorzutragenden Disciplin und Einiges zur Rechtfertigung der gebrauchten Methode beygefügt ist. Der besondere Theil zerfällt in acht Bücher, deren Zusammenhang der Vf. S. 212 so erläutert:

I. Jus strictum.
- A. Rechte, deren entferntes Object kein Vermögen ist. 1 Buch oder Personenrecht.
- B. Rechte, deren entferntes Object Vermögen ist.
  - 1) Einfache Vermögensrechte.
    - a) An Sachen in enger Bedeutung. 2 B. od. Sachenrecht.
    - b) An Handlungen. 3 B. od. Obligationenrecht.
    - c) Gemisch von beiden. 4 B. od. Pfandrecht.
  - 2) Zusammengesetzte Vermögensrechte.
    - a) Einleitung.
    - b) Rechte des Vermögens eines Abwesenden. } Das 5 B.
    - c) Rechte des Vermögens eines Verschuldeten. } Das 5 B.
    - d) Einfluss der Familienrechte auf das Vermögen. 6 B.
    - e) Erbrecht. 7 B.

II. Restitutiones in integrum. 8 B.

Die Tabelle dient, wenn auch nicht unmittelbar der Wissenschaft, doch der weiteren Verbreitung nützlicher Kenntnisse, und aus dem Anhange ergiebt sich des Vfs. in mehrerer Hinsicht richtige Ansicht des römischen Rechts von seiner praktischen Seite. Allein sein Unternehmen würde zweckmäsiger geworden seyn, wenn er aus der gewohnten Classification der Institute herausgegangen wäre, den Zweck der bürgerlichen Rechtspflege analysirt, und sich so die ersten Theilungsgründe seiner Wissenschaft verschafft hätte. Er würde dadurch seinen Zuhörern die starke Scheidewand zwischen der Theorie und Praxis hinweggerissen, und eine Lücke ausgefüllt haben, welche bisher, da vor Entscheidung eines Rechtsfalls es unumgänglich nothwendig ist, die erlangten Notizen dem vorgesetzten Zweck gemäss zu ordnen, und doch nicht jeder die Gabe des weiten Überblicks und des Systematisirens hat, den Praktikern zum Verdruss und der Rechtspflege zum Nachtheil gereichte. ✠.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Voss: *Gallerie häuslicher Denkmale, In XII Kunstblättern*. Zur geschmackvollen und zweckmäsigen Verzierung der Wände eines Wohnzimmers oder Cabinets. (Grosse Ausgabe; nach Beschaffenheit der mehreren oder wenigeren Reichhaltigkeit, jedes einzelne Blatt 2 Rthlr., 1 Rthlr. 12 gr., oder auch nur 1 Rthlr.)

Die Unternehmung, deren Anzeige wir zu machen gedenken, ist gegründet auf die fast allen Menschen gemeine Neigung, sich der Zeit und Umstände bedeutender Lebensereignisse oft und gern zu erinnern. Schmerz, Mühe und Gefahren haben in der Erinnerung wenig Herbes mehr; ja oft ist es süss, an vorübergegangenes Leiden zurück zu denken. Vergnügte und glückliche Momente aber geniessen wir, indem sie uns ins Gedächtniss zurückgerufen werden, zu wiederholten Malen. Dieses nun sollen die XII vorliegenden Kupferstiche, als Zimmerverzierung angewandt, bewirken. Sie bestehen alle ausser einem (einer Stammtafel) in schön gestochenen, grossentheils auch angenehm erfundenen Landschaften, worin die staffirenden Figuren und andere Nebenwerke nach dem Zweck eines jeden Blatts allegorische Bedeutung haben. An den Seiten der Blätter stehen niedliche Arabesken, und über der Landschaft, so wie unter derselben, ist der nöthige Raum gelassen, für die das Ereigniss, dem das Blatt besonders gewidmet ist, näher bezeichnenden Inschriften.

Eine Specialanzeige des Inhalts aller Blätter wird uns Gelegenheit darbieten, über den Werth der Erfindung sowohl, als über die Ausführung eines jeden, das Erfoderliche anzumerken.

No. I. *Berufsantritt*. In einer mit Bäumen reich bewachsenen, und von einem Fluss durchströmten einsamen Gegend hat ein junger Mann, wie es scheint, eben die Hütte erbaut, und ist noch beschäftigt, vor derselben eine Säule aufzurichten, welche Ranken des Weinstocks zur Stütze dienen soll. Man hat alle Ursache, mit der Erfindung dieses Stücks zufrieden zu seyn, eben so mit dem Geschmack der Anordnung der Theile, und selbst mit dem gefälligen malerischen Effect des Ganzen.

No. II. *Der Familienbund*. Auch dieses Blatt enthält eine liebliche, aber mit Gegenständen beynahe überflüssig reich ausgestattete Landschaft. Vor der einfachen ländlichen Wohnung im Vordergrund geht die Verlobung eines Mädchens mit einem Jüngling in Ge-

genwart der Ältern vor. Man möchte hier ein wenig breitere Massen von Licht und Schatten wünschen, denn aus Mangel derselben thut dieses Blatt eine weniger gute Wirkung als das vorige.

No. III. *Das Ehebündniss.* Gefällige niedliche Landschaft, in welcher ein Zug von Figuren sich Hymens unter Bäumen errichteter Bildsäule und Altare naht. Diese Figuren sind auch recht sehr gut vom Grunde abgehoben, und als malerisches Ganzes betrachtet, scheint uns das Blatt eins der schätzbarsten zu seyn.

No. IV. *Denkmal der Geburt eines Sohnes.* Vor einer Felsenhöhle sitzt Minerva, und hält den jungen in ihrem Schilde liegenden Hercules, die erwürgten Schlangen in seinen Händen, vor sich auf den Knieen. Der Göttin hätte wohl mögen eine für die Handlung passendere ungezwungenere Stellung gegeben werden. Die Landschaft ist in einem kräftigen, doch dabey angenehmen Ton gehalten.

No. V. *Denkmal der Geburt einer Tochter.* Die Landschaft mit einem über Felsen stürzenden Bach ist hier noch anmuthiger, als im vorigen Blatt, überdiess vorzüglich hübsch gestochen. Drey junge Mädchen, unter welchen man sich die Grazien vorzustellen hat, füttern eine junge Taube. Diese Figuren sind zwar in eine artige Gruppe gestellt, haben aber in ihren Geberden nicht viel von der wahren Grazie; auch scheint uns die Allegorie, so wie die des vorigen Blatts, ein wenig gesucht, obschon sie beide vielleicht Beyfall finden mögen.

No. VI. *Abschied aus dem älterlichen Hause.* Der zur Abreise gerüstete Jüngling empfängt vor der Halle des Hauses des Vaters Segen; die Mutter weint, ältere Geschwister oder Freunde oder Verwandte stehen traurig in der Halle. Niedliche Architektur, zweckmässige Figuren und eine sehr hübsche Landschaft finden wir glücklich vereint in diesem Blatt; nur hätte für die malerische Wirkung durch grosse Parthieen von Licht und Schatten etwas mehr geschehen sollen.

N. VII. *Dem dankbaren Angedenken an Kindespflege und Jugendbildung.* In einer sehr lieblich gedachten Landschaft sieht man einen betagten Gärtner junge Bäume pflegen, und ein Weib gängelt ein kleines Kind, während ein etwas grösseres neben ihr mit einem Lamme spielt. Die Allegorie hier ist sinnreich, gefällig, und spricht sich deutlich aus. Darum, wie auch in Hinsicht auf die löblichen Eigenschaften des landschaftlichen Grundes und der guten Ausführung überhaupt, wären wir geneigt, diesem Blatt vor allen den Vorzug zu geben.

No. VIII. *Die Verwandtschaft: Denkmal für Geschwister und Seitenverwandte.* Ein Familienfest ist dargestellt, und die Scene, wo solches vorgeht, vergleicht sich einer Parkgegend, wo am Felsen eine Capelle errichtet steht, von Architektur, wie man in den neueren Gartenanlagen zu sehen gewohnt ist.

No. IX. *Denkmal der Freundschaft und Liebe.* Niedliche, mit vielem Geschmack drapirte, nicht weniger auch wohl angeordnete Figuren, welche, so wie der einfache landschaftliche Grund, sehr reinlich gestochen sind. Das Ganze stellt eine Scene aus *Wielands* Aristipp dar: wie nämlich Eurybates die ins Wasser gefallene Dorso (eine von der Lais Mägden) an das Ufer trägt, bey welcher Gelegenheit er sich in dieselbe verliebte. So schätzbar dieses Blatt wegen der angeführten guten Eigenschaften auch wirklich ist: so zweydeutig erscheint hingegen die ihm beygelegte allegorische Beziehung. Denn welche Freundin von züchtiger Sitte wird sich gern mit der Buhlerin Lais, welche Geliebte mit einer von den Mägden der Lais, die wohl sämmtlich keine grossen Muster der Keuschheit gewesen seyn mögen, vergleichen lassen?

No. X. *Denkmal des Todes verewigter Verwandter und Freunde.* Eine gefällige, mit Grabmälern gezierte Landschaft; als Staffage erblickt man den Engel des Todes, einem Alten freundlich die Hand reichend. Der Stich ist gut, und das Blatt, als malerisches Ganzes betrachtet, fällt wohl in die Augen.

No. XI. *Gedächtnisstafel für die Denkwürdigkeiten der Heimath.* Aussicht auf eine wohlbewohnte anmuthige Gegend, im Vorgrund ist eine Stadtpforte, wo Wagen, Reiter und Fussgänger ein- und ausgehen, näher steht ein Springbrunnen, und ganz vorn unter Bäumen eine Herme mit dem Januskopf. Ohne Zweifel ist es sehr schwer, die hier geschehene Aufgabe, in Hinsicht auf allegorische Bedeutung, leicht fasslich zu machen, und um desswillen darf es auch nicht als ein Fehler angerechnet werden, wenn der bezweckte Sinn der Darstellung nur mittelst der geschriebenen Nachweisung zu enträthseln ist. Der Stich verdient Lob.

No. XII. *Stammtafel,* für jede Familie anwendbar. Sie hat die Gestalt einer Glorie, in deren Mitte, von einem Kranz umgeben, sich der Raum zur Einzeichnung der Stammältern befindet. Diesen mittleren Raum umgeben vier Kreise, worin für 24 Kinder, 200 Enkel, 100 Urenkel und 70 Ururenkel kleine Cirkel befindlich sind, in welche man diese verschiedenen Familienglieder nach ihrer Abstammung mit Zahlen eintragen kann, und in anderen bestimmten Räumen des Blatts alsdann die Namen mit Hinweisung auf die gedachten Zahlen. Die 4 Winkel um die Glorie her sind mit 4 auf die verschiedenen Lebensalter anspielenden Figuren geschmückt. Hr. *Siegel* erfand diese Stammtafel, welcher auch die sämmtlichen Arabeskenzierrathen an den Seiten der übrigen Blätter zeichnete. Die Hauptbilder, so Landschaften wie Figuren, sind vom Hn. Prof. *Schubert* entworfen, mit Ausnahme von No. VIII, IX und XI, welche drey Stücke vom Hn. Prof. *V. H. Schnorr* herrühren. Die Hnn. Kupferstecher *Günther, Wagner, Richter, Veith, Hammer* und *Frenzel* haben die landschaftlichen Gegenstände überhaupt sehr gut gestochen. Die Hnn. *Krüger, Arndt, Stölzel, Frosch* und *Böhme* stachen die Figuren. In No. IX aber ist alles beides von Hn. *Laminit*, und in No. XI von Hn. *Wagner* gearbeitet. Die Hnn. *Böttiger, Schröder, Frosch, Hüllmann, Müller* und *Richter* verfertigten die umgebenden Decorationen. Von Hn. *Martin* rührt auf allen Blättern die schöne Schrift her.

Die wackere Verlagshandlung hat auch eine kleinere Ausgabe dieser Blätter veranstaltet, welche nur die Hälfte des von uns oben im Titel bemerkten Preises kostet, und für das Doppelte jenes Preises können Liebhaber auf Bestellung colorirte Exemplare erhalten.

W. K. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 APRIL, 1812.

MEDICIN.

Berlin, b. Salfeld: *Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel*, von *Karl Alex. Ferd. Kluge*, der Heilkunde Dr. und Ober-Chirurgus bey der königl. preuss. medicinisch-chirurgischen Pepinière. 1811. XIV u. 612 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Schon lange hegte Rec. und mit ihm gewiss viele Ärzte den Wunsch, die Resultate aus den so vielfach angestellten Versuchen mit dem thierischen Magnetismus klar und unbefangen dargestellt, unsere bisherigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse zur Aufklärung seiner ans Unbegreifliche grenzenden Phänomene benutzt zu sehen, und zugleich eine Anleitung zum Gebrauch desselben als Heilmittels in einem deutlichen Vortrage zu erhalten. Dieser unter anderen von *Hegewisch* in *Horn's* Archiv für medicinische Erfahrung (B. VII. Heft 2) laut ausgesprochene Wunsch ist endlich durch vorliegendes Werk in Erfüllung gegangen. Der Vf. ist so bescheiden, seine Schrift keine neue Bereicherung zu nennen, sondern eine nähere Zusammenstellung zwar schon vorhandener, aber doch zerstreut gewesener Bruchstücke, in Form eines Repertorii und zugleich praktischen Lehrbuchs. Seine Schrift soll etwas dazu beytragen, den von *Mesmer* zwar der Vergessenheit entrissenen, von ihm und seinen ersten Anhängern aber auch bis zur Charlatanerie getriebenen, und daher leider so verkannten und verachteten animalischen Magnetismus wieder häufiger in Anwendung zu bringen. Auch ganz abgesehen von dem medicinischen Nutzen, verdient der animalische Magnetismus schon in sofern die Beherzigung eines jeden wissenschaftlichen Arztes, als er einen eigenthümlichen und zugleich sehr ergiebigen Standpunct für die Beschauung der gesammten Natur abgiebt. Wir stimmen dem Vf. ganz bey, dass der animalische Magnetismus früher oder später auch auf mehrere Zweige der Medicin einen weit ausgedehnteren Einfluss gewinnen muss, als er bisher hatte. Daher wünschen wir dieses Buch in die Hände recht vieler Ärzte, und glauben uns durch die Wichtigkeit des Gegenstandes zu einer ausführlicheren Anzeige seines Inhalts berechtigt.

In der Einleitung sucht der Vf. das Verhältniss des animalischen Magnetismus zu der Elektricität und dem Galvanismus zu bestimmen. Er hält den thierischen Magnetismus für ein Fluidum, durch welches der Körper nicht bloss wie von der Elektricität und dem Galvanismus flüchtig gereizt wird, sondern von aussen her einen wirklichen Zuwachs der ihm beywohnenden Lebenskraft erhält.

Das Werk selbst zerfällt in zwey Theile. Der erste enthält eine theoretische Ansicht der vorzüglichsten durch animalischen Magnetismus begründeten Erscheinungen; der zweyte eine praktische Ansicht, wie die genannten Erscheinungen am besten hervorzubringen, und zur Heilung am zweckmäsigsten zu benutzen sind. —

Erster Theil. Theoretische Ansicht. 1 Abschnitt. *Entdeckungsgeschichte des animalischen Magnetismus.* — Mit Geist und Scharfsinn blickt der Vf. zurück in die alte Geschichte, um dort schon die Spuren des animalischen Magnetismus und seiner Benutzung als Heilmittel aufzusuchen. Jene Zustände einer vor der delphischen Höhle auf dem Dreyfuss sitzenden, von dem unter ihr aufsteigenden mephitischen Dampfe begeisterten, und mittelst Eingebungen durch den Bauch mit Weissagungen erfüllten Pythia sind dem Vf. nichts anders als Folgen eines in höchster Vollkommenheit entwickeltem magnetischen Zustandes. Die Kranken, die man in Aegypten nach Memphis in den Tempel des Serapis führte, wurden durch die Berührung der Priester in eine Art von Schlafsucht versetzt, und mittelst derselben von ihren Krankheiten geheilt. Auch im Mittelalter finden wir ihn benutzt. Das Vermögen, Kröpfe zu heilen durch die Berührung mit der Hand, welches den Königen von England zugeschrieben wurde, war wohl nichts anders, als eine Species des animalischen Magnetismus. Die bey hypochondrischen und hysterischen Menschen oftmals freywillig hervortretende Divinationsgabe, die häufigen sympathetischen Curen, die mit vieler Wahrscheinlichkeit Überreste einer ehemals blühenden, mit dem Laufe der Zeiten aber verblichenen magnetischen Wissenschaft sind, beruhen gewiss auf einer mit dem thierischen Magnetismus analogen inneren Action. In der neueren Zeit hat der animalische Magnetismus drey Perioden durchlaufen. Die erste betrifft die Zeit, wo *Mesmers* Idee vom siderischen Rapport den Keim zum Werden seines Wunderkindes legte, ihm nachher durch den mineralischen Magnetismus sein Daseyn gab, und es dann während des Knabenalters in der Verborgenheit auferzog. In der zweyten Periode trat der gereifte Jüngling aus der Dunkelheit in die Welt über, und wurde theils durch innere Anlage, theils auch von der Menge mit fortgerissen, zum Wüstlinge umgewandelt, der nun verkannt und verachtet und nirgends geduldet flüchtig und unstät unter mancherley Formen umherirren musste. In der dritten Periode fiel er bey

ſeinen Streifzügen endlich Männern in die Hände, welche das Wahre vom Falſchen zu ſondern wuſsten, ihn ſeines Schellenmantels und Geckenkleides beraubten, ſeinen Fähigkeiten eine beſſere Richtung gaben, und ihn ſo zum geſetzteren und reiferen Mannsalter überführten. Ob noch in einer vierten Periode ſein Verdienſt und ſeine Brauchbarkeit allgemein anerkannt und geſchätzt werden wird, kann erſt die künftige Geſchichte oſſenbaren. Für jetzt iſt, nach dem Vf., dieſe Periode noch nicht eingetreten. Man findet hier eine kurze, aber intereſſante Überſicht der Schickſale des thieriſchen Magnetismus von ſeinem Entdecker bis auf die neueſte Zeit, mit vollſtändiger Angabe der Quellen. 2 Abſchn. *Welche Erſcheinungen werden durch den animaliſchen Magnetismus auf den menſchlichen Körper hervorgebracht?* I. *Erſcheinungen beym Magnetiſeur.* Der Magnetiſeur muſs gegen den Magnetiſirten ein Übermaſs von Kraft und Energie beſitzen. Er empfindet bey dem Magnetiſiren eines empfänglichen Subjects jedesmal eine Wärme und ein gelindes Ausſtrömen in ſeiner flachen Hand, und vorzüglich in den Fingerſpitzen. Nach einer wirkſamen Behandlung fühlt er einen Kraftverluſt. Iſt der Magnetiſeur während des Wirkens mit dem zu behandelnden Subjecte durch elektriſche Körper iſolirt: ſo iſt ſein Kraftverluſt nicht nur geringer, ſondern ſein Wirken oft noch intenſiv-ſtärker. — II. *Erſcheinungen beym Magnetiſirten.* Sie beziehen ſich entweder auf den ganzen Körperzuſtand, oder ſie betreffen bloſs einzelne Verrichtungen des Organismus. Die allgemeinen Wirkungen ſind: 1) Erweckung und Verſtärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers, ohne bedeutende Reizung. Zur Wiederherſtellung unterdrückter Secretionen, beſonders der Menſtruation, wenn ihr Auſsenbleiben auf Schwäche beruht, iſt er das kräftigſte Mittel. 2) Sanfte Reizung und allgemeine Verbreitung derſelben über die ganze Oberfläche des Körpers. 3) Ableitung der erhöhten Lebensthätigkeit vom leidenden Organe und Hinleitung derſelben auf andere. — Die beſonderen Wirkungen des animaliſchen Magnetismus ſind höchſt mannichfach und individuell verſchieden; und es iſt ſchwer, ſie unter einen beſtimmten Geſichtspunct zu bringen. Der Vf. meint, eine ſolche ſyſtematiſche Aufſtellung ſey noch am erſten möglich, wenn man die ganze Reihe der Erſcheinungen in gewiſſe Grade abtheile, und hiebey die Sinnlichkeit als Eintheilungsgrund gebrauche. Nach dieſem Geſichtspuncte hat er ſechs Grade bemerkt. Je höher der Magnetiſirte in dieſe Grade hinaufrückt: um ſo mehr entfernt er ſich von der Sinnenwelt, und nähert ſich dem Intellectuellen. Im erſten Grade bleibt die Sinnlichkeit aufgeſchloſſen, und erhält den Menſchen fortwährend in der Sphäre des Gewöhnlichen, des Wachens. Rückt der Menſch höher hinauf: ſo wird die Sinnlichkeit zum Theil geſchloſſen. Dieſer zweyte Grad wird von einigen Magnetiſten *der Halbſchlaf* oder die *unvollkommene Kriſe* genannt. Weicht die ganze Sinnlichkeit zurück: ſo tritt der Menſch aus der Verbindung mit der Sinnenwelt, und geht zur inneren Dunkelheit über. Dieſer dritte Grad heiſst der *magnetiſche Schlaf.* Erwacht der Menſch nicht aus jenem Schlafe, ſondern innerhalb deſſelben: ſo kehrt ihm das Bewuſstſeyn wie aus einem verlorenen Traume zurück, und er fühlt ſich und ſeinen Zuſtand wieder deutlich. Er iſt ſchlafend, im Schlafe aber wachend, ſo daſs er aus ſich herausgehen und ſich äuſsern kann. Er lebt jetzt in der magnetiſchen Sphäre und in Abhängigkeit von den mit ihr verbundenen Dingen, welche Abhängigkeit ſich vorzüglich auf den Magnetiſeur bezieht. Dieſer vierte Grad heiſst die *vollkommene Kriſe,* oder der *einfache Somnambulismus.* Bey dem Übergange aus dem vierten zum fünften Grade kehrt der Kranke wieder in ſich zurück, nicht aber zu einer dunkeln Verworrenheit, ſondern zur inneren Selbſtanſchauung. Er bekommt eine helle Erkenntniſs ſeines inneren Körper- und Gemüths-Zuſtandes, berechnet die als nothwendige Folge eintretenden Krankheitserſcheinungen auf das Pünctlichſte, und beſtimmt die wirkſamſten Mittel zu ihrer Beſeitigung. Dieſe ſeine Innerlichkeit behauptet er auch auf andere mit ihm magnetiſch verbundene Perſonen. Von dieſem fünften Grade an, welchen man auch den Grad der *Selbſtbeſchauung* nennt, begreift man alle folgenden magnetiſchen Zuſtände unter der Benennung *Clairvoyance.* Im ſechſten Grade kehrt der Kranke wieder aus ſich heraus und in eine höhere Verbindung mit der geſammten Natur. Die bey der Selbſtbeſchauung vorhandene Klarheit breitet ſich aus über das Nahe und Ferne, daher auch dieſer Zuſtand der Grad der *allgemeinen Klarheit* genannt wird. Von allem Irdiſchen iſt der Kranke abgezogen, und zu gröſseren und edleren Gefühlen geſteigert. Die Verbindung mit dem Magnetiſeur iſt ſo innig, daſs der Kranke daſſelbe auf das Genaueſte weiſs, und ſeinem bloſsen Willen gehorcht. Der Vf. liefert S. 114 in einer beſonderen Tabelle eine Überſicht der Verhältniſſe, in welchen die magnetiſchen Grade zu einander ſtehen; hierauf geht er zu den einzelnen Erſcheinungen nach den verſchiedenen Graden über. Dieſer Abſchnitt, welcher keinen Auszug geſtattet, iſt ſo reich an Thatſachen, die dem Vf. theils fremde, theils eigene Erfahrung geliefert hat, daſs er die Aufmerkſamkeit jedes Arztes verdient, denn er enthält eine vollſtändige Überſicht aller aus den bisherigen Verſuchen hervorgehenden Reſultate. Wenn man alle dieſe Thatſachen ohne Vorurtheil lieſt: ſo muſs man wahrlich bedauern, daſs dem thieriſchen Magnetismus bisher ſo wenig Aufmerkſamkeit, beſonders von den Regierungen, gewidmet worden iſt. Denn wenn auch nur die Hälfte derſelben unbezweifelte Gewiſsheit hat: ſo iſt die Wichtigkeit des animaliſchen Magnetismus wahrlich nicht geringer, als die der Kuhpocken und ähnlicher Dinge, welche die Regierungen unter ihre Aufſicht zu nehmen nicht unter ihrer Würde geachtet haben. Iſt es auch nicht des poſitiven Gewinns wegen, der daraus für Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgehen möchte: ſo müſsten ſie es ſchon des Miſsbrauchs wegen thun, der damit getrieben werden kann. Daſs aber eine vollkommene Beſtätigung dieſer an Wunder grenzenden Erſcheinungen

uns über so manches bisher unerklärliche Phänomen ein bedeutendes Licht gewähren würde, wer wollte das leugnen? Zwar läſst sich nicht denken, daſs eine so groſse Anzahl der achtbarsten Männer lauter Betrogene, oder gar (Rec. wagt es kaum auszusprechen) Betrüger seyn sollten; aber wie jetzt die Sachen noch stehen, ist so bald kein ganz erwünschtes Resultat zu hoffen. Denn einmal sind noch zu viele der schätzbarsten Männer zu sehr dagegen eingenommen, ja sie halten es unter ihrer Würde, selbst Versuche anzustellen; zweytens sind die meisten Ärzte zu wenig mit den artistischen Handgriffen bekannt, als daſs sie selbst Hand ans Werk legen könnten. Die Sache aber ist für das Menschengeschlecht von keiner geringeren Wichtigkeit als eine neue Erziehungsmethode, zu deren Erfinder der Staat auf seine Kosten Hunderte wallfahrten läſst. — 3 Abschnitt: *In wiefern stehen die angegebenen Erscheinungen, als Wirkungen, mit dem animalischen Magnetismus in Verbindung, oder wie werden sie durch ihn veranlaſst?* — Eine genügende Antwort dieser Frage hält der Vf. jetzt noch für unmöglich. Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, in sofern sie nur auf reiner Erfahrung beruhen und mit unseren anderweitigen Erkenntnissen sich in Übereinstimmung bringen lassen, seyen für jetzt das höchste Ziel, welches der Forscher zu erringen vermag. Er hält das beym animalischen Magnetismus Wirkende entweder für jenes Wesen selbst, welches mit der Benennung des nervenbelebenden Princips bezeichnet wird, oder für etwas, das doch sehr nahe mit ihm in Verwandtschaft steht. Die Beleuchtung der Phänomene des animalischen Magnetismus muſs daher auf die Art geschehen, daſs zuvörderst die bisherige Ansicht der Wirkungsart der Nerven beleuchtet und nach dieser erst untersucht wird, ob und in wiefern sich die magnetischen Erscheinungen hiemit in Übereinstimmung bringen lassen. Der Vf. schickt daher im 1 Cap. einige Ideen über die Wirkungsart der Nerven voraus. Das Nervensystem, sagt er, ist das Einigungsmittel aller möglichen Thätigkeiten des Organismus. Der Centralpunct muſs in dem Gehirne gesucht werden. Von diesem Centralpuncte aus entspringen die Nerven der äuſseren und inneren Sinne. Die Seele ist der Indifferenzpunct aller Arten von Thätigkeit des Organismus. Ihr Sitz ist ein ideeller Punct in der netzförmigen Vereinigung des Gehirns und Rückenmarks. Doch entsteht die Seele nicht durch die Vereinigung aller Theile des Körpers, und wird nicht vernichtet durch das Auseinanderweichen dieser Systeme: — durch das Nervensystem wird die Seele mit dem Körper und der Körperwelt überhaupt in Verbindung gesetzt. Das Medium des Empfindens und Rückwirkens der Nerven ist ein feines, expansibles, für unsere Sinne aber nicht unmittelbar wahrnehmbares Fluidum, welches nicht bloſs in den Nerven sich befindet, sondern einen sensiblen Kreis um dieselben bildet, mittelst dessen sie geschickt werden, in die Ferne zu wirken. Dieses Fluidum ist der Mittler zwischen Geist und Körper. Daher ist zum Fortpflanzen der Eindrücke nicht allein der Nerve, sondern auch dieses Fluidum nöthig. Der Grund der Erscheinung, daſs manche Nerven ganz unabhängig vom Gehirn sind, der Eindruck derselben nicht bis zum Gehirn propagirt wird, liegt in den Verschlingungen und Knoten der Nerven, welche als ein eigenthümliches, in sich abgeschlossenes System angesehen werden müssen, das mit den Gehirnnerven zwar in organischer Verbindung, jedoch in keiner dynamischen Abhängigkeit steht. Da über die meisten magnetischen Erscheinungen durch das Verhältniſs, worin das Ganglien- und Cerebral-System zu einander stehn, und durch eine richtige Theorie der Gefühle viel Licht verbreitet wird: so glaubt der Vf. mit Recht, diese Gegenstände hier berühren zu müssen. Er liefert daher eine gedrängte Übersicht der hieher gehörigen *reilschen* Ideen, welche wir jedoch dem eigenen Nachlesen überlassen müssen. Rec. fügt nur mit Überzeugung hinzu, daſs durch die Anwendung dieser höchst scharfsinnigen Ideen auf die Phänomene des animalischen Magnetismus diese bedeutende Aufklärung erhalten, und daſs sie von dem Vf. mit vielem Geiste benutzt worden sind. — Eine Abweichung des Nervenfluidums von seinem normalen Zustande kann nur als dreyfach gedacht werden. Entweder findet ein allgemeiner Überfluſs in demselben Statt, wenn die Thätigkeit der Vegetationsorgane erhöht, und somit die Reproduction dieses Stoffes vermehrt wird, oder ein allgemeiner Mangel, oder eine disproportionirte Vertheilung desselben. Jener kann entstehen, wenn Dinge einwirken, die eine Bindung oder Zersetzung des Lebensfluidums hervorbringen, diese durch das verloren gegangene Leitungsvermögen einzelner Nerven. Wenn nicht geleugnet werden kann, daſs jeder Nerv, mittelst seiner sensiblen Atmosphäre, über seinen körperlichen Umfang hinaus wirksam seyn kann: so läſst sich dieses aus gleichen Gründen auch vom ganzen Nervensystem behaupten. Die sensible Körpersphäre hat mit dem Cerebralsysteme keine Gemeinschaft, sondern sie ist ein Abkömmling des Gangliensystems, und kann daher auch nur durch Vermittlung dieses letzteren mit dem Cerebralsysteme in Verbindung treten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daſs das Nervenfluidum des Gangliensystems in Begleitung der Ausdünstung das Hautorgan durchdringe, und sich als sensible Sphäre um den Körper expandire, ja daſs vielleicht die Ausdünstung selbst ihm als Leiter diene, so wie früher der Nerve ihm ein Leiter war. Aus diesen und anderen Grundsätzen glaubt der Vf. die durch magnetische Einwirkung hrvorgebrachten Erscheinungen, wenn auch nicht erklären, wenigstens zum Theil deuten zu können. Diese Anwendung macht er im 2 Cap. Die Untersuchung dieser Erscheinungen beginnt er mit der des Schlafs, indem sich gerade durch diesen die übrigen magnetischen Phänomene erst mit einander verketten. Der Schlaf kann aber unter einer zwiefachen Form erscheinen, als gewöhnlicher Schlaf, als Schlaf des Nachtwandlers und als magnetischer Schlaf. Der Schlaf besteht in einem mehreren Hervortreten der Vegetation bey zurückgedrängter Animalität. Die Thätigkeit des

Ganglienſyſtems iſt während deſſelben vermehrt, die des Cerebralſyſtems aber gröſstentheils aufgehoben, und vielleicht nur in einigen Regionen des Gehirns noch andauernd. Bey dem Nachtwandler erhalten die Bilder der Phantaſie einen ſolchen Grad der Lebhaftigkeit, daſs die Thätigkeit des Muskelſyſtems wiederum geweckt wird, und die Begehrungen ſich nun in Handlungen objectiviren. Werden die durch die ſenſible Körperſphäre dem Ganglienſyſtem überbrachten, und von da als Gemeingefühle auf das Senſorium reflectirten Senſationen deutlicher wahrgenommen: ſo eröffnet ſich dem Nachtwandler ein neues Organ für die Auſsenwelt, durch welches ſowohl die Bilder ſeiner Phantaſie, als auch ſeine Handlungen mehr geregelt, und mit den Umgebungen wieder in Übereinſtimmung gebracht werden. Der magnetiſche Schlaf verhält ſich in den niederen Graden mehr oder weniger wie die Zuſtände des gewöhnlichen Schlafes und des Nachtwandlers, und reicht nur in den höheren Graden darüber hinaus. Bey den in den dritten magnetiſchen Grad verſetzten Kranken iſt die Thätigkeit des Cerebralſyſtems vermindert, die des Ganglienſyſtems vermehrt, und darum das Leben der vegetativen Sphäre das vorwaltende. Mit dem vierten Grade geht der magnetiſch Schlafende in die Zuſtände des Nachtwandlers über. Die Thätigkeit des Ganglienſyſtems iſt hier noch mehr extendirt, ſo daſs nicht bloſs durch die ſtärker hervortretende ſenſible Körperſphäre die aufgehobene Correſpondenz mit der Auſsenwelt zum Theil hingeſtellt, ſondern auch ſelbſt das Cerebralſyſtem, in Beziehung ſeiner Bewegungsorgane, wieder in Mitthätigkeit geſetzt iſt. Wird unter dieſen Umſtänden das Ganglienſyſtem mehr potenzirt: ſo geht der Schlafende aus dem Zuſtande des Nachtwandelns in den rein magnetiſchen über, welcher als fünfter und ſechſter Grad beſchrieben worden iſt. Die zuvor dunkeln Gemeingefühle werden geſonderter, beſtimmter und bis zur Klarheit der Sinnesempfindung geſteigert. Die ſonſt bewuſstloſe, nur in der Bildung ſich verwirklichende Idee gelangt nun, noch innerhalb des Ganglienſyſtems, zum Bewuſstſeyn, und der Inſtinct reifet jetzt zum Willen. Das zu einem Senſorio potenzirte Sehnengeflecht wird ein neuer Gegenſatz dem Senſorio des Cerebralſyſtems, das Gehör hört dadurch auf, abſoluter Centralpunct des Organismus zu ſeyn, wird zu einem relativen Ganglien depotenzirt, ſomit dem Ganglienſyſtem näher verbunden, und ihm gleichſam einverleibt. Die Functionen der Vegetation gehen mit überwiegender Kraft vor ſich. Die intellectuellen Kräfte treten in ein anderes Verhältniſs zu einander; neue, bisher ſchlummernde Kräfte verwirklichen ſich, und begründen jene Menge zuvor nie gekannter Erſcheinungen. — Wie alle dieſe merkwürdigen Vorgänge durch die bloſse Berührung eines anderen Menſchen herbeygeführt werden können, iſt noch nicht genügend dargethan worden, und der Vf. glaubt ſelbſt, daſs es vor der Hand wohl ſchwerlich dargethan werden möchte. Er geht hierauf zur Beleuchtung der einzelnen magnetiſchen Erſcheinungen über; aber der Raum geſtattet uns nicht, dem Vf. hier weiter zu folgen. Man kann ihm durchaus das Zeugniſs nicht verſagen, daſs er bey dieſem ſchwierigen Gegenſtande eben ſo viel Scharfſinn als Beſonnenheit zeigt, daſs er ſich nicht verleiten läſst, das für jetzt Unerklärliche durch Scheingründe enträthſeln zu wollen. Er vermeidet ſorgfältig das Gebiet phantaſtiſcher Speculation, und ſchreitet beſonnen an der Hand der Erfahrung einher. Wir wollen, um dieſe Behauptung zu rechtfertigen, nur einige Erklärungen als Belege anführen. — Das ſchon beym zweyten Grade ſich einſtellende Schlieſsen der Augen ſetzt er in ein ſympathetiſches Verhältniſs der Augennerven und des Gefäſsſyſtems. Bey den höheren Graden des magnetiſchen Schlafs wird der Sinn des Gehörs oft ganz aufgehoben, und das magnetiſche Organ, die ſenſible Körperſphäre wird dann der Vermittler. Dieſes iſt auch bey den übrigen äuſseren Sinnen der Fall. Der Somnambul nimmt Alles mit ganzer Oberfläche ſeines Körpers wahr, und zwar wird die Wahrnehmung um ſo deutlicher, je mehr der Gegenſtand der Herzgrube, oder vielmehr dem dahinter liegenden zum Brennpuncte des geſammten Ganglienſyſtems erhobenen Sehnengeflechte genähert wird. Es findet aber kein wirkliches Sehen der Farben, kein Hören der Töne bey dem Somnambul Statt, ſondern es iſt ein bloſses Notizbekommen von ſolchen Dingen, welche der Seele ſchon früher durch die Sinnorgane als Anſchauungen überbracht worden ſind, und von welchen ſie alſo bereits Vorſtellungen beſitzt, die nur von Neuem erweckt werden dürfen. Er bekommt durch ſeine Herzgrube bloſs Notiz von den Sinneseindrücken, mit welcher ſich dann gleichzeitig die damit correſpondirenden, und in der Seele bereits vorhandenen Vorſtellungen reproduciren. — Der Vf. leugnet übrigens gar nicht, daſs noch viele Erſcheinungen für uns unerklärlich bleiben, und begnügt ſich einige Winke zu geben, die bey verſchiedenen Vorgängen auf eine vielleicht noch mögliche Enträthſelung hindeuten.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Erſte Anfangsgründe der franzöſiſchen Sprache, für Schulen und zum Privatunterricht.* Von *J. F. Schaffer.* Dritte durchaus umgearbeitete Auflage. Auch unter dem Titel: *Franzöſiſche Sprachlehre für Schulen und zum Privatunterricht.* Von *J. F. Schaffer.* Erſter Curſus, welcher die Anfangsgründe enthält. 1811. XII und 257 S. 8. (8 gr.)

Glogau, in der neuen güntherſchen Buchhandlung: *Sammlung chriſtlicher Gebete in den wichtigſten Angelegenheiten und Vorfällen des menſchlichen Lebens* von *J. S. Bail.* Zweyte vermehrte Auflage. Erſter Theil, welcher Morgen- Abend- und Feſt-Gebete enthält. 1811. 246 S. Zweyter Theil, welcher auch den beſonderen Titel hat: *Chriſtliche Unterhaltungen vor, bey und nach der Abendmahls-Feyer,* nebſt einem Anhange für Confirmanden. 1811. 208 und 40 S. 8. (16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 APRIL, 1812.

MEDICIN.

BERLIN, b. Salfeld: *Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel*, von *Karl Alex. Ferd. Kluge* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *praktische Theil* zeigt die Anwendung des animalischen Magnetismus als Heilmittels. — 1 Abschnitt. *Eigenschaften des Magnetiseurs.* Die physischen Eigenschaften desselben sind ein Übergewicht von Energie in Beziehung auf den Kranken, vollkommene Gesundheit und ein bestimmtes Alter. Er muss über die Zeit der Entwicklungsperiode hinaus seyn, und sich in den Jahren eines regen und thätigen Lebens befinden. Aber auch in psychischer Hinsicht wird eine gesunde und starke Seele erfodert. Ganz vorzüglich nachtheilig wird derselbe auf seinen Kranken wirken, wenn er mit einer glühenden Phantasie in Beschauung desselben schwelgt, und sich mit sinnlichen Begierden auf ihn figirt. Lebendiger Glaube und fester Wille sind unerläßliche Bedingungen; Gesundheit und Stärke des Körpers und Geistes, verbunden mit einem reinen und regen Eifer für das Gute sind die nothwendigen Eigenschaften eines Magnetiseurs. — 2 Abschnitt. *Magnetische Behandlung.* Sie ist entweder einfach, wenn sie durch den Magnetiseur allein geschieht, oder zusammengesetzt, wenn er sich noch äusserer Hülfsmittel dazu bedient. Die *einfache* magnetische Behandlung wird gewöhnlich und mit der Hand verrichtet, und heisst daher *Manipulation.* Der Magnetiseur kann indess auch ohne den Gebrauch seiner Hand auf den Kranken wirken, nämlich a) durch das *Anhauchen*, so dass er den zu behauchenden Theil dem Munde nähert, und nun mit einer gewissen Willenskraft und Schnelligkeit die kurz zuvor eingeathmete Luft wieder ausathmet; b) durch einen *festen Blick*, oder das *Figiren der Augen;* c) durch das *Figiren der Gedanken.* Der Vf. räth, hievon nie Gebrauch zu machen, sondern sich lieber der unten zu erwähnenden sicheren Substitute zu bedienen. Was die *Manipulation* betrifft: so liefert der Vf. zuerst eine Beschreibung der verschiedenen Gattungen derselben, zeigt hierauf ihre Anwendung und fügt endlich die dabey zu berücksichtigenden praktischen Regeln und Cautelen hinzu. Die *zusammengesetzte* magnetische Behandlung besteht in der Anwendung solcher Hülfsmittel, welche entweder die Wirkung des animalischen Magnetismus verstärken (Verstärkungsmittel), oder die selbst magnetisch wirken, und in sofern die Manipulation mehr oder weniger substituiren (Substitute). Die magnetischen Verstärkungsmittel sind von doppelter Art: *direct* wirkend, wenn sie auf den Kranken selbst ihre Anwendung finden, oder *indirect* wirkend, wenn sie zunächst den Magnetiseur verstärken, hiedurch seinen Einfluss auf den Kranken vermehren, und in sofern die Wirkung erhöhen. Zu den bis jetzt bekannten *directen* Verstärkungsmitteln gehören vorzüglich der *Conductor*, das *Isolotorium*, die *Elektricität*, der *Spiegel* und die *Musik.* Zu den *indirect* wirkenden können alle physischen und psychischen Einflüsse gezählt werden, welche vermögend sind, die Lebensthätigkeit des Magnetiseurs zu erhöhen. Ganz besonders gehört hieher das Verstärken durch den magnetischen Rapport. — Der Gebrauch der magnetischen Substitute gründet sich auf den Erfahrungssatz, dass durch die magnetische Behandlung nicht allein in dem lebenden thierischen Organismus, sondern auch in anderen, sogar unorganischen Körpern Veränderungen hervorgebracht werden können, die zwar nicht an sich in die Sinne fallen, sich aber doch durch ihr Zurückwirken auf den in ihre Nähe kommenden thierischen Körper offenbaren, indem sie bey ihm, wenn er Empfänglichkeit dafür hat, dieselben, jedoch schwächeren Erscheinungen veranlassen, welche durch Manipulation hervorgebracht werden. Es giebt gewisse Körper, welche die magnetische Kraft in sich anhäufen lassen, und sie so lange verwahren, bis ein anderer Körper, welcher mehr Affinität dafür hat, in ihre Atmosphäre kommt, und ihnen das Übertragene wieder entzieht. Am empfänglichsten dafür ist der thierische Körper. Zu den vorzüglichsten bis jetzt bekannten Substituten gehören *das magnetische Wasser, das magnetische Glas, die magnetische Batterie* und *der magnetische Baum.* 3 Abschnitt. *Bestimmung der Fälle, in welchen die Anwendung des animalischen Magnetismus angezeigt ist.* Der vollkommen Gesunde ist für den animalischen Magnetismus meistentheils gar nicht empfänglich. In der Regel wird der schwächlichgebaute, mit einer schlaffen Faser versehene, reizbare und zum sanguinischcholerischen Temperament geneigte Mensch Empfänglichkeit dafür haben. Nächst dem scheint ein durch ungleiche Vertheilung aufgehobenes Gleichgewicht der thierischen Kräfte vorzüglich geneigt dafür zu machen. Es ist im Betreff der Wirkung ziemlich gleich, ob der Kranke für oder gegen den Magnetismus eingenommen ist. — Angezeigt ist der Magnetismus bey allen den Krankheiten, welche das

Nervensystem und besonders dessen geistigen Theil betreffen, und noch mit keinem bedeutenden organischen Fehler vergesellschaftet sind. Da die Art der Wirkung des animalischen Magnetismus in Verstärkung der gesammten Lebensthätigkeit durch Übertragung des nervenbelebenden Princips aus einem Körper in den anderen, dann in Ab- und Zuleitung dieses ätherischen Stoffes von einzelnen Gebilden zu anderen, und somit in einer geregelten Vertheilung desselben im ganzen Organismus besteht: so wird er bey denjenigen Krankheiten anzuwenden seyn, welche entweder in einem absoluten Mangel oder in einer abnormen Vertheilung der Lebenskraft ihren Grund haben, also bey Nervenkrankheiten mit verminderter und erhöhter Empfindlichkeit. Zu letzteren gehören besonders alle die Nervenübel, welche man beym weiblichen Geschlechte so häufig antrifft. Jedoch ist hier in der Anwendung desselben grosse Vorsicht nöthig. Zu den Krankheiten von abnormer Vertheilung der Lebenskraft und daher entstehenden disharmonischen Nervenactionen gehören vorzüglich Epilepsie, Katalepsie, Tetanus, Veitstanz, sardanisches Lachen und die mannichfaltigen Convulsionen. Ausser diesen allgemeinen Nervenübeln gehören dahin auch die Fälle, wo Unthätigkeit in einzelnen Organen herrscht, und diese ihren Verrichtungen nicht gehörig vorstehen können, z. B. Schwäche und Lähmung in den Ab- und Aussonderungs-Organen, in den Sinnes- und Sprach-Werkzeugen, den Bewegungsorganen u. s. w. Endlich soll der thierische Magnetismus auch da angewandt werden können, wo eine zu starke Thätigkeit und Reizfähigkeit in einzelnen Theilen herrscht, wie z. B. bey krampfhaften und schmerzhaften Zufällen. Selbst da, wo schon materielle Anhäufungen und Stockungen in einzelnen geschwächten Organen sich vorfinden, wie z. B. bey Extravasaten, angehender Gicht, Wassersucht u. s. w. —

Durch diese kurze Darstellung glauben wir dem Leser einen Begriff von der Fülle interessanter Ideen gegeben zu haben, die das Buch enthält. Wir zollen dem Vf. den aufrichtigsten Dank für diese mühsame Arbeit, und fodern ihn dringend auf, seine ferneren Erfahrungen über diesen wichtigen Gegenstand uns nicht vorzuenthalten. Eine ungemein vollständige Literatur erhöht den Werth dieses Werks, und eine durchgängig gebildete Sprache macht es zugleich zu einer sehr angenehmen Lectüre. Ein vollständiges Namen- und Sach-Register beschliessen das Ganze. J. M. PF.

Wien, b. Wappler u. Beck: *Der musikalische Arzt, oder Abhandlung von dem Einflusse der Musik auf den Körper, und von ihrer Anwendung in gewissen Krankheiten. Nebst einigen Winken zur Anhörung einer guten Musik.* (Soll wohl heissen: *wie man Musik gehörig anhören soll.*) Von *Peter Lichtenthal.* 1807. 197 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Eine geistlose Compilation, ohne alle Ahnung dessen, was der Wissenschaft Noth thut, und daru m ohne allen Gewinn für Theorie und Praxis. Nur die Musik in ihrer ausgebildeten, concreten Gestalt, wie sie sich in *einzelnen Tonstücken* darstellt, hat für den Vf. hier Bedeutung; für das wahre Wesen derselben aber, für die ersten Grundbeziehungen des Klangs und Tons im Universum, und deren Verhältnisse zum Organismus, scheint ihm der Sinn gänzlich verschlossen. Eine *Einleitung* soll uns über die Geschichte der Musik bey den Alten näheren Aufschluss geben. Jubal, Salomons grosses Orchester, die griechische Musik, die Meinungen ihrer Philosophen, und die mythischen Berichte über die Wirkung derselben, Alles auf 20 Seiten; wir wissen nicht, woher es kommt, noch wohin es geht. Der Hauptpunct, wenn von der Musik der Alten hier geredet werden sollte, die 4 griechischen Tonarten, sind auf 1½ Seiten abgefertigt. Wir lernen da: „Die dritte Modulation hiess die *lydische*; sie war mehr pathetisch, und wurde auch meistens zu den Elegieen verwendet. — Die vierte Modulation nannten sie die *aeolische*; sie war eine bloss einfache Composition (?), welche zu bacchischen Liedern und feyerlichen Liebesgesängen dienen sollte." Unter den Philosophen, die die Musik zur Heilung von Krankheiten anwandten, lernen wir Pythagoras, der in Calabrien *praktici*rte (!), kennen. Ein sehr unmusikalischer Übergang führt uns nun zu den Gothen, hierauf zu Confucius, und dann, durch die Entstehung des neueren Notensystems (wobey wir im Vorbeygehn erfahren, dass der Satz: er versteht den Contrapunct, neben mehreren Bedeutungen, *eigentlich* heisst: zu einem Choralgesang mehrere Stimmen setzen), zu dem Zustande der Musik unter den Päbsten. Was die Ärzte von der Musik gehalten, erörtern weitläuftige Stellen aus *Roderigo a Castro, Kolfink, Shakespeare* (!), *Frank,* — und eine affectirte Tirade auf den unsterblichen *Mozart,* worüber sich der Entschlafene wohl im Grabe umwenden möchte, beschliesst das Ganze. Aus allen diesem ergiebt sich denn (S. 57) „das unumstössliche Resultat, dass die Musik die Schöpferin, der Ausdruck aller Leidenschaften, ein natürlicher Trieb der Menschen, eine Bildungsnorm und Stärkung bey Geschäften, eine stets begleitende Zierde der Religion, ein mächtiger Sporn sey, um den Kriegsmuth der Soldaten anzufachen. Wer aber möchte nun noch an dem gründlichen und richtigen *Begrif* (?) von dem Einflusse der Musik auf die Menschen und ihrer Anwendung auf die Medicin zweifeln?" — Gewiss Niemand! — Wir haben die Einleitung, die sich bis S. 60 erstreckt, weitläuftiger durchgegangen, als wir vielleicht, dem Zweck dieser Blätter gemäss, zu thun berechtigt waren; bey der Beurtheilung der Schrift selbst können wir uns kürzer fassen, da die Schriften, woraus sie zusammengetragen ist, alle schon hinlänglich gewürdigt sind.

Das 1 Cap. handelt von *dem Einflusse der Musik auf den gesunden menschlichen Körper,* und zwar erstens auf den in *Gesellschaft lebenden Menschen.* Voraus geht eine Charakteristik der verschiedenen Musikgattungen, mit vielen eingestreuten Anekdoten, unter

denen fast keine einzige auf den eigentlichen Gegenstand der Schrift auch nur die geringste wesentliche Beziehung hat, die S. 69 aber, eine der wenigen aus des Vfs. eigener Erfahrung, über alle Beschreibung matt ist. Bey Gelegenheit der Kammermusik wird eine ziemlich originelle Ableitung derselben, aus den Zeiten des trojanischen Krieges, *darauf* gegründet, dass Agamemnon seiner *Klytemnester* (*sic!*) den Tonkünstler Demodocus zur Unterhaltung zurückliess, auch Orpheus immer zu den *Imperatoren* (?) zum Gastmahl geladen wurde. Das Folgende: *Über die Wirkung der Musik insbesondere*, ist grösstentheils aus *Schubarts Ästhetik der Tonkunst* ausgezogen, und an den meisten Orten in die reine Leerheit des Vfs. aufgelöst. Z. B. „Der Hirnton (*i*) pfeift zu stark und ist unausstehlich, der Magenton (*ch*) ist ebenfalls widerlich; — die Discant-Stimme des Castraten ist nur die ersten paar Male dem Gehör schmeichlend und angenehm, und sollte es auch die Stimme eines *Crescent ni* seyn." So geht es durch alle Instrumente und Töne hindurch. Das 2 Cap. *von der Wirkung der Musik auf gewisse Thiere*, enthält auf *Einer* Seite 3 Anekdötchen. — Das 3 Cap. *Historische Ansicht aller empirischen Versuche, die mit Musik von den ältesten bis auf unsere Zeiten in der Medicin gemacht worden sind*, ist in umgekehrter Ordnung aus *Webers* Abhandlung abgeschrieben. — 4 Cap. *Wie ist die Wirkung der Musik zu betrachten?* — Hier war der Punct, wo die Erfüllung der, von dem Vf. schon S. 80 durch die Entschuldigung: „*dass er nun hie und da sein eignes Urtheil zu fällen trachten müsse*," eröffneten Aussicht mit Recht erwartet werden konnte. Man höre: Mangel an Erregung eines Organs vermindert unmittelbar die Functionen desselben, und mittelbarer Weise, durch Verminderung der Functionen der ihm zunächst liegenden Organe, die des gesammten Organismus. (Wie oft werden wir uns noch dieses *so* sagen lassen müssen?) Nun aber hat jedes Organ bestimmte Reize, wovon es afficirt wird. Ein solcher Reiz ist der *Schall* für das Ohr. Da nun (wird unmittelbar fortgefahren) die Musik ein „*Spiel mit Tönen*" ist: so folgt natürlich, dass — „je künstlicher die Melodien und Harmonien dieser Töne geordnet und organisch geformt sind, desto mehr Wechsel und Veränderungen in derselben herrscht, desto charakteristischer und wahrhafter ihr Ausdruck ist, und desto grösser nothwendig der Reiz auf das Gehörorgan und mittelbar auf den übrigen Körper seyn muss." *Quod erat demonstrandum!* Es erhellt übrigens hieraus, warum der Vf. unter den Beyspielen von den Wirkungen der Musik diejenigen, welche von verrückten Musikern, melancholischen Tanzmeistern und modern hysterischen Damen handeln, so ganz vorzüglich applicabel findet. — 5 Cap. *In welchen Krankheiten hat man sich also* (!) *von der Anwendung der Musik etwas zu versprechen?* — Nicht in *Otitis*, auch nicht in *Phrenitis*, eben so wenig im hypersthenischen Fieber. (Dass der an Wein gewöhnte Mensch bey rauschender Musik kaum die Hälfte seiner gewöhnlichen Portion vertragen könne S. 160, möchten wir doch bezweifeln.) Sie schadet ferner bey allzusehr angehäufter Sensibilität, weil Menschen, die sich von einer grossen Krankheit erholen, das mindeste *Geräusch* nicht ohne grosse Empfindlichkeit ertragen können. (Wie der Vf. hier mit Einemmale dazu kommt, die unendlicher Abstufungen fähige Musik mit einem Geräusch, wie z. B. „dem Gerassel eines vorüberrollenden Wagens, dem Hämmern eines Schmiedes in der Nachbarschaft," in eine Reihe zu stellen, ist unbegreiflich.) Die Musik ist heilsam, wenn sich der Mensch (S. 162), „aus dem mässigen Abgange der ihm nothwendigen Reize, in einem Zustande der Schwäche befindet, wo der Kreislauf, aus Mangel gehöriger Energie, nicht recht von Statten geht", namentlich in der *hypochondria sine materia*, in hysterischen Zufällen, in Krämpfen und selbst im St. Veits-Tanz. — Im 6 Cap. zeigt der Vf. *die Art, wie die Musik überhaupt anzuwenden sey*, nach ächt brownschen Grundsätzen, in steigenden und abnehmenden Gaben, nach den verschiedenen Graden und Arten der directen und indirecten Asthenie; wobey wir die Bemerkung nicht unterdrücken können, dass wir weder bleichsüchtige Mädchen, „die nicht ohne Mühe den leichtesten Spaziergang unternehmen können", bey geräuschvoller Musik ganze Nächte die geräumigen Redouten-Säle durchwandeln lassen, — noch solche, die, wenn auch nur durch *mässige* Hämorrhagien, entkräftet sind, einer geräuschvollen Musik aussetzen möchten. Zum Schluss werden die bekannten Cautelen bey der Anwendung der übrigen Arzneymittel, auch in Bezug auf die Musik, in Erinnerung gebracht. Der Anhang, welcher *einige Winke zur Anhörung einer guten Musik* enthält, möchte wohl schwerlich irgend Einen, der nicht schon auf einem gründlichen Wege in das Wesen der Tonkunst eingeweiht ist, zum Verständniss irgend eines Tonstücks führen. Über die Vorwürfe aber, die der Vf. hier unseren bisherigen Musiklehren macht, mögen gelehrte Musiker mit ihm rechten. — Der Stil ist oft schleppend und unrein, z. B. S. 113: „Doctor *Werloschnigg* hat wahrgenommen bey einem Frauenzimmer, welches am Nervenfieber krank lag, wobey alle Arzneyen vergeblich gebraucht wurden, und die Musik allein half." — Mehrerer grammatischer und orthographischer Verstösse nicht zu gedenken.

* * s

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. 1) Erlangen, b. Palm: *Medicinisch-praktisches Geschäfts- und Adress-Buch auf das Jahr 1811 für praktische Ärzte, Chirurgen und Apotheker*, herausgegeben von Dr. Karl Heinr. Ludw. Schulz. Nebst 12 Monatstafeln

und dem Bildnisse des Hn. Geh. Hofr. Dr. *Wendt*. 8. (Gebunden 1 Rthlr.)

2) *Hannover*, b. den Gebr. Hahn: *Geschäftsbuch für praktische Ärzte und Wundärzte auf das Jahr* 1811. gr. 8. (Gebunden 1 Rthlr. 18 gr.)

No. 1 scheint seine Liebhaber gefunden zu haben, denn bereits erscheint hier der dritte Jahrgang. Zu gleicher Zeit mit diesem tritt nun aber in No. 2 ein Rival auf, der Manches daran zu tadeln findet. Wahr ist es, es wäre bequemer, die von dem Buche selbst getrennten Monatstabellen wären mit ihm vereinigt, und hätten für mehrere Kranke Raum. Diesen Mängeln nun hat der Vf. von No. 2 dadurch abzuhelfen gesucht, dass er auf jede Seite seines Geschäftsbuches eine für 4 Tage brauchbare Tabelle mit den nöthigen Rubriken, für die einzuzeichnenden Besuche und Recepte und für die Krankennamen, an der Zahl 24 für jeden Tag, was freylich bedeutend mehr ist, als bey No. 1, wo für den ganzen Monat nur 41 sind, angebracht hat. Allein hier zeigt sich von der anderen Seite wieder die Inconvenienz, dass der Name eines und desselben Kranken alle 4 Tage erneuert werden muss. Rec. hat übrigens für *sein* Bedürfniss weder das eine noch das andere dieser Geschäftsbücher ganz brauchbar gefunden. Besonders war ihm nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres, wenn er die Summe aller Besuche und Verordnungen für *ein* Individuum nöthig hatte, das Zusammensuchen eines oder einer jeden einzelnen aus so verschiedenen Blättern höchst lästig; er gab daher bis jetzt einer anderen Einrichtung, nach welcher am Abende eines jeden Tages die Namen eines jeden Kranken in ein besonderes Buch nach dem Alphabet, nebst den gemachten Besuchen und Verordnungen, eingetragen werden, wo demnach alle diese Besuche und Verordnungen unter diesen einen Namen zu stehen kommen, den Vorzug. Will man dem Gedächtniss noch mehr zu Hülfe kommen: so dient jeder Schreibe-Almanach, die an jedem Tage gemachten Besuche und Verordnungen kürzlich zu bezeichnen, der, wenn er durchschossen ist, noch Raum zum Copiren der Recepte gewährt, woran No. 1 und 2 Mangel leiden.

Die, beiden Büchern angehängten *Additamenta medico-clinico-auxiliaria* sind dem Arzte, wie er seyn soll, entbehrlich. An äusserer Eleganz steht No. 1 nach No. 2.

Hbm.

Frankfurt a. M. b. Wilmans: *Über die Behandlung der Hundswuth, und insbesondere über die Wirksamkeit der Datura stramonium gegen dieselbe.* Eine Einladungsschrift zur öffentlichen Jahressitzung der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen am 22 Jun. 1809 von Dr. *Chr. Fried. Harles*, zeit. Director der ph. med. Soc. 1809. 84 S. 4. (18 gr.)

Diese Abhandlung soll die Aufmerksamkeit auf ein bisher gegen die Wuth noch nicht gebräuchliches, aber sehr wirksames innerliches Arzneymittel, die Stechapfelpflanze (*datura stramonium*) erregen. Den Hauptgrund zu seiner Vermuthung entnimmt Hr. *H.* von einer von Prof. *Brera* ihm mitgetheilten Geschichte einer zufälligen Vergiftung vermittelst der verschlungenen unreifen Frucht jener Pflanze, welche unter den gewöhnlichen Zufällen der Pflanzengifte auch Wasserscheu erregte. Ohne in nähere Kritik dessen einzugehen, was Hr. *H.* ausserdem noch in der Analogie des Stechapfels mit den Pflanzengiften überhaupt, und unter letzteren mit der als Mittel gegen die Wuth in Ansehn stehenden Tollkirsche, so wie in einigen nicht genug verbürgten Erfahrungen englischer Ärzte für sein Thema anführt, und zugegeben, dass dem Stechapfel wegen der von ihm in dem oben erwähnten einzigen Falle erregten Wasserscheu, die vielleicht nur als idiosynkratische Ausnahme gilt, die Kraft eines wirklichen Gegensatzes: gegen die contagiöse Wasserscheu als Charakter der Wuth zukomme: so vermag Rec. sich nicht zu enträthseln, warum Hr. *H.* sich in seiner Vermuthung nur allein mit den Blättern der Stechapfelpflanze und nicht vielmehr mit der unreifen Frucht der letzteren, welche man in dem erwähnten Falle doch nur Wasserscheu hervorrufen sah, beschäftigt, um so mehr, da die Kraft des Stechapfels gegen die Wuth nach Hn. *H.* hauptsächlich in seiner Fähigkeit, Wasserscheu zu erregen, besteht, und er nirgends eine Erfahrung jener Eigenschaft in den Blättern der genannten Pflanze nachweiset; oder sind vielleicht in den Augen des Hn. *H.* Blätter und Frucht ganz identische Dinge? Wo finden wir in dem Rebenblatte den berauschenden Saft, den uns die Traube im Weine darbietet. Eben so wenig finden wir einen Grund, warum Hr. *H.* uns das aus den Blättern der Stechapfelpflanze frisch bereitete Extract (wahrscheinlich das vermittelst des Wassers erhaltene) als die geschickteste Form zu dem erwähnten Gebrauche empfiehlt, nicht zu gedenken der Schwierigkeiten, die einer solchen Zubereitung bey schon vorhandener Krankheit und der auf dem Verzuge haftenden Gefahr im Wege stehen. Bey dem postulirten Vertrauen, das Hr. *H.* übrigens auf die specifischen Kräfte der Stechapfelblätter gegen die Wuth setzt, hütet er sich, seinem in Schutz genommenen Lieblingsgegenstande, dem Arsenik, etwas von seinem Ansehn zu vergeben. Weswegen er ihn neben den Stechapfelblättern, nicht nur zur Behandlung der Bisswunde empfiehlt, sondern ihm überdiess noch die Möglichkeit einer zerstörenden Kraft des Wuthgiftes in der ersten Periode der Krankheit einräumt, indem seiner Vermuthung nach die Souveränität des Stechapfelkrautes sich vielleicht nur auf die Periode der wirklichen Wasserscheu beschränke. Eine allerdings geschickte Austheilung der Rollen, und treffliche Bemannung eines jeden Postens. Mehr Dank würde Hr. *H.* durch Anführung einiger eclatanter Erfahrungen für die erprobte Wirksamkeit seines Mittels gegen die Wuth geärndtet haben, als durch das Heer seiner apriorischen Gründe und sein allenthalben an Beweises Statt hingestelltes *Vielleicht*. Das Gesagte sey hinreichend, um zu erkennen, dass Hr. *H.* in Hinsicht der Wirksamkeit der Stechapfelpflanze gegen die Wuth, bey dem Mangel aller directen Beweise, nicht in Erfüllung gebracht habe, was die Aufschrift der Abhandlung verspricht. Für das Hauptverdienst der Arbeit des Hn. *H.* hält übrigens Rec. den literarisch-historischen Theil des Ganzen, wegen Reichhaltigkeit der in ihn verwebten kritischen Citaten, so wie der praktischbrauchbaren Zusammenstellung des Wichtigsten, was von früheren Zeiten bis auf unsere Tage für die Cultur des hier betrachteten Zweiges des Heilwesens geschah.

Δ. Φ.

Berlin, b. Salfeld: *Über die Bedeutung der Zeichenlehre in der Heilkunde.* Eine Einladungsschrift bey Eröffnung der k. berliner Universität, zu seinen Wintervorlesungen vom Prof. Dr. *Wolfart*. 1810. 32 S. 8. (4 gr.) Es thut Noth in unserer Zeit, wo man die Idee der Medicin, als Wissenschaft, als ein Ganzes und Untheilbares von allen Seiten beleuchtet hat, nun auch wieder an die Betrachtung ihrer einzelnen Glieder zu gehen; und wenn irgend eine Lehre der medicinischen Wissenschaft diese besondere Beschauung verdient: so ist es gewiss die *Zeichenlehre*, die bisher nur noch in wenigen hippokratischen Geistern ein stilles Asyl vor den Verwüstungen der brownischen und anderer gleich bedeutungsloser Reformatoren fand. Der Vf. dieser wenigen Bogen hat das Bedürfniss, sie wieder in ihre alten, wohlverdienten Rechte einzusetzen, und sie der Wissenschaft als ein nothwendiges Glied einzubilden, dringend gefühlt, und sich darin würdig gezeigt, ihrem Wachsthum für die Folge förderlich zu werden. Aber auch von einer anderen Seite verdient sein kleines Werk Auszeichnung. Es ist eine Einladungsschrift zu Vorlesungen und also zunächst für seine Zuhörer bestimmt. Es ist gewiss nicht einerley, auf welche Weise der Lehrer die Schüler in den Vorhof der Wissenschaft einführt, die er lehren will. Hier gilt es, ihm in warmen und kräftigen Worten die Idee derselben lebhaft vor die Augen zu stellen, ihn für sie und für sich selbst zu gewinnen, und so möchte die hie und da in der Schrift bemerkbare und Manchem vielleicht anstössige poetische Behandlung des Gegenstandes und die Begeisterung, mit welcher der Vf. auftritt, ihr mehr zum Lob als zum Tadel gereichen, so wenig wir sie auch im Vortrag der Wissenschaft selbst und bey solchen Gegenständen billigen mögen, die zunächst den Verstand und nicht die Einbildungskraft in Anspruch nehmen sollen.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 APRIL, 1812.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Göschen: *Der Staat und die Schule.* Oder Politik und Pädagogik in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zur Begründung einer Staatspädagogik dargestellt von *Wilhelm Traugott Krug*, Prof. der Philos. in Leipzig. 1810. 151 S. 8. (18 gr.)

Die Pädagogik, berufen, das Menschengeschlecht zu dem hohen Ziel seiner Bestimmung zu führen, den Geist des Zeitalters nach jenem Richtpunct zu lenken, und Staaten zu regieren, indem sie dieselben beglückt, war bisher dazu verdammt, in der Staatsverwaltung die letzte Berücksichtigung zu finden. Sie musste es daher geschehen lassen, dass, trotz aller Verfeinerung des Zeitalters, eine so grobe Verwilderung der Sittlichkeit; trotz aller Aufklärung des Verstandes, eine so grosse Verfinsterung der Vernunft; trotz aller Vielwisserey, eine so plumpe Unwissenheit in dem, was Noth thut; trotz alles tiefen Moralisirens, eine solche Flachheit der Gemüther und eine so kalte Herzlosigkeit als Product des heillosesten Egoismus erzeugt wurde, dass der Menschenfreund nicht ohne Schauer bey einem Gemälde vor dem gegenwärtigen Culturzustande der Menschheit verweilen kann, während er einen Blick voll Wehmuth richtet auf die Anstalten, welche der jungen Welt Erziehung, Unterricht und Bildung zu Theil werden lassen sollten, wozu sie von den Staaten feyerlich autorisirt waren. — Und dennoch standen diese Pflegeanstalten des menschlichen Geistes und Gemüths verwaiset und kraftlos da; weit entfernt, mit der Macht ausgerüstet zu seyn, durch welche es ihnen möglich gemacht werden könnte, in die Nationalerziehung einzugreifen, mussten sie sich den höhnenden Vorwurf gefallen lassen, dass *sie* es gewesen, welche die Jugend verführt, den Zeitgeist entnervt und verschlechtert, und die Gemüther verödet hätten, indem weder Lehrmittel noch Methode dazu getaugt, das Volk zu veredeln. Flache Gemeinnützigkeit, Brauchfertigkeit, Abrichten zu dem gemeinen Leben sey höchstes Ziel in ihnen geworden, und es sey das als Handwerk getrieben worden, was als Geisteswerk nur geistvoll betrieben werden müsse. Wenn mit Wehmuth jeder Kenner des Schulwesens gestehen muss, dass manche dieser Vorwürfe unsere Schulen trafen: so ist damit noch nicht zugestanden, dass sie dieselben verschuldeten. Die Schule, wie sie ist und war, ist noch zum grossen Theil ein Anhang der Kirche, und ein Anhang der Staatspolizey. Aus beiden ergiebt sich die Kraftlosigkeit in ihrem Wirken. In früheren Jahrhunderten war die Kirche ein integrirender Theil der Staatsgewalt, oder vielmehr sie herrschte allein mit weitgreifendem weltlichem Arm; die Kirche war die Sonne, der Staat der Mond; die Schule, als Anhang der Kirche, ein Seminarium, in welchem die Pflänzchen wuchern sollten, um deren Anbau es in moralischer und intellectueller Hinsicht der Kirche zu thun war — Unkraut und Giftpflanzen waren Zöglinge der Schulen. Die Reformation gab zwar den letzteren eine wirkvollere Bestimmung; doch leuchtete der Staat immer nur noch, nach dem obigen damals so beliebten Bilde, im geliehenen Glanze: wie konnte ein anderes, als das von der Kirche ausgehende Licht dazu für nöthig erachtet werden, um den Schulkerker zu erhellen? So war denn die Schule zu der Unmündigkeit verurtheilt, deren Folgen einleuchtend sind. Auch in neueren Zeiten, selbst in Staaten, die in dem Ruf standen, viel für das Schulwesen durch Schriftsteller gesprochen und manches Erfreuliche begonnen zu haben, waren, wie der Augenschein zeigt, die Masregeln nicht umfassend, und der Kostenaufwand nicht der Grösse, Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen; man stiftete Landescollegien für das Schulwesen, doch Chef und Räthe waren mit vielfachen anderen Berufsarbeiten belastet, sie arbeiteten für das Schulwesen — *nebenbey:* wie konnte das Auge, das so im Vorbeygehen auf das Schulwesen gerichtet war, einen anderen als schielenden Blick auf die heiligste Angelegenheit der Menschheit richten? Wie konnte und durfte die Schule widerstreben, wenn nach Ansichten, die das Resultat jener Blicke waren, die *Zustutzung* und *Abrichtung* der jungen Staatsbürger zu gewissen Berufsarten und Staatszwecken *anbefohlen*, und als der höchste Zweck aller Schulwirksamkeit in allerhöchsten Rescripten angepriesen wurden? Verdienen die Schulen, welche sich nicht sträubten, oder die Lehrer, welche ihre besseren Einsichten und Ansichten nicht geltend machen konnten, da Last der Amtsarbeiten, drückende Sorgen, und mancherley Schmach, welche diesen Märtyrern im Schuljoche widerfuhr, ihren Muth beugten, nicht inniges Mitleid bey ihrem Verstummen? Konnte bey diesem Missverhältnisse zwischen *Staat* und *Schule* aus den Schulen hervorgehen, was der Menschheit heilbringend war; konnte Erlösung von Vorurtheilen, welche die Veredlung des Menschengeschlechts durch eine allumfassende, allgenügende Nationalerziehung hemmten, von

Männern erwartet werden, deren geistige Kraft durch mancherley Fesseln so schmählich gebunden war?

Bey dieser Lage der Dinge, und bey dem jetzt so allgemein sichtbaren Schwanken über die Grenzlinie der Staatsgewalt in Hinsicht auf öffentliche Institution; bey den unsicheren Griffen mancher obersten Behörden in Absicht der zweckmäsigsten Mittel, mag es mit Recht als ein dringendes Zeitbedürfniss angesehen werden, aus den ersten Elementen des Begriffs von *Staat* und *Schule* eine Hodegetik für Regierungsbeamte in Beziehung auf ihre scholastische Wirksamkeit aufzustellen, damit erkannt werde, was von Seiten des *Staats* geleistet werden muss, wenn die *Schule* gedeihen, und in ungehemmter Wirksamkeit ihrem schönen Ziele entgegengehen soll.

Hr. *K.* hat sich durch die vorliegende Schrift ein gleich hohes Verdienst um *Staat* und *Schule* erworben. Mit philosophischer Strenge und Bestimmtheit sind die bey einer *Staatspädagogik* zum Grunde liegenden Begriffe entwickelt und in eine lichtvolle Übersicht zusammengestellt worden. Durch diese Vorzüge seiner Schrift hat Hr. *K.* seine Abhandlung zu einem würdigen Seitenstück zu der bereits vor 10 Jahren erschienenen gehaltvollen Schrift von *K. S. Zachariä* (damals Prof. zu Wittenberg) gemacht, welche wir wegen ihres Ideenreichthums und ihrer edlen Schreibart allen Staatsbeamten, denen das National-Erziehungswesen Amts- und Herzens-Sache ist, um so angelegentlicher empfehlen, da sie mit der angezeigten Schrift des Hn. *K.* ein beynahe unzertrennbares Ganzes bildet. Sie führt den Titel: „*Über die Erziehung des Menschengeschlechts durch den Staat.*" (Leipzig, b. Fleischer d. J. 1802. 310 S. 8.) Beide Schriften, einander ergänzend und erläuternd, führen zu denselben grossen Resultaten; nur hat Hn. *K's.* Schrift auch darin einen Vorzug vor jener, dass er die Hauptzüge eines öffentlichen Erziehungsplanes umfassender und genügender entwickelt, als *Zachariä.*

Zunächst entwickelt Hr. *K.* den Begriff eines *Staats*, sodann den der *Schule*, woraus sich das gesuchte Dritte, das *Verhältniss* nämlich *zwischen beiden*, ergiebt. Der erste, unmittelbare und nächste Zweck des Staats ist *Schutz* oder *Sicherheit* des *Rechts*; das Recht ist (S. 32) und bleibt die eigentliche Basis vom Daseyn des Staats, und nur unter der Bedingung des Rechts und um des Rechts selbst willen soll der Staat Theil nehmen an der Sorge der Bürger für ihre Vollkommenheit und Glückseligkeit. Der Staat ist also nicht anzusehen als eine der Kirche untergeordnete Anstalt für die zeitliche Wohlfahrt der Menschen, oder für Glückseligkeit überhaupt, sondern hat, wie *Zachariä* einstimmig mit Hn. *K.* festsetzt, die Sanction des Rechtsgesetzes, die Darstellung eines rechtlichen Verhältnisses unter den Menschen zum Zweck. Die Streitfrage, sagt Hr. *K.*, ob unsere Jugend zum *Bürgerthum* oder *Menschenthum* erzogen werden solle, würde nicht aufgeworfen seyn, wenn das Verhältniss des Staats zur Schule, und folglich auch der Politik und Pädagogik bestimmt erkannt und bey der Ausübung gehörig ins Auge gefasst worden wäre; man würde auch nicht, hätte man dieses Verhältniss deutlich erkannt, in Beziehung auf neuere Erziehungsmethoden *hier* mit der sorglosesten Gleichgültigkeit, *dort* mit der unvorsichtigsten Übereilung diesen Gegenstand behandelt haben.

Recht und *Wohl* sind, als Zwecke des Staats betrachtet, einander nicht beygeordnet, sondern dieses ist jenem untergeordnet, und demnach soll das *Recht* als Grundlage aller *Politik*, sowohl als Wissenschaft wie als Kunst betrachtet, gelten, und allein über die *Mittel* entscheiden, nach welchen *Staatsorganismus* und *Staatsadministration* zu leiten und zu handhaben sind. Nachdem der Vf. mit einer hier beynahe nicht zu erwartenden Ausführlichkeit die Zweige der Verfassungspolitik und Verwaltungspolitik aufgestellt hat, gelangen wir S. 58 zu dem *Berührungspunct* zwischen *Staat* und *Schule*. Da nämlich die innere Staatsverwaltung drey untergeordnete Abtheilungen, nämlich *Finanz-*, *Justiz-* und *Polizey-Wesen*, begreift, das letztere aber sich auf Alles erstreckt, was Vollkommenheit und Glückseligkeit der Bürger befördert: so umfasst es auch die gesammte Volksbildung, und es treten nun *Politik* und *Pädagogik* in ein gegenseitiges Verhältniss, und wenn, wie für die übrigen Zweige der Administration, Staatsministerien festgestellt werden sollen: so würde das gesammte *Kirchen-* und *Schul-Wesen* als ein wesentliches Mittel der Volksbildung zum Departement des Polizeyministeriums gehören. Da indessen, wie §. 109 richtig bemerkt wird, dieses Ministerium schon einen „vielumfassenden Wirkungskreis hat, da die Leitung des Erziehungswesens ungetheilte Aufmerksamkeit, besondere Kenntnisse und Erfahrungen, vorzüglich aber *grosse* und *liberale Ansichten* nebst einer zarten *Schonung des Rechts* und der *Freyheit des menschlichen Geistes* fodert, und da man alle diese Eigenschaften wohl selten, oder nie bey einem Polizeyminister, wenn er auch die zu seinen übrigen Functionen nöthigen Requisiten in vollem Masse besäse, vereinigt antreffen möchte: so dürfte es wohl gerathener seyn, diesen Theil der Staatsverwaltung vom Polizeyministerium zu trennen, und denselben nebst dem Kirchenwesen — einem besonderen Ministerium unterzuordnen." —

Die Schule im *weiteren* Sinn ist jede Einwirkung und Vermittelung des gereiften Menschen auf die Entwickelung des noch unreifen Menschen zum Menschen, im Entfalten der noch unausgebildeten Menschennatur, im Veredeln des noch natürlich rohen Menschen, durch eine sorgsame und naturgemäse Pflege seines ganzen Wesens (des Körpers und Geistes). So ist also im *Familienkreise*, wo eine zweckmäsige Theilnahme und Veranstaltung an jener Entwickelung vorhanden ist, wie in jeder Erziehungs-, Unterrichts- und Lehr-Anstalt eine *Schule* vorhanden. Im *engeren* Sinne nennt man die eigends zu dem obigen Zweck angeordneten, die Familienerziehung surrogirenden Anstalten, die der Staat errichtet oder autorisirt, *Schulen*. — Die höchste Aufgabe nun, welche diese Anstalten insgesammt zu befriedigen bemüht seyn sollen, wird von dem würdigen Vf. sehr wahr

und schön S. 90 dahin bestimmt: sie soll auf keinen Fall darin bestehen, „den Menschen zu einem brauchbaren Gliede in der Kette der Erscheinungen, zu einem tauglichen Bürger der Sinnenwelt und irgend einer in dieser vorhandenen Gesellschaft zu bilden, sondern vielmehr ihn dergestalt zu erziehen, dass er selbst in der Sinnenwelt für eine höhere Ordnung der Dinge lebe, dass er in seinem ganzen Daseyn und Wirken sich als Bürger einer Welt darstelle, die mitten in den Schranken der Sinnlichkeit und Endlichkeit dennoch eine übersinnliche, ins Unendliche hinausreichende Beziehung hat." — Man fürchte nicht, dass Verbildung für *die Erde* aus jener Richtung *zum Himmel* resultiren werde; „die übersinnliche Welt ist eine Welt der Ideen, setzt Hr. *K.* hinzu, und die sinnliche der Schauplatz, auf welchem der Mensch durch seine vernünftige Thätigkeit jene Ideen realisiren soll. In und für die Ideenwelt leben, heisst daher nichts weniger, als träumen und schwärmen, sondern thätig seyn in und für die Sinnenwelt, so wie es die Vernunft gebietet."

Die *häusliche* und *öffentliche* Erziehung veranlassen nun in gerader Linie den Unterschied zwischen *Privatpädagogik*, auch Pädagogik schlechtweg genannt, und *Staatspädagogik;* die letztere setzt, indem sie dem Staate Verhaltungsregeln zur glücklichen Leitung des gesammten Erziehungswesens seiner Bürger an die Hand giebt, jene voraus, und beruht auf dem gegenseitigen Verhältniss des *Staats* und der *Schule*, und muss aus der richtigen Erkenntniss desselben ihre Verhaltungsregeln abziehen. Dieses Verhältniss, nicht, wie *es ist*, sondern wie es, abgeleitet nach vernünftigen Grundsätzen der Politik und Pädagogik, ursprünglich aus dem Wesen des Staats und der Schule festzustellen ist, bietet den Stoff zum dritten Abschnitt dar. Zuerst werden die *Separatisten*, die wir lieber pädagogische *Indifferentisten* nennen möchten, gebührend abgefertigt. Sie meinen, alle Einmischung des Staats in die Angelegenheit der Erziehung sey theils widerrechtlich, theils überflüssig. Ihnen wird unstreitbar der Grundsatz: „*Kein Staat, keine Schule*", mit Hindeutung auf barbarische Horden entgegengestellt, und auch, durch Umkehrung jenes Satzes: „*Keine Schule, kein Staat*", wird die Wichtigkeit der öffentlichen Institution zur Erhaltung der Constitution hervorgehoben. Ist nun Sanction des Rechts Basis des Staats, sollen Rechtsverletzungen und Rechtsstreitigkeiten verhütet und vermindert werden: so ist dieses nur durch zweckmässige Erziehung möglich. Privaterziehung oder Erziehung im Familienkreise ist nicht überall *möglich*, ist auch in ihren Wirkungen nicht so ergreifend, die Einwirkung oder Einmischung des Staats ist also *dringend*, ist *wohlthätig*, ist *nothwendig*, und nicht *zufällig*. Das Verhältniss zwischen Staat und Schule wird §. 87 in folgendem Satze ausgesprochen: „*Die Schule* — im weiteren sowohl als engeren Sinne des Worts — ist ein für den Staat nothwendiges Mittel zur vollständigen Erreichung seiner gesammten Zwecke; der *Staat* aber ist für die Schule eine äussere Bedingung, unter welcher allein ihre auf die Entwickelung und Ausbildung der Menschheit überhaupt gerichtete Thätigkeit vollen Effect gewinnen kann." — Staat und Schule befinden sich dem zufolge in einer engen Berührung und steten Wechselwirkung; die Dienste, welche der Staat der *Schule* leistet, werden von dieser ihm durch gleich wichtige Gegendienste vergolten. Jedoch bezieht sich der *Schulzweck* nicht auf den Staat allein, er umfasst die Menschheit, und also auch den Staat, folglich darf die Schule nie zu einem *Mittel für den Staat herabgewürdigt* werden, wenn sie gedeihlich wirken soll. Hieraus werden allgemeine *Verhaltungsregeln* abgeleitet, die zugleich *oberste* Principien der Pädagogik sind. 1) Die *häusliche Erziehung* darf der Staat nicht aufheben und vernichten, sondern muss sie, da diese Erziehungsart die naturgemässeste und also zweckmässigste ist, begünstigen und unterstützen. 2) *Können* und *wollen* Ältern nicht das Erziehungsgeschäft ihrer Kinder übernehmen: so tritt die Theilnahme des Staats an demselben ein; er darf sogar bey den Ältern, die fahrlässig in diesem Geschäft seyn sollten, Nachfrage halten, und die Prüfung derer veranlassen, denen die Ältern diesen Theil ihrer Älternpflicht übertragen haben sollten. 3) Auch Privatschulen jeder Art sind dem zufolge der Prüfung und Oberaufsicht des Staats unterworfen, und auch Pensionsanstalten, oft nur eine honettere Art von Winkelschulen, machen hievon keine Ausnahme. 4) Können die Ältern *erziehen*, aber nicht *unterrichten:* so tritt der Staat mit den Anstalten ein, die man im *engsten* Sinne *Schulen* nennt, dergleichen Anstalten sind insbesondere für den Theil der Staatsbürger nothwendig, der in pädagogischer Hinsicht der hülfsbedürftigste ist, d. h. für den Landmann, Handwerker u. s. f. *Volksschulen* sind daher das dringendste Bedürfniss, und sollen sie mehr wie bisher ihren Zweck völlig erreichen: so müssen mehr *Seminarien* angelegt, die Lehrer in Volksschulen besser *besoldet*, und ihnen auch in Absicht ihres *Ranges* in der bürgerlichen Gesellschaft eine solche Stelle angewiesen werden, die *Schulmeister* mit dem *Stallmeister* wenigstens gleichsetzte. 5) Die Kunst- und Gelehrten-Schulen sind, da der Staat von ihnen, als von Anstalten, welche Ackerbau, Industrie, Handel, Gesundheitspflege, Vertheidigung des Vaterlands befördern, unmittelbaren Gewinn hat, seiner unmittelbaren Theilnahme und Unterstützung insbesondere anheimgestellt; sie verschönern, veredeln das Daseyn, und erhöhen die Würde des Volks. 6) Die *Erziehungsmethoden* und *Unterrichtsmethoden* sollen auf sich beruhen. — Der Staat soll weder die neueste beschirmen, noch die alten verwerfen; er lasse das Neue prüfen, von Sachkundigen das Anwendbare benutzen und unter den Augen der Regierung Versuche anstellen; Brauchbarkeit oder Verwerflichkeit wird so am leichtesten klar werden. — Diess gilt insbesondere in Anwendung auf die *pestalozzische* Methode. 7) Alle Theile des Erziehungs- und Lehr-Wesens verdienen gleiche *Berücksichtigung* und *Begünstigung*, Gelehrtenschule und Dorfschule verdie-

nen gleiche Beachtung. 8) Die *Verfassung* der Staaten darf keinen Einfluss auf *Verfassung der Schulen* haben.

Diess sind die Hauptideen, welche der würdige Vf. dieser lesenswerthen Schrift dem pädagogischen Publicum zur Beherzigung vorlegt. Möchten doch an dieses Publicum auch Staatsmänner und Regierungsbeamte sich anschliessen, eine reiche Ärndte liesse sich dann von dem ausgestreueten Saamen erwarten!

Noch einen Wunsch können wir am Schlusse unserer Anzeige nicht unterdrücken, nämlich den, dass es dem Vf. gefallen haben möchte, bey Aufzählung der vom Staate zu gründenden und zu beschützenden Schulanstalten, auch auf die Classe der unglücklichen, durch gestörten Familienfrieden, und durch Nichterziehung oder Verziehung verderbten Kinder aufmerksam zu machen, die es wohl verdienten, in besonders dazu errichteten *pädagogischen Besserungsanstalten die* Erziehung und *den* Unterricht zu erhalten, welche ihrer moralischen Entartung und ihrer geistigen Verwahrlosung anpassend wären. Die öffentlichen Schul- und Erziehungs-Anstalten würden es dann bloss mit gesunden Gewächsen zu thun haben, sie würden dann nicht mit jenen moralischen Krüppeln Zeit und Kraft verschwenden dürfen, jene würden nicht contagiös auf die Gesunden wirken, und so wäre auch der Erfolg geistiger Bemühungen der Lehrer und Erzieher sicherer zu berechnen. FRHT.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Barth: *Handbuch nützlicher Wirthschafts- und Berufs-Kenntnisse für junge Frauenzimmer.* Als Lehrbuch in Töchterschulen über die Pflichten und Geschäfte der Hausfrau, Vorsteherin des weiblichen Gesindes, Krankenpflegerin u. s. w., und als Vorschriften bey den Schreibeübungen der Schülerinnen zu gebrauchen. Von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. 1811. I Theil. 16 Bog. II Theil. 12½ Bog. III Theil. 11 Bog. 8. (2 Rthlr.) Als ein Handbuch nützlicher Wirthschaftskenntnisse für junge Frauenzimmer, aus welchen auch Lehrer in Töchterschulen Materialien zu Vorschriften bey den Schreibeübungen nehmen können, mag dieses Buch sein Glück versuchen. Aber nur wenige Abschnitte in demselben sind zu einem Lehrbuche in Töchterschulen geeignet. Der Herausgeber sagt in der Vorrede zum zweyten Theile S. V selbst: „Das junge Mädchen soll aus diesem Buche nicht kochen, backen, waschen u. dgl. lernen, dazu bedarf es durchaus praktischer Anleitung einer erfahrnen und geschickten Hausmutter;" — aber der grösste Theil des Buchs besteht aus Recepten zum Kochen, Backen, Färben und anderen Dingen, die in keiner Schule, aber wohl in einer Haushaltung zu brauchen sind. Um unser Urtheil zu rechtfertigen, haben wir nur die Hauptabschnitte im Buche anzugeben. Man wird zugleich daraus ersehen, was hier gesucht werden kann. I. Übersicht der weiblichen Geschicklichkeiten und Künste. II. Kenntniss der essbaren Dinge. III. Ungesunde, schwer- und leicht verdauliche Speisen. IV. Einkauf der Ess- und anderer Waaren. V. Esswaaren aufzubewahren und dauerhaft zu machen. VI. Von der Zubereitung der Speisen überhaupt. VII. Besondere Anweisung zum Zubereiten und Kochen verschiedener Speisen. VIII. Anrichten und Verzieren der zubereiteten Speisen. IX. Tisch- und Tafel-Decken. X. Vom Brode und anderen Bäckereyen. XI. Einige Getränke. XII. Vom Essige. Zweyter Theil. I. Von leinenen, wollenen, baumwollenen und seidenen Zeugen. II. Von der Reinigung der Wäsche. III. Vom Ausmachen der Flecken in den Zeugen. IV. Vom Drucken und Färben der Zeuge. V. Von Betten. VI. Von der Bereitung der Lichter und dem Reinigen des Brennöls. VII. Von der Viehzucht und dem Gartenbau. VIII. Von den Pflichten der Herrschaft und des (weiblichen) Gesindes. IX. Von der Wartung und Pflege der Kranken. X. Von den Pflichten der Hausfrau. XI. Nützliches Allerley. — In Rücksicht der Recepte ist zu wünschen, dass Manches bestimmter angegeben seyn möchte. So kömmt z. B. beym Sieden der Fische sehr viel darauf an, das richtige Verhältniss des Salzes zu wissen, das ins Wasser geworfen wird, in welchem die Fische gesoden werden. Aber statt einer solchen Angabe des Verhältnisses des Salzes und Wassers zu einander, erfährt man nur überhaupt, dass Salz dazu genommen wird. — Der dritte Theil dieses Handbuchs, welcher noch den besonderen Titel führt: *Handbuch für erwachsene Frauenzimmer, über die Verhältnisse und Obliegenheiten der Ehegattin, Mutter und Erzieherin*, hat eine andere Bestimmung, als die beiden ersten Theile. Er ist für erwachsene Frauenzimmer bestimmt, und kann als ein besonderes Buch angesehen werden, welches nicht, wie die beiden ersten Theile, als ein Lehrbuch in Töchterschulen gebraucht werden soll, sondern zur eigenen Lectüre für erwachsene Frauenzimmer bestimmt ist. Es enthält zwey Hauptabschnitte. In dem ersten wird von den Pflichten der Ehegattin gehandelt; der andere enthält die Pflichten der Mutter in Rücksicht auf die körperliche und sittliche Erziehung der Kinder. Die Materialien selbst sind aus guten Schriften gesammelt, und können ihren Zweck erreichen. Die Sprache ist ungekünstelt und verständlich, und erwachsene Frauenzimmer werden dieses Buch mit Nutzen lesen, und in besonderen Fällen zu Rathe ziehen können. Es fehlt auch nicht an einer zweckmässigen Inhaltsanzeige. o. m. r.

Gotha, b. Steudel: *Historische Fragen und deren Beantwortung für die Jugend.* Zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung von *F. J. Steffani*. 1811. 198 S. 8. (10 gr.) Der Nutzen, den der Vf. von diesen *historischen Fragen* erwartet, ist ein dreyfacher. Sie können zuerst zur Wiederholung dienen, „wenn der Lehrer mit seinen Schülern einen Abschnitt in einem Lehrbuche von *Bredow, Galletti, Pölitz* u. A. durchgegangen hat", weil, wie der Vf. meint, sich die Schüler mehr Mühe gäben, eine gedruckte Frage gut und passend zu beantworten, als eine mündliche. Zweytens werden durch sie die Hauptmomente der Geschichte herausgehoben, und also die Aufmerksamkeit auf die hauptsächlichsten Gegenstände fixirt. Drittens können auch erwachsene Personen, denen in ihren Schuljahren wenig oder nichts aus der Geschichte gelehrt worden war, durch dieselben veranlasst und gereizt werden, in geschäftsfreyen Stunden mehr in der Geschichte eines *Galletti* oder *Becker* zu lesen. Der Hauptnutzen wird aber wohl immer der bleiben, den sie bey der Wiederholung haben. Dazu gehört aber freylich, dass jeder Lehrer sich eigene Fragen für seine Schüler entwirft, die sich zunächst an den vorhergegangenen Unterricht anschliessen. Indessen können doch auch diese Fragen, als eine Sammlung des Interessantesten aus der Geschichte, ungefähr wie ein historischer Katechismus, ihren Nutzen haben. Sie haben den Vorzug einer verständigen Auswahl, der Bestimmtheit und der Kürze. Die Antworten haben oft mehr gegeben, als die Frage eigentlich verlangte, vermuthlich um andere Fragen, die ganz nahe lagen, zu ersparen. Die Fragen sind in 29 Abschnitte eingetheilt, und erstrecken sich bis auf die neuesten Zeiten. Der letzte Abschnitt befasst sich ausschliesslich mit der Geschichte der Erfindungen, unter denen wohl noch einige angeführt zu werden verdient hätten, z. B. die Erfindung der Magnetnadel. ant.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 APRIL, 1812.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG u. DARMSTADT, b. Heyer u. Leske: *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen.* In Vorträgen und Entwürfen, von *Friedrich Creuzer*, Hofr. u. Prof. der alten Literatur zu Heidelberg, des philolog. Seminar's daselbst Director. *Zweyter Band.* 1811. VI u. 495 S. mit 3 Kpft. *Dritter Band. Erste Abtheilung.* 1812. mit 2 Kpft. 574 S. 8. (4 Rthlr. 18 gr.)

Hr. *Creuzer* wird nicht müde, den Nebelpfad der symbolischen Mythendeutung auf- und niederzuwandeln, achtlos der seitwärts abirrenden Menge, über die er in der Vorrede sein *Odi profanum vulgus* sehr vernehmlich ausspricht. Doch wie sorgsam er auch sein Ohr gegen die Einrede der Andersmeinenden verschloss: so verhört er doch den leisesten Lobspruch nicht, der ihm bisweilen von wohlwollenden Freunden zugerufen wird; wie leicht konnte er sich damit für die Verunglimpfungen der Gegner trösten! Und doch finden wir ihn (Vorr. V) in einer sehr unfreundlichen Stimmung gegen das Publicum, dessen Beyfall ihm verdächtig, ja fast kaum wünschenswerth dünkt. Mit Unrecht, scheint es; die neuen und neuesten Versuche im Gebiet der Fabelerklärung beurkunden ein reges Streben nach dem Höheren, und täuschen wir uns nicht: so wird bald von den mythologischen Briefen und anderen Erzeugnissen der leidigen Literal-Erklärung wie von einem Mährchen die Rede seyn, dessen kaum noch die Literärgeschichten im Capitel von den Atlanten und Präadamiten gedenken. Genau genommen war ja Hn. *Cr's.* Ansicht, für die er so viel fürchtet, immer die herrschende. Die Ausbente an glänzenden Aufschlüssen, die auf dem Wege der historischen Forschung gewonnen wird, war im Verhältniss ungleich geringer, und die Läuterung der probehaltigen Stoffe zu mühsam, als dass nicht die meisten Mythologen ihre Mythensammlungen lieber mit allegorischen Artefacten, statt der meist scheinlosen Originalien, angefüllt hätten, zumal da jeder doch gern sein *eigenes* System, und möglichst vollständig, haben möchte, wozu bey jenen wenig Hoffnung war. Urgeschichte, Judaismus, ägyptische und phönicische Geheimlehre, und was man sonst wollte, gab und ordnete sich, unter dem Walten zweyer urkräftiger Helferinnen, Allegorie und Etymologie benamt, zu einem formenreichen Ganzen, zu dem ein Jeder, wie ihm recht dünkte, die Aufschrift gab: Urkunden der Welt- und Menschen-Geschichte, älteste Ethik oder Astrologie, Naturphilosophie u. s. w. Für Möglichkeiten hat die Kritik keine Wage; G. Cuper, der in Ovids Metamorphosen die heilige Geschichte fand (s. Heuman. Poec. T. I. p. 218), und der Neapolitaner, welcher den trojanischen Krieg für eine Geschichte vulcanischer Revolutionen erklärte, gingen von denselben Grundsätzen aus, welchen die neuesten Allegoreten folgten: Überschätzung der späteren Erklärer, hypergrammatische Deutung der unverfälschten Urkunden, Beweise aus Ähnlichkeiten in Namen und Gebräuchen, wie sie sich in der Geschichte der Religionen so oft begegnen.

Hr. *Cr.* hat diese Grundsätze zwar nicht bekannt, doch befolgt, und Rec. ist nicht gemeint, sie zu widerlegen; nicht dass er sich für unfähig hielt, dem Gange der Untersuchung zu folgen, wie Hr. *Cr.* etwas vorschnell annahm — wir haben amtswegen schon manchen literärischen Fleischergang gethan —, sondern weil er sie schlechthin für unwiderlegbar hält. Wir wollen daher mit dem Beurtheiler der *heynischen* Ilias (A. L. Z. 1803. No. 138. S. 368) die pelasgischen Physiologieen, nebst Allem, was erleuchtete Priester in den Krypten zu Byblos und Memphis vom Ursprung und Wesen der Dinge symbolisch lehrten, dem Vermuthenden ohne Beweis zugeben. „*Der harmlose* (oft schon geträumte) *Traum wird mit dem gelassenen: Kann seyn! in die Nacht der unerklärbaren Urzeit zum beliebigen Herumschwärmen entsandt.*" Nur für den Unkundigen, der vielleicht von den Riesenschritten vernahm, welche die Mythenkunde in den letzten Jahren gethan haben soll, werden wir im Verfolg unserer Darstellung zuweilen auf die Kunstgriffe aufmerksam machen, deren sich die neue Schule zur Erreichung ihrer Absicht bedient.

I. Darstellung der phönicischen Theologie nach Sanchuniathon; II. der chaldäischen nach Berosus; beides in gedrängter Kürze, wie bey der Menge ähnlicher Expositionen zweckmäsig war. Hier, scheint es, fand Hr. *Cr.* den Knoten geschürzt, in dem sich die Religionen des Morgen- und Abend-Landes verschlingen. „Zuerst wird hier, wie in der ägyptischen Kosmogonie, Geist und Materie, beide unerschaffen, in Gott gesetzt. Protogonos scheint mit dem ägyptischen Kneph, so wie Chusoros mit dem Phthas zusammenzufallen. Die chaldäische Kosmogonie greift von mehreren Seiten in die phönicische Göttergeschichte ein; hier wie dort eine Stufenfolge von Baalim's." (Das heisst doch hoffentlich nichts

weiter als: Hier wie dort ist von Götterzeugungen und Geschlechtsfolgen die Rede.) „Die Namen Melkarth, Adon, Astarte sind in den tyrischen, assyrischen und phrygischen Religionen einheimisch; der Kabirendienst wanderte von dort nach Ägypten, Griechenland und Hetrurien.“ Ohne über die moderne Metaphysik des grossen Hierambal und den neuägyptischen Kneph ein Wort zu verlieren, wollen wir nur bemerklich machen, dass allgemeine Ähnlichkeiten nichts, bestimmte Übereinstimmung zu viel beweist — Verfälschung. „*Manches mag wohl später Zusatz seyn; aber die Grundlage, die Hauptideen sind alt, sind urkundlich phönicisch.*“ (S. 12.) Gegen die Möglichkeit, wie gesagt, ist nichts einzuwenden; und wollte einer in Moses Chorenensis, Guido oder Jos. Iscanius Diaskeuasen alter Cyklen und vorhomerischer Epopöen finden: so müsste man ihn gewähren lassen. Aber wer möchte auf diese Möglichkeit hin ein System annehmen, das mit unseren Begriffen von der Cultur der Griechen und Barbaren, ihrer Erd- und Himmels-Kunde, ihrer Philosophie und Politik in dem schneidensten Widerspruche steht? Kenntniss der Himmelskreise, der Nachtgleichen, die Planetentheorie (selbst in Beziehung auf die Metalle), künstlich geformte Cyklen, und was selbst in dem Zeitalter der Aufklärung nur von Wenigen erkannt ward, erscheint hier, zwey Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, als allgemeiner Volksglaube, so allgemein, dass er selbst von unwissenden Abentheuerern, phönicischen Schiffern u. dergl. verbreitet, und zu beliebiger Erbauung in symbolischem Haus- und Tempel-Geräth zur Schau gestellt werden konnte. Die pragmatisirende Richtung des phönicischen Systems, meint Hr. *Cr.*, dürfte wohl das Werk des späteren Übersetzers seyn; und Heyne (de fontib. Diod. T. I. p. XXX) fand diese Deutungsart selbst für das Zeitalter des Dionysius zu früh. Doch bleibt ja dann dem Sanchuniathon so viel übrig als nichts; denn die ganze Sippschaft des Protogonos enthält nur historische Personen, wie selbst die Kabiren sind, aus denen Hr. *Cr.* die Gottheiten der Griechen und Römer herausrechnet. Beyläufig Folgendes: Wenn der Vf. meint zuerst die Verschiedenheit der Angaben in Rücksicht auf die Zahl der philonischen Bücher bemerkt zu haben (S. 10 Anmerk.): so irrt er; dasselbe bemerkte schon Jackson in den chronol. Alterth. S. 703 der Übers. und selbst Fabricius Bibl. Gr. I. 226. Eben so bekannt ist, was über den Namen Mochos gesagt wird, s. Tzschucke zu Strabo XVI S. 340 T. VI.

Allgemach wird die Scene immer leerer; nur wenige Hauptpersonen bleiben auf der Bühne zurück, und spielen unter allerley Verkleidungen ihre symbolische Rolle hinaus. „*In dieser ganzen Götterschaar ist selbst nach dem herrschenden Volkscult ein Gedanke erkennbar, der im alten Sabäismus und in der einfachsten Naturansicht rührt* (?): *Himmelskönig und Himmelskönigin, Sonne und Mond*“ (17). Nach dieser sehr bekannten, noch neuerlich wiederholten Bemerkung (S. Meiners krit. Gesch. d. Relig. T. I S. 380. Fr. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Indier S. 120) fährt nun der Vf fort, die Modification dieser Begriffe bey den asiatischen Völkern nachzuweisen, so gut es nämlich die Dürftigkeit der Sammlungen, bey J. Vossius, Selden u. A., verstattete. Ob *Kybeben* die ältere und allgemeinere Benennung der Cybele-Priester war (S. 33), wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Auch Gallen nannte schon Kratinos (Hephaest. Enchir. p. 33), wenn anders dort nicht, wie wahrscheinlich, mit Vossius (ad Catull. p. 163) und P. Wesseling (ad Itinerar. p. 146) Κηλων zu lesen ist. Wenn aber Hr. *Cr.* aus Photius den Simonides anführt: so ist zu bemerken, dass hiemit unstreitig der jüngere Dichter dieses Namens gemeint ist; wenigstens haben Reiske, Goens (de Simon. p. 33) und Jacobs (ad Anthol. T. I. p. 271) das Epigramm, in welchem die Gallen genannt werden, dem älteren Lyriker abgesprochen; ob wir gleich den gallischen Ursprung dieses Namens, den auch Gesner (ad Claudian. in Eutrop. I. 277) voraussetzte, bezweifeln, und Gallos lieber mit Casaubonus (ad Ael. Lamprid. VII. T. I. p. 806) für ein asiatisches Wort nehmen. Von dem Vf. hätten wir tiefere Untersuchungen über die Verbreitung dieses Cultus in Griechenland erwartet. Sehr umständlich ist er über die sogenannte *Dea Syria*, Astarte, Atargatis oder Derceto, deren ursprüngliche Verwandtschaft wohl nicht zu bezweifeln ist; doch hoffen wir kaum jemals in die Berichte der griechischen, meist späteren Erzähler Übereinstimmung gebracht zu sehen, so sehr sich auch Hr. *Cr.* bemüht, die Widersprüche (zum Theil wenigstens) zu vermitteln. Wir übergehen hier die Wiederholungen des Bekannteren, um folgende Sätze auszuheben, die den heutigen Stand der mythologischen Kritik bezeichnen mögen. „Allen jenen Erzählungen von Fischgöttern und Fischgöttinnen liegen Erinnerungen an die Urgeschichte unseres Geschlechts zu Grunde. Simma, der Pflegevater der Semiramis, ist der Nachkomme und Namensverwandte des Sem; Deukalion, der sich nach der Fluth zu Hierapolis niederliess, Noah; dort war das Bild der syrischen Fischgöttinn.“ Zwar Lucian, dem wir das Mährchen von Deukalions Arche glaubten, weiss nur von rein-menschlicher Bildung der Göttin: aber Strabo, der, als der ältere (um ein Jahrhundert kaum!), Glauben verdient, nennt die Göttin von Bambyce, Atergatis, d. i. *grosser Fisch.* Neu ist, nach Manso's Behauptung (Vers. über mythol. Gegenst. S. 15 ff.), das von Lucian beschriebene Bild, so neu wie der Tempel selbst. Aber Strabo sagt, die syrische Göttin Asthara werde unter den Griechen Atargatis, von Ktesias Derketo genannt; woraus Hr. *Cr.* Einheit der (thierischen) Bildung folgert, ohne die Zeit der Umbildung zu bestimmen. Doch bereiste ja Strabo Coelesyrien selbst, und sah also entweder das Idol menschlich gebildet, wie es Lucian beschreibt, welches dann auch auf Ktesias zurückfallen würde; oder er fand noch das alte Fischweib, welches gegen Manso's hier nicht berücksichtigte Behauptung streitet, und zu neuen Zweifeln

veranlasst. Denn wie sollte in dem kurzen Zeitraume von Strabo bis Lucian das alte Götterbild, dessen man selbst beym neuen Tempelbau schonte, so sehr vergessen worden seyn, dass der letztere nicht einmal davon reden hörte? Noch weniger beweist die Erzählung des Xanthos, dass die Königin Atergatis mit ihrem Sohne Ichthys in die See geworfen und von Fischen aufgezehrt worden sey, das Geringste für die Fischform der Göttin, so bestimmte Anspielungen auch Hr. *Cr.* (61) in jenen Mythen finden will; bloss die Verehrung der Fische sollte dadurch erklärt oder empfohlen werden. Oder möchten wir aus den Götterverwandlungen der griechischen Mythologie auf wirkliche Thierbildung schliessen? aus der Enthaltung von Knoblauch, Käse, Bohnen u. s. w. auf ähnliche Andeutungen? Doch was verleiden wir uns durch solche Bedenklichkeiten den heiteren Genuss der neuen Enträthselung: „*Diese Fischgötter sind die Repräsentanten der antediluvianischen Weltperiode, Symbole der in Wasser versunkenen Erde.*" *Fundus subest*, sagte vorahnend Heyne in seiner Epistel an Schaubach XL, *narratio ex antiqua Geogonia, qua subsedisse primitus Terram, seu Naturam, in Aqua, significatum erat.* Es wäre lehrreich zu bemerken, wie oft schon die Erfindung erfunden worden sey. „*Die Erde erhebt sich wieder aus den Wassern und vom Seeweib Derketo wird die Taubengöttin Semirama geboren*" (S. 76), und nun wieder ein Langes und Breites über Taubengötter und Taubensymbole; zum Schluss ein halbes Dutzend indischer Namen aus Görres Mythenbuche.

Die üppige Feyer des assyrischen Cultus leitet uns auf den Belphegor (S. 81), den Hieronymus und Andere für eine priapische Gottheit erklären. Selden, welcher dafür keinen Beweis fand, hielt den Cultus von Phegor für einen Todtendienst; und Hr. *Cr.*, dem beide Erklärungen brauchbar scheinen, versichert, dass ihm diess in seiner ganzen Ausdehnung eingeräumt werden könne, ohne dass dadurch der Hauptsatz (d. h. was Selden als unerwiesen verwarf!) auch nur das Geringste von seiner Wahrheit verliere. „Es wird unten bewiesen werden, und der alte Ionier Herakleitos klagte schon darüber, dass man gerade dem Gott des Todtenreichs zu Ehren in nächtlichen Orgien und unter Vortragung des Phallos festlich rasete, und von uralten Zeiten her ward der Phallos auf Gräber gestellt (S. 81)." Der Vf. bezieht sich, wie wir uns zum Glück aus dem Dionysos erinnern, auf die unsaubere Geschichte beym Clemens Alex., wie Dionysos einen Stab auf das Grab des Prosymnus aufstellte, und mit demselben das, was er dem letzteren versprochen hatte, verrichtete. Und aus diesem einzigen Factum folgert Hr. *Cr.* allgemeine Sitte in uralten Zeiten! Heraklit. nennt allerdings den Hades identisch mit Dionysos, aber nur in wiefern beide das Element des Feuchten und Dunkeln bezeichnen, wie in den philosophischen Kosmogonieen Kypris und Eros, Zeus und die Möre, oft synonymisch sind, ohne es deshalb auch ausser der Metapher zu seyn.

Auch der bekannte *Fletus super Thammuz* wird (S. 86) in Betrachtung gezogen. Thammuz ist, wie bekannt, Adonis, eine Sonnenincarnation, gleich dem phönicischen Melkarth, dem phrygischen Atys, Osiris, Dionysoss u. s. f. Dank sey es dem scharfsinnigen Macrobius, der zuerst in einer vollständigen Induction die Lehre der Theokrasie aufstellte, dass wir jetzt in diesen Verhältnissen so klar sehen! Persephone und Aphrodite, bey denen Adonis wechselsweise verweilt, ist die obere und untere Hemisphäre; sein Tod von Ebers Zahn der Sonne Eintritt in die Winterzeichen u. s. f. Doch wir eilen zu dem folgenden Abschnitt: *Apollon, Artemis, Ilithyia, Hekate* u. s. w. *in ihrer Abkunft aus dem Orient.* S. 107. Die *so scharf verbotene* Lehre von einem alten Sonnen-Apollo mit *neuen* Gründen zu bekräftigen, verhiess uns der Vf. S. *Vorred.* V; aber man würde sich sehr irren, wenn man hier andere Gründe zu finden meinte, als die schon Hieronymus Alexander, Tristan (Comment. II. 646), G. Vossius, Huet und G. Cuper, und aus diesen wieder Dupuis und Andere angeführt haben. Zwar im Homer, das räumt Hr. *Cr.* willig ein, ohne jedoch damit die homerischen Symbole der goldenen Kette, der Ambose u. s. w. zu gefährden — im Homer also, der die alten Symbole poetisch ausbildete, ist an eine Vermischung des Apollo mit Helios, der Artemis mit Selene, nicht zu denken; aber Jahrhunderte vor Homer, und wieder in den nachhomerischen Zeitaltern kommen die beiden Gottheiten sichtbar als Licht- und Sonnen-Wesen zum Vorschein. Zuvörderst nannte der alte Lycier Olen die Hyperboreerin Ilithyia die gute Spinnerin (εὔλινος) und Mutter des Eros. Sie ist also die erste Spinnerin, und Pepromene die zweyte; sie die alte Urnacht, Athye; sie ist Artemis, von welcher nach Cicero Eros geboren wird; sie auch Persephone, welche ebenfalls als Spinnerin erscheint. Und hiezu das lebhafte Epiphonem: *Wird man nun noch sagen, wenn wir in der Geheimlehre die Proserpina, die Libera, als die grosse erste* (?) *Weberin als orphisch nachweisen werden: das ist Alles falsches Vorgeben mystischer Deutler, die ihre eigenen Gedanken dem Orpheus aufhefteten?* (S. 115.) Wir wissen nicht, was geschehen wird; aber den Schluss finden wir sonderbar. Ilithya heisst (als Geburtsgöttin) die Spinnerin; Persephone kürzt sich, wie die anderen irdischen Jungfrauen, die Zeit am Webstuhl, nicht nur beym Orpheus (XLIX S. 400), sondern auch bey Ovid, Claudian, Nonnus: wie soll das für Identität beweisen? Was fernerhin über Hecate, Brimo u. s. w. gesagt wird, lässt sich nicht einmal in die *Form* eines Beweises fassen. Man kennt die Betriebsamkeit der alten Demiurgen oder Kuchenbäcker in Erfindung neuer Namen und Formen; Ringel gab es, Flechten, Lingam's (Μύλλοι), Pyramiden, Wagen, und wie die Spielereyen weiter hiessen: wohl jedes Fest hatte nach alter wohlhergebrachter Sitte (wie bey uns) seine eigene Kuchenform. So waren am Artemis-Feste die sogenannten Kuhhörner (Βοῦς) an der Ordnung. Hr. *Cr.* nimmt die Sache ernsthafter:

Die Kuhhörner und der Amphiphon mit brennenden Lichtern schrieben sich aus alter Priesterlehre her, die sich hier in lockender Kuchenform der schaulustigen Menge versinnlichte. In gleichem Sinne wird auch nach Proclus der heilige Ölzweig, der an den Daphnephorieen, mit Bändern und metallenen Kugeln behangen, in Procession umhergetragen wurde, als eine Abbildung des Weltalls ausgedeutet. Die übrigen Beweise sind von Ähnlichkeiten der Namen hergenommen: Ἀπόλλων Λύκειος, Λυκηγενής, Λυκόφως, Λυκάβας u. s. f. von dem Befehle des Xerxes, die delischen Götter zu schonen; ferner von dem (angeblich) orphischen Heptachordon, und der apollinischen Lyra, als Sinnbildern der Weltharmonie. Tiefer ist Hr. *Cr.* in die Geschichte der pythagoreischen Mytherideutung nicht eingedrungen. Die erste Spur dieser Zählengötter finden wir beym Philolaus (Procl. in Euclid. Elem. p. 6), der auch die Materie Δεκὰς nannte (J. Lyd. V. 7), welche Nomenclatur aber erst durch Xenocrates (Stob. Ecl. Phys. p. 62) in die pythagoreïsche Philosophie eingeführt zu seyn scheint; wesshalb auch dem orphischen ἱερὸς λόγος, der die Zahlenverhältnisse durchaus personificirte, ein jüngeres Alter zuzuweisen ist. In welcher Verbindung hiemit der Ἀπόλλων ἑβδομαγέτης beym Aeschylus (S. Valcken. de Aristob. 115), so wie die Bestimmung der Festtage bey den Atheniensern (v. Moschopul. in Hesiod. DD. p. 167. 177), gestanden habe, bleibt, so wie Platos Lehre von der Sonne, als sichtbarem Abbild der höchsten Einheit, billig einer anderweitigen Untersuchung überlassen. Dichterisch ausgebildet, wie sie hier Hr. *Cr.* vorträgt, erscheint jene Idee von einer Weltharmonie, unter der Führung des Helios-Apollon, erst beym Skythinos, der den Heraklit versificirte (Plut. de def. orac. p. 582, vgl. Suid. s. Ἀπολλ.), und dem Ephesius Alexandrinus (Heraclid. Alleg. p. 45). Wie gemein sie späterhin wurde, zeigt der Traum des Kaisers Severus (Dio Cass. LXXIV. 3. p. 1245. T. II. ed. Reim.).

Begleiten wir nun den Vf. zu der hohen Naturgöttin Asiens, der ephesischen Diana. Zwar nur Einzelnes können wir herausheben, doch selbst dieses wird hinreichen, unser Urtheil über das Ganze zu motiviren. Sollte nicht, wird S. 163 gefragt, durch den Namen der Amazonen (denen die Sage das alte Heiligenbild zu Ephesus zuschrieb) die Idee der Abstinenz angedeutet werden, der sich begeisterte Mondspriesterinnen zuweilen übergaben? Abgerechnet die Unwahrscheinlichkeit jeder griechischen Etymologie bey einem ausländischen Volksnamen, sehen wir nicht, wie man die Verabsäumung der mütterlichen Pflichten für Enthaltsamkeit ausgeben kann. „Wir sahen auch die fanatischen Frauen zu Mabog durch seltsame Neigung am meisten zu den Eunuchen hingezogen.“ Unsere Leser werden sich aus der römischen Sittengeschichte erinnern, dass diese Neigung eben nicht für Abstinenz zu halten sey. Doch weil nun einmal unser Vf. in dem Gebrauche der Entmannung Spuren alter Ascetik finden will: so müssen (S. 163) die dodonischen Tomuren, die eine spätere Etymologie zu Verschnittenen macht, und eine andere Deuteley, die die weissagenden Tauben für büssende Wittwen erklärt, zum Beweise für die Verwandtschaft beider Culte dienen (S. 163). Da im Sonnendienst der Cinaedismus einheimisch war, *wodurch der Sonnengott als Androgyn versinnlicht ward* (S. 164): so foderte wohl das Gesetz des Parallelismus, uns jene Mondjungfrauen als Tribaden zu denken. Weil indess nichts darüber berichtet wird: so begnügt sich Hr. *Cr.* zu bemerken, dass doch das Alterthum die Amazonen für kriegliebende Männinnen erkannte, dass sie mit dem aegyptischen Horus (ebenfalls eine Sonnenincarnation) nach dem fabelnden Dionysios sich in Frieden vertrugen, dass endlich Perseus aus dem Hause der Danaiden, d. i. Sonnenverehrer, die Gorgonen bekriegte, welche auch die Amazonen befehdet hatten. Zum Überfluss noch berichtet Diodor, dass die libyschen Amazonen auf ihren Zügen die Stadt Mene (Mondstadt, also ein libysches Wort!) verschonten. Das Facit ergiebt sich von selbst: also waren die Amazonen in Cappadocien und in Libyen heilige Sonnenjungfrauen und Mondpriesterinnen, ihr Männerhass religiöse Casteyung, ihre Kriegszüge dogmatische Fehden. — Der Goldschmid der Apostelgeschichte hat ganz Recht, wenn er die Verehrung ihrer Schutzgöttin, der ephesischen Diana, über den ganzen Weltkreis verbreitet rühmt: die schwarze Farbe weist auf Aegypten, die Thiercompositionen auf Medien und Persien; der Löwe, als Bild der Herrscherkraft, der Stier als Mondssymbol; der Seekrebs sagt uns, dass Alles aus Wasser entstanden sey, u. s. f. Pausanias sah zu Phigalea in Arkadien eine Fischgöttin, von der man nicht wusste, ob sie Artemis oder Eurynome zu nennen sey. Die Einwohner erklärten Eurynome für einen Beynamen der Artemis. Wie würden sie erstaunt seyn, wenn ihnen der Perieget in seiner trockenen Art geantwortet hätte, was uns hier Hr. *Cr.* lehrt: „Ihr irrt! Diese Eurynome war die Gattin Ophion's, des alten Schlangengottes (denkt nur an Ὄφις); auch nennt Hesiodos eine Okeanide Eurynome. Das sind Andeutungen der Geburt der Erde aus dem Wasser, und eure Artemis-Eurynome ist die potenzirte Isis, das personificirte Urgewässer“ (S. 170). *Contraria illustrant*, sagt man; wir fügen also den Ausspruch eines anderen Alterthumsforschers bey: „Ob dieser Satz (von dem Ursprung der Dinge aus Wasser) schon vor Thales, ja selbst vor Homer, in orphischen oder welcherley anderen Mysterien gelehrt worden sey, das mag, wer den späteren Allegoristen es nachplaudert, auch wahr machen. Mit gleichem Witz getrauete ich mir, unsere Volksmährchen von Nixen, Elfen und Kobolten sammt allen Mythen der Walpurgisnacht, als sinnreiche Bilder jedes beliebigen Naturgeheimnisses, aus der Druidenweihe zu erklären“ (zu Virgils Landb. IV. S. 866). Dass nicht bald eine Symbolik der altdeutschen Rockenphilosophie den Zweifler beschwichtigt! —

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 APRIL, 1812.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Leipzig u. Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen.* Von *Friedrich Creuzer* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bey der Deutung der Biene, als Sinnbildes priesterlicher Reinheit und Heiligkeit, ist dem Vf. eine nicht unerhebliche Parallele entgangen: der homerische Mythus von der begeisternden Honigkost der Mören oder Iren, denen erst später die Melissen auf dem prophetischen Stuhl zu Delphi nachfolgten. Als älteste Götterspeise wird Honig genannt in dem orphischen Fragment (XLIX. p. 402). Ja kaum zweifeln wir, dass die Prophetin Debora (Biene) in diesen Kreis urasiatischer Sinnbilder gehöre (Joseph. Antiqq. V, 5. p. 291. Haverc.). — Die ephesische Göttin ist Natur, Mond, Nacht, ein androgynisches Wesen, das sich der alte Sabäer als befruchtend und empfangend dachte, ein Inbegriff aller göttlichen Kräfte, die der Grieche unter so viele vereinzelte, vor allem Urlicht und Urfeuer. Dafür muss hier selbst der alte Herakleitos zeugen, in dessen Lehre vom Gegensatz der Dualismus des Orients in dem Wechsel der Elemente geläuterter Sabäismus erscheint. Dem berühmten Erklärer der heraklitischen Fragmente, der nach allen Untersuchungen keine Spur ausländischer Lehre entdecken konnte, wird mit gewohnter Zuversicht entgegnet: „*Dass nun in allen diesen und anderen Gegensätzen, oft bis zur wörtlichen Übereinstimmung, persische Lehre liege, davon kann sich jeder überzeugen, der nur den Einen Plutarchos oder Strabo zu vergleichen sich die Mühe nehmen will* (185). Ein seltsamer Vorwurf! Als Beweis (das Einzelne soll bey anderer Gelegenheit gegeben werden) steht hier Folgendes: Die Priester der ephesischen Artemis wurden mit einem persischen Namen Megabyzen genannt (hoffentlich doch nicht vor der persischen Oberherrschaft?). Dann das längst Bekannte von den ephesischen Zauberzeichen, mit der schlechthin unwahren Behauptung, dass man von den gewöhnlich sogenannten ephesischen Amuleten, die beym Hesychius aufbehaltenen Worte *Aski, kataski, lix, tetrax, damnameneus, aesion* (d. i. Finsterniss, Licht, Erde, Jahr, Sonne, Wahrheit, wie es der Grammatiker verdollmetscht fand) als Formeln des eigentlichen reinen Magismus unterschieden habe. Dem Thoren galten sie wohl für ein unschätzbares Geheimniss; dem Klügeren für das, was sie waren. Lasse sich doch Keiner durch die dreiste Versicherung irren: „Es wäre überflüssig, zeigen zu wollen, dass in diesen Formeln derselbe Gegensatz hervortritt, den die persische und heraklitische Lehre als den Grundsatz aller endlichen Dinge aufgefasst hatte, und dass er zugleich mit dem asiatischen Sonnendienst im Zusammenhang stand“ (S. 186). Damnameneus, heisst es in der Note, wird bey Strabo unter den idäischen Daktylen aufgeführt, und, fügen wir hinzu, was freylich nicht im St. Croix steht, die Daktylen galten für die Erfinder des ephesischen Zaubersegens (Clemens Str. p. 36), ja die Gläubiger riefen selbst in den Augenblicken der Anfechtung ihre Namen an (Plutarch. de prof. virt. sent. p. 316. T. VI. vgl. Sympos. VII, 5. p. 823), die man wahrscheinlich in der geheimen Weihe erfuhr. Es ist unbegreiflich, mit welcher Kühnheit hier die willkührlichsten Muthmassungen an einander gereiht werden. Nur Ein Beyspiel: Nachdem der Vf. das bekannte Gleichniss Heraklits von Bogen und Lyra mit der Erzählung von dem Saitenklange aus der Memnonsäule und den musikalischen Wettkämpfen an dem Sonnenfeste auf Rhodus und bey den pythischen Spielen (wie bey hundert anderen Festlichkeiten, wo weder von Sonne noch Mond die Rede war) nach seiner Art combinirt hat: so bemerkt er: *dem delphischen Apollo hatte auch Pythagoras dorten eine Lyra geweiht*, Athen. XIII, 637. Hesych. v. Τρίοψ. Athenäus sagt, Pythagoras der *Zakynthier* habe ein zusammengesetztes Instrument erfunden, Dreyfuss genannt, das den Dienst einer dreyfachen Leyer geleistet habe. Hesychius aber, die Pythagoreer hätten den delphischen Dreyfuss Τρίοψ genannt. Dass jener Pythagoras der Weltweise, dass sein Instrument eine Lyra gewesen sey, dass er es endlich nach Delphi geschenkt habe, ist Hn. C's. Erfindung. Einem delphischen Dreyfuss ähnlich beschreibt es Athenäus, das heisst der sogenannten Delphix oder Δελφική, wie sie ausserhalb des Heiligthums im Gebrauch waren, v. Etym. p. 255. Interpr. ad Petron. c. 22. p. 104 und Ducange in beiderley Glossarien. Ungleich unbefangener urtheilt der Vf. über den Werth und das Alter der Taurobolien und anderer Denkmale des Mithradienstes, auf die auch noch der hypothesenreiche Zoega so viel gab (S. 193). Neue Eröffnungen hat er überall nicht beygebracht, so umständlich er auch das Ritual der Weihe nach den bekannten Schriftstellern vorträgt; doch will er daraus den frühen Ursprung der Mithrasmysterien in der Religion des Orients folgern. Nimmt man den, bloss durch Voraussetzung bestehenden Unterschied

exoterischer und esoterischer, alter und neuer Lehre zu Hülfe: so ist es allerdings möglich, jedem Einwurf auszubeugen; und sonach können wir den Versuch, die bekannte Vorstellung des Stieropfers aus dem Zendavesta zu erklären, nur — anführen. — Bey dem Folgenden ward Rec. zu Muthe, als ob er das Upnekhat oder Kanne's Urkunden läse: so bunt und phantastisch kreuzen hier Namen aus allen Zeiten und Zonen durch einander, deren fernste Ähnlichkeit für Identität, deren zufällige Bildung für das Gepräge eines uralten, tief in Sprache und Sitte der Vorwelt eingreifenden Cultus gelten soll. Dass Porphyrius den Mithras Ochsenräuber nenne, können wir wieder in unserer Ausgabe nicht finden; nur dass er ihn auf einem Stier reiten lässt. (Der Βοοκλόπος Τιτάν der orphischen Argonautika 1055 ist unbemerkt geblieben.) Dieser Mithras nun ist Hercules, der Geryon's Rinder raubt (als wenn solche Räuberzüge in der Heroenwelt unerhört wären!), der aus Ägypten stammte, dessen Ahnherr endlich, Perseus, in Ägypten durch gymnische Spiele verehrt wurde, wo seine Erscheinung auf ein gesegnetes Fruchtjahr hoffen liess; gleichwie (ein seltsames *Gleichwie*) unter den Stiftern der olympischen Spiele Herakles genannt wird. Wenn demnach die Thebaner erzählen, dass Zeus Ammon sich dem Herakles in einem Widderfell gezeigt habe: so heisst diess nichts anderes, als: wenn die Sonne in den Widder tritt: so geht in Ägypten das Jahr und der Frühling an; Herakles ist dann die verjüngte Sonne. Eigenthümlicher, wenigstens im Ausdruck, ist wohl folgende Bemerkung: „Im Allgemeinen strebt in diesen Götterrevolutionen die emanirte Potenz immer zu ihrer Quelle zurück, und sucht das, woraus sie entsprungen, in sich selber darzustellen. Phthas, Amun, Som, Osiris verhalten sich ungefähr so zu einander. Amun strebt und fällt in den Phthas, als das erste Lebensfeuer zurück. Amun stellt sich in dem Phthas dar. So auch die secundären Potenzen u. s. w." S. 234. Wieder ist Herakles Perseus, *denn* wie sich zuweilen des Perseus Schuh in Chemmis sehen liess: so sahe man in Scythien die Fusstapfen des ersten in einem Felsen eingedrückt (S. 253). Wie unrecht that man also, den Tragiker zu verspotten, der seine Elektra den Bruder aus den Fussspuren erkennen lässt! Noch mehr: Sardo ward von Sardos, einem Sohne des Herakles, bevölkert, und diese Insel nennen die Griechen Sohleninsel (Ἰχνοῦσσα). Dieser Herakles, der ägyptische Som, d. i. Gotteskraft, ist auch der tyrische Melkarth, d. i. der starke König, dessen Bild die Tyrier an Fesseln hielten, *wie* die alten Italier den Saturnus, *wie* Ammon mit zusammengewachsenen Füssen geboren wurde, *wie* der schwangere Jupiter hinkte — alles Bezeichnungen alter Jahreshieroglyphik. Wiederum wurde Saturn nach Verlauf des zehnten Monats seiner Fesseln entledigt (*ohne Zweifel* auch der tyrische Melkarth an seinem Jahresfeste); die Saturnalien befreyten die Sclaven ihres Zwanges, Herakles führt auf thasischen Münzen den Namen Befreyer (Σωτήρ), des Herakles Ahnherr Perseus löste die Fesseln der Andromeda, der attische Herakles Theseus war der Schutzgott der Sclaven — welches alles gehemmten oder geförderten Sonnenlauf bezeichnet. Wie die Vertheidigung der alten Lesart im Pollux (Anmerk. 246) eine kritische *Bemerkung* genannt werden könne, lässt sich nicht absehn. Der einzige Hemsterhuys, der Perser und Perses verwechselte, schlug Ἡρακλῆ zu lesen vor. Stillschweigend verwirft Ekhel den Vorschlag, laut Hr. *C.*, ohne doch die Schwierigkeit zu beseitigen, die jene Änderung veranlasste, den Mangel an thasischen Münzen mit dem Bilde des Perses. Der Vf. führt uns nun von Land zu Land, und lässt uns überall unter Symbolen und Theomythieen denselben Sonnengott Herakles wieder erkennen. Herakles, im Dienst der Omphale, ist die Sonne im Nabelpunct (ὀμφαλός) der Welt (250). Wie er auf Thasos als Sclavenbefreyer (?) verehrt wurde: so erzeugte er hier mit einer Sclavin den Stifter einer lydischen Dynastie, und eine Magd gebar den Löwen, der, um die Mauern der Stadt getragen, Sardes unüberwindlich machen sollte. Von Persien her befreundet sich der grosse Dschem dem ägyptischen Som. Dschemschids Wunderkelch ist der goldene Becher, auf welchem einst Herakles nach Erytheia überschiffte; er ist, wie dieser, der Stammvater von Heldenfamilien und Königsgeschlechtern, der Herakliden in Lydien, der Fabier in Rom, anderer in Indien, Skythien u. s. w. Wie unter Dschemschids Herrschaft keine Fäulniss war: so faulen auch die Säulen im Herakles Tempel zu Gades nicht. Wie jener von den Dews, so ward dieser von feindlichen Mächten mit Irrwahn bethört, in welchem er Freunde und Söhne ermordet; auch diess Allegorieen periodischer Störungen des gewöhnlichen Naturlaufs. „Ja *bestimmt* einen furchtbaren schrecklichen Herakles hatte Ägypten; er hiess Makaris dort und in Libyen, welches gelehrte Sprachforscher (Bochart Geogr. S. 571) durch den Schrecklichen erklären." Die Sache verhält sich so: Nach Pausanias führte Sardes, ein Sohn des Herakles Makaris, wie ihn die Libyer zubenamten, eine Colonie nach Sardinien. Bochart (I, 31), dem es bekanntlich selten an Rath gebricht, sieht sich verlegen nach einer hebräischen Etymologie um. Es könne, meint er, der Name *vielleicht* (*potuit suspicor*) den Schreckenden bedeuten. Doch habe er von jenem Makaris nirgends gelesen, und die ganze Sage scheine ihm verdächtig. Das ist es also, worauf Hr. *C.* nicht bloss einen libyschen, sondern auch einen ägyptischen Schreckens-Hercules baut, dessen drohender Schatten nun selbst in der homerischen Nekyomantie als ein allegorisches Spiel erscheint. Doch kaum lohnt es die Mühe, die Paralogismen eines Schriftstellers darzulegen, dessen ganzes System ein Gewebe von Scheinbeweisen ist. Wir übergehen, was über den Herakles der griechischen Mythologie, seine Kämpfe und Siege gesagt wird; Here ist ihm, wie bekannt, die untere Atmosphäre, Zeus der Feuerhimmel, die funfzig Thespiaden und die zwey und funfzig Söhne u. s. f. Andeutungen siderischer Verhältnisse. Ja selbst warum der Sohn der Alkmene *Schwarzbuckel* (Μελαμπυγος) und *Weisshund*

(Κυνοσάργης) genannt worden, wird uns zu rathen aufgegeben.

Fünftes Capitel: *Von den ältesten Religionen der Griechen, oder vom pelasgischen Dienst auf Lemnos und Samothrake.* Wie sehr sich auch die überbliebenen Nachrichten widersprechen (und bekanntlich widersprechen sie sich nirgends mehr als hier): so weiss doch die *Symbolik* alle mit einander, und sich mit allen zu vereinigen. Reden sie von zwey Kabiren: so wird Himmel und Erde angedeutet; verdoppelt bezeichnen sie die vier Elemente; spricht Sanchuniathon von acht Kabiren: so verstehen wir sieben Planetengötter mit dem Vater Phthas oder Esmun, der freylich nie zu den Kabiren gezählt wird. Pherekydes redet von drey Kabiren und drey kabirischen Nymphen; nehmen wir Vater und Mutter hinzu: so erhalten wir wiederum die beliebte Achtzahl. Die ganze Sippschaft mitgezählt, erhalten wir freylich das ganze Einmaleins, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Hr. C. (322) seinen Satz durchführt: nach jedem System entspricht die Priesterzahl der Zahl der Gottheiten. Wie haben wir es uns aber zu erklären, dass oft *ein* Priester mehrere Gottheiten bediente, und *eine* Gottheit mehrere Priester hatte? Dass die letzteren oft die Ehre der Anbetung, zuletzt auch den Namen mit ihren Gottheiten theilten (wie die Σάβοι und Βάκχος), ist sehr wahr — und sehr bekannt. Aber schwerlich möchte hiedurch die Glosse des Photius: Καβειροι, εἰσὶ δὲ ἤτοι Ἥφαιστοι ἢ Τιτᾶνες vor dem Verdachte der Verdorbenheit gerechtfertigt seyn; oder weiss uns auch der Vf. zu sagen, wie die Kabiren zu dem Namen der Titanen gekommen sind? Eben so vergeblich wird die längst verbesserte Lesart bey Hesychius Καρκῖνοι (Kopfschüttler!) in Schutz genommen (321).) „Das waren demiurgische Potenzen, tellurische Kräfte, grosse Gewalten der Atmosphäre, der Erde und des Meeres, deren Verehrung die ganze alte Welt theilte, die aber in den verschiedenen Graden der Mysterien, welche anzunehmen Hr. C. für gut befindet, verschieden genannt, gezählt und geordnet." Auch von den Daktylen, Korybanten und ihren Geschlechtsverwandten Mancherley, was wir sonst vergeblich suchten. „Lesen wir alle diese Züge zusammen: so lässt sich so viel mit Gewissheit vermuthen: wir haben in jenen Namen und Mythen das Andenken an die Bildner der rohen pelasgischen Menschheit, die ihr neuen Cultus und die Kunst der Bearbeitung der Metalle brachten" (280). Wo Zeugen sprechen, wie Strabo und Diodors Vorgänger, lässt sich wohl gut vermuthen. „Die Telchinen, heisst es bey Diodoros, haben den (griechischen) Apis erschlagen; vermuthlich Kampf dieser rhodischen Religionspflanzer gegen ägyptischen Thierdienst" S. 281. Vermuthlich! Unsere Nachbaren jenseits des Rheins haben uns ja längst ein Licht darüber aufgesteckt, was mit den sogenannten Götterkriegen, an denen der kurzsichtige Plato so grossen Anstoss nahm, gemeint sey. — dogmatische Controversen unter den verschiedenen Religionsparteyen der Pelasger, Teleger u. s. w. Die Waffen, mit welchen Herakles den Hades, Diomed die Tochter Dione's bekämpfte, waren aus der Rüstkammer der Dialektik entlehnt; die Fesseln der Aphrodite, Here's Ambosse — philosophische Demonstrationen, zur Bekämpfung der Sectirer. Die Nachricht übrigens von dem Bekehrungsgeschäft der Telchinen findet sich, nebst anderen Beyträgen zur Geschichte der ältesten Missionen, unseres Wissens zuerst bey St. Croix. Gegen die ganze Vorstellung ist Folgendes zu erinnern: Niemand sagt, dass Apis von den Telchinen geschlagen worden sey; Niemand glaubt, dass der Sohn des Phoroneus mit dem ägyptischen Stiergott einerley sey. Scheinbarer wäre noch die Fehde der Telchinen mit Phoroneus (Euseb. Chron. N. CCXXIX. Syncell. CXXVI), der doch für den Stifter eines neuen Cultus gilt, in Rücksicht gezogen worden, hätte davon — bey Freret oder St. Croix gestanden. Eben so lehrt uns der Vf. (S. 72 und 106) in dem Kampfe des Perseus mit dem libyschen Seeungeheuer, in seiner Fehde gegen den Halbbruder Dionysos, eine Spur des uralten Sectenhasses und Sectenkriegs wahrnehmen. Gleichbedeutend für die Höhenmessung der alten Cultur ist die S. 281 gegebene Auflösung: *Die Waffentänze der Kureten und Korybanten versinnlichten* (den pelasgischen Esquimaux) *die Planetenbahnen und die Tänze der himmlischen Mächte.* — Wozu die Notiz von der Schrift des Polemo über Samothrake (289) dienen soll, wissen wir nicht zu errathen, wenigstens nicht, warum die ähnlichen Schriften des Callistratus (v. Voss. de Histor. III, 338) und Johannes Canabutzes (Fabric. Bibl. IV, 393 und Ducange Ind. Ineditt. p. 27) übergangen sind.

Von der esoterischen Lehre der somothrakischen Mysterien weiss uns Hr. C. Folgendes *mit Bestimmtheit* zu berichten. Axieros ist Hephästos — Esmun beym Sanchuniathon und Phthas im ägyptischen System — der ewige Welthauch, der Alles trägt und bindet, und aus dessen Schosse auch die übrigen Götter geboren worden. Unter dem hohen Walten desselben verrichten seine Emanationen Axiokersos und und Axiokersa, d. h. Venus und Mars, oder Streit und Einigung, aus deren Umarmung Harmonia, d. i. die Weltordnung, hervorging. Das ist die Lehre des Heraklit und Empedokles. (Zoega's sehr verwandte Erklärung finden wir nicht einmal erwähnt.) Die vierte untergeordnete Gottheit ist Kasmilos, von den Griechen Hermes genannt, die personificirte Intelligenz, nichts desto weniger aber identisch mit dem Gigon, oder ägyptischen Herakles (welchen schon längst Jablonski Panth. 188 für den Som zu erklären suchte, vgl. Meziriac sur l'Ovid. T. I. p. 363). Hesychius unterscheidet ausdrücklich diese Erklärung von einer anderen, die Gigon durch Tischbild übersetzt; doch Hr. C. nimmt beides für eins, verbindet damit (nach Selden) eine andere, eben so zweifelhafte Glosse: Εὐφράδης, παταϊκὸς ἐπιτραπέζιος, wo Εὐφράδης von dem Geber gastlicher Fröhlichkeit verstanden werden soll, und meint uns so in dem samothrakischen Kasmilos den scherzenden Ministranten und Göttermimus nachgewiesen zu haben. „Fast alle My-

sterien haben solche scherzende Ministranten (298)." Rec. meint, fast alle Feste, aus erklärbarem Frohgefühl harmloser Wilden, nicht zur Andeutung mystischer Philosopheme, für die das Leben keine Beziehung, und die Sprache keinen Ausdruck hatte. Anders Hr. C. „Wenn die Harmonie geboren wird, wenn Streit und Einigung der Kräfte den herrlichen Kosmos aus der Tiefe wirken(?) und das Gesetz der Schönheit über der grossen Ordnung waltet: dann spiegelt sich der Demiurgos wohlgefällig im gelungenen Werk, sein Blick erheitert sich, und das Frohlocken der guten Götter verkündigt die Vollendung des grossen Schöpfungswerks" (S. 298). Seltsam, dass der Vf. nicht an Heraklits Äusserung erinnert, der die Weltbildung ein Götterspiel nennt, oder wie nach des Orphikers Lehre die göttlichen Naturen aus Lust, doch die sterblichen aus Thränen geschaffen wurden, ähnlich im letzteren gnostischen Dogmen:

Δάκρυα μὲν σέθεν ἐστι παλυτλήτων γένος ἀνδρῶν
Μειδῆσαν δὲ θεῶν ἱερὸν γένος ἐβλάστησω.

wie bey Proculus in Polit. p. 385 zu lesen ist statt μηδεῖσαν. Gesner übersah das Fragment. Zufällig bemerken wir hier einen anderen Irrthum (S. 300). *„Phallische Symbole und Gebräuche fanden also in den Religionen von Samothrake Platz. Auch nach Böotien wurden sie von dort her verbreitet.* Pausan. Messen. I. Boeot. 25." Wir erbieten uns, die *Symbolik* Wort für Wort zu unterschreiben, wofern Hr. *C.* nur die entfernteste Andeutung von phallischem Cultus in diesen Citaten finden kann. Dass Demeter den Kabirendienst einsetzte, besagt die eine Stelle; die andere, dass er von Eleusis nach Messenien verpflanzt ward. — Selbst in dem, was der göttliche Demodokos im Kreise lauschender Phäaken von Hephästos Schmach und Hermes lüsternem Wunsche sang, will er wie einen gebrochenen Nachklang alter Priesterlehre vernehmen. Das Zaubernetz, mit welchem der Betrogene das ehebrecherische Paar umwebt, ist ihm die geheime Kette, die das Weltall bindet, und er, der grosse Feuergott Axiuri, der Allmächtige, der in seinem Odem, was lebt, und selbst die hohen schaffenden Potenzen trägt und bewältigt hält; *ganz bestimmt aber erscheint Hermes als jener lustige Scherzredner Gigon* — dessen Existenz auf der willkührlichen Deutung einer späten Glosse beruht.

Wir glauben bereits bemerklich gemacht zu haben, welch ein Loos die *Symbolik* der hellenischen Götterwelt bereitet hat; um die Schale ihres Unmuths voll zu machen, müssen sie nun, die alten ebenbürthigen Uranionen, jene spukhaften Patäken oder Topfgötter, die Schoosskinder der neuen Mythenphilosophie, sich beygesellt sehen. Dass doch ein ernster Götterschluss, gleich jenem beym Lucian, die schamlosen Gnomen hinwegwiese! — Dass ein Topf ohne Kopf das Universum, mit Kopf den Kanobus und noch vieles Andere bezeichne, hat uns bereits der *Dionysus* gelehrt. Hier wird nachgetragen, dass der Bauch des Götterkrugs (γαστρα), der Dickbauch Silen γάστρων und selbst die Schiffermützen der Dioskuren nahe verwandt sind. Bekanntlich haben schon andächtige Griechen bey diesen lakonischen Reisehüten an die beiden Hemisphären gedacht; die Halbkugeln oder Kegel zusammengesetzt, erschien die Eyform, das alte Symbol des Weltalls, an welches, nach Hn. *C.*, auch das Ey, welches Pausanias in einem lakonischen Tempel aufgehängt sah (vielleicht wie die Morgenländer noch jetzt Straussen-Eyer in den Divans u. a. aufhängen), die Wissenden erinnern sollte; die Laien glaubten freylich, Leda habe das Ey gelegt. Setzte man nun das halbirte Ey dem Zwerggott auf den Kopf: so erschien der Dioskur mit dem Spitzhut; wurde der Gott (zum Zeichen, dass er über Erde und tellurische Kräfte herrsche) auf die umgestülpte Eyschale gesetzt: so gab sich der Kanobus oder Kruggott zu erkennen. Wer fände für Alles Raum, was Hr. *C.* aus dem Füllhorn der Symbolik vorschüttet! Nur des Besonderen werde gedacht. „In Schleyern, wissen wir, trug Aeneas die Schutzgötter Troja's fort (Lycophr. 1266), gerade *wie* der Kopf des erschlagenen Kadmilos in Schleyern nach dem phrygischen Olympos getragen wird, *wie* man heilige Krüge in Schleyern trug (bloss ein Ermel verdeckt das Opfergefäss!), *wie* man im bacchischen Pompe die Kugel verschleyerte, *wie* alte Gottheiten und Genien eingeschleyert wurden" (S. 314). Das *Wie* und das *Also* sind die dienstbaren Genien, die mit Zauberschnelle dem Vf. Schlüsse weben aus Dunst und Nebel. Wer berechtigt ihn, Lycophrons klaren Ausdruck πέπλοις περισχών anders als vom eigenen Gewande zu verstehen, unter dem der fromme Held seine Schutzgötter barg? Wir erinnern uns aus dem *Dionysus* (215) des Axioms: *wo von Penaten die Rede ist, werden auch Vitten genannt.* Oft, allerdings; als alterthümlicher Schmuck nämlich, den sie mit allen Göttern gemein hatten, ohne Bezug auf mystische Satzungen, die dem Alterthum durchaus unbekannt waren. Strabos Ausdruck von dem delphischen Adyton ὀμφαλὸς τεταινιωμένος erklärt sich hinlänglich durch den des Euripides (Ion. 224) στέμμασιν ἐνδυτός, mit bebänderten Kränzen umhangen. Dass Jasion zuerst Fremden den Zutritt zu der samothrakischen Weihe eröffnet habe, ist, so wie das S. 326 behauptete Wechselverhältniss zwischen thrakischen Priesterschulen, *die man unter den Gesammtnamen Orpheus begreift*, und den Collegien auf Samothrake, die nüchternste Hypothese, die je um den Preis der Möglichkeit gebuhlt hat.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Über Mir und Mich, Vor und Für;* oder: Praktischer Rathgeber in der deutschen Sprache. Zweyte verbesserte und mit einem grammatisch-kritischen Wörterbuche vermehrte Auflage. Von M. *J. C. Vollbeding*, Prediger zu Schwarzensee und Kleppelshagen in der Ukermark. 1812. 122 S. 8. (16 gr.) Von der ersten Auflage s. die Rec. No. 315 und Int. Blatt No. 143. Jahrg. 1804.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 APRIL, 1812.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Leipzig u. Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen.* Von *Friedrich Creuzer* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Schon den altmodischen Reisehut des Odysseus leitete Hr. *Cr.* von dem symbolischen Weltey ab; es lässt sich denken, dass er die Zauberbinde, die Eurynome den Schiffbrüchigen reichte, nicht geringer anschlägt, wie auch spätere Compilatoren auf Einweihung in die samothrakischen Mysterien schliessen wollten. „Jene Binde (ταινία) war nun ein heiliges Zeichen der Initiirten, das man lebenslänglich beybehielt. Ausserdem wird noch eines κρήδεμνον gedacht, worunter man sich am wahrscheinlichsten einen Schleyer denkt. Jene wurde um den Leib, dieser auf dem Kopfe getragen.“ (S. 129.) Ein Schleyer *auf* dem Kopfe, und von Männern? Nichts weniger! Eurynome reichte ihre Kopf-Binde dem Odysseus, der sie um den Leib befestigte, und dann in die Brandung zurückwarf. Auch um Hand und Fuss trugen die Eingeweihten Safranbinden (v. Phot. s. Κροκοῦν), wie anderwärts rothe Wolle bey geheimem Opferdienst in Gebrauch war, s. Suid. T. II. 39. Reines. Epistol. Append. p. 319. Sonst ist der Schlangengürtel in den sabazischen Mysterien bekannt. „*Natürlich war die (Purpur-) Farbe bedeutend. Sie scheint von jeher den tellurischen Potenzen und den Todesgottheiten heilig gewesen zu seyn* — wie allen Gottheiten überhaupt, nach dem natürlichen Wohlgefallen des Wilden am Bunten und Grellen (s. Böttigers Ideen zur Gesch. der Mal. S. 3). Eben so irrig ist Hr. *Cr.*, wenn er meint, dass Θαλλός immer den Ölzweig bedeute, wenigstens in dem S. 331 angezogenen Fragment, das er eher hätte verbessern als erklären sollen. Oder wusste er uns zu sagen, nach welcher grammatischen Construction sich die Worte fügen:

Θαλλῶν δ' ὅσσα βρότοισιν ἐπὶ χθονὸς ἔργα μέμηλεν
οὐδὲν ἔχει μίαν αἶσαν κ. τ. ἑ.

Sichtbare Nachahmung des homerischen οἵη περ φύλλων γενεὴ, τοιήδε καὶ ἀνδρῶν, nur schrieb der Dichter θαλλῶν δ' ἴσα. Für eine ächte Gnome des thracischen Aöden halte es wer will; wir beneiden ihm die Reliquie so wenig als den unlieblichen Hymnus auf den Jupiter Sterquilinius (s. Boissonade ad Philostr. 496), den Hr. *Cr.* für ein unverdächtiges Überbleibsel des alten Pamphos hält, so deutlich auch in ihm die stoische Lehre von dem Alles durchströmenden, selbst die unedleren Stoffe belebenden Weltgeist sich ausspricht. S. Clemens Al. Admonit. p. 44. Tatian. adv. Graec. p. 143. Galen. Qualit. Corp. c. VI. p. 65. T. II. Charter. Schlechthin unbegründet ist Alles, was für die Ceremonie der Thallophorie in den samothracischen und orphischen Festen angeführt wird. Desto bekannter ist sie aus den Bacchanalien und dem Cultus der grossen Mutter, Bellona u. s. w. Den letzteren scheint uns der Vf. nicht berücksichtigt zu haben, wenn er aus den ersteren folgert, dass Bacchus als die in Blumen und Pflanzen wirkende Naturkraft (Porphyrius sagt nicht ganz dasselbe) gedacht worden sey. Den Beweis aus den dorischen Worten Βάκχος und Ἴακχα (Kranzblume) findet Rec. um nichts passender, als wenn man die Demeter Ἰουλώ mit der Kellerassel (Ἴουλος), oder die Thierart Πάν (Hephaest. Phot. CXC fin.) mit dem arkadischen Hirtengott in Verbindung setzen wollte. Endlich findet Hr. *Cr.* in der, neuerlich von Münter erläuterten Grabschrift eines gallischen Schiffers unbezweifelte Spuren samothracischer Lehre. Wir wiederholen unser Erbieten, wenn er auch nur *Einen* haltbaren Beweis dafür anzuführen weiss. Der Schiffer nennt sich den Dioskuren befreundet, unstreitig wie oft Redner Freunde des Hermes, Jäger Günstlinge Pan's genannt werden. Er rühmt ferner sein seliges Loos unter den himmlischen Chören, zu deren Gemeinschaft ein Gott ihn erhob (ein Gott nur konnte es). Hr. *Cr.* wird uns nicht die Unwissenheit zutrauen, diese seit der Wiedererweckung der pythagoreïschen Philosophie so allgemeine Vorstellung für ein Eigenthum der alten Priesterschaft auf Samothrake und Imbros zu halten. Von einem so grossen Bewunderer des Plato, der Neuplatoniker wenigstens, liess es sich wohl kaum erwarten, dass er den dort gebrauchten platonischen Ausdruck στρατιὰ θεῶν (Phaedr. p. 1222 B.) mit Münter für Bibelsprache halten würde.

Noch hätten wir von der Exposition des griechischen und italischen Göttersystems, die diesen Band beschliesst, Nachricht zu geben; doch unsere Anzeige hat bereits ihre Grenzen erreicht, vielleicht schon überschritten. Wir müssen daher auch unser Urtheil über den 3ten Band so lange versparen, bis die 2te Abtheilung desselben erschienen seyn wird.

Noch sey uns aber, zur Beruhigung des Vfs., ein Wort über die Vorrede vergönnt, wo sich derselbe als Schulhaupt einer neuen mythologischen Secte zu erkennen giebt. Rec., welcher Wahrheit und Wissenschaft zwar oft durch Zwiespalt der Meinungen, aber nie durch Schulgeist und Sectenzwang gefördert sah,

kann ihm für diese Verkündigung keinen Dank wissen. Seinerseits versichert er den Vf., dass er, bey der offensten Empfänglichkeit für fremde Belehrung, doch nur der eigenen Überzeugung, ohne Einfluss persönlicher Verhältnisse, gefolgt ist, und dass ihm daher Alles schlechthin unverständlich seyn müsse, was die Vorrede von den Anfeindungen einer entgegengesetzten Partey, die Hn. *Cr.* den Fortschritt der Untersuchung zu hemmen suche, dem Leser vorklagt.

G. St.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt; zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser.* Erster Band, II und III Stück, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. 1811. 387 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das *zweyte* Heft dieser unterhaltenden Zeitschrift, deren Plan wir (No. 199 Jahrg. 1811) angezeigt haben, enthält folgende Aufsätze: I. *Herzog Johann Casimir zu S. Coburg, seine Gemahlin Anna, der wunderbare Abentheurer Jeronimo Scotto, Ulrich von Lichtenstein, und Herzog Christian zu S. Eisenberg.* Die Schicksale der unglücklichen Herzogin Anna sind zwar aus *Hellfelds* Beyträgen zur S. Geschichte (1785) und anderen Geschichtschreibern zur Genüge bekannt; aber deswegen haben doch die hier aus dem f. coburgischen Archiv mitgetheilten Nachrichten in mancher Hinsicht einen vorzüglichen Werth. In der Bezeichnung der Lebensweise ihres Gemahls, H. Joh. Casimirs, liegt zugleich eine billige Entschuldigung ihres Falls. Jener zog im Lande und bey Nachbarn auf Jagden umher, ging zu Scheibenschiessen, befand sich bey Schmäussen und anderen Lustbarkeiten, ohne an die Lage zu denken, in der sich seine junge, feurige Gemahlin einsam und allein zu Hause befinden musste. In mehreren Briefen gab sie ihm das Unerträgliche ihrer Einsamkeit mit Ausdrücken zu erkennen, die deutlich genug aussprachen, was die junge Fürstin wünschte. Aber der Herzog blieb kalt; und es war also sehr natürlich, dass sich auch ihre Liebe zu ihm nach und nach verminderte, sie selbst aber sich einem zu wenig bewachten Leben überliess. Jeronimo Scotto, ein Italiäner aus Piacenza, der im Rufe eines Zauberers stand, wusste sich beym Hofe des Herzogs, als einen Liebhaber verborgener Künste, einzuschleichen, versprach, ihn reich zu machen, täuschte die Herzogin mit Taschenspielerkünsten, und verhiess ihr, sie fruchtbar zu machen, was sie so herzlich zu seyn wünschte. Der allgemeine Aberglaube ihres Zeitalters gab ihr Vertrauen zu dem Betrüger, und dieser missbrauchte ihre Schwachheit. Als Scotto glaubte verrathen werden zu können, verliess er Coburg, knüpfte aber vor seiner Abreise zwischen der jungen Herzogin und einem Cavalier ihres Gemahls, Ulrichen von Lichtenstein, ein neues Band zärtlicher Vertraulichkeit, welches für beide die traurigsten Folgen hatte. Der Herzog bekam Argwohn, entdeckte das Geheimniss, liess beide (1593) in Verhaft nehmen und setzte zur Untersuchung der Sache eine eigene Commission nieder. Das Urtheil des Schöppenstuhls zu Jena erkannte ihr und Ulrichen von Lichtenstein die Strafe des Schwerdtes zu, die aber der Herzog in ewiges Gefängniss verwandelte. Als er sich sechs Jahre nachher zum zweyten Mal mit einer braunschweigischen Prinzessin vermählte, liess er, um seiner abgeschiedenen Gemahlin zu spotten, eine Münze prägen, auf deren Vorseite er mit seiner Braut sich küssend befand, mit der Umschrift: *Wie küssen sich die zwey so fein.* Auf der Kehrseite ist die unglückliche Anna in Nonnentracht zu sehen, und um sie herum stehen die Worte: *Wer küsst mich armes Nönnelein?* Diese Münze, die sich im Original in dem herzogl. Münzcabinet zu Weimar befindet, wirft auf den Charakter des Herzogs eben kein vortheilhaftes Licht, indem er sich dadurch noch nach 6 Jahren an seiner bussfertigen Gemahlin, ihres Fehltritts wegen, zu rächen glaubte. Mit dieser wahren Geschichte verbindet der Vf. nun auch die bekannte Erzählung einer späteren Begebenheit, nach welcher die, im J. 1613 auf der Veste Coburg verstorbene Herzogin Anna im J. 1705 dem Herzog Christian zu Eisenberg erschienen, und ihm die Aussöhnung mit ihrem 1633 verstorbenen Gemahl angetragen haben soll. Der Vf. zeigt, dass der Vorgang selbst nicht, wie man behauptet, erdichtet sey, sondern dass gewisse Personen mit dem Herzoge, als einem starkgläubigen Geisterfreunde, Komödie gespielt haben. Er vertiefte sich in alchemistische Träume, lebte in glänzenden Zonen goldener Tincturen, und gerieth durch seine chemischen Processe, wie er glaubte, sogar mit mächtigen Geistern in genaue Verbindung. Einem solchen Manne konnten ja wohl auch verstorbene Ahnherren und Ahnenmütter erscheinen! Aus einem Handbuch des Herzogs, welches der Vf. vor sich hatte, erfahren wir, dass 5 Verstorbene ihm im J. 1704 an baarem Geld zu bringen versprochen haben 5, 388, 885 Thaler, wovon seine Gemahlin 430,000 Th., seine Tochter 600,000; die Frau *v. Unruhe*, geborene Metsch, 23,000 Th. bekommen sollten u. s. w. Die Einbildungen der angegebenen Erscheinungen der Geister, die mit dem Herzog sprachen, müssen sehr lebhaft gewesen seyn, und eben daraus lässt sich auch die Erscheinungs-Scene der Herzogin Anna und ihres Gemahls erklären, wobey die Frau v. Unruhe eine vorzügliche Rolle gespielt haben mag. — Die übrigen Numern müssen wir bloss nach ihren Aufschriften nennen. II. *Graf Frz. Jos. Thun, Joh. Casp. Lavater* und *der Geist Gablidone.* Eine merkwürdige Erscheinung der neueren Zeit; mit einem Kupfer. III. *Männer mit ausserordentlichen langen Bärten*, die in zwey langen Zöpfen bis auf die Füsse gingen. Mit 2 Abbildungen. IV. *Über Stammbücher* und Nachrichten von der Sammlung von Stammbüchern, welche sich auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar befindet. Sie besteht aus 325 Bänden, deren hier einige nach ihren Merkwürdigkeiten erwähnt werden. V. *Der wälsche Herzog im Paradiese*, aus einer Handschrift des XV Jahr-

hunderts. VI. *Der Wundermann Thomas Paladine.* Er war aus Livorno gebürtig, und machte schöne Kunststücke. Einem seiner Zuschauer steckte er eine Karte in die Tasche, und als er sie herausnehmen wollte, fand er statt derselben einen lebendigen Sperling. Diesen sollte er wieder einstecken und erklären, was er weiter haben wollte. Er verlangte einen Papagey, und siehe da, zu aller Verwunderung kam ein Papagey hervor. VII. *Der Leibarzt im siebenzehnten Jahrhundert*, aus einem Original-Bestallungs-Decrete. VIII. *Merkwürdige Küsse.* Enthält einige Beyspiele aus dem Mittelalter, wo unter anderen Vicomte *Fulko* von *Marseille* im J. 1005 seiner Braut für den ersten Kuss alle die Lehen zum Geschenk gab, die er in verschiedenen Provinzen inne hatte.

Das *dritte* Heft liefert folgende Artikel: I. *Aufwand, Pracht und Eig nheiten bey Festen der Vorzeit.* Eine interessante Compilation von Beschreibungen der Festlichkeiten im Mittelalter, wo besonders Herzog Karl von Burgund, bey seiner Vermählung mit Margarethen von England, sich sehr auszeichnete. Der Saal, in welchem der Hochzeitschmauss gehalten wurde, war ganz mit goldenen Tüchern tapezirt. Auf der Tafel standen 30 köstliche Schiffe, geladen mit allerley Braten. Jedes Schiff hatte 4 Boote, in welchen sich Gemüse zu den Braten befanden; zwischen jedem Schiff stand ein Tabernakel, und unter denselben befanden sich die Pasteten. Als die Gäste sassen, begann ein grosser Aufzug. Es kam ein Pferd, decorirt wie ein Einhorn, auf welchem ein Knabe sass, verkleidet in einen Leoparden, mit dem Panier Englands und einer Perle. Unter dem Klange der Instrumente ging das Einhorn um die Tafel, blieb vor dem Bräutigam stehen und gab ihm die Perle mit einer Anrede u. s. w. Täglich erfoderte dieses Hochzeits-Tractament 16 Ochsen, 10 Schweine, 250 Hammel, 250 Lämmer, 50 Stiere, 100 Hasen, 800 Kaninchen, 200 Fasanen, 800 Rephüner, 400 Tauben, 200 Schwane, 100 Pfauen, 400 Hühner, 1000 Hähnchen, 500 Kapaunen u. s. w. Es folgen hierauf noch viele Beyspiele von deutschen Festlichkeiten, die, neben der Prachtliebe, auch zugleich von dem Wohlstand zeugen, in welchem sich die deutschen Fürsten in der Vorzeit befunden haben. II. *Proben von ausserordentlichem Gedächtnisse.* So erbot sich z. B. der berühmte *Justus Lipsius*, den Tacitus Wort für Wort herzusagen. III. *Historie von dem Hirsche mit dem goldenen Geweih und der Fürstin vom Brunnen.* Eigentlich eine Liebesgeschichte Kurfürst Friedrichs des Weisen zu Sachsen, dessen Kanzler A. v. Hammerstein selbige im J. 1496 zu Torgau eigenhändig auffetzte, und sie ihm, nach der Zurückkunft von seiner Wallfahrt zum heiligen Grabe, überreichte. IV. *Der Teufel als Christi Fürsprecher.* Ein Fragment des 65 Capitels der altsächsischen Evangelienharmonie nach dem cottonischen Codex. Wegen der Sprache sowohl, als wegen des Inhaltes, verdient dieses Bruchstück eine Stelle unter den Curiositäten. Satan, welcher ahnet, Christi Tod werde seine Macht auf Erden schmälern, sucht solchen durch Eingebung des Mitleids bey der Gattin des Pilatus zu hintertreiben. V. *Eine Verlobungs-Scene deutscher Vorzeit*, nebst einem Kupfer. VI. *Der Pickelhäring und Jean Potage*, nebst einem Kupfer. VII. *Zwey seltene Münzen über die pariser Bluthochzeit und Ermordung des Admirals Coligny.* Aus gleichzeitigen Flugschriften erläutert. Mit Abbildungen. Über diese bekannte Blutscene konnte der damalige Papst Gregor XIII seine Freude nicht verbergen, und mit ihm frohlockte ganz Rom über die schrecklichen Thaten der Unmenschen. Eine feyerliche Procession wurde angestellt, und man dankte Gott für die verübte Missethat, um derentwillen man ihn hätte um Verzeihung bitten sollen. Um das traurige Andenken davon zu erhalten, liessen der König und der Papst auf diese Begebenheit Münzen prägen, von welchen beiden hier nach den Originalen eine Abbildung geliefert wird. Die königliche Münze hat *Lochner* in der Medaillen-Sammlung T. V. S. 259 mitgetheilt; die päpstliche hingegen findet sich bis jetzt noch nirgends abgebildet. Auf der Vorderseite sieht man das Bildniss des Papstes mit der Umschrift: *Gregorius XIII. Pont. Max. An. I.* Auf der Rückseite zeigt sich der Würgengel mit dem Schwerdte bewaffnet, und das erhobene Kreuz in der linken Hand. Vor ihm liegen die Leichen der blutigen Opfer des Fanatismus, mit der Überschrift: *Vgonotorum Strages* 1572. Merkwürdig ist dabey, dass der Stempel dieser Münze unter dem Prägen gesprungen, und der doppelte Sprung auf der Kehrseite sehr sichtbar ist. VIII. *Damenkopfputz und Hauptzierde voriger Jahrhunderte.* Die Originale zu den, auf der beygefügten Kupfertafel befindlichen, 8 Zeichnungen befinden sich in den Stammbüchern auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar. Die eine Hälfte gehört in das 16te, und die andere in das 17te Jahrhundert. IX. *Analecten und besonders merkwürdige Nachrichten aus sehr seltenen im 16ten Jahrhundert erschienenen kleinen Flugschriften.* X. *Der prossener Mann.* Er hiess *Christian Hering*, und machte durch seine Voraussagungen künftiger Ereignisse viel Ansehen. Im siebenjährigen Kriege wurde er wiederholt nach Dresden gerufen und über zukünftige Ereignisse ausgefragt, auch wohl gar gerichtlich darüber verhört. Er war übrigens ein guter ehrlicher Mann, dem man ein sehr feines *Ahnungsvermögen* zuschrieb, ohne ihn deswegen für einen Propheten zu halten. — Nach den bisher angezeigten Rubriken fehlt es also dieser Zeitschrift wohl nicht an Mannichfaltigkeit, und wenn auch einzelne Artikel weniger interessant sind und zu sehr ins Abentheuerliche fallen: so überwiegt doch die grössere Zahl der vorzüglicheren und lässt die Fortsetzung wünschen. A. S.

Winterthur, in der steinerschen Buchhandlung: *Über das Alter.* In Briefen an einen Freund. Nach dem Französischen des Hn. *J. H. Meister* bearbeitet von dem Verf. von Eugenia's Briefen. 1810. 142 S. 8. (10 gr.)

Seit seiner Jugend hatte der bejahrte Vf. den Cicero *de*

senectute nicht gelesen, und entwarf seine Gedanken über denselben Gegenstand, ohne an seinen Vorgänger zu denken. Es wäre unnatürlich, wenn er nicht bey einem solchen Stoffe an mehreren Stellen mit dem Römer zusammentreffen sollte; und wir glauben ihm auf sein Wort, dass diese Stellen, wo wir sie auch finden, nicht nachgeahmt sind. Er betrachtet das Alter, seine Beschaffenheit, seine Pflichten und Genüsse, seine Früchte und Nachtheile, von verschiedenen Seiten. Er zieht es der Jugend nicht vor, stellt es ihr aber auch nicht nach. Seiner Denkart zufolge hat jede Lebensperiode ihr eigenes Gutes und Schlimmes. Selbst die Furcht vor dem Tode ist nicht drohender für alte, als für junge Leute. Sterben müssen wir Alle; daher ist die Furcht im Allgemeinen thöricht und vergeblich. Nur die Nähe des Todes scheint dem Thätigen und Glücklichen etwas Schreckliches zu haben. Diese Nähe aber hat der Jüngling eben so sehr, wie der Greis, zu fürchten, wenn Fürchten überall zu etwas gut wäre. Die Beschäftigung des Greises ist zusammenhängender, weniger schwierig, und befriedigender, als die des Mannes in den mittleren Jahren, weil sich die brausenden Leidenschaften nicht mehr hineinmischen. Der Greis fodere um seines längeren Lebens willen keine besondere Ehrerbietung; dann wird sie ihm leichter. In früheren Zeiten, unter den Griechen, selbst unter ungebildeten Völkern, ward sie ihm sicherer zu Theil, als jetzt, da Moden und Ton in einer Generation schneller, als sonst in Jahrtausenden, wechseln, und die Milchbärte mit ihrer Frühweisheit vorlaut werden. Auf Vorrechte dieser Art muss ein alter Mann in unseren Tagen keinen Werth setzen; er muss Alles anhören können, oder sich wegbegeben. Es half dem philosophischen Bauern nichts, dass er sich einmal „naiv" so beklagte: Was mich für ein Unstern verfolgt! Von jeher war es meine Leidenschaft, zu sprechen. In meiner Jugend war es Sitte, Niemanden anzuhören, als die alten Leute; nun, da ich selbst alt geworden bin, glaubt die Jugend, sie habe zum Sprechen allein das Recht. *Voltaire's* Ausspruch;

Regner est un amusement
Pour un vieillard triste et pesant
De toute autre chose incapable.

deutet der moralisirende Vf. auf die Selbstbeherrschung, die dem Greise noch nothwendiger und anständiger, als der jungen Welt, sey. Solche und andere vortreffliche Grundsätze und Gesinnungen, voll fruchtbarer Lehre, füllen das achtungswürdige kleine Buch. Über das Ganze ist so viel Milde, Billigkeit und Toleranz ausgegossen, dass dem Leser der biedere Charakter des guten Mannes immer lieber wird. Er hat auch Ursache, sich unter die Glücklichen zu zählen. Nachdem er in früheren Jahren, vorzüglich durch die Revolution, die Geisel des Ungemachs erfahren, und einen Theil seines ansehnlichen Vermögens verloren hatte: ist ihm so viel geblieben, dass er nicht allein seine Bedürfnisse befriedigen, sondern noch Anderen wohlthun kann. Als etwas Eigenthümliches in seinen Schicksalen dürfen wir uns nicht verbieten ihm nachzuerzählen, dass, nachdem er das siebente Jahrzehend seines Lebens schon zur Hälfte zurückgelegt, der angebetete Gegenstand seiner ersten Liebe, die Freundin seiner Kindheit und seines Alters, dass diejenige als *erste* und *letzte* Lebensgefährtin mit ihm verbunden ward, die er schon, als funfzehnjähriger Jüngling, wie kein Wesen auf der Erde geliebt, und für die er, trotz der durch das Verhängniss hingestellten Scheidewand, immer die zärtlichste Zuneigung behalten hatte. Es ist gewiss keine Schande, von diesem weisen, gefühlvollen Greise zu lernen, wie man es anzustellen habe, um in gleichen hohen Jahren solche Früchte einzuernten, wie er, der von sich selbst sagt: „Mein Geschmack an der Arbeit und die Gewohnheit daran hat sich bis auf den heutigen Tag bey mir erhalten, und diese Liebhaberey für Beschäftigung ist es, zu der ich zur Stunde noch in meinen alten Tagen häufig meine Zuflucht nehme, und bey der ich die willkommensten Tröstungen zu finden weiss. Eine melodische Weise tönt jetzt noch mir lieblich ins Ohr; eine reizende Naturparthie entzückt mich noch jetzt; und meine Augen, obwohl sie von jeher schwach und mit mancherley schmerzhaften Krankheiten behaftet gewesen sind, vermögen noch heute unbewaffnet den feinsten Druck zu entziffern. Horaz und Virgil, Homer und Milton, Ariost und Tasso verbreiten immer noch ihren Zauber über meine Musse und einsamen Stunden. Ein rührendes Schauspiel von Racine oder Shakspeare bringt auch noch in der Seele des hochbetagten Mannes, wie vormals in der des zwanzigjährigen Jünglings, die gewaltsamste aller Täuschungen hervor, und presst meinen Augen Thränen aus."

Die Übersetzung ist nicht frey von schweizerischen Provincialwörtern und Redensarten, deren wir einige nicht von dem Vf. von Eugeniens Briefen erwartet hätten. So trifft man häufig: *Immerhin* f. immer. Es ist, nach Adelung, ein Nebenwort der Gleichgültigkeit. S. 3. *Hat* man bange vor den späteren Tagen? S. 10. Um im Geiste seines Alters zu leben, hat man sich vor der Gefahr, allzu alt seyn zu wollen, nicht weniger als vor der entgegengesetzten, sich ein allzu junges Ansehen zu geben, zu *vergaumen*, S. 14. Kenntnisse, die wir immer zu *äufnen* gesucht haben. An einer anderen Stelle steht *Äufnung*. In Pestalozzi hat Rec. dieselben Wörter gefunden. Sie müssen *befördern*, *Beförderung*, bedeuten. S. 69. Ein Mann *auf* (statt von) Jahren.

W st.

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. Main, b. Varrentrapp u. Sohn: *Lateinische Sprachlehre oder Grammatik für Schulen.* Von *Helfr. Bernhard Wenck.* Sechste verbess. Ausgabe. 1811. VIII u. 274 S. 8. (10 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 APRIL, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Königsberg, b. Nikolovius: *Staatswirthschaft* von *Christian Jakob Kraus*, öff. Lehrer der prakt. Philos. und der Cameralwiss. a. d. königsbergschen Universität. Nach dessen Tode herausgegeben von *Hans von Auerswald*, Geh. Staatsrath, Erstem Reg. Präsid. v. Ostpreussen, Curator d. Univ. zu Königsberg, Ritt. d. rothen Adlerord. *Fünfter Theil.* 1811. XVI u. 413 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die vier ersten Bände dieses Werks kennen unsere Leser aus der Anzeige eines anderen Recensenten in Nr. 84. 1809. Sie würden sich irren, wenn sie in dem hier angezeigten fünften Bande den Beschluss der in den ersten vier Bänden begonnenen Erläuterung des *smithischen* Systems erwarteten, in der Manier, wie *Kraus* diess System in den 4 ersten Bänden behandelt hat. Jene Behandlungsweise widmete er nur den vier ersten Büchern jenes Systems; statt das fünfte Buch desselben eben so zu bearbeiten, und sich blos auf die hier von *Smith* behandelten Gegenstände zu beschränken, wollte er hier die angewandte Staatswirthschaft vollständig geben. Doch dieser Theil seiner Bearbeitung unterblieb, oder fand sich wenigstens nach seinem Tode unter seinem literarischen Nachlasse nicht vor, sondern statt dessen blosse *Vorlesungshefte* über die angewandte Staatswirthschaft. Diese werden von dem Hn. *von Auerswald* dem Publicum hier gegeben, und die Gabe selbst führt ausser dem oben angezeigten Haupttitel noch den zweyten ihren Charakter näher bezeichnenden: *Angewandte Staatswissenschaft.* Fehlt auch den hier behandelten Materien die Vollendung, welche den in den früheren 4 Bänden bearbeiteten Gegenständen gewidmet wurde: so verdienen sie doch immer die Aufmerksamkeit des staatswirthschaftlichen Publicums, theils wegen der Richtigkeit der hier aufgestellten Grundsätze an sich, theils wegen der Reichhaltigkeit an Bemerkungen aus dem wirklichen Leben, welche die Richtigkeit jener Grundsätze bewähren. Der verstorbene *Kraus* gehörte — wie der Vf. der kurzen Vorrede, Hr. Prof. *Hüllmann* zu Königsberg, bemerkt — nicht blos unter die theoretischen Staatswirthe, sondern sein Hauptverdienst besteht in der durchaus praktischen Tendenz seiner Untersuchungen, und in seinem Streben, die Lehre der Schulen in die wirkliche Welt einzuführen; was auch wirklich der von ihm bearbeiteten Doctrin nur allein wahren Werth geben kann. Durch vieljährigen Umgang mit erfahrenen und denkenden Landwirthen, mit unterrichteten Kaufleuten, mit wissenschaftlich gebildeten Finanzbeamten, hatte sich der Verstorbene in den Stand gesetzt, sich einen Reichthum fremder Erfahrungen anzueignen, die Urtheile vieler sachkundiger Männer unter sich, und mit denen der vorzüglichsten Schriftsteller zu vergleichen, und sich überhaupt eine staatswirthschaftliche Bildung zu schaffen, wie sie nur Wenigen zu Theil werden möchte, welche sich mit dieser Doctrin beschäftigen. Und wirklich scheint auch *Kraus* durch diese Behandlungsweise seiner Wissenschaft bey weitem mehr für das wirkliche Leben geleistet zu haben, als der grössere Theil unserer übrigen Lehrer seiner Wissenschaft geleistet hat. Die in den neuesten Verordnungen des preussischen Gouvernements sich überall ankündigende Annäherung an die Grundsätze des Industriesystems, zu dem sich *Kraus* bekennt, und dem er Eingang zu verschaffen suchte, verdankt man wohl grösstentheils dem Eifer, mit dem er Jahrelang in seinen Vorlesungen die jetzt vorgenommenen Reformen empfohlen hat.

Die vor uns liegenden Hefte sind übrigens nichts weiter, als ein schwacher Nachklang jener Vorlesungen; es sind nur die Hauptsätze, über welche sich *Kraus* bey seinen Vorlesungen verbreitete; oft nur abgebrochene Sätze, Umrisse von Gedanken, über welche sich die Vorlesung weiter verbreitete, und von *K.* nicht bestimmt für das grössere Publicum, sondern nur für seine Zuhörer, als ein nöthiger Leitfaden. Die Gegenstände, mit welchen er sich hier, jedoch mit steter Rücksicht auf sein Vaterland, *Preussen*, beschäftiget, sind die *Production*, die *Fabrication* und der *Handel*, und die Bedingungen ihres möglichst ausgedehnsten Flores im bürgerlichen Leben, in Bezug auf gesetzlich geordnete *Befugnisse* oder *Beschränkungen*, *Verlag* (Vermögen und Credit), *Einträglichkeit* oder Gewinn vom Gewerbe, und die zu dessen Betrieb nöthigen *Kenntnisse*. Denn, wie *K.* sehr treffend bemerkt, der Hauptgrund, warum nicht überall der Wohlstand herrscht, der herrschen könnte, und den man hergestellt zu sehen wünschen mag, liegt in einem der folgenden Momente: entweder die Leute *dürfen* nicht, oder sie *können* nicht, oder es *lohnt* ihnen nicht, oder sie *verstehen* es nicht. Mit dem *Willen*, den man so oft zur Ungebühr anklagt, giebt es sich immer von selbst, sobald es nur an keiner dieser Bedingungen der Betriebsamkeit fehlt. — Nach den eben angedeuteten Gegenständen aber, mit welchen sich *K.* hier beschäftiget, zerfallen seine Erörterungen

in 3 Hauptabschnitte: I. vom *Productionsgewerbe*; II. vom *Fabricationsgewerbe*; III. vom *Handelsgewerbe*; und die Bedingungen des Flors derselben werden überall mit ziemlicher Vollständigkeit, Klarheit und Deutlichkeit, nach eben angegebener Ordnung der dabey zu berücksichtigenden Momente angegeben und erörtert.

Auf eine Angabe und Prüfung des Details der in diesen Hauptabschnitten angedeuteten Grundsätze und gemachten Vorschläge können wir uns hier nicht einlassen. Eine solche Angabe und Prüfung liegt ausser dem Zwecke dieser Blätter. Nur eine und die andere Bemerkung glauben wir uns erlauben zu dürfen; und um dabey nicht zu weitläuftig zu werden, beschränken wir uns auf folgende. — Beherzigungswerth ist das, was der Vf. über die Art und Weise der Verebpachtung von Domainen sagt, ingleichen das, was über die Nachtheile der *Laudemien* in solchen Fällen und überhaupt bemerkt ist; doch ist durch diese Bemerkungen die Sache noch bey weitem nicht erschöpft. Was der Vf. über die Leibeigenschaft und ihre Nachtheile in nationalwirthschaftlicher Beziehung sagt, ist zwar nicht neu, doch gut und ziemlich vollständig zusammengestellt. Übrigens hat der Vf. die Sache mehr nur von der physischen Seite betrachtet, als von der geistigen; ungeachtet die Nachtheile, welche von dieser Seite her die Leibeigenschaft bringt, die Nachtheile von der ersten Art bedeutend überwiegen. Die geringe Stufe von intellectueller und moralischer Cultur, auf welcher wir den Leibeigenen überall erblicken, weil ihm das Ersteigen einer höheren durchaus unmöglich ist, — diese niedrige Stufe hemmt das Fortschreiten des Nationalwohlstandes bey weitem mehr, als alles Andere; denn die productive Kraft des menschlichen Geistes, welche die productive Kraft der Natur bey weitem überwiegt, bleibt dabey fast ganz ausser Wirksamkeit. Ein rohes und ungebildetes Volk kann nie reich und wohlhabend werden, diess widerstrebt der Natur der Dinge; und mit dem Wachsthum der geistigen Bildung einer Nation steigt ihr äusserer Wohlstand und Reichthum immer in gleichem Verhältnisse. — Beherzigenswerth ist ferner, was der Vf. über die Vertheilung des Landes in bestimmte Gütermassen und die Vortheile und Nachtheile grösserer und kleinerer Wirthschaften, sowohl in nationalwirthschaftlicher, als finanzieller Beziehung sagt. Mit Recht will er die Sache dem natürlichen Laufe der Dinge überlassen wissen. Das richtige Gleichmass stellt sich dadurch gewiss leichter her, als durch alle gesetzlichen Bestimmungen eines Maximum und Minimum, welche Andere in Vorschlag gebracht haben. — Weniger haben uns die Räsonnements des Vfs. über *Creditanstalten* gefallen. Solche Institute sind zwar nicht ohne alle möglichen Nachtheile; aber die Vortheile, welche sie dem *vernünftigen* Gutsbesitzer gewähren können, überwiegen leicht den Schaden, den ein Schwindler, aus der durch sie beförderten Leichtigkeit, Geld borgen zu können, zu befürchten haben mag. Alles, was sich aus den Argumentationen des Vfs. entnehmen lassen möchte, möchte nur das seyn, dass solche Anstalten in manchen Puncten zweckmässiger zu organisiren sind, als diess die preussischen sind. Doch bey einer solchen Organisation möchten wir seine Ideen auf keinen Fall zum Grunde legen. Eine Creditanstalt nach seinem Sinne möchte gewiss äusserst wenig leisten können. — Eben so hat uns auch das nicht ganz befriedigt, was der Vf. über den Einfluss des Getreidepreises auf die Preise anderer Waaren sagt. Der *angemessene* Preis der Erzeugnisse der schaffenden Kraft des menschlichen Geistes ist freylich vom Getreidepreise abhängig; aber nicht der *wirkliche* Preis der in den Verkehr kommenden Waaren. Dieser beruht — wie neuerdings *Lotz* in seiner Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre etc. Bd. I (Coburg u. Leipz. 1811. 8.) gezeigt hat — auf ganz anderen Bedingungen. — Desto mehr hat uns dagegen das gefallen, was der Vf. über die staatswirthschaftlichen Massregeln, um einem Staate seinen nöthigen Getreidebedarf immer zu erhalten, sagt. Mit Recht erklärt er sich für Freyheit des Getreidehandels; wie denn überhaupt dem Wohlstande eines Volks nichts mehr zusagt, als völlig freyer Handelsverkehr, der immer nur dann beschränkt werden sollte, wenn diess solche politische Verhältnisse erheischen, in welchen jetzt England mit dem Continente steht; denn dass in Fällen der Art die Freyheit des Handelsverkehrs nicht bestehen und aufrecht erhalten werden dürfe, darüber kann wohl keine Frage seyn. Die Erhaltung geht immer voran der Bereicherung. — Bey weitem zu kurz und unzulänglich sind die Bemerkungen des Vfs. über *Versicherungsanstalten gegen Hagelschlag und Viehsterben*; sehr treffend, und uns ganz aus der Seele geschrieben sind dagegen die Ideen *über die Erweiterung wirthschaftlicher Kenntnisse unter dem Landmann, und die Ermunterung des Volks zur Arbeitsamkeit.* Die Gründe für und wider das *Zunftwesen* werden kürzlich aufgezählt. Der Vf. erklärt sich für allmähliche Aufhebung des Zunftwesens durch allerley Institutionen, welche den Zunftzwang mäsigen. Die Hauptschwierigkeit gegen die Aufhebung der Innungen besteht nach seiner Meinung darin, „dass den jetzigen Meister ihr *justo titulo eoque oneroso* erlangtes *jus quaesitum* ohne Ersatz und wider Willen nicht genommen werden kann. Doch uns scheint es, als sey diese Schwierigkeit gerade eine der unbedeutendsten bey der Sache. Das Recht, von dem hier die Rede ist, ist kein unbedingtes Recht seines Besitzers, sondern es ist bedingt durch die Ansicht des Gouvernements, dass die Institutionen, aus welchen es sich datirt, der Realisirung des Staatszwecks zusagen. Es kann also nicht länger bestehen, als jene Ansicht fortdauert. Sieht das Gouvernement ein, seine frühere Ansicht von der Sache sey nicht mehr richtig: so muss sie jene Institution Pflichten halber aufheben; und fällt jetzt das Recht eines Individuums, das in ihrem bisherigen Bestehen seinen Grund hatte, weg: was mag den Inhaber desselben berechtigen, vom Staate Entschädigung zu verlangen, der ihm nichts weiter nimmt, als eine stets widerrufbare Berechtigung? — Alle Aufmerksamkeit verdienen die Erörterungen des Vfs. über den Einfluss des Wohllebens und Luxus auf den National-

wohlstand, ingleichen über die gewöhnlichen Massregeln zur Entfernung fremder Fabricate; auch wird mit Recht das in so vielen Staaten jetzt verbotene *Hausiren* vom Vf. in Schutz genommen, denn wirklich ist es für beide, den Producenten und den Consumenten, gleich vortheilhaft. Im Ganzen genommen ist jedoch die ganze Lehre vom Handelsgewerbe sehr dürftig bearbeitet. Dagegen aber enthält der Zusatz zum Ganzen *über den Geldumlauf* die hiebey ins Auge zu fassenden Puncte in gedrängter Kürze sehr vollständig angegeben, und besonders wünschen wir der Prüfung der Beförderungsmittel der Geldcirculation die möglichste Aufmerksamkeit von Seiten aller Gouvernements.

Als *Beylagen* sind mehrere neuere *preussische Verordnungen* angehängt. Z.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Geschichte der Stadt Salzwedel seit ihrer Gründung bis zum Schlusse des Jahres* 1810; aus Urkunden und glaubwürdigen Nachrichten bearbeitet von *A. Wilh. Pohlmann*, Prediger zu Hilmsen, Prkensen u. Gieseriz. 1811. 392 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Historische Beschreibungen einzelner Städte, die so, wie Salzwedel, schon im Mittelalter in Ansehen standen, sind im Gebiete der deutschen Specialgeschichte immer eine dankenswerthe Erscheinung. Hr. *P.* hat daher durch vorliegende Schrift eine verdienstliche Arbeit unternommen; zumal da er, so viel besonders die ältere Geschichte der Stadt betrifft, seine Angaben überall aus urkundlichen Quellen geschöpft, und dadurch diesem Werke auch manches Interesse für die Freunde der deutschen Alterthumskunde gegeben hat. Das Ganze ist in 20 *Abschnitte* getheilt, in welchen die Schicksale und Begebenheiten dieser Stadt, von ihrer Gründung an bis auf die neuesten Zeiten, ausführlich vorgetragen, auch von ihrer älteren und neueren Verfassung, sowohl in kirchlicher als politischer Hinsicht, von ihrem Bevölkerungs- und Nahrungs-Zustande und von anderen, zu einer vollständigen Städtebeschreibung gehörigen Gegenständen gute statistische Nachrichten mitgetheilt werden. Etwas zu weitläuftig sind die Untersuchungen gerathen, die der Vf. im 1 und 2 Abschnitt über den Ursprung des Namens *Salzwedel* und über die ältesten Bewohner dieser Gegend angestellt hat. Etymologische Speculationen, wenn sie nicht über die Geschichte selbst einiges Licht verbreiten, bleiben immer eine höchst undankbare Arbeit. — Interessant sind die Nachrichten über die zu Salzwedel befindlichen Wollen- und Leinen-Manufacturen, die einen vorzüglichen Nahrungszweig der Einwohner ausmachen. Nach einem 6jährigen Durchschnitt werden jährlich 1065 Stück hier verarbeitete Tücher, 430 Stück Fries und 88,800 Ellen Leinwand nur allein ins Ausland versendet, ohne was im Inlande abgesetzt wird. — Unter den öffentlichen Gebäuden ist unstreitig die *Burg* das älteste. Sie war der Sitz der ersten nördlichen Markgrafen, aus dem Hause der Grafen von Stade, unter welchen Udo II vom J. 1057 bis 1082 hier residirte, und daher Markgraf von Soltwedel genannt wurden. Mit dieser Burg stand auch eine Vogtey in Verbindung, die sich über einen Theil der Altmark erstreckte und die Sicherheit der umliegenden Gegend bezweckte. — Am ausführlichsten verbreitet sich Hr. *P.* über den kirchlichen Zustand der älteren und neueren Zeiten, über die Geschichte der Klöster und Hospitäler zu Salzwedel und über die dortigen Stipendien, milden Stiftungen und Armenversorgungsanstalten. Man stösst aber auch hin und wieder auf mikrologische Nachrichten, die kaum den Einwohner, noch weniger den Ausländer interessiren. Dahin gehören die Länge und Breite der beiden Kirchen, die Beschreibung der Kanzeln und ihrer Zierrathen, der Orgeln, der Thürme, der Glocken u. s. w. — Der 15 *Absch.* enthält eine Anzeige einiger Gelehrten, die entweder in Salzwedel geboren wurden, oder daselbst ihre wissenschaftliche Bildung erhalten haben. Unter der ersten Classe sind *Werner Theodor Martini*, einer der grössten Rechtsgelehrten seiner Zeit, *Joh. Joachim Wilkelmann*, und *Philipp Wilhelm Gerken*, der bekannte Diplomatiker, vorzüglich bemerkenswerth. — Den Ursprung einiger alter Patriciergeschlechter, welche in Salzwedel ihren Wohnsitz hatten, leitet der Vf. mit Recht aus den frühesten Zeiten her, wo die freygebornen Güterbesitzer sich auch in den Städten ansässig machten, und zuerst den Bürgerstand bildeten. Wenn daher im 13 und 14 Jahrhundert in Urkunden das Wort *Bürger* vorkommt: so darf man es nicht in dem jetzo gewöhnlichen Sinne nehmen, sondern es werden insgemein darunter Patricier verstanden, die entweder sogleich bey Erbauung der Städte oder auch späterhin hineingezogen waren. Sie erscheinen in Urkunden jener Zeiten als Voigte, Burgemeister, Schöppen, Münzmeister u. s. w., welche Stellen sich gewöhnlich in den Händen des Adels befanden. — Die Gewandschneider-, Kramer- und Schützen-Gilden deren Entstehung S. 311 ff. bis ins Mittelalter hinaufgeführt und im 17 Absch. umständlich beschrieben worden, sind dermalen nur noch als Antiquitäten zu betrachten, weil durch die neue Constitution des Königreichs Westphalen die Gildeprivilegien aufgehoben worden sind. — Bemerkenswerth ist es, dass Salzwedel schon zu Zeiten der Markgrafen anhaltischen Stammes eine Münzstadt war, welche 1314 dem dasigen Magistrat überlassen, in der Folge aber sehr eingeschränkt wurde. Zu den ältesten hier ausgeprägten Münzen gehören die sogenannten *Okelpfennige*, oder Finkenaugen, die *Brakteaten*, *Pfennige* und *Schillinge*. Was der Vf. S. 333 von dem, in den salzwedelschen Urkunden vorkommenden *Frustrum* (Stück-Geld) erwähnt, ist in *Gerkens vermischten Abhandl. aus dem Lehnrechte* weit gründlicher ausgeführt worden. Den Beschluss dieser Topographie machen die Schicksale der Stadt Salzwedel im Lauf des 30- und 7jährigen Krieges, die Stiftung des Königreichs Westphalen im J. 1807, mit ihren Folgen für die Stadt, und noch einige vermischte Gegenstände, die meistens Mordgeschichten betreffen und füglich hätten wegbleiben können. A. S.

Heidelberg, in Commiss. b. Mohr u. Zimmer: *Die Staaten des Alterthums und die christliche Zeit in ihrem Gegensatze* dargestellt von Dr. *Peter Feddersen Stuhr*. 1811. VI u. 436 S. 8. (2 Rthlr.)

Rec. nahm diese Schrift nicht ohne Erwartung in die Hand, indem eine umfassende und gründliche Vergleichung der christlichen Zeit mit den Staaten des Alterthums, als einander *entgegengesetzt* betrachtet, allerdings viel Interessantes haben könnte; allein schon die Vorrede stimmte diese Erwartungen tief herab. Der Vf. fängt dieselbe also an: „Da zeitliche und äussere Bedingungen mir öffentliche Rechenschaft abforderten, von der Art meines Wissens, wollte ich der gelehrten Welt vorliegende Schrift zur Beurtheilung übergeben. Wenig mehr also bleibt mir nun eigentlich über dieselbe zu sagen, da sie in ihrer jugendlichen Geburt sich selbst vertheidigen muss und es denn mag gegen etwanigen feindseligen Andrang von aussenher. Der christlichen Lehre gemäss, und auch in mir durchaus lebendig, weiss ich übrigens die Ansicht, die die gesammte Geschichte vor der Geburt unseres Heylandes wie einen grossen Sündenfall der Menschheit anschaut, und aber in neuer Zeit anhebende Erlösung. Darum komme man mir nicht mit Mangel an Gründlichkeit, den Schriftgelehrte gern vorwerfen möchten, jeder Erkenntniss, die geschöpft ist aus dem Urgrunde des Lebens."

Die allgemeine Tendenz dieser Schrift ist aus dem Angeführten schon zu ersehen; was aber die Ausführung betrifft, so muss Rec. bekennen, dass er mehrere Abschnitte ganz durchgelesen hat, ohne den Ideengang des Vfs. deutlich entdecken zu können. Allenthalben herrscht in dieser Schrift eine Dunkelheit, bey der man schwer begreift, wie die einzelnen Theile des Ganzen zusammenhängen, und irgend ein gemeinschaftliches Resultat geben können. Der Vf. entschuldigt sich zwar zum Theil damit, „dass die hochdeutsche Sprache ihm nicht angeboren erkannt werden müsse, sondern nur angelernt"; allein der Fehler liegt bey ihm keinesweges so sehr an mangelhafter Sprachkenntniss, als an seinem gar zu tiefen Gemüthe, und an der Wahl eines Gegenstandes, der weit mehr historische Genauigkeit, und insonderheit auch einen weit ruhigeren Überblick des Ganzen erfodert, als der Leser hier findet.

Obgleich also Rec. gern gesteht, dass er sich nicht habe überwinden können, diese Schrift lange genug zu studiren, um die etwa darin liegenden neuen Ansichten der Weltgeschichte bestimmt angeben zu können: so scheint doch der Hauptgedanke, den der Vf. bemerklich und wahrscheinlich zu machen sucht, der zu seyn, dass aus dem an sich rechtlichen und durch das Christenthum veredelten Charakter der *Deutschen* schon seit Jahrhunderten mehr Glückseligkeit für die neuern Staaten hervorgegangen sey, als das Alterthum habe erreichen können, und dass wenigstens die Zukunft bewirken werde, was bis jetzt noch nicht ganz erfolgt ist. Er drückt sich hierüber am Schlusse des Werks auf folgende Art aus: „Das edle Mass aber der Einigung beider Träger christlichen Lebens hat sich selber gefunden, in der Tiefe deutschen Gemüths. Aus ihr wird sich in Zukunft eine klare, in sich einige Geschichte gestalten, auf dass jeder in Kirche und Staat, als selbstständiges eigenthümliches Wesen, Theil habe an vollkommener Liebesgemeinschaft, und also auch jeglichem der Trank gereicht werde aus dem Kelche des ewigen Lebens." ce.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Ellwangen*, gedr. b. Ritter: *Herzenserleichterung eines Obstbaumpflanzers*, den Freunden der Obstcultur zur Beherzigung vorgelegt, von *Karl Vollrath Neidhart*. 1806. 32 S. 8. Der Vf. dieser Schrift, ein sehr erfahrner Pomolog, welchen die Liebhaber der Obstcultur schon lange aus den *sicklerischen* Schriften kennen, lebt als Pfarrer zu Adelmansfelden, einem Dorfe, 3 Stunden von Ellwangen. Der Boden daselbst ist rauh und (verhältnissmäsig) unfruchtbar, dennoch aber zur Obstbaumzucht nicht untauglich, wie der Vf. durch seine thätigen Bemühungen unwidersprechlich gezeigt hat. Eine Reihe von zwanzig Jahren hindurch hat er schon Versuche gemacht, besonders durch Einlegung von Obstkernen Bäume zu erhalten, und er theilt in dieser Schrift seine sehr interessanten Erfahrungen hierüber mit. Von zwey Birnen- und zwey Aepfel-Bäumen hat er 12000 Kerne gesammelt, in den Boden eingelegt, und daraus 9000 junge Kernstämme erhalten. Die gewöhnlichen Vorurtheile gegen die Feinheit und Güte solcher Stämme und der Früchte, welche sie tragen, werden von ihm mit vielen Erfahrungen bestritten. Er empfiehlt beym Sammeln der Kerne nur Achtsamkeit auf ihre Beschaffenheit; es giebt nach ihm dreyerley Kerne: 1) schlechte, kranke; 2) mittelmäsige, unvollendete; 3) gute, vollendete. Die letzteren geben schätzbare Tragbäume, und die Früchte, die man von ihnen erzielt, sind edel und schmackhaft. Während 17 Jahren, sagt er, seyen in seiner Gegend nur vier gute, der Obstblüthe günstige Frühlinge, die alsdann im Herbst *vollendete* Kerne geliefert hätten, gewesen, nämlich in den J. 1789, 1795, 1799 und 1801. Von einigen im J. 1789 ausgestreueten Kernen der gelben Renette hat er bereits im J. 1797 fruchtbare Stämme mit edlem Obst erhalten; die Kerne ebenderselben Renette vom J. 1790 aber hätten erst im J. 1800 Früchte getragen, die jedoch an Grösse, Schönheit und Geschmack der Mutterfrucht bey weitem nicht gleich gekommen seyen. Auch die Versuche über den Samen von Roggen, und Kerne von Eichen und Tannen stimmten hiemit überein. Die Meinung derjenigen, welche glauben, der Untersetzling, oder das Stämmchen, worauf das edle Reis gesetzt wird, hätte keinen Einfluss auf das aufgesetzte edle Reis, und dessen künftige Frucht, bestreitet der Vf., und behauptet aus Erfahrung, dass hiedurch nur kränkliche und sieche Bäume erzielt werden. Die Unähnlichkeit in der Natur der zwey Pflanzen sey einmal dem glücklichen Gedeihen hinderlich. Am meisten sucht der Vf. der Vorliebe gegen das viele Versetzen der jungen Bäumchen entgegenzuarbeiten, und behauptet, die allermeisten zweymal versetzten Bäume stürben an der Auszehrung und auch das einmalige Versetzen helfe wenig, oder schade vielmehr im Durchschnitt genommen; Kernstämme von guten Kernen hingegen wüchsen jedesmal sicherer und schöner, und ihre Früchte seyen fein und gut. Man trage sich mit ganz irrigen Phantasieen, wie die Veredelungsart recht weit zu treiben sey. Versetzte *Nussbäume* ertrügen zuverlässig nicht die Nachtfröste, welche unversetzte aushalten. Auch die Bäume des rothen Calvills, der Renetten und viele andere bestätigten diese Behauptung. Im Spätjahr 1805 sey das Mark der Sommertriebe an unversetzten Kernbäumen weiss und gesund gefunden worden, das an versetzten sogenannten veredelten gelb und braun. Noch folgen Bemerkungen über die Tauglichkeit und Untauglichkeit gewisser Fruchtgattungen in einer Gegend vor der anderen. Die gelbe Renette gedeiht in dem Reviere, wo der Vf. wohnt; die graue gar nicht. Ar.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 APRIL, 1812.

MATHEMATIK.

1) Berlin, b. Hitzig: *Systematischer Leitfaden der Arithmetik, Epipedometrie, Stereometrie, ebenen Trigonometrie und Feldmesskunst.* Entworfen für Schulen, von *J. P. Grüson*, königl. preuss. Prof. der Mathematik u. s. w. 1810. VI u. 184 S. 8. (14 gr.)

2) Düsseldorf, b. Schreiner: *Anfangsgründe der Rechenkunst und Geometrie für die Feldmesser des Grossherzogthums Berg.* (Auch unter dem Titel: *Anfangsgründe der Rechenkunst und Geometrie für Landschulen.*) Von Dr. *J. F. Benzenberg*, Prof. der Astronomie und Director der berg. Landesvermessung. 1810. 11 u. 204 S. 8. Mit 50 Holzschnitten und 2 Kupf. (1 Rthlr. 3 gr.)

3) Elberfeld, b. Büschler: *Erste Gründe der Differential-, Integral- und Variations-Rechnung;* zum Unterricht für Anfänger und andere Liebhaber der Mathematik. Von Dr. *Joh. Karl Fischer*, Prof. am Archigymnasio zu Dortmund. 1811. 128 S. 8. Nebst einigen Holzschnitten. (12 gr.)

Der Vf. von No. 1 wollte den Anfängern ein Buch liefern, welches, zu billigem Preise, auf 12 enggedruckten Bogen, in strengsystematischer Folge, gedrängter Kürze und befriedigender Reichhaltigkeit die auf dem Titel genannten Wissenschaften, *doch ohne Beweise*, und in der Geometrie auch *die Aufgaben ohne Auflösung* enthält.

Um über dieses Werk ein gegründetes Urtheil zu fällen, kömmt es auf die Erörterung der zwey Fragen an: 1) Was ist von dieser ungewöhnlichen *Form* des Vortrags zu halten? 2) Ist die *Materie* desselben befriedigend dargestellt?

Die Gründe für das Weglassen der Beweise und Auflösungen in einem Lehrbuche sind, nach dem Vf., folgende: a) Der Lehrer gewinnt durch diese Kürze einen grösseren Spielraum zu eigener Ausführung, da ihm bey der gewöhnlichen Methode nur die Erklärung des im Buche Stehenden übrig bleibt. — Allein wird sich denn der gute Lehrer damit begnügen, die Beweise aus dem Buche bloss abzulesen, und höchstens mit wenigen Worten zu erläutern? Nein, er liest vielmehr nur die Aufgaben oder Lehrsätze vor, erklärt dann ihren Sinn durch Zahlenbeyspiele oder Zeichnungen an der Tafel, und giebt nun Auflösungen und Beweise mit eigenen Worten, ohne sich sclavisch an den Text des Lehrbuchs zu halten. Wo es nöthig ist, fügt er noch Erläuterungen und Anmerkungen bey. b) Durch das Weglassen der Beweise im Lehrbuche werden die wichtigen Zwecke: Schärfung der Aufmerksamkeit, ununterbrochene Anwendung des Nachdenkens auf eine vorliegende Sache, Übung im Abstrahiren und Erfinden, glücklich erreicht. — Dass alle diese Zwecke durch Anwendung eines verständigen Lehrvortrags in gleichem Masse erreicht werden können, obschon Beweise und Auflösungen im Buche stehen, ergiebt sich aus der vorigen Bemerkung. Bey dieser ächt mathematischen Methode dienen diese Beweise nur zum *Nachstudium* des Schülers, nicht aber zur Begründung seiner *ersten* Überzeugung, welche er dem mündlichen Vortrage des Lehrers verdankt. c) Die Erwartung des Lehrlings wird nicht stark genug erregt, indem er glaubt, Alles stehe im Buche und könne zu Hause nachstudirt werden. — Für einen Schüler, der denken *kann* und denken *will*, giebt es kein wirksameres Mittel zur Fixirung der Aufmerksamkeit, als die Darstellung der Beweise und Auflösungen *auf der Tafel*, wodurch der Lehrer sowohl den Blick, als den Geist des Schülers auf den vorzutragenden Gegenstand hinlenkt. Wer aber so wenig Interesse dafür hat, dass er dem mündlichen Vortrage bisweilen keine Aufmerksamkeit schenkt, hat, wenn er nicht wenigstens die verlorenen Beweise zum Nachstudium in dem Buche findet, durchaus kein Mittel, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen. d) Der häusliche Fleiss verliert dabey, da der Jüngling, in der Meinung, es finde sich Alles im Buche, das Selbststudium so lange aussetzt, bis er es endlich *fruchtlos* findet. — Für einen durchaus trägen Geist giebt es kein wissenschaftliches Studium. Der zwar nachlässige, aber fähige Schüler findet da immer in seinem Lehrbuche noch eine mögliche Hülfe, wo er, ohne den Autor, gänzlich verlassen ist. e) Selbst das Ansehn des Lehrers könnte in etwas leiden. — Diess kann wohl einen höchst mittelmäsigen oder schlechten Lehrer treffen, der sich mit einem mechanischen Hersagen der Auflösungen und Beweise seines Handbuchs begnügt; ein Lehrer hingegen, der im Bewusstseyn seiner eigenen Stärke der oben bemerkten Lehrmethode folgt, wird stets die Würde seines Standes und das Ansehen bey seinen Zöglingen behaupten. Ausser diesen Gegengründen streitet gegen die Methode des Vfs. noch Folgendes. Soll sich der Schüler die Auflösungen und Beweise eigen machen: so bleibt ihm hiezu nach dem Vorschlage des Vfs. nur ein doppelter Weg übrig. Entweder er muss sich *alle* mündlichen Darstellungen des Lehrers so wohl merken, dass er im Stande ist, zu Hause dieselben nieder-

zuschreiben, oder er muſs ſie ſogleich während des Unterrichts zu Papier bringen. Das Erſte iſt nur von einem *vorzüglich guten* Kopfe zu erwarten; von mittelmäſsigen und ſchwachen Schülern um ſo weniger, als ſie dieſe Beweiſe *zum erſten Male* hören, und dieſelben nicht ſelten verwickelt und zuſammengeſetzt ſind. Das Zweyte ſtört, wegen der Ängſtlichkeit des Schülers, nichts Wichtiges auszulaſſen, die Aufmerkſamkeit auf den Vortrag, und über dem Beſtreben, die Buchſtaben des Beweiſes auf das Papier zu bringen; entgeht ihm das weit Wichtigere, der Geiſt des Beweiſes. Wir ſind daher überzeugt, daſs des Vfs. Methode für den *öffentlichen* Unterricht in einer Claſſe von gemiſchten Schülern durchaus nicht mit Nutzen angewendet werden könne. Für den Privatunterricht läſst ſich gröſserer Vortheil davon erwarten. Der Lehrer ſteht hier einem oder einigen Schülern zur Seite, und kann die Beweiſe ſo lange wiederholen laſſen, bis ſie deren Geiſt gefaſst und ſich die Gründe derſelben vollkommen zu eigen gemacht haben. Bringen die Schüler nun dieſe Beweiſe zu Papier: ſo kann der Lehrer ſie wieder durchſehen, und das etwa noch Mangelhafte darin ergänzen.

In Rückſicht der zweyten Frage bemerken wir mit Vergnügen, daſs dis ſämmtlichen zur Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie gehörigen Elementarlehren in gut gewählter Ordnung und mit vieler Klarheit der Grundbegriffe dargeſtellt ſind. Beſonders hielt ſich der Vf. bey dem Vortrage der Geometrie an das beſte Muſter, an die Elemente des Euklides. Sowohl deſshalb, als wegen der Reichhaltigkeit der Sätze, können wir das Buch auch ſolchen empfehlen, welche, mit den Beweiſen der Anfangsgründe ſchon vertraut, das Syſtem der genannten Wiſſenſchaften in gedrängter Kürze zu überſehen wünſchen. Der Vf. verſpricht, die Buchſtabenrechenkunſt, Algebra, höhere Geometrie und angewandte Mathematik nach ähnlichem Plane zu bearbeiten, und führt er dieſen Plan auf gleiche Weiſe aus: ſo müſſen wir über dieſe Schriften im Voraus ein ähnliches Urtheil fällen.

No. 2 hat ſeine Entſtehung der neuen Landmeſſerordnung im Groſsherzogthume Berg zu verdanken. Nach dieſer ſind die Geometer in Feldmeſſer, Landmeſſer und Oberlandmeſſer oder Trigonometer getheilt. Erſtere meſſen einzelne Stücke mit Winkelkreuz und Ruthen; die anderen nehmen die Fluren ganzer Gemeinheiten mit dem Meſstiſche auf, und die dritten vermeſſen ganze Provinzen mit dem Spiegelſextanten. Der Vf. unternimmt es, als Director der bergiſchen Landesvermeſſung, neue Lehrbücher auszuarbeiten, welche durch dieſe neue Abtheilung der Feldmeſſer nothwendig gemacht werden. Der vor uns liegende erſte Theil iſt für die Feldmeſſer beſtimmt. Das 1 Cap., welches die Arithmetik enthält, lehrt in einem verſtändlichen, gröſstentheils auch populären, Tone die vier Rechnungsarten in ganzen (reinen und benannten) Zahlen, und in (gewöhnlichen und Decimal-) Brüchen, die Ausziehung der Quadratwurzeln und die Elemente der Lehre von den Gleichungen und Verhältniſſen. Des Vfs. Lehren ſind gröſstentheils mit gemeinfaſslichen, wenn gleich nicht immer ſehr ſtrengen, Gründen unterſtützt. Ungern vermiſsten wir an mehreren Stellen die Beweiſe ganz und gar, z. B. §. 65 die wichtigen Eigenſchaften der arithmetiſchen und geometriſchen Proportionen, daſs in jenen die äuſseren und mittleren Glieder gleiche Summen, in dieſen gleiche Producte bilden. Da der Vf. arithmetiſche und geometriſche Proportionen *arithmetiſche und geometriſche Gleichungen* nennt: ſo hätte er dieſe Beweiſe aus den ſchon vorangeſchickten erſten Gründen der Gleichungen (§. 59) ſehr einfach auf folgende Weiſe ableiten können. Z. B. aus $3 - 12 = 6 - 15$ wird $3 - 12 + 15 = 6$ (§. 59), und alſo $3 + 12 = 6 + 12$ (§. 59), w. z. e. w. Eben ſo wird in $3 : 12 = 6 : 24$ zuerſt $(3 : 12) \times 24 = 6$ (§. 59) und dann $3 \times 24 = 12 \times 6$ (§. 59), w. z. e. w. Ohne dieſe Beweiſe wird die ſo höchſt wichtige Proportionslehre auf einen Sandboden gebaut. Die Aufgaben über die praktiſche Anwendung der Regel Detri ſind gut gewählt, um den Anfänger den Nutzen dieſer nothwendigen Rechnung zu zeigen. Wenn aber der Vf. in der letzten Anmerkung ſagt, der Anfänger brauche nicht mehr Exempel von jeder Regel zu berechnen, als hinlänglich ſind, um ſich zu überzeugen, daſs er ſie *verſieht*, und alle zu berechnen, welche in praktiſchen Rechenbüchern vorzukommen pflegen, ſey Zeitverluſt: ſo müſſen wir, zum Beſten der Anfänger, widerſprechen, und denſelben eine anhaltende praktiſche Übung in dergleichen Rechnungen empfehlen, indem wir durch vieljährige Erfahrungen belehrt wurden, daſs Viele die Theorie einer Lehre recht wohl verſtanden hatten, und dennoch durchaus keine Geläufigkeit in ihrer Anwendung beſaſsen, welche doch dem Rechner ſo unentbehrlich iſt.

Von dem 2 Cap., welches den theoretiſchen Theil der Geometrie behandelt, können wir nichts Rühmliches ſagen. Es iſt ein höchſt dürftiges Fragment von theils bewieſenen, gröſstentheils aber unerwieſenen Sätzen der Elementargeometrie. Ohne hierüber ins Detail einzugehen, kann man dieſe oberflächliche Behandlung ſchon daraus abnehmen, daſs die Lehre von Linien, Flächen und Körpern nur $2\frac{1}{2}$ Bogen einnimmt. Durch dieſe ſo unwiſſenſchaftliche Darſtellung einer ſo ſtrengwiſſenſchaftlichen Disciplin muſs manche Aufgabe der Geometrie zu einem *geiſtloſen Exempelrechnen, wodurch der Verſtand des Schülers nicht entwickelt wird*, herabgewürdigt werden, gegen welches der Vf. ſelbſt (S. 7—8 der Einleit.) mit vollem Rechte eifert. Dieſer Nachtheil wird um ſo bedeutender, als das Lehrbuch auch für Landſchulen beſtimmt iſt, welche bey dem Vortrage der Mathematik mehr die Bildung des Verſtandes, als die Erziehung praktiſcher Feldmeſſer zum Zwecke haben müſſen.

Im 3 Cap. werden die Inſtrumente des Feldmeſſers kurz, jedoch ſehr genügend und deutlich beſchrieben. Sie ſind auf dem Felde das Winkelkreuz und die Ruthen (auch bisweilen die Waſſerwage); für die Arbeiten auf dem Zimmer Cirkel, Reiſsfeder, Lineal, Winkelhaken und Transporteur. Dieſe Werkzeuge

sind auf den zwey beygefügten Kupfertafeln sehr sauber und anschaulich dargestellt. Da wir die Einrichtung der Messruthen sehr zweckmäſsig finden, und dieselbe vom Gewöhnlichen abweicht: so soll sie hier kürzlich beschrieben werden. Sie sind von trockenem, geradfaserigem Tannenholze verfertigt, zweymal mit Öl getränkt und mit Ölfarbe angestrichen. Ihre Länge beträgt 10 Meter, oder etwa 31 par. Fuſs. In der Mitte sind sie in zwey gleiche Theile getheilt, deren jeder 5 Meter lang ist, und eine halbe Ruthe ausmacht. Jeder einzelne Meter ist durch drey eingeschlagene kupferne Nägel bemerkt. In jeder halben Ruthe ist jeder der an beiden Enden befindlichen Meter in 10 gleiche Theile getheilt und mit einem eingeschlagenen kupfernen Nagel bemerkt. Ein solcher Theil heiſst Decimeter oder eine Hand. Die Enden jeder Ruthe sind mit messingenen Bändern beschlagen, die genau eine Hand lang sind. Jedes Band ist durch 10 darauf gedrehte Ringe in 10 gleiche Theile getheilt, welche Zolle heiſsen. In jeden Ring ist ein Loch gebohrt, wodurch ein kupferner Nagel geschlagen wird, theils zur Befestigung des Bandes, theils zur deutlicheren Unterscheidung der Zolle. Unten ist das Messingband in eine zwey Linien dicke eiserne Platte eingelöthet, weil sich Eisen durch den Gebrauch weniger abnutzt, als Messing. Die eine Ruthe wird blau angestrichen, die andere roth. Wird nun die blaue bey dem Messen immer zuerst gelegt, dann die rothe u. s. w.: so correspondirt jene immer einer ungeraden, diese einer geraden Ruthenzahl, wodurch der Feldmesser, wenn er sich um eine verzählt hätte, es leicht wird entdecken können.

Das 4 Cap. enthält die wichtigsten Bemerkungen über das Begrenzen der Felder, worauf im 5 das Ausmessen der Figuren auf dem Felde folgt. Wir haben diese kurze Anleitung mit Vergnügen gelesen, und das Meiste darin gefunden, was einem *gewöhnlichen* Feldmesser in der Wirklichkeit vorkommen kann. Doch ist die Elementaroperation der praktischen Geometrie, das Messen der geraden Linien auf dem Felde, nach unserer Meinung, §. 2 zu unvollständig entwickelt, indem durchaus die Anleitung fehlt, *wie* der Feldmesser an einander zu legen habe, damit er *in einerley gerader Linie* bey seinem Messen fortschreite.

Zum Schlusse erlauben wir uns den Wunsch, der geschickte Vf. möge bey einer zweyten Auflage die theoretische Geometrie nach einem solideren Plane vortragen, und auch auf unsere übrigen Bemerkungen Rücksicht nehmen, damit wir sein Werk, als vollkommen seinem Zwecke entsprechend, empfehlen können.

Dem Vf. von No. 3 hat eine kurze Anleitung zur richtigen Auffassung der höheren Rechenkunst ein Bedürfniſs geschienen. Um das Studium dieses wichtigen Theils der Mathematik zu erleichtern, faſste er den Entschluſs, die allgemeinsten Regeln desselben kurz und deutlich zu entwerfen. Seine Schrift handelt von den Differenzen der Functionen, von den Grenzen der Verhältnisse und den Gründen der Differentialrechnung, von der Differentiation der algebraischen und transcendenten Functionen, von den ersten Gründen der Integral- und Variations-Rechnung. So schön nun des Vfs. Zweck, und so sehr zu wünschen ist, daſs auf Gymnasien und Lyceen das Studium der höheren Rechenkunst mit Eifer möge getrieben werden: so scheint uns dennoch die Schrift nicht vollkommen dazu geeignet, um bey dem ersten Anfänger und Liebhaber jene wissenschaftliche Liebe zu erwecken, die allein der Sporn zu tieferem Eindringen in dieses weite Gebiet der Gröſsenlehre ist. Nicht weil es derselben an Deutlichkeit, Gründlichkeit und Vollständigkeit fehlt, welches sie wirklich in sich vereinigt; sondern weil ihr schickliche Anwendungen der rein-theoretischen Lehren auf einzelne Fälle, d. h. *gut gewählte Beyspiele*, mangeln, welche die Theorie erläutern und ihren Gebrauch für die Praxis darthun. Wer mag es dem ersten Anfänger zumuthen, sich durch eine lange Reihenfolge rein-theoretischer Sätze mühevoll durchzuarbeiten, wenn er sich die Frage: Wozu das? nicht befriedigend beantworten kann? Praktische Anwendungen sind die eigentliche Würze der Theorie, und wer dem Anfänger an dieser Geschmack beybringen will, zumal in schwierigen Fällen; muſs ihm durch jene gleichsam bequeme Ruhepuncte darbieten, von welchen ihm eine erfreuliche Aussicht in das weite Feld der Nützlichkeit eröffnet wird. Dieses wichtige Erfodernis hat der Vf. bey seiner Arbeit gänzlich übersehen; denn die Beyspiele, die er giebt, sind selbst nur aus der tiefen Theorie hergeholt. So empfehlungswerth auch seine Schrift für solche ist, welche schon anders woher von der fruchtbaren Anwendung der Differential- und Integral-Rechnung überzeugt sind: so wenig Eingang werden ihre Lehren bey jenen finden, welche sich zum ersten Male in das Gebiet der höheren Mathesis wagen. Um diesem Mangel abzuhelfen, fodern wir den Vf. auf, dieser Anleitung eine Sammlung von zweckmäſsigen Beyspielen folgen zu lassen, welche geschickt sind, die hier gerügte Lücke auszufüllen. Entspricht diese neue Arbeit, wie zu erwarten ist, ihrem Zwecke: so wird Hn. *F's.* Schrift den brauchbaren und vorzüglichen in ihrer Art beyzuzählen seyn.

Δ

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Der arithmetische Jugendfreund in sokratischen Gesprächen.* Eine Vorbereitung der scientivischen Erlernung der Arithmetik, zum Selbstunterricht für denkende Köpfe, und vorzüglich zum Gebrauch für Hauslehrer und ihre Zöglinge, von *G. Grosse*, Prediger zu Wolmirsleben, im Canton Egeln des Elbedepartements. *Erster Theil.* X u. 566 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. meint, daſs bloſs *Michelsen* sein Vorgänger in der sokratischen Lehrart mathematischer Gegenstände sey: allein hier irrt er. Denn schon *Heimans van Lnatteln*, *Petersen* in seiner arithmetischen Zeitschrift u. A. m. bedienten sich derselben; aber *Michelsen* war nur derjenige, welcher solche zuerst mit wahrem Glücke gebrauchte. Es ist hier der Ort

nicht, um weitläuftig zu untersuchen, ob überhaupt diese Lehrmethode in der Grössenlehre passend sey (so viel ist gewiss, dass sich die nöthigen Beweise nicht evident genug geben lassen); sondern nur, in wiefern dieselbe hier vortheilhaft angewandt sey. Anstatt des gewöhnlichen Zweygesprächs hat der Vf. die Unterhaltung eines Lehrers mit mehreren Kindern gewählt, welche ihm verschiedene Zweifel und Einwürfe gegen seinen Vortrag machen, die dieser mit Scharfsinn widerlegt. Auf diese Art werden in 28 Lehrstunden und Abtheilungen die vier gemeinen Rechnungsarten (Species) in ganzen und gebrochenen Zahlen, wie auch mit Buchstaben, die Decimalbrüche, die Lehre von den Potenzen nebst den ersten Gründen der Logarithmen vorgetragen. Man findet zwar eben bey keinem dieser Stücke etwas Neues; allein der Vortrag ist durchgehends sehr deutlich und gründlich: so dass auch der schärfste Kritiker nichts von Belang aussetzen, und nur hie und da die etwas zu grosse Redseligkeit tadeln wird. Bloss in nachstehenden Puncten glaubt Rec. dem Vf. eine Erinnerung geben zu müssen. S. 261—279 wird die Lehre von den Zeichen, ob eine gegebene Zahl durch einen gegebenen Divisor aufgehe oder nicht, sehr weitläuftig abgehandelt; allein immer noch nicht umfassend genug. Denn man findet bloss die Kennzeichen von Aufhebung der ersten Zahlen, wie solche in jedem Rechenbuche stehen, aber ein ganz allgemeines Kennzeichen für jeden Divisor fehlt. Rec. glaubt daher hier eine, so viel ihm bewusst, noch nicht bekannte Methode anführen zu dürfen, wodurch diese Frage völlig beantwortet wird. Wenn man nämlich fragt, ob eine gegebene Zahl z durch die Zahl d theilbar sey oder nicht, oder nach der Sprache der Rechenmeister: zu finden, ob man, ohne wirklich zu dividiren, ohne Rest z durch d theilen könne: so verfahre man also: „Man dividire zuerst z allemal durch $d + 1 = R$, und bemerke den Rest bey Seite (dieser Rest soll S^{I} heissen); den gefundenen Quotienten aber theile man wiederum durch R, und bemerke den Rest mit S^{II}, und so fahre man so lange fort, bis der letzte Quotient kleiner ist als $R + 1$. Dieser letzte Rest wird ebenfalls bey Seite bemerkt. Alsdann addire man S^{I}, S^{II}, S^{III} u. s. w. Ist nun *die Summe* dieser Reste durch d theilbar: so ist es auch gewiss z selbst; bleibt aber etwas Rest: so ist dieses auch der Rest bey $\frac{z}{d}$. Z. B. Wird 38,589 durch 19 theilbar seyn? Hier ist $z = 38589$, $d = 19$, $R = d + 1 = 20$ und $S^{I} = 9$, weil $\frac{38589}{20} = 1929 + \frac{9}{20}$, $S^{II} = 9$, weil $\frac{1929}{20} = 96 + \frac{9}{20}$. $S^{III} = 16$, da $\frac{96}{20} = 4 + \frac{16}{20}$ uud $S^{IV} = 4$. Nun ist

$$S^{I} + S^{II} + S^{III} + S^{IV} = 9 + 9 + 16 + 4 = 38.$$

Da nun $\frac{38}{19} = 2$: so ist auch 38589 durch 19 theilbar. Ferner: Wird man mit 49 in 47831 ohne Rest dividiren können? Hier ist $d = 49$, $R = d + 1 = 50$, und die Operation steht also:

```
50) 47831
50) 956 Rest   31 = S^I
     19 Rest    6 = S^II
               19 = S^III
               --
               56
```

Da nun $56 = S^{I} + S^{II} + S^{III}$ durch 49 nicht aufgeht, und 7 Rest läst: so ist auch 47831 durch 49 nicht theilbar, sondern hat 976 zum Quotienten und 7 zum Rest.“ Der Raum erlaubt Rec. nicht, mehrere Beyspiele und den Beweis dieser Regel anzuführen, weil solcher einen ziemlich verwickelten Calcul erfodert; allein er glaubt, dass man besonders bey dem bekannten Problem von der Erkenntniss der Primzahlen diese Methode mit Nutzen anwenden könne. — Bey der Verwandlung eines gemeinen Bruchs in Decimaltheile findet man eine Menge unnöthiger Benennungen, indem diejenigen Brüche, die sich nicht genau in solchen Theilen ausdrücken lassen, bald *unerschöpflich*, bald *unvollständig*, bald *unerreichbar* u. s. w. genannt werden. Wozu diese Weitläuftigkeit? Der Anfänger kann dadurch leicht irre gemacht werden. Wohl aber hat Rec. die Beschreibung gefallen, wie man die Multiplication mit einem mehrstelligen Multiplicator im Kopfe mit Einmal vollziehen kann. Solche Sachen sind bey dem Unterricht in den ersten Gründen sehr nützlich, und wenn man auch dabey den Kopf weniger als das Papier schont: so geben sie doch dem Anfänger eine grosse Fertigkeit. Im folgenden Theile verspricht der Vf. die Anwendungen der hier vorgetragenen Lehren zu zeigen, und man kann nicht anders als ihn dazu aufmuntern. Der Verleger hat Alles gethan, um diesen Theil auch durch Druck und Papier zu empfehlen.

W + A.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Erfurt*, b. Lossius: *Das Wiegenbüchelchen*. Ein Weihnachtsgeschenk für kleine Kinder, um von der Wiege an ihre Sprache und ihren Verstand zu bilden. 1810. IV u. 32 Blätter. 18. (Mit schwarzen Bildern 3 gr., mit illuminirten 5 gr.) Der Herausgeber (und gewiss Viele mit ihm) fand die gewöhnlichen Bilderbücher, die übrigens ein wirksames Mittel zur Bildung der Sprache und des Verstandes sind, zu kostbar, als dass sie in die Hände Vieler kommen könnten. Diess bewog ihn zu dieser kleinen Sammlung, die sich wegen ihrer Wohlfeilheit allerdings empfiehlt. Sie enthält in 32 Holzschnitten bildliche Vorstellungen von lauter bekannten Gegenständen, weder alphabetisch noch systematisch geordnet. Gegen über stehen einzelne Worte als Winke für die Erwachsenen, die das Büchlein bey Kindern gebrauchen. Z. B. No. 1 „Das Kind in der Wiege. Kind. Wiege. Köpfchen. Schläft. Eie, popeie.“ Dass diese Winke ausführlicher, einige der Holzschnitte reichhaltiger, die Bilder selbst aber für diesen Zweck grösser (von manchen wird das Wiegenkind kaum den Umriss, vielweniger das Einzelne erkennen), und in besserem symmetrischem Verhältniss hätten seyn können, sind Mängel, die wir dem Büchlein seiner Wohlfeilheit halber zu Gute halten. Wenn aber der Herausgeber meint, dass es des Spasses mehr mache, wenn jedes Kind die Bilder selbst illuminire: so hat er wohl grössere Kinder im Sinne; denn welcher Spass läst sich von der Illumination eines *Wiegenkindes* erwarten?

Xgu.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 APRIL, 1812.

PHYSIK.

Riga u. Leipzig, b. Meinshausen: *Grundriss der theoretischen Physic* (Physik) *zum Gebrauche für Vorlesungen*, von *Georg Friedr. Parrot*, Prof. d. Phys. zu Dorpat, russ. kais. Collegien-Rath u. Ritter u. s. w. Erster Theil. Mit 5 Kupfert. 1809. XXVIII u. 509 S. 8. (4 Rthlr. 3 gr.)

Der Vf. glaubt, die ganze Physik in 2 Bänden abhandeln zu können; nach der Umständlichkeit aber, mit welcher er hier die Mechanik vorträgt, scheint uns diess nicht wohl möglich. Diese Umständlichkeit selbst bedurfte übrigens der Entschuldigung so sehr nicht, als der Vf. besorgt. Denn obgleich das Buch sich nicht ganz zum Compendium eignet, wozu es freylich zunächst bestimmt ist: so wird es dagegen zum eigenen Studium durch diese Ausführlichkeit um so brauchbarer. Mehr möchte das einer Entschuldigung bedürfen, dass der Vf. so viel Specielles von Maschinen u. dgl. aufgenommen hat, was eigentlich ganz in die angewandte Mathematik gehört, und wir gestehen, dass wir dieses nur dann billigen können, wenn Hr. *P.* auch dem chemischen Theile der Physik einen gleich grossen Raum widmet; geschieht aber das: so wird, fürchten wir, das Buch für den Zweck, es zu Vorlesungen zu benutzen, allzu voluminös werden. Überhaupt wäre zu wünschen, dass der Vf. das eigentliche Gebiet der Physik genauer bestimmt hätte; denn die ganze angewandte Mathematik mit hineinzuziehen und dieser gar kein abgesondertes Feld mehr übrig zu lassen, war doch wohl seine Absicht nicht.

Die *theoretische Physik* ist dem Vf. nicht eine von der Erfahrung unabhängige Wissenschaft, sondern die Ableitung der Naturgesetze aus Erfahrung, vermittelst Vernunftschlüssen und Rechnungen; die angewandte Naturlehre ist dagegen die Erklärung gegebener Natur-Erscheinungen aus den aufgefundenen Naturgesetzen. — Wie nach dieser, an sich recht guten Erklärung die ausführliche Abhandlung der Maschinenlehre in die theoretische Naturlehre gehöre, leuchtet uns doch immer nicht ein.

Den 1 Abschnitt *über die allgemeinen Eigenschaften der Körper* theils Hr. *P.* in 2 Capitel, weil diese Eigenschaften sich theils bloss auf den Zustand der Körper, theils aber auf die Phänomene beziehen. Zu den ersteren gehören Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit, Porosität; zu den letzteren die Schwere oder Anziehungskraft, die Adhäsion und die Affinität. — Wir theilen einige Bemerkungen über die Darstellung einzelner Lehren mit. — §. 65 ist die Ableitung der Gesetze des freyen Falles unrichtig. Denn nach des Vfs. Ausdrücken scheint es, als komme das Gesetz der Beharrlichkeit doppelt in Rechnung. Der Vf. fehlt nämlich darin, dass er die für den ersten Zeitraum Statt findende mittlere Geschwindigkeit nicht von der unterscheidet, welche am Ende dieses Zeitraums Statt findet; und da bey dieser Vermischung der Begriffe die Sache so herauskömmt, als ob der im zweyten Zeitraume durchlaufene Weg nur doppelt so gross wäre, als der im ersten Zeitraume durchlaufene: so nimmt er noch einmal seine Zuflucht zum Gesetze der Beharrlichkeit. — Unter die Rubrik der Flächen-Anziehung ordnet der Vf. mehrere Erscheinungen, deren einige man hier nicht erwartet, insbesondere die Elasticität, die er als Wirkung der Cohäsion ansieht. — Den Unterschied der festen und flüssigen Körper setzt er hauptsächlich in die stärkere oder schwächere Flächen-Anziehung. Dieses scheint uns nicht so ganz richtig: wenigstens wäre es möglich, dass die Theilchen sich stark genug anzögen, dass aber diese nach allen Richtungen gleiche Anziehung jedem Theilchen, welches sich im Inneren der Flüssigkeit befindet, eine leichte Verschiebbarkeit nicht raubte; diese von *Link* und Anderen aufgestellte Ansicht verdient höchst wahrscheinlich den Vorzug. — Die Ableitung der Elasticität aus der Cohäsion will uns auch nicht gefallen. Dass die Cohäsion die Verlängerung eines stark angezogenen Haares in gewisse Grenzen beschränkt, ist unstreitig wahr; aber es ist schwer zu begreifen, wie sie bewirken soll, dass das Haar sich wieder verkürzt, wenn die ziehende Kraft nachlässt. Eben so wenig erhellt, wie die Cohäsion die plattgedrückte elastische Kugel zur runden Form zurückbringt, und die Vergleichung der in die Masse zurückgetriebenen Theilchen mit einem Keile, den die elastischen Holzfasern heraustreiben, erläutert nichts, denn offenbar ist bey dem eingespaltenen Holze, wenn der Keil herausgedrängt wird, schon das da, was wir eben Elasticität nennen, nämlich ein Bestreben, die gewaltsam veränderte Gestalt wiederherzustellen, und dieses Bestreben wird schwerlich Jemand in der Cohäsion der noch ungetrennten Theile suchen. In die Schlüsse, welche Hr. *P.* §. 96 ff. über die Cohäsionsweite und die Grösse der kleinsten Theile der Körper zieht, einzustimmen, tragen wir einiges Bedenken; die Rechnung, welche er hier anstellt, ist nicht so vollkommen klar, dass man sich sicher überzeugt fühlte.

Bey den Verfuchen über die Adhäfion §. 106 ff. hätten *Laplace's* Unterfuchungen wohl angeführt zu werden verdient; vielleicht war dem Vf. das *Supplément à la théorie de l'action capillaire* noch nicht bekannt, als er diefe Lehre bearbeitete. Aus *Gay-Luffac's* von *Laplace* angeführten Verfuchen erhellt, dafs die Adhäfion bey fchwererem Alkohol gröfser ift, und wenn man diefe Verfuche mit dem von unferem Vf. §. 107 angeführten Refultate vergleicht: fo fcheint es, dafs Hr. *P.* fich keines fehr rectificirten Weingeiftes bedient habe. Hr. *P.* erwähnt nicht der Ungleichheiten, die man gewöhnlich in den Verfuchen über die Adhäfion des Queckfilbers am Waffer zu bemerken pflegt, und deren Grund *Laplace* fehr richtig angiebt; wir hätten gewünfcht, zu wiffen, ob feine Verfuche diefe Ungleichheit nicht zeigten. Überhaupt laffen fich gegen die Verfuche §. 108 einige Zweifel erheben; es könnte nämlich wohl feyn, dafs die mit Öl beftrichene Platte bey der Berührung des Waffers nicht ganz mit Öl bedeckt bliebe, fondern diefes fich in einzelne Tropfen zufammenzöge, wodurch dann das ganze Refultat höchft zweifelhaft würde. — Was der Vf. §. 109 über Adhäfion der Luft an feften Körpern fagt, hat wenig Werth, und feine eigenen Betrachtungen S. 87 widerlegen die hier gezogenen Schlüffe. — Die von *Carradori* beobachteten Phänomene, dafs der auf eine dünne Wafferfchichte getröpfelte Äther das Waffer aus der Stelle treibt, find, fo wie fie es verdienen, hier umftändlich erzählt. Der Vf. geht alsdann zu den Affinitäten über, wovon ganz zweckmäfsig hier nur die Hauptfache mitgetheilt wird.

Der 2 Abfchnitt, *Phänomene der Bewegung* betitelt, nimmt den ganzen übrigen Raum diefes erften Bandes ein. Die Einleitung handelt von den Kräften im Allgemeinen und ihrer Zerlegung. Man follte doch folche Ausdrücke, wie den folgenden, vermeiden: „Jede Kraft ift als das Product einer Maffe in eine Gefchwindigkeit anzufehen." Man überfieht zwar leicht, was das fagen foll; aber es ift immer unrichtig, zwey benannte Gröfsen in einander multipliciren zu wollen. Die Lehre von zufammengefetzten Kräften ift fafslich nnd zugleich recht überzeugend vorgetragen. *Von der Bewegung fefter Körper*; — zuerft *von den Bedingungen des Gleichgewichtes*. Die Gefetze des Hebels werden hier recht gut aus der Lehre von Zufammenfetzung der Kräfte hergeleitet; indefs mufs Rec. bekennen, dafs die käftnerfche Darftellung der Lehre vom Hebel ihm doch leichter und gründlicher fcheint. — §. 199. Dafs ein Körper auf 3 Füfsen gewöhnlich fefter fteht, als auf vieren, gehört doch wohl nicht hieher! — Nach der Lehre vom Schwerpuncte kömmt der Vf. auf die Mafchinen; er definirt die Mafchine als ein Syftem von Körpern, mittelft deffen zwey abgefonderte, einander nicht ähnliche Maffen zur Mittheilung von Bewegung auf einander einwirken. Diefe Definition ift recht gut, aber durch die blofs witzige Anmerkung S. 147 wurde die dort getadelte Erklärung nicht widerlegt, da die Mühle nicht dazu angelegt wird, dafs fie Jemanden den Arm zerquetfchen foll, und diefes auch nicht ihr regelmäfsiges Gefchäft ift. — Hr. *P.* giebt drey Fundamental-Mafchinen an, die Seilmafchine, den Hebel und die fchiefe Ebene. Die Seilmafchine ift nämlich eine blofse Verbindung von Fäden, mittelft welcher die Kräfte auf einander wirken. — Die Auflöfung des 209 §. fcheint uns nicht ganz genügend, wenn man nicht fchon die Lage der drey Theile des Fadens als voraus bekannt annimmt. — Die abgeleiteten und etwas zufammengefetzten Mafchinen, geht der Vf. kurz und fafslich durch, giebt aber, wie wir fchon bemerkt haben, hier weit Mehreres als eigentlich in die Phyfik gehört. — *Von den Gefetzen der Bewegung*. Hier wird der vorhin gerügte Beweis für die Gefetze der gleichförmig befchleunigten Bewegung richtig geführt; aber warum kömmt diefer Beweis zweymal vor? Der algebraifche Beweis S. 212 ift weniger deutlich, als der eben vorhergehende geometrifche: jener hat den Fehler, dafs der im erften unendlich kleinen Zeittheilchen durchlaufene Raum mit der anfänglichen Gefchwindigkeit verwechfelt wird; beym freyen Falle ift die anfängliche Gefchwindigkeit nicht $= a$, fondern $= 0$. — Die Gefetze des Falles werden fehr umftändlich abgehandelt, vom Pendel kömmt wenig vor. Von den Centralkräften wird ziemlich kurz gehandelt; der Beweis §. 359, dafs die Bewegung des durch eine Centralkraft angezogenen Körpers eine in fich zurückkehrende Bahn hervorbringen könne, ift mangelhaft. Allerdings ift es fchwer, diefen Beweis gründlich und doch fafslich zu führen; aber es wäre beffer, die Unvollkommenheit des Beweifes zu geftehen, als fo entfcheidend etwas zu fagen, was zwar richtig ift, aber aus dem Gefagten gar nicht erhellt. Der Vf. fagt nämlich: „Ift der Körper wieder in der grofsen Axe angekommen: fo ift feine Richtung auf der Axe fenkrecht, und er hat das Maximum feiner Gefchwindigkeit erreicht." Es ift aber durchaus fo leicht nicht, einzufehen, das diefs gerade bey der Ankunft am anderen Ende der Axe gefchieht, und doch beruht der Beweis darauf, dafs diefes *hier* gefchieht, denn fonft fchlöffe fich die Bahn nicht. Der Beweis liefs fich hier wohl nicht vollftändig führen, aber etwas klarer und einleuchtender hätte die Sache doch gemacht werden können, ohne dafs es dazu einer tieferen Rechnung bedurfte. — Die Lehren vom *Stofse fefter Körper* find kurz, aber zweckmäfsig vorgetragen. Was von der Überwucht gefagt wird, möchte wohl die Lefer nicht ganz befriedigen, wenigftens wird man §. 369 dabey anftofsen, wie die überwiegende Maffe zuerft die Gefchwindigkeit $= c$ und nachher eine andere haben foll. Auch ift gegen die Anordnung zu erinnern, dafs §. 371 fchon das Moment der Trägheit gebraucht wird, wovon doch erft nachher eigentlich die Rede ift; und überhaupt fcheint uns die ganze Darftellung diefer Lehre und der Lehre vom Moment der Trägheit nicht klar genug gefafst, und einer vollkommneren Deutlichkeit fähig. — *Von der Bewegung der Flüffigkeiten*. Die bekannten Lehren vom Gleichgewichte flüffiger und im Flüffigen eingetauchter Körper, vorzüglich auch von

Aräometern und der Stabilität schwimmender Körper. — Hierauf folgt eine Abtheilung mit der Überschrift: *scheinbare Anomalieen in den statischen Gesetzen der tropfbaren Flüssigkeiten.* Diese Anomalieen sind diejenigen, welche aus der Adhäsion entspringen. Die Vorstellungsart §. 445, als ob die über dem wahren Niveau liegenden Wassersäulen an einem Faden, dessen Krümmung mit der Oberfläche übereinstimmt, hingen, scheint uns wenig fruchtbar. Die Lehre von den Phänomenen der Haarröhrchen ist sehr umständlich und recht gut vorgetragen; einige interessante Versuche z. B. §. 458 scheinen dem Vf. eigenthümlich. S. 319 erwähnt er einer Methode, das Barometer so auszukochen, dass das Quecksilber eine ganz ebene, selbst eine hohle Oberfläche erhielt; aber sehr auffallend ist es, dass dieses nur kurze Zeit dauerte und die convexe Oberfläche sich nach Verlauf von 24 Stunden herstellte. Einige Sätze haben uns weniger befriedigt, z. B. §. 461, 466, 473. Die Bemerkung gegen *Rumford* S. 342 scheint uns nicht treffend. *Rumford* drückte sich vielleicht nicht völlig adäquat aus; aber die Sache hatte er vermuthlich richtig gefasst, und wollte eben das sagen, was *Link* (gleichfalls in *Gilberts* Annalen) sehr gut aus einander setzt. *Vom Gleichgewichte elastischer Flüssigkeiten.* — Zu §. 480 müssen wir doch bemerken, dass die Compossibilität des Wassers eben so ganz unbegreiflich nicht seyn würde. Vielleicht verdiente *Eulers* Ansicht (Gesetze der Bewegung flüssiger Körper §. 13. 14) hier erwähnt zu werden, obgleich es immer auffallend ist, dass wir nur Fluida kennen, deren gröfste und kleinste Dichtigkeit fast unendlich verschieden ist, und Fluida, bey denen beide nur unmerklich von einander abweichen, — alle Mittelgattungen fehlen uns. — Dieser Abschnitt ist, in Verhältniss gegen die vorigen, weniger vollständig, da die Lehre vom Höhenmessen vermittelst des Barometers hier ganz gewiss eine Stelle verdiente, um so mehr, da diese Lehre sich erläutern liess, ohne höhere Analysis zu Hülfe zu nehmen. — *Von der Bewegung flüssiger Körper.* — Von dem Ausflusse flüssiger Körper aus Gefäfsen mit kleinen Öffnungen; — hier kommen einige artige Versuche vor, die Hn. *P.* eigen zu seyn scheinen. Die Demonstration für die Gesetze des Ausflusses §. 538 muss wohl einem Jeden auffallend vorkommen; das Fallen der oberen Wassertheilchen bis nach unten findet ja in der Natur nicht Statt, und es ist also nicht zu begreifen, wie diese Vorstellungsart ein richtiges Gesetz geben könne. Nach des Vfs. Darstellung sollte man glauben, die allmähliche Beschleunigung des Ausflusses dauere so lange, bis die über der Öffnung liegenden Theilchen von der Oberfläche an ganz herunter gefallen sind; aber nach anderen Theoretikern, mit denen *Bernoulli's* Versuche harmoniren, ist der Zeitraum bis zur gröfsten Geschwindigkeit des Ausflusses weit kürzer. Und endlich übersieht man gar nicht, wie die Gesetze des freyen Falles längst vorgeschriebener Curven hier eine Anwendung finden könnten. Aber der Vf. scheint auch selbst diesen Beweis gleich im folgenden §. zurückzunehmen, erklärt sich jedoch nicht darüber, warum er denn Etwas mittheilte, was weder selbst begründet ist, noch auch als Fundament für etwas Anderes dienen soll. Zu etwas könnte dieser misslungene Beweis allerdings dienen, nämlich um zu zeigen, wie gefährlich es ist, nach bloss oberflächlichen Räsonnements zu urtheilen, und wie sehr diejenigen Unrecht haben, welche der so genannten natürlichen Geometrie auf Kosten der eigentlichen strengen Untersuchungsmethode das Wort reden. Zwar soll man suchen, auch den Uneingeweihten so Vieles, als nur möglich ist, in leichten Darstellungen klar zu machen; aber wer diess thun will, mache sich selbst erst alle Mittel der tieferen Untersuchung eigen, damit nicht der Schein eines oberflächlich gut aussehenden Beweises ihn selbst täusche. — In den folgenden §§ leitet der Vf. richtiger die Gesetze des Ausflusses aus dem ab, was er Elasticität der tropfbaren Flüssigkeit nennt. Dieses ist indess keine neue Ansicht, sondern was hier Elasticität heisst, ist eben das, was *Euler* und Andere einen nach allen Seiten gleich verbreiteten Druck nennen; das aber bleibt uns immer noch zweifelhaft, ob man die Gesetze der Elasticität *fester* Körper hier, in einem so gänzlich verschiedenen Falle, erwähnen sollte. — Der vermehrte Ausfluss bey kurzen Ansatzröhrchen wird §. 556 sehr richtig erklärt; aber dem Anfänger wird wahrscheinlich hier immer noch etwas Räthselhaftes übrig bleiben. Er wird nämlich wohl einsehen, dass die Adhäsion dahin strebt, das ganze Röhrchen mit Wasser gefüllt zu erhalten; aber er wird fragen, wie diese spätere Einwirkung den früheren Erfolg, nämlich die Quantität des in das Röhrchen einströmenden Wassers, bestimmen kann. Wir müssen, um dieses zu erklären, annehmen, dass, sobald das Wasser wirklich angefangen hat das Röhrchen zu erreichen, die Richtung der im Gefäfse selbst zuströmenden Wassertheilchen sich anders disponirt, als bey einer Öffnung ohne Röhrchen; dass dieses geschehen kann, wird auch Jedem einleuchten, sobald man nur bemerkt, dass das erste Moment des Einströmens, wo der Erfolg mit dem bey einer simplen Öffnung einerley seyn sollte, zu klein für die sinnliche Wahrnehmung ist. Vielleicht liesse sich sogar diese verschiedene Gestalt des von *Kästner* sogenannten Strudels in Versuchen zeigen, — ein Unternehmen, welches wir dem Scharfsinne unseres, gerade hierin so sinnreichen Vfs. empfehlen. Die Lehre *vom Stosse flüssiger Körper* ist so gut abgehandelt, als es unsere unvollkommene Kenntniss dieser Lehre gestattet. Von der Bewegung elastischer Flüssigkeiten kömmt zu wenig vor; denn nach der Ausführlichkeit in anderen Theilen des Buches hätten doch wohl hier die auffallenden Versuche, welche *Prechtl* über den Widerstand der Luft angestellt hat, erwähnt, und etwas von dem *woltmanschen* Anemometer und der Theorie der Windmühlenflügel gesagt werden sollen. Gehört gleich das Letztere

eben so wenig als die Pumpe und die archimedische Wasserschraube in den Vortrag der Physik: so verdienten doch alle diese Gegenstände so gut hier einen Platz, als manche andere, die der Vf. aufnahm. Darüber aber hat Rec. sich am meisten gewundert, dass vom Stossheber bloss der Name vorkömmt.

Der Lehre *vom Schalle* ist ein eigener Abschnitt gewidmet, dennoch aber diese Lehre nur kurz vorgetragen. — §. 630 wird gesagt, wie die verschiedenen Töne in den Blase-Instrumenten entstehen, sey schwer zu erklären. Das ist es freylich; aber es hätte doch mitgetheilt werden können, was man theoretisch hiefür zu thun versucht hat, wo denn *Eulers* schon oben angeführtes Werk vorzüglich hätte erwähnt werden können. Auch erwartet man gewiss, hier von der newtonschen Theorie des Schalles etwas mehr erwähnt zu finden. — Den Widerhall daraus zu erklären, dass die Luft, wie jeder andere elastische Körper nach dem Stosse zurückspringt, ist etwas hart, da hier die Umstände so ganz anders sind, als bey festen Körpern. Von der *Friction* handelt der letzte Abschnitt; über den Widerstand, welchen das Wasser leidet, indem es in Röhren fortfliesst, haben, ausser *Buat* und *Langsdorf*, neuerlich auch *Prony* und *Brandes* Untersuchungen angestellt, und die Sache durch einfachere Formeln dargestellt.

Obgleich die hier mitgetheilten Bemerkungen zeigen, dass wir nicht überall mit der Darstellung des Vfs. und mit der Einrichtung seines Werkes zufrieden sind: so gestehen wir doch mit Vergnügen, dass der grössere Theil des Buches der Aufmerksamkeit der Physiker nicht unwerth ist, und wir hoffen, dass Hr. *P.* die Unvollkommenheiten bey einer zweyten Auflage verbessern wird. Zum Schlusse bemerken wir noch die zahlreichen, nicht alle angezeigten Druckfehler, die oft bey der Vergleichung mit den Figuren irre leiten, und einige Unrichtigkeiten im grammatischen Ausdrucke, z. B. dass überall die Lehre *des* Schwerpunctes, die Lehre *des* Stosses u. s. w. steht, wo es: *vom* Schwerpuncte, *vom* Stosse, heissen sollte.

B.

TECHNOLOGIE.

ERFURT, b. Keyser: *Die Brantweinbrennerey nach theoretischen und praktischen Grundsätzen nebst der dazu erfoderlichen Mastung, auch Beschreibung eines holzersparenden Blasenheerds mit einer Rauchdarre* von *Carl Christian Adolph Neuenhahn*, herzogl. sachs. weimar. Commercien-Rathe u. s. w. Vierte vermehrte und abermals ganz umgearbeitete Auflage. I Band mit Kupfern. 1811. XLIV u. 760 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wenn ein Buch über einen stadt- und landwirthschaftlichen Gegenstand vier grosse Auflagen in unseren Zeiten erlebt: so darf man schliessen, dass dasselbe ungemein viel Nützliches für diejenigen enthalte, für die es geschrieben ist. Dieses letztere ist wirklich der Fall mit dem vor uns liegenden Werke des leider zu früh verstorbenen *Neuenhahn* — eines Mannes, der einen grossen Theil seines thätigen Lebens mit der Verbesserung und Vervollkommnung der Brantweinbrennerey hingebracht, und sich um diese und um noch manche andere Zweige der praktischen Ökonomie bleibende Verdienste erworben hat. Der grosse Werth jenes Werkes für alle diejenigen, welche sich mit Brantweinbrennerey beschäftigen, ist bereits in den über die vorigen Ausgaben erschienenen Urtheilen der kritischen Journale ausgesprochen, und Rec. hat über diese vierte Auflage weiter nichts zu sagen, als dass dieselbe vor den vorigen viele Vorzüge hat, weil ihr Besorger — der Verleger des Buchs — in den mehreren Capiteln beygefügten erläuternden Zusätzen Anmerkungen und literarische Notizen, und in einem besonderen Anhange alles Neue, was seit *Neuenhahns* Tod über Brantweinbrennerey in Schriften vorgekommen ist, sehr ausführlich und treu mitgetheilt hat. Denn man findet hier nicht allein eine Beschreibung der *Schmalz'schen* Fassbrantweinbrennerey, sondern auch schon ausführliche Nachrichten von dem von *Berard* (einem französischen Brantweinfabricant) ausgeführten grossen Brennapparate und vielen anderen neuen Entdeckungen und Erfindungen, die bis beynahe zu Anfang des vorigen Jahres bekannt geworden sind. Schliesslich wünscht Rec., dass bey einer fünften Auflage mehrere sehr weitläuftige Capitel dieses Buchs, z. B. die, welche von Feuermaterialien, von der Fruchtbarkeit und dem Kornhandel handeln, mehr in die Enge gezogen werden mögen, damit das Buch nicht gar zu gross werde.

D—

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Leipzig*, b. Fleischer d. J.: *Kleine Weltgeschichte für den ersten Anfang beym Haus- und Schul-Unterricht*, von *J. A. C. Löhr.* 1811. XXXVI u. 244 S. 8. (8 gr.) Noch immer denken sich die Verfasser unserer historischen Lehrbücher den Begriff und die Bestimmung eines solchen Buches nicht deutlich genug. Sie glauben meistens genug geleistet zu haben, wenn sie aus mehreren grossen Handbüchern ein kleineres Werk zusammenschreiben, und den Vortrag möglichst lebhaft und einfach einrichten. Die Auswahl der Dinge, die für die Jugend etwas Anziehendes haben, gelingt ihnen nur selten. Wozu aber ein neues historisches Lehrbuch, wenn es den Eigenschaften, die man von ihm fodern kann, nicht entspricht? In dem vorliegenden ist Vieles, aber oft unzweckmässig, zusammengerafft. Am wenigsten kann man mit dem, was in der Einleitung über Weltgeschichte, und über Geschichte überhaupt gesagt wird, zufrieden seyn. In der besonderen Geschichte der Staaten, die besser ausgearbeitet ist, findet man Manches, was nicht recht zusammenhängt, was nicht richtig genug ausgedrückt ist. Die Erzählung der griechischen Geschichte geht von den Amphiktyonen und dem Orakel zu Delphi gleich zum Herkules über; die Amphiktyonen sollen eine Art von Reichstag gewesen seyn; das Heer, mit welchem Miltiades bey Marathon siegte, soll grösstentheils aus Sclaven bestanden haben; Alexander der Grosse soll ein Schwelger, ein Wahnsinniger gewesen seyn. Der Vf. wird einem D. Wurzer doch nicht mehr, als einem Plutarch, glauben? Zu den besten Eigenschaften dieses Buches gehören 1) die Übersicht zum leichten Aufsuchen, und 2) die Zeittafel; auch empfiehlt es der sehr wohlfeile Preis.

Ig.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 APRIL, 1812.

NATURLEHRE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Neues Journal für Chemie und Physik*, in Verbindung mit *Bernhardi, Bucholz, v. Crell, Gehlen, Hermbstädt, Hildebrandt, Klaproth, Oersted, Pfaff, Seebeck, Weiss* herausgegeben von Dr. *J. S. C. Schweigger*, der Physik und Mathematik Prof. am Christ. Ernest. Colleg. zu Baireuth u. s. w. I Band. 1—4 Heft. Mit 3 Kupft. 1811. 527 S. II Band. 1—4 Heft. Mit 4 Kupft. 527 S. III Band. 1—4 Heft. Mit 2 Kupft. 496 S. 8. (Preis d. Jahrg. von 3 Bänden oder 12 Heften 8 Rthlr.)

Unter diesem Titel erscheint die Fortsetzung des sonst von Hn. *Gehlen* herausgegebenen *Journals für Chemie, Physik und Mineralogie*. Die letztere wird, da für sie durch andere Unternehmungen gesorgt ist, nur in so weit beybehalten, als sie der Chemie und Physik Aufschlüsse giebt, oder solche von ihnen erhalten kann. Eben so schliesst der jetzige Herausgeber auch fernerhin den mathematischen Theil der Physik aus, da hingegen der in die Chemie näher eingreifende, der Natur der Sache nach, nicht davon zu trennen ist. Und liegt nicht gerade in der Anerkennung der Nothwendigkeit dieser Verknüpfung ein höchst erfreulicher Beweis der Fortschritte, welche in der neuesten Zeit die Naturlehre gemacht hat? — Das Technische der Chemie wird ganz nach dem bisher befolgten Plane bearbeitet, und überhaupt ist es Hn. *S's.* Vorsatz, bey Herausgabe dieses Journals in eben dem Geiste zu verfahren, in welchem sonst von Hn. *Gehlen*, der übrigens ein fleissiger Mitarbeiter bleiben wird, die Redaction desselben betrieben wurde. — In der That würde auch Hr. *S.* seinen Beruf, als Herausgeber aufzutreten, hinreichend schon dadurch beurkunden, wenn es ihm gelänge, dieses Journal, welches bereits eine geraume Zeit hindurch, unter verschiedenen Formen und Herausgebern, sich ein verdientes Ansehen verschaffte, in gleichem, den Fortschritten der Wissenschaft angemessenem Werthe zu erhalten.

Heft 1. *Von den Farben und dem Verhalten derselben gegen einander*, von Dr. *Seebeck* (welcher diese, von ihm schon vor 5 Jahren entworfene Farbenlehre, wegen einiger Abweichungen von ähnlichen, hier jetzt mittheilt). „Die Farben sind Halblichter, Halbschatten" (mit Hinweisung auf *Goethe's* Farbenlehre Bd. 1. Th. 1). „Es giebt nur drey Hauptmomente der Farbenerzeugung, zwey, wo die Elemente in ungleicher Action, und einen, wo sie gleichwirkend sind. Wo das Helle überwiegend ist, da bildet sich *Gelb*, wo das Dunkele, — *Blau*. Sind beide Elemente, das Helle wie das Dunkle, gleichwirkend: so wird *Roth* erzeugt. Gelb, Roth und Blau sind primitive Farben, Urfarben." — „Je zwey von diesen geben eine Mittelfarbe. Gelb und Blau geben *Grün*, Blau und Roth *Violet*, Roth und Gelb *Orange*. Von diesen Verbindungen nimmt Grün die erste Stelle ein, und scheint von höherer Bedeutung, als die anderen secundären Farben, da auch in demselben die beiden Gegensätze der primitiven Farben, Gelb und Blau, ins Gleichgewicht treten" u. s. w. Die hierauf folgenden Erläuterungen und Experimente sind eigentlich nur hinreichend, die Meinung zu widerlegen, dass Gelbroth, Grün und Violet einfache Farben, dagegen Gelb, Roth und Blau componirt seyen, indem im Gegentheil jene auf jede Weise, und diese nie eigentlich componirt werden können. Keineswegs aber ist das hier Vorgetragene im Stande, das *Princip* dieser Farbenlehre, welches sie mit der *goetheschen* gemein hat, einleuchtender zu machen. Auch in der eigentlich physikalischen Ansicht (der mathematisch-optischen nicht zu gedenken) kann jenes Princip unmöglich genügen, weil darin ein Nebenpunct der Farbenbildung zum Hauptpuncte gemacht ist. Dass nämlich diese, und insbesondere die der farbigen Strahlen, gleichsam mit Trübung des reineren Lichts *verknüpft* sey, ist nicht zu leugnen, und eben hierauf stützen sich die vielen einzelnen Wahrheiten (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) jener Farbenlehre; dass aber die Farbenerzeugung in jener Trübung des Lichts (als solcher) *bestehe*, ist der falsche Satz, aus welchem alle Irrthümer jener Lehre entspringen. Denn die Intensität des auf unseren Sinn wirkenden Lichts, des Leuchtens, in den Farben, geht mit dem Qualitativen ihrer Gegensätze durchaus nicht parallel, und der ganz andere Grund jenes Qualitativen ist nicht nur die Hauptsache für die eigentlich physikalische Ansicht der Farben, sondern zugleich auch das einzig Anwendbare in der chemischen Farbentheorie. Möchte man doch nicht übersehen, dass von einem an sich hellen, und an sich dunkeln Elemente der Farben schon darum nicht die Rede seyn könne, weil alles Leuchten, — auch das im sogenannten reinsten Lichte, — einen *Conflict* der beiden (an sich unsichtbaren und nicht leuchtenden) Elemente bereits voraussetzt. — *Über das sicherste und empfindlichste Reagens für Quecksilber, und insbesondere für ätzenden Quecksilbersublimat, vorzüglich in medicinisch-*

gerichtlicher und polizeylicher Hinsicht, von *C. H. Pfaff*. Als vorzüglichste Resultate dieser in mehr als einer Hinsicht interessanten Untersuchung bemerken wir folgende: 1. „Alle bisherigen Angaben über die Reaction des geschwefelten Wasserstoffs gegen Auflösungen von Quecksilbersalzen, und namentlich von ätzendem Sublimat, sind unter einander im Widerspruch, und keine ist unter allen Umständen probehaltig." „Durch das Schwefelleberluftwasser (*aqua sulphurato-acidula*) werden ätzender Sublimat und oxydirtes salpetersaures Quecksilber noch bey einer 40000fachen Verdünnung durch Wasser, und in einer Quantität, die nicht über $\frac{1}{70}$ bis $\frac{1}{100}$ eines Grans beträgt, angezeigt." Ein unterscheidendes Merkmal ist, daſs bey nicht zu geringem Verhältniſs des Quecksilberoxyds die anfänglich bräunlichen oder schwärzlichen Flocken ihre Farbe sehr schnell ins Weiſse verändern, bey zu geringem aber der Niederschlag unverändert (auch beym Umrühren) schwarz oder braunschwarz bleibt. „Die Probe mit geschwefeltem Wasserstoff wird vollends ganz unzweydeutig, wenn eine Kupfermünze, in die zu untersuchende Auflösung gebracht, mit einer weiſsen Haut oder einzelnen weiſsen Flecken überzogen wird, die beym Reiben einigen Glanz annehmen. Durch eine hinlänglich kleine Kupfermünze wird selbst noch $\frac{1}{70}$ Gran ätzenden Sublimats, bey einer 20000fachen Verdünnung mit Wasser, angezeigt." — *Über den Werth des salpetersauren Silbers und Quecksilberoxyduls, als Reagens auf Salzsäure, nebst Bemerkungen über die salpetersauren Quecksilberauflösungen*, vom Hofapoth. *Meyer* in Stettin. Auf Versuche gegründete Zweifel gegen die Vollgültigkeit des von *Pfaff* als Reagens auf Salzsäure vorgeschlagenen, in der Kälte bereiteten milden salpetersauren Quecksilbers. Auch im Einzelnen und nebenbey manches Bemerkenswerthe; u. a. das, bis jetzt nicht leicht zu erklärende, Vorkommen von Salzsäure in zweymal destillirtem Wasser, worin gleich nach der Destillation sich keine fand. — *Von der torricellischen Leere über fettem Öl*, von *Hildebrandt*. Die angestellten Versuche lehren, daſs es, wenn auch nicht unmöglich, doch wenigstens sehr schwierig sey, eine solche mit Hülfe der Luftpumpe hervorzubringen, schon wegen des unvermeidlichen Einfangens einiger Luft beym Ein- und Umgieſsen des Öls. — *Untersuchung des sogenannten tibetanischen Caoutchoucs oder der scharlachrothen elastischen Substanz der Morgenländer*, von *Bucholz*. Nach diesen Versuchen ist jene Substanz ein durch Oxydation verdicktes fettes Öl, das seine rothe Farbe entweder von Natur oder doch von einem wirklich aufgelösten rothfärbenden Stoffe hat, dem wahren Caoutchouc aber keineswegs ähnlich ist. — *Fragmente zu einer Theorie der Oxydation*, von Dr. *Ruhland*. Der Vf. geht von dem (durch Thatsachen wenigstens bis jetzt immer mehr bestätigten) Satze aus, daſs das Wasser eine *wesentliche* Bedingung der Oxydation sey; und fragt dann, *wie* es bey dem einfachen, es noch nicht zersetzenden Oxydationsprocesse wirke. Er beantwortet diese Frage, gestützt auf mit Hülfe des Hygrometers angestellte Versuche und auf die Widerlegung entgegengesetzter Erklärungsarten, dahin, daſs der sich oxydirende Körper Wasser als solches *verschlucke* und *binde*, ungefähr wie das krystallisirende Salz es thut." Sehr treffend, und durch *Gay-Lussac's* und *Thenard's* neue Untersuchung der Pflanzenstoffe hinlänglich bestätigt ist die Vermuthung des Vfs., „daſs alle Säure wohl nichts als Wasser mit Sauerstoff sey, während ihre Qualität durch den sich säuernden Körper (z. B. bey Pflanzensäuren durch die verschiedene Quantität des Kohlenstoffs) bestimmt werde." — Die andere Frage, ob die mit einander verknüpfte Oxydation und Wasserabsorption in gleichem oder in entgegengesetztem Verhältnisse stehe, wird dahin beantwortet, daſs zwischen beiden ein directer Gegensatz Statt finde, und daſs, wenn in den Körpern ein Streben sey, Wasser einzunehmen und dadurch liquid zu werden, in ihnen dagegen auch ein anderes sey, durch Sauerstoff-Absorption einen festen Zustand zu erhalten. „Beide sind in jedem Körper immer gleichzeitig, aber das Vorherrschen des einen oder anderen bestimmt den Cohäsionszustand des Körpers." — *Bemerkungen über den Stein Yu der Chinesen*, von *Hager*, (a. d. Ital.) übersetzt von *Gehlen*. Gegen *Klaproth's* Meinung, daſs jener Stein ein Kunstproduct sey, mit einer Anmerkung von *Gehlen*, die es wahrscheinlich macht, daſs unter jenem Namen Verschiedenes begriffen werde. — *Untersuchungen über das Athemholen und die Schwimmblase der Fische*. 1. *Über die Respiration der Fische*, von *Provençal* und *Humboldt*, (aus den *Mém. de la Soc. d'Arcueil*) übers. von Dr. *Sigwart*. Die Untersucher fanden, daſs der Sauerstoff, den die Fische in gegebener Zeit durch Athmen verzehren, sehr wenig beträgt gegen den, welchen ein Mensch in gleicher Zeit verbraucht, daſs aber dennoch das ununterbrochene Athmen zur Unterhaltung ihres Lebens durchaus nothwendig sey; daſs ferner der Sauerstoff, den die Fische dem Wasser rauben, nie durch eine entsprechende Menge Kohlensäure ganz ersetzt wird, und daſs sie zugleich eine beträchtliche Menge Stickstoff absorbiren; endlich daſs auch der übrige Körper der Fische eine Art von Respiration ausübe. Die Fische absorbiren Sauerstoff auch ohne Schwimmblase, doch schien die Exstirpation derselben die Function der Kiemen verändert zu haben. 2. *Über die in der Schwimmblase der Fische enthaltene Luft*, von *Biot*, übersetzt von Dr. *Sigwart*. Ein Nachtrag zu der Abhandlung in *Gehlen's* Journ. für Chem., Phys. u. s. w. Bd. 4. Die Umstülpung des Magens gewisser Fische durch übermäſsige Ausdehnung der Schwimmblase in groſser Tiefe, und die Bestätigung der übrigen Resultate jener Abhandlung durch Hn. *Laroche* betreffend.

Heft 2. Über die Analyse der Luft aus der Schwimmblase der Fische, von *P. Configliachi*, (a. d. Ital.) im Auszug übersetzt von Dr. *Ruhland*. Jene Luft bestand gewöhnlich allein aus Azot und Sauerstoff, in verschiedenen, und von mancherley Umständen abhängenden Quantitätsverhältnissen; bey Fischen, die in groſser Tiefe leben (die in Schlamm sich vergrabenden ausgenommen), und bey Fischen

aus gesalzenem Wasser ist sie sauerstoffreicher. Dieser Aufsatz enthält übrigens noch interessante Bemerkungen über die Function der Schwimmblase; nebenbey auch über Eudiometrie. — *Beobachtungen über die Schwimmblase der Fische*, von *F. Delaroche*, im Auszug übersetzt von Demselben. Mit dem Vorhergehenden steht das hier geführte Räsonnement in mehreren Puncten im Widerstreite. Die Hauptannahme des Vfs. ist, dass die in der Schwimmblase befindlichen rothen Körper den Secretionsapparat für die Luft jenes Behälters seyen, und daher solchen Fischen fehlen, die einen Luftgang haben, und durch diesen die Luft in die Schwimmblase aufnehmen können (?). — *Untersuchungen über die Respiration.* 1. *Über die Veränderungen, welche die Luft durch das Athmen erleidet*, von *C. L. Berthollet*, übersetzt von *Gehlen*. (Auf diese Versuche ist kein sonderlicher Werth zu legen, weil, wie auch der Übersetzer bemerkt, der Antheil der Hautrespiration der dazu gebrauchten Thiere bey den Resultaten nicht in Anschlag gebracht wurde. Dass indess jene Meerschweinchen und Kaninchen, wenigstens bey angestrengter Respiration, mehr Sauerstoff, als zu der producirten Kohlensäure erfoderlich war, verbrauchten, geht doch daraus hervor.) 2. *Über die durch den Athmungsprocess in der atmosphärischen Luft und dem Sauerstoffgas bewirkten Veränderungen*, von *W. Allen* und *W. H. Pepys*, nach dem Auszug in der *Biblioth. britann.* übersetzt von *Gehlen*. Die Hauptresultate dieser wichtigen, und mit vieler Genauigkeit angestellten Versuche bestehen darin, dass die Menge der erzeugten Kohlensäure, die übrigens einen gewissen Punct nie übersteigt, dem beym menschlichen Athmen verbrauchten Sauerstoffe proportional sey; dass man nur in den Fällen, wo das Einathmen derselben Luft bis aufs Äusserste getrieben wird, Grund habe, anzunehmen, es werde ein Antheil Sauerstoff in den Circulationswegen absorbirt; dass der Mensch beym Athmen in Sauerstoffgas mehr Kohlensäure, als bey dem in atmosphärischer Luft, erzeuge; dass beym Athmen (des Menschen) weder Wasserstoff, noch irgend ein anderes Gas entbunden zu werden scheine, und dass dabey *kein* Stickgas absorbirt werde. (Bey einem Vorschlage, welchen der Übersetzer in einer Anmerkung am Ende zur Verbesserung gewisser Versuche thut, hat derselbe, beyläufig gesagt, die eigene Ausdünstung des Kopfs nicht bedacht.) — Fragen wir nun, was die Chemie jetzt in Hinsicht auf das Wesentliche der menschlichen Respiration eigentlich lehre: so ist die Antwort: nichts weiter, als dass sie nichts darüber lehren könne, und dass jeder Physiologe, der sich hier keinen anderen Weg, als den chemischen, zu bahnen verstände, an der Lehre vom Athmen gänzlich verzweifeln müsste. Der von *Allen* und *Pepys* gebrauchte Apparat ist abgebildet. — *Über die Verfertigung der bis zum Siedpunct des Quecksilbers reichenden Thermometer, nebst einigen Versuchen damit, namentlich über die Temperatur des kochenden Quecksilbers, so wie leuchtender und siedender Öle.* Vom Prof. *Heinrich* zu Regensburg. — *Versuche über die Unterscheidung des Lichtes beider Elektricitäten in verdünnter Luft*, von *Hildebrandt*. Von beiden Polen geht Licht aus, schwächeres aber und mehr begrenztes vom negativen; ein an die bestimmten Pole geknüpfter Farbenunterschied jenes Lichtes ist nicht zu bemerken.

Heft 3. *Über das Getreide-Öl.* 1. *Über das ätherische Öl, welches dem Getreidebrantwein den unangenehmen Geruch und Geschmack giebt*, von *F. Körte*, Lehrer der Chemie. Nach Hn. *K's.* Untersuchung ist jene Substanz ein ätherisches Öl, welches durch die Gährung und Destillation der Maische zum Vorschein kommt, welche erstere es als Product, letztere als Educt liefert. 2. *Beobachtungen über das beym Brantweinbrennen erhaltene Getreideöl*, von *Gehlen*. Hier wird obige Behauptung im Ganzen bestätigt, aber hinzugefügt, dass jenes Öl sich doch schon den fetten Ölen nähere; und zuletzt die Frage aufgeworfen, welchen Einfluss das Malzen auf Menge und Beschaffenheit jenes Öls habe, und ob es auch nicht vielleicht ein Product der Behandlungsart sey. — *Beschreibung und Analyse eines bey Halle gefundenen eigenthümlichen Erdharzes, welches höchstwahrscheinlich mit dem von Hatchett untersuchten, und Retinasphalt genannten, einerley ist*, von *Bucholz*. — *Verhandlungen über die davy'schen Metalloide u. s. w. und ihre Wirkungen auf andere Körper.* (Forts. der Mittheilungen im Journ. für Chem., Phys. u. s. w. Bd. 9.) 1. *Bericht von einigen neuen analytischen Untersuchungen über die Natur gewisser Körper, besonders der Alkalien, des Phosphors, des Schwefels, der kohligten Materie, und der bis jetzt unzersetz'en Säuren u. s. w.*, von *Davy*, (nach dem zu London 1809 aus den *Philos. Transact.* besonders abgedruckten Originale) übers. vom Prof. *Pfaff* in Kiel. Die Forts. folgt. — 2. *Nachtrag zu den obigen Untersuchungen über die Wirkung des Kalimetalls auf das Ammoniumgas*, von *Davy*, (nach dem Auszuge einer zweyten Abhandlung von *Davy* in der *Biblioth. britann.*, dessen Inhalt hier gleich den einzelnen Abschnitten der obigen Abhandlung beygefügt wird,) übersetzt von *Gehlen*. (Nach diesen Untersuchungen glaubt *Davy* sich berechtigt, bey seiner Vermuthung, dass der Stickstoff Sauerstoff enthalte, zu beharren, will aber übrigens die Zusammensetzung des Stickstoffs noch dahin gestellt seyn lassen.) — 3. *Bemerkungen zu der vorstehenden Abhandlung Davys*, von *Gay-Lussac* und *Thenard*, übersetzt von *Gehlen*. (Durch diese Anmerkungen, welche grösstentheils auf Missverständnissen beruhen, glaubten die Vff. damals Hn. *Davy* zu widerlegen. Als Resultate ihrer Versuche geben sie an, dass das Kalimetall allerdings Wasserstoffgas einsauge; dass es mit Ammoniumgas eben so viel Wasserstoffgas entbinde, wie mit Wasser; dass es von einem über Kali ausgetrockneten Ammoniumgas keine grössere Menge einsauge, als von gewöhnlichem, und dass bis jetzt der Stickstoff immer noch für eine einfache Substanz zu halten sey, und nicht für ein Gemisch aus Sauerstoff und Wasserstoff. — S. 333. Z. 7 liest man durch einen übeln Druckfehler

Wasserstoffgas statt *Wasser*.) — 4. *Prüfung der vorstehenden Bemerkungen Gay-Lussacs und Thenards*, von *Davy*, (a. d. *Journ. de Physique*) übersetzt von *Gehlen*. (*Davy* bemerkt hier u. a., seine Behauptung sey nicht, Kalimetall und Wasserstoffgas allen Temperaturen ausgesetzt zu haben, ohne Absorption wahrzunehmen; sie komme aber auch nach dem zuletzt angegebenen Verfahren jener noch nicht $\frac{1}{10}$ der Menge gleich, welche das Kalimetall mit Wasser gegeben haben würde; — es sey über die Natur des Stickstoffs noch viel zu lernen, er für seinen Theil hege noch Zweifel; es gebe noch immer Thatsachen, welche die Meinung, dass Wasser und Ammonium einerley Grundlage haben, begünstigen, und es sey eben so unphilosophisch, solche auf Treu und Glauben anzunehmen, als sie wie etwas Unmögliches zu verwerfen u. s. w.) — 5. *Erwiederung auf die vorstehende Prüfung Davys* (ein Auszug aus dem *Journ. de physique*). *Gay-Lussac* und *Thenard* behaupten hier, dass, wenn man nach ihrer Angabe Kalimetall und Wasserstoffgas erhitze, eine Quantität des letzteren absorbirt werde, welche ungefähr dem vierten Theile derjenigen gleich sey, die das Kalimetall mit Wasser entwickele; und sie berufen sich wieder auf den Unterschied der Hitzgrade. — *Entzündung und Ammonium-Entwickelung von mit Kali calcinirter Kohle bey Besprengung mit Wasser*, beobachtet von *J. Woodhause*, mit einigen Bemerkungen *über die Ursache jener Ammoniumbildung*, von *Gehlen* (welcher dabey auf den von Mehreren in der Kohle angetroffenen Stickstoff aufmerksam macht und interessante Bemerkungen beyfügt). — *Über Berthollets chemische Masse*, von Dr. *Sigwart*. Diese kurze, aber scharfsinnige Auseinandersetzung, welche nicht wohl einen Auszug leidet, führt das *berthollet'sche* Gesetz auf einen tieferen Grund zurück, und erklärt eben aus diesem auch das scheinbar Widerstreitende. — *Zweyter Nachtrag zu den Versuchen über das Verhalten des todten Fleisches in verschiedenen Gasarten* (vgl. *Gehlen's* Journal u. s. w. VII u. VIII), von *Hildebrandt*. In schweflichtsaurem, flussaurem Gas und in Ammoniakgas. — *Platin und Palladium in Brasilien und St. Domingo gefunden;* nach mehreren Aufsätzen von *Guyton, Vauquelin, Wollaston, Cloud*, bearbeitet von *Gehlen*. — *Children's Untersuchungen über die vortheilhafteste Art, die galvanische Säule zu chemischen Versuchen zu bauen*, im Auszug von *Ruhland*, mit einer Nachschrift des Herausg. An die schon bekannte Verschiedenheit voltaischer Säulen von verschiedener Menge und Grösse der Platten in Hinsicht auf Spannung und Quantität der Elektricität schliesst sich durch *Children's* Versuche das Resultat an, dass grossplattige Säulen auf vollkommene Leiter stärker wirken, mehrplattige mit kleineren Platten hingegen vorzüglicher sind, um unvollkommenere Leiter zu zerlegen. Die in der Nachschrift gegebene Erklärung, welche sich auf die Annahme stützt, dass im Galvanismus der chemische Process das erste Erregende sey, scheint uns zu viel Gewicht auf das Zufällige im Process der Säule zu legen, und eine Erklärung jener Erscheinungen möchte auch der entgegengesetzten Ansicht so gar schwer nicht fallen. — *Elektrisch-chemische Versuche*, von *Singer*. (Aus der *bibl. britann.*) Eine mit Salpetersäure gebaute Batterie schmelzte am meisten Drath, weniger eine mit Schwefelsäure, am wenigsten eine mit Salzsäure; dafür aber hielt die Wirkung der letzteren weit länger an. — Andere Versuche lehrten, dass reines Silber, durch die Säule entzündet, für sich immer grün brenne, und dass an dem, von *Davy* dabey beobachteten, weissen Lichte die Kohle an den Leitungsdräthen Schuld gewesen sey. Bey der vom Herausgeber aus der Theorie des *Hellen* und *Dunkeln* hergeleiteten Erklärung muss es einem Unbefangenen gleich auffallen, dass selbst nach Zugabe der Prämissen das *weisse Licht* hier doch nur erschlichen sey. — *Versuche zur Bestätigung des von mir angegebenen Bestandtheilverhältnisses des Picnits oder Stangensteins von Altenberge*, von *Bucholz*. — *Nachrichten*. 1. *Nachtrag über das bey Verpuffung des Salpeters mit Kohle erhaltene Gas*, von *Hildebrandt*. 2. *Über das Verbrennen des Sauerstoffgases und Wasserstoffgases, das oxydirte Stickgas, Gallensteine, Graphit und rauchende Schwefelsäure*, von *Pfaff* in Kiel. Der Grund der chemischen Verbindung der erstgenannten beiden Gasarten sey ein galvanisch-elektrischer Process, eine gesteigerte elektrische Polarisirung. — Das aus *reinem* salpetersaurem Ammonium bereitete oxydirte Stickgas habe stets dieselben charakteristischen Eigenschaften u. s. w. Der Vf. verspricht für die Folge weitere Ausführungen des hier Berührten. — *Beylagen*. Da der Herausgeber sich zum Gesetze gemacht hat, im Journale selbst Thatsachen zu liefern: so will er den Hypothesen, und selbst den kühnsten Vermuthungen, einem Theile seines Publicums zu Liebe, kleine Beylagen widmen, die überdiess auch Nachrichten von Künstlern und ihren Instrumenten und andere physikalische Neuigkeiten enthalten sollen. *Aphorismen über Hydrogenirbarkeit, besonders die der Alkalien und Erden*, von *J. W. Ritter*. Viel Stoff zu ferneren Forschungen! 2. *Aphoristische Bemerkungen zu Davys Untersuchungen*, von Demselben. Sinnreiche Gedanken des Unvergesslichen auf seinem Sterbebette. 3. *Bitte um Anstellung einiger Versuche* (über das Getreideöl, die Wirkung der thermoxydirten Kohle und Wasserstoffkohle auf den Brantwein, und eine den Galvanismus betreffende Frage).

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch als Hülfsmittel zum richtigen Sprechen und Schreiben in der deutschen Sprache*, von M. J. C. *Vollbeding*, Rector der Schule in Liebenwalde in der Mittelmark. 1812. 349 S. 8. (12 gr.) (Aus *Vollbedings* über Mir und Mich, Vor und Für; oder praktischer Rathgeber in der deutschen Sprache, besonders abgedruckt.)

Berlin b. Salfeld: *Über das Alphabet*. Eine Abhandlung vom Director *Bernhardi*. 1810. 19 S. 8. (4 gr.) (Aus dem Pantheon besonders abgedruckt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 APRIL, 1812.

NATURLEHRE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Neues Journal für Chemie und Physik* u. s. w. herausgegeben von Dr. *J. S. C. Schweigger* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Heft 4. *Elektrische Versuche an der Mimosa pudica L. in Parallele mit gleichen Versuchen an Fröschen*, von *J. W. Ritter*; aus den Denkschr. d. baier. Akad. d. Wiss. ausgez. von *Ruhland*. Diese merkwürdigen Versuche setzen die elektrische Reizbarkeit der genannten Pflanze ausser Zweifel, und zeigen zugleich ein Wechselverhältniss der Erregbarkeit zwischen ihren Theilen auf, welches dem in dem Thierkörper gewissermasen ähnlich ist. — *Einige Bemerkungen über die Verwitterung des Feldspaths zu Porcellanerde*, von *Gehlen*. Der chemische Process, wodurch diese Umbildung geschehe, scheine durch die Art des Vorkommens des Feldspaths in Lagerschichten und Gebirgszügen, und im Kleinen durch sein eigenthümliches Gefüge eingeleitet zu werden. — *Fragmente zu einer Theorie der Oxydation*, von *Ruhland*. *Erste Fortsetzung*. Da die Metalloxyde zugleich Wasser enthalten: so gebe eine nach der Gewichtszunahme geschehene Bestimmung den Sauerstoffgehalt derselben zu hoch an. Die Atmosphäre müsse als ein oxydirter Körper Wasser in chemischer Bindung enthalten. (Nach dem, was nachher beygebracht wird, möchte eine physische Bindung hinreichen; was wir indess nicht behaupten wollen.) Nach einer, zum Theil durch eigene Versuche und Beobachtungen unterstützten, Auseinandersetzung fügt der Vf. zu den beym 1 Heft angeführten Resultaten hinzu, dass die Körper, zur Befriedigung ihres beständigen Bestrebens, Wasser aufzunehmen und fest zu machen, und dadurch in ihrer Cohäsion zuzunehmen, die Cohäsion anderer um eben so viel vermindern, d. h. sich auf Kosten derselben oxydiren müssen; dass da, wo das den Körpern inwohnende Licht, sonst Phlogiston genannt, von vorzüglicher Intensität ist, die Oxydation u. s. w. erst durch einen sich leicht desoxydirenden Körper, oder durch Steigerung (besser Aufregung) des Lichts, vermittelst der Wärme, Elektricität, Reibung u. s. w. bewirkt werden kann; dass es zur Auflösung kommt, wenn die Oxydation nicht hinreicht, dem Wasser das Gegengewicht zu halten; dass jene in der Präcipitation, Krystallisation und Verwitterung sich aufhebt, sobald die Oxydation hinreichend mächtig ist, und dass sie nicht gelingt, wenn das Licht so mächtig ist, dass es, wie in Metallen, Schwefel u. s. w., alle Wasser-Einsaugung unterdrückt und unmöglich macht. — Rec. behauptet, den bey Vielen eingewurzelten Vorurtheilen zum Trotz, dass diese, übrigens hier noch nicht vollendete, Theorie der Oxydation der Wahrheit um einen guten Schritt näher komme, als die gewöhnliche; doch scheint ihm ein Hauptfehler in der dabey zum Grunde liegenden Ansicht des Lichts zu stecken. Weder allein dem verbrennlichen Körper, noch allein der Luft möchten die Erscheinungen desselben zuzuschreiben seyn; und was die holländischen Versuche mit Metall und Schwefel betrifft, auf welche der Vf. sich beruft: so darf nicht übersehen werden, dass der Schwefel selbst, unbeschadet seines reichen Hydrogengehalts, schon oxydirt ist. Rec. fürchtet, der Vf., welcher die Übereinstimmung zwischen Elektricität und Licht anerkennt, werde sich in Trugschlüsse verwickeln, wenn er dieses nur dem einen Pole von jener beymessen will. Zu loben ist noch, dass der Vf. selbst naturphilosophische Sätze in einer schlichten, leichtverständlichen Sprache, ohne den bey Anderen so beliebten poetisch seyn sollenden Bombast, vorträgt. — *Fortsetzung der Verhandlungen über die davy'schen Metalloxyde* u. s. w. (s. Hft. 3.) 1) *Bericht von einigen neuen analytischen Untersuchungen* u. s. w., von *Davy*, übers. v. *Pfaff* (Fortsetzung). *Zerlegende Versuche über den Schwefel*. Erweisen, dass der Schwefel neben seinem Wasserstoffe auch *Sauerstoff* enthalte. *Analytische Versuche über den Phosphor*. Mit ähnlichem Resultate. 2) *Davy's Nachtrag zu vorstehenden Untersuchungen über den Schwefel und Phosphor*, übersetzt von *Gehlen*. Betrifft die Eigenschaften des durch Kalimetall veränderten Schwefels und Phosphors, und die der durch glühende Kohlen erhaltenen Substanz. Im Schwefelalkohol enthalte der Schwefel *weniger* Sauerstoff als in seinem gewöhnlichen Zustande. 3) *Über Davy's Untersuchungen des Schwefels und Phosphors, mit Beobachtungen über Arsenikwasserstoffgas und Wasserstoffarsenik*, von *Gay-Lussac* und *Thenard*; im Ausz. (aus den *Annal. de chim.*) von *Gehlen*. Aus den Quantitätsverhältnissen des bey ihren Versuchen Erhaltenen suchen die Vff. die Folgerungen *Davy's* zu widerlegen, und beharren zugleich auf ihrer Behauptung, dass die Metalloide Hydrogenverbindungen seyen. (S. 499. Z. 20 steht *Sauerstoff* statt *Wasserstoff*.) 4) *Gegenbemerkungen Davy's zu der vorstehenden Abhandlung*, nach dem

Journ. de phys. bearbeitet von *Gehlen.* Eine männliche Erwiederung auf jenen anmaſsungsvollen Angriff der französischen Chemiker. Von *Davy's* wiederholten Versuchen fielen die Resultate anders aus, als von den Versuchen jener. 5) *Beantwortung dieser Gegenbemerkungen* von *Gay-Lussac* und *Thenard;* im Auszuge (ebendaher) von *Gehlen.* Die Vff. beharren auf ihren vorigen Behauptungen, und helfen sich, wo sie ins Gedränge kommen, mit Ausflüchten. — So weit also bis dahin (Frühjahr 1810) die Verhandlungen geführt wurden, ergab sich aus ihnen noch kein reines Resultat. Doch ist schon bekannt, daſs in der Hauptsache *Davy* Recht behalten hat. — *Einige Notizen über die auf dem Schloſſe zu Sondershausen aufbewahrte metallene Bildsäule des Püsterich, nebst deren chemischer Untersuchung*, von *Klaproth.* Die Metallmasse jenes Götzenbildes gab bey der Analyse: Kupfer 916, Zinn 75 und Bley 9 Theile von 1000. — *Verfahrungsart, Zeuge mit Ölfarben so zu überziehen, daſs sie geschmeidiger, dauerhafter und weniger vom Waſſer durchdringlich sind, als das gewöhnliche Wachstuch*, von *W. Anderson* (a. d. *Bibl. brit.*) übersetzt von *Gehlen.* — *Über die Einerleyheit des Columbiums und Tantaliums*, von *Wollaston* (a. d. *Ann. de chim.*). Durch die Versuche schien sie zu erhellen, doch zeigte sich zwischen Columbit und Tantalit ein noch nicht genügend zu erklärender Unterschied der specif. Schwere. Nach Hn. *Gahn* soll, wie in einer Note gesagt wird, das Tantalium nichts anderes seyn als Zinn mit einer noch unbestimmten Erdart verbunden. — Jedem Hefte ist ein *Auszug des meteor. Tagebuchs zu St. Emmeran* in *Regensburg*, dem 1 vom Jan. u. Febr., dem 2 vom April u. May, dem 3 vom Juny, dem 4 vom Jul. u. August 1810, beygefügt.

Schon aus dieser Inhaltsdarstellung vom ersten Bande, bey welchem wir vor der Hand stehen bleiben wollen, ergiebt sich die in diesem Journal herrschende Mannichfaltigkeit interessanter Aufsätze. Insbesondere ist die concentrirte Bearbeitung der so äuſserst wichtigen *davyschen* Abhandlungen und seines literarischen Streites mit den französischen Chemikern sehr zu loben. Finden wir gleich dasselbe auch in anderen deutschen Journalen: so läſst sich doch nicht leugnen, daſs es hieher vorzugsweise gehöre. Aber deſshalb müssen wir auch auf eine schnelle Mittheilung Anspruch machen, und dieses Journal darf sich hierin von anderen durchaus den Rang nicht ablaufen lassen. — Dem vom Herausgeber angenommenen Grundsatze nach, das Physikalische nur in seinem Eingreifen ins Chemische aufzufassen, gehört Einiges unter dem seither uns Dargebotenen, obgleich es an sich nicht zu verschmähen ist, doch eigentlich nicht hieher, z. B. die Versuche über das Licht beider Elektricitäten, das meteorologische Tagebuch; und wir müssen dabey die Klage erneuern, daſs die Herausgeber der verschiedenen Journale nicht wechselseitig die Grenzen derselben bestimmen und respectiren. Ein vorzüglicher Miſsgriff war es, mit den aphoristischen Bemerkungen über die Farben sogar die neue Fortsetzung dieses Journals zu eröffnen; eine Ehre, auf welche die Fragmente einer Theorie der Oxydation mehr Anspruch hatten. Die *ritter*'schen Versuche über Pflanzenreizbarkeit, an sich interessant und wichtig, lagen ebenfalls auſser der Sphäre dieses Journals. — Ungeachtet endlich gedrängte Inhaltsangaben und nach den Umständen selbst ausführlichere Mittheilungen wichtiger Producte des Auslandes hier an ihrem Orte sind: so wünschen wir doch, daſs die Originalaufsätze weniger spärlich ausfallen möchten. Wir wenden uns aber mit dieser Foderung nicht an den Herausgeber allein, sondern, in seinen im Vorberichte enthaltenen Aufruf einstimmend, an die Naturforscher, und vorzüglich an die Chemiker Deutschlands. Laſset nicht die Schande auf Euch kommen, bey der groſsen Krise der Wissenschaft träge und müſsige Zuschauer abzugeben, statt durch Beyspiel der Ausländer, ja selbst durch gröſsere Schwierigkeit, zu desto feurigerem Streben erweckt zu werden!

Hn. *Schweigger's* Unternehmen aber, von dessen Unentbehrlichkeit für die wissenschaftliche und technische Cultur unseres Vaterlandes wir aufs innigste überzeugt sind, wünschen wir in jeder Hinsicht den besten Fortgang. m. t. b.

BOTANIK.

BERLIN, b. den Gebr. Gädicke: *Deutsches General-Register zu dem 1sten bis 10ten Bande des vollständigen Lexikons der Gärtnerey und Botanik, und einige Verbesserungen zu dem ganzen Werke* von D. *Friedrich Gottlieb Dietrich*, Aufseher der herzogl. Gärten in Eisenach und Wilhelmsthal u. s. w. 1811. XVI und 357 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Hr. *D.* übergiebt hier dem Publicum ein Register der deutschen Pflanzen-Namen, welche in den 10 Bänden seines Lexikons vorkommen. Dieses Generalregister wird denen willkommen seyn, welche mit den lateinischen Benennungen der Gewächse nicht bekannt sind, nach denen diese nur alphabetisch geordnet werden konnten. Es enthält über 27000 deutsche Namen von Bäumen, Stauden, Pflanzen, Blumen u. s. w., und es ist nun leicht, die nöthige Belehrung über die botanischen Kennzeichen, über die Pflanzung und Wartung eines Gewächses sogleich aufzufinden. Die alphabetische Anordnung der französischen, englischen und anderer Pflanzen-Namen, besonders der Synonymen, behält sich der Vf. im letzten Supplementbande zu liefern vor, weil in den Nachträgen, die noch über neuentdeckte Pflanzen folgen sollen, beynahe eben so viele Synonymen vorkommen, welche sich auf die ersteren Bände beziehen. Dagegen findet man hier die in der Vorrede zum 10ten Bande versprochenen Verbesserungen und übersehenen Druckfehler, deſsgleichen auch einige, gehörigen Orts einzuschaltende Berichtigungen, die sich, seit der Ausarbeitung der ersten Bände, bey so manchen Beobachtungen und Versuchen darboten. Die Verleger

wollen das ganze Werk von 10 Bänden nebst Register noch immer für den Pränumerationspreis ablassen, nämlich für 24 Rthlr. Courant, obgleich der Ladenpreis 32 Rthlr. ist, welches gewiss manchen Freunden der Gärtnerey und Botanik angenehm seyn wird. —sch—

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr* 1812. Herausgegeben von *Aloys Schreiber.* 264 S. mit Vignetten.

Die Leser, welche die früheren Jahrgänge dieses Taschenbuches (dessen jetzige Fortsetzung wir spät erhielten, und daher nicht früher anzeigen konnten) mit Theilnahme gelesen haben, werden sich nicht getäuscht sehen, wenn sie auch diessmal mit der Erwartung, viel Schönes und Interessantes zu finden, die Lectüre beginnen. Zuvörderst hat *der Herausgeber* selbst sich auch in den diessjährigen, mit seinem Namen unterzeichneten Aufsätzen als sinnvollen Dichter bewährt. *Der Liebestrank*, ein prosaischer Aufsatz von ihm, ist gut erfunden, und mit sanfter Gemüthlichkeit und Lebhaftigkeit erzählt. — Die mitgetheilten Lieder von *Bürger* sind zum Theil in seiner leichten, scherzhaften Manier; in der *Resignation* spricht sich eine schwermüthige Stimmung aus, wie sie der Dichter in seinen letzten Lebensjahren mag gekannt haben. — Zu den schönsten Zierden des Taschenbuches gehören *der Altar der Barmherzigkeit* und *die Sonne* von *Herder.* Ersteres stellt den menschlichen Körper als einen Tempel dar, worin ein Herz voll Liebe der zu Gott aufflammende Altar sey. In letzterem wird die Sonne als ein Symbol der Aufklärung vorgestellt. Nichts kann ihren stillen, unbemerkbaren Fortgang hemmen. Nach ewigem Gesetze wandelt sie ihre vorgezeichnete Bahn, und leuchtet und wärmt, und die lichtscheuen Eulen und Maulwürfe müssen sich in Schlupfwinkel verkriechen. — Unter den herzvollen Liedern von *Miller* interessirt vorzüglich das *an Boie*, worin sich der Dichter der Erinnerung an die glückliche Zeit seines Zusammenlebens mit gleichgesinnten Freunden so rührend überläst. Wohl mag sie gerecht seyn, diese Wehmuth; aber das Bewusstseyn, dass die schönste Epoche unseres Lebens, durch unser Mitwirken, auch für Vaterland und Nachwelt segnungsreich geworden ist, muss tröstlich und beruhigend seyn auch im gerechtesten Schmerz. — Aus *J. H. Vossens* handschriftlicher Übersetzung des Properz theilt der Herausgeber zwey Elegieen — an den Mäcenas und die Cynthia — mit. Es wäre sehr überflüssig, hier noch etwas von der Kunst *dieses* Übersetzers zu rühmen, und von seiner Gewandtheit, sich in den entgegengesetztesten fremden Formen frey und selbstständig zu bewegen. Dass Properz der Schwierigkeiten ungleich mehr darbietet als Tibullus, wird wenigstens der mit dem Original unbekannte Leser der Nachbildung keineswegs anmerken. Möge das Ganze uns nicht zu lange vorenthalten werden! — *Voss, der Sohn*, hat von seiner Übersetzung des Aeschylos eine Probe mitgetheilt. Wir bemerken darin dieselbigen Grundsätze, zu denen sich sein Vater als Übersetzer bekennt, und sein glückliches Talent, sie mit besonnener Umsicht anzuwenden, und das Original mit Sinn und Geist aufzufassen, macht uns auf das Ganze begierig. — Die Beyträge von *Lenz* sind einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdig. Hier kann man die Begeisterung für Religion und Christenthum, die in unseren Tagen oft nur als modische Affectation erscheint, in natürlicher Gestalt sehen. Eine etwas ungestüme, brausende Heftigkeit und die nicht lobenswerthe Vernachlässigung der Form werden keinem besseren Leser diese ächtgefühlten Herzensergüsse verleiden. — In *Overbecks* Liedern athmet ein sanftes, etwas schwermüthiges Gefühl. In seiner humoristischen Reise scheint er einen Theil seines eigenen Lebens scherzend an dem Leser vorübergehen zu lassen. — In dem Gedichte *an Klopstock* von *Carolina Rudolphi* spricht sich das sanfte, wohlwollende Gefühl aus, welches auch der Grundton in ihrem Leben war. — *Haug* hat einigen alten deutschen Dichtern ein paar Lieder trefflich nachgebildet, und unter seinen Epigrammen ist keins, dem die haftende Spitze mangelte. — In der Erzählung *Sophia* von *A. i. R.* spricht sich ein zartes, lauteres Herz aus, und tiefe Religiosität. Der Plan ist einfach, die Darstellung natürlich und fliessend. An der Erfindung tadeln wir, dass ihr die Wahrscheinlichkeit fehlt. Wie kann ein in *christlicher* Religion erzogenes Mädchen, welches mit Andacht die Bibel lieset, sich eine Busse auferlegen, die in Selbstmord besteht? Zudem steht der Fehler, den Sophie beging, mit ihrer Verzweiflung so wenig in Verhältniss, dass uns dieselbe als ein durchaus krankhafter Zustand erscheint. Hier mag Ottilie in den Wahlverwandtschaften den Vf. irre geführt haben; aber bey Ottilie sehen wir nicht sowohl eigentliche Geistes*krankheit* (wovon der Gesunde nie eine lebendige Anschauung haben, die er daher nie theilnehmend mitempfinden kann), als vielmehr durch die gegebene Situation motivirte Verzweiflung einer aus ihrem Gleichgewicht gebrachten Seele. — Von den vier Beyträgen von *Conz* sind zwey in dem etwas ungefügigen, aber lebendigen und kräftigen Stil der älteren Zeit, welcher ihm besonders in der *Geistermesse* trefflich gelungen ist. Des *Ritters Liebesklage* hat eine schöne Naivetät, und *der Hymnus des Sokrates*, im Angesichte seines Todes, ist ächt antik gehalten. — Ein junger Dichter, *A. Fresenius*, welcher hier zum ersten Male auftritt, verdient einen aufmunternden Zuruf. Es ist ein begeistertes Gemüth in ihm sichtbar, nur fehlt ihm noch die bindende Harmonie, die den Alten eine Tochter der Kraft und Anmuth hiess. — *Von Gerning* hat wieder zwey Proben seiner Übersetzung des Ovid gegeben, die sich der Urschrift leicht und gefällig anschmiegen. — Die *Apologen* von *Krummacher* sind sinnreich, und im morgenländischen Geiste erzählt. — In den Gesängen von *Lehr* ist die lebensfrohe Heiterkeit, welche die Seele der griechischen Skolien war, und leider unter uns dem Sentimentalen weichen musste. — *Die Königswahl* und *der Schmetterling* vom Maler *Müller* in Rom sind witzig und treffend. Die Ballade *Kalid und*

Vala hat einige Härten; aber im Ganzen ist Leben und Bewegung. — *Neuffers Freundschaftsfeyer* ist ein gefühltes Lied. *Die Verwandlungen* desselben Vfs. sind etwas gedehnt, jedoch gut erfunden, und der Dichter hat mit Glück die für unsere Sprache schwierigen *terze rime* dabey gebraucht. — *Chr. Niemeyer* hat diessmal ein Lied und lobenswerthe Übersetzungen von zwey der schönsten Idyllen Sannazaro's beygetragen. *Die Bitte* vom *Gr—tz* ist sinnig und zart. — *Die Meditationen* eines Ungenannten über Liebe und Freundschaft bestehen nicht etwa aus moralischen oder psychologischen Betrachtungen; es sind Reflexionen eines schönen Gemüthes, das unter blauem Frühlingshimmel, unter dem milden Einfluss der neuerwachenden Schöpfung, einen sinnenden Blick in sich selbst thut. — *Weissers Epigramme*, und sein *Aufruf bey der Flasche* unterbrechen die ernsthafte Unterhaltung durch leichten Witz und gefällige Laune. In dieselbige Gattung gehören die Beyträge von *A.*, z. B. *das Neujahrsgeschenk*. Ein Freund, dem Nichts geschenkt wird, muss sich die Vortrefflichkeit dieser Gabe vordemonstriren lassen. Dagegen hat uns der Herausgeber des heidelberger Taschenbuches ein Neujahrsgeschenk mit Etwas gemacht, und dafür nehme er denn unsern anerkennenden Dank. O. M.

1) BERLIN, b. Schmidt: *Amyntao*, oder *das glückliche Erdleben*. Eine Geschichte aus dem jetzigen Kriege in Portugal, von *Julius von Voss*. 1811. 279 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Die Flöte*, oder *die Reise ins Bad*. Eine deutsche Begebenheit. Im Anhange: *Der Oheim in Warschau*. Von *Julius von Voss*. 1811. 308 S. 8.

3) Ebendaselbst: *Edwin Pleasure*, oder *die zwölf entzückenden Brautnächte*. Eine Geschichte, wie es noch keine gab, von *Julius von Voss*. 1812. Zwey Theile. 320 u. 336 S. 8.

Sämmtlich auch unter dem Titel: *Julius v. Voss kleine Romane*. Erster bis vierter Band. (4 Rthlr. 16 gr.)

Was Hr. *v. V.* von seinen zwölf entzückenden Brautnächten, vermuthlich zu ihrer Empfehlung, sagt, dass sie eine Geschichte geben, wie es noch keine gab, das kann man in gewissem Betracht auch von Amyntao und der Flöte sagen. Alles drängt sich mit Gewalt aus dem Kreise des Gewöhnlichen heraus, um in eine Welt zu gelangen, wo das Wunderbare alltäglich ist. Hr. *v. V.* ist ein despotischer Gebieter des Schicksals; mit ein paar Federstrichen läfst er Dinge geschehen, über welche — um uns wenigstens nicht gemein auszudrücken — das Schicksal selbst staunen möchte; er schafft und verbindet, und trennt und bringt wieder zusammen, wie es noch niemals geschehen. Und dabey haben es diejenigen, welche sich seiner Leitung übergeben, gar nicht schlimm, und Rec. möchte wohl selbst so ein Erbe seyn, wie Edwin Pleasure, der bey seinem Erblasser Millionen fand, wo er wenig oder nichts vermuthete. In Amyntao, wie in den entzückenden Brautnächten, gefällt sich der Vf. im Umhertreiben aus einem Lande in das andere, auch wohl aus einem Erdtheile in den anderen. Überallhin findet Liebe den Weg. Dass unter solchen Umständen die Helden tüchtige Menschen seyn müssen, versteht sich von selbst; verzärtelt zum wenigsten sind sie nicht. So ein guter Welt- und Menschen-Beobachter übrigens der Vf. ist, und so gut bewandert er auch in der Erdkunde, und vielleicht auch in neueren Sprachen seyn mag: in den alten Sprachen und der Muttersprache ist er es nicht. Die letztere wird oft gewaltsam von ihm behandelt. Gleich die ersten Zeilen des Amyntao lassen nichts Gutes in dieser Hinsicht erwarten. „Die Provinz Olem Tejo in Portugal (,?) kann ein Erdenparadies genannt werden. Im späten Frühling *reifen* dort schon *zeitige Früchte*. Die Sommerhitze wird von Abendwinden, die über den nahen *Atlantus* (wer ist der?) wehen, gekühlt u. s. w. Einen zweyten Lenz entwickeln die Herbstmonate, wo viele Bäume *ihre Blüthen widerholen* (vielleicht wieder holen?). Selbst im Winter *athmen Wohlgerüche in milden Lüften*. Saftige Feigen, *würzige Mandeln*, süsse Kastanien *erziehen sich* ohne Gärtners Hand, die Lemonenhaine, den *Hesperidenwaldungen* zu vergleichen, die Traubenhügel mit Früchten geschmückt, wie jene israelitischen Boten sie aus Palästina brachten, bewirthen Jedermann, und die gesegneten Eigner freuen sich bey *ungeladnem fremden Genuss*." Und wie unbeholfen ist nicht folgende Stelle, die wir so eben aufschlagen, Amyntao S. 94: „*Die auf eine so zum Äther hebende Entdeckung folgenden Tage* mögen unbeschrieben bleiben. Lesern von Gefühl mangelt die Vorstellung des jetzigen seligen Zustandes der Liebenden nicht, für andere wären die Pinselstriche, die sich *an immer nur unvollkommene, tief unter dem Wolkengipfel des wirklich Vorhandenen bleibende, Gemälde wagten*, dennoch vergeudet." In den zwölf entzückenden Brautnächten hat die Phantasie des Vfs. den höchsten Schwung genommen. Die in ganz Europa zerstreuten Bräute des Herrn Edwin Pleasure, Maria, Sulmalla, Jenny Coore, Hilaria, Antonia, Emanuale, Adelaide, Brigitte, Gustavine, Feodorowna, Claudia und die kriegerische Cajetania, werden auf Kameele geladen, und in die Türkey geschafft, wo der Bräutigam, der indess ein Muselmann geworden, sie alle zwölf als seine Weiber bey sich behält. Die Schilderungen der Brautnächte sind mit unter recht gut gerathen. Gegen Schlüpfrigkeiten hätte der Vf. hie und da mehr auf seiner Hut seyn sollen. Fh.

NEUE AUFLAGEN.

Sulzbach, b. Seidel: *Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend*, in Briefen an einen Freund von Dr. *Franz Volkmar Reinhard*. Zweyte unveränderte Auflage. 1811. 184 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1811. No. 224.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 APRIL, 1812.

GESCHICHTE.

1) Frankfurt u. Leipzig: *Ansichten, Nachträge und Berichtigungen zu A. Kirchners Geschichte der Stadt Frankfurt am Mayn.* (Auch unter dem Titel: *Vertraute Briefe über die Kirchnersche Geschichte von Frankfurt am Mayn*, von einem Halbwisser.) 1809. 275 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Frankfurt a. Mayn, b. Eichenberg: *Anton Kirchners Prüfung der Ansichten, Nachträge und Berichtigungen, oder der vertrauten Briefe eines Halbwissers über die Geschichte von Frankfurt a. M.* 118 S. 8.

Freymüthig und parteylos, mit Gründen und Belegen, nicht ohne Tadel, aber mit der Achtung, die Gelehrten gebührt, haben wir J. A. L. Z. 1807 No. 159 den ersten Theil der *kirchnerschen Geschichte von Frankfurt* beurtheilt. Dieselbe Achtung sprach aus unserer Beantwortung der Beschwerde, die der Vf. in den Intelligenzblättern (1807. No. 71.) abdrucken liess. Mit gleicher Unparteylichkeit, nur die Sachen im Auge, wollen wir die beiden Streitschriften kürzlich anzeigen: weit über 100 Meilen von Frankfurt wohnhaft, ist Rec. durchaus nicht bekannt mit den Personen der Verfasser und ihren Verhältnissen.

Als Vf. der ersten Schrift wird in der zweyten, S. 8, der Doctor (der Rechte) *Friedrich Sigismund Feyerlein* genannt. Es ist gewiss eine so erfreuliche, als seltene Wahrnehmung, wenn Geschäftsmänner, ermüdet und niedergedrückt durch geistlose Arbeit, nicht bloss in körperlichen Genüssen Erholung suchen, sondern sich stärken und erheben durch wissenschaftliche Beschäftigung, durch fortgesetzte Studien ihrer Bildungsjahre. Hr. Dr. *F.* beweiset, dass er zu den achtungswerthen Geschäftsmännern gehört, die nicht ohne gelehrte Vorbereitung ihre Laufbahn betraten, und ihre frühen Vertrauten, die Musen, nicht vernachlässigen. Ausser der genauen Bekanntschaft mit seiner Vaterstadt, beweist er nicht gemeine Kenntnisse der urkundlichen deutschen Geschichte, wie der Kirchengeschichte, und richtige Vorstellungen von wichtigen bürgerlichen Verhältnissen des Mittelalters, aus denen sich Haupttheile der späteren Verfassung entwickelt haben, z. B. von der Ministerialität S. 129 ff. Daher hat er allerdings einiges Gegründete, Treffende, gegen den Hn. Prediger *K.* vorgebracht. Den Vorwurf, dass manche, im kirchnerschen Werke vorkommende Ausführung in die Geschichte von Deutschland, nicht aber in die besondere von Frankfurt gehöre, dagegen Vieles vermisst werde, was man in einer Stadtgeschichte wünscht und erwartet (S. 32. 33. 69), haben auch wir damals Hn. *K.* gemacht. Fast wörtlich stimmt Hn. *F's.* Urtheil hierin (S. 69) mit dem unserigen überein, dass man in der seyn sollenden Geschichte von Frankfurt die Stadt oft gar nicht, oft nur im tiefen Hintergrunde, erblickt. Wir machten in unserer Anzeige aufmerksam auf den Missgriff im *k'* schen Buche, einen Sclavenhandel von Frankfurt über Venedig nach Spanien zu Karls des Grossen Zeit anzunehmen: auch Hr. *F.* rügt denselben, S. 241 -- 243.

Wir gestehen gern, dass wir in dem unterrichteten Hn. *F.* allerdings Anlage gefunden haben, ein guter Schriftsteller zu werden; der vorliegende Versuch aber verräth fast auf allen Seiten, dass er der erste, und ein jugendlicher sey. Ein so buntes, üppiges Gemisch, solches Haschen nach Sentenzen, solche Prahlerey mit Belesenheit, ist uns lange nicht vorgekommen. Aus Persius, Agrippa von Nettesheim, Schiller, Leibnitz, Horatius, Seneca, Propertius, Terentius, Bolingbroke, Pope, Jesus Sirach und verschiedenen anderen alten und neuen Schriftstellern werden kürzere oder längere Stellen angebracht. Was Hr. *F.* seinem Gegner vorwirft, ist in viel stärkerem Grade auf ihn selbst anzuwenden: „durch Guirlanden und fremdartige Festons" wird das Ganze gehalten, S. 17; — „man wird breit, wenn man sich zu sehr behängt, und zu gesucht schreibt; das Feyerkleid, welches am Festtage schmückt, verliert seinen Werth, wenn es alle Tage zur Schau getragen wird; *dum vitia vitant, in contraria currunt*; es ist mit dem Pompe des Stils, wie mit der Würze und dem Wein, zu viel schadet, die *quidlibet audendi semper fuit aequa potestas* war nur das Erbtheil der Maler und Dichter." — Viele müssige, durchaus nicht zur Sache gehörige Dinge, häufige Persönlichkeiten, kleinliche Rügen, Anfälle von tadelhaftem Muthwillen und Kitzel, harte Beleidigungen, Unwürdigkeiten, Verstosse gegen allen Geschmack, kommen in diesen zwölf Briefen vor; der vielen Sprachfehler und der Nachlässigkeiten im Vortrage nicht zu gedenken (S. 117: „es ist deine Pflicht, die Manen Göthes und unseres eifrigen Lehrers, des seeligen Prorector Scherbius, zu versöhnen;" — S. 224 „die kalten Wassers-Probe").

Folgende Beyspiele mögen unseren Unwillen rechtfertigen. „*Multum clamoris et parum lanae*, pflegte unser alter *von Schellwitz*, Gott habe ihn seelig, in unserm *practicum* oft auszurufen" S. 13. — „Ein gewisser *soi disant* Gelehrter, der nicht wusste, dass Bacchus auch zuweilen Bromius genannt wird, behauptete mit der allergrössten Anmassung, unter Bromius wäre hier einer unserer alten Schöffen, Daniel

Brome, zu verstehen: *multis Antyciris (Anticyris) insanabile caput*" S. 24. — „Sachen auftragen, die ein schlecht aufgewärmter Kohl seyn müssen" S. 33. — Die Abschweifung S. 57—59, wo endlich der Vf. selbst ausruft: „Doch, wo gerathe ich hin! Der Abstecher wird zu gross." — Die Stelle S. 115—121 über den Rector *Purmann* und den Conrector *Rambach* in Frankfurt. — Die Wiederholung des Bekannten über die Rüge-Opfer der Hebräer und die Gottesgerichte der Germanen, S. 221—228. — Ein *junger Jurist*, mit dem gründlichen Studium der vaterländischen Geschichte beschäftigt, habe in Gesellschaften, in denen sich auch Hr. *K.* befunden, interessante Bruchstücke aus der Geschichte von Frankfurt mitgetheilt; er sey besonders in einem Kaufmannshause, „in welchem Hr. Magister *K.* nachher Stunden gabe," das Orakel in frankfurter Sachen gewesen; eifersüchtig habe *K.* nach demselben Vorzuge getrachtet, und von dieser Zeit an, wie dem jungen Juristen oft von Wohlunterrichteten *im Vertrauen* gesagt worden, habe *K.* den Gedanken gefasst, sich einen Namen in der Geschichte Frankfurts zu machen. Ein Abdruck der lersnerschen Chronik, mit reichhaltigen Randbemerkungen von einer alten Hand, sey Hn. *K.* durch Kauf zugekommen; „dieser Fund *soll* Herrn Magister *K's* Entschluss, selbst eine Geschichte von Frankfurt zu schreiben, zur Reife gebracht haben. Die Sache ist so natürlich, dass sie die Wahrheit selbst verbürgt," S. 18. 19. — „Mehrmals habe ich Herrn Magister *K.* das *O* in *Latomus* lange sprechen hören" S. 44. — Man lese ferner nur die Stelle S. 35—37 als Probe, wie unanständig Hr. *F.* seinen Gegner behandelt. Die literarische Ehre der Deutschen ist uns theuer; auch sie muss verloren gehen, wenn Gelehrte sich so unedel behandeln.

Nachdem der kirchnersche Plan der Geschichte Frankfurts getadelt worden, stellt Hr. *F.* selbst einen auf S. 96 ff., und zwar „aus dem Stegreife (S. 103)", nach welchem er die Materialien ordnen und verarbeiten würde. Sollte er mit jenem jungen Juristen eine und dieselbe Person seyn: so müssen wir, nach dem Catalogus der Dinge zu urtheilen, die er berührt wissen will, allerdings an dem Juristen eine vertraute Bekanntschaft mit seiner Vaterstadt bewundern. Wir bitten ihn aber, wofern er sich um die Geschichte derselben verdient machen will, mehr Rücksicht zu nehmen auf die Gesetze der Logik und der historischen Kunst; sonst dürfte sein Werk bloss ein historisches *promtuarium* von Frankfurt werden, keine Geschichte. Unter „drey Gesichtspuncte" meint er alles zu ordnen: Schauplatz, Menschen, Natur. Wie unordentlich liegen in diesem Fachwerk die Sachen durch einander! Unter der Überschrift: „*Schauplatz*", wird aufgeführt: Klima, und unter „*Natur*" Misswachs, Pestilenz, theure Zeit, Sturm, Überschwemmungen, Heuschrecken, Erdbeben, „Kömete," Feuersbrünste, Wolkenbrüche. Die Abtheilung: „*Menschen*," zerfällt in zwey Hauptabschnitte: erst soll von den Personen gehandelt werden, bis herunter zu dem Dr. Bahrdt, Blanchard, Dr. Gall; — darauf erst von ihren Thaten, und letzteres: a) in *moralischer* Hinsicht, wo auch das Fassbinden auf dem zugefrornen Main, das Blasen von den Thürmen, der Ketten-Esel etc. vorkommen soll; b) in *intellectueller*: aa) Cultur: 1) höhere; hier unter anderen Klopffechterey, Gaukler; — 2) gesellige, z. B. Trinkstuben, Fastnachtsgelage etc. bb) Industrie, Gewerbe und Handel: solche Dinge unter der Überschrift: Thaten in *intellectueller* Hinsicht!

Um das *Allgemeine* unserer Anzeige zu beschliessen, bemerken wir von Hn. *Kirchners* Vertheidigung, N. 2, dass derselbe seiner Empfindlichkeit oft zu freyes Spiel lässt. Gesuchter Spott, Persönlichkeiten, wodurch er sich seinem Gegner gleich stellt, unedle und verbrauchte Ausdrücke (z. B. er wirft sich in die Brust S. 26; — sitzt auf seinem Schlachtrosse, und tummelt sich herum auf Gemeinplätzen S. 25; — ihn sticht der Kitzel, an einem Factum zum Ritter werden zu wollen, S. 71); Schimpfreden (z. B. Sykophant, S. 13; — der Halbwisser delirirt, S. 57); elender Witz (z. B. Kennen Sie den alten X? Um auf sein Lieblingsthema, die Politik, zu kommen, pflegt er nur stark aufzutreten, und dann anzufragen, ob man nicht kanoniren höre, S. 62).

Jetzt von einigen Streitpuncten, die Hr. *F.* zur Sprache bringt, und Hr. *K.* beantwortet. Ob Karl der Grosse in Frankfurt einen eigenthümlichen Pallast gehabt habe, und, wenn es wäre, ob das frankf. Rathhaus (der Römer) aus demselben entstanden sey? Hr. *F.* hält jenes, und eben damit dieses, für historisch unerweislich, bloss aus dem Grunde, weil Eginhard, der Benedictiner Adelmus, der gelehrte Frankfurter Latomus und der Stadtschreiber Anthaeus, keinen erwähnen. Er meint, unter dem *palatio regio*, in welchem die frankfurter Kirchenversammlung 794 gehalten worden, sey kein eigener Pallast des Kaisers (muss heissen Königs) zu verstehen, sondern das Privathaus, in welchem er gewohnt. Die Seichtigkeit dieser Gründe ist von Hn. *K.* bemerklich gemacht; wenn jedoch zu den Gegengründen auch der Umstand gerechnet wird, dass, nach dem Capitular von 794, die Urkunde der Begnadigung Thassilo's in der *Capelle des kaiserl. (königl.) Pallasts* verwahrlich niedergelegt werden sollte: so ist dieses nicht ganz richtig. Die Stelle des Capitulars heisst: es sollen drey Exemplare der Urkunde angefertigt werden: „*unum in palatio retinendum, aliud Tassiloni — dandum, tertium vero in sacri palatii capella recondendum.*" Unter der *capella sacri palatii* verstehen wir die berühmte Marienkirche in Aachen, der Hauptpfalz des genannten Fürsten; unter dem *palatio* allerdings das frankfurter. Dass ein herrschaftliches Wohngebäude daselbst gewesen, erhellet aus vielen urkundlichen Stellen bey Schanat, aus den bertinischen Annalen, aus Erzählungen Thegans u. s. w.; dass aber der Römer daraus entstanden, ist nicht wahrscheinlich, da in den meisten bedeutenden Städten Deutschlands noch geraume Zeit, nachdem die Bürger gemeinheitliche Rechte, mit eigenen Vorstehern aus ihrer Mitte, sich erworben, und Rathhäuser angelegt hatten, der bisherige grundherrlich-landesherrliche Vogt zur Wahrnehmung gewisser vorbehaltener Rechte des Königs blieb, und auf dem Amtshofe wohnte, bis auch dieser endlich, mit der Vogtey, an die Bürgerschaft veräussert und zum Kämmerey-Vorwerke ward. — In dem Streite über die Rechtspflege zu Karls des Grossen Zeit fühlt Hr. *K.* selbst (S. 87. 88), dass

er in seine Geschichte von Frankfurt zu viel Allgemeines aufgenommen hat, zu Vieles, was von dem Zustande des fränkischen und deutschen Reichs überhaupt erzählt wird, aber desshalb nicht im Besonderen auf Frankfurt anwendbar ist.

Ein Geschichtschreiber soll unter andern mit politischen und staatsrechtlichen Kenntnissen ausgerüstet seyn, und die Ausdrücke kennen, die der Sprachgebrauch für gewisse Verhältnisse eingeführt hat. Das ist bey Hn. *K.* nicht durchaus der Fall; sonst würde er eine Stelle aus einem Capitular Karls des Grossen S. 90 nicht so ausdrücken: „unsere *Landsassen*, sowohl Knechte, als Freye u. s. w." Im Original heisst es: *„fiscalibus vel servis nostris, sive ingenuis etc."* Von dem *cap. de villis* sieht er ein, S. 100-101, dass von diesen, im Allgemeinen gegebenen, wirthschaftlichen Vorschriften Vieles auf Frankfurt nicht anwendbar sey; hätte er diese Kritik auch bey anderen Gesetzen und Angaben befolgt: so würde er nicht auf den Gedanken gekommen seyn, einen Handel mit Sklaven von Frankfurt nach Venedig und Spanien anzunehmen. Auf diesen Missgriff haben wir schon in unserer Anzeige aufmerksam gemacht; Hr. *F.* thut dasselbe: aber Hr. *K.* bleibt bey seiner Meinung, S. 104. 105, und glaubt die Sache durch eine Stelle aus „einem *classischen Geschichtbuche*," aus *Heinrichs deutscher Reichsgeschichte* zu unterstützen! Wie konnte er und Heinrich verkennen, dass, wenn Sklavenhandel der Juden mit den Arabern in Spanien erwähnt wird, derjenige gemeint sey, der *von Italien aus* getrieben worden! In den Capitularien, beziehen sich die meisten ihn betreffenden Stellen auf die Lombardey. Die Zufuhr der Sklaven nach Italien besorgten seit den früheren Jahrhunderten des Mittelalters die Venetianer, sie kauften die Unglücklichen grösstentheils an den Küsten des Pontus. Dass Hr. *K.* in seiner Geschichte nichts von dem Heerbann erzählt, macht ihm Hr. *F.* zum Vorwurf, und sucht diese angebliche Lücke durch Wiederholung schon oft angeführter Dinge zu ergänzen. Wenn Hr. *F.* bey dieser Gelegenheit S. 245—247 sowohl das römische *conscribere militem*, als den fränkischen Heerbann, für Einerley mit der heutigen Conscription hält: so verräth er, dass ihm von beiden die richtigen Begriffe fehlen; welche Äusserung freylich der Selbstgenügsamkeit nicht entspricht, womit er schreibt (die Entdeckung der vorgeblichen Übereinstimmung wird nämlich dem Freunde beygelegt, an den die Briefe gerichtet sind): „bist du wieder so glücklich mit dem Worte Heerbann, so sollst du mir ein Apollo seyn." In welcher Allgemeinheit die Verpflichtung der heutigen Conscription bestehe, bedarf keiner Auseinandersetzung. Weder das *legere*, *conscribere militem*, noch der Heerbann, kann damit verglichen werden: beide Kriegsaufgebote erstreckten sich nur über die *Begüterten*, es lag also ein *Census* zum Grunde. Nach der Verfassung des Servius Tullius war die Classe der *capite censorum*, also die eigentliche Volksmasse, „*immunis militia*" (Liv. 1, 43); erst Marius machte die Neuerung, aus ihr seine Legionen zu bilden (Sallust. Jugurtha, c. 86. Gellius XVI. 10. Plutarch in Mario, c. 9). So streng die Verordnungen Karls des Grossen in Ansehung des Heerbanns waren: so wurden doch dadurch ebenfalls nur die Unterthanen von einigem Vermögen kriegspflichtig gemacht: die Besitzer von Alodien, oder von Beneficien, nach der Hufenzahl, die Eigenthümer von Geldcapital nach *solidis* (Cap. a. 807. c. 2. — Cap. I et II. a. 812).

N N.

MÜNCHEN: *Monumenta Boica.* Vol. XVIII. edidit Academia Scientiarum Boica. 1808. 702 S. (mit 19 Kupferplatten, lauter Siegel (aber ohne Auswahl) vorstellend. — Volumen XIX. 1810. 606 S. m. 9 Kupferpl. Vol. XX. 1811. 736 S. 4. m. 3 Kupf.

Der Fortgang dieses Instituts ist in der A. L. Z. zu verschiedenen Epochen, 1789. II. 269. 1796. IV. 393. 1797. Aug. 447. u. in d. J. A. L. Z. 1807. No. 278 beobachtet und angezeigt worden, besonders aber das letzte Mal nicht ohne einiges Bedauern über das wenige Unbekannte, Interessante oder Wissenswürdige, das dem historischen Kenner in diesen voluminösen Bänden vorgelegt wird. Schon der competente Richter Dr. *Johannes Semler* in seinen Anmerkungen über die Nachlässigkeit mancher Herausgeber von Sammlungen alter Klosterurkunden (in dessen historischen Abhandlungen über einige Gegenstände der mitlern Zeit, Dessau und Leipzig 1782. S. 222) hat sich hauptsächlich die *Monumenta Boica* zum Gegenstand genommen, wogegen unseres Wissens die Herausgeber weder eine Entschuldigung, noch weniger eine Rechtfertigung gewagt. Hiezu nehme man, was der wackere *Westenrieder* in seiner Geschichte der bairischen Akademie II Theil S. 330 offenherzig selbst erzählt: „Man habe die Herausgabe als eine blosse *Handarbeit*, mit *seltsamen Schlummer* vollführt, und müsse die nun allgemein laut gewordenen Rügen als gegründet anerkennen. Die Sammlung hätte erfodert und erfoderte es noch diese Stunde, dass ihr ununterbrochen Ein und eben derselbe Mann gewidmet geblieben, welcher die Urkunden kritisch ausgeschieden, dunkle oder sonst recht merkwürdige Stellen mit den geeigneten Erklärungen geniessbar dargestellt, welcher das schon in anderen Büchern Vorgekommene nicht zehnmal wiederholt und bey jedem Bande wenigstens eine allgemeine Übersicht des für verschiedene Geschichts- und Geschäfts-Fächer dienenden Inhalts geliefert, welcher selbst die Abschriften mit den Originalien zusammen lesen geholfen, welcher, wenn möglich, selbst die Correctur und selbst den Indicem besorgt hätte". Das ganze Unternehmen hat schon in seinem ersten Anfang ohne überdachten Plan begonnen, jedoch zu einer Zeit, wo jede den argwöhnischen Archivsverwaltungen der noch existirenden Klöster entlockte Urkunde Gewinn für die Geschichte schien. Jetzt aber, wo die Archive aller dieser Klöster zur ungehinderten Einsicht und Auswahl frey stehen, wo man aus mehr als 100 Klosterarchiven die unbedeutendsten Indulgenzen, Affiliationen, Protectorien, die schon seit 600 Jahren in den geistlichen Kanzleyen einerley Formular haben, aus jedem Jahr, und also in hundert Jahren aus hundert Klöstern Hundertmal Hundert abdrucken, diesem noch gar die Urkunden aus den Pfarr-Registraturen, dann aus den Städten und adelichen Familien folgen, und gleichsam jedes lebende Jahrhundert das nächstvorhergehende abdrucken lassen will: da ist zu fürchten, dass das historische Feld nicht mit ausgesuchtem Samen befruchtet, sondern mit dem Abbruch alter Ruinen überschüttet werde, und dass es einem Botaniker leichter werden dürfte, aus einem Heumagazin eine Flora auszuarbeiten, als

dem Geschichtschreiber, aus solchen, mit literarischer Sense zusammengerafften Materialien ein Werk, welches auf den Namen eines Monuments Anspruch zu machen hätte. Die Akademie der Wissenschaften soll ihrer Bestimmung nach durch Vereinigung ihrer Kräfte das leisten, was Einzelnen zu erreichen in jedem Fall unmöglich wäre; sie liefert aber bis jetzt in den Monumenten ein Werk, das mit *Hunds* classischer Privatarbeit der *Metropolis Salisburgensis* nicht den mindesten Vergleich aushalten kann, wiewohl man dieses in seinem Plan hätte adoptiren und fortsetzen, und mit den Kloster-Urkunden der Diöcesen von Eichstädt, Augsburg, so wie jetzt noch von Würzburg, Bamberg, Constanz, Chur und Trient hätte ergänzen sollen. Unter der bisherigen Last der abgedruckten Sachen sind immer die wichtigsten, die alten Saalbücher, Rechnungen, Klosterchroniken, ungedruckt geblieben. Überhaupt aber bedarf der Geschichtschreiber, wenn ja ein Anderer vermeint für ihn sammeln zu können, Nachrichten, welche den *Geist* und das *Handeln* der Menschen bezeichnen, nicht aber solcher, welche meist nur Häuser und Äcker, Wiesen und Wälder betreffen.

Der XVIII Bd. enthält 574 Urkunden des 1284 von dem Patriciergeschlecht der Sendlinger gestifteten Frauenklosters am Anger zu München vom Jahr 1268 bis 1527, für die Geschichte meistens ohne sonderliche Ausbeute, eine Menge jetzt ganz unbedeutender Pacht- und Leibgedings-Briefe der gewöhnlichsten Art, alle von einerley Form. Hier hätte sichs gebührt, von denjenigen, welche Erwerbungen oder sonst merkwürdige Personalverhältnisse betreffen, einen kurzeren chronologischen Auszug zu geben. Zu bemerken ist eine deutsche Urkunde von 1288, S. 692, das Ehehaftding von Köschiug vom Jahr 1527, welche die Stelle enthält: „wo die Herrschaft oder der Bauer um die Gült uneinig oder mit einander kriegten, so soll meiner gnädigen Frauen Anwald oder Schaffer, der Bauer, der auf den Gut sitzen thut und der Amtknecht zu Kösching *mit einander laufen* von dem grossen Markstein am Köschinger Weg, bis zu dem Hofthor vor dem Schloss, und welcher bekommt, dess ist alsdann die Gült, darum man gekriegt hat.“ In der Liste der jährlichen Geschenke des Klosters an die landesfürstlichen Beamten heisst es (S. 699): „diesen Herren geben wir die Verehrung von wegen unserer ungehorsamen Unterthanen, die nit gern zahlen und nit wol haussen, wann wir die belangen, dass die Herren desto williger seyn.“ Ferner: Dem Herrn Landschaftskanzler ein *Fassnacht-Milch* (hätte erklärt werden sollen) und einen Eimer Bier, *hält uns zu Zeiten mit der Steuer aus dem Weg*, bis wirs richten. Dem Herrn Caspar Schrenken von wegen der Müh, so er gehabt hat, *unsere Unterthanen zu steigern*, sein Lebenlang zwey Eimer Bier. Die Veränderung, die seit dem XVII Band mit dem Register vorgegangen, ist nicht vortheilhaft, da jetzt die alten baierischen Grafen und Dynasten mit anderen gemeinen Edelleuten und Privatpersonen nach ihrem Familienrang unter eine Rubrik gebracht werden. Das Realregister ist jedoch fleissig und verständig angelegt. Der Text ist jetzt correcter als in den früheren Bänden, welches man dem Herrn *Samet* zu verdanken haben wird, welchem man überhaupt bey der Anstalt zu ihrem Nutzen eine grössere Einwirkung hätte geben dürfen. — Der XIX Band giebt 104 Urkunden der münchner Pfarrkirche zu St. Peter von 1281 bis 1662 von höchst unbedeutendem historischem Werthe, ferner 46 Urkunden des Pütrich Nonnenklosters oder Regelhauses von 1335 bis 1498, dann 11 Urkunden des *Riedler* Seelhauses, eine Art barmherziger Schwestern, vom Jahr 1387 bis 1497, ziemlich unwichtig, dann 42 Urkunden des Augustinerklosters von 1265 bis 1509, des Drucks sammt und sonders unwürdig, endlich 77 Urkunden der Frauenkirche zu München von 1271 bis 1379 von sehr mittelmässigem historischem Belang. Das Institut scheint überhaupt auf einen neuen Abweg gerathen, indem ihm die Urkunden der wichtigsten ständischen Abteyen zu Gebot stehen, nun die von weiblichen Bettelklöstern, und sogar von blossen Kirchenprobsteyen drucken zu lassen. Eine kleinliche Liebhaberey, um die Namen alter Strassen und Patricier-Familien in München aus dem Schutte hervorzusuchen, mag vielleicht hiebey verführerisch gewirkt haben. Der Meinung, dass das Pütrich-Kloster in München seinen Namen von der Familie Pütrich erhalten, können wir nicht beystimmen, indem es auch anderwärts, weit von München, Pütrich-Klöster gegeben, und dieses Wort gleichbedeutend mit Klöstern nach der Regel der heil. Brigitta ist, s. *Nettelbla* Nachricht von einigen Klöstern der heiligen schwedischen Brigitte, 1764. — Der XX Band fährt fort, die Urkunden der Frauenkirche von No. 78 bis 395, und vom Jahre 1358 bis 1495 zu liefern. Sie ist im Jahre 1492 mittelst Aufhebung der Stifter Illmünster und Abbacty (statt Abbacts wird 1493 Schliersa surrogirt) zu einem Collegiatstift, jedoch mit heftiger Protestation des Bischofs von Freysing, erhoben worden. Hochaltar, Gemälde und Tabernakel in der Frauenkirche wurden vom Jahre 1434 bis 1437 von einem münchner Maler Namens Gabriel Angler verfertigt. Farbe und Lasur kaufte er von Venedig. Das Material kostete 1544 rhein. Gülden 1240 Ducaten und 244 Pfund; mit Arbeit und Zeug wurde sich am Ende auf 2275 rheinische (d. i. Gold) Gülden verglichen. In einer Urkunde von 1450 kommt vor Peter Ernst der *Schneid*-Arzt.

Über den XVIII Band der Monumente hat bekanntlich Hr. *Westenrieder* sehr brave Betrachtungen herausgegeben (s. J. A. L. Z. 1811. No. 160). Was in denselben als wissenschaftliche Ausbeute dieses Bandes dargestellt wird, hat, vielleicht einige genealogische Notizen ausgenommen, aus den schon bekannten Subsidien eben so gut, und noch besser ersehen werden können. So giebt z. B. in den *Actis fundationis Murensis Monasterii in Helvetia* (bey Mabillon und Ludwig Scriptor. rerum Episc. Bamb.) der Artikel *de Constitutione Rusticorum* die allerumständlichste Erläuterung von den verschiedenen Arten und Abgaben der Klosterunterthanen im XIII Jahrhundert. Den *Monumentis* könnte man nur das ganz Neue oder Vollständigere zu gut rechnen, und das möchte hier wohl aus drey dicken Quartanten auf 12 Bogen zu bringen seyn. D. d. u. n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 APRIL, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Voss: *Reise nach Ostindien, den philippinischen Inseln und China*, nebst einigen Nachrichten über *Cochinchina* und *Tunkin*, von *Felix Renouard de S. Croix*, ehemaligem französischem Cavallerie-Officier. Aus dem Französischen übersetzt von *Ph. Chr. Weyland*, herzogl. sachsen-weim. Legations- und Kriegs-Rath. (Auch unter den Titeln: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen* aus fremden Sprachen und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. XXXII B. Oder: *Neues Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen*. VIII B.) 1811. 458 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. machte die Reise nach Indien mit der Flotte, welche die französische Regierung 1803 dahin sandte, um ihre alten Besitzungen in Bengalen und auf den Küsten von Coromandel und Malabar aufs Neue in Besitz zu nehmen, die ihr zufolge des Friedens von Amiens zurückgegeben werden sollten. Der General *de Caen* war zum General-Capitain über alle diese Niederlassungen ernannt; *Leger*, schon vor der Revolution Intendant daselbst, ein Mann, der das Land in allen Verhältnissen kannte, ward Colonialpräfect. Eine Menge Civilbeamte von allen Graden, so wie auch Ärzte, Infanterie und Cavallerie (überhaupt 1600 Köpfe), und dann so viele überzählige Officiere, als zur Bildung einer halben Brigade von 3000 Sipoys erfoderlich waren, unter dem Obersten von *Mainville*, der das nämliche Corps schon vor der Eroberung commandirt hatte, formirten die Mannschaft, die unter dem Contreadmiral *Linois* mit einem Linienschiffe von 74 Kanonen, 2 Fregatten von 44 und einer von 36 Kanonen, einer Brigge von 20 K., 2 Transportschiffen von 800-450 Tonnen am 4 März 1803 aus Brest auslief, schon am 17 May bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung landete, und nach einigem Aufenthalt daselbst den 11 Jul. in Pondicheri ankam, wo auch die englische Flotte unter Admiral *Regnier* aus Cudalore gelandet hatte. Das Schicksal der Flotte, die den Engländern hier entging, ist bekannt. Der Vf. war unter den Gefangenen, und konnte erst im Jul. 1804 Pondicheri verlassen, von wo er nach Tranquebar reiste, um mit einem dänischen Schiffe nach Manila abzugehen. Auf den Philippinen hielt er sich zwey Jahre auf, und erhielt dort sogar den Auftrag, die allenfalls zur Vertheidigung nöthigen Massregeln zu treffen. Den 20 Dec. 1806 verliess er Manila, um nach Macao zu segeln; widrige Winde und die Stürme auf C. Bojados warfen ihn aber zurück, bis es ihm endlich den 11 März gelang, seinen Endzweck zu erreichen. In Cochinchina hat er wenig verweilt, und was er uns davon mittheilt, besteht blos in nacherzählten Nachrichten von einem Missionar, der 18 Jahre dort verlebt hatte.

So weit die Geschichte dieser Reise, die im Original den Titel führt: *Voyage commercial et politique aux Indes Orientales, aux Isles Philippines, à la Chine, avec des notions sur la Cochinchine et le Tunkin, pendant les années* 1803, 1804, 1805, 1806 *et* 1807: *contenant des observations et des renseignemens, tant sur les productions territoriales, et industrielles, que sur le commerce de ces pays etc. et accompagné de Cartes géographiques de l'Inde et de Chine par MM. Mantelle et Chanlaire.* Ihr Inhalt läst sich nach den auf dem Titel angegebenen Puncten des Aufenthalts abtheilen 1) in Bemerkungen über *Ostindien*, 2) über die *Philippinen*, 3) über *China*, 4) über *Cochinchina* und *Tunkin*.

In Betreff von No. 1 beschränken sich seine Nachrichten auf die Stadt und das Gebiet von Pondicheri, auf Einkünfte, Handel, Münze, Masse, Gewicht, theuren Aufenthalt, französische Besitzungen in Indien, ihren Handel, Industrie, die Pagode zu Trivikaret (einige Stunden von Pondicheri), seine Reise von da nach Madras, Art zu reisen, Beschreibung von Madras, über die Lage und Verdienste der Engländer in Indien, die Reise nach Tranquebar, die Pagode von Chalambron, die Beschreibung von Tranquebar, Völker, die Indien bewohnen, die Geschichte Indiens, Eintheilung der Hindus in Kasten, indische Büsser, Pagoden, Bajaderen, Handel auf der Küste Coromandel, Klima, Krankheiten und Arzneykunde daselbst. In dieser Ordnung, die theils durch die einzelnen auf seinen Streifzügen gesammelten Bemerkungen, theils durch den Zweck, nur das Interessanteste mitzutheilen, theils durch den ihm von den Engländern gestatteten Spielraum von Freyheit nothwendig ward, folgen die Gegenstände auf einander. Das Bedeutendste unter allen diesen Nachrichten betrifft die Pagode von Trivikaret, deren Beschreibung die allgemeinen geograph. Eph. XXXIII B. IV St. S. 376 schon bekannt gemacht haben, und die Pagode von Chalambron, so berühmt, wie die zu Ramasluria. Ein Parallelogramm ½ Stunde im Umfange, die Steine von unermesslicher(?), bewundernswürdiger Grösse, 15 Stunden weit aus den Gatesgebirgen geholt, alle mit Bildhauerarbeit bedeckt, vier hohe Pyramiden auf

den vier Hauptpuncten; die erste Gürtelmauer 25 Fuss dick, und von der zweyten 50 Toisen entfernt; zwischen beiden Mauern die heiligen Gebäude; rings um dieselbe eine doppelte Gallerie von Säulen, auf der man in 3 verschiedenen Höhen herumgehen kann; jede Säule 10 Fuss hoch, mithin die Höhe der ganzen Mauer 30 Fuss; innerhalb der zweyten Mauer eine Menge kleiner ordnungs- und geschmacklos hingestellter Capellen mit kleinen Thüren und gefängnissartigen Fenstern für die Götter dritter Classe; die Hauptcapelle mit Bramas und seines Sohnes Schiwan goldener Bildsäule und einem Säulengange verziert, und durch die plumpe Kuhe entstellt; zu ihr führt eine geschmackvolle Stiege, deren beide Seiten (wahrscheinlich Lehnen oder Geländer) aus zwey vergoldeten Silberschlangen bestehen; unmittelbar hinter dem Hauptgebäude die Capelle Lingams, vorher, ehe sie durch ein vergittertes Fenster und durch eine mit Öl durchräucherte Öffnung gezeigt ward, von Braminen mit Blumen geschmückt; hinter dieser Capelle der Reinigungsteich 600 Toisen im Quadrat; der Saal der 1000 Säulen (12 Fuss von einander, die gröfste 24, die kleinste 15 Fuss hoch), 70 Toisen lang, 30 breit, zum Aufenthalt für Pilger bestimmt. In diesem Tempel leben über 5000 Braminen, 300 Pandarons (Blumenverzierer), 200 Bajaderen und 100 andere Musikanten. Die Pagode zu Tirevalor, wohin der Weg durch das in einer fruchtbaren gemüsreichen Gegend gelegene Dorf Chalambron führt, hat ihren Ruhm verloren, weil hier die Bildsäule Bramas von gediegenem Golde durch einen von einem englischen Obereinnehmer mit 500 Sternpagoden bestochenen Braminen gestohlen ward, und alle Einwohner die Gegend flohen, in der bangen Voraussetzung, Brama würde sich rächen. Die ganze Familie des Braminen ward mit Ruthen gepeitscht, er selbst aber mit glühenden Zangen gezwickt und lebendig geschunden. Der Engländer behielt die Bildsäule. Die Bevölkerung von der Stadt Pondicheri schlägt Hr. *St. Croix* zu 300 Familien theils weisser, theils gemischter Einwohner, und zu 40000 Malabaren-Individuen, die Bevölkerung des ganzen kleinen Gebiets zu 70—80000 Eingebornen, und 110—120000 Malabaren, den Ertrag der Besitzungen ohne Zölle zu 80000 Rupien an. Von den Festungswerken, ehemals 14000 Toisen im Umfange, ist jetzt keine Spur mehr. Das Leben ist hier heiter, leicht, die Gegend anmuthig, reich an Trinkwasser; die Unterhaltung unbefangen, denn alle Religionen sind erlaubt; der Aufenthalt theuer; jedes wohlhabende Haus hat 30—40 Dienstboten. — Alle anderen Nachrichten sind wenig bedeutend, viele falsch, widersprechend, alltäglich. Die Reduction der Masse, des Gewichts, der Münzen stimmt weder mit *Peuchet*, noch *Bandeau*, *Cutherie*, *Catteau* überein. Was Handel, Manufacturen, Fabriken, die Beschreibung der Pracht der Pagoden betrifft: so ist *Goux le Flaix* vollständiger und detaillirender. In der Ansicht von Pondicheri stimmt Vieles nicht mit *Valentia*, und in der Beschreibung der Hinduer, ihrer Gebräuche und Sitten ist der Aufsatz von *Jouy* in dem *Mercure de France* (No. 420 und 421, Jahr 1809) weit befriedigender. Die Engländer, sagt er S. 34, scheinen uns in diesem Welttheile nur noch einige unbedeutende Stückchen Eigenthum gelassen zu haben, um Zeuge der unermesslichen Macht zu seyn, die sie selbst besitzen; und S. 38: Es ist nicht zu beschreiben, in welchem Grade eingeschränkt unser Ansehen in Indien ist, und wie viel Erniedrigungen aller Art wir täglich daselbst ausstehen müssen; wir haben ausser den wenigen Besitzungen das nichtssagende Recht, in mehreren Städten Vorsteher von Handelslogen zu unterhalten, allein die Handelsagenten haben nichts zu thun. So wahr dieses Letztere seyn mag, und so sehr man wünschen muss, dass der Vf. sich über diese tyrannische Beschränkung mehr und gründlich mit Anführung von Belegen ausgesprochen hätte, da er sich aussprechen konnte: so sehr geräth er in Ansehung des Ersteren mit sich in Widerstreit. Denn die Macht der Engländer, die er in Indien auf 150000 Sipoys und 25000 Europäer schätzt, vergleicht er bald darauf S. 84 mit einem ungeheuren Körper, der auf einem kleinen Fussgestelle steht; die Sipoys betrachtet er als ungeübte Schwächlinge, die vor einer Handvoll Europäer davon laufen; in den Maratten sieht er die Rächer voraus; Holkar, allein 150,000 Mann stark, schliesst nach ihm nur Friede mit den Engländern, um auf eine günstige Gelegenheit zu lauern; die indische Compagnie verwelkt seit dem in Europa gesperrten Absatze; nur mit Härte und Hinterlist verbergen die Engländer die Schwäche ihrer Macht; im Fort S. Georg zu Madras haben sie zwar 2506 Kanonen; allein, statt 4 Mann auf eine Kanone, im Ganzen nur 4500, und unter diesen nur 1100 Europäer. — Alle diese Behauptungen und Thatsachen möchten wohl den Engländern die Lust benehmen, die Franzosen Zeugen einer solchen precären Macht seyn zu lassen. So ungegründet die Behauptung S. 41 ist, dass man in ganz Indien überall in einer Tiefe von 2—3 Fuss Wasser mit einem salzigen unangenehmen Geschmacke finde: so widersprechend ist sie, da er in Pondicheri 10 Toisen vom Meere frisches süsses Trinkwasser entdeckt. Wenn er S. 79 nicht bloss aus den Abgaben, sondern auch aus der über alle Beschreibung harten Art ihrer Erhebung den gänzlichen Ruin von Indien in zwey Jahrhunderten, und die Verwandlung desselben in eine menschenleere Wüste annimmt: so hätte er nicht vergessen sollen, dass er überall den Reichthum und die durchgängige Wohlhabenheit, wie das Steigen der Bevölkerung der Maratten bewunderte. „In Madras, sagt er sogar, zählt man nach Pagoden, wie in Pondicheri nach Rupien." Dass er S. 43 die versteinerte Lava bey der Pagode von Trivikaret von einer heftigen Revolution des Erdballs, mit einer allgemeinen Überschwemmung begleitet; dass er S. 44 die grosse Zahl der Braminen auf der Küste von Coromandel aus dem Vedam, der es den Braminen als Königreich nach einer alten Sage zuspricht; dass er die geringe Zahl der Braminen auf der malabarischen Küste aus der Furcht, zu sterben, und in einen Esel (das verworfenste Thier) verwandelt zu

werden, erklärt; dafs er das Halsband des Wischna von Todtenköpfen für eine Bedeutung der Ewigkeit dieser Gottheit, den Lingam mehrmalen als das Symbol der Dreyeinigkeit ansieht; dafs er die Zulassung eines Handelsstaats in einem Königreiche (die ostindische Compagnie in einem fernen vom Königreiche getrennten Erdtheile) deswegen als unzulässig betrachtet, weil die Regierung dadurch häufig in die verderblichsten Kriege verwickelt, ihre Ruhe und Sicherheit gefährdet, und vielleicht gar ein so wesentlicher Handelszweig zu Grunde gerichtet werden kann, möchte wohl beweisen, dafs der Vf. eines höheren Gesichtspuncts oder einer reinen Ansicht nicht ganz mächtig war. Am meisten leuchtet dieses noch daraus ein, dafs er bekannte Dinge wie unbekannt vorträgt, meistens die Verbindungen seiner Ideen (z. B. durch ein: Bey dieser Gelegenheit muss ich noch bemerken) in Worten, nicht in der Sache suchen muss, und dafs nicht selten der Nachsatz, wie z. B. S. 75, gänzlich fehlt.

2) *Philippinen.* Die Geschichte der Entdeckung durch Magellan, die Besitznehmung durch Legapoi, die Eroberung der Stadt Manilá, womit der Vf. S. 142 das 10 Capitel anhebt, befriedigt eben so wenig, als das, was er über ihre geographische Lage, die er von 5° — 19 N. B. (statt 6° — 20°) annimmt, und über die Producte des Mineral- und Pflanzen-Reichs, die er wild unter einander wirft, sagt. Die Eintheilung der Menschenraçen (Einwohner) in diejenigen, welche den Spaniern den Besitz streitig machten, und schon damals eine gesellschaftliche Verfassung und besondere Oberhäupter hatten, und in die Neger, die der Farbe und der ganzen körperlichen Bildung nach den Negern in Guinea ähnlich, nur dafs sie viel kleiner sind (*Aetas*, oder nach spanischem Ausdrucke *Negritos del monte*), mag durch die Wirklichkeit und spätere Geschichte gerechtfertigt werden; allein sie erklärt über die *Herafores* (Ureinwohner) nichts. Die Raçe der Menschen, welche eben so wollige Haare wie die Neger in Afrika haben, und die ersten Bewohner gewesen seyn sollen, ist eine Hypothese, die sich nicht nachweisen läfst. Wenn der Vf. unter Geschichte der Philippinen die Religions-, politischen und militärischen Angelegenheiten versteht: so hat er zwar Recht, diese der Geschichte anzueignen, da es mehr Facta als Data sind, mehr die Vergangenheit als die Gegenwart betreffen; allein wenn sie auch das Eigenthum der Geschichte sind, und zur Geschichte der Philippinen gehören: so sind sie doch nur Bruchstücke derselben, nicht die Geschichte selbst. Die Religionsangelegenheiten haben meistens die Streitigkeiten der Mönche unter einander und mit den übrigen Geistlichen und den Bischöfen über die Beybehaltung der indianischen Gebräuche zum Gegenstand. Die Erzbischöfe thaten die Mönche, die Mönche die Gouverneurs in Bann, die es mit den Erzbischöfen hielten. Warum nennt der Vf. den wackeren Geistlichen nicht S. 179, von dem die Waisenanstalten herrühren, deren beträchtliche Capitalien durch Schiffassecuranzen gewonnen sind? Die Weltgeistlichen sind fast immer Indianer, die Mönche Europäer. Jene können kaum etwas lateinisch lesen. Da die Mönche sehr abnehmen: so bleibt den Bischöfen nichts anderes übrig, als jeden zu ordiniren, der sich dazu meldet. Der Vf. hat mehrere Pfarrer angetroffen, die vorher Bediente bey ihren Bischöfen waren. Die Mönche haben bereits von ihren 1200 Pfarreyen 400 an Weltgeistliche abgetreten, und die Zahl der nichtmönchischen von Mestizen und Indianern versehenen Pfarreyen beläuft sich nach ihm auf 2500 — 3000, die Gesammtzahl der Katholiken auf 1,733,000. Die Mönche sind Augustiner, Dominikaner, Franciscaner. Jeder hat gewifs 100,000 Piaster Einkommen. Die Pfarrer lassen sich insgesammt von den jungen Mädchen des Dorfs bedienen, sobald sie 14 oder 15 Jahre erreicht haben. „Ich war äusserst erstaunt, sagt er, als ich einen jungen Franciscaner sah, der in der vollen Kraft des männlichen Alters als Pfarrer wenigstens 20 solcher jungen Mädchen in seinen Diensten hatte; zwey derselben waren ihm beständig zur Seite; eins trug seine Cigarros nach, die er keinen Augenblick entbehren konnte, das andere Feuer, um die letzten anzuzünden. Diese, obgleich Bettelmönche, halten eine Menge Pferde, Kutschen, Dienstleute." — Die geographischen und statistischen Nachrichten über das Land der Tagalen, die 7 Provinzen, woraus es besteht, Tondo (Manila), Cavite, Valangas, Laguna, Bulacan, Batangas und Tayabas, über die von nicht tagalischen Völkern, den Pampangos, Zembales, Pangasinans und Ylocos, bewohnten Provinzen, über die noch wenig bekannten unabhängigen Völker im Innern und an den Grenzen dieser Provinzen, über die auf der Halbinsel Camarin gelegenen Provinzen Camarin und Albay, über den Archipel der Bissayen im Süden von Luzon zwischen Borneo und Mindana, die Regierungsverfassung der Eingebornen, und die daselbst errichteten Alcaladenschaften, die Kriegsmacht der Spanier zu Manila, Abgaben, den Handel der Philippinen, die herrschenden Krankheiten, über den Suluharchipel empfehlen sich durch ihren Reichthum eben so sehr, als durch das Interesse, das sie gewähren. Er schätzt die Bevölkerung von Manila auf 17,200, der Provinz Manila ohne Stadt auf 43,000, Cavite 25,000, Laguna 18,000, Bulacan 10,000, Batangas 11,000, Tayabas 11,000, Valangas 5000, der Pampangos 25,000, Zambales 4500, Pangasinan 8000, Ylocos 60,000, Cagayan 11,500, Camarines 21,000, Albay 14,000, Sumor 6000, Leyte 4500, Zebu 11,600, Los Negros 4500, Panay 32,500, Paragua 7400, Mindano 30,500, zusammen auf 382,200 Familien, oder 1,911,000 Seelen, die Kriegsmacht auf 17,717 Mann, die monatlichen Kosten auf 100,000 Piaster, den jährlichen Tribut auf 573,000 Piaster, ohne 40,000 Arekanufs und Betel, ohne 600,000 Piaster Tabaksrevenuen, und ohne die indirecten Abgaben für Hahnenkämpfe 60,000, für gegorenes Getränke 200,000, ausländische Waaren 200,000, chinesische Handelscompagnie 42,000, Stempelpapier 12,000. Zu diesen Abgaben muss Mexico jährlich noch zuschiessen 500,000 Piaster. Eine eigene Abgabe, die hier nicht berechnet ist, ging

(sonst?) nach Rom durch den Ablassbullenverkäufer, *Teniente de las Bullas*. Das Capital der Compagnie der philippinischen Inseln beträgt 12 Millionen Piaster, und ist in 50,000 Actien, jede zu 240 Piaster, getheilt, ihre Dauer auf 22 Jahre versichert; der König hatte davon ⅔. Der Handel unter sich ist wenig bedeutend, weil der Alcade Alles in Beschlag nimmt. Der Handel mit Europa muss jetzt beträchtlich gesunken seyn, da Zucker, Indigo, Kampeschenholz keine freye Communication gestatten. Mit Coromandel, woher die Fabrikwaaren kommen, ist er desto bedeutender. Der Vf. schlägt allein die Cambayen auf 150,000 Sternpagoden an. Bengalen handelt mit Zeugen. China, Japan, Acapulco, in Mexico (letzteres mit einer Gallione 1200 Tonnen, 2 Mill. Piaster) unterhalten den übrigen Theil. In Ansehung der anderen Notizen müssen wir auf den verständigen Auszug verweisen, der sich in *der neuesten Länder- und Völker-Kunde*, XII B. No. II. S. 99—132 befindet. Es bedarf unserer Erinnerung nicht, dass die runden Zahlen, die Annahme der Familien zu 5 Individuen noch eine Berichtigung zulassen; allein sie sind doch als approximirend schätzbar. Die Höhle *San Matheo*, 3 Stunden von Manila, am Flusse Nanka, besah der Vf., ohne weiter etwas davon zu erzählen, als dass sie von Fledermäusen bewohnt, 1700 Schritt lang, und die Grenze der spanischen Besitzungen ist, von wo an alles Übrige, selbst die Quelle des Nankaflusses, unbekannt ist. Wer so nahe war, konnte auch etwas näher sehen. Was von Cavite, der südöstlichen Seite der Bay Manila und der Provinz Valangas S. 231—233 gesagt wird, läuft wild unter einander. Zu dem starken Glauben des Vfs. will Rec. nicht die Überzeugung rechnen, dass zehnjährige Mädchen gemeiniglich Mütter, im 18 Jahre alt sind, welches von dem Wasser und der schnellen Abwechselung des Klimas von täglich 60 bis zu 92° herrühre; dass das Gras 18 bis 20 Fuss hoch wird, und dass die giftigen Pfeile einen Hund in 3 Minuten, eine Kuh in 6 Minuten tödten; aber gewiss gehört dahin, dass in der Provinz Laguna auf einem See (45 St. im Umkreise und 15 im Durchmesser) bey einer grossen Hitze eine ungeheure Menge von Fischen mit lebendigem Leibe und verfaultem Kopfe herumschwammen. Bey seiner Abreise trat der Vf. mit dem Provincial-Obersten der Augustiner von Manila zusammen, der die Pfarreyen aller Indianer zu Pferde besuchte. Ein Jungfern-Regiment, 200 Köpfe stark, meistens 13 bis 14jährige Mädchen, mit Trommeln und hölzernen Flinten versehen, machte militärische Evolutionen; ein anderes Regiment von Jungen war mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Das Nachtessen bestand für 8 Personen aus 200 Schüsseln, und die Tafel ward von mehr als 100 Indianern bedient. Vor der Tafel war Schauspiel und Musik mit Geigen und Bässen. *Artibus ingenuis quaesita gloria multis*, möchte Rec. von diesen Anstalten, und unsere deutschen Augustiner möchte er sagen lassen: *Hi in curribus, hi in equis, nos autem in nomine dei nostri invocabimus.*

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

TECHNOLOGIE. *Gotha*, in der beckerschen Buchhandl.: *Jacob Auch*, herzogl. sächs. Hof-Mechanicus in Weimar, *Anleitung zur Kenntniss und Behandlung der Taschenuhren; für Uhren-Besitzer und Verfertiger*. Erste Auflage. 1807. 460 S. Mit VIII Kupf. Zweyte Aufl. 1808. 456 S. Mit VIII Kupf. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Dieser Anleitung schickt der Vf. in der ersten Abtheilung eine sehr gründlich bearbeitete Geschichte der Uhren, und insbesondere der Taschen-Uhren voraus. Er unterhält den Leser über die ersten Bemühungen der ältesten Völker, die Zeit zu messen; handelt von den Gnomonen, Wasser- und Sand-Uhren, und geht dann auf die Erfindung der Räder-Uhren, und deren nach und nach immer zunehmende Verbesserung über. Beygefügt ist eine kurze Geschichte der Taschen- und Sack-Uhren, der Chronometer, der Äquations- und hölzernen Uhren, der astronomischen grossen Uhrwerke, der Automaten, Harfen- und Flöten-Uhren. Im 2 Abschnitt beschreibt der Vf. die Taschen-Uhren nach allen ihren Theilen, nach dem Zusammenwirken und Eingreifen derselben in einander, aufs sorgfältigste. Er betrachtet dabey die englischen und französischen Werke; giebt auch die Beschreibung der Cylinderhemmung und der gewöhnlichen Repetir, und neben diesen noch der Repetirschlagwerke und der Wecker in Taschenuhren. Im 3 Abschnitt folgt die Beschreibung der Kennzeichen einer guten und schlechten Taschen-Uhr, mit Bemerkungen über Uhren von seltsamer Construction, und über das Probiren der Uhren. Die 4 Abtheilung liefert einen fasslichen Unterricht, eine Uhr in gutem Stande zu erhalten und kleinen Unregelmässigkeiten abzuhelfen, und die 5 oder letzte enthält ein Kunstwörterbuch für Uhren. Diese ganze Anleitung, welche hier keinen Auszug leidet, kann Uhrenbesitzern um so besser empfohlen werden, da sie von einem Manne kommt, der das Praktische und Theoretische der Sache gründlich inne hat und versteht.

Die zweyte Auflage ist bloss Abdruck der ersten; zu wünschen gewesen wäre, dass in derselben auch die Repetir-Taschenuhren mit den Stahlfedern, und die Flöten-Taschenuhren nachgetragen worden wären.

M. F. T.

SCHÖNE KÜNSTE. *Dresden*, b. Arnold: *Die Brautschau von dem Verfasser des Weibes wie es ist*. 1809. Zwey Theile. 256 u. 181 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) Wer ein Weib verfassen kann wie es ist, der muss auch wohl eine Brautschau anstellen können, die aufs Fleck sieht. Rec., der auch einigemal, theils für sich, theils für Andere, die Rolle eines Brautschauers gespielt, hat sich bey dieser Erzählung ganz wohl befunden. Es sind recht gebildete Leutchen, mit denen man in Bekanntschaft kommt, die ihre Worte gut zu setzen wissen, dabey ein wenig schalkisch, auch wohl leichtfertig, was allerdings in eine solche Begebenheit, wie eine Brautschau ist, gehört. Das Schicksal oder der Zufall, oder noch besser, der Verfasser des Zufalls, hat es auch gut gemeint, indem er allerhand schnurrige Verhältnisse hervorgebracht, und etwas Pikantes in den Gang der Begebenheiten gelegt hat. Endlich haben der Verleger des Vfs., und der Buchdrucker des Verlegers, wenn beide nicht eine Person sind, was möglich ist, auch das Ihrige gethan, damit die Brautschau — ein annehmliches Geschenk, gegen Erlegung von 2 Rthlr. 12 gr. für die Lesebibliotheken und ein angenehmes für die Lesenden würde.

—t.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 APRIL, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Voss: *Reise nach Ostindien, den philippinischen Inseln und China*, nebst einigen Nachrichten über *Cochinchina* und *Tunkin*, von *Felix Renouard de S. Croix* u. s. w. Aus dem Franz. übersetzt von *P. C. Weyland* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

3) *China.* Der Vf. kam am 19 März 1807 nach Macao, wo er sich 6 Monate lang aufhielt, und den 1 Nov. langte er in Canton an. Während seines Aufenthalts sammelte er das, was er uns hier von den Einwohnern zu Macao, der portugiesischen Kriegsmacht, den Häusern und Gärten, der Seeräuberey an der Küste von China, der chinesischen Justizpflege, dem Handel der Portugiesen, den Städten Macao und Canton, den Plackereyen des Hopou oder Oberzolldirectors zu Canton, den Hannisten (Kaufleuten, die das Privilegium haben, mit Europäern zu handeln), der englischen Compagnie, der chinesischen Zeitrechnung, von den in Canton befindlichen europäischen Comptoiren, von chinesischen Münzen, Massen, Gewicht, einem chinesischen Mittagsessen, dem Landhaus und Garten eines Hannisten, einer chinesischen Komödie, einer Pagode, den Bonzen, Bonzinnen und ihrer Lebensart, von den vorzüglichsten Naturproducten und Waaren, welche zu Canton Gegenstände des Handels ausmachen, und von den Preisen derselben mittheilt. Der Vf. stimmt mit *Krusenstern* in der Hauptsache überein, wo sich beide einander berühren. *La Perouse* wird nicht selten berichtigt. Die Geschichte der chinesischen Flibustier ist bey Hn. *S. Croix* genauer, als in irgend einem neueren Werke. Er schätzt, vielleicht etwas übertrieben, die Anzahl derselben allein in den zu Canton gehörigen Inseln auf 40,000. Sie sind durchgängig geborene, dem Despotismus und den Bedrückungen der Mandarinen entflohene Chinesen. Jeder Gefangene muss wenigstens 150 Piaster zahlen, oder auch Flibustier werden. Zwischen ihnen und den Mandarinen auf der Küste ist ein vollkommenes Einverständniss. Die letzteren schaffen ihnen die Mittel, in den auf der Küste gelegenen Städten Lebensmittel einzukaufen. Sie besitzen Kanonen, die sie nicht zu gebrauchen wissen. Die Portugiesen verkaufen sogar an sie dergleichen, und der Vf. versichert S. 328 als Augenzeuge, in einem den Seeräubern abgenommenen Schiffe völlig fertige Patronen für achtzehnpfündige Kugeln gesehen zu haben, auf welchem das Zeichen von einem der Forts zu Macao befindlich war. Der Mandarin soll sich den Titel Oberherr der Meere beygelegt haben. Ein Räuber, der Etwas von der Beute behält, wird erst mit Bambusröhrchen gehauen, dann geviertheilt. Alle gefangen genommenen Frauen werden den Lüsten eines Jeden preis gegeben. Die vorzüglichsten Handelsgegenstände sind 1) Baumwolle, wovon er fünf Arten, die beste von Manila zu 30—36 Piaster, die schlechteste von Bombay zu 16—18 Piaster das Pekul, angiebt. Die Engländer haben sich diesen Handel erst seit 10—12 Jahren geschaffen. 2) Zimmt, der bessere ist der von Ceylon; 3) Ebenholz, wovon zwey Arten, die erste aus der Insel Frankreich, die zweyte von den bissayischen Inseln; 4) Rhabarber; 5) Sandelholz (25 Piaster das Pekul); 6) Thee, dessen verschiedene Arten man nur nach langer Übung unterscheiden kann; die Masse des von den Engländern jährlich weggeführten Thees wird auf 3,000,000 Kisten angeschlagen; 7) Seidenwaaren, von den Amerikanern gekauft; 8) Vogelnester; 9) Arbeiten in Elfenbein, Perlmutter, Schildkröte; 10) Schleimthiere; 11) lakirte Waaren, nicht so schön, wie die in Japan; 12) Ginsengwurzel; 13) Porcellain, ein Tafelservice ohne Gemälde für 30 Personen kostet 30 Piaster, mit Gemälde 100; 14) Fischmägen von Hayfischen; 15) Nankin, der Ballen Compagnie-Nankin aus 100 Stücken kostet 110 Piaster; 16) Perlen; 17) Silbergeschirre, — schöne Arbeit und diese zu 25 Procent angeschlagen; 18) Glasmalerey, besonders Blumen; 19) Uhren, sehr wohlfeil; 20) Tusche. — Nach einem Blicke auf die Regierung und Verwaltung, sagt der Vf. S. 349: „Aus allen diesem sieht man, dass wir in Europa ganz und gar keine Ursache haben, uns über Bedrückungen zu beklagen; nach China muss man gehen, um die Kunst zu lernen, Alles ohne Murren zu ertragen." Lichtenberg (erinnert sich Rec.) nennt diese Kunst die Fertigkeit, die Vernunft zu Kunsttrieben zu verschmelzen (vermischte Schriften. V Sammlung S. 265). —

4) *Cochinchina* und *Tunkin*. Die Geschichte der Regentenfamilien der letzteren Zeit ist inhaltsreicher, als das, was die Regierungsverfassung, die Gesetze dieser Länder, die Volksmenge, die Eintheilung der Einwohner in Classen, die Abgaben, ihre Erhebungsart, Religion, Aberglauben, Sitten, Gebräuche, Producte des Erdbodens, Künste betrifft, das wir besser aus *Zimmermanns* Almanach wissen.

Das Verdienst, das Gesehene und Gehörte wahr und angenehm leicht zu erzählen, die Trockenheit

der Gegenstände durch den Reiz der Darstellung zu würzen, und manche interessante Data und Facta zur Erweiterung der Geographie, der Statistik und Geschichte, besonders der neueren Zeit, verbreitet zu haben, wird man dem Vf. nicht absprechen; aber eine gereifte Sachkunde, eine ungetrübte Ansicht der Dinge, und eine grosse Scharfsichtigkeit im Urtheile — Verdienste, die die französischen Kritiker dem Vf. ungetheilt beylegen, hat Rec. nicht finden können. Sein Vorurtheil gegen das Opium, dem er S. 323 die Wirkung zuschreibt, unfehlbar in kurzer Zeit ins Grab zu stürzen, rührt wohl mehr von seiner Liebe zu einer Nüchternheit der Darstellung, als von einer richtigen Umsicht und Ansicht her. Die Übersetzung läst sich gut lesen; ob sie correct sey, kann Rec. aus Mangel des Originals nicht beurtheilen: indess hätte der Übersetzer die Gelegenheit, der Übersetzung selbst einen Vorzug vor dem Originale durch Weglassung des Überflüssigen, Ergänzung des Mangelnden, Berichtigung des Schiefen und Schwankenden, Milderung des Übertriebenen, durch bessere Ordnung und Stellung des Verworrenen zu geben, nicht von der Hand weisen sollen. *Ärmen* statt Armen (*bras*) ist ein Druckfehler, die *stattgehabten* statt vorgefallenen Revolutionen eine Härte. H. P. E.

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Hendel: *Abhandlung über die Verdauungswerkzeuge der Insecten* vom Dr. *K. A. Ramdohr*, der Gesellsch. naturf. Fr. zu Berlin u. s. w. Mitglied. Herausgegeben von der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Mit XXX Kpft. 1811. VIII u. 221 S. gr. 4. (10 Rthlr.)

Wir haben diesem Werk, nachdem die Tafeln erschienen waren, mit Sehnsucht entgegengesehen; wir haben es mit Freude empfangen, und zeigen es dem Publicum mit Zufriedenheit an. Es ist die erste Schrift, welche in den Kerfen ein anatomisches System durch alle Ordnungen und beynahe durch alle Familien dieser Ordnungen hindurch geführt, beschrieben, abgebildet und verglichen hat. Vorzüglich müssen wir die Einfachheit und Klarheit der Darstellung und der Anordnung der Gegenstände loben. Physiologisches ist zwar nichts, oder kaum etwas darin; aber das Anatomische ist reichlich und wichtig. Der erste Abschnitt enthält die allgemeine und vergleichende Beschreibung der Verdauungswerkzeuge der Insecten. Der zweyte die besondere Beschreibung derselben. Der erste handelt vom Darmkanal, an dem der Vf. den Schlund, die Speiseröhre, den Faltenmagen, den Magen, den Zwölffingerdarm, Dünndarm, Dickdarm, den keilförmigen, den Blind- und Mast-Darm unterscheidet. Bey weitem nicht alle diese Theile kommen bey allen Kerfen vor. Dass der Blinddarm nicht dieselbe Bedeutung, wie bey den Säugthieren und wie der Dottergang bey den Vögeln hat, ist uns höchst wahrscheinlich; darum ist zu bedauern, dass der Vf. sich nicht hievon unterrichtet, und seine Untersuchungen danach eingerichtet hat. Man kann nimmermehr eine Thierclasse mit dem wahren und mit allem Nutzen zerlegen, ohne auch die Vorkommnisse bey anderen zu kennen. Jeder Theil ist seiner Gestalt, Grösse, Lage und seinem Bau nach betrachtet; von jeder Eigenschaft sind logische Abtheilungen gemacht, und die hierin dem Vf. bekannten Kerfe angeführt, doch hat er sich auch häufig mit einem u. s. w. geholfen, was in einzelnen Beschreibungen ein grosser Fehler ist. Wenn hinterher ein Forscher die Thiere nach solchen Eigenschaften in Familien zusammenstellen will, fehlt es ihm an Datis. — S. 43 folgen die *Gallgefässe*, die der Vf. ebenfalls sehr hübsch abtheilt, ganze Familien und Ordnungen danach entwirft, ihren Bau, Inhalt, Verlauf, ihre Anheftung, Farbe u. s. w. aufs genaueste beschreibt. Was aber der Vf. von dem Geschäft dieser Gefässe meint, können wir nicht begreifen. Diese Sätze sind etwas undeutlich vorgetragen; verstehen wir recht: so scheint er zu glauben, dass diese Gefässe nicht durch ihre Einheftung in den Darm beym Pförtner, die übrigens nur in die äussere Darmhaut geschieht, den Nahrungssaft einsaugen, sondern durch ihre Oberfläche, welche meistens auswendig auf dem Darm liegt, und zwar den hier aus dem Darm selbst ausgeschwitzten Nahrungssaft, und dass sie nicht diesen Nahrungssaft gegen ihre meistens freyen Enden, sondern gegen ihren Ursprung, ja sogar wieder in den Darm führen. Er führt dafür zugleich *Cuviers* Meinung an; allein eines Anderen Meinung macht keinen Widerspruch gerade, denn eine Meinung ist so unphysiologisch als die andere. Wir haben schon oft über diese Gefässe und besonders über den Fettkörper, den der Vf. mit den Franzosen, man kann nicht einsehen, warum, das Netz nennt, eine andere und ohne Zweifel richtigere, wenigstens mit der Anatomie und Physiologie und mit dem ähnlichen Vorkommen in anderen Thieren übereinstimmende Meinung geäussert. Von den *Speichelgefässen* eben so vortrefflich; von den *Spinngefässen* gleichfalls. Der Vf. macht es höchst wahrscheinlich, dass beide einerley sind, diese in den Larven, jene in den Vollkommenen. Die An- oder Abwesenheit dieser Gefässe scheidet wieder ganze Ordnungen. Es ist zu bewundern, wie beständig die Natur in allen diesen Theilen ist. Ausnahmen giebt es überall. Indessen ist es doch merkwürdig, und gereicht dem Vf. zur Ehre, dass er zuerst, und selbst gegen die gewöhnliche Meinung, die besonders die Franzosen zur Nachbetung vorgehalten haben, gefunden hat, dass die Verschiedenheiten des Darmkanals sich nicht nach der Nahrung richten, und dass man daraus weder auf Fleisch- noch Pflanzen-Nahrung schliessen dürfe. Was vom *Netz* (Fettkörper) gesagt wird, könnte besser seyn. Wir zweifeln sehr, dass es an dem Fettwerden der Schmetterlinge in den Kasten Schuld sey. Schon *Borkhausen* hatte den Samen in Verdacht. Veränderung des Darmkanals während der Verwandlung; ohne besonderen Werth, aber hinlänglich ersetzt durch diese Angabe bey einzelnen Kerfen im *zweyten Abschnitt*, bey dem wir uns jetzt befinden. Hier geht der Vf. die Insecten nach Ordnungen

durch und nach Familien, die er, besonders bey den Käfern zahlreich, auf diese Verdauungstheile gegründet hat. Gut, schön, dankeswerth. Wir sind zwar weit entfernt, in der Thiergeschichte anatomische Eintheilungen gelten zu lassen; aber ein tüchtiger Systembauer zieht sie zu Rath, ordnet sogar danach, freylich muss er das für sich behalten, und sodann die äusseren Kennzeichen aufsuchen, vermöge deren dieselben Thiere doch beysammen bleiben.

Der Vf. beschreibt nun alle seine Figuren ausführlich und nimmt auch die Arbeiten anderer Kerfanatomen auf, als von *Malpighi*, *Swammerdam*, *Rösel*, *Lyonet*, *Cuvier*, *Posselt*, *Meckel*, welches im Grunde alle sind, die sich mit dieser Zerlegung abgegeben haben. Der Vf. spricht den Spinnen die Athemröhren ab: wir müssen dagegen bemerken, dass uns der sel. *Heyer* in Braunschweig, der sich Jahrelang beynahe einzig mit der Untersuchung der Spinnen beschäftiget hat, kurz vor seinem Tode geschrieben, dass die Spinnen ganz gewiss Luftgefässe und am Thorax zwey Luftlöcher haben. Hoffentlich wird *Treviranus* in seiner Anatomie des Skorans diese Sache weiter aufklären. — Den Beschluss macht die Inhaltsanzeige.

Es gereicht der hallischen naturforschenden Gesellschaft zur grossen Ehre, dass sie durch Übernahme der Herausgabe dieses Werk, das kein Anatom entbehren kann, ans Licht gestellt hat. Dergleichen Gesammtthun ziemt gelehrten Gesellschaften. Um einzelne Abhandlungen vor einem Häuflein Langeweile habender Leute vorzulesen, brauchen wir sie nicht. Das kann Jeder in seinem Hausrevier thun, wenns Noth thut. Aber dass gemeinschaftliche Arbeiten gefördert werden, dazu bezahlt und duldet man Gesellschaften. O.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Taschenbuch für die gesammte Mineralogie, mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen*, herausgegeben von *Karl Cäsar Leonhard*, d. W. Dr., grossherz. frankf. Generalinspector d. Domänen u. s. w. *Fünfter Jahrgang*. 1811. 408 S. 8. mit *Klaproths* Bildniss und 2 Kpft. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Bestreben des verdienstvollen Vfs., diesem Werke mit jedem Jahre eine grössere Vollkommenheit zu geben, ist nicht zu verkennen, und der Anfangs gut angelegte Plan wird mit Consequenz verfolgt. Bey diesem Jahrgange scheinen auch mehrere in den Recensionen der vorhergehenden ertheilte Winke zur Verbesserung des Taschenbuchs nicht unbeachtet geblieben zu seyn. Derselbe enthält in der ersten Abtheilung einige gute Abhandlungen, und zeichnet sich in der zweyten, welche der Mittheilung der neuen Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie gewidmet ist, durch Vollständigkeit und Genauigkeit aus. Wir müssen hiebey den Eifer und den Fleiss des Herausgebers bewundern, dessen Zeit durch mühvolle, sehr heterogene Berufsgeschäfte jetzt sehr beschränkt ist; und uns zugleich freuen, dass derselbe durch mehrere thätige Freunde in seinem Unternehmen fortgesetzt unterstützt wird.

I. *Abhandlungen.* 1) *Der Taberg unweit Jönköping in Småland*, vom Generalinspector *Hausmann* (jetzt Prof. zu Göttingen). Die geognostischen Verhältnisse dieses berühmten Eisenkolosses waren bis jetzt noch immer nicht in ein recht deutliches Licht gestellt. Der Vf., welcher auf seiner nordischen Reise ihn zu untersuchen Gelegenheit fand, sucht darzuthun, dass die Masse des Tabergs ein mit vielem Magneteisenstein gemengtes Grünsteinlager im Gneuse von sehr grosser Mächtigkeit ist, welches, den zerstörenden Einwirkungen der Atmosphäre und der Gewässer mehr wie der angrenzende Gneus trotzend, als isolirtes Stückgebirge aus der übrigen Gebirgsmasse hervorragt. — 2) *Beschreibung eines neuen nordischen Minerals*, von Hn. *v. Lobo*, kön. portugiesischem Gesandten zu Stockholm. Das hier mit vieler Genauigkeit beschriebene und *Gahnit* benannte Fossil, von *Gökum* in Schweden, scheint nicht allein im Äusseren, sondern auch in seinen Bestandtheilen dem *Vesuvian* sehr nahe verwandt zu seyn, und Rec. möchte sogar annehmen, dass es davon nicht getrennt werden dürfe. Seine Bestandtheile sind nach *Berzelius:* Kieselerde 36; Kalkerde 37, 65; Thonerde 17, 50; Talkerde 2, 52; Eisenoxyd 5, 25; eine Spur Braunsteinoxyd; flüchtige Theile 0, 36. Hiemit vergleiche man die Bestandtheile des *Vesuvians* nach *Klaproth:* Kieselerde 35; Kalkerde 33; Thonerde 22, 50; Eisenoxyd 7, 50; Braunsteinoxyd 2, 25. Alles stimmt bis auf einen unbedeutenden Talkerdegehalt in jenem und einen etwas grösseren Braunsteingehalt in diesem nicht allein qualitativ, sondern auch quantitativ sehr überein. Sollte aber obiges Fossil dennoch eine besondere Stelle im Systeme behaupten: so würde demselben, um Verwechselung zu vermeiden, ein anderer Name beyzulegen seyn, da bereits früher *Eckebergs* Automolith den zweckmässigeren Namen Gahnit erhalten hat und unter diesem in mehreren Systemen aufgeführt ist. — 3) *Über die Bestimmung der Gattungen und ihrer Charaktere in der Mineralogie.* Vom Prof. *Bouterweck.* Ein trefflicher, nicht genug zu beherzigender Aufsatz. Der Vf. dringt mit Recht auf die Verbindung des Wesentlichen der *hauy'schen* Methode mit dem der *wernerschen*, und stimmt hierin, so wie in vielen anderen Stücken, mit den Ideen über die Grundlagen eines Mineralsystems überein, welche von *Hausmann* an mehreren Orten, zuletzt in seinem Entwurfe eines Systems der neuorganisirten Naturkörper, entwickelt sind, wenn gleich beide Mineralogen in der Anwendung dieser Ideen auf die Ausführung des Systems verschiedenen Wegen gefolgt sind. — 4) *Einige Worte über den Bernstein der Ostsee*, mitgetheilt vom Legationsrath *v. Struve.* Von keinem ausgezeichneten Interesse und nicht einmal rein mineralogisch; daher für diese Sammlung nicht vollkommen geeignet. — 5) *Mineralogische Bemerkungen auf einer Reise in dem*

Schweidnitzer- und Riesen-Gebirge in den Jahren 1802 und 1803, vom Markscheider *Schulze* zu Rothenburg a. d. Saale. Begleitet von zwey Gebirgsdurchschnitten. Ob wir gleich die classischen geognostischen Bemerkungen des Hn. *v. Buch* über die schlesischen Gebirge besitzen: so verdient doch auch vorliegender Aufsatz, welcher manche Gegenden detaillirter beschreibt, gelesen und berücksichtigt zu werden. Er trägt durchgehends das Gepräge genauer Beobachtung, und enthält manche neue, interessante Notiz. Ausgezeichnet verdient unter Anderen zu werden, was über das Vorkommen des Basalts im Glimmerschiefer bey Krobsdorf, über das kupferberger Erzgebirge, über das Verhalten des *jüngeren* Granits in Schlesien beygebracht wird. Rec. sieht mit Vergnügen der Fortsetzung dieser Abhandlung und der versprochenen petrographischen Charte entgegen. — 6) *Fragmente zur Orographie des Elsterthales in der Gegend von Gera*, von *Laspe* zu Gera. Die bekannte *Kohlenblende* von *Liebschwitz* soll nach dem Vf. nicht auf einem Lager, sondern auf einem wenig mächtigen Gange in Grauwacke vorkommen. Ein cylindrischer Roogenstein wird beschrieben. Die über das Vorkommen der *Schaumerde* bey *Rubiz* mitgetheilten Bemerkungen stimmen mit den in anderen Gegenden von *Freiesleben* angestellten und in seinem classischen Buche über das Kupferschiefergebirge enthaltenen Beobachtungen überein. — II. *Übersicht der neuen Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie.* Unter den Bestimmungen der Eigenschwere verschiedener Mineralien und in der Übersicht der neueren Analysen mineralischer Körper sind u. A. viele aus den in Deutschland noch wenig gekannten, trefflichen *Afhandlingar i Fysik, Kemi och Mineralogi* von *Hisinger* und *Berzelius* enthalten. Unter den *Miscellen* befindet sich der Abdruck eines interessanten Briefes von *Hauy* an Hn. *v. Rochmannoff*, die Einwürfe Berthollets gegen die hauy'sche Classifications-Methode betreffend, aus dem ersten Theile der *Mémoires de la Société des naturalistes de l'université impériale de Moscou.* In der Darstellung der neuesten Mineralsysteme findet man dieses Mal *Bernhardi's* Versuch einer Anordnung der Mineralien nach ihren wesentlichen Bestandtheilen; *Oken's* System der Erze, und *Nüssleins* System der mineralogisch-einfachen Fossilien. Dass die bisher am Allgemeinsten in Deutschland befolgten mineralogischen Classificationsmethoden dem gegenwärtigen Zustande unserer mineralogischen Kenntnisse nicht mehr genügen, spricht sich sehr vernehmlich in den zahllosen Versuchen der jetzigen Zeit aus, neue Methoden zu erfinden. Sehr zu wünschen ist aber, dass aus diesen, oft mit einander im grössten Widerspruche stehenden Bestrebungen bald ein Resultat hervorgehen möge, welches möglichst allgemein als das Beste anerkannt wird, damit wir über die Versuche, die Ordnung in der Mineralogie durch Umstürzung der alten zu verbessern, nicht etwa Gefahr laufen, alle Ordnung in dieser immer verwickelter und schwieriger werdenden Wissenschaft zu verlieren. Wir würden aber gewiss ungleich schneller zu diesem Ziele gelangen, wenn nicht Manche das Studium der Mineralogie mit dem Ersinnen eines neuen Systems beginnen zu müssen wähnten, die mithin da anfangen, wo sie aufhören sollten, und durch ihre Arbeiten die Verwirrung nur noch verwirrter machen. — In der Übersicht der neuen Literatur wird der *zweyte Band von Weber's Beyträgen zur Naturkunde* (Kiel 1810) vermisst, welcher mehrere mineralogische Abhandlungen von *Hausmann* enthält. — In einem Briefe von *Uttinger* zu Sonthofen ist eine Beschreibung des Datoliths von der *Geisalpe* enthalten.

Rec. wünscht von Herzen die ungestörte Fortsetzung dieses nützlichen Taschenbuchs, und sieht mit Vergnügen dem darin von dem Herausgeber angekündigten *Repertorium der Mineralogie für die Jahre 1806 bis 1810* entgegen, welches bey seiner umfassenden und genauen Bekanntschaft mit den Fortschritten der Wissenschaft gewiss allen Foderungen entsprechen wird. E. a.

KURZE ANZEIGEN.

Botanik. *Leipzig*, b. Barth: *Pflanzen-Kalender oder Versuch einer Anweisung, welche Pflanzen man in jedem Monat in ihrer Blüthe finden könne und auf welchem Standorte*, von *F. A. Heyne*, herzogl. sächs. Rath. Erstes und zweytes Heft. Zweyte vermehrte Auflage. Mit einer Anleitung zum Studium der Botanik von D. *Schwägrichen*. 1806. 403 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Die zweyte Auflage dieses brauchbaren Buchs unterscheidet sich von der ersteren, deren Beurtheilung in diesen Blättern 1805. No. 201 erschienen ist, bloss dadurch, dass sie, wie auch auf dem Titel angegeben ist, mit einer Anleitung zum Studium der Botanik von D. *Schwägrichen* und einem neuen Titelblatte versehen worden. H. Dch.

Jugendschriften. *Frankfurt a. M.*, b. Wilmans: *Wilhelms erstes Lesebuch.* Ein elementarisches Lesebuch zunächst für Knaben. Enthaltend kleine Geschichten, Erzählungen, Gespräche, Fabeln, Lieder und Denk- und Sitten-Sprüche, von *Jakob Glatz*. 1811. 338 S. 8. (18 gr.) Der Vf. hat, wie er sagt, einige Schriften für die weibliche Jugend herausgegeben, die bey dem Publicum eine solche Aufnahme gefunden hätten, dass dadurch die Idee veranlasst worden sey, eine ähnliche Reihe von Schriften für die männliche Jugend erscheinen zu lassen. — Wenn man besondere *Lehr*bücher für Knaben und besondere für Mädchen verfertigt: so giebt es dafür Gründe, welche eine solche Unterscheidung rechtfertigen. Aber wenn man die ersten elementarischen *Lese*bücher für Knaben und Mädchen unterscheidet: so ist diese Unterscheidung gewöhnlich nur auf dem Titelblatte sichtbar. Knaben und Mädchen können Einerley elementarisches *Lese*buch zur Erlangung einer Fertigkeit im Lesen und zur Unterhaltung brauchen. Und wenn der Vf. schon Lina's erstes Lesebuch herausgegeben hat: so ist das gegenwärtige, Wilhelms erstes Lesebuch, überflüssig. Der übrige Titel giebt den Inhalt des Buchs deutlich an, und Rec. hält denselben für eine zweckmässige Lectüre für Kinder überhaupt. o. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 APRIL, 1812.

STATISTIK.

München, b. Hübschmann: *Königlich-bairisches Regierungsblatt.* 1806. 1288 S. 1807. 1960 S. 1808. 3020 S. 1809. 1984 S. 1810. 1512 S. 1811. 1880 S. in gespaltenen Columnen. 4.

Ein Werk, welches für Baiern den Nachkommen das zu werden verspricht, was uns Cassidor für Italien ist, hat in seiner mannichfachen wissenschaftlichen Berührung den gegründetesten Anspruch auf eine ihm würdige Anzeige. Es beginnt mit der Epoche angenommener baierischer Königswürde, und erklärt sich, mit Aufhebung aller bisherigen Provincial-Regierungsblätter, als das allgemeine officielle Regierungsblatt und das einzige Organ der landesherrlichen Verordnungen. Um die solchem Werk verheissene strenge systematische Ordnung zu erreichen, wünschten wir, dass alle fremdartigen blossen Intelligenzblattartikel immer noch mehr ausgeschieden würden; dahin rechnen wir alle partiellen Verordnungen und Ausschreiben der Generalkreiscommissariate, Finanzdirectionen und Appellationsgerichte, da diese, von welchen Gesetze oder allgemeine Verordnungen nicht ausgehen können, zweckmässiger das Organ des Kreis-Intelligenzblatts wählen, mit Ausnahme jedoch solcher Bekanntmachungen, die auch an Bewohner ausser dem Kreis gerichtet sind, als Vorladungen zu Prüfungen, Bescheinigung erhaltener Collecten, Anzeige vorgefallener Pfarrerledigungen; indessen möchten auch diese, die einzigen beynahe, woraus sich das Daseyn oder die Vacanz der Generalcommissäre im Regierungsblatt wöchentlich beurkundet, mit Weglassung aller überflüssigen Solennien und Stilvariationen unter der allgemeinen Rubrik der Dienstesnotizen in bleibender Formel vorgetragen werden. Die Ergänzung des gewonnenen Raums mit communicabeln topographischen und statistischen Notizen der jedesmaligen Jahrsberichte wäre ein Gewinn, welcher das Werk zu einer unschätzbaren classischen Quelle erheben müsste. Nach dem allgemeinen Zweck der Strafe, und nach Analogie der hier öffentlich angezeigten Belohnungen, schien uns auch ein kurzer Vortrag über die öffentlich exequirten Criminalerkenntnisse hieher geeignet; auch sollten hierin die Akademieen der Wissenschaften und Künste, die Museen und Bibliotheken der Hauptstadt, als allgemeine Institute, von ihren Tagesarbeiten und merkwürdigen Ereignissen, die Landesuniversitäten von ihren Promotionen und öffentlichen gelehrten Verhandlungen Nachricht geben können. Von mehreren verkündeten Verordnungen erklärt die edle Regierung mit gerader interessanter Offenheit, dass sie nicht gehalten würden, z. B. S. 7 über die Reise-Licenzen, S. 70 über die Zeitschriften, S. 110 über das Beutellohn. So sehr es also eines Theils zu bedauern ist, wenn solche vortreffliche Verordnungen am Ende nicht gehalten werden: so sehr dringt sich anderen Theils die patriotische Frage auf, warum, und aus welcher Mangelhaftigkeit irgend einer executiven Federkraft die einmal gegebenen Verordnungen seither in einem solchen Grad unbefolgt gelassen wurden, dass selbst das öffentliche Geständniss davon nicht unterdrückt werden konnte. An merkwürdigeren Verordnungen enthält der *Jahrgang* 1806 den *Lehrplan für die Elementarschulen*, an schätzbaren statistischen Notizen die Tabelle über Vorarlberg und die tyroler Landgerichte und Rentämter. Dass die strenge Verordnung vom 9 Aug., die Verbrechen des Walddiebstahls betreffend, nicht als allgemeines Gesetz anzunehmen sey, ist aus S. 346 zu schliessen, wo sie erst auf Schwaben ausdrücklich mit ausgedehnt wurde, nicht zu gedenken, dass es als ein in der Feudalverfassung begründetes Gesetz durch die spätere Constitution, wie manche andere, von selbst abrogirt worden wäre. Die hohe Sterblichkeit unter den landeshuter Studirenden, welche zwey vom Hundert trifft, ist den Verhältnissen dieser Altersclasse und den Resultaten anderer Universitäten nicht angemessen, also in irgend einer anderen äusseren ungünstigen Einwirkung zu suchen, welche die kräftige und weise baierische Regierung gewiss aus dem Wege zu räumen wissen wird. Nach den Geburts- und Sterbe-Listen der Hauptstadt München waren der Gestorbenen um ein Sechstheil mehr, als der Geborenen, das dritte Kind war ein uneheliches. Die voluminösen Deserteursverzeichnisse sind für den Dritten eine sehr lästige und unnütze Ladung. Da ihr Zweck bloss die Insinuation an die Landgerichte seyn kann: so würden sie von der militärischen Behörde, selbst mit grosser Erleichterung der Post, bloss diesen allein durch die Generalcommissariate zugestellt werden können.

Jahrgang 1807 enthält als schätzbare statistische Nachrichten eine Übersicht vom Fürstenthum Eichstädt, und über die mediatisirten Districte in Franken und Schwaben, eine Tabelle über Flächeninhalt und Menschenzahl der oberen Pfalz, desgleichen der Geborenen und Gestorbenen, und einen den Literatoren willkommenen Nekrolog des berühmten *Christian Friedrich Hessel* (S. 733). Ferner an besonders merkwürdigen publicistischen Verordnungen die Declara-

tion über die der Souveränität unterworfene Ritterschaft und ihre Hintersassen, und in ähnlicher Art eine Declaration, die künftigen Verhältnisse der mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren betreffend, welche die ihnen darin vergönnten Justizkanzleyen seitdem sammt und sonders freywillig aufgegeben haben. Der Errichtung einer katholischen Stadtpfarrey zu Ansbach steht die einer protestantischen in München zur Seite. Vom Jahre 1803 bis 1806 wurden in der Provinz Schwaben über 27,000 Morgen öde Gründe zur Cultur vertheilt, und 778 Gutszertrümmerungen vorgenommen. Es scheint, dass die im Geist des *hazzischen* Systems ursprünglich für Altbaiern entworfenen Culturgesetze den später erworbenen volkreicheren Provinzen willkommener und noch anpassender gewesen. Sie haben während dem Kriegslauf durch die erleichterte Disposition über die Gemeindegüter den Credit der Gemeinden aufrecht erhalten, und die Existenz der ärmeren Inwohner, besonders in den landbauenden Städten, nach Versiegung so mancher anderer Nahrungsquellen, durch das dargebotene Land zum Baue des Kartoffelbedarfs und der Fütterung einer Kuh ungemein erleichtert. Die reicheren Inwohner sahen die Begründung so vieler kleiner Ansitze und die daraus entstehende Unabhängigkeit und mindere Anzahl der Tagelöhner und Knechte weniger günstig an. Dadurch, dass die so vertheilten Güter ursprünglich nicht vom Hause veräussert werden durften, wurden sie eigentlich ein Fideicommiss der Armuth, und es steht zu erwarten, ob nun, nach dem, reiner Ansicht des Eigenthums gemäss, freygegebenen Verkauf, allmählich nicht die Reicheren wieder Alles an sich ziehen werden. Wenn bey den Prüfungen für katholische Pfarreyen nur solche zugelassen werden, die schon 10 Jahre in der Seelsorge gestanden: so wird die übrige Classification ziemlich unwirksam bleiben; dem jüngeren Talent wird der gemeine mittelmässige, aber zehnjährige Altardiener immer vorspringen, und wenn man nicht mehr nach den sonst gar nicht zugelassenen alten Bettelmönchen greifen kann, ein Mangel an Geistlichen selbst entstehen. Ungeachtet der Kosten und Beschwerden wurde die Organisirung des Bürgermilitärs gleichwohl allenthalben mit guter Stimmung aufgenommen, weil sich der Bürgerstand durch diese Wiedereinsetzung in den bewaffneten Defensionsstand gehoben und anders gestellt gefunden. Den Uniformen der Staatsdiener fehlt es nach den im Regierungsblatt gegebenen vielfachen Mustern an Geschmack und guter Auswahl keineswegs; Rec. wünschte nur die seinige etwas weniger militärisch, damit man nicht, besonders mit den Cordons und doppelten Epauletten, als französischer Oberster oder General erscheint, im Vorbeygehen die Wachposten zum Präsentiren des Gewehrs überrascht, und dann im Rücken für diesen guten Willen den Verweis des Kriegsmanns und seine Belehrung vernimmt, dass die also einher gehenden Herren nichts als Bourgeois seyen. Aus den Brandversicherungslisten ergab sich für die Provinzen Altbaiern, Oberpfalz, Neuburg und Bamberg ein eingeschätzter Häuserwerth von 30 Millionen; für die Provinz Schwaben von nicht gar 10 Millionen. Nach den *Schrannen Manualien* von Baiern und Neuburg wurden im Jahr 1805 in den Schrannen verkauft 188,149 Scheffel Weizen, 102,171 Scheffel Korn, 147,303 Sch. Gerste, 76,555 Sch. Haber; im Jahr 1806 aber 203,854 Sch. Weizen, 113,695 Sch. Korn, 160,820 Sch. Gerste, 74,563 Sch. Haber. Der Erlöss davon war im Jahr 1805 10,778,474, und 1806 11,880,586 fl. Ins Ausland ging 1805 der sechste Theil, vom Haber über ein Drittheil, um den Preis von 2,479,687 fl.; im Jahr 1806 aber nur der 12 Theil (vermuthlich wegen des eigenen inneren militärischen Verbrauchs), an Haber der 8 Theil, sämmtlich um den Preis von 1,442,660 fl. Nimmt man nun diesen Marktverkauf als eine bestimmte Quota des ganzen Erzeugnisses an, vergleicht damit den Werth der Häuser, und computirt den Stand des Viehs (aus den Viehmarktslisten der wenigen Orte lässt sich gar nichts schliessen; die Aufschlags- und Zoll-Register müssten ein brauchbareres Resultat geben): so liess sich einigermassen eine Schätzung des Nationalvermögens versuchen. In diesem Jahrgang wurde auch eine Steuer-Rectificationscommission errichtet. Zur Erläuterung bemerkt man hier aus der Statistik des baierischen Steuerwesens, dass im Herzogthum Baiern ein Steuersimplum 1 fl. 15 kr. vom Vermögenswerth, aber nach einer uralten Schätzung von 1594 ist. Dergleichen Simpla werden gewöhnlich 4, also 5 Procent des *alten* Güteranschlags bezogen. Grafschaft Cham giebt so viele ¾ Simpla, als Baiern ganze, aber nach einer jüngeren Schätzung von 1631. Die Grafschaft Haag 3 fl. 20 kr. vom Hundert nach einer Schätzung von 1617. Die Herrschaft Hohenschwangau 1 Procent nach einer Schätzung von 1710. Die obere Pfalz ½ Procent vom dritten Theil des Vermögens nach einer ganz neuen Schätzung von 1766 und 1774 zu Einem Simplum, deren gewöhnlich drey erhoben werden; die Landgrafschaft Leuchtenberg ½ Procent von ⅓ des Vermögens nach neuer Schätzung; das Herzogthum Sulzbach zu 1 Simplum 1 Procent, und gewöhnlich 2 Simpla; das Herzogthum Neuburg 1 Procent nach einer Schätzung von 1720. — Eine Verordnung vom 8 Jun. 1807 bemerkt, dass sich die Pensionen für die Wittwen und Waisen der Staatsdiener zu einer beträchtlichen Summe erhoben, und verordnet daher zur Beyhülfe Besoldungsabzüge. Es scheint nicht, dass dem Pensionsnormativ (nämlich ein Fünftel des Gehalts für die Wittwe, und ein Fünftel aus diesem für jedes unversorgte minderjährige Kind) ein politisch-arithmetischer Calcul vorausgegangen. Die Constitutionsurkunde der Akademie der Wissenschaften vom 1 May 1807 spricht die allerhöchste Absicht aus, durch vereinte Kraft mehrerer gelehrter Männer, die ihr Leben ausschliesslich den wissenschaftlichen Forschungen widmen, dasjenige hervorzubringen, was auch die möglichst grössten einzelnen Kräfte nie vermögen würden. Von dem zur Bearbeitung aufgegebenen geographischen Lexikon ist zur Zeit keine Rede; über die *Monumenta Boica* haben wir Veranlassung gehabt, uns besonders zu äussern, und was in frommer

Meinung für die endliche Herstellung der Ordnung auf der Bibliothek zu wünschen sey, wird dem nicht entgehen, der im Fall ist, nach denen Büchern, die zwar im Katalog stehen, aber nicht gefunden werden können, alltäglich suchen und fragen zu lassen. Durch Erneuerung eines ganz alten Gesetzes werden die Juden unterm 4 Aug. 1807 von allen Kauf- und Tausch-Contracten liegender Güter auf alle Zeit ausgeschlossen, eine Verfügung, die in der Anwendung für die jetzigen Bestandtheile des Staats und für die jetzigen Zeiten, wo den im Werth allgemein gefallenen Gütern die gröfste Concurrenz der Käufer zu wünschen ist, ihre besonderen Schwierigkeiten, und daher auch schon bedeutende Modificationen gefunden. Abweichend von anderen Staaten, hat die baierische Regierung die Schutzpockenimpfung nicht blofs empfohlen und befördert, sondern mit den zweckmäfsigen Anstalten sogar gesetzlich befohlen. Da man hierin der preiswürdigen Absicht der Regierung überall mit Willfährigkeit und guter Stimmung entgegengekommen, und durch die allgemein vollzogene Impfung die Vertilgung der Pockenpest als erreicht betrachtet werden kann: so wird vielleicht jetzt eine Vereinfachung der etwas viel verwickelten und umständlichen Controllen und Tabellen möglich seyn.

Jahrgang 1808 bietet als einzelne statistische Ausbeute dar die General-Tabellen der Geborenen, Getrauten und Gestorbenen im Herzogthum Neuburg, der Provinz Bamberg, der Oberpfalz, eine Populationsliste von Tyrol und eine dergleichen von Schwaben, letztere ohne gezogene Hauptsummen. Schade, dafs dieses durch Abgang der Listen von Baiern und Ansbach Stückwerk bleiben mufste. Der Jahrgang selbst beginnt mit der Zoll- und Maut-Ordnung vom 1 December 1807. Sie war um so mehr wohlthätig und nützlich fürs Ganze, als vorher eine Provinz die andere sperrte. Der Geist des Gesetzes ging dahin, als Regel die *Centnermaut* einzuführen, dadurch die lästigen Visitationsmanipulationen so viel als möglich zu umgehen, und den inneren Handel mit den einmal nach dem Centner vermauteten Waaren gegen gelöste Handelspatente gänzlich freyzugeben. Mehrere Reclamationen des Handelsstandes jedoch, die nach dieser Verordnung erst zur Sprache kamen, das eigene Interesse des im Königreich Baiern meist ganz passiven Weinhandels und der wichtigen Speditionsgeschäfte bewirkten in wenigen Monaten eine in ihren Sätzen vielfach gemilderte, aber nun auch in der Controlle verschärfte *zweyte Mautordnung*, welcher seit dem 1 Oct. 1811 die *dritte* gefolgt ist, worin bey den neueren Ereignissen die Zölle der Colonialwaaren regulirt, zum Behuf des Schuldentilgungsfonds ein eigener Drüberschlag festgesetzt, und das Weggeld im Inland wieder eingeführt wurde. Dem Plane, durch die *Generaladministration des Stiftungs- und Communen-Vermögens* (V Stück), mit gänzlicher Umgehung der Provincialstellen, als sogenannter überflüssiger Speditionsbehörden, das Stiftungs- und Gemeinde-Vermögen jedes einzelnen Dorfes in seinem gröfsten Detail von dem Centralpunct in München aus leiten zu wollen, hat der Erfolg und die Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung nicht zugesagt. Als ächte Körnchen sind geblieben die Ausscheidung der Stiftungsfonds nach ihrem Zweck für Cultur, für Erziehung und Wohlthätigkeit. Die verheifsenen *Jahrbücher* dieser Administration (XIII Stück) sind nicht erschienen, und werden wohl jetzt nicht mehr hervorgehen, sofern nicht Andere diese Annalen zu schreiben sich entschliessen sollten. Die Verordnung über die *Steuer-Rectification* (VII Stück) befiehlt, ohne die Resultate der Steuervermessung abzuwarten, sogleich ein Steuer-Provisorium herzustellen; zu diesem Ende wird für jede Provinz eine Rectificationscommission angeordnet, um ohne Rücksicht auf Flächenraum und den Ertrag des Grundvermögens den Werth der steuerbaren Objecte durch eidliche Taxationen mit Zuhülfnahme eigener Fatirung der Besitzer, der Kaufsschillinge und der Pachtpreise auszumitteln. Diese Operation ist nun, nach einem von der münchner Commission entworfenen und den anderen vorgezogenen Plan (St. XXII), bis auf Tyrol, Baireuth und die allerneuesten Erwerbungen vollendet, so dafs vom J. 1812 die Steuerbelegung nach den neuen Katastern erfolgt. In wiefern die Aufgabe in solcher Art zu lösen war, wird seiner Zeit die vergleichende Erfahrung beurtheilen. Die mit den mannichfaltigsten Steuertypen behelligte Administration bedarf allerdings Erleichterung und einfachere Übersicht, und es wird auf alle Fälle doch leichter seyn, hierin Verbesserungen und Ausgleichungen anzubringen, als in dem alten Mosaik. Die Verordnung über die *Armenpflege* (XII Stück) ist so vortrefflich gedacht, als gesagt. In der Hauptsache aber, und auch das ist schon viel geleistet, wird sie vorerst blofs in Festsetzung der Verpflegungsbeyträge anwendbar seyn. Den Armenbeschäftigungshäusern, um sie zu errichten, fehlt in jetzigen Zeiten Fonds, Arbeitsstoff und Absatz; Armenversorgungshäuser, von den wenigen Armenspitälern mag gar keine Rede seyn, lassen sich der wahren Exigenz genügend nicht wohl hoffen. Es möchte wohl am Ende nichts übrig seyn, als von Staatswegen für die Fixirung der Vagabunden und Taugenichtse zu wachen, die nothdürftigste Versorgung der anderen Armen aber, in Geld- oder Natural-Verpflegungsbeyträgen den Gemeinden selbst Districtsweise zu überlassen. Aus der Beylage zum XVIII Stück ersehen wir, dafs Seine Majestät der Kaiser von Frankreich für die Truppen, die 1805 und 1806 in den baierischen Staaten sich aufgehalten haben, den Unterthanen eine Entschädigung von 990,000 Franken angewiesen habe, die auch wirklich vertheilt worden sind. Unter vorausgegangener Aufhebung aller landschaftlichen Corporationen erscheint im XXII Stück die *neue Constitution des Königreichs*. Vermöge dieser werden die Unterthanen, die sie allgemein beschwören müssen, durch eine National-Repräsentation vertreten, welche aus den gröfstbesteuerten Landeigenthümern, Kaufleuten und Fabricanten (mit Ausschlufs der Gelehrten) besteht. In jedem Kreis wird alljährlich eine Kreisversammlung und Kreisdeputation gehalten; es

soll zufolge derselben ein allgemeines bürgerliches und peinliches Gesetzbuch eingeführt, alle Militärgerichtsbarkeit in peinlichen Sachen aufgehoben, eine Gensdarmerie errichtet werden. Dem reihte sich nunmehr an die neue Territorialeintheilung des Königreichs in 15 Kreise (XXXIII St.), und die Instruction der Generalkreiscommissarien, worin die Obliegenheit dieser obersten Polizey- und Executiv-Stellen der äusseren Provinzen nicht sowohl aus einem rein aufgefassten Begriff der Polizey systematisch entwickelt, als vielmehr durch empirische Exemplificationen fragmentarisch dargestellt ist. Die jedesmalige Abtheilung des Standes und Dienstgehaltes, die von demselben Subject unter verschiedenen Bedingungen, welche sich auf die Dienstpragmatik beziehen, zu gleicher Zeit bezogen werden, hat in anderen öffentlichen Anzeigen zum Missverständniss Anlass gegeben, als ob es einige Generalcommissäre mit 1000 fl. Gehalt, und Kanzleydirectoren mit 200 fl. gäbe, da doch der geringste Besoldungsgrad des einen 1000 fl. und 4000 fl., des anderen 200 fl. und 2000 fl. war. In den sich nun mit raschem Schritt folgenden Constitutionen neuer Behörden spricht sich der allgemeine Endzweck aus, jeden Zweig der Verwaltung so viel als möglich zu *isoliren*, die Fäden derselben im Centralpunct der Ministerien mit ihrer unmittelbaren eigenen Kraftanwendung allenthalben selbst zu dirigiren, und auf die äusseren Behörden mehr selbst zu wirken, als auf sich wirken zu lassen. Daher also die Constituirung einer *Generalpostdirection* (St. XXVII) und einer Ministerialpostsection (St. LVIII), einer Centralstaatscasse (St. XLI), einer Lehens- und Hoheits-Section, einer Polizeysection, einer Generalsection des Wasser-, Brücken- und Strassen-Baues (St. XLIX), einer Ministerial-Steuer- und Domänen-Section (St. LII), des statistisch-topographischen Bureau (St. LIV), der Kirchensection und der Studiensection (St. LVIII), welche letztere mit der Aufsicht über die niederen ganz gemeinen Schulen auch die Curatel der höheren Studienanstalten und Universitäten verbindet. An sich stehen freylich die gemeinen Schulen mit den Universitäten in keiner näheren Verbindung, als etwa die Akademie der Künste mit der Handwerkspolizey, und die gewöhnliche Behandlung der Schulgegenstände durch die Schulräthe und Oberschulräthe, die mehrentheils in einer Buchhalterey über die zahlreichen Schulmusterungsregister besteht, wird sich nie zu jener Kraft erheben können, womit nach Beyspielen älterer und neuester Zeit eine höher inspirirte Curatel der Studiendirection ihre Wunder bewirken kann und muss. Die Summe aller auf Lyceen, Gymnasien und höheren Bürgerschulen Studirenden war im J. 1806 3995, im J. 1807 aber nur 3536. Warum in so schnellem Abfall 459 weniger? — Noch kommt zu erwähnen die Constitution einer Akademie der bildenden Künste (St. XXII). Die Einquartirungs- und Verpflegungs-Norm der baierischen Truppen im Inland (St. XXX). Die Oekonomie und Verpflegung des baierischen garnisonirenden Militärs ist selbstständig, fällt dem Publicum nicht im Mindesten zur Last, und wird von den Commandirenden allenthalben unparteyisch gehandhabt. Nach einer besonderen Verordnung (Stück XL) wurden zu München, Bamberg und Insbruck medicinische Schulen für blosse Techniker (das alte *reilische* Project der *Heilkünstler*) errichtet, die nur das zu lernen haben, was sich zunächst auf das Krankenbette bezieht, mit Ausschluss alles dessen, was der im höheren Sinn gebildete Arzt wissen muss, wodurch nicht sowohl neue Pfuscher und Halbgelehrte entstehen, als vielmehr die bisherigen Pfuschereyen gehemmt werden sollen; hiemit ist zu verbinden das organische Edict über das Medicinalwesen (St. LVI), welches eine allgemeine Landespharmakopöe verspricht. Jedes Gericht hat seinen Gerichtsarzt, jeder Kreis einen Medicinalrath, das innere Ministerium ein eigenes Medicinalbureau, ausserdem wurden für Unterricht, Prüfung und Ausstellung technischer Gutachten drey Medicinalcommitteen zu München, Bamberg und Trient (jetzt Salzburg) angeordnet, eine Sorgfalt für einen einzelnen Zweig der Polizey, worin es der baierischen Regierung bisher wenig andere gleich gethan haben dürften. Das organische Edict über die Gerichtsverfassung setzt fest ein Oberappellationsgericht mit 1 Präsidenten, 3 Directoren und 30 Räthen. 6 Appellationsgerichte, je für 2 Kreise Eines mit 1 Präsidenten, 2 Directoren und 16 Räthen; 3 Appellationsgerichte nur für Einen Kreis mit 1 Präsidenten, 1 Director und 8 Räthen; die Landgerichte, Stadtgerichte und Patrimonialgerichte (St. XXXII). In dem späteren Edict, die Patrimonialgerichtsbarkeit betreffend (St. LVII), welches übrigens mehrere, für Rec. ganz dunkele Stellen hat, wird die contentiöse Gerichtsbarkeit derselben ganz aufgehoben, soll aber jetzt nach neuester Declaration über die Majorate den Majoratsherren und adelichen Lehengutsbesitzern im vollen Umfang sammt der Polizey wieder zurückgegeben werden. — Organisches Edict über die gutsherrlichen Rechte (St. XLV). Instruction der Finanzdirectionen (St. XLVII). Edict über die neben der neuen Constitution doch noch bestehend gebliebenen Lehenverhältnisse (St. XLVIII). Die Lehen werden hier nicht nach einem wesentlichen Charakter ihrer inneren Natur, sondern nach einem zufälligen äusseren Umstand des Lehenceremoniels in Thronlehen und in Kanzleylehen eingetheilt, und übrigens mit Einschaltung alter Lehenscontroversien in der Hauptsache die Grundlinien des gemeinen altbaierischen Lehenrechts wiederholt. Edict, die Aufhebung der Leibeigenschaft betreffend (St. XLIX), desgleichen über die *Confiscationen*, in einem sehr liberalen und nicht güterbegierigen Geist. Edict über den Adel (St. LI). Alle adelichen Fideicommisse und alle Ansprüche der Regredienterbschaften werden aufgehoben, die Errichtung künftiger Majorate nur bey einer reinen Rente von 4000 fl. zugelassen. Die übrigen äusserlichen Ehrenrechte des adelichen Individuums, nicht eines repräsentirten adelichen Standes, und sonst ohne alle bürgerlichen Ansprüche, sind geblieben, jedoch wird in der neuesten Declaration, die Majorate betreffend, der Majoratsherr und adeliche Lehengutsbesitzer als *geborner Repräsentant* der baierischen Nation erklärt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 APRIL, 1812.

STATISTIK.

München, b. Hübschmann: *Königlich-baierisches Regierungsblatt* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Edict über die Aufhebung des Johanniterordens (St. LIV), dessen Güter noch separat fort administrirt werden. Errichtung eines Civilverdienstordens mit 4 Classen, die erste für 12 Grosskreuze (vorläufig ernannt 16), die zweyte für 24 Commandeure (ernannt 15), die dritte für 100 Ritter (ernannt 62), und die vierte ohne beschränkte Zahl für die Ehrenmedaillen. Die Ernennungen aus allen 3 oberen Classen enthalten sehr viele in der gelehrten Welt bekannte Namen. — Edict über *das Gemeindewesen* (St. LXI), ein classisches Product, dem Geist deutschen Volks und deutscher Verfassung so angemessen, dass es als Muster ausgehoben und literarisch allgemein bekannt gemacht zu werden verdiente. — Instruction der Polizeydirectionen (St. LXIII). Anordnung eines Reichsheroldenamts (St. LXVI). Organisation der (bald darauf aufgehobenen) Universität Inspruck (St. LXVII). Rangordnung der höheren Civil- und Militär-Stellen. Vorläufig nur erst der 6 obersten Classen: 1) nach den dirigirenden Ministern und Kronbeamten die *Reichsmarschälle* (deren Ernennung nicht erfolgt ist); 2) die Geheimen Räthe im *ausserordentlichen* Dienst, denen auch allein, und mit Ausschluss der wirklichen Geheimen Räthe im *ordentlichen* Dienst, der Titel Excellenz zukommt (der Rang dieser letzteren ist noch nicht bestimmt, und steigt nicht bis in die sechs ersten Classen); 3) die Generallieutenante mit Generalcommando, denen auch noch der Excellenztitel gebührt; aber nicht mehr in der 4) Classe den Generalcommissären, die nicht zugleich Geheime Räthe im ausserordentlichen Dienst sind; 5) die Generallieutenante ohne Generalcommando; 6) die Generalmajore, die *ad interim* Generalcommandos verwalten.

Jahrgang 1809. Nachdem uns das vorhergegangene Epochejahr der Organisation einen so reichhaltigen Stoff geliefert: so können wir, mit Übergehung desjenigen, was nur unmittelbare Erklärung oder Fortsetzung früherer Gesetze ist, uns nunmehr kürzer fassen. Statistische Ausbeute, die leider zusehends immer noch sparsamer sich einstellt, ist (St. XIV) die Generaltabelle der Geborenen, Getrauten und Gestorbenen in der Oberpfalz von 1807. Unter 9468 Todten waren 112, welche durch Zufall zu Grunde gegangen. Das 7 Kind war ein uneheliches. Verzeichniss der Geborenen, Gestorbenen und Getrauten im Unter-Donaukreis im J. 1808. Hier war das 5 Kind ein uneheliches. Desgleichen im Eysakkreis (St. XVII). Warum sind nun die Auszüge von allen anderen Kreisen zurückgeblieben? Generalconspect aller im baierischen Staat bestehenden *Bierbrau-reyen* (St. XVII), 4745 an der Zahl. In der Gradation der Biertrinker im baierischen Staat ist vor allen voran der Altbaier, im Verhältniss des Malzverbrauchs auf eine Summe von 10 Personen zu $22\frac{3}{4}$ Scheffel, dann der Neuburger zu $21\frac{1}{3}$ — der Bamberger zu $17\frac{7}{8}$ — der Oberpfälzer zu 16 — der Schwabe zu $13\frac{2}{3}$, und als der allermindeste Trinker der Ansbacher und Nürnberger zu $11\frac{7}{34}$. Der Getreideverkauf in Altbaiern belief sich im J. 1807 auf beynahe 6 Millionen, im J. 1808 auf 6,700,000 fl. Die früheren Listen, welche zugleich die Exportation ins Ausland bemerkten, waren instructiver, als die jetzigen der Generalmautdirection. Eine Verordnung, die Prüfung der protestantischen Pfarramtscandidaten betreffend (St. X), 65 gedruckte Columnen stark, das organische Edict über die Bildung der Mittelstellen für die protestantischen Kirchengemeinden (6 Generaldecanate im Maynkreis, Pegnizkreis, Rezat-, Oberdonau-, Lech- und Isar-Kreis, mit den untergeordneten Districtsdecanaten), das Edict über die äusseren Rechtsverhältnisse des Königreichs in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften (St. XL), die Verordnung, die Errichtung der Schullehrerseminarien betreffend (das zu Augsburg und Nürnberg für die Protestanten ist noch immer nicht erfolgt) (St. XLIII), endlich die Instruction des Generalconsistoriums (St. LXV) bieten mit einiger Weitläuftigkeit ein hiemit vollständig geschlossenes protestantisches Kirchenstaatsrecht dar. Die Verordnung, die öffentlichen Unterrichtsanstalten im Königreich betreffend (St. XI), will *Volksschulen* von Studienanstalten ganz getrennt wissen. Sie theilt die *Studienanstalten* in Studien-Schulen und in Studien-*Institute* (da *Anstalt* und *Institut* ganz das Nämliche ist: so macht die Unterscheidung einer Sache *unter demselben Namen* allerdings Schwierigkeit); Studienschulen werden wieder unterschieden in Primärschulen und Secundärschulen; Secundärschulen werden unterschieden in Progymnasium und Realschule, Studieninstitute in Gymnasial- und Real-Institute. Dieses ununterbrochen fortlaufende Distinguiren und Subdistinguiren läst die erste Eigenschaft einer ächten Lehrmethode, Einfachheit und Fasslichkeit, vermissen. Eine andere Schwierigkeit entstund dem Lehrplan daraus, dass er dem wesentlichsten Bedürfniss aller Schulverbesserung, der Herstellung und Sicherung der

Schulfonds und der Schuletats, vorausgegangen; auch hat sich durch die allgemein geringe Frequenz der Realschulen die grosse Mehrheit gegen eine solche schroffe Trennung des sogenannten reellen Unterrichts von der wissenschaftlichen allgemeineren Bildung erklärt. — Verordnung, die Einführung gleicher Masse, Gewichte und Münze betreffend (St. XX). Das vorgeschriebene ist das altbaierische Mass, wovon aber das Längenmass, aus altem Zufall für sich selbst bestehend, weder dem Cubus noch dem Gewicht das übereinstimmende Verhältniss giebt, dem allgemeineren französischen Gewicht, mittelst einer durchgehenden Gleichung, sich also auch nicht anpassen läfst, auch sonst keine vortheilhafteren Unterabtheilungen darbietet. Wahlordnung der Akademie der Wissenschaften (St. LII), Verordnung über die Errichtung der Specialgerichtshöfe zu Untersuchung und Aburtheilung der Verbrecher des Staatsverraths, der beleidigten Majestät und des Aufstandes; ein Vorläufer des baierischen Criminalgesetzbuchs, welcher dessen grosse Milde ankündet. Verordnung, die Reisepässe betreffend, welche nun die Communication eines Conföderationslandes mit dem anderen nothwendig bedingt haben. Wenn Reisenden, die aus den kleineren Conföderationslanden hinüber und herüber gehen, ohne Orte zu durchkreuzen, wo sich Gesandten aufhalten, gleichwohl die Visirung solcher ganz ausser der Reiseroute liegenden Gesandschaftsstellen abgefodert wird, wie dieses sogar schon bey Käufern und Verkäufern, welche den nächsten inländischen Jahrmarkt besuchen wollten, der Fall war: so liegt wohl hierin ein offenbares Missverständniss oder eine Übertreibung der unteren Behörden. In der Geschichte des Damian Hessels, Mainz 1811, wird bey Erwähnung des eigenen Umstandes, dass alle Mitglieder der Bande immer mit den regelmässigsten Pässen versehen waren, geäussert, es scheine, in solcher Art würden durch die vielen Pässe mehr die ehrlichen Leute, als die Diebe, in Verlegenheit gesetzt. Verordnung den künftigen *Jahrsbericht* betreffend (St. LXXIV). Die Postulate zum statistischen Theil dieses Berichts sind noch nach dem veralteten Zustand dieser Wissenschaft gestellt, und auf lauter Ziffern und Tabellen aus den sogenannten Reichen der Natur gerichtet, die sich weder in der Haupttabelle füglich vereinigen lassen, noch sonst ein anwendbares Resultat geben. Da die baierische Regierung sich auch durch ein statistisch-topographisches Büreau auszeichnet: so leidet es keinen Zweifel, dass nicht diese Aufgabe in eine dem höheren Geiste der statistischen Wissenschaft und ihrer bisherigen Fortschreitung zusagende Art umgewandelt seyn werde. Verordnung, die Prüfung der Aspiranten zum Staatsdienst betreffend. Hierin wird der in den Prämissen nothwendig liegende Versuch gemacht, den Werth der geprüften Geister durch arithmetische Formeln auszumitteln. Da diese Prüfungen durchaus nur schriftlich geschehen: so bleibt es sehr schwierig, lebendiges Talent und schnelles Urtheil zu belauschen, und dasselbe gegen einen mit bloss auswendig gelernten Formeln dressirten mittelmässigen Kopf in gebührenden Rang zu stellen. Auch wird die Wahl der Fragen von höchstem Einfluss seyn.

Jahrgang 1810 ist in Bezug auf statistisch wissenschaftlichen Werth sehr gemindert, und wieder mehr als vorher zum Intelligenzvehikel anderer Kreise zurückgeschritten. Die Summe des 1809 in Altbaiern verkauften Getreides betrug 7,866,000 fl. Der Polizey-Cordon hat 1809, Tyrol nicht mitgerechnet, ergriffen 1 Majestätsverbrecher, 11 Mörder (darunter aus dem Unterdonaukreis allein 5), 21 Strassenräuber (der Isarkreis die meisten mit 9); 5 Mordbrenner, 451 Diebe (aus dem Unterdonaukreis 89), 123 Betrüger (aus dem Unterdonaukreis 20), baierische Deserteurs 1422, ausländische 13,261, widerspenstige Enrollirte 277, darunter aus dem Unterdonaukreis mehr als die Hälfte mit 186, 15,506 Vagabunden, worunter der Isarkreis und Nabkreis die meisten, der Illerkreis die wenigsten geliefert, wenn die Ursache nicht in einer anderen Unterlassung oder Hemmung der Anstalt zu suchen ist; 64 Contrabandisten, im Ganzen sehr wenig, und davon die meisten aus dem Maynkreis; 27 Wildschützen, die meisten im Isarkreis. Das Verhältniss der bürgerlichen Cultur des Unterdonaukreises, welcher gegen alle anderen Kreise nicht allein die meisten Mörder, Diebe, Cantonflüchtige, sondern auch die Arten der gemeinen Betrüger geliefert, ist in der That beobachtungs- und überlegungswerth. Nach einer Verordnung im V Stück sollen Staatsdiener ohne Vorwissen der Obern nicht in auswärtige literarische Verbindungen treten, und ihrem Charakter keine fremdartigen Prädicate beylegen. Ist vielleicht durch Übertreibungen einzelner Fälle veranlasst; im Ganzen ist dem Literator dadurch noch keine Schwierigkeit durch die Anwendung in Weg gelegt worden. Ferner sollen ohne Bewilligung des auswärtigen Ministeriums keine Charten vom Königreich Baiern herausgegeben werden (St. XXXV). Um wenigstens für jedes Landgericht allmählich Einen tauglichen Thierarzt zu bilden, und zugleich künftig die Beschlagschmiede zu prüfen, wird in München eine Central-Veterinärschule unter den Professoren *Will*, *Laubender* und *Schwab* errichtet (St. VIII). Das Edict, die neue Territorialeinrichtung betreffend (St. XLVII), reducirt die durch die neuesten Erwerbungen um Einiges vergrösserte Monarchie von 15 Kreisen auf 9 Kreise, und die zwey Stadtbezirke von Augsburg und Nürnberg. Ob die Controlle der Polizeybeamten, zumal wo sie von der Justizadministration nicht rein ausgeschieden sind, oder sich noch durch eine Menge Herrschaftsgerichte vervielfältigen, in kleineren Kreisen nicht besser handzuhaben sey, mag auf einer anderen Erwägung beruhen; sicher aber ist es, dass den Unterthanen bey Kriegszügen, Contonnements, Lieferungen, Recrutenstellungen u. dgl. in weitläuftigeren Kreisen mehr Erleichterung, und schon in der Austheilung beabsichtigte Gleichstellung gewährt werden kann; und je weniger gedrängt die einzelnen Kreise an einander liegen, desto weniger werden auch die Fälle einseitiger Vertretungen und Zuschiebungen seyn: eine Rücksicht, die unter den jetzigen Zeitum-

ständen alle anderen bey weitem überwiegt. Verordnung, die allgemeine Einführung der alten baierischen Gerichtsordnung im ganzen Reich, bis eine neue Gerichtsordnung und ein neues Gesetzbuch, dessen früher bekannt gewordene 3 erste Theile zurückgenommen scheinen, verkündet wird (St. LI). Entwurf eines landwirthschaftlichen Vereins (St. LIX), der seither schon viele angestrengte Regsamkeit bewiesen. Formalien der protestantischen Decanate (54 Decanate und 634 Pfarreyen) (St. LXXV). Unterm 25 Nov. 1810 wird das Fortbestehen der Universität Erlangen erklärt und ihre alsbaldige neue Einrichtung zugesagt, sobald nur die damals schon angefangene Untersuchung der vorhandenen Mittel beendigt seyn werde, welches unterdessen seither noch ohne Erfolg geblieben ist.

Jahrgang 1811. Die Spur systematischer Behandlung dieses ausserdem seinem Inhalt nach so vortrefflichen und achtungswürdigen Blatts wird immer noch mehr unkenntlich. Es werden fortwährend Listen über die Getreidemärkte gegeben, aber warum immer nur allein von Baiern, Neuburg und dem Oberdonaukreis, und warum mit solcher Zerstückelung fast wöchentlich, da jährliche Generallisten genügten, und unterdessen die laufenden Preise aus den einzelnen Intelligenzblättern ersehen werden können? Der Verkauf im Jahr 1810 betrug nur 6,665,000 fl. Die Cordonslisten von jedem einzelnen Monat sind sehr überflüssig; nur die Generaljahrsliste kann interessant seyn. Die Zahl der groben Verbrecher in diesem Jahr ist merklich gestiegen, 28 Mörder, 23 Strassenräuber, 697 Diebe, 167 Betrüger; 110 Contrabandirer; 64 Wildschützen; weniger aber, als vorher, 605 baierische, 2707 ausländische Deserteurs, 82 Cantonflüchtige. Der Unterdonaukreis, dessen Landgerichte nicht einmal alle die Cordonsanstalt eingerichtet hatten, zeigt sich wieder in einem sehr traurigen Verhältniss. Vaganten sind 15244 ergriffen worden. Da im vorigen Jahre beyläufig dieselbe Anzahl abgetrieben wurde: so müssen sie, wenn alle Jahre wieder so viele erscheinen, an anderen Ecken wieder hereinkommen. Die auf die Gemeinden ausgeschlagenen Kosten des Cordons betrugen zu zwey Drittheilen 131,800 fl., im Ganzen also an 176,000 fl. Die Tabellen über die Verhandlungen der Gerichte erster Instanz sind sehr zweckmässig und anschaulich; die von den Gerichten zweyter Instanz aber, indem sie alle Producte der Feder mit Zahlen aussprechen wollen, verlieren die eigentliche Basis der Schätzung innerer Arbeit. Den Criminallisten fehlt das, was dem Statistiker und Psychologen am interessantesten ist, die Angabe der Arten abgeurtheilter Verbrecher, ihrer Heimath, ihres Alters und ihres Geschlechts. Auch wären hier Jahrstabellen statt Quartalstabellen hinreichend genug, und besser, damit nicht immer dieselben hängenden Processe in allen Quartalen erscheinen. Bey Gelegenheit der errichteten Rentämter im ehemaligen Fürstenthum Baireuth wird die Zahl der Häuser auf 31,715, der Seelenzahl auf 206,055 angegeben. Da hier nach einem ganz ungewöhnlichen Verhältniss auf jedes Haus fast 7 Personen kommen würden: so wünschte man den Grund dieser eigenen Erscheinung, oder ob am Ende nicht der Häuser mehrere sind, näher zu wissen. Sonst sind folgende die merkwürdigsten Verordnungen. (VII St.) die Auflösung der Universität Salzburg. Die Consolidation des baierischen Staats hat bereits 4 Universitäten, Salzburg, Inspruck, Dillingen, Altdorf, das Ende gegeben. Das Schicksal von Erlangen, von welcher das Regierungsblatt nicht einmal die Lectionskatalogen bekannt macht, hängt noch immer in schwebender Erwartung. Die Einführung neuer Qualificationsbücher bey den Justizbehörden betreffend (XIII St.). Die Regierung wird, mittelst dieser Anstalt, den Culminirpunct der an die gewöhnlichere Mittelmässigkeit fixirten Geister, wie von einer Warte, nach ihren verschiedenen Grössen bestimmen können. Vermuthlich liegt aber auch eine andere Berechnung für die Kometenbahn der besseren Köpfe vor, sofern diese in dem Dunstkreis des gemeinen Mechanismus sichtbar werden. Im XXIX Stück wird bekannt gemacht, dass die ausgestreuten Gerüchte von staatsverrätherischen Verbindungen in Baiern ungegründet befunden worden, zur Rechtfertigung und Beruhigung der verunglimpften Individuen, worunter verdiente, bey öffentlichen Anstalten angestellte Männer begriffen seyen. Das XXXII Stück stellt die Regulirung einer Biertaxe, anwendbar für die ganze Monarchie, auf. Als Durchschnittsgrösse wird nämlich zuvörderst angenommen ein Brauhaus, das aus 450 baierischen Scheffeln Malz beyläufig 3000 Eimer Bier braut, indem auf 5 Scheffel trocknes Malz und 15 Pfund Hopfen 35 Eimer Winterbier, und aus derselben Quantität Malz und 25 Pfund Hopfen 30 Eimer Sommerbier gerechnet werden. Als Verlagscapital wird angesehen der Werth des Brauhauses, des Inventars, die Auslagen für Pferde, Holz, Brauknechte. Als Ersatz hiefür wird auf jedes Mass Bier (keine 54 französische Cubikzoll enthaltend) eine unveränderliche Normaltaxe von $4\frac{1}{2}$ Pfennig gelegt; dieses macht auf 3000 Eimer, der Eimer zu 64 Mass, einen Ertrag von 2000 fl. aus. Hienach wird der Verlag eines Brauhauses von der gegebenen Grösse, welche an sich nur einen mittelmässigen Betrieb voraussetzt, einem Capital von 80,000 fl. gleichgeschätzt, welches vielleicht hin und wieder bey luxuriösen Brauanstalten theurer Städte, auf dem platten Lande aber wohl selten der Fall ist. Als *Fabricationsgewinn* wird dem Brauer ferner zugebilligt $1\frac{1}{2}$ Pfennig von dem Mass, thut auf 3000 Eimer 1200 fl. und um ferner für den Minuto-Verschleis 2 Pfennig von dem Mass, thut 800 fl. Gerste und Hopfen werden nach erhobenen Preisen der Taxe beygefügt, und sodann noch 4 Pfennige Aufschlag jedem Mass zugesetzt, wonach ein Mass Bier im geringsten Preis $4\frac{1}{2}$ Kreuzer, im höchsten (innerhalb eines Bierlandes) 9 Kreuzer kosten kann. Das Publicum giebt also von diesem allgemeinsten und nothwendigsten Lebensbedürfniss den Producenten und Verschliessern einen Gewinn von resp. 2000 fl., 1200 fl. und 800 fl., der, wenn man den Werth eines Brauhauses, eins in das andere gerechnet,

für 12000 fl. anschlägt, wofür man sie hier zu Lande, wo die Güter noch am höchsten stehen, genug bekommen kann, 33⅓ Procent ist, und der, wenn man auch die wirkliche Auslage zu 4 Pferden, die doch auch in der Ökonomie Dienste thun, jährlich zu 450 fl., 4 Dienstboten 600 fl., Holz mit eigenen Pferden abzuholen 500 fl., und für Unterhaltung des Geschirrs 300 fl. zuläst, und von den 2000 fl. Verlagsersatz und 1200 Fabricationsgewinn abzieht, noch eine Summe von 1350 fl. abwirft, welches von einem Brauhaus zu 12000 fl. 11¼ Procent *reinen Capitalgewinn* giebt. Es möchte scheinen, dass, wenn ein Verleger ausser dem Ersatz seiner Auslagen 5 Procent seines Capitals und noch 5 Procent als Dividende für Fabricationsgewinn erhalten, er an sich schon sein Capital nicht schlecht benutze; höhere, der Natur der Sache nicht angemessene Benutzungen lassen sich nur da denken, wo man die Concurrenz nicht frey giebt. Der Wein hat nirgends eine Taxe; nur bey dem aufgehobenen Brauzwang, bey der Fähigkeit des Publicums, das Bier selbst zu beurtheilen, und bey der Freyheit, sich das Bessere zu verschaffen, bedarf nichts weniger einer Taxe, als gerade das Bier. Es wird überhaupt jede Taxe, wo man alle Auslagen des Verlegers nothwendig mit in Anschlag bringen soll, seine vielen anderen indirecten ökonomischen und commerciellen Vortheile aber nicht mit berücksichtigen kann, hoch und beschwerlich ausfallen. Nachdem durch die erweiterte Vollmacht der Generalcommissarien die Schätzung des Biers an sie zurückgegeben ist: so möchte sich übrigens ein Theil dieser Bemerkungen wieder erledigen, bey welchen man ohnehin der Belehrung eines Besseren sich nicht zu entziehen vermeint. Im XLVIII Stück fodert der Geheime Rath und Leibarzt *von Besnard* die praktischen Ärzte auf, über sein bisheriges Verfahren, syphilitische Krankheiten ohne Mercur zu heilen, nunmehr Versuche anzustellen. Aus Stück LI ist zu ersehen, dass der General *von Wreden* Engelzell, Suben und Mondsee, innerhalb der baierischen Monarchie als *französisches Lehn* besitzt. Stück LV. Einführung der Tabaks-Regie, in den wesentlichsten Puncten modificirt durch Stück LXVIII. Errichtung einer Schuldentilgungscommission und (St. LXXIV) einer Liquidationscommission. Die Zahlungen der baierischen Staatsschulden waren von jeher gehörig gesichert und durch die zweckmässigsten Mittel eine beruhigende Ordnung in den Finanzen aufrecht erhalten (Regierungsblatt 1807. S. 969). Um also den Staatscredit nicht allein in seinem bisherigen Ansehen zu erhalten, sondern ihn auch für die Zukunft noch mehr zu erhöhen, wurde in jeder Provinz ein eigener Schuldentilgungsfonds und eine eigene Schuldentilgungscommission errichtet. In Altbaiern hatten ohnediess schon seit vielen Jahren ansehnliche Schuldentilgungsfonds bestanden, welche zu Aufrechthaltung des Provincialcredits gedient; für Tyrol war gesorgt, und in allen anderen Provinzen wurden Befehle zu Bildung eigener Fonds ertheilt. Den Provincialschulden-Tilgungscommissionen wurde eine strenge Liquidation aller Staatsschulden aufgegeben, und alle Jahre einmal oder zweymal sollte sich eine Centralschulden-Etatscommission mit Einberufung der Provincialcassen-Curatoren versammeln; und nachdem die Wohlfahrt des Staats und seine Stärke auf Erhaltung oder Umformung der ständischen Verfassung beruhe: so solle den ständischen Deputirten das Recht der Einsicht in die jährliche Verwendung der Steuern gestattet seyn. — Wenn nun bey so vortrefflichen Anstalten die Staatsschulden noch nicht alle abbezahlt, oder gar neue dazu gemacht worden sind, indem der Krieg von 1809 die vorigen Plane gehemmt: so giebt doch die neue Verordnung (Stück LV) die Gewissheit, dass in 30 Jahren die ganze Staatsschuld getilgt, und von nun an (20 Aug. 1811) ohne Beobachtung der pragmatischen Verordnung über die Staatsschulden, und ohne Ausmittelung eines bestimmten Zahlungsfonds keine neuen Staatsschulden mehr gemacht werden sollen. Nach der neuesten Staatskunde von Deutschland, Frankfurt und Leipzig 1784, war der Schuldenstand des Herzogthums Baiern 1778 über 20 Millionen Gulden, und das fortwährende jährliche Deficit der Casse bey einer Einnahme von 3,000,000 fl. beyläufig eine halbe Million. Der Schuldenstand von Tyrol unter österreichischer Regierung war 14 Millionen, von Salzburg bereits 1784 3 Millionen (Journal v. u. f. Deutschland), von Nürnberg 13 Millionen (Denkschrift des Gr. *v. Soden*), von Ulm 7 Millionen. Ausserdem benennen die öffentlichen Verhandlungen der Schuldentilgungscommission noch folgende besondere Arten von Schulden: die Schulden der einzelnen Kreiscassen, Illerkreis, Lechkreis u. s. w.; die Klostercommissions-, die zweybrückischen Schulden; den Kaufschilling für die französischen Domänen; die negociirten Anlehen bey den Handelshäusern zu München, Frankfurt, bey der Bank in Fürth (1 Million), die ausgestellten Tratten, die Civil- und Militär-Zahlungsausstände u. s. w.: so dass klar in die Augen fällt, der Termin einer dreyssigjährigen Zahlung sey mit einer weisen Berechnung festgesetzt. Die Redaction der bisherigen wunderbarlich mannichfaltigen Masse der baierischen Monarchie (St. LX) ist eine bedeutende, auch abgesondert nützlich zu gebrauchende mathematische Ausarbeitung, und bleibt zugleich ein historisches Hülfsmittel für die Zukunft. Neue Zoll- und Maut-Ordnung (St. LXI). Erweiterung der Competenz der Kreisstiftungs-Oberadministrationen (St. LXII) und des Wirkungskreises der Generalcommissarien (St. LXIV). Einverleibung der Wasser-, Brücken- und Strassen-Bau-Section ins Finanzministerium (St. LXVI). So bietet das Regierungsblatt dem denkenden Kopfe gleichsam die Annalen des Strebens und Wirkens der baierischen Regierung, des Fortschreitens in Wissenschaft, Verwaltungskunst, Staatswirthschaft, binnen einem Zeitraum von sechs Jahren dar. Der Antheil, den auch andere deutschverwandte Länder daran nehmen, kann den höheren Geistern, von welchen die Impulse ausgegangen, nicht anders als schmeichelhaft und bedeutend seyn.

D. d. u. n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27. APRIL, 1812.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Altona, b. Hammerich: *Annotationes ad Sophoclis Ajacem.* E ſcholis graecis, claſſicorum quorundam diſcipulorum rogatu privatim habitis, vulgavit *Jo. Gottlob Jaeger*, A. M. et Rector Scholae Meldorficae in Ditmarſis. 1811. VI u. 176 S. 8. (20 gr.)

Billig beſtimmt ſich unſer Urtheil über den Werth der vorliegenden Schrift nach ihrer Angemeſſenheit zu dem gewählten Zwecke. Der Vf. pflegte in früheren Jahren, in geſchäftsfreyen Abendſtunden, ſeinen Schülern die für Jugendlectüre beſtimmten Claſſiker Griechenlands auszudeuten; Zeitumſtände ſetzten dieſen verdienſtlichen Unterhaltungen endlich Ziel, und er benutzte jetzt, was ihm an Muſse zugewachſen, zur ſchriftlichen Auffaſſung ſeiner gelegentlich geſammelten Bemerkungen, die er für lernbegierige Jünglinge in und auſserhalb ſeiner Schule beſtimmt. Bey der alljährlich ſteigenden Anzahl ähnlicher Erläuterungsſchriften würde zwar jede Einrede zu ſpät kommen; doch bekennt Rec. offenes Herzens, daſs ihm der Gebrauch des Wörterbuchs und der Grammatik, ja im Nothfall ſelbſt der Verſion, für Jünglinge, die Eifer mit Thätigkeit verbinden (und nur ſolche ſetzt dieſes Studium voraus), überall hinreichend, und ſelbſt die Gefahr zufälliger Verirrung für freye Selbſtentwickelung wohlthätiger dünke, als der ſtete Gebrauch ſolcher Hülfsbücher. Indeſs würden wir uns noch leichter mit Arbeiten dieſer Art ausſöhnen, wenn ſie immer mit ſo viel Wahl und Klarheit ausgeführt würden, als wir Hn. *J.* nachrühmen müſſen. Zwar, daſs auch er nicht immer das rechte Maſs traf, zeigen mehrere Bemerkungen, die durchaus nicht auf eine und dieſelbe Claſſe von Leſern berechnet ſeyn können; oder meinte er, daſs ein Schüler, den man auf *Moeris* und *Thomas M.* verweiſen darf, noch der Belehrung bedürfe, εὖ πράσσειν heiſse glücklich ſeyn (V. 136), ἔχειν haben (134), daſs ἀπέδραν (163), die erſte Perſon ſonſt, hier die dritte, und ταυροπόλα doriſche Ausſprache für ταυροπόλη ſey; oder Bemerkungen, wie folgende: (622) Ἀμύγματα *lacerationes ab* ἀμύσσω, *discerpo, abſtracto nomine ſunt capilli, qui evulſi cadunt*, eine übrigens falſche Erklärung, zu welcher der Vf. durch das vorhergehende unbeſtimmte πιτνοῦντας verleitet wurde; Ἀγκὼν (808) *proprie flexus in brachio, in univerſum eſt quilibet angulus in cubiti ſpeciem curvatus*, was jedes Handwörterbuch lehrt, und warum eigentlich? Vgl. über ἐγκονεῖν 809, Φροῦδος 735, τίειν und τίσασθαι 179. Ἄναυδος *tacitus, qui non loquitur, et mutus, qui loqui aut non poteſt aut non audet*, mit Anführungen für beiderley Gebrauch. V. 1186. Ἄπαυστον, *non deſinentem continuam aerumnam* u. ſ. w. Eben dahin rechnen wir die weitſchweifigen Expoſitioneu des Inhalts vor und nach jedem Abſchnitt, wenn eine Perſon die Scene betritt oder verläſst, was ſie wolle und gewollt habe, V. 510, 691, die politiſchen Reflexionen (wie V. 119: *Duae virtutes imperatoriae, conſilium in providendo, induſtria in conficiendo, quae in viris principibus ſaepe* (?) *et quaeruntur et laudantur etc.*), welche oft an die alten Commentatoren des Tacitus erinnern, und kaum beym mündlichen Vortrage Intereſſe haben mögen. So die lange Anmerkung über V. 813 ff., wo unter anderen gemeint wird, der Dichter laſſe ſeinen Helden darum ſo lange reden, damit man ſehe, er ſey nicht von Sinnen, ſondern wähle mit freyer Willkühr den Tod. Wollte der Vf. aber nichts auſser Obacht laſſen, was er irgend als unbekannt, und zur klaren Einſicht des Ganzen, für Leſer, wie er vorausſetzte, nöthig erachtete: ſo hätte er weder die theatraliſchen Vorkehrungen, welche dieſes Drama heiſchte, noch die Geſchichte der Fabel vom Ajax, wie ſie Sophokles vorfand oder umbildete, noch endlich ſo viele Eigenheiten des ſophokleïſchen Sprachgebrauchs unbemerkt laſſen ſollen. Betrachtet man übrigens Erläuterungsſchriften dieſer Art nicht bloſs als Hülfsmittel zu nothdürftigem Verſtändniſs *Eines* Schriftſtellers; ſollen ſie vielmehr dem Jüngling auch für ſeine künftige Lectüre propädeutiſch nützen, und ihn gelegentlich über Alles belehren, was in den Umkreis der grammatiſchen und hiſtoriſchen Auslegung gehört: dann bot jede Zeile Anlaſs zu Bemerkungen, V. 1 ἀεὶ und αἰεὶ, V. 5 κυνηγεῖν und κυνηγετεῖν, κυναγὸς und κυνηγέτης, V. 8 εὖρις und εὔρινος, und der Unterſchied dieſer und ähnlicher Doppelformen nach dem epiſchen, attiſchen, älteren und neueren Sprachgebrauch, V. 9 über ἄρτι und ἀρτίως und deſſen Conſtruction mit Zeitwörtern; ebendaſ. κάρα mit ſeinen vielfachen, noch nicht hinlänglich beſtimmten Nebenformen; ebendaſ. τυγχάνει, ob mit oder ohne Zeitwort, u. ſ. w. Manches würde der Vf. bemerkenswerth gefunden haben, wenn er die neueren Ausleger zu Rathe gezogen hätte; aber nur *Brunck's* Ausgabe, *Heer*, *Johnſon* und *L. Stollberg* ſtanden ihm zu Gebote; *Maſsgrave*, *Bothe*, *Lobeck* finden wir nie genannt, ſo wenig als er von *Por-*

son's, Schäfer's, Hermann's und Anderer Verdiensten um den Tragiker Kenntniss gehabt zu haben scheint. Bey einer solchen Beschränktheit seiner Hülfsmittel ist wohl mancher Fehlgriff des Vfs. verzeihlich, um so mehr, da er immer das Bestreben nach eigener freyer Ansicht beurkundet. So können wir von seinen Verbesserungsvorschlägen den wenigsten beystimmen; wie wenn er V. 162 ταύτας γνώμας sehr prosaisch verändert aus τούτων γν., V. 589 ἄγαν με λυπεῖς statt ἄγαν γε, als wenn nicht das Unbestimmte dichterischer wäre, V. 186 ἥκοι γ' ἄρ' — für γάρ, wie *Brunck* so oft ohne Noth verändert, V. 475 πρέπον γ' ἔτ' ἦν, wo ἔτι ganz müssig wäre, V. 546 εἰ βλάπτει für βλάπτοι, was in allgemeinen Sätzen regelmässig ist. Scheinbarer wäre wegen des folgenden Ἰδεσθ', ἀνοίγω der Vorschlag V. 344 ἄνοιγε δή, statt ἀνοίγετε, V. 825 Εὐσκευούμεθ' statt εὐσκευοῦμεν, weil dieses active Bedeutung habe; aber weder εὐσκευεῖν kommt sonst so vor, so wenig als εὐκοιτεῖν, εὐοχθεῖν, εὐοψεῖν, noch εὐσκευεῖσθαι überhaupt. V. 727 κἀπιβουλευτοῦ στράτῳ für στράτου, um die, kaum uns anstössige, Zweydeutigkeit zu vermeiden. V. 729 ὥς τε getrennt für ὥστε, d. i. καὶ οὕτως, ist uns unbekannt. V. 740 προήκειν für παρήκειν, das denselben Sinn giebt. V. 1147 ὦ φθέγμ' ἂν οὐκ ἄνευρες, wie bey Aristoph. Avv. 360, doch hier in einem anderen Sinn. Nur selten hat der Vf., was ihm ausser Wegs lag, berührt. Hin und wieder werden die Scholien verbessert, wie die verworfene Stellung des Scholion zu V. 920; bey V. 695 wird in des Suidas Anführung ἐπικαλοῦνται für καλεῖται verbessert, in dem Scholiasten μεγαλόφωνε als Glosse auf ἀλίπλαγκτε bezogen und ἀπὸ Κυλλανίας statt ἐπὶ geändert, wie V. 590 λέγειν, nach Suidas, getilgt. In Soph. Oed. T. 1466 schlägt der Vf. ταῖν σοι μέλεσθαι vor, statt μοι, das sich doch so oft in dieser Stellung darbietet (zu 1180); in Aristophan. Plut. V. 61 εὐόργου statt εὐόρκου. Um so auffallender ist es, dass der Vf. nie seine Leser über die Varianten des sophokleïschen Textes unterrichtet, deren Beurtheilung doch gewiss nicht ausser dem Kreise des höheren Schulunterrichts liegt. Ein einziges Mal finden wir eine abweichende Lesart aus Suidas angemerkt (V. 130). — Auch von den oft auf neuem Wege versuchten Erklärungen dürften die mehresten theils unnöthig, theils auch dem Sprachgebrauch entgegen gefunden werden. So versucht Hr. *J.* die so schwierige Stelle V. 546 auf folgende Art zu ordnen: Ἡμέρα προσθεῖσα καὶ ἀναθεῖσα τι τέρπειν ἔχει παρ' ἦμαρ τοῦ κατθανεῖν d. h. *prae die mortis.* Wer hat aber ἦμαρ τοῦ κατθανεῖν so für Tod gesagt, und wie kann ἡμέρα προσθεῖσα ohne nähere Bestimmung heissen *quae vitae aliquid addit*, und ἀναθεῖσα *quae mortem differt?* Eben so wenig würde er seine Erklärung des 208 Verses, wo ἀμερία für ἁμέρα stehen soll, mit einem Beyspiele rechtfertigen können. V. 227 hat er wieder die alte Construction gewählt; aber der von dem doppelten Dativ (ξίφεσι-χερὶ) genommene Einwurf ist kaum der Erwähnung werth. Unerwartet kam uns (234) die Belehrung, dass Ajax den ersten Widder für Menelaos hielt, den zweyten für Odysseus; als Widder soll ihm dieser erschienen seyn, weil Sophokles sich besann bey Homer gelesen zu haben, dass Ulyss (Il. Γ, 196, nicht B) *wie ein Widder, umgeht die Schaaren der Männer.* Was ναὶ μεθεῖναι heisse (V. 247), so wie über V. 281, wo ὡς überflüssig oder für ὧδε stehen soll, hätte sich der Vf. aus den neueren Ausgaben belehren können. Die Versetzung des 310 V. κόμην ἀπρὶξ nach 307 (305) καὶ πλῆρες ἄτης ist unnöthig, was ihr immer der Vf. nachrühmen mag, und hebt die Schwierigkeiten mit χερὶ nicht. Vergeblich bemüht er sich V. 1166, die alte Erklärung von εὐρώεντα für εὐρὺς zu rechtfertigen. Dass von κρύος κρυόεις, von θύος θυόεις abgeleitet werde, giebt für diesen Fall keinen Beweis ab, und ἐρυόεις hat doch Niemand gebraucht. V. 1192 will er von Tyndareus, als dem Urheber des trojanischen Kriegs, verstanden wissen; aber unbemerkt, dass dieser doch nur eine sehr entfernte Veranlassung gab, ist es auch der Gewohnheit des tragischen Chors angemessener, von dem Besonderen in das Allgemeine überzugehn. Überflüssig, selbst für den unbeholfensten Leser, finden wir die Bemerkung über V. 1217, πρόβλημα πόντου heisse ἁλίκλυστον, mit einem, allen Vorgebirgen gemeinschaftlichen Namen, weil sie vom Meere bespült würden, und dasselbe ὑλᾶεν, unstreitig weil es waldig gewesen sey, wie Sophokles wohl aus eigener Ansicht wissen mochte. So ist es wohl eine unnöthige Spitzfindigkeit, wenn (V. 1250) vermuthet wird, Teukros sey etwas breit von Schultern gewesen, und habe ein schlechtes Griechisch gesprochen, weil Agamemnon (mit sichtbarer Beziehung auf Ajax) von vierschrötigen Leuten spricht, und, um den Teucer an seine mütterliche Abkunft zu erinnern, mit einem, bloss rhetorischen Ausdruck ihn, den Halbbarbaren, kaum zu verstehen versichert. Die Unbekanntschaft mit den neueren Forschungen hat dem Vf. bisweilen Schwierigkeiten gemacht, die er selbst sich würde haben lösen können. Sonderbar ist seine Verwunderung über das apostrophirte σὲ (178), da er sogar den Tragikern die unbeschränkte Freyheit einräumt, selbst Diphthonge und Hemiphthonge zu elidiren (V. 191), und ἀρήξαντ' V. 870 für den Dativ zu halten geneigt ist. Die längstverworfene Meinung, dass ὅστις für das einfache τις gebraucht werde, finden wir auch hier (179) mit den gewöhnlichen, unpassenden Beyspielen vertheidigt. Πτηνός als zierendes Beywort von Vögeln ist ebenfalls längst als dem tragischen Sprachgebrauch angemessen erkannt worden, wofür der Vf. hier noch V. 140 φήνη πελειάς, wie *Pierson*, lesen will. Aus demselben Grunde musste er auch den nichts weniger als ungewöhnlichen Ausdruck V. 175 χάριν ἀκάρπωτον νίκας, und den Gebrauch des Dativs V. 178 statt ἕνεκα anstössig finden. Dass ἐπιχαίρω σε für χαίρω ἐπὶ σε stehen soll (V. 136), möchte für eine Übereilung hingehen. So wenig wir diese Mängel des Commentars verhehlen konnten: so gern glauben wir, dass er von Jünglingen, wie sie der Vf. vor

Augen hatte, nicht ohne Nutzen gebraucht werden könne. St.

ERFURT, b. Keyser: *Alterthumskunde der Griechen, Römer und Deutschen in ihrem ganzen Umfange.* Ein Lehr- und Hand-Buch von D. *J. H. M. Ernesti*, Sr. Herzogl. Durchlaucht zu Sachsen-Coburg und Saalfeld wirklichem Rath.

Auch unter dem Titel: *Alterthümer der Griechen.* Zum Lehr- und Selbst-Unterricht statistisch bearbeitet u. s. w. Ersten Bandes erster Theil. 1809. Vorrede VIII, Einleitung XVIII. u. 300 S. 8. Ersten Bandes zweyter Theil. 1810. Mit fortlaufender Seitenzahl. Vorr. X S. 301 — 590. Ersten Bandes dritter Theil. 1810. S. 591—874. (2 Rthlr. 12 gr.)

So sehr wir die Betriebsamkeit des Vfs. achten: so wenig Gutes können wir von diesem Buche sagen. Wenn es in der Vorr. I. S. 7 heisst: ich habe absichtlich aus den Werken Anderer, die immer allegirt sind, hie und da ganze Paragraphen, doch mehrmals mit Zusätzen und Bemerkungen mitgetheilt: so ist diess zum Theil unwahr, zum Theil sehr zu bedauern. Unwahr, denn er hat in dem ersten Abschnitt *Bredow's* Handbuch der alten Geschichte abschreibend benutzt, ohne seiner mit einer Sylbe zu erwähnen; zu bedauern, denn seine Zusätze sind meistens fremdartige Auswüchse, und seine Bemerkungen armselige *panni*, die einem Purpurgewande angeheftet worden. Dreist genug, aber auch undeutsch genug, sagt er von seiner Arbeit Vorr. S. 6: „Wenn ich gleich zum Theil jetzt nicht alles, was bey einem Werke darüber, und nicht so leisten konnte, wie es geleistet werden sollte: so ist doch das, was ich zu liefern anfange, immer ein Ganzes und zum Zweck hinreichend." Die von dem fleissigen *Nitsch* begonnene, von *Höpfner* sehr mittelmässig, von *Köpke* aber mit Glück fortgesetzte Beschreibung des häuslichen, gottesdienstlichen u. s. w. Zustandes *der Griechen* hält Hr. *E.* bloss deshalb zum öffentlichen Lehrgebrauch nicht geignet, weil diess Werk um viele Alphabete stärker sey, als das seinige. Für ein Compendium giebt doch wohl Hr. *E.* seine auf 874 Seiten zusammengedruckte Arbeit nicht aus, und Lehrer werden sich doch nicht in dieser Compilation Raths erholen sollen? Sie werden ja immer noch lieber zu *Nitsch* nöthigenfalls ihre Zuflucht nehmen, wenn sie auch einige Groschen mehr bezahlen sollten. Wozu schrieb denn Hr. *E.* sein überflüssiges Buch, warum sucht er ein nützliches Werk zu verdrängen? Haben nicht die unglücklichen Excerptenmacher in der alten Literatur so unendlichen Schaden gestiftet? — Seine Erklärung in der Vorr. II. S. 1, „er habe nicht *mehr*, und das, was er gebe, nicht *anders* geben *wollen*, als es hier geschieht," wird ihn vor dem Richterstuhle der Kritik nicht rechtfertigen. Was und wie er gearbeitet, und was er gegeben hat, wird erachtet werden, wenn man von ihm selbst erfährt Th. I. Vorr. S. VI: „Es war nicht möglich, ein, wie mir dünkt, noch wenig bekanntes, und noch weniger benutztes Hauptwerk aus Italien, die *Fasti Attici* von *Corsino*, *mehr* zu benutzen, gerade der wichtigste Theil, der dritte, ist mir von den vier Tomen *entkommen* (!)", und wenn er Th. II. Vorr. S. 6 gesteht, *Wagners* und *Kanne's* mythologische Werke, und *Vossens* mythologische Briefe, und *Nast's* griechische Kriegsalterthümer habe er zu spät erhalten, um davon einen vollständigen Gebrauch zu machen; wenn er Th. I. Vorr. S. VII das Bekenntniss ablegt, er habe desshalb den Homer nicht als Quelle citiren können, weil seine Ausgabe nicht mit Abtheilungen der Verse versehen gewesen!!

Wir hoffen, unsere Leser erlassen uns das widerwärtige Geschäft, Nachweisungen durch den Druck zu parallelisiren, um zu zeigen, wo und wie Hr. *E.* sein Copistenamt verwaltete. An mehreren Stellen gesteht ja Hr. *E.*, dass er mit fremden Zungen redet, und dass er das bey *Nitsch* und *Köpke* Gesagte nicht besser zu sagen vermocht.

Die hier gelieferten drey Bände starren übrigens von sinnentstellenden Druckfehlern, von falschen, nichtsbeweisenden Citaten, von Sprachfehlern, die nicht gut dem Drucker und Corrector zur Last gelegt werden können. Kurz, das Schriftstellergeschäft ist hier nur mit handwerksmässiger Fingerfertigkeit getrieben worden, und wir müssen den gutmüthigen Verleger beklagen, der für den Druck solcher Werke sein Geld vergeudet.

FRHT.

KLEINE SCHRIFTEN.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT. *Dresden*, b. Walther: *Quaestio antiquaria de pueris et puellis alimentariis.* Edidit M. *Christianus Henricus Pausler*, scholae ad aedem s. crucis Rector. Cum figuris aere incisis. Specimen I. 1809. 30 S. Spec. II. 1810. 48 S. Spec. III. 1811. 56 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.). Den eben so gelehrten als bescheidenen Vf. führte das Alumneum und die Currende der Kreuzschule zu Dresden, welcher er vorsteht, auf ein Thema seiner jährlichen Schulschriften, dessen Ausführung jedem Freunde des Alterthums äusserst willkommen seyn muss; besonders seitdem *Wolf* in seiner vortrefflichen Schrift: *Von einer milden Stiftung Trajans* (s. J. A. L. Z. 1809. N. 272) die Aufmerksamkeit der Gelehrten wieder auf diese Materie hingelenkt hat. Was *Ruben* nur mit wenigen Worten niederschrieb, *Muratori* nur in Bezug auf eine einzelne Stiftung Trajans zu Veleja bearbeitete, denen Andere, die diesen Gegenstand berühren, mehr oder weniger gefolgt sind, finden wir hier mit der möglichsten Vollständigkeit beysammen: nur eine Abhandlung von *v. Hemmer*, welche mit der vorliegenden gleichen Titel führt, und eine italiänische Schrift von *Pitarelli*, welche mit *Wolf's* Schrift einerley Inhalt hat, konnte der Vf. nicht benutzen. Der gedrängte Inhalt dieser 3 Abhandlungen, in welchen der erläuternden Noten ungleich mehr sind, als des eigentlichen Textes, leidet keinen Auszug: es mag genug seyn, den Plan des Vfs. kurz anzudeuten, welcher seinen Programmen zum Grunde liegt. Im *ersten* Stücke sind alle Stellen der alten Classiker nach der Ordnung der Kaiser, wovon sie reden, gesammelt, woraus die Geschichte der Wohlthaten und milden Stiftun-

gen zum Besten der Knaben und Mädchen unter den römischen Kaisern hervorgeht. Das *zweyte* Stück erläutert die Art und Weise, wie die römischen Kaiser und Andere, die ihrem Beyspiele folgten, dazu kamen, Wohlthaten selbst an Kinder zu spenden; und wie sie dieselben zu erweisen und zu erhalten pflegten. Dem *dritten* Stücke ist die Untersuchung über den Zweck der milden Stiftungen aufbehalten, welcher der Vf. noch Bemerkungen über die Benennungen und die Beschaffenheit der dadurch unterstützten Knaben und Mädchen vorausschickt. Was dabey das Studium römischer Inschriften und Münzen zur Bestätigung oder Aufhellung eines berührten Punctes beytragen konnte, findet man in den Noten umständlich angeführt, die außerdem mit Bemerkungen über angrenzende und verwandte Gegenstände, besonders über die Schenkungen an das Volk und das Heer mit Geld, Getreide, Fleisch und anderen Lebensmitteln, so reichlich ausgestattet sind, dass man diese Programme nicht leicht ohne das angenehme Gefühl irgend einer gründlichen Belehrung aus der Hand legen wird. Gleichwohl mussten manche Fragen, z. B. worin die Alimente der milden Stiftungen bestanden, ob sie den Knaben und Mädchen in ihrer Ältern Hause oder in einer öffentlichen Anstalt gereicht wurden, wie lange man sie genoss, und wie ihr Verhältniss zu dem an ihrer Statt angewiesenen Gelde war, wegen Mangel an bestimmten Nachrichten unbeantwortet bleiben. Der Druck ist, wie man von dieser Verlagshandlung schon gewohnt ist, schön und bis auf wenige Ausnahmen äusserst correct. Die Kupfertafel des *ersten* Stückes enthält das vortreffliche Basrelief aus der albanischen Villa: *Puellae Faustinianae*, welche Antoninus Pius zur Ehre seiner Gattin Faustina stiftete, nach *Zoega*, nebst dreyen auf dieselbe Stiftung Bezug habenden Münzen aus *Spanheim*, *Vulpius* und *Ruben*. Die grössere, aber minder schön gestochene Kupfertafel des *zweyten* Stücks stellt nach einem Basrelief auf dem Bogen Constantins diesen Kaiser dar, wie er, auf einer Erhöhung sitzend, dem Volke, Männern, Weibern und Kindern, seine Geschenke austheilt. Das *dritte* Kupfer ist ebenfalls von Bogen Constantins hergenommen; *Alimenta Italiae* sind sein Gegenstand.

VI—VII.

Berlin u. Leipzig, b. Salfeld: *Über den Philoktet des Sophokles.* Vom Director *Bernhardi.* 1810. 12 S. 8. (4 gr.)

Nicht sowohl das Kunstwerk in seinem ganzen Umfange, noch den Charakter des Helden insbesondere genauer zu entwickeln, sondern nur eine einzelne Seite desselben darzustellen, war, nach dem eigenen Geständniss, die Absicht des Vfs. In der Schilderung des Odysseus scheint nämlich Sophokles nicht nur mit Homer, sondern auch mit sich selbst im Widerspruch zu stehen; indem Odysseus im Ajax zwar zuerst so verhasst erscheint als im Philoktet, doch zuletzt, durch seine Grossmuth gegen den gefallenen Feind, wieder versöhnt; hier aber durchaus vom Anfang bis zu Ende durch Hinterlist, Härte, Feigheit und Prahlerey gegen sich empört. Hr. B. erklärt diesen Widerspruch aus den verschiedenen Seiten, von welchen ihn der Dichter jedesmal zu zeigen hatte. Odysseus gegen Philoktet repräsentirt den Staat im Verhältniss gegen das Individuum. Wie der Staatsmann, stets nur für die Idee handelnd, die Rechte der Persönlichkeit dem allgemeinen Interesse rücksichtslos unterordnet: so will Ulyss Philoktet's Mitwirkung zu dem grossen Zwecke des Nationalruhms gewaltsam erzwingen, dieser hingegen erkennt sich seinerseits durch die treulose Entäusserung der Griechen seiner Verpflichtungen entbunden. Zwischen beiden, und im Widerspruche mit sich selbst steht Neoptolemos, vergeblich und mit Aufopferung der eigenen Individualität bemüht, das objective Interesse mit dem subjectiven zu vereinigen, deren Widerstreit nur die Macht der Götter vermitteln kann. Wie sich hieraus die Nothwendigkeit der Theophanie ergiebt: so rechtfertigt hinwiederum das namhaft gemachte Verhältniss des Odysseus Hinterlist und seine Härte gegen den tiefgekränkten, starrsinnigen Philoktet. Seine Flucht aber ist nicht Feigheit, sondern besonnene Sicherung gegen die Überlegenheit der göttlichen Waffen, und die Drohworte auf der Flucht darf man dem Redner verzeihen. So der Vf. Uns scheint nicht der Widerspruch mit dem Charakter des Odysseus im Homer, oder mit dem im Ajax einer Entschuldigung zu bedürfen — denn warum sollte man dem dramatischen Lichter diese Einförmigkeit zum Gesetz machen? — sondern nur die, nahe an das Lächerliche streifende, Steigerung seiner Besorgniss. Wirklich grenzt der Witz, mit welchem Teucer im Ajax den Menelaus, Prometheus beym Aeschylus den dienstfertigen Okeanos und den dienstbaren Hermes bekämpft, das Spiel, welches Orest beym Euripides mit dem geängsteten Phryger treibt, und manche andere Züge zu sehr an das Komische, um uns zweifeln zu lassen, dass die griechischen Tragiker bisweilen aus Laune, oder aus Rücksicht auf nationelle Beziehungen (wie bey der Verhöhnung des Agamemnon und Menelaos), oder endlich, wie vielleicht beym Odysseus der Fall war, zur Reminiscenz an gewisse beliebte Scenen in den Satyrspielen, auf einen Augenblick den Kothurn mit dem Sokkos vertauschten. — Die ursprüngliche Bestimmung zum mündlichen Vortrag spricht sich in dieser kleinen interessanten Abhandlung durch die Wärme des Vortrags, die vorzüglich die kurze Einleitung auszeichnet, und die Vermeidung aller Ausführungen sehr lebhaft aus. Noch bemerken wir, dass der Vf. dem Odysseus im Ajax wohl Unrecht thut, wenn er ihn mit dem Ehrenmann im Philoktet übereinstimmend findet, da dort der Dichter schon durch die Individualität der Nebencharaktere des Agamemnon und Menelaos genöthigt ward, den Odysseus in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen.

Pls.

MUSIK. Leipzig, b. Kühnel: *12 alte deutsche Lieder (aus) des Knaben Wunderhorn, mit Begleitung des Pianoforte* (oder der Guitarre, von *Harder* gesetzt) componirt von *F. H. Himmel* (mit Vignette). (1 Rthlr. 12 gr.)

Welch eine zarte Frucht das Volkslied auch in der Hand des Sängers sey, zeigt sich, wenn Meister der Kunst es bearbeiten. Denn hier gilt es die Kunst, Kunst zu vermeiden. Wie schön daher auch diese Musikstücke des gefeyerten *Himmels für sich* seyn mögen: als treffende Compositionen, welche den Charakter des Volkslieds tragen, kann Rec. nach seiner vollsten Überzeugung unter ihnen nur folgende ausheben: vor allen No. 4, *der Bettelvogt*, No. 5 *die schwarzbraune Hexe*, No. 11 *Hüt' du dich*, No. 12 *das Lied von den drey Schneidern* (nur der Ausgang scheint etwas zu gedehnt), und No. 9: *Wenn du zu mein Schätzel* u. s. w. Dagegen spielen die anderen zu sehr in das höhere, neuere, kunstmäsigere Lied, und in den Opernstil hinüber, wie z. B. *wer's Lieben erdacht*, und No. 7 *Amor* — welches letztere Stück nicht leicht genug behandelt zu seyn scheint, und durch den Schluss wieder an die Fanchon erinnert. Dasselbe gilt von dem schönen Duett, No. 8 *der Jäger und die Schäferin*; No. 3 (*das Todtaustreiben*) möchte besonders am Schlusse zu declamatorisch behandelt seyn. Bey No. 11 (*Kriegslied gegen Karl V*) fehlt auch das Interesse für den Text. No. 2 (*Husarenglaube*) hat nicht das in die Ohren Fallende, welches den Volksliedern so ganz eigen ist, und No. 1 (*der Himmel hängt voller Geigen*) ist zu *gewöhnlich*, auch in der Begleitung. Dass das Arrangement für die Guitarre wieder auf Verlegerspeculation sich gründet, sieht man mit einem Blick auf den Inhalt der meisten Texte, oder ihre Composition; selten ist es jener günstig, ja es kommt daher auch eine auffallende Veränderung der Tonarten bey No. 11 vor, wo aus dem, von den Componisten gewählten Esdur Adur geworden ist. Wenn wird man aufhören, solchen Unfug zu treiben? Das Äussere dieser Sammlung ist, wie man von dieser Officin gewohnt ist, sehr elegant, aber der Preis scheint auch verhältnissmässig hoch.

M....s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 APRIL, 1812.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Mannheim u. Heidelberg, b. Schwan u. Götz: *Cours de langue et de littérature françoise* à l'usage des Lycées et écoles du grand-duché de Bade. Par le professeur *Louis de Graimberg. Première* partie: *Grammaire.* Auch unter dem Titel: *Elementarischer Cursus der französischen Sprache und Literatur*, zum Gebrauch der Lyceen und Schulen des Grofsherzogthums Baden. Vom Professor *Ludwig v. Graimberg.* Erster Theil: *Grammatik.* 1810. XL u. 396 S. *Seconde* partie: *Premier Cours.* XX u. 308 S. gr. 8. (Beide Theile 1 Rthlr. 16 gr.) Der zweyte Theil führt keinen deutschen Titel.

Nach einer Vorrede des Verlegers zerfällt dieser elementarische Cursus der französischen Sprache in vier Theile, deren erster die Grammatik, der zweyte Übungen für die unteren Classen, Bemerkungen über die Germanismen und Gallicismen, der dritte eine Abhandlung über den Stil, viele Auszüge aus französischen Classikern und die wesentlichsten Synonymen, und der vierte eine vollständige Kunde der französischen Literatur enthalten soll. Der Vf. hat also mit seinem Lehrbuche eine weiter greifende Absicht, als man den meisten anderen dieser Art beylegen darf. Seine Schüler sollen nicht sowohl zum Behuf ihres Fortkommens Französisch lernen, als vielmehr die Sprache kritisch studiren. Sie dürfen mit keiner Eigenthümlichkeit derselben unbekannt bleiben; ihr Urtheil über das, was in derselben allgemein und unter Voraussetzungen gilt, mufs nicht auf dunkelem Gefühl beruhen, sondern sich auf Regeln stützen, die den möglichsten Grad von Klarheit haben müssen. Um einen solchen Zweck zu erreichen, bedurfte es eine Genauigkeit, Ausführlichkeit und Gediegenheit des Vortrags, worin keine Mühe gescheut, nichts unbeachtet gelassen, und Alles an seinen gehörigen Platz gestellt wäre. An Fleifs und Stätigkeit konnte es dabey nicht fehlen; wie denn auch der Verleger versichert, dafs Hr. *v. G.* blofs zur Vergleichung der verschiedenen französischen Grammatiker eine angestrengte Arbeit mehrerer Jahre verwandt habe, ehe er seine Curse verfertigte. Nach einer solchen Vorbereitung hat man gewifs das Recht, nichts Geringes von ihm zu erwarten. Er kann die Sache nicht wie ein gewöhnlicher Sprachmeister angesehen haben.

Es war Rec. daher unangenehm, in der Vorrede des Vfs. so unmuthige Ausfälle auf die vielen schlechten Lehrbücher, und noch heftigere auf die noch schlechteren Lehrer zu finden, die das Französische radebrechen, die Regeln nicht vollständig inne haben, wenigstens unbelesen sind und die Literatur nicht kennen. Der Künstler ist über den Handwerker, der Meister über den Stümper erhaben. Es ist unter der Würde des Mannes von Kenntnifs, sich über die vielen Halbwisser und leeren Köpfe zu beklagen; man wird sie doch nicht los. Oft sind die elenden Sprachlehrer nicht einmal so elend, als ihre Schüler und Schülerinnen, die für wenige Groschen in höchster Eile ihnen nur so viel Französisch vom Munde nehmen wollen, als eben nöthig ist, um in einem oberflächlichen Geschwätze über kleinfügige Dinge vernehmbar zu werden. Sie lernen einige Seiten Vocabeln, einige Dialogen auswendig, accentuiren sie nach ihrer Mundart, und sind fertig. Der gründlichste Lehrer ist ihnen der unbrauchbarste. Solche Schüler und Schülerinnen aber machen bey weitem die Mehrheit aus; das ist die Ursache, warum ungeschickte Lehrer ihr Brod fast leichter, als die geschickten, finden. Ein geschickter Lehrer kann dergleichen Geschöpfe nicht unterrichten; wenn er einen höheren Weg mit ihnen einschlägt: so verstehen sie ihn nicht, und klagen darüber, dafs sie von ihm hingehalten werden, bis sie ihn für einen Stümper vertauschen, der rasch verfährt, und sie in einem halben Monat zum Sprechen bringt. Wer die französische Grammatik lehren will, der sieht sich gewöhnlich in die Nothwendigkeit versetzt, seine Schüler erst die deutsche zu lehren. Es ist ja nicht möglich, den Unterschied beider Sprachen in ihren besonderen Vorschriften zu merken, ehe man eine derselben bis zu einem gewissen Grade von Sicherheit inne hat. Daher seufzen gebildete Franzosen, die sich in Deutschland zu Sprachmeistern aufwerfen, ohne das Deutsche fliesend zu sprechen, und mit der Grammatik unserer oft eigensinnigen Sprache bekannt zu seyn, meistens über die Trägheit und den starren Kopf ihrer deutschen Zöglinge. Sie bedenken nicht, dafs sie ihren Schülern unverständlich sind, und es immer bleiben, so lange sie sich nicht in die Bedürfnisse derselben versetzen können. Wenn diese nicht einen anderen Lehrer haben, der sie über ihre Muttersprache denken lehrt: so wird der Franzose nie mit ihnen auf die rechte Bahn kommen, und sein Lebenlang fortseufzen.

Eben so befremdend ist die Einrückung eines Theils der kleinen Schrift des Hn. *Charles Villers sur l'abus des Grammaires dans l'étude du François etc.*

Göttingen 1797. Er verwirft den Gebrauch der Grammatik beym ersten Unterricht ganz, sich auf Ideen lehnend, die durchaus nach Rousseau und den ehemaligen Philanthropinen schmecken. Was er einer erwachsenen jungen Dame räth, ist nicht auf einen Haufen gemischter Schüler anwendbar, die sich weniger mit einander geistig ergötzen, als arbeiten lernen sollen. Die rechte Kunst des Unterrichtens besteht darin, dass man den Schüler aus den Beyspielen die Regeln selbst finden lässt. Dieses aber kann er nicht ohne Hülfe thun; er wird sie zwar ahnden, doch nie deutlich aussprechen. Dazu dient ihm der Lehrer, und in der Folge das Lehrbuch, welches seine Trockenheit verliert, wenn man sich zu der Materie gewöhnt hat. Von dieser Mühe kann sich keiner lossprechen, der nicht auf der Fläche haften bleiben will. Was Hr. *Ch. v. V.* den jungen Witzling sagen lässt, der, als geborner Franzose, die Grammatik in eigener Person vorstellen will, ist nur ein Bonmot, worüber sich einen Augenblick lachen lässt. Wer mit jungen Leuten die Grammatik treibt, um sie zur eigenen Betrachtung der Sprache zu gewöhnen, schwatzt ihnen darum noch nicht gleich von Supinen und Gerundiven vor. Wenn Hr. *v. V.* von einem Sprachmeister begehrt, dass er Metaphysiker, Philosoph und Literator seyn solle: so ist seine Foderung nicht unbillig, zumal wenn er diese Eigenschaften nicht im höchsten Grade verlangt; doch gerade ein solcher wird seine Lehrlinge mehr anstrengen, als mit ihnen spielen. Daher messen wir Hn. *v. G.* nur halben Glauben bey, wenn er uns versichert, dass er in den ersten Jahren des Unterrichts die Grammatik *fast* ganz verwirft. Fünf Jahre dauert sein Unterricht; erst mit dem Anfange des vierten wird aus dem Deutschen ins Französische übersetzt. Das ist doch überaus spät, und stimmt nicht mit den Grundsätzen des Hn. *v. V.* Die hier zum Muster aufgestellte Art der Analyse einer Fabel von *la Fontaine* ist nicht von neuer Methode; Rec. ist vor langer Zeit im Lateinischen gerade eben so unterrichtet worden, und hat nicht wenig Langeweile dabey empfunden.

Wir schreiten jetzt zu der Grammatik selbst, mit deren Anordnung wir uns zur Noth vertragen können; die Diction aber, die darin herrscht, hat uns sehr missfallen. Die Kunstwörter hat der Vf. aus anderen Büchern entlehnt, und sie so buntscheckig aufgestellt, dass es fast immer klingt, als ob ein Deutsch-Franzos einen Vortrag hielte. Es ist ein ekelhaftes, geschmackloses Gemengsel. Bald sind französische, bald deutsche Ausdrücke zur Bezeichnung gewählt. Nach dem Berichte des Verlegers hat Hr. *v. G.* den deutschen Theil seines Werks einem seiner Collegen zur Durchsicht gegeben. Dieser aber muss seine Pflicht nicht gethan haben, oder der Vf. hat seine Correcturen durchstrichen. Das ganze Buch wimmelt von Barbarismen, wie: „die *absolus* Fürwörter; es nimmt den *nasalen* Laut an; einige *Verbes actifs* und einige *neutres* nehmen auch die *impersonelle forme* an; Nebenwörter von *manière* (*Adverbia qualitatis*)." Selbst die aus dem Griechischen herstammenden Kunstwörter sind nicht richtig geschrieben. Unter anderen finden sich: *Paradygmes*, *Dyphtongues*, *Parasytes*, *Puncta dioereseos*. Bald findet man *Orthographe*, bald *Ortographe*. Das lat. *Hiatus* prangt als *Hyatus*. Accentuiren heisst *bethönen*. „*Que* gehört in *der Phrase incidente*." Das Ganze ist nicht förmlich in Capitel, sondern in fortlaufende Numern abgetheilt, deren jede eine Regel oder Bemerkung enthält. Über die zusammengehörenden waltet ein Paragraphzeichen. So begreift §. 1 von den Buchstaben und ihrem Laut 49 Numern. Die auffallendsten Inconsequenzen und Irrthümer des Vfs. wollen wir anzeigen. No. 22 sind *oui*, *ouan*, *ouen* und *ue* als Diphthongen angegeben, und als Beweis die Wörter: *Louis*, *Ecouan*, *Rouen* und *casuel*, dabey gesetzt. Wir wollen bloss das letzte ansehen, um zu finden, dass hier der gröbste Irrthum vorwaltet. *Ca-su-el* besteht aus drey Sylben; *u* und *e* gehören keineswegs zusammen, jedes ist mit seinem besonderen Consonanten verbunden: wie können sie denn einen Diphthong bilden? Es ist eben, als wenn man in dem *u* und *e* in dem deutschen Worte *zuerkennen* einen Diphthong finden wollte. Unter No. 36 sind *ancre* und *encrier* nicht gut gewählt, um den Beweis zu führen, dass das *n* „den *nasalen* Laut annimmt, wenn es vor einer *Consonne* steht." Es lässt sich vor *cr* in keiner Sprache anders als mit Beyhülfe der Nase aussprechen. Am Ende der Wörter soll es nur in den Wörtern *hymen*, *amen* und einigen anderen ausgesprochen werden. Der Vf. sagt nicht, ob mit oder ohne Nasenlaut. Wie denn z. B. spricht man *en* in *souvenez-vous-en* aus? Auch, wie *hymen*, *amen*? Unter den Wörtern auf *er*, No. 39, die als Ausnahme gelten, weil das *r* nicht verschwiegen werden soll, steht neben *cher*, *mer*, auch *fier*. Rec. hat es immer wie *fié* aussprechen gehört. No. 40. Wie selten sind im Ganzen die Fälle, wo das *s* am Ende ausgesprochen wird! No. 41. Hier heisst es schlechtweg: *T* nimmt den Laut *s* an, in den Wörtern auf *ion*. Rec. erinnert sich nur gleich an *bastion*, *question* und *combustion*, wo das *t* bey der gewöhnlichen Aussprache bleibt. No. 49. Wie kommen *bon*, *don*, *jamais*, *vin*, *zèle*, unter die *Consonnes fortes*, und *pont*, *ton*, *cheval*, *fin*, *selle*, unter die *Consonnes foibles*? Gerade das Gegentheil. Wahrscheinlich hat der Setzer die Überschriften verwechselt. Eine unerklärliche Regel ist No. 54: 1) Jede Endsylbe, welche mit einem *s*, *x* oder *z*, die nicht hörbar sind, endigt, ist lang; folglich alle *Pluriels*. Als Beyspiele werden: *Donnez-en*, und *ce sont ses amis*, angeführt. Wie reimt sich das zu *frères*, *faites*, und tausend anderen Wörtern? Eben so No. 55, 2) wo vom männlichen Laut gesagt wird, dass er fast immer die Sylben kurz mache, sogar wenn sie von Natur lang sind. No. 57 wird *cuir*, kochen, als lang angegeben, und dem *cuir*, Leder, entgegengestellt; jenes heisst aber nicht *cuir*, sondern *cuire*, folglich fällt die Regel bey diesem Worte weg. *Jeûne*, dem *jeune*, jung, gegenüber, heisst nicht fasten. Dass, No. 58, *onze* aspirirt werde, lässt sich doch eigentlich nicht sagen. Es wird, nach unserem

Gehör, auf gleiche Art gesprochen, man sage nun: *il a onze enfants;* oder: *le onze de ce mois.*

Nach No. 66 werden neun Theile der Rede angenommen, deren drey erste seyn sollen: Das Hauptwort (*le substantif*), der Artikel (*l'article*), und das Beywort (*l'adjectif*). Wie ungebührlich steht hier der Artikel eingeklemmt! Ein Nomen kennt der Vf. nicht, welches doch in dem Verzeichnisse der Redetheile jeder Sprache voran stehen muss, und wovon die Substantive und Adjective blosse Arten sind. Es ist eben, als ob man kein Verbum zugäbe, und statt dessen die Activa, Passiva und Neutra als absolute Redetheile einsetzte. Hr. *v. G.* hat hier die neueren französischen Grammatiker seit *Wailly* abgeschrieben, ohne der Sache tiefer nachgedacht zu haben. *W.* fängt freylich beym Substantiv an, ohne des Nomen zu erwähnen; es scheint aber, als ob er den Begriff desselben schon vorausgesetzt hätte; welches er nicht hätte thun sollen, weil in der Grammatik jeder Begriff erklärt werden muss. Unter seiner Rubrik von den Adjectiven sagt er: *Il y a plusieurs NOMS qui sont tantôt Substantifs et tantôt Adjectifs;* unter der Lehre vom Plural: *Quand un mot est formé de deux Noms unis par une préposition, le premier des deux Noms doit seul prendre la marque du pluriel;* vom Artikel in der Syntaxis: *On met l'Article avant les Noms communs;* und so an unzähligen Stellen. Beweise genug, dass das *Nom* den ersten Rang unter den französischen Redetheilen einnimmt, und auf Deutsch nicht durch *Name*, sondern durch *Nennwort* übersetzt werden muss. Wenn man irgend ein Recht hätte, kein Nomen gelten zu lassen: wo käme denn das Pronomen her? Und doch findet es sich in allen französischen Sprachlehren. Wie könnte es nun die Stelle eines ausgelassenen Nomen ersetzen, wenn dieses gar nicht existirte? Es ist traurig, zu sehen, wie blindlings die Nachtreter in den Irrthum eines Vorgängers fallen, der sich einen Ruf erworben hat. Fast noch blinder, und ohne die geringste Aufmerksamkeit auf den gehörigen Unterschied, hat der Vf. den *Wailly* ausgeschrieben, wenn er No. 74 von *Chose* sagt, es sey ein Masculinum, wenn es mit dem Worte *quelque* unmittelbar verbunden werde. Als einziges Beyspiel führt er *quelquechose de beau* an; als ob das regierende Wort das Geschlecht des regierten jemals annehmen müsste. Wenn er unter den Collectiven *multitude de peuple* aufstellt, wo das letzte von dem ersten regiert wird; wirkt da *peuple* auf *multitude* zurück, und kann man je sagen: *un multitude?* Und so durch die ganze Sprache. *Chose* wird nie zum Masculinum; nur *quelquechose*, in seinem allgemeinen Begriffe, wird nach der Analogie mit *beaucoup, peu, rien* u. dgl. wie ein Masculinum gebraucht. Ob es aber ein Masculinum oder Fömininum sey, kann man aus Hn. *v. G's.* angeführtem Beyspiel nicht sehen, da *beau*, wie gesagt, zu *quelquechose* kein generisches Verhältniss hat. Es ist ein blosser Sprachbehelf, *quelquechose* für ein Neutrum, oder, wenn kein solches gelten soll, für ein Masculinum zu halten. Es ist kein besseres Wort für das lat. *Aliquid* da. *W.* schreibt *quelque chose* nicht als ein Wort, sondern beide Wörter getrennt; und findet folgende Stelle unrichtig: *Quand on aura de vous quelque chose à prétendre, Accordez LA civilement, Et pour obliger doublement, Ne LA faites jamais attendre.* Auf derselben Seite steht eine eben so ungrammatische Behauptung über *Gens.* Dieses Wort soll sein Geschlecht verändern, wenn ein Adjectiv im Föminin davor steht. Umgekehrt. Weil *Gens* ein Föminin ist: so muss man *vieilles*, nicht *vieux*, davor stellen. Ob in *les foudres du Vatican* das Wort *foudre* ein Masculin oder Föminin sey, ist aus dem Beyspiele nicht zu erkennen. No. 75. „Wenn man die *Particule mi* vor den Namen des Worts setzt: so wird der Name *féminin.*" Bey *Minuit* ist doch der Fall ganz anders. Das Nennwort *nuit* hat den Artikel *la*, *minuit* hingegen *le*. Das war keineswegs zu vergessen. „Man wird nicht sagen: *Malheureuse Berlin!*" Warum nicht, wenn es einem Dichter gefiele? Doch wird er es wohl desswegen lieber nicht wagen, weil das Substantiv eine männliche Endung hat. Bey *Vienne, Varsovie, Lisbonne* wird er sich nicht besinnen. Einen durch nichts begründeten Unterschied giebt der Vf. No. 87 zwischen dem deutschen und französischen Artikel an. Die alten Grammatiker hatten drey Artikel im Französischen angenommen: 1) den bestimmten, *le, la;* 2) den unbestimmten, *du, de la;* 3) den Artikel der Einheit, *un, une.* Im Deutschen könnten nur der erste und dritte Statt finden, da der zweyte durch keinen Artikel unterschieden wurde. Die Deutschen hatten also nur zwey, die Franzosen drey Artikel. Damals declinirte man noch, und konnte nicht anders eintheilen. Seitdem man aber von keiner Declination mehr wissen will, thun die Grammatiker auf einmal einen hohen Sprung. Im Deutschen sollen beide Artikel bleiben, die Franzosen aber nur Einen behalten. Und doch haben beide Sprachen den Artikel der Einheit: ein, eine, *un, une.* Nein, sagt Hr. *v. G.*, das ist ein *Adjectif numéral*, und kein Artikel. Zugegeben einen Augenblick, dass das Zahlwort kein Artikel sey: ist denn diess der Fall weniger im Französischen, als im Deutschen? Brauchen nicht beide Sprachen dieses Zahlwort, diesen Artikel, wie man will, auf gleiche Art? Indessen ist Rec. durchaus nicht der Meinung des Vfs. Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Zahlwort und dem Artikel; welches man schon aus der Vergleichung mit der englischen Sprache abnehmen kann, die für dieses *a* oder *an*, für jenes *one* gebildet hat. Wem diess noch nicht klar ist, der belehre sich durch den Gegensatz in folgendem Beyspiel. Ein starker Mann muss Muth haben. Man sieht auf den ersten Anblick, dass *Ein* hier der Artikel ist, und zwar durch den Gegensatz mit den Zahlwörtern der Mehrheit. Wäre *Ein* das Zahlwort: so schien gefolgert zu seyn, dass zwey, drey, vier starke Männer keinen Muth haben müssten. Jeder von diesen zwey, drey, vier Männern ist stark; folglich muss jeder Muth haben. *Ein* (Artikel) drückt jeden von gleicher Art aus; alle starken Männer sind darunter begriffen. Jetzt ein Bey-

spiel von dem Zahlworte. Ein starker Mann kann diese Last nicht heben; wir brauchen ihrer zwey. Hier ist *Ein* kein Artikel; denn nicht jeder starke Mann wird verstanden, sondern nur der unverdoppelte, abgezählte, erste. Diese Begriffe liegen so flach, dass Rec. sich schämen würde, ihrer zu erwähnen, wenn die Grammatiker unserer Zeit sie nicht zu verkennen schienen. Derselbe Irrthum kommt No. 119 wieder zum Vorschein, und wird noch durchsichtiger. Der Vf. führt *Voltaire's* Vers an: *La discorde aussitôt plus prompte qu'un éclair*, mit der Versicherung, dass *un* deswegen kein Artikel seyn könne, weil man statt *un* auch *le* brauchen, und schreiben dürfe: *Plus prompte que l'éclair.* Damit schlägt er sich selbst. Es wird ja auf alle Fälle leichter erlaubt seyn, einen Artikel mit einem anderen zu verwechseln, als ein Zahlwort mit einem Artikel. Was Hr. *v. G.* unter No. 135, 142 ff. von dem Unterschiede eines *Superlatif relatif* und *absolu* behauptet, hat keinen Halt in sich, und ist wenigstens unfruchtbar. Man sollte im Französischen nur einen Superlativ, den mit *le* und *la plus* (die Ausnahmen abgerechnet), zugeben; das mit *très*, *bien*, *beaucoup*, *infiniment*, *considérablement* zusammengesetzte Adjectiv bildet keinen Superlativ. Im Gegenfalle müsste man auch einen Infralativ schmieden, um die mit *peu*, *mal*, *foiblement*, *inconsidérablement* verbundenen Adjective zu bezeichnen. Es war unter No. 145 nicht nöthig zu sagen, dass sich *le plus* vor *coupables* auf ein nicht ausgedrücktes Wort beziehe, da *dans le plus haut dégré* nichts als ein längerer Ausdruck ist; *le plus* ist ein Adverbium, und der unregelmässige Superlativ des Positivs *beaucoup*, *très*, *fort*. Diesem aber muss Hr. *v. G.* widersprechen; denn wenn *beaucoup*, *très*, *fort* nach ihm den sogenannten *Superlatif absolu* hervorbringen: so können sie keine Positive abgeben, und *le plus* würde sodann zum Superlativ eines Superlativs; welches ungereimt wäre. Rec. mag in seinem Vorrathe von alten und neuen französischen Lehrbüchern nicht nachblättern, welchem Vorgänger Hr. *v. G.* die Regel No. 156 abgeborgt, oder ob er sie selbst erfunden hat. Sie heisst so: „Bisweilen hat das Beywort, mit dem nämlichen Hauptworte verbunden, nicht immer einerley Geschlecht. Z. B. *Cette femme a l'air bon; cette pèche a l'air bonne.* In dem ersten Falle bezieht sich *bon* auf *air*, und in dem zweyten auf *pèche*, es ist als wenn man sagte: *Cette femme a un air bon, de bonté; cette pèche a l'air d'être bonne.*" Diese Bemerkung habe gesagt und nachgesagt, geschrieben und nachgeschrieben, wer da wolle; sie taugt ganz und gar nichts. Sie verwirrt alle Begriffe der Grammatik, und hebt die erste syntaktische Regel auf: das Adjectiv muss sich nach dem Substantiv richten. *L'air* ist ein Masculin, und es kann keinen Fall geben, wo es unmittelbar nach sich *bonne* haben darf. Kraft welcher Eigenschaft sollte denn *Pèche* eine so tyrannische Wirkung äussern? Was von diesem Worte gölte, müsste auch von *Femme*, und von allen Fömininen der französischen Sprache gelten. Da diess wieder ungereimt wäre: so müssen wir Hn. *v. G.* ersuchen, seine Pfirsche wieder einzustecken; sie würde zu viel Unheil anrichten. Wenn No. 160 gelehrt wird, dass bey den drey Namen: *Saint Louis*, *Philippe Auguste*, *Louis Dieu-donné*, der Artikel weggelassen werde: so wird der Unkundige versucht, die Ausnahme hierauf allein zu beschränken. Man braucht aber den Artikel vor *Saint* gar nicht; wie da zeigen: *Saint Pierre*, *Saint Paul*, *Saint Denis* und viele andere. *Philippe Auguste* heisst auch *Philippe Dieu-donné.* Und wem fällt nicht *Charlemagne*, *Charles-quint*, *Hugues Capet*, *Louis Hutin*, *Fréderic Barberousse* und mehrere ein? Die Hersetzung der Aussprache der Zahlwörter, No. 175, hätte man hier nicht gesucht; sie gehört an eine andere Stelle, oder konnte ganz wegbleiben. Zum Beweise, dass, nach No. 179, die Hauptzahlen bald Hauptwörter, bald Beywörter seyen, dient das Beyspiel nicht: *De mes quatre frères*, *les deux que vous connoissez*, *me sont les plus chers.* Der Vf. scheint zu wähnen, dass *quatre* ein Adjectiv, *deux* aber ein Substantiv sey. Es ist kein Grund dazu. Wenn *deux* zum Substantiv deswegen würde, weil es kein solches nach sich hat: so müsste auch *chers* ein Substantiv seyn, da kein solches darauf folgt. *Deux* kann seine Natur nicht ändern, da es nicht im absoluten Verstande gebraucht, sondern *frères* darunter begriffen wird. No. 201. „*Etes-vous les malades*, *dont on m'a parlé?* Sind Sie die Kranken, wovon man mir gesagt hat? *Oui*, *nous les sommes;* ja, wir sind Sie." Dieses letzte *Sie* taugt nichts; es muss auf Deutsch es heissen. Schon oft hat Rec. in Lehrbüchern über den Gebrauch des Pronomen *soi*, wie hier No. 204, das Beyspiel gefunden: *L'aimant attire le fer à soi.* Das muss falsch seyn, weil *soi* nur in allgemeinen Sätzen mit Abstraction stehen darf. Der Zusatz hinter *fer* muss ausfallen, weil in *attirer* der Begriff schon liegt; wollte man aus besonderen Ursachen ein Pronomen setzen, das sich auf *aimant* bezöge: so könnte nur *à lui* stehen. Um den unterschiedlichen Gebrauch mancher Wörter und Redensarten im Deutschen und Französischen zu zeigen, hätte Hr. *v. G.* auf das beste Deutsch Rücksicht nehmen, und nicht Pleonasmen für Regeln halten sollen. Wir wollen, der Kürze wegen, nur anführen, was No. 219 vorkommt. Kein Franzose wird sagen: *Il a mal à sa tête;* warum lässt man denn den Deutschen sprechen: *sein* Kopf thut ihm weh? Wer auf Reinheit der Sprache hält, sagt: *der* Kopf thut ihm weh; oder: sein Kopf thut weh. Er ändert seine Wohnung, ist nicht scharf übersetzt für: *Il change de logement.* Es heisst auf Deutsch: Er zieht um. Wer seine Wohnung ändert, der bleibt vielleicht in derselben; er macht nur andere Einrichtungen darin. *Je me suis blessé à la main*, No. 225, heisst nicht: Ich habe mich an *meiner*, sondern: an *der*, Hand verwundet.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 APRIL, 1812.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Mannheim u. Heidelberg, b. Schwan u. Götz: *Cours de langue et de littérature françoise etc.* Par *Louis de Graimberg etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was No. 245 von *Quoi* gelehrt wird, ist nicht bestimmt genug. Wir möchten wissen, in welchem Schriftsteller Hr. *v. G.* Redensarten gelesen hat, wie folgende: *Ce sont des choses à quoi vous ne prenez pas garde; ce sont des conditions sans quoi la chose n'eût pas été conclue.* Gut sind sie nicht, höchstens verzeiblich. *Quoi* kann sich, nach unserem besten Wissen, nicht auf einen bestimmten und wörtlich angeführten Plural beziehen, wie der Vf. meint; der Form nach, ist es ein Singular. Sonderbar ist, dass Rec. den Gebrauch des *Quoi* an einer Stelle erlaubt findet, wo der Vf. nicht recht damit zufrieden ist. *Il n'est rien dont Dieu ne soit l'auteur.* Er würde, statt *dont*, unbedenklich schreiben: *Rien de quoi.* — *Où*, No. 246, ist kein Fürwort, gehört also nicht in diese Rubrik. *Qu' est-ce que*, No. 250, heisst nicht: Was ist es? Das hintere *Que* ist überflüssig, oder verlangt noch ein Anhängsel. *Jolie*, No. 272, in: *On n'est pas toujours jeune et jolie, Mademoiselle*, ist der französischen Galanterie gemäss. Da kann die Grammatik wohl einmal ein Auge zuthun; sehend aber darf sie es nicht billigen. §. 40, No. 291 ff. handelt von den unbestimmten Fürwörtern, welche immer mit *Namen* verbunden werden. Es sollen seyn: *Quelque, chaque, quelconque, certain.* Der Vf. fängt seine Belehrung darüber folgendermassen an: „Diese Namen werden bis jetzt von den Grammatikern für Fürwörter ausgegeben, es sind aber wirkliche Beywörter, welche immer mit Hauptwörtern gebraucht werden, ohne zwar eine bestimmte Bedeutung zu haben, als: *Quelque nouvelle*, irgend eine Nachricht u. s. w." Rec. versteht nicht, was hier behauptet wird. Der Vf. verspricht von Fürwörtern zu handeln, die mit Namen verbunden sind. Nun sagt er, dass diese Namen für Fürwörter ausgegeben werden, aber Beywörter sind. Wie ist das möglich? Wenn ein Fürwort mit einem Namen verbunden ist: so müssen zwey Dinge da seyn, nämlich das verbindende und das verbundene. Nach jenen Grammatikern aber wären die Namen Fürwörter selbst; folglich existirten nicht zwey verbundene Dinge, sondern nur eins, das mit einem anders benannten identificirt wäre. Fürwort wäre Name, Name wäre Fürwort. Aber das kann doch nicht seyn; solchen Unsinn hat kein Grammatiker behauptet. Wenn man unter den vom Vf. angebrachten Beyspielen auch nur Namen fände! Da trifft man Wörter genug; wie *Nouvelle, tête, avis, raison, homme, auteur, gens, personnes.* Das sind aber keine Namen. Seyd doch nicht vorsätzlich blind! wird uns hier der Vf. zurufen. Was ihr Substantiva nennt, und ich sonst Hauptwörter genannt habe, das nenne ich zur Veränderung *Namen.* Ich übersetze das Wort *Noms*, das ich in *Wailly* und bey anderen Autoren finde, durch *Namen.* Ich habe nicht gewusst, oder nicht wissen wollen, dass ihr die lateinischen Nomina in eurer Sprache Nennwörter nennet, und dass ich mit ihnen eigentlich meinen Unterricht hätte anfangen sollen. Solcher Pedantereyen haben wir französischen Grammatiker uns längst entschlagen. Was machen wir uns daraus, wenn uns der Leser in der Mitte des Buchs nicht versteht, weil wir ihn in der Einleitung nicht unterrichtet haben? Genug, dass *Wailly* so vorgeschrieben hat; wir schreiben ihm so nach. Es ist zwar nicht folgerecht, wenn ich in der Überschrift des §. 40 von Fürwörtern spreche, die mit Namen verbunden sind, unter welchen ich Substantive verstehe; und im Texte die Fürwörter Namen nenne, und Adjective darunter verstehe. Ich muss so verwirrt schreiben, weil ich keine hellen Begriffe habe, und die dunkelen aus fremder Autorität zu Papier bringe. No. 294. *Aucun*, welches Hr. *v. G.* nur im Kanzleystil und im Scherz als für *quelque, quelqu'un* gebraucht, anführt, kann auch so nur als ein Archaismus in unseren Zeiten gelten. Es ist das italiänische *alcuno*, und ward ganz so, wie dieses, vormals gebraucht. Rec. trifft es gleich im ersten Capitel des *Gargantua* auf der ersten Seite in dieser Bedeutung an. „*Vous avez l'autorité de Platon, et de Flacce, qui dit être aucuns propos, tels que ceux-ci sans doute, qui plus sont delectables, quand plus souvent sont redits.*"

Seit geraumer Zeit ist aus den französischen Grammatiken das Decliniren verbannt, und wird in den Kehricht des Alterthums geworfen. Die Neueren meinten eine grosse Endeckung gemacht zu haben, als sie fanden, dass das Französische keine Casus hätte, und die Nennwörter die Endungen nicht anders, als im Plural, veränderten. Den Alten war es jedoch nicht unbekannt; weil aber die lateinische Grammatik alle übrigen beherrschte und noch beherrscht: so richteten sie sich im Wesentlichen nach ihr; zumal da die syntaktischen Vorschriften sich in dieser Form leichter und

deutlicher geben ließen. Wenn man z. B. befiehlt, *se mêler* mit der Partikel *de*, nicht mit *avec* oder *à*, zu brauchen: so muss man hinzusetzen, dass das *de* manchmal zu *du*, auch zu *des* verlängert werde, wenn *le* oder *les* dazu gehört. Dem, der decliniren kann, giebt man die einfache Regel: *Se mêler* regiert den Ablativ, und er ist fertig. In der Anweisung, wie man die Nennwörter durch Partikeln verändern solle, geben auch unsere heutigen Grammatiker eine Art Schema zum Decliniren, nur setzen sie die Casus nicht dabey. So macht es auch Hr. *v. G.*, der da, wo der Ablativ stehen sollte, nicht nur *de*, sondern auch noch *par* anbringt. *Du père, par le père*, von dem Vater; *de la mère, par la mère*, von der Mutter. Er hätte eben so gut mehrere, ja alle Präpositionen einschieben können. Durch Übung und Gewohnheit lernt man wohl in drey Jahren den richtigen Gebrauch der Partikeln vor den Nennwörtern, und man sollte denken, dass die Abwandlung der Zeitwörter auch auf diese Weise in den Kopf gehen würde. Die Grammatik dürfte nur einige allgemeine Vorschriften angeben, die leicht verstanden und befolgt werden müssten, da Gedächtniss und Verstand sie schon gefasst hätten. Dieser Weg hat unserem Vf. jedoch verdächtig geschienen; er setzt die Conjugationen der Länge nach her. Ach, der scholastischen Weitläufigkeit! Der Indicativ allein hat vierzehn Tempora; nämlich: *le Présent, l'Imparfait, le Défini, le Parfait indéfini, le Plus-que-parfait, le Plus-que-parfait composé, l'Antérieur défini, l'Antérieur indéfini, le Futur simple ou absolu, le Futur passé ou antérieur, le Futur passé composé, le Conditionnel simple, le Conditionnel passé*, und *le Conditionnel passé composé*. Zum Infinitiv werden ihrer fünf gezählt: *le Présent, le Parfait, le Participe présent, le Participe passé* und *le Participe futur*. Das Particip ist durchaus kein Infinitiv, sondern von einer ganz anderen Natur. Wenn es auch von dem Verbum, aus welchem es entspringt, abhängig seyn, und nicht, wie bey den Lateinern, einen besonderen Redetheil ausmachen soll: so muss es doch seinen besonderen Platz haben, und kann nicht untergesteckt werden. Die Franzosen haben kein Participium Futuri; der Vf. macht ihnen eins, das er aus dem Particip des Verbums *devoir* mit dem Infinitiv zusammensetzt. *Devant avoir, devant être, devant aimer, devant aller*. Sogar dem Passiv wird ein solches beygebogen. *Devant être aimé, aimée*. Ist das ein Particip, was nicht aus dem Verbum selbst, nicht durch Hülfe eines Hülfsverbums, sondern mit Anzwängung eines ganz fremden, gebildet worden ist? Zeigt denn *Devoir* eben Zukunft; zeigt es nicht vielmehr Pflicht und Nothwendigkeit an? Wenn man es an das Lateinische hält: so wird es noch auffallender. *Amaturus* ist nicht derjenige, welcher die Pflicht hat, Jemanden zu lieben; es kann sogar gegen seine Pflicht seyn. Franz.: *Celui qui aimera*, nicht *celui qui doit aimer*. Deutsch: der lieben wird oder will. *Amaturus sum*, ich werde oder will lieben, nicht: ich soll lieben. Eher liesse sich noch mit *aller* ein Part. Fut. machen, wiewohl es unvollkommen wäre, weil es den Begriff der Bereitschaft mit sich führt. *Amaturus* kann weit öfter participialiter durch *allant aimer*, als durch *devant aimer*, gegeben werden; *voulant aimer* ist wenigstens eben so gut, als *devant*. Die Conjugation der Activ-Verben nimmt §. 46 ein. Hier treffen wir auf folgende Note: „*Parmi ces verbes actifs, il se trouve aussi quelques verbes neutres, tels qu' aller, mourir etc.*" Wie so? Neutra befänden sich unter den Activen? Freylich, wenn man sie darunter werfen will. Aber welcher Grammatiker wird das thun? Dafür ist er ja da, dass er theilen, sichten und scheiden soll. Ein Ignorant? Aber so einen wollen wir nicht. Und nun gar Neutra, wie *aller* und *mourir*! Wärens noch Neutra, wie *approcher, échaufer, grossir*! Wärens solche, die bald den Begriff des Neutrums, bald des Activs haben! Der Vf. wäre hier einer scharfen Lauge werth. Völlig richtig finden wir hingegen die Note unter dem Perfect von *aller*, No. 334, wo der sichtbare Irrthum bestritten wird, dass *été* zum Verbum *aller* gehöre. Dass *être* indessen im Gesprächstil für *aller* gebraucht werde, wird schwer auszurotten seyn. Man findet bey guten Schriftstellern: *Je fus*, für *j'allai*. Was Rec. über die Unterabtheilungen in den Conjugationen auf dem Herzen hat, verschweigt er diessmal; es möchte ihn zu weit führen. Das Part. Prät. von *absoudre* heisst nicht, wie No. 347 steht, *absout*, sondern *absous*; auch die erste Person des Präs. v. *vaincre* nicht *vainc*, sondern *vaincs*. Das *s* ist charakteristisch; Richelet hat *vains*. Wenn, nach No. 406, *il va mourir*, er ist am Sterben, heisst: so kann *il va venir* nicht heissen: er kommt so eben. Diess würde seyn: *il vient de venir* oder *d'arriver*. Denn durch *so eben* wird die unmittelbare Nähe der Vergangenheit bezeichnet; für eine solche Nähe der Zukunft dient das Wörtchen *gleich*. *Il va venir*, er kommt gleich. Hr. *v. G.* hat in derselben Numer oft *so eben* für *gleich* gebraucht; vielleicht ist es ein Provincialismus. In No. 430 fällt plötzlich ein Datif aus den Wolken. Wir grüssen ihn unbekannter Weise. Unter No. 452 lehrt man uns, *près* nicht mit *pret* zu verwechseln. Schönen Dank! Aber wie viele Anmerkungen würde es geben, wenn man uns im Französischen auf jede kleine Klippe dieser Art aufmerksam machen wollte! In Redensarten, wie: *Il ne sera pas si* oder *aussi constant qu'il le dit*, No. 528, würde Rec. das *aussi* weit vorziehen. Es ist etwas Comparatives in dem *aussi*, das man bey *si* nicht ahndet. Da das *que* der Franzosen so vielerley Bedeutungen hat: so muss man sich, Zweydeutigkeiten zu vermeiden, wohl mit dem vorhergehenden Worte in Acht nehmen. Die Regel, No. 536, dass *si* mit dem Imperfect des Indicativs verbunden werden müsse, hat ihre Richtigkeit, und wird von den meisten Schriftstellern beachtet. Der Gebrauch entscheidet; an sich aber ist sie wunderlich und der Sprachlogik entgegen. Der Subjunctiv, der das Bedingte ausdrücken soll, passt viel besser hinter *si*, welches gerade eine Bedingung

anzeigt, und eben dadurch leicht von *quand* zu unterscheiden ist. Dazu kommt, dass *que*, wenn es im zweyten Gliede steht, um ein doppeltes *si* zu vermeiden, immer und ohne Ausnahme den Subjunctiv regiert; wovon No. 548 das Beyspiel gegeben wird: *Si les hommes étoient sages et qu'ils suivissent les lumières de leur raison.* Da hier *que* das *si* nur vertritt: so sollte man natürlich schliessen, dass es den vorhergegangenen Modus beybehalten würde. Nun aber heisst der tyrannische Befehl: Du sollst nach *si* den Indicativ, und nach dem stellvertretenden *que* den Subjunctiv setzen. In einer kritischen Grammatik hätten wir einige Auseinandersetzung der Materie gewünscht. Es ist nicht genug, dass No. 557 die Bemerkung gegeben wird, dass nach *si* oft das Imperfect des Subjunctivs oder des Indicativs willkührlich gebraucht werde, und dass es einerley sey, ob man sagt: *Si nous n'étions*, oder *si nous ne fussions partis.* Eine aufgehobene Regel ist keine Regel mehr; sie nutzt also zu nichts. Unter den franz. Autoren, die sich nicht danach richten, wollen wir nur *Le Sage* anführen, gegen welchen Hr. *v. G.* nichts einwenden wird, da er selbst aus dessen *Gil Blas* einige Stücke als Muster in den zweyten Theil seines *Cours de Langue* aufgenommen hat. Man findet auf allen Seiten Verstösse. So heisst es an einer Stelle: *Je n'examinois pas si cela étoit bon ou mauvais;* und einige Perioden nachher: *Que j'eusse été heureux, si l'ambition m'eût préservé de la faim! S'il eût reçu, si je n'eusse pas été, si vous étiez, si mes larmes ne sauroient, comme s'il eût craint;* No. 547. „*Ne-que* heisst oft *ne-rien. Je n'ai que faire ici*, ich habe hier nichts zu thun." Hier ist von einer Ellipse die Rede, die durch *rien* nicht ausgefüllt wird. Es kann doch nicht gesagt seyn: *Je n'ai rien faire ici*, sondern *rien à faire;* die Ellipse darf das *à* nicht ausdrängen. *Que* ist statt des verwandten *quoi* gesetzt, und *pas* ausgelassen, wie im Französischen oft erlaubt wird. So viel von dieser buntscheckigen Grammatik, die in einem weit besseren Stil und mit mehr Philosophie der Sprache abgefasst seyn müsste, wenn wir uns ihrer Erscheinung ernstlich freuen sollten. Darum leugnet Rec. nicht, dass noch Vieles daraus gelernt werden könne, wenn ein sachkundiger Lehrer sie bey seinen Schülern zum Grunde legt, und die Fehler verbessert.

Als Anhang folgt ein *Traité de la Versification Françoise*, der, wie die Vorrede berichtet, fast nur ein Auszug aus *Boiste's* Dictionnaire ist. Er hat viele Vollständigkeit, und wir wollen nur wenig Anmerkungen dazu machen. Es fällt uns gleich im Anfange auf, dass die letzte weibliche Sylbe des Alexandriners stumm genannt wird; dem Sylben zählenden Reimer ist sie so laut, wie jede andere weibliche Sylbe, die nicht am Ende steht. Wenn man scandirt: so spricht man sie mit aus. Der Missverstand des Vfs. entsteht daher, dass er sich einbildete, der Alexandriner müsse schlechterdings nur sechs Füsse oder zwölf Sylben haben. Er hat aber wechselsweise 6 und 6½ Füsse, oder 12 und 13 Sylben. Es zeigt sich deutlich in den von dem Vf. gewählten Zeilen, deren zwey erste folgende sind:

Loin de rien décider sur cet Etre suprème,
Gardons, en l'adorant, un silence profond.

Man betrachte das vorletzte Wort: *Silence.* Muss man es nicht als dreysylbig —◡— aussprechen, wenn der Vers auskommen soll? Was von *silence* gilt, muss auch von *suprème* wahr seyn; also verstummt die letzte Sylbe nicht, und die Zeile besteht aus dreyzehn Sylben. Hätten sich die französischen Dichter nicht, nach dem Muster ihrer Vorfahren, bey deren Lebzeiten man auch im gemeinen Leben solche kurze Sylben vernehmlich aussprach, wie auch noch in einigen, besonders westlichen, Provinzen Frankreichs geschieht, diese Freyheit erlaubt: so würden die französischen Verse eine ganz andere Structur und andere Gesetze haben. Es geht ja so weit, dass man in Versen die im gemeinen Leben verschluckten Sylben nicht nur immer mitzählt, sondern sie sogar dehnt und lang macht, da sie doch, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, bis zum Verstummen kurz sind. Im Deutschen ist nur bey sogenannten Knittelversen erlaubt, was im Französischen ganz gemein ist. Rec. thut nur einen Blick in den ersten französischen Verskünstler *Boileau*, und schreibt einige Zeilen ausser der Ordnung ab, zum Beleg seines kaum eines Beweises bedürfenden Satzes.

A la fin sur quelqu'un de nos vi c e s couverts.
Du menson g e toujours le vrai demeure maître.
Ne peut aux yeux du monde être ce qu'il n'est pas.
En vain ce misanthrope, aux yeux tris t e s et sombres.
L'agrément fuit ses traits, ses caress e s font peur.
L'avare, à voir chez lui le Pacto l e rouler.

Die im gewöhnlichen Reden leicht angedeuteten Artikel und Partikeln werden lang, wenn es das Bedürfniss des Verses fodert. Wir wählen ein Beyspiel aus der berühmten Henriade.

Il l'aimoit, non en roi, non e n maître sévère,
Qui souffre qu'on aspire à l'honneur d e lui plaire,
Et d e qui l e coeur dur et l'inflexible orgueil
Croit l e sang d' u n sujet trop payé d' u n coup d'oeil.

Wenn man es nicht, aus Meisterhänden gebildet, vor Augen sähe: würde man sich vorstellen, dass *de lui, de qui, le coeur, le sang, d'un coup* Trochäen; dass *en maitre* ein Creticus wäre? Doch Rec. hat sich schon zu lange dabey aufgehalten. S. 310 findet der Vf. das: *Non, non, un roi qui veut*, obrwidrig, und wir sind seiner Meinung; aber nicht aus dem angeführten Grunde, weil das *n* in *non* nicht ausgesprochen werde, sondern wegen des dreymaligen Nasenlauts, der durch *non non un* entsteht. Dass das *n* in *non* nicht ausgesprochen werde, kann man nur uneigentlich behaupten; es ist also von keinem Hiatus die Rede. Rec. giebt der Entscheidung des Vfs. S. 322 zwischen dem P. *du Cerceau* und *Richelet*, welcher letztere in seinem Urtheil über den Gebrauch der Inversionen grosse Beschränktheit verräth, völligen Beyfall. Hingegen scheint er ganz Unrecht zu haben, wenn er *Racine's* folgende Verse aus der *Iphigénie* tadelt:

Je verrai les chemins encor (nicht *encore*) *tout parfumés*
Des fleurs dont sous ses pas on les avoit semés.

Man findet folgende Anmerkung darüber: „*Dont sous ses pas on les avoit semés, est une inversion d'autant plus forcée que le participe semés est amené par le pronom les, au lieu d'être régi par le pronom que, car il falloit dire que sous ses pas on avoit semées.*" Rec. findet diese Verse so klar und schön, als irgend andere im Racine. Die hier vorgeschlagene Verbesserung ist eine Verschlechterung, selbst wenn *semées* auf *parfumés* reimen könnte; welches aber nicht geschehen kann, weil *mées* in *semées* zweysylbig ist, also dem einsylbigen *més* in *parfumés* nicht entspricht, und unseren oben angeführten Satz bestätigt. Der Kritiker hat gestolpert, d. i. falsch construirt. *Semés* gehört nicht zu *fleurs*, wie er zu wähnen scheint; denn sonst könnte nichts in der Welt es vor der Fömininität retten: sondern zu *chemins*. Klytämnestra spricht von den Strassen, die noch duften von den Blumen, womit man sie (die Strassen) unter ihren (Iphigeniens) Tritten besäet hat. Alles ist so deutlich, dass man es nicht besser wünschen kann. *Semer un chemin de fleurs*, ist das nicht gut französisch? Rec. hätte nicht gedacht, dass er Racine's Reinheit gegen seine Landsleute vertheidigen müsste. Bardus, S. 336, soll ein uralter König in Gallien gewesen seyn, und von ihm die *Barden* den Namen führen. Spass!

Der zweyte Theil hat die Bestimmung eines Lesebuchs für die Schüler der unteren Classen. Erzählungen aus *Berquin's Ami des enfants* und einige Schauspiele der Frau *v. Genlis* machen den Anfang. Leider sind wenigstens die Erzählungen den belesenen deutschen Knaben schon in ihrer Muttersprache bekannt, es wird ihnen also kein Vergnügen machen, sie hier wieder zu finden. Da indessen der moralische Zweck in ihnen vorherrscht, und sie das jugendliche Herz in Anspruch nehmen: so hat der Vf. keinen Missgriff daran gethan. Wie konnte er aber die ersten Capitel aus dem Thorenspiegel *Gil Blas*, und das Fragment aus den Memoiren des leichtfertigen Grafen *v. Grammont* unmittelbar darauf folgen lassen? Es ist in beiden Abschnitten zu Vieles, was den guten Eindruck der bisher empfangenen Lehren stören und wegnehmen muss. Der Vf. macht es wie die Väter, die mit ihren Söhnen in die Kirche, und gleich darauf ins Weinhaus gehen. Ganz entgangen ist ihm selbst sein verkehrtes Benehmen nicht, und er hat einige allzu grelle Züge ausgelassen, z. B. dass Gil Blas, wie ihn sein Onkel nach Salamanca schickt, zu den mitgegebenen Ducaten einige Realen mauset. Hin und wieder sind erklärende Noten beygefügt, die aber nicht viel bedeuten. So heisst es unter anderen von den Realen, der Werth derselben habe variirt. Der Knabe will nur wissen, wie viel sie ungefähr gelten, und erhält keine Antwort. Eben so dürftig ist die Note unter *Ecuyer*. Ein *Escudero* ist kein Hausmeister. Darauf folgt eine lange Reihe Fabeln von *la Fontaine*, aus welchen sich die Schüler besonders die Wendungen und vertrauten Ausdrücke merken sollen; und hinterher viele Anekdoten von Königen, Marschällen, Gelehrten u. dgl., meistens aus der französischen Geschichte, zumal Ludwigs XIV. Den Beschluss derselben macht ein Brief, *Facéties* überschrieben. Der Schreiber dieses Briefs ist zwar überzeugt, dass die heutigen Nationen das Lateinische nicht mehr aussprechen können, wie die alten Römer; meint aber doch, dass die französische Aussprache des Namens der Liebesgöttin *Vénus* (Wenühs) besser sey, als die der Deutschen, bey denen er *Fénous* (Fehnus) laute. Wenn er doch von einer Landschaft, worin er diese Aussprache gehört haben mag, nicht auf das Allgemeine schlösse! Rec. hört in seiner Gegend beständig *Wehnus;* welches er auch der einstmaligen Aussprache in Rom, in wiefern man sie durch Verfolgung der Analogie herausbringen kann, am gemässesten hält. Haben denn die Römer ihr *u* wie *ü* ausgesprochen, und die letzte Sylbe betont? Und dergleichen Geschwätz soll Facetien enthalten, junge Knaben sollen es zum Behuf ihrer Bildung lesen und übersetzen! Nützlicher für sie, doch immer nur Stückwerk, ist die Aufklärung über die Germanismen und Gallicismen, wobey die üble Gewohnheit, ausländische Wörter zu schmieden, die keiner Sprache eigen sind, und manche französische Wörter in einem fremden Sinne anzuwenden, gerügt und der richtige Ausdruck angegeben wird. Dergleichen sind: *Accuratesse*, *fatal*, *motion*, *partout*. *Disparation* f. *Desperation*, wie das gezüchtigte Wort hätte heissen müssen, wird nur von Leuten gebraucht, die tief unter der grammatischen Kritik stehen, die sich dividiren, statt sich zu divertiren, und eine Invention für eine Invitation annehmen. Als Zugabe ist diesem zweyten Theile ein *Examen des ouvrages de M. l'Abbé Mozin* beygelegt, worin demselben nicht wenige Schnitzer gegen den Sprachgebrauch nachgewiesen werden. Da wir keine Recension über eine Recension schreiben dürfen: so lassen wir uns in den Streit um so weniger ein, da die Freunde des Hn. *M.* unserem Vf. vorwerfen, dass er sich zu seiner Prüfung eines älteren Abdrucks der mozinschen Schrift bedient habe, der nicht in den Buchhandel gekommen ist.

Js.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Vergissmeinnicht.* Sammlung auserlesener Stellen von griechischen, römischen, italiänischen, portugiesischen, spanischen, englischen, französischen und deutschen Schriftstellern in der Originalsprache mit deutscher Übersetzung. Ein Taschenbuch vorzüglich zum Gebrauch für Stammbücher. Herausgegeben von *Karl Müchler*. Zweyte verbess. u. vermehrte Auflage. 1812. 266 S. 12. (20 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1809. No. 65.)

Monatsregister

vom

April 1812.

I. Verzeichniss der im Monat April in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des April.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

die Arbeit selbst diesen Foderungen entspreche und nachkomme, darüber wollen wir die Bemerkungen entscheiden lassen, wozu uns die einzelnen Ausführungen des gelehrten Werks Veranlassung darboten, und die wir in unsere Inhaltsanzeige verflechten werden.

Die Untersuchung eröffnen Prolegomena, die die ersten vier §§. einnehmen. Es ist in ihnen die Rede von der Allgemeinheit der Messiaserwartung im Zeitalter Jesu, und des Glaubens an ihre nahe Erfüllung, von dem Ursprunge derselben, von den Quellen ihrer Erforschung. Letztere werden ihrem Range nach in zwey Hauptclassen eingetheilt: 1) *Fontes primarii*, die *späteren Bücher des alttestam. Kanons*, besonders die *prophetischen*, die *Apokryphen der LXX*, *Philo*, *Josephus*, das *neue Testament*, einige *Pseudepigraphen des A. T.*, besonders das *vierte Buch Esra*. 2) *Fontes secundarii*, die *Schriften der älteren Rabbinen*, und unter ihnen vorzüglich das Buch *Sohar*; spätere werden nicht ganz übersehen, besonders wenn sie Sammlungen verschiedener Ansichten über die gesammte Christologie enthalten, z. B. das Buch *Nezach Israel*. Bey dem Gebrauch dieser letzteren wird eine schon von *Schmidt* empfohlene Hauptregel aufgestellt, mit welcher auch der bedenklichste Supranaturalist zufrieden seyn darf. Denn, sagt der Vf. S. 11, *iis cunctis ita utendum erit, ut ex iis nec quicquam adstruatur, quod non istorum librorum primi generis nobis cum maxime recensitorum testimonio distinctis verbis exhibito comprobatum, vel saltem vestigiis lucidis et certis in iis depromendis praemonstratum sit.* Endlich wird auch noch der Gebrauch der Conjectur für zulässig befunden, sobald durch sie zwischen historisch bewährten Sätzen eine natürliche und der Sache angemessene Verbindung vermittelt werden kann. So weit die Prolegomenen; wir haben uns folgende Stellen angemerkt. §. 2. S. 4 wird der Ursprung messianischer Erwartungen zurückgeführt auf die *conditores gentis hebraicae*, und deren Ahndungen einer künftigen glänzenden Periode ihrer Nachkommen, wogegen die höhere Kritik indess Manches zu erinnern haben dürfte, sobald man auf die spätere Entstehung dieser Bücher hinweist. Auch ohne den Geschichtsstoff derselben durchaus für mythisch zu erklären, was offenbar eine Verirrung ist, wird doch in allen den Stellen, die nicht bloss locale und individuelle, sondern allgemeine nationale Bedeutung haben, zu einer Zeit, wo noch keine Nation existirte, der vorsichtige Forscher Bedenken tragen, die spätere Hand der ausschmückenden und umbildenden Phantasie zu verkennen. Rec. kann überhaupt, nach seiner Ansicht von der Tendenz und Bedeutung der messianischen Orakel, die Entstehung derselben nicht vor dem Tode Salomo's, und den auf ihn folgenden unruhigen Zeiten ansetzen. Denn sind diese Orakel, wie alle übrigen *laeta vaticinia* der Propheten, nur Verheissungen einer glücklichen goldenen Zukunft, für einen ursprünglich rein paränetischen Zweck, und unterscheiden sie sich von den übrigen nur durch die besondere Form und Darstellung derselben, in sofern jene die goldene Zeit bald unter dem Bilde einer allgemeinen Fruchtbarkeit und Segensfülle, bald als Periode allgemein-herrschender Frömmigkeit und Gottesbegeisterung, bald mit der Aussicht auf die glänzende Besiegung der Nationalfeinde auffassten und ausmalten, in ihnen hingegen ein zweytes davidisches Zeitalter, abhängig von der Erscheinung eines zweyten, durch treue Verehrung des Jehovah, siegreiches Glück gegen die Feinde, wachsame Sorge für das Wohl seines Volks eben so ausgezeichneten Davids, als Preis der treuen Anhänglichkeit an Jehovah, zu erwarten gegeben wurde: so kann natürlich diese Art der Darstellung nur einen psychologischen Grund haben, in dem Andenken, welches das spätere Geschlecht noch lange von der glanzvollen und beglückenden Regierung des hochgefeyerten Isaiden unter sich erhielt, und welches besonders in dem Zeitalter des Verfalls und der politischen Entkräftung doppelt wehmüthig sich erneuern musste. Eben damit ist aber allen früheren, im Pentateuch vorkommenden Stellen, wo von Abrahams Saamen die Beglückung aller Völker erwartet wird, das Zeitdatum ihrer Entstehung angewiesen. Sie sind offenbar alle im messianischen Sinn zu nehmen, und zwar nicht in dem der früheren, sondern der späteren Zeit, wo schon Hoffnungen einer allgemeineren Verbreitung der Jehovahverehrung auch unter Nichtjuden mit der Messiasidee in Verbindung gesetzt waren. — §. 3 werden die Ursachen aufgezählt, die seit dem babylonischen Exil auf die Veränderung und Umbildung der Messiasidee eingewirkt haben. Der Vf. findet sie in dem Verlust der politischen Unabhängigkeit, in dem Einfluss der orientalischen Philosophie, mit welcher nun die Juden vertraut geworden, in ihrer Unbekanntschaft mit der althebräischen Sprache, und richtigen Auslegungskunst der in ihr verfassten Urkunden, in dem späteren Nationalcharakter überhaupt, der, was Religion und Theologie anbetraf, im höchsten Grade ein Kleinigkeitsgeist genannt zu werden verdiente. Wir vermissen darunter die erste und vorzüglichste, die ganz veränderte Ansicht, welche die späteren Juden von den früheren Propheten gefasst, und die daraus unmittelbar hervorgehende ganz verschiedene Betrachtung ihrer Orakelsprüche. Der Umstand, dass Israel nach dem Exil seine verlorene Selbstständigkeit als eine Erfüllung der prophetischen Drohungen ansah, die es so oft unter die Hand fremder Völker gegeben, und die ganz veränderte Denkart der Nation in Beziehung auf Religion und Gottesverehrung, welche, verabscheuend alle Abgötterey, die Propheten, die heftigsten Eiferer gegen dieselbe, jetzt ganz anders achten musste: diess beides veranlasste, dass man diese Männer nun als wahre Propheten Gottes zu betrachten anfing, als Werkzeuge, durch deren Mund der Höchste geredet, dass man ihre Schriften als theure Reliquien sammelte, und als niedergelegte Offenbarungen Gottes an Israel aufbewahrte. Alle Messiasorakel wurden nun in einem buchstäblichen Sinn genommen, auf eine wörtliche Erfüllung derselben gehofft; die prophetischen Drohungen waren zur traurigen Wahrheit geworden, mit desto grösserer Wärme und Innigkeit

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 MAY, 1812.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Christologia Judaeorum Jesu Apostolorumque aetate*, in compendium redacta, observationibusque illustrata a D. *Leonh. Bertholdt*, Theol. Prof. Erlang. 1811. XX u. 227 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Schon lange war es der Wunsch des Rec., und gewiss mit ihm eines jeden Freundes ächter Bibelauslegung, die Messiastheologie der palästinensischen Juden zur Zeit der Erscheinung des Christenthums aufs neue vollständig und kritisch aus ihren Quellen bearbeitet zu sehen. Soll die von den besseren Auslegern unserer Tage eingeführte Ansicht der messianischen Ideen des Christenthums sicher und ohne Widerspruch begründet werden: so war eine neue Revision der jüdischen Christologie durchaus nothwendig, theils um ihr Verhältniss zur neutestamentlichen in ein klares Licht zu setzen, und die noch hie und da geäusserten Bedenklichkeiten über die historisch richtige Ableitung der letzteren aus der ersteren zu beseitigen, theils aber auch, was Rec. noch höher anschlagen möchte, um den wahren Standpunct zu gewinnen, aus welchem allein diese für die historische Einführung der neuen Religion, und für die symbolische Darstellung einzelner Hauptwahrheiten in derselben so ausserordentlich wichtige, äussere Hülle der Gottesoffenbarung von dem religiösen Forscher beurtheilt werden darf. Der ganze Kampf, der jetzt noch zwischen dem Supranaturalismus und offenbarungsgläubigen Rationalismus geführt wird, dreht sich beynahe allein um den Messianismus und dessen Bedeutung in der Lehre Jesu. Eine Ausgleichung desselben steht erst dann zu erwarten, wenn man sich verständigt haben wird über den Grundsatz, dass die Entscheidung dieser Streitfrage nicht von den subjectiven Ansichten der Apostel, auf exegetischem Wege, sondern von der höheren Betrachtung des Geistes der Lehre Jesu, ihres Verhältnisses zu den religiösen Ideen der Zeit, und der daraus für sie und ihren Vortrag als nothwendig resultirenden Rücksichten abhängig gemacht werden dürfen. Für eine solche höhere Betrachtung wird aber nur derjenige Sinn und Fähigkeit mitbringen, der die jüdische Messiasidee, mit welcher alle anderen Religionsbegriffe des Zeitalters mittelbar oder unmittelbar zusammenhängen, ihrem ganzen Umfang und ihrer nationalen Bedeutung nach aus den Quellen sicher erforscht, das Menschliche, oft selbst Unmoralische, in der Ausbildung und Entwickelung derselben wahrgenommen, und zugleich die vermeinte göttliche Begründung derselben in den Messiasorakeln der alttestamentlichen Propheten und der allegorischen Behandlung so vieler anderer Schriftstellen beachtet hat. Dazu ist nun die vorliegende Arbeit des gelehrten Vfs. ein treffliches Hülfsmittel, und wir brauchen nichts mehr hinzuzusetzen, um Aufmerksamkeit auf dieselbe zu erregen. Die Erlangung der theologischen Doctorwürde gab die äussere Veranlassung dazu, und da er sich schon länger aus den Quellen der historischen Auslegung des N. T. ein eigenes Studium gemacht hatte: so war die Auswahl dieses besonderen Gegenstandes leicht getroffen. Zwey Rücksichten leiteten dabey vorzüglich seine Wahl. Einmal die Anmassungen der neueren philosophischen Ausleger, die, mit Vernachlässigung aller historischen Interpretation, nur ihre eigenen, selbst philosophisch so unsicher begründeten Religionsideen den heiligen Büchern aufzudringen suchen; dann aber auch der Mangel an Kritik in den bisherigen Bearbeitungen dieses Gegenstandes, die noch so Manches zu wünschen übrig liessen. *Sunt videlicet*, heisst es in der Vorrede S. X, *quae pro certis vendidentur, quae penitus sunt incerta et dubia; et si vel lubentissime concedam, viros doctissimos, qui ex instituto et cum ea, quae in illis erat, sagacitate in perscrutandis his rebus versati sunt, nil gravioris momenti effugisse, atque post illorum curas ac labores nil prorsus novi detegi et in lucem proferri posse: perquam multa tamen deprehenduntur, quae in hunc usque diem nondum satis clare intellecta ac perspecta, haud accurate et subtiliter explanata, e fontibus suis nondum rite derivata, haud in suum justum ordinem redacta, nexuque naturali vincta, argumentis idoneis et aptis haud superstructa, et, quae aliena sunt, a se non disjuncta et in proprio loco posita sunt. His igitur vitiis, quibus Christologiam Judaeorum seriorum, uti in scriptis ac scholis theologicis proponi solet, laborare inter omnes, puto, harum rerum peritos constat, occurrendi, ac medelam adferendi consilium cepi.* — Wir haben absichtlich die ganze Stelle angeführt, weil aus ihr der Gesichtspunct unserer Beurtheilung dieses Werks genommen werden muss. Umsichtigeres Studium der Quellen, vorsichtige Kritik in der Benutzung derselben, pragmatische Verbindung und Zurückführung der einzelnen Lehrsätze auf die allgemeinen, zu Grunde liegenden Ideen: diess wären die Foderungen, die der Vf. selbst zur Bearbeitung seines Gegenstandes mitbrachte, und denen Rec. im Wesentlichen nichts hinzuzufügen wüsste. In wiefern nun

nach unserem Dafürhalten, ebenfalls keine Anwendung aufs N. T., da die beiden angeführten Stellen, Matth. 24, 33. Luc. 17, 20, nur sehr entfernt auf die Vorstellung: *Messiam jam adultum et aetate provectiorem de improviso et inopinato se hominibus conspiciendum daturum*, bezogen, und weit natürlicher in einem ganz davon verschiedenen Sinn erklärt werden können.

Die Lehre vom Logos, dem höheren Messiasprädicat, §. 23 eröffnet der Vf. mit einer allgemeinen Anmerkung über die Emanationstheorie, als dem Hauptcharakter der orientalischen Philosophie, aus welcher dieselbe bekanntlich in die Kabbala oder jüdische Religionsphilosophie übergegangen ist. Befremdend war es für uns, unter den Völkern, bey welchen diese Erklärungsart von der Entstehung aller Dinge durch Emanation Aufnahme gefunden, auch die Ägyptier, Phönicier, ja selbst die Kosmogonieen einiger griechischer Philosophen angeführt zu sehen. Hat man es gleich von den Ägyptiern erst neuerlich behaupten wollen, dass sie in späteren Zeiten, unter Cambyses, ihre Religionsphilosophie mit der zoroastrischen hätten vertauschen müssen (vgl. *Horn* biblische Gnosis 1805): so beruht doch, ausser dem völligen Mangel an historischer Begründung, die angebliche Übereinstimmung beider Systeme in der Emanationslehre nur auf einem Missverständniss, da, wie leicht zu zeigen ist, in der ägyptischen Weisheit der Begriff der Generation, der Zeugung, keineswegs der der Emanation zu Grunde liegt. Auch die Phönicier gehören hieher nicht. Denn folgt man dem bekannten Fragment des Sanchuniathon bey Eusebius, der einzigen, wiewohl unsicheren, Quelle: so ging offenbar ihre Kosmogonie aus von der Voraussetzung eines Chaos, mit welchem sich der Geist, oder die Schöpfungskraft vereinigt. Was endlich die Griechen anbetrifft: so ist Rec. kein einziges Zeugniss des Alterthums bekannt, durch welches diese Speculation irgend einem griechischen Philosophen als eigenthümlich erwiesen würde.

Überhaupt herrscht in diesen §§. eine sehr grosse Verwirrung der Begriffe, deren Hauptursache in der ganz vernachlässigten Berücksichtigung der verschiedenen Elemente und Quellen liegt, aus welchen die jüdisch-orientalische Philosophie, deren Hauptzüge hier der Vf. mittheilt, zu der Zeit, wohin die Quellen seiner Darstellung gehören, zusammengeflossen war. So führt er z. B. als ein Eigenthum jener orientalischen Philosophie an, dass die aus der Gottheit emanirten Aeonen und höheren Naturen nicht als eigene Individuen und selbstständige Substanzen, sondern nur als logische Wesen, geistige Kräfte gedacht worden seyen. Wie wenig aber diese Bemerkung selbst im Geist der orientalischen Philosophie gedacht worden, weiss derjenige zu beurtheilen, der sich erinnert, dass alle diese Emanationen eigentlich nur Eradiationen sind, die aus dem vollkommensten Urlichte als Strahlen in näheren oder entfernteren Kreisen herausbrechen, und deren Unterschied von einander bloss in der graduellen Verminderung des Lichtes besteht, indem die Materie selbst, als das Element der letzten Eradiation, bloss der äusserste Grad der Verdünnung der Lichtstrahlen ist. Allerdings gehört der angeführte Lehrsatz, dass geistige Kräfte von Gott ausgehen, sich den Menschen mittheilen, und eine besondere Wirksamkeit zeigen, ohne als für sich bestehende Hypostasen ausserhalb Gott Existenz zu haben, zu dem Eigenthümlichen der jüdischen Philosophie um Christi Zeit. Allein eben diese Unterscheidung geistiger Kräfte und Eigenschaften in Gott nach rein-logischen Principien ist derselben nicht aus der orientalischen Philosophie zugekommen, die keinen absoluten Wesensunterschied zwischen Geist und Materie kennt, sondern es sind unverkennbar griechische Ideen, die damals, besonders aus der Philosophie des Plato, den Juden bekannt, und von ihnen mit ihren früheren Philosophemen in Verbindung gesetzt waren. Unverkennbar sprechen sie sich schon in dem Buche der Weisheit und den Sentenzen des Sirach aus. Die Weisheit, der Logos, der dort vorkommt, ist im Ganzen nichts anderes, als der νοῦς, die Verstandeskraft in Gott, wie sie Plato und andere Philosophen Griechenlands unterschieden. Allein emanatistische Ideen sind schon sichtbar darauf übergetragen, in sofern ein reelles Ausfliessen und Übergehen derselben in Menschenseelen gelehrt wird (Buch der Weisheit c. 7, 22. 23. 25—27. Sirach 21, 6). Von dieser Verschmelzung platonischer Philosophie mit orientalischer Emanationslehre geht auch die Stelle des Justinus aus, die der Vf. anführt, nur dass hier der Begriff des Ausfliessens mit dem Begriff des Gezeugtwerdens vertauscht ist, entweder nach altägyptischer Religionssprache, oder, was wahrscheinlicher, nach alttestamentl. Sprachgebrauch vom Messias (Ps. 2, 7) und von der Weisheit (Sir. 1, 10 ff.). Am meisten orientalisches Eigenthum hat die besondere Lehre des Philo vom Logos behalten. Sein Logos, im Grunde auch nichts anderes, als die göttliche Ideenwelt, war doch schon vor der Schöpfung des Alls aus dem göttlichen Wesen hervorgegangen, zu einer besonderen Hypostase geworden, und diente nun der Gottheit als Werkzeug sowohl zur Hervorbringung, als auch zur fortdauernden Einwirkung auf die Sinnenwelt. Etwas anderes haben auch die späteren Gnostiker nicht gelehrt. Nicht ganz genau ist es daher, wenn der Vf. S. 109 die alttestam. Apokryphen, die Apokalypse und den Philo in Eine Reihe stellt, da das Verhältniss der Mischung zwischen griechischen und orientalischen Ideen in ihnen höchst verschieden modificirt ist. — §. 25. Not. 10 wird die Erklärung von Hebr. 11, 26. 27, wo ἀόρατον den die Israeliten auf ihrem Zuge durch die Wüste unsichtbar begleitenden Messias bezeichnen soll, nicht viel Beyfall erhalten, da ohne nähere Bestimmung diess Prädicat, zumal mit dem Artikel, nur von der Gottheit selbst verstanden werden kann.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MAY, 1812.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Christologia Judaeorum Jesu Apostolorumque aetate* etc. illustrata a D. *Leonh. Bertholdt* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. sucht §. 29 die Idee eines leidenden und sterbenden Messias aus der Christologie der Samaritaner abzuleiten, denen der Messias nach der Erfüllung seiner Bestimmung, den heiligen Tempelcultus auf dem Berge Garizim einzurichten, keineswegs dem Loos der Sterblichkeit entzogen blieb, sondern die ein ehrenvolles Begräbniss in dem Grabe Josephs ihm schon angewiesen hatten. Allein geschweige, dass bey den Samaritanern von einem *gewaltsamen* Tode ihres Messias nichts gefunden wird: so hat Rec. schon oben das Unwahrscheinliche der Voraussetzung bemerkt, dass Juden samaritanische Vorstellungen in ihre Messiaslehre sollten aufgenommen haben. Weit natürlicher bleibt immer die Ableitung dieser Idee eines leidenden Messias aus der, schon von den Propheten angefangenen, und durch die späteren Juden fortgesetzten Parallelisirung desselben mit David. Dieser grosse König, das Vorbild des künftigen Gottessohnes, war nur durch Leiden gross geworden, und ein Kampf mit Widerwärtigkeiten aller Art hatte dazu gedient, seine Gottergebenheit zu prüfen, und ihn auf seine Erhöhung vorzubereiten. Diese Betrachtungen in ihrer Anwendung auf den Messias konnten wohl nicht leicht zu einem anderen Resultate führen, als dass auch jener einen ähnlichen Leidensweg zu wandeln haben werde. Dass ein gewaltsamer Tod ihn beschliessen werde, konnte aus Stellen, wie Jes. 53, gefolgert werden. — §. 34 ist die Stelle Eph. 4, 8. 9 von dem *descensus ad inferos* erklärt, woran aber Paulus wohl schwerlich dachte, da die Formel: τὰ κατώτερα μέρη τῆς γῆς dem natürlichen Context nach nur den Gegensatz von οὐρανος macht, und Paulus überhaupt in dieser exegetischen Anmerkung nichts anderes, als seine Erklärung der eben angeführten Schriftstelle vom Messias zu rechtfertigen sucht. Daher die Bemerkung: Das Hinaufsteigen setze voraus ein Herabkommen auf die Erde; denn Niemand steige gen Himmel, der nicht vom Himmel gekommen. Nun sey aber Jesus, als Messias, himmlischer Abkunft, auch in den Himmel zurückgekehrt: was könne also anderes, als er, im Psalme gemeint seyn? — §. 45 läfst der Vf., einstimmig mit *Corodi*, die Palingenesie oder Erneuerung der Welt erst nach dem Ende des tausendjährigen irdischen Messiasreiches, als gleichzeitig mit dem letzten Gericht, und der zweyten allgemeinen Auferstehung eintreten. Allein mit siegenden Gründen aus dem N. T. und aus dem Buche *Sohar* hat *Süskind* am a. O. das Gegentheil dargethan, dass gleich im Anfang der messianisch-irdischen Periode die Umbildung der Schöpfung ihren Anfang nehmen werde. — §. 46 wird der Ursprung der Vorstellung von einem himmlischen, zur Zeit des Messias auf die Erde herabzulassenden Jerusalem mit *Schöttgen* noch darin gesucht, dass die späteren Juden, überzeugt von der Allräumlichkeit Gottes, jene alttestam. Stellen, in welchen Jerusalem und der dortige Tempel als der einzige Sitz der Gottheit genannt wird, nur durch die Voraussetzung eines himmlischen Jerusalems mit ihrer Philosophie zu vereinigen gewusst hätten. Rec. hat es immer viel wahrscheinlicher gefunden, als den Fundus dieser und ähnlicher Vorstellungen, nach welchen die Juden alle Heiligthümer ihres Cultus in den Himmel verlegten, die Stelle Exod. 25, 40 anzunehmen, wo Gott dem Moses zur Verfertigung der Stiftshütte und ihrer Geräthe himmlische Musterbilder sehen läfst, nach welchen er arbeiten soll. Es gehörte zur Verherrlichung der Theokratie, alle Heiligthümer unmittelbar vom Himmel abzuleiten. An Vorbilder im platonischen Sinn darf man nicht denken. — Ebds. Not. 4 ist die merkwürdige Stelle Tobias 13, 18 ff. ausgelassen, wo ebenfalls ein idealisches Jerusalem geschildert wird.

Diess wären die Bemerkungen, zu welchen Rec. durch das vorliegende Werk Veranlassung erhielt. Absichtlich sind sie ausführlicher von ihm mitgetheilt worden, weil es sein angelegentlicher Wunsch ist, dass dieses Buch von unseren jungen Exegeten fleissig gelesen und studirt werden möge, und er eben darum es für Pflicht hielt, auf dasjenige aufmerksam zu machen, was in dem mit ungewöhnlichem Fleiss und nicht geringer Gelehrsamkeit ausgearbeiteten Ganzen ihm theils weniger begründet, theils nicht ganz richtig dargestellt zu seyn schien. Möge dem Vf. nun der schönste Kranz, der einem Schriftsteller werden kann, zu Theil werden, durch seine Arbeit dazu beyzutragen, dass die Enthüllung des ächten Christenthums und seines Geistes unter Deutschlands Theologen auf dem Wege einer historisch-richtigen Interpretation immer mehr gefördert werde! H. P.

Leipzig, b. Dyk: *Religion, eine Angelegenheit der Fürsten*, von *Ludwig Pflaum*, Pfarrer in Helm-

brechts, im Fürstenthum Baireuth. 1809. 125 S. (ohne die Dedication.) kl. 8. (10 gr.)

Hr. *P.*, aus anderen Arbeiten schon bekannt, hat in dem vorliegenden Büchlein aufs neue das achtungswerthe Zeugniss bestätigt, dass er die Würde seines Berufs erkennt, und das, wovon er redet, selbst als eine heilige Angelegenheit betrachtet und empfindet. Rec. hat diese Schrift mit Theilnahme gelesen, und darf sie mit Zuversicht allen denen empfehlen, denen der Gegenstand nicht gleichgültig ist. Nicht bloss für die Fürsten ist es geschrieben, sondern für alle religiösen Gemüther, die darin, wenn auch nicht neue Schätze und ungemeine Nahrung, doch Erweckung, wohlthätige Erwärmung und Erquickung finden werden.

Der Gang des Vfs. ist ungezwungen; er behält das Ideal im Auge, wenn auch der Gegenstand meist nur leicht berührt, minder wirklich tief durchdrungen und erschöpft ist. Er zeigt zuerst an Beyspielen aus alter und neuer Zeit, wie grosse Fürsten sich auch durch Religiosität ausgezeichnet haben. Er verweilt dann besonders bey Friedrich dem Grossen, der wenigstens den Schein der Religiosität geehrt habe. Wenn er aber denselben mit seiner Erziehung zu entschuldigen bemüht ist: so dürfen wir doch, wiewohl wir das Wahre darin nicht verkennen, wie man dasselbe schon längst erkannt hat, nicht unbemerkt lassen, dass ihn die Verehrung des seltenen Fürsten zu weit führt. Wie nachtheilig Friedrichs Beyspiel, seine Huldigung des irreligiösen französischen Encyklopädistengeistes, auf seine Zeitgenossen gewirkt, diess lehrt die gerechte Richterin, die Geschichte, zu einleuchtend, als dass der Vf. es ganz hätte übersehen sollen. Das fördert die gute Sache, für welche Hr. *P.* spricht, keineswegs! Überhaupt schadet er selbst seiner Absicht, wenn er die religiöse Angelegenheit zu einer blossen Maxime der Fürsten erniedrigt. Auch legt er offenbar weiterhin ein zu grosses Gewicht darauf, dass auch die Staatsklugheit dem Herrscher Sorge für die Religion empfehle, wiewohl diess, als etwas Wahres, nicht ganz übergangen werden durfte. — In starken, oft überladenen Zügen stellt er dann die Afterreligion dar, das frömmelnde und trübe Wesen, die „Menschenfeindin, die zwischen ihren Anbetern und der Menschheit hohe Klostermauern thürmt," die unduldsame „Furie", die spitzfindige Afterweisheit, die „verschmitzte Gleissnerin", — diese „Dämonen, die der ewige Feind der Menschheit, der verderbliche Irrthum, ihr zum Fluch erschaffen hat"; und ihr gegenüber die ächte Religion und ihre Äusserungen. Wir ehren die Erhebung, mit der er von dieser spricht, würden aber doch den vielen Declamationen darüber, dem rhetorischen Schmucke, eine klare, lebendige, einfache Entwickelung des Wesens der Religion vorgezogen haben. — Solche Religion nun, fährt er fort, ziemt den Fürsten. Sie sollen durch Hoheit des Geistes sich auszeichnen; diese aber ist nichts, ohne *Religion.* Nur diese erhebt zu ächter Grösse! Das Erhabenste der Sinnenwelt ist die Krone; das Erhabenste der Geisterwelt die Religion. Wenn diese sich zu jener gesellt: ist das Erhabenste verbunden. Weiter werden die Folgen der Vernachlässigung der Religion von Seiten der Herrscher entwickelt. Aber dem religiösen Fürsten huldigen die Völker; die Religion befestigt den Thron. Die Wirkung des frommen Beyspiels des Fürsten wird dann dargestellt, wobey denn auch wieder die rhetorischen Blumen das einfache Licht der Wahrheit zu sehr verhüllen. — Am meisten aber vermag der Fürst durch Sorge für gute Lehrer. Würdig wird die Würde des Religionslehrers, des Geistlichen, aufgestellt, und gezeigt, wie nothwendig sey, dass die oberste Staatsgewalt ihn unterstütze, wie gefährlich aber und lichtverderblich der Erwerb durch die Accidenzien und den Ackerbau. Die Zehenden seyen, wie in den frühesten Zeiten, so bey uns, an den Tempel, nicht an den Geistlichen zu geben. (Wie oft es auch schon gesagt worden: so kann es doch nie zu oft wiederholt werden, dass der Geistliche vom Staat versorgt werden muss, nicht durch die Accidenzien — die schlechte Erfindung späterer Zeit — seine Würde preisgeben, nicht im Schweiss seines Angesichts, durch den Feldbau, kümmerlich sein Brod erwerben, und darüber seinen Beruf vernachlässigen darf! Wir dürfen hoffen, dass man diess, wie es längst bekannt ist, endlich auch in Ausübung bringen wird.) Gleichermassen empfiehlt der Vf. den Fürsten dringend die Sorge für die Jugendlehrer des Volks, für Bildungsanstalten derselben. Zuletzt *religiöse Gesetze* — aber nicht „*Religionsedicte.*" Diess ist wohl die schwächste Seite des Werks. Vor den eifernden Worten kommt der Vf. nicht zur Sache; vom Wesen religiöser Gesetze erfahren wir fast nichts; dieses ist nur negativ dadurch bestimmt, dass die Gesetze nicht „Uniformität der Überzeugung" fodern sollen. „Der religiöse Fürst lässt jeden einen eigenen Weg zum Himmel sich wählen." — Das Beste ist hier, was über die rechte Feyer des Sonntags gesagt wird; — ein Wort zu rechter Zeit — weil mehr und mehr die Entweihung der heiligen Tage überhand nimmt! Aber wie wenig haben bisher ältere und neue Gesetze der Obrigkeit dagegen vermocht! Der Quell des Übels liegt tief! Auch hier zeigt sich, dass das lebendige Beyspiel der Grossen oft mehr vermag als das todte Gesetz! — Zuletzt erhebt sich der Vf. noch zu erquickender Aussicht: „Die Religion hat den himmlischen Bau begonnen durch den Gottgesandten Jesus Christus; sie wird ihn vollenden durch die Herrscher der Völker!" — Amen! — „Unerschütterlich wird er dann stehen, — — gestützt auf *vier* mächtige Säulen: *das Beyspiel der Herrscher, den Seelenadel der Volkslehrer*, die *Würde der Jugenderzieher* und die *Kraft religiöser Gesetze.*" — Wenn dann aber noch hinzugefügt wird: „Die Sünde, und ihr Gefolge, das Elend, werden fliehen aus einer Welt, die nur edle Geister bewohnen" —: so möge das überwallende Gefühl des Vfs. doch zu der besonnenen Überlegung kommen, ob solche Hoffnung dem Erdenleben entspreche!

Diese Blätter gestatten uns keinen Raum zu einer weitläuftigeren Anzeige. Wir müssen uns also versagen, einige sehr kräftige und schöne Stellen hier aus-

zuzeichnen, können aber auch eben so wenig einzelne verfehlte, halbwahre oder ganz falsche Äusserungen erörtern und bestreiten. Im Allgemeinen nur rügen wir die vielen Übertreibungen, die meist aus dem eitlen Wortgepränge entstanden sind, und überhaupt den Bombast der Rede. H. d. W.

Breslau, b. Korn: *Kirchenagende für Stadt- und Land-Prediger*, theils aus den neuesten und besten liturgischen Werken sorgfältig gesammelt, theils selbst ausgearbeitet von *Johann Friedrich Wollgast*, Diaconus in Schweidnitz. Erster und zweyter Theil. 1811. 608 u. 466 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wer sich über den Vf. beklagen wollte, dass seine Agende nicht vollständig genug sey, der thäte ihm wahrlich Unrecht: eher möchte man sie durch manche Formulare über gar zu specielle Fälle überhäuft finden. Den Anfang machen I. *Altargebete* sowohl an Sonn- und Fest-Tagen, wo auch die geringsten, in den mehresten protestantischen Ländern schon abgeschafften Feste, wie *Michaelis*, *Heimsuchung Mariae* u. s. w., nicht vergessen sind. Diese Rubrik nimmt allein 140 Seiten ein. Darauf folgen II. *Formulare zur allgemeinen Beicht-Ermahnung*, deren jedoch nur 6 sich finden. III. *Gebete von der Kanzel zu lesen.* Diese Rubrik umfasst bey höchst speciellem Eingehen in einzelne Fälle gar über 200 Seiten. IV. *Einschliessungen* (oder besondere Fürbitten und Danksagungen von der Kanzel), nicht weniger äusserst speciell. V. *Intonationen und Collecten.* Da diese nicht bloss auf alle Sonn- und Fest-Tage, sondern auch über die vornehmsten Christenthumslehren gestellt sind: so lässt sich der Reichthum leicht denken. Im *zweyten* Theile macht die *Taufhandlung* den Anfang. Der Vf. nimmt in einer besonderen Anmerkung das Zeichen des Kreuzes, als ein Symbol, in welchem viel Kraft liege, in Schutz, und vergisst nicht dessen Gebrauch sehr zu empfehlen. Rec., der feyerlichen und bedeutenden Versinnlichungen gar nicht abhold ist, kann jedoch in diesem Puncte schwerlich beystimmen, um so weniger, da dem Kreuzmachen so manche Nebenidee anhängt, welche es leicht in den Augen der Leichtsinnigen vollends lächerlich machen könnte. Auch richtet er die Fragen sehr oft an das Kind, welches wiederum die von einsichtsvollen Theologen fast einstimmig schon verworfene Idee, als hätten die Gevattern im Namen des Kindes etwas zu geloben, zum Grunde legt. Die Stelle Marc. 10, 13—16 ist gar häufig immer aufs Neue abgedruckt, welches viel Raum einnimmt. Die Vereinzelung der Fälle geht hier so weit, dass sogar ein Formular bey der Taufe eines Kindes, welches durch den Kaiserschnitt zur Welt gebracht ist, eingeschaltet wird. Wem fällt dabey nicht *Cubachs* Gebetbuch ein? Prediger, welche in ähnlichen Fällen nicht einige Worte, wenn es angebracht ist, hinzuzusetzen wissen, müssen doch wohl sehr geistesarm seyn. — Die Formulare der Einsegnung der Wöchnerinnen sind gleichfalls wieder sehr speciell. — In Absicht der Confirmation der Katechumenen zeichnet der Vf. erst kürzlich den Gang der Handlung vor, wie er ihm der bequemste scheint, und giebt nachher Formulare. Wie aber 3 Musterkatechisationen bey dieser Gelegenheit, welche ganze 72 Seiten einnehmen, sich in eine Agende verloren haben, da es doch unmöglich des Vfs. Meinung seyn kann, dass der Prediger sich eine derselben zur Norm wählen soll, ist Rec. unbegreiflich. Bey Ablegung des Glaubensbekenntnisses der Kinder, will der Vf. von der Gemeine das Lied: „Wir glauben all an einen Gott u. s. w." gesungen wissen. Diess möchte den Gottesdienst ohne Noth sehr in die Länge ziehen. — Drey Kinder sollen im Namen aller übrigen eine Formel beschwören. Diess möchte für die übrigen von nicht genugsamem Eindrucke seyn. Bey der Einsegnung der Kinder bringt der Vf. abermal das Kreuzmachen an, weiss aber von keinem anderen Segen, als der israelitischen Formel. — Sogar eine völlig skizzirte Confirmationsrede in einer Agende!!! Wahrlich kein Wunder, dass sie so bogenreich geworden ist. Der Vf. verlangt Kürze der ganzen Handlung; allein nach seinem Zuschnitt kann sie unter 3—4 Stunden schwerlich beendigt werden. — Die Beicht- und Abendmahls-Handlung beschliesst diesen Band. Die Materialien zu Abendmahlsreden gehören ebenfalls, wenigstens in dem Umfange, durchaus nicht in eine Agende, die der bey dieser Gelegenheit zu verlesenden Gebete schon so viele enthält, und eben so wenig die umständliche, sogar mit einer Musterkatechisation versehene Anweisung zur Delinquentenbehandlung, die eher in einer Pastoraltheologie Platz fände. Man sieht aus dieser Darstellung des Ganzen, dass dieses Werk, wenn alles Überflüssige abgeschnitten würde, um die Hälfte weniger bogenreich, und dennoch für seinen Zweck vollständig genug gewesen wäre. Dessenungeachtet verspricht der Vf. noch einen Anhang von 13 Bogen, nebst den Registern über dasselbe. Die laut der Vorrede zum zweyten Theile schon erschienenen, zu demselben gehörenden musikalischen Compositionen sind Rec. nicht zu Gesichte gekommen. — In gegenwärtiger Gestalt kann also dieses Werk wohl als ein Repertorium zum Nachschlagen für alle möglichen Fälle von denen, welche dessen etwa bedürfen sollten, gebraucht werden: schwerlich eignet es sich aber zur Einführung in irgend einem Sprengel als liturgisches Buch, schon seines Preises halber, da es mit dem Anhange sicher über 3 Rthlr. kosten wird.

WRth.

Lemgo, in d. meyerschen Buchhandl.: *Was muss ein Candidat der Theologie aus der Moral wissen, um im Examen durchzukommen? Oder: Fragen über die christliche Moral nebst beygefügten Antworten.* Nach D. *Vogel's* Compendium derselben und mit Benutzung der neuesten moralischen Lehrbücher abgefasst. Erster Theil. 1810. XII u. 234 S. Zweyter Theil. 1811. 226 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der ungenannte Vf. glaubt (S. VI), dass unsere jungen Theologen „hauptsächlich aus Mangel eines mo-

ralischen Fragebuches gewöhnlich weit schlechter in der Moral, als in der Dogmatik, im Examen bestehen, und nicht selten in den Candidatenstand übergehen, ohne sich auch nur die wichtigsten Begriffe aus der Metaphysik zu eigen gemacht zu haben." Um diess zu verhüten, glaubte er die Fragen und Antworten, die er vor mehreren Jahren, um einige von der Akademie zurückgekommene Theologen zum Examen vorzubereiten, aufgesetzt, und die sich in Vieler Händen befinden, drucken lassen zu müssen, „damit sie nicht früher oder später *von einem rüstigen Buchmacher* als ein eigenes Werk bekannt gemacht werden möchten" (S. VII). Ob es wohl, ausser dem Vf., noch einen rüstigeren Buchmacher geben dürfte? Darin hat übrigens der Vf. Recht, wenn es einmal solche Brücken für die Dogmatik geben muss: so ist es sonderbar und ungerecht, dass die Moral sich nicht auch eines solchen Noth- und Hülfs-Büchleins zu erfreuen haben soll! Aber die Kirchen- und Dogmen-Geschichte, die Antiquitäten, Homiletik und sämmtliche theol. Disciplinen können alsdann dieselbe Foderung machen. Unstreitig würde es zweckmässiger seyn, ein *Fragebuch über die gesammte Theologie* zu entwerfen, worin besonders die Hauptbegriffe deutlich entwickelt seyn müssten. Aber eine solche Arbeit müsste *cum grano salis* gemacht und keine blosse Compilation aus ein paar dürftigen Compendien seyn.

Das gegenwärtige Examinatorium über die Moral steht den vielen über die Dogmatik, die wir seit einigen Jahren erhalten haben, an Brauchbarkeit eben nicht nach. Es enthält meistentheils zweckmässige Fragen, und auch mit den Antworten kann man im Ganzen zufrieden seyn. Dass der Vf. sich nicht allein an *Vogel's* Compendium halte, sondern auch davon abweiche, ersieht man gleich aus folgenden Anfangsworten: 1) Was ist Moral nach *Vogel?* Das System der unbedingten Gesetzgebung der Vernunft für die Gesinnung, und durch diese für das Verhalten aller vernünftig-sinnlichen Wesen überhaupt, und der Menschen insbesondere. 2) Was ist in dieser *etwas schwerfälligen und unbestimmten Definition* überflüssig? Die besondere Bestimmung „für die Gesinnung und das Verhalten," weil beides schon in dem vollen Begriffe einer unbedingten Gesetzgebung liegt, welche den äusseren und inneren Menschen umfasst. 3) Wie lässt sich wohl kürzer und bestimmter die Moral definiren? Als die Wissenschaft der Gesetze und Pflichten, welche der Mensch, als freyhandelndes und nach einem höchsten Gute strebendes Wesen befolgen soll." Diess mag zur Probe genug seyn. Ohnediess kann hier von einer Kritik des Inhalts nicht wohl die Rede seyn. Warum der Vf. sein Buch in *Centurien* eingetheilt, scheint er, nach S. XI, selbst nicht zu wissen, weil er sagt: „dass er jetzt seine Fragen nicht nach Centurien numeriren würde."

mcr.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Giessen*, b. Heyer: *Freyere Behandlung des kleinen lutherischen Katechismus, nebst einer kurzen Apologie desselben und gedruckten Lebensbeschreibung Luther's*, für Prediger, Schullehrer und gebildete Christen bestimmt von *G. Chr. Er. Kern*, evangel. Pfarrer zu Oberau im Grossherzogthum Hessen. 1811. XVI u. 112 S. 8. — In dieser Bearbeitung des kleinen lutherischen Katechismus für unsere Zeiten findet man die wichtigsten Gründe für den Werth und die fortdauernde Brauchbarkeit desselben mit Unbefangenheit und Einsicht zusammengestellt. Wodurch sich diess Buch in einem Zeitalter der Polemik und des Dogmatismus, in welchem es geschrieben wurde, zu seinem wahren Vortheile auszeichnet, ist dieses, dass es von allen dogmatischen Spitzfindigkeiten sowohl, als polemischen Streitigkeiten seiner Zeit durchaus nichts enthält. Wahr sagt der Vf. S. XVI in dieser Hinsicht: „Jeder Lehrer, er sey Paläolog oder Neolog, kann diesen Katechismus daher leicht nach seiner subjectiven Erkenntniss und vorräthigen Ideenmasse ohne grossen Zwang behandeln, wie er will, da man bey anderen dergleichen Compendien der christlichen Lehre sich schon mehr genöthigt sieht, beym Buchstaben zu bleiben." — Was dieser neuen Bearbeitung ausserdem zur Empfehlung gereicht, ist die gut geschriebene kurze Lebensgeschichte des merkwürdigen Mannes, dem wir diese Schrift verdanken, welche für Schullehrer und Laien, die oft kaum mehr als den Namen desselben kennen, hier gewiss am rechten Orte steht. Bey Erklärung des Katechismus selbst hat sich der Vf. genau an die von Luther befolgte Ordnung und Eintheilung der Materien gebunden. Wenn man es oft unzweckmässig hat finden wollen, dass Luther mit den sogenannten zehn Geboten beginnt; — wie viel Treffliches hat er aber in den Erklärungen derselben zusammengedrängt; mit welchem tieferen religiösen Sinn beginnt er sein *Das ist* jedesmal mit den Worten: Wir sollen Gott fürchten und lieben u. s. w.! —: so findet man hier S. XIV f. die von Luther befolgte Eintheilung und Anordnung des Ganzen auf eine befriedigende Weise vertheidigt. Bey der Erklärung der einzelnen Hauptstücke hat der Vf. öfters praktische Bemerkungen über die beste Behandlung dieses oder jenes Lehrsatzes im Volksunterricht eingeschaltet, und den Nutzen des Ganzen durch eingestreuete Liederverse und kurze praktische Ermahnungen zu erhöhen gesucht.

H. II.

Altona, b. Hammerich: *Kurzer Abriss des Wissenswürdigsten aus den, den Prediger und sein Amt in den Herzogthümern Schleswig und Holstein betreffenden königl. Verordnungen.* Auch unter dem Titel: *Anleitung für Theologie Studirende und angehende Prediger in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, mit den landesherrlichen Kirchenverordnungen zur Wahrnehmung ihrer Pflichten bekannt zu werden.* Entworfen von *Christian Friedrich Callisen*, Doctor der Philosophie, Kirchenprobst der Probstey Hütten und Pastor der friedrichsberger Gemeinde in Schleswig. 1810. XXIV u. 304 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Ein sehr nützliches Werk, dergleichen den Predigern eines jeden Landes in die Hände gegeben werden sollte! Es empfiehlt sich auch besonders durch eine gute Ordnung, und ein vollständiges Sachregister, welches bey solchen Werken unentbehrlich ist. Noch zweckmässiger könnte mit einem solchem Werke ein *Geschäftskalender* verbunden werden, nach dem Muster des Geschäftskalenders für die Mark Brandenburg, wo z. B. die einzelnen Sonntage und Wochen bestimmt sind, an welchen landesherrliche Edicte verlesen werden (wie kommen die *Prediger göttlichen Worts* zu *diesem* Geschäfte, solche *Edicte* auf die Kanzel, und die *Christen* zu der Überraschung, Zwangsbefehle zu hören, statt Worte des Glaubens und der Liebe?), Listen eingesandt werden sollen u. dgl. Die provincielle Bestimmung des angezeigten Werks überhebt uns einer nähern Beurtheilung desselben.

Mc.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 MAY, 1812.

JURISPRUDENZ.

Hannover, b. den Gebrüd. Hahn: *Das Erbrecht des napoleonischen Gesetzbuches in Deutschland von Salomon Philipp Gans.* 1810. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

Schon die Vorrede dieses Werkes, welches sich sowohl über die testamentarische als gesetzliche Erbfolge verbreitet, und noch mehr dessen Ausführung, zeigt, dass der Vf. bey der Abfassung desselben von solchen Grundsätzen ausging, welche man unmöglich als die richtigen ansehen kann. Er hält nämlich dafür, dass in der, seiner Meinung nach, unvollständig abgehandelten Materie von der Erbfolge, das subsidiarische Recht, welches den von den Gesetzen verlassenen Richter leiten soll, mit Sicherheit in dem in den einzelnen Territorien, wo das Gesetzbuch Nap. eingeführt ist, vorher gültigen Privatrechte (in sofern es mit dem Geiste der neuen Gesetzgebung übereinstimmt) zu suchen sey. Er meint, französische Gewohnheitsrechte und Meinungen französischer *Practicer* (*sic*) könnten bey der Beurtheilung (Erläuterung) der Unbestimmtheiten des napoleonischen Gesetzbuchs in Deutschland nicht in Betracht gezogen werden, denn nur diejenigen Gesetze, welche den Inhalt des C. N. bildeten, seyen in jenen Territorien als Gesetz anerkannt, ohne alle Rücksicht auf ihren Ursprung. „Warum (so äussert sich ferner der Vf.) sollten wir nicht zu den deutschen *Practicern* unsere Zuflucht nehmen? Mangel an Vortrefflichen haben wir wahrlich nicht, und ihre Entscheidungen sind ja weit mehr nach dem Geiste und dem Charakter unserer Nation berechnet, als die der französischen Rechtsgelehrten! . . . Warum Meinungen von Rechtsgelehrten gegen unsere Überzeugung (?) folgen, die nicht halb so gut als unsere vaterländischen sind?" — Man kann dem Vf. nicht absprechen, dass er bey der Abfassung seines Werks seinem Vorsatze treu geblieben, und ihn consequent durchgeführt habe. Er ergänzt und erklärt das napoleonische Recht nicht aus seinen Quellen, d. h. nicht aus der Analogie (nur zufällig ist dieses dann der Fall, wenn das römische Recht Quelle desselben ist), sondern aus deutschen Rechtsinstituten und aus den Meinungen deutscher Juristen, welche, indem sie dieselben niederschrieben, gewiss weit davon entfernt waren, zu vermuthen, dass ihre Behauptungen einstens zur Erläuterung eines in einem künftigen Jahrhunderte zu publicirenden Gesetzbuches angewendet werden sollten. Fühlte denn der Vf. das Unhaltbare dieser Theorie nicht? — War ihm denn entgangen, dass mit der Einführung des C. N. in den deutschen Ländern, worin solche Statt hatte, das bisher darin geltende Privatrecht, in den Materien, worüber der C. N. Verordnungen enthält, abgeschafft sey? — Überzeugte er sich denn nicht von der Richtigkeit der bereits so oft von deutschen Rechtsgelehrten entwickelten Theorie, dass die zur Ergänzung des C. N. und zur Erklärung seiner Dunkelheiten anzuwendende *ratio scripta* vorzüglich *in seinen Quellen* gesucht werden müsse, es mögen diese nun, in einzelnen Fällen, das römische Recht, eine ältere französische Gewohnheit (und in sofern oftmal auch das deutsche Recht), oder selbst die Meinung eines Rechtsgelehrten (es ist bekannt, wie viel man aus den Schriften *Pothiers* entlehnte) seyn. Hätte also der Vf., dem es nicht an Talenten zu fehlen scheint, statt sein Buch mit Allegaten aus einer Menge älterer deutscher und holländischer Rechtsgelehrten auszuzieren, auf die französische Jurisprudenz Rücksicht genommen: so würde er, statt jetzt ein sehr mangelhaftes Buch zu liefern, vielleicht etwas Vorzügliches auszuarbeiten im Stande gewesen seyn.

Wollte Rec. ausführlich zeigen, welchen nachtheiligen Einfluss die Grundsätze des Vfs. auf die einzelnen Ausführungen seines Werks gehabt haben: so würde er die Grenzen der Anzeige eines Werks von der geringen Wichtigkeit des gegenwärtigen weit überschreiten müssen; nur wenige Beyspiele mögen also zum Belege der Behauptung dienen, welche, sich selbst dessen unbewusst, der Vf. bereits in der Vorrede ausgesprochen hat.

„Ein öffentliches Testament" (so sagt der Vf. S. 31.) „muss nothwendig von dem Testirer dictirt und von einem der Notarien *unterschrieben* werden; dass aber auch bemerkt werden muss, dass diess Erfodernis beobachtet sey, *ist wohl in Frankreich, nicht aber in deutschen Provinzen nöthig.*" Obgleich das ausgezeichnete Wort „*unterschrieben*" nicht unter den Druckfehlern aufgeführt ist: so will Rec. doch gern annehmen, dass es ein Druckfehler (obgleich ein sehr gefährlicher) sey, und „*geschrieben*" heissen müsse; denn das Gesetz sagt, Art. 972, mit zu grosser Deutlichkeit: „*il doit être écrit par l'un de ces Notaires,*" als dass hier ein Irrthum von Seiten des Vfs. denklich wäre: aber wie will er es rechtfertigen, dass es in Deutschland nicht nothwendig, zu bemerken, dass jenes Erfodernis gehörig beobachtet sey? — Er thut dieses auf folgende Weise, in einer hinzugefügten Note: „denn der *Avis du Conseil d'Etat* ist

in Westphalen kein Gesetz. S. meine Vorrede, S. VIII, und die Unmöglichkeit des Schlusses ist keinem Zweifel unterworfen.“ (?) Hätte nur der Vf., statt dem *Avis du conseil d'Etat*, worauf er sich hier bezieht (S. *Rondonneau suppl. du C. N.* p. 165), sofort alle Aufmerksamkeit zu entziehen, solchen einer genaueren Prüfung unterworfen: so würde er gefunden haben, dass durch denselben nicht im geringsten ein neues Recht, in Beziehung auf die in Frage stehende Stelle, eingeführt worden, er würde sich überzeugt haben, dass darin eine ganz andere Frage, als diejenige, welche ihn hier beschäftigte, beantwortet sey, nämlich die, „ob nach der Cassations-Instanz annoch ein Recurs an den Kaiser Statt haben könne.“ Diese Frage ist verneint. Was hingegen die Nothwendigkeit der „*mention expresse*“ anbetrifft: so hatte solche Niemand bezweifelt, nur über eine *zu wörtliche* Anwendung dieses Grundsatzes hatte sich der Requirant gegen das Cassations-Gericht bey dem Kaiser beschwert: „*Dans l'espèce actuelle,*“ heisst es in dem Gutachten, „*on ne dit pas que l'arrêt attaqué soit en opposition avec un texte de la loi; on se plaint plûtôt d'une application du texte, qu'on prétend être trop scrupuleuse: mais un arrêt de la cour de cassation, qui detruiroit un jugement littéralement conforme au texte de la loi, offriroit dans l'ordre judiciaire un scandale dont, il faut l'esperer, nous ne serons jamais les temoins.*“ — Wo ist denn nun hier das *neue* Recht, welches das *Avis du conseil d'état* in Frankreich eingeführt hätte, und welches in Deutschland nicht mit aufgenommen wäre? — Liess sich der Vf. nicht, durch eine Art von Widerwillen gegen eine französische Autorität verleiten, *selbst in dem Texte* des Gesetzes etwas anderes zu finden, als andere unbefangene Rechtsgelehrte bis jetzt darin gefunden haben? — Oder ist es irgend möglich, den Worten „*il est fait du tout mention expresse*“, eine andere Auslegung zu geben, als man ihnen bisher allgemein, sowohl in Frankreich als in Deutschland, gegeben hat, dass es nämlich nothwendig sey, *ausdrücklich* zu bemerken, wie die verschiedenen, von dem Gesetze vorgeschriebenen, Förmlichkeiten pünctlich beobachtet seyen? — Bedenkt man, wie solche Bemerkungen als diejenige, welche der Vf. hier vortrug, das Unglück ganzer Familien verursachen können: so muss man mit dem tiefsten Unwillen erfüllt werden, und wünschen, dass eine öffentliche Warnung gegen ein so gefährliches Buch erlassen werden möchte. Denn welcher Rechtsgelehrte kann daran zweifeln, dass jedes Gericht ein Testament, worin jene Grundsätze beobachtet würden, für richtig erkennen würde, ohne auf den französischen *Avis du conseil d'état* die geringste Rücksicht zu nehmen?

Eben dieser Mangel an Rücksicht auf die französische Jurisprudenz (oder vielmehr jenes Bestreben, in dem Gesetze etwas ihr Widersprechendes zu finden), bewirkt denn auch, dass Sachen *unerklärt* bleiben, welche durch Meinungen deutscher Rechtsgelehrten nicht erklärt werden konnten. Was soll sich z. B. der Leser dabey denken, wenn der Vf. S. 45 sagt: „Ein solches Testament (eines ausländischen Unterthanen) erlangt nicht eher Vollziehungskraft in dem Vaterlande des Testirers, bis es an dem Wohnsitze desselben in seinem Vaterlande .... *eingezeichnet ist.*“ Was heisst diess: „*eingezeichnet?*“ Darf nicht so ein Jeder fragen, welcher von dem Institute des französischen *Enregistrement* keinen Begriff hat? — Hätte hier also der Vf. die französische Verfassung vor Augen gehabt: so würde er entwickelt haben, auf welche Weise die hier vorgeschriebene Form in solchen Ländern Deutschlands, in denen das Institut des *Enregistrement* nicht eingeführt ist, beobachtet werden müsse, ob eine Einschreibung in dem Bureau des Hypotheken-Bewahrers hinlänglich sey, ob die Einschreibung da, wo keine Hypotheken-Conservationen angeordnet sind, in die Gerichtshandelsbücher (in sofern solche vorhanden) geschehen müsse. — Von allen diesen sagt der Vf. nichts, dem armen Leser überlassend, zu errathen, was es mit jener *Einschreibung* für eine Bewandtniss habe.

Auch *Mängel* erblickt der Vf. in dem Gesetze, die er nicht erblickt haben würde, hätte er die französische Verfassung gekannt. „Eben so wenig (sagt er S. 34), wie der C. N. etwas von einem *Testamentum judiciale* weiss, enthält er auch irgend eine Vorschrift über die Depositionen der Testamente, welche doch *sehr nothwendig* sind, da ein im Privatverschluss aufbewahrtes Testament sehr der Gefahr der Unterschlagung ausgesetzt ist. Die Einrichtung der Gerichtskanzleyen erlaubt schlechterdings solche Depositionen nicht. Es *könnte* auch hier das Original bey dem Notare aufbewahrt werden, aber auch dieser Ausweg ist mit vielen Inconvenienzen verbunden.“ Abgesehen davon, dass der Vf. hier nicht zu ahnden scheint, dass die Originale (*Minutes*) der öffentlichen Testamente *stets* in den Händen der Notare bleiben *müssen*, welche nur Expeditionen davon ertheilen, erstere aber nie herausgeben: so ist doch gar nicht einzusehen, weswegen es gefährlicher seyn sollte, einen Notar als eine Gerichtsperson in dem Besitze jenes Originals zu lassen. Ist denn der Notar (in Frankreich und in den Ländern, wo das französische Notariats-Institut aufgenommen ist) nicht ebenfalls für die Handlungen der freywilligen Jurisdiction, eine Gerichtsperson? — Freylich bleiben die Privat- und die mystischen Testamente, in der Regel, in Privat-Verwahrung; aber auch in Hinsicht dieser steht es den Interessenten frey, sie Notarien oder anderen sicheren Personen, ja dem Erben selbst, zur Aufbewahrung zu geben; auf jeden Fall aber, wenn sie hiebey Bedenken tragen sollten, zu der Abfassung eines öffentlichen Testamentes zu schreiten. Überhaupt sind holographische Testamente, wie wohl werth gewesen wäre, anzumerken, nur dann räthlich, wenn der Testator von seinen Intestaterben überzeugt ist, dass sie seinem letzten Willen keine Schwierigkeiten entgegensetzen werden; denn, als eine Privat-Scriptur, verliert das holographische Testament

durch die verweigerte Anerkennung der Schrift für die Handschrift des Testators sofort alle Wirksamkeit, die es erst durch ein, oft misliches, und stets weitläuftiges, Verificationsverfahren wieder erhalten kann.

Oft sind auch von dem Vf. die Vorschriften des C. N., ausser der Lehre von der Succession, und zwar aus Mangel an Bekanntschaft aus der französischen Jurisprudenz, misverstanden. Hierunter gehört z. B., wenn er S. 80, bey Gelegenheit, da er von der Zulässigkeit des *legati debiti* spricht, behauptet: „Nur wenn das Legat nicht die Summe von 150 Fr. übersteigt, befreyt das Eingeständniss des Testators den Legator von dem Beweise der Schuld. Art. 1341. 1355." Irrig! Bey allen Gegenständen, welche die Summe von 150 Fr. übersteigen, müssen Notariats- *oder Privat*-Aufsätze abgefasst werden, der Zeugenbeweis ist ausgeschlossen, und die Anführung eines *bloss mündlichen Geständnisses (aveu purement verbal)* ist jedesmal unzulänglich, sobald von einer solchen Foderung die Rede ist, bey welcher der Zeugenbeweis unzulässig seyn würde. Gestände nun der Testator seine Schuld in einem Testamente, (es möchte nun ein öffentliches, mystisches oder Privat-Testament seyn): so wäre doch nicht ein *aveu purement verbal*, sondern ein resp. schriftliches, und in eine Scriptur von dem Notar gebrachtes Eingeständniss vorhanden. Erkennte nun in den ersten beiden Fällen der Erbe die *Handschrift* des Erblassers, im zweyten die *Gültigkeit des Testaments* an: so würde er auch die Gültigkeit des Eingeständnisses anerkennen müssen, im schlimmsten Falle würde aber ein *commencement de preuve par écrit* vorhanden, und nun also der Zeugenbeweis zulässig seyn, welches vorher nicht der Fall war.

Auch bey der Lehre von der Intestat-Erbfolge, die der Vf. nach *Classen*, auf eine gänzlich unanwendbare Weise, abzuhandeln bestrebt gewesen ist, leuchtet allenthalben die Unrichtigkeit des bey der Ausarbeitung des Werks zum Grunde gelegten Princips in die Augen, die französische Jurisprudenz unberücksichtigt lassen zu wollen. Es würde leicht seyn, auch diese Behauptung mit auffallenden Beyspielen zu bestärken, wenn Rec. sich nicht schon zu lange bey einem sehr unbedeutenden Buche aufgehalten hätte. Auch glaubt er um so mehr sich dieser Mühe entziehen zu können, da zwey vorzügliche Schriftsteller über die Successionslehre des napoleonischen Rechts, Hr. *Mackeldey* zu Marburg und Hr. *Brinkmann* zu Göttingen, in dieser Hinsicht schon das Mangelhafte des gegenwärtigen Buchs gezeigt haben. — Der Vf. endet übrigens seine Vorrede mit der Erklärung: „Von der Aufnahme meiner Arbeit wird es abhängen, ob ich nach und nach die Ausarbeitung anderer Theile der napoleonischen Gesetzgebung übernehme." Rec. muss dieses eben so sehr dem Vf., als dem Verleger die Übernahme des Verlags ähnlicher Werke, widerrathen; es sey denn, dass jener seine bisherigen Grundsätze fahren lasse, und sich überzeuge, dass nur ein gründliches Studium der dem französischen Rechte zum Grunde liegenden älteren Gesetze und Gewohnheiten und überhaupt der französischen Jurisprudenz zu einem richtigen Verständniss desselben führen könne. Denn Werke, wie das gegenwärtige, sind nicht nur überflüssig, sondern als im höchsten Grade *schädlich* anzusehen. — m —

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Handbuch des peinlichen Processes mit beständiger vergleichender Darstellung des gemeinen deutschen Rechts, und der Bestimmungen der französischen, österreichischen, preussischen und baierischen Criminalgesetzgebung*, von D. *C. J. A. Mittermaier*. Erster Band. 1810. 1 Abtheilung. IV u. 392 S. 2. Abtheilung. XII u. von S. 393 — 786. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Da der Vf. in der Vorrede behauptet, dass der sogenannte praktische Theil des Criminalrechts bis jetzt *fast ganz unbeachtet* geblieben sey, und dadurch stillschweigend erklärt, dass die eigenen Systeme des Criminalprocesses von *Bauer*, *Bollen*, *Cavan* und *Winckler* die Bearbeitung desselben in *Paalzows* Commentar über die Criminalordnung für die preussischen Staaten und in dem neueren Handbuche des peinlichen Rechts von *Tittmann*, so wie die Bearbeitung einzelner Lehren aus demselben von *Krause*, *Banft*, *Sonnenfels*, *Stübel* u. A. mehr, für fast ganz unzureichend gehalten werden müssten: so ist man berechtigt, in dem vorliegenden Werke etwas ganz Zureichendes zu erwarten. Aber so wenig sich in demselben der Fleiss und das Nachdenken des Vfs. verkennen lässt: so wenig wird es doch den Kenner befriedigen. Das Erste, was sich einem Jeden bey Durchlesung dieses Werkes unangenehm aufdrängt, ist, dass sich Hr. *M.* als einen Schriftsteller beweist, der nicht bloss die Resultate seiner Betrachtungen, sondern auch die Betrachtungen selbst niederschreibt. So ist diess Handbuch wie ein Gebäude, bey dem man vor Gerüste, Baumaterialien, Handwerkszeuge und Schutte kaum einen Eingang, geschweige denn einen sicheren und bequemen Platz zur Wohnung finden kann. Alles ist ermüdend weitschweifig und so gedehnt, dass, wenn der Vf. gleichen Schritt wie jetzt halten will, leicht noch sechs Bände wie der vorliegende angefüllt werden können. Bey den Einleitungen verliert er sich in die entferntesten Untersuchungen, daher er denn auch sein Werk mit der Angabe der Voraussetzungen beginnt, unter welchen in einer Wissenschaft Licht verbreitet werden könne, und S. 6 u. f. die *Nothwendigkeit* eines Verfahrens gegen Verbrechen beweist. Er lässt sich nicht bloss auf die eigentlichen Grundsätze der Processlehren in ihrer weiteren Bedeutung ein, er will auch Geschichte liefern, um (wie es S. III der Vorrede heisst) die bisherigen Wege anzuzeigen, auf denen man zum Ziele zu gelangen suchte, er will (S. IV d. Vorrede) den Richtern jedes (?) einzelnen Landes seine Gesetzgebung darin finden lassen; ja er verbreitet sich selbst über Grundsätze der Gesetzgebungswissenschaft, und so findet man von Allem etwas und im Ganzen nichts Vollständiges. Wie unvollständig die Grundsätze der

Gesetzgebung sind, ergiebt sich schon daraus, dass man über die wichtigen Fragen keine Auskunft findet: ob es gut und zweckmässig sey, die untersuchende und entscheidende Behörde, wie in mehreren Ländern noch der Fall ist, von einander zu trennen; ob und in wiefern die Untersuchung besonderen Commissionen überlassen, und die verfassungsmässigen Richter übergangen werden können; ob und wenn dem *Foro delicti commissi* der Vorzug vor den übrigen zu geben, wie es dabey im Falle mehrerer Verbrechen und mehrerer Verbrecher zu halten sey u. s. w. Zur Unterscheidung der Verbrechen und Polizeyvergehen führt der Vf. S. 20 ff. nur die Bestimmungen einiger positiver Gesetze an, allgemeine Normen aber fehlen. Das öffentliche Verfahren in peinlichen Fällen, wird S. 169 ff. gepriesen, ohne dass zugleich die Vorsichtsmassregeln angegeben werden, welche doch, wie auch der Vf. selbst einzusehen scheint, um das Gefährliche dieses Verfahrens abzuwenden, nöthig sind. Überhaupt beruht diese Anpreisung auf sehr einseitigen Ansichten, und widerlegt die Gegengründe nicht. — Die Geschichte des peinlichen Processes S. 57 — 123 ist, wenn man auch gegen ihre Treue keine Einwendungen machen wollte, doch wenigstens an und für sich zu unvollständig, und in einem Handbuche des peinlichen Processes nicht an ihrem Orte. Sie vermehrt nur die Weitläuftigkeit des Ganzen, und setzt die Quellen des Criminalprocesses (deren Angabe zugleich mit in die Geschichte verwiesen ist) nur zu sehr im Schatten. — Die S. 124 und f. angegebene Literatur führt Schriften auf, welche dem Criminalprocess keineswegs angehören, wie *Voet Commentar. ad Pand.*, *Lauterbach Collegium etc.*, *Leyser Meditationes*, *Beccaria*, *Montesquieu* u. s. w. In der That wird man aus den angeführten Schriften selbst schwerlich erkennen können, über welchen Gegenstand der Vf. eine Literatur zu liefern die Absicht gehabt hat. Über die literarische Genauigkeit der Titel, Ausgaben u. s. w. schweigen wir; nur diess mag hier noch bemerkt werden, dass die durch das ganze Werk angegebene Literatur äusserst bunt ausgefallen und voller Druckfehler ist. Indem Hr. *M.* S. 142 von der zweckmässigsten Form des Criminalprocesses spricht, citirt er dabey Schriften aus dem 17 Jahrhunderte, wie *Nies, de proc. jud. criminali.* Basil 1663. *Werther, de modo procedendi in caussis crim.* Jen. 1690. — Über die Processlehren selbst enthält dieser erste Band noch keine neuen Aufschlüsse. Unter dem peinlichen Processe versteht er S. 34 „die Reihe zweckmässig gebrauchter (?) vom Staat angeordneter (?) Bestimmungen zur Erforschung der verbrecherischen Theilnehmer (?) und gesetzlichen Bestrafung, einer eines Verbrechens oder Vergehens (?) angeschuldigten Person. Dieser Begriff soll alle Handlungen der Generalinquisition von dem peinlichen Processe ausschliessen, und die Scheidewand zwischen der Untersuchung eines Verbrechens und eines Polizeyvergehens machen. Was das erstere für einen Werth habe, sagt uns Hr. *M.* nicht, und wie das zweyte bewerkstelligt werde, ist bey dem Worte *Vergehen* in der Definition nicht abzusehen. Von den Schöppen handelt der Vf. S. 302 u. f. sehr unbefriedigend. Er scheint sie überhaupt für ganz überflüssig anzusehen, und schreibt daher S. 306 die Bestimmung der Schöppen, die Controlle für den Richter zu seyn, dem Actuarius zu. Von der Nichtigkeit in peinlichen Sachen wird ziemlich umständlich gehandelt; allein diese Lehre ist nicht vereinigt, sondern an mehreren Orten (S. 197. 308. 335. 608 u. f.) zerstreut vorgetragen. Nach S. 313 soll das Amt eines Gerichtsdieners meist (?) von dem des Scharfrichters und Henkers getrennt seyn. S. 387 wird das österreichische Gesetzbuch auf die Autorität Anderer getadelt, dass es die Untersuchung der Beschaffenheit des Verbrechens einem eigenen Gerichte zur Pflicht mache. Im Oesterreichischen Gesetzbuche ist aber von der Erhebung der That oder der Spuren derselben die Rede, und diese können wohl nie einem anderen Richter als dem, in dessen Bezirke sie sich befinden, zur Untersuchung überlassen werden. Dem Titel über die Erforschung des Thatbestandes S. 457 liegt noch die Verwechselung des Thatbestandes mit den Spuren des Verbrechens zum Grunde. Irrig ist es, wenn der Vf. S. 603 u. f. nur einer gerichtlich geschehenen Section Beweiskraft zuschreibt, denn auch eine aussergerichtliche kann, wiewohl unter ganz anderen Voraussetzungen, vollkommen Beweis geben. — Die systematische Anordnung lässt sich, da das Ganze noch nicht vollendet ist, noch nicht vollkommen beurtheilen. Bey den wenigen Titeln aber, welche der vorliegende Band von dem eigentlichen Processe enthält, ist es auffallend, dass von den Veranlassungen zur Generalinquisition (?) später die Rede ist (nämlich Tit. VI), als von der Erforschung des Thatbestandes, wovon der III Titel handelt. Auch von der Vorladung angeschuldigter Personen (Tit. V) hätte erst nach der Angabe der Veranlassungen zur Untersuchung die Rede seyn sollen, denn diese beschäftigen den Richter früher. S. 482 u. f. spricht der Vf. schon von den Graden der Gewissheit des Thatbestandes, da doch die Grundsätze von der Gewissheit im Allgemeinen erst später folgen können.

Übrigens hat der Vf. die Lehren des Criminalprocesses hauptsächlich in Beziehung des Unterschiedes zwischen der General- und Special-Inquisition getheilt, eine Theilung, mit welcher der Logiker um so weniger zufrieden seyn kann, je seltener der Richter die Handlungen der General- und Special-Inquisition genau von einander zu trennen im Stande ist. Schon in diesem Bande bestätigt sich diese Behauptung, insbesondere in dem Titel von der Veranlassung zur Generalinquisition. Das Gerücht und die Denunciation sind nicht bloss Veranlassungen zur Generalinquisition, sondern zur Untersuchung überhaupt. Die Ertappung des Thäters und die eigene Angabe desselben hingegen müssen mehr für Veranlassung der Specialinquisition, als der Generalinquisition, angesehen werden, denn beide Fälle begründen recht eigentlich die Untersuchung gegen ein besonderes Subject, worin das Wesen der Specialinquisition, wie sie der Vf. beschreibt, besteht.

F. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 MAY, 1812.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., b. Andreä: *Die Krankheiten der Schwangeren, Gebärenden, Wöchnerinnen, Neugeborenen und ihre medicinische Behandlung.* Von *Joh. Ant. Schmidtmüller*, d. Med. u. Chir. D., und der Geburtshülfe und Staatsarzneyk. ord. Prof. an der Ludwig-Maximilians-Universität u. s. w. Zwey Theile.

Auch mit dem zweyten Titel: *Handbuch der medicinischen Geburtshülfe zur Grundlage bey akademischen Vorlesungen und zum Gebrauch für angehende praktische Ärzte.* Erster Theil, die Krankheiten der Schwangeren und Gebärenden enthaltend. 1809. XVI und 386 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit Wehmuth hat Rec. die Anzeige dieses Werkes übernommen, das, als die letzte literarische Gabe des unermüdet thätigen *Schmidtmüller* nur zu sehr den grossen Verlust fühlen lässt, den der Staat und die Wissenschaft durch seinen frühzeitigen Tod erlitten haben. Möchten die Schriften des edeln Mannes uns und insbesondere den Jüngern der Heilkunde, die in den Träumereyen unserer Zeit hohe unvergängliche Weisheit zu finden glauben, theure Vermächtnisse seyn, die Zeugniss geben von seinem Feuereifer für Menschenwohl und von seinem unbefangenen, rastlosen Streben nach Wahrheit — nicht nach Dichtung — im ganzen grossen Fache des medicinischen Wissens! Wenn auch seine Bemühungen im vorliegenden Handbuche nicht mit durchaus glücklichem Erfolge gekrönt worden sind: so ist es doch immer ein sehr willkommenes Geschenk, und deutet nachdrücklich auf eine bedeutende Lücke in den geburtshülflichen Studien hin. Vorzüglich empfehlenswerth ist es daher dem angehenden Arzt und Geburtshelfer, indem es durch kritische Vergleichung der Resultate fremder und eigener sehr reichhaltiger Erfahrung eine treffliche Übersicht des Wissenswürdigsten, besonders in diagnostischer und therapeutischer Hinsicht, darbietet. Um so auffallender ist es, dass der zweyte Theil, dessen Erscheinung nach einer früheren Äusserung des Verlegers von der guten Aufnahme des ersten abhängen sollte, bis jetzt noch nicht mitgetheilt worden ist. Müsste aus diesem Grunde der bessere Theil der ärztlichen Welt das noch Fehlende entbehren: so wäre eine Rüge des Mangels an patriotischem Geiste unter den deutschen Ärzten hier am rechten Orte.

In diesem I Theile sind in zwey Büchern die Krankheiten der Schwangeren und der Kreissenden, nebst ihren Ursachen und ihrer Heilung, vorgetragen. Voraus geht eine Einleitung, welche die Ursachen der Unfruchtbarkeit und ihre Beseitigung zum Gegenstande hat. Der zweyte Theil wird die Krankheiten der Wöchnerinnen und Neugeborenen enthalten. Über die Motive zu der gewählten Anordnung der Gegenstände hat uns der Vf. an das Buch selbst verwiesen; allein hier vermissen wir fast gänzlich, was, der Bestimmung desselben zu einem Lehrbuche zufolge, Haupttendenz hätte seyn sollen. Der Vf. ist nämlich nicht allein bey Vertheilung der Materialien unter mehrere Capitel viel zu willkührlich zu Werke gegangen, sondern es findet sich auch nirgends eine Andeutung, in welchem Verhältnisse er sich sein Thema zu der Doctrin der Geburtshülfe dachte. So steht das Ganze zu isolirt da, enthält theils zu viel, theils zu wenig, und bildet, weil der Vf. wahrscheinlich zu rasch an die Ausführung seines zwar guten, aber noch nicht reiflich genug durchdachten Planes ging, gleichsam nur einen Anhang zu der Lehre über Geburtshülfe. Über den Begriff dieser und den Umfang ihres Gebiets scheint er mit sich selbst noch nicht recht einig gewesen zu seyn. Schon der 1 §. giebt den Beweis hievon, wo es heisst: „Zunächst sind die Gegenstände der Geburtshülfe (der Hülfe zur, in, bey und in der ersten Zeit nach der Geburt) zwar nur das schwangere, gebärende und so eben entbundene Weib mit der Frucht ihres Leibes. Da es indessen von den Kenntnissen, die dem Geburtshelfer speciell vor jedem anderen ärztlichen Individuum eigen seyn müssen, am ersten zu erwarten steht, dass er in einem noch weiteren Sinne (?) zur Geburt zu helfen wisse u. s. w." Überdiess ist eine so strenge Sonderung einer operativen und medicinischen Geburtshülfe, wie sie der Vf. gelten lassen will, ganz unstatthaft, sobald das Interesse der Wissenschaft nicht aufgeopfert werden soll, und hat auch auf vorliegende Arbeit nachtheiligen Einfluss gehabt. Denn hier verfährt der Vf. bald mit zu grosser Consequenz, indem er oft ausschliesst, oder nur mit kurzen Worten angiebt, was unter medicinische Hülfsleistung im engeren Sinne sich nicht wohl bringen lässt, bald wird er jener Idee wieder untreu, wo die Wichtigkeit operativer Hülfsmittel Aufnahme gebietet. Diesemnach wären ganz andere Momente in der Einleitung zu erörtern gewesen. Den Ursachen der Unfruchtbarkeit gebührte nach einer richtigeren

Anſicht der mediciniſchen Geburtshülfe eine ganz andere Stelle, und eben darum, weil die Betrachtung derſelben hier aufgenommen ward, iſt dieſe auch, um, wie es ſcheint, die Einleitung nicht zu groſs werden zu laſſen, ziemlich dürftig ausgefallen. Daſs er auf diejenigen Urſachen, welche in der Organiſation des Mannes liegen, keine Rückſicht nahm, war ſeinem Zwecke angemeſſen; aber um ſo mehr hätte er alle, oder doch die bedeutendſten, im Weibe aufzufindenden, einer Aufnahme würdigen und dieſen eine vollſtändigere, gedrängte Darſtellung widmen ſollen, was ſich freylich auf 48 S. nicht wohl thun lieſs. Er unterſcheidet die in der Organiſation des Weibes überhaupt und in der ſpeciellen Beſchaffenheit der bey der Zeugung zunächſt intereſſirten organiſchen Gebilde liegende Hinderniſſe. Unter den erſteren zeichnen wir aus die Menſtrualkolik, die zu frequente, reichliche, langwierige, mangelnde Menſtruation, die Bleichſucht. Über die Menſtrualkolik, dieſes in unſeren Tagen beſonders häufige Übel, iſt manches Vortreffliche geſagt; deſto weniger aber, oder faſt gar nichts Befriedigendes über die angegebenen Anomalieen der Menſtruation; andere Irregularitäten derſelben ſind gar nicht berührt, weil ſie keine anhaltende Sterilität bedingen ſollen, was jedoch ganz im Widerſpruch mit dem Übrigen ſteht. Eben ſo leicht iſt der Vf. über die Bleichſucht hinweggegangen. Wenn er ſagt, man irre ſich ſehr, wenn man die Bleichſucht als Hinderniſs der Menſtruation und als Urſache der Sterilität anſehe, indem eigentlich das Bedingende der Bleichſucht auch den Mangel der Menſtruation und die Unfruchtbarkeit bedinge, alle drey alſo aus derſelben Quelle kämen: ſo wäre es logiſch-richtiger geweſen, wenn er ſich ſtrenger an den hier zum Grunde liegenden abnormen Zuſtand gehalten, ihn zu erforſchen geſucht, und nun erſt die daraus reſultirenden, als Urſachen der Sterilität angenommenen krankhaften Erſcheinungen geſchildert hätte. Nach dem Gegebenen ſcheint es faſt, als wenn es ihm nur um einige flüchtige therapeutiſche Bemerkungen zu thun geweſen wäre. Weniger trifft dieſer Tadel die zweyte Abtheilung, wo in zwey Claſſen die Hinderniſſe der Begattung und die der Befruchtung aufgeſtellt werden; hier erleichterte aber auch die Natur des Gegenſtandes die Arbeit. Dennoch ſind mehrere genannt, denen in einer kurzen Überſicht kein Platz gebührt, und andere weit wichtigere, die auch nach neueren Beobachtungen als ſolche ſich bewährten, ſind ganz mit Stillſchweigen übergangen; deſsgleichen vermiſst man eine gute Anordnung. Über die Behandlung der gutartigen Leukorrhoe, mit welcher der Arzt ſo häufig fruchtlos kämpft, ſind treffliche Winke gegeben, beſonders wird auf anhaltende örtliche Einwirkung durch paſſende Mittel gedrungen und der Gebrauch der Bleymittel mit Recht widerrathen.

I Buch. *Von den Krankheiten der Schwangeren, ihren Urſachen und ihrer Heilung.* 1 Cap. Von verſchiedenen Kränklichkeiten, als Zeichen der Empfängniſs und deren Beſeitigung. 2 Cap. Durch den weiteren Verlauf der Schwangerſchaft herbeygeführte krankhafte Erſcheinungen und ihre Beſeitigung. So vollſtändig und muſterhaft hat Rec. dieſen Gegenſtand noch nirgends abgehandelt gefunden, als hier. Daſs der Vf. den Verlauf der Schwangerſchaft als Leitungsprincip beym Vortrag wählte, wird man als einen beſonderen Vorzug anerkennen. Man ſieht, er ſchrieb für angehende Praktiker, welche Belehrung ſuchen; auf jeder Seite finden ſich Beweiſe vielfältig geprüfter Erfahrung. Das Einzige wäre zu rügen, daſs die meiſten der krankhaften Erſcheinungen, welche in der zweyten Hälfte der Schwangerſchaft zuweilen ſich einſtellen, lediglich als Folgen der zunehmenden Ausdehnung des Uterus und des dadurch entſtehenden Druckes auf die in der Nähe liegenden organiſchen Gebilde betrachtet werden, ohne daſs nur im Mindeſten das dynamiſche Verhältniſs berückſichtigt worden wäre, worauf freylich auch im 1 Cap. nicht immer gehörig Bedacht genommen iſt. 3 Cap. Blutflüſſe aus dem ſchwangeren Uterus. Fehl- und Frühgeburten. Was Ätiologie, Diagnoſe und Beſtimmung des Heilverfahrens, nebſt Würdigung der Heilmittel betrifft: ſo verdient der Vf. vorzügliches Lob. Auf die Wichtigkeit der Unterſcheidung zwiſchen verſteckten und offenbaren Mutterblutflüſſen, ſo wie zwiſchen Blutflüſſen aus dem Uterus ſelbſt, und ſolchen aus der Scheide, ferner, ob ſie während der Schwangerſchaft, vor dem Abgange der Frucht oder nach demſelben, und im letzteren Falle, ob ſie nach einer eigentlichen Fehl- oder nach einer Früh-Geburt ſich ereignen, hat er gebührende Aufmerkſamkeit verwendet, und den Werth der antiphlogiſtiſchen Methode, die leider noch jetzt ſo häufig in dieſen Blutflüſſen gemiſsbraucht wird, treffend beſtimmt. Nur die Vitriol- und Phosphor-Säure ſind zu kurz abgefertigt, und die Erklärung der Wirkungsart des Zimmts, über welche der Vf. ſchon in *Siebolds* Lucina 3 B. 1 St. ſeine Meinung vortrug, iſt ganz unbefriedigend. Der Zimmt ſoll nämlich, beſonders durch die Beymiſchung ſeines weſentlichen Öls zum Blute, die Neigung deſſelben zum Gerinnen vermehren, ſo daſs die Blutung nicht nur durch die mit der erhöhten Vitalität der Gefäſse geſetzte Zuſammenziehung der Mündungen derſelben, ſondern auch durch die Präcipitation des Faſerſtoffs und daherige Verſchlieſsung der Gefäſsemündungen gehemmt werde. Wie wenig dieſs hinreiche, um ſich die ſchnelle, wohlthätige Wirkung des Zimmts zu erklären, iſt Jedem einleuchtend. Zuletzt macht der Vf. auf die von *Carson* gegen Abortus empfohlene *Digitalis purpurea* aufmerkſam, deren Anwendung ſehr richtig auf den Fall beſchränkt wird, wo die Gefahr des Abortus ſich durch Fieberbewegungen und auffallende Abnormitäten im Blutumlaufe ankündigt. Indem die *Dig. purp.* die bekannten Veränderungen des Kreislaufs herbeyführe, werde ſie im Abortus beſonders darum ſo wohlthätig, weil gleiche anomale Circulation im Uterus und, man

dürfe annehmen, auch in der Frucht überhaupt wenigstens nicht geringen Antheil an der Trennung der Placenta vom Uterus und der nachfolgenden unrechtzeitigen Geburt habe. Schwerlich wird hier von der diuretischen Wirkung dieses Mittels etwas zu fürchten seyn, was auch durch wichtige Beobachtungen bestätigt ist. 4 Cap. Krankheiten von der Schwangerschaft am unrechten Orte. So viel Gutes diese Abtheilung enthält: so ist doch gerade hier der Mangel wissenschaftlicher Anordnung am meisten sichtbar. So sind unter die Ursachen des Gebärmutterrisses, wodurch die consecutive Bauchschwangerschaft bedingt wird, zugleich solche, als zweyte Classe, aufgeführt, welche nur beym Akte der Geburt Statt finden, von welchen aber nach der getroffenen Einrichtung des Ganzen hier noch nicht die Rede seyn durfte. Dasselbe gilt von mehreren Ursachen des Zerreissens der Mutterscheide. 5 Cap. Krankhaft simulirte Schwangerschaft. Auch diesem Gegenstande sollte eine andere Stelle angewiesen seyn. Überdiess ist desselben nur in diagnostischer Hinsicht gedacht, in welcher jedoch dieses Cap. sich als eine höchst schätzbare Zugabe empfiehlt, so wie überhaupt die Diagnostik die stärkste und glänzendste Seite des ganzen Buches ist. Eine besondere Auszeichnung verdient die Bestimmung der Unterscheidungsmerkmale der Molenschwangerschaft, des Polypen und der Wassersucht des Uterus. 6 Cap. Grundzüge der Diätetik für Schwangere. Rec. hat diese Skizze, die nichts zu wünschen übrig läfst, als dafs sie nicht blofse Skizze seyn möchte, mit ungemeinem Interesse gelesen. Kräftig und wahr ist über die hauptsächlichsten Momente gesprochen, am schönsten über die Seelendiätetik. In Betreff der Kleidung werden Unterziehbeinkleider oder Leibgürtel, deren zweckmäfsigste Gestalt und Verfertigung angegeben ist, angelegentlich empfohlen. Über den Werth der sogenannten Vorbauungsmittel, des noch so häufigen Aderlassens, Laxirens, so wie über den Gesundheitstrank des jüngst verstorbenen D. *Lehnhardt*, dessen milde Stiftungen an den heiligen Crispinus erinnern, wird ein sehr richtiges Urtheil gefällt. Möchten wir doch bald eine Eileithyia für gebildete Frauen nach einem solchen Muster bearbeitet erhalten! 7 Cap. Über Beseitigung der Anlagen zu regelwidrigen Geburten. Gleichfalls ein sehr reichhaltiges Capitel, in welchem zwar nicht Alles, was hieher gerechnet werden kann, schulgerecht abgehandelt ist, wo aber doch über verschiedene Kränklichkeiten, die nur zu oft dem praktischen Geburtshelfer als wichtige Ursachen regelwidriger Geburten sich zeigen, und denen, gleich vielen anderen Gegenständen dieses Handbuchs, in den geburtshülflichen Schriften nur obenhin oder gar nicht gedacht ist, treffliche Winke gegeben werden. Die schon während der Schwangerschaft wahrzunehmenden Anlagen liegen entweder im mütterlichen, oder im kindlichen Organismus, vielmehr in der Eigenthümlichkeit der Frucht überhaupt, oder in beiden zugleich. Als eine der wichtigsten, häufig verkannten oder ganz geleugneten, hat der Vf. zuerst den Rheumatismus des Uterus und der Scheide erwähnt, zu welchem „die alberne Mode, unseren rauhen, tölpelhaften Winden die dünne griechische Kleidung entgegenzustellen, die oft unvermeidliche Erkältung des Bauchs u. s. w." am meisten Anlafs giebt. Die Behandlung ist im Ganzen die rheumatische; gegen das hervorstechende örtliche Leiden aber empfiehlt der Vf. das Opium. Dieselbe ernste Rücksicht verdienen die Brüche, der Hängebauch, die Seiten- oder Schief-Lagen des Uterus. Die bedeutendsten Anlagen aber liegen unbestreitbar im statischen, mechanischen Verhältnisse der beym Geschäft des Mutterwerdens überhaupt zu berücksichtigenden organischen Gebilde des weiblichen Körpers, besonders der verschiedenen Theile des knöchernen Beckens, desgleichen in bestimmten Eigenthümlichkeiten der Frucht, auch wohl nur in der Richtung des Körpers der Frucht gegen den der Mutter, also im Verhältnisse der Theile der Frucht zu einander und zum mütterlichen Körper. Zur Erleichterung der Geburt käme es also auf ein Mittel an, welches entweder die Beckenknochen der Mutter in ein Verhältnifs zu einander setzte, welches ein weiteres Auseinanderweichen bey der Geburt begünstige, oder den Verknöcherungsprocefs am kindlichen Organismus so beschränkte, dafs vorzugsweise die Kopfknochen bey gröfseren Fontanellen einander zu gröfserer Verkleinerung der Durchmesser des Kopfs während der Geburt könnten genähert werden, oder welches beides leistete. In Bezug auf den zweyten Punct ist *Brünninghausens* Vorschlag bekannt, den unser Vf. zwar gewürdigt hat, aber mit zu wenig Scharfsinn, als dafs wir durch ihn in der Kenntnifs von dem wahren Werthe desselben etwas weiter gekommen wären. Hiezu gehört offenbar ein ruhiges, besonnenes Erforschen derjenigen Bedingungen, unter welchen es möglich ist, durch Hemmung der Energie der Lebensthätigkeit der Mutter auch die in dem von der Mutter so sehr abhängigen Organismus des Kindes, ohne den geringsten Nachtheil für beide Theile zu beschränken. Eine solche Auffoderung an nüchterne und vorurtheilsfreye, mit gründlichen physiologischen Kenntnissen ausgerüstete Geburtshelfer dünkt uns doch nicht so absurd, dafs zu fürchten wäre, man werde die Überzeugung, es müsse unter bestimmten, bis jetzt freylich noch nicht ausgemittelten Verhältnissen von einer vernünftigen Beschränkung der Diät der Schwangeren für die Erleichterung der Geburt etwas Reelles zu erwarten seyn, den crassen Vorstellungen eines *Lehnhardt* gleich stellen. Wenigstens würde es richtigen physiologischen Grundsätzen entsprechender, und für die Schwangeren selbst weit sicherer seyn, auf diesem Wege die gewünschte Veränderung zu bewirken, als durch den Gebrauch mittelsalziger Abführmittel und durch die vom Vf. empfohlenen öfteren nicht zu derben Aderlässe, die unter den vorgeschlagenen Mitteln aus leicht einzusehenden Gründen doch wohl den un-

terften Platz einnehmen, wenn fie je einer weiteren Beachtung werth feyn follten.

II Buch. *Von den Krankheiten der Kreifsenden, ihren Urfachen und ihrer Heilung.* Es find hier, fagt der Vf., nur diejenigen Anomalieen zu erwähnen, die in beftimmten, vorzüglich bey der Geburt bemerkbaren dynamifchen Verhältniffen der Functionen des mütterlichen Organismus unter einander oder in folchen und in mechanifchen Verhältniffen der Frucht zur Mutter zugleich gegeben find. Ausgefchloffen find demnach theils folche Anomalieen im Geburtsgefchäft, die ihren Grund lediglich im ftatifch-mechanifchen Verhältniffe der Mutter und der Frucht zu einander haben, theils alle nur durch manuelle oder inftrumentale Hülfsleiftung zu befeitigenden Gefahren, fo wie auch nicht von allen Krankheiten die Rede feyn kann, in fofern fie etwa durch die Geburt verfchlimmert werden, oder Urfache des bösartigen Hergangs einer Entbindung find. 1 Cap. Anomalieen in der Erfcheinung der Wehen und ihre Befeitigung. Eines der beften Capitel, welches fich durch Gründlichkeit, fcharffinnige Beftimmtheit des Ätiologifchen und Diagnoftifchen, und durch eigene geläuterte Erfahrung in der Stellung der Indicationen auszeichnet. Als Anomalieen werden betrachtet gänzlich mangelnde Wehen, nachdem fie einige Zeit gedauert haben, während oder nach der Geburt des Kindes, zu fchwache, zu ftürmifche und fchmerzhafte, verkehrte Richtung derfelben, falfche, krampfhafte, Convulfionen, Ohnmachten, Delirien, zu grofse Empfindlichkeit des Uterus, Erbrechen u. f. w. Einen Punct darf Rec. nicht unberührt laffen, da er in der Ausübung von fo grofser Bedeutung ift. Mit Recht warnt der Vf., dem Rathe mehrerer Geburtshelfer entgegen, bey mangelnden Wehen aus Atonie des Uterus, vor der künftlichen Löfung der Placenta, und widerlegt die irrige Meinung derer, welche die Placenta als ein Hindernifs der Contractionen anfehen, und von der mechanifchen Reizung des Uterus bey jener Operation eine allgemeine wohlthätige Aufregung feiner Vitalität fich verfprechen. Selbft wo die Placenta gröfstentheils gelöft ift, möchte er lieber empfehlen, den gelöften Theil gleich einem Tambon gegen die offenen Gefäfse des Uterus zur Hemmung des Blutfluffes zu drücken, als fie gänzlich zu löfen, und diefs nach dem fehr richtigen Grundfatze, dafs das Mafs der Blutung nur von dem vorhandenen Grade der Atonie des Uterus abhängt, und dafs demnach die Hebung diefer Atonie die einzige Bedingung feyn müffe, unter welcher die Blutung felbft unterdrückt werden könne. Nur über den Satz, wo er fagt, in dem feltenen Falle möchte die Löfung der Placenta zu vertheidigen feyn, in welchem etwa auch ein Aderlafs, überhaupt eine fogenannte antiphlogiftifche Behandlung indicirt fey, hätten wir von ihm felbft einen Commentar gewünfcht, da er fich nirgends darüber ausgelaffen hat, unter welchen Umftänden eine Atonie der Gebärmutter bey wahrhaft plethorifchem Zuftande Statt finden könne. Und wäre diefer Fall denkbar: follte man nicht von der mechanifchen Reizung eine fehr heftige Entzündung oder einen fchwer zu bekämpfenden Blutflufs zu befürchten Urfache haben? 2 Cap. Blutflüffe während der Geburt. Ein kleiner Nachtrag zum 3 Cap. des erften, und zum 1 Cap. diefes Buchs, was abermals vom völligen Mangel einer planmäfsigen Vertheilung der Materialien zeugt. 3 Cap. Von den Zögerungen der Placenta und der ärztlichen Behandlung der Kreifsenden während derfelben. Den gröfsten Theil diefes Capitels füllen fehr lehrreiche Bemerkungen über die Putrefcenz des Uterus, nach ihren Urfachen, Merkmalen und ihrer ärztlichen Behandlung. *Boers* Vorfchlag, den Uterus mit *Plumaceaux* auszutapeziren, hat der Vf. nach richtigen Gründen verworfen und dagegen ein weit zweckmäfsigeres Heilverfahren vorgefchlagen. 4 Cap. Einflufs einiger befonderer Krankheiten auf den Verlauf der Geburt. Nicht erfchöpfend, aber voll guter therapeutifcher Winke über die Wafferfucht, die entzündlichen Krankheiten, den Synochus und Typhus, die intermittirenden Fieber, die exanthematifchen Krankheiten, die Schwindfucht.

Der Vortrag des Vfs. ift edel, gebildet und kraftvoll und nur zuweilen geziert; weitfchweifige und ermüdende Perioden aber hat Rec. nur fechs auffinden können. Papier und Druck find vorzüglich fchön.

D. E. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. *Leipzig*, b. Köhler: *Bericht über die neue Entdeckung, das kupferhaltige falzfaure Natron zur Verbefferung der Amalgamation anzuwenden.* Von *F. T. Sonnefchmid.* 1811. 23 S. 4. (6 gr.) In der Befchreibung der fpanifchen Amalgamation (Gotha 1810) hatte der Vf. S. 315 u. f. bekannt gemacht, dafs kupferhaltiges, falzfaures Natron fowohl, als auch andere kupferhaltige Neutralfalze, bey der Amalgamation der Silbererze mit Vortheil angewendet werden können. In diefem lefenswerthen, aber keines Auszuges fähigen Berichte giebt nun derfelbe etwas ausführlicher das Verfahren an, welches man nach feinen Verfuchen mit Vortheil zu befolgen hat, wenn man fich bey der Amalgamation entweder der kupferhaltigen, falzfauren Natronauflöfung, oder des daraus bereiteten trockenen Salzes bedient. Er geht dabey die verfchiedenen Hauptheile des Proceffes durch: 1) das Vermengen angemeffener Silbererz-Abänderungen; 2) das Zermalmen oder Feinmahlen des Silbererz-Gemenges; 3) die erfte Vorbereitung des Erzfchlammes; 4) die Zubereitung des Erzes mit halb gebranntem, reinem Kalk; 5) die Incorporation des Queckfilbers; 6) Zufatz des kupferhaltigen, falzfauren Natrons; 7) den Zufatz von metallifchem Eifen; und endlich 8) das Verwafchen des amalgamirten Erzfchlammes.

E. α.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MAY, 1812.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Abhandlung über die schnell und langsam tödtlichen Krankheiten der Harnblase und der Harnröhre bey Männern im hohen Alter*, von *S. Th. Sömmerring.* Auch unter dem Titel: *Preisfrage, welchen schnell und langsam tödtlichen Krankheiten der Harnblase und Harnröhre (abgesehen von Harnsteinen) sind Männer im hohen Alter ausgesetzt? welche Ursachen erzeugen diese Krankheiten? welche Phänomene begleiten sie, und wie unterscheiden sie sich bestimmt von einander, und vorzüglich von Steinbeschwerden? welches ist die jeder Krankheitsbeschaffenheit der Harnblase oder Harnröhre angemessenste und zweckmässigste Curart?* — beantwortet von *S. Th. Sömmerring.* 1809. 146 S. 4. (2 Rthlr.)

Der Gegenstand dieser Preisaufgabe ist in jeder Beziehung von einsichtsvollen und kunsterfahrnen Meistern wohl gewählt, die vorliegende Beantwortung aber jeder Krone werth. Ist uns jedoch über beide, die Frage und die Lösung, eine Bemerkung erlaubt: so würden wir an den Preisbewerber die Bitte stellen, welche einst die k. Akademie der Chirurgie in Paris an den ruhmgekrönten *Le Cat* richtete, — er möge, ruhend auf seinen Lorbeern, die Schranken nicht weiter betreten, um nicht die übrigen Kämpfer abzuschrecken. In Rücksicht der Preisaufgabe selbst scheint es, dass durch die gegebene Beschränkung: *abgesehen von Harnsteinen*, die Schwierigkeiten der Lösung bedeutend vermehrt, und besonders der Vollständigkeit der Betrachtung und Einsicht Schaden gebracht wurde. Denn die Harnsteine sind Ursachen, Begleiter und Folgen aller Krankheiten der Harnwege, kaum eine oder die andere ausgenommen; und es lässt sich, sollen die krankhaften Affectionen Eines Organes vollständig erkannt werden, nichts willkührlich trennen und absondern. Daher sieht sich der Vf. auf jenen Punct, welchen er vermeiden will, immer aufs Neue hingetrieben, und überall begegnen ihm Harnsteine. Indess mag der Umstand, dass in den meisten Monographieen der Krankheiten des Harnsystems die Steine den grössten Theil der Aufmerksamkeit des Schriftstellers auf sich ziehen, und die übrigen pathischen Affectionen desselben kürzer und oberflächlicher behandelt werden, die Preisrichter veranlasst haben, diesen schon vielfach behandelten Gegenstand ganz auszuschliessen, um den übrigen mehr Licht und Aufklärung zu verschaffen. Dagegen ist die zweyte Beschränkung, die Hinweisung auf das höhere Alter und das männliche Geschlecht, nicht genug zu loben. Krankheitsbeschreibungen erhalten nur durch solche genaue Begrenzung des Objects die nöthige Präcision und Anschaulichkeit, diejenige Eigenschaft, welche man in Bildern das Charakteristische und den wahren Ausdruck nennt. Den Grund davon, dass die Krankheiten der Harnwege vorzüglich das höhere Mannesalter treffen, entwickelt Hr. S. aus folgenden Momenten. Die Krankheiten nehmen überhaupt von der Kindheit bis zum Greisenalter ihren Zug von den oberen Theilen gegen die unteren; im Jünglingsalter ist die Brust, im männlichen Alter der Bauch, und im Greisenalter sind die Organe in und an dem Becken ihnen besonders unterworfen, bis sie im höchsten Alter durch wiederholte Anfälle auf das Haupt die Kette dieses Cirkels der Leiden des menschlichen Lebens schliessen. Das männliche Geschlecht aber ist überhaupt zu Krankheiten der genannten Theile durch den Bau seiner Harnröhre, besonders in ihrem Ursprunge, und durch die Gegenwart der Vorsteherdrüse ganz vorzüglich disponirt. Noch möchte hier die grössere Schärfe des Harnes bey dem Manne, sein Reichthum an Harnstoff und Phosphor, die periodische Reinigung bey dem weiblichen Geschlechte, und anderes, was heut zu Tage aus zu grosser Scheu vor der Humoralpathologie gewöhnlich nirgends berührt wird, Aufmerksamkeit verdienen. Der unverhältnissmässigen Verkleinerung der Geschlechtstheile, und mit ihnen der Harnblase(?) und Harnröhre bey alten Männern, entspricht eine geringere Lebens-Energie dieser Theile, daher jetzt bey verminderter Kraft des Widerstandes die früher begründeten, lange getragenen Krankheits-Anlagen sich entwickeln. Übrigens ist diese ätiologische Untersuchung in kurzen Sätzen vortrefflich und mit grossem Scharfsinne ausgeführt, und als der Schlüssel des ganzen Werks anzusehen. Wie in allen Schriften des berühmten Vfs.: so ist auch hier überall auf das Auserlesenste und Wichtigste in der weitschichtigen Literatur dieses Gegenstandes hingewiesen. Nicht eine neu geschlossene Bekanntschaft, — eine aus jahrelangem Umgange sich herschreibende Vertrautheit mit den überall fleissig citirten Autoren macht die Arbeiten desselben so anziehend und lehrreich. Ausser dem Schatze wohlgewählter Literatur, machen die Anführungen aus pathologischer Anatomie den grössten Reichthum des Werks aus, und gerade in dem letzten Gebiete erscheint der Vf. als Meister. Die praktische

Seite der Abhandlung aber, besonders die Entwickelung der Curregeln bestimmter Krankheiten, hat manches Mangelhafte, wenig Neues und Eigenes, und die Krankheitsfälle sind nicht überall mit gleicher Schärfe unterschieden.

Die abgehandelten Krankheiten sind folgende: *Magenentzündung*. Die Beschreibung des Verlaufes, die Angabe des semiologischen, diagnostischen, ätiologischen und prognostischen Momente ist meisterhaft. Es wird die Entzündung der inneren Haut beschrieben, und hinzugefügt, dass, wenn die Entzündung auf einen hohen Grad gekommen sey, auch die Muskelhaut entzündet angetroffen werde. Wir halten dafür, dass die Muskelhaut auch für sich allein ursprünglich entzündet werden könne, und dass dieses bey der rheumatischen Cystitis, und bey jener aus lange andauernder Zurückhaltung eines nicht besonders scharfen Harnes der Fall sey. — Unter den therapeutischen Vorschriften ist die Curregel: „Kommt die Krankheit zunächst von Verkältung: so leistet Opium die beste und schnellste Hülfe," gewiss zu allgemein und unbestimmt ausgedrückt. Die Indication zum Gebrauche des Opiums in der Cystitis dürfte nach ganz anderen Momenten zu nehmen seyn. Eben so wenig ist bey der wahren Cystitis die Einreibung der camphorirten flüchtigen Salbe in den Schamberg und ins Mittelfleisch zu empfehlen. Wenn der Vf. sagt, zur lauwarmen Bähung des Schamhügels verfahre man am bequemsten, mittelst einer mit lauwarmem Wasser angefüllten Schweinsblase: so ist zu bemerken, dass man auf solche Art wohl Wärme, aber nicht warmen Wasserdunst, welchen die Poren der Schweinsblase nicht durchlassen, an den kranken Theil leiten könne. Von keinem der empfohlenen Heilmittel, z. B. dem lauwarmen Bade, ist übrigens der rechte Zeitpunct zu seinem Gebrauche, und die Bedingungen, unter welchen dieser Statt findet, genau genug angegeben. Gewiss ist das lauwarme Bad nicht bey jeder Cystitis, schon um der darauf erfolgenden Anhäufung des Urins willen, auch nicht im Anfange der Krankheit, und nicht ohne Rücksicht auf die Constitution des Kranken, zu empfehlen. — Eines der wichtigsten, dem Vf. in der Preisaufgabe selbst vorgelegten diagnostischen Probleme ist die Unterscheidung der Blasenentzündung vom *Blasenkrampfe*, und beider von den Steinbeschwerden. Die gröste Schwierigkeit der Diagnose rührt davon her, dass diese Leiden häufig mit einander verbunden sind, ein heftiger lange andauernder Blasenkrampf zuletzt Entzündung hervorbringt, die Cystitis in höherem Grade aber immer mit einigem Blasenkrampfe begleitet ist, zuletzt Harnsteine in der Blase bald Krampf, bald Entzündung derselben verursachen. Wenn nun gleich die angegebenen 14 diagnostischen Momente zur Unterscheidung des Krampfes von der Entzündung nicht alle gleiche Beweiskraft mit sich führen: so ist doch die Zusammenstellung hier besser und richtiger als bey einem früheren Schriftsteller. Der arthritische Greis aber, welchen *Friedr. Hofmann* durch Aderlassen und milde Getränke heilte, scheint uns wenigstens nicht am Blasenkrampf, sondern an Cystitis gelitten zu haben. Wenn unser Vf. mit *Riverius* u. A. den bey arthritischen Personen abgehenden Gries und Sand gerade für ein Zeichen von der Abwesenheit eines Steins ansieht: so ist diess wohl so zu nehmen, dass bey solchen Menschen, so lange Sand und Gries fortwährend und regelmässig abgeht, nicht leicht ein Stein sich bildet, dagegen wenn jene Ausleerung eine Zeitlang stockt, gerade bey ihnen am öftersten Harnsteine entstehen. Rec. zergliederte erst vor Kurzem wieder die Leiche eines an Harnbeschwerden mit Blasenlähmung verstorbenen 83jährigen Mannes, der seit vielen Jahren an Sand und Gries gelitten hatte, und bey welchem sich 2 Steine, ein grösserer, ästiger, und ein kleinerer, rundlicher, in den Kelchen der rechten Niere befanden, welche während des Lebens des Kranken ihre Gegenwart in diesem Organe auch durch kein einziges Zeichen an den Tag gegeben hatten. — *Der Blasenkatarrh* ist grösstentheils nach *Reil* abgehandelt. In der Lehre von den *Blasengeschwüren* ist uns Mehreres aufgefallen, was berührt zu werden verdient. Wenn der Vf. §. 29 sagt: alle Geschwüre der Blase können nur als Folgen einer allgemeinen oder örtlichen Entzündung derselben angesehen werden: so sind wir nicht seiner Meinung, in sofern er eine acute, heftige Cystitis, wie er sie früher beschrieben hat, darunter versteht. Selten geht die Blasenentzündung, wie in membranösen Organen überhaupt, in Eiterung über, noch seltener bildet sich auf diesem Wege ein Blasengeschwür von der Art, wie es *Baillie*, *Schwertner* und *Walter* beschreiben und abbilden. Die Blasengeschwüre sind beynahe immer dyskrasischen Ursprunges; wohl mag bey ihrer Entstehung und Fortdauer chronische erysipelatöse Entzündung in den Blasenhäuten zugegen seyn: gewiss aber steht die extensive und intensive Heftigkeit der Eiterung nicht im Verhältnisse und nicht in causaler Abhängigkeit von dieser Entzündung. Die Beschaffenheit des Eiters bey Blasengeschwüren, und das Ansehen der Geschwürflächen an der Schleimhaut nach dem Tode hat Rec. in mehreren von ihm beobachteten Fällen ganz so gefunden, wie es hier von Hn. *S.* meisterhaft bezeichnet wird. Dass bey Communicationsgeschwüren der Blase und des Mastdarms der in den Darm rinnende Harn Entzündung errege, und Koth in die Harnblase gerathe, ist gewiss nicht in allen Fällen richtig, z. B. in mehreren von Rec. beobachteten, auch äusserlich im Mittelfleisch offenen Fistelgeschwüren derselben. Die gegenseitige Lage der Theile, und besonders der Umstand, dass bey Blasenfisteln die Blase nach und nach sich sehr verkleinert, wegen beständiger Leerheit, und zuletzt beynahe alle Capacität verliert, hindert den Zurückfluss des Koths in dieselbe. — Zu der äusserst interessanten, sehr genügenden Abhandlung über die Blasenlähmung kann Rec. folgende Zusätze machen. Einmal sah er eine nervöse Apoplexie mit Blasenlähmung, gleichsam einem Symptoma prodromum derselben, anfangen. Bey einem an der Blasenlähmung Verstorbenen fand er die Substanz der Nieren, beson-

ders der einen Seite, bläſſer, weicher, ſchlaffer, den Bau minder derb, das Nierenbecken und die Kelche der Mamillarſubſtanz erweitert, ſo wie hingegen in Fällen, da die Fleiſchfaſern der Harnblaſe ungewöhnlich derb, dicht, ſtraff und geröthet waren, auch die Subſtanz der Nieren derber, compacter und von mehr geſättigter Farbe, ihm erſchien. Die Geſchwulſt der Harnblaſe bey ſehr groſser Überfüllung iſt bey weitem nicht immer weich und fluctuirend oberhalb dem Schamhügel anzufühlen: man fühlt ſie ſogar zuweilen hart, wie einen feſten Körper, durch die angeſpannten Bauchmuskeln und Bauchdecken hindurch. Die Harnblaſe fängt erſt alsdann an ſich bedeutend nach den Seiten hin auszudehnen, wenn ihr Grund die Nabelgegend erreicht hat, ja ſchon 2 Finger breit höher als der Nabel ſteht. Das Ballotement der überfüllten Harnblaſe fühlt man mit dem Finger im Maſtdarme und der anderen Hand über dem Schamberge denn doch nur etwas undeutlich. Einmal ſah Rec. die ſonſt rundliche Öffnung des Blaſenhalſes in einer gelähmten Urinblaſe von innen her in eine längliche, dem Eingange zur Scheide ähnliche, 1½ Zoll lange Spalte mit aufgeworfenen wulſtigen Lippen verändert. — Unmittelbar auf die *Blaſenlähmung* läſst der Vf. eine ausführliche Abhandlung über den *Blaſenſtich* folgen. Rec. ſieht nicht ganz ein, wie dieſe Gegenſtände zuſammenhängen, da unter allen Arten von Harnverhaltung gerade die Blaſenlähmung am ſeltenſten, und für ſich allein niemals den Blaſenſtich erfodert, vielmehr die Einführung des Katheders hier in der Regel ſo ſehr leicht und frey von Schwierigkeiten iſt. Mit Recht verwirft er den Blaſenſtich im Mittelfleiſch. Auch den durch den Maſtdarm verwirft er beynahe unbedingt für alle Fälle, und erklärt die Punction über dem Schamhügel für unfehlbarer, gefahrloſer, ſicherer, leichter, bequemer, kürzer, und keine böſen Folgen nach ſich ziehend. Seine Gründe ſind äuſserſt wichtig, und halten gewiſs denen von *Murray* wenigſtens das Gleichgewicht. Entſcheidend ſind ſie aber doch nicht ganz, und manche laſſen noch Einrede zu. So iſt z. B. die Gefahr der Entſtehung einer Blaſenfiſtel im Maſtdarme nach dem Blaſenſtich in dieſer Gegend übertrieben angegeben. Den wichtigſten Gegengrund, welcher dem hohen Blaſenſtiche entgegenſteht, nämlich die Gefahr, daſs das Röhrchen nach geſchehener Entleerung die Blaſe verlaſſe, dieſe an ihm hinabgleite, ihm entſchlüpfe, und ſo wenigſtens der Vortheil der Operation bald wieder verloren gehe, wenn auch keine Harninfiltration in das Zellengewebe des Beckens Statt findet, hat Hr. *S.* nicht in Betrachtung gezogen. — Über die *ſchwammigen Auswüchſe der Harnblaſe* hat Rec., welcher ſo eben eine nach allen Anzeichen daran leidende bejahrte Dame behandelt, vergebens nähere Aufſchlüſſe bey Hn. *S.* geſucht. Dieſe für unheilbar geachtete Krankheit iſt noch ſehr groſser Aufklärung bedürftig. Kurz iſt auch die Betrachtung der *Polypen* der Harnblaſe: allein die *der Verdickung ihrer Häute*, *der Enureſis*, *der Blaſenhämorrhoiden und des Bluthamens* iſt ausführlich und lehrreich. Es folgen *die Krankheiten der Proſtata und der Harnröhre*, über deren Abhandlung Rec. ſich um ſo mehr fernerer Bemerkungen enthält, als er im Betreff der erſten Abtheilung ausführlicher zu Werke ging, und die ganze Schrift ohnehin keinem praktiſchen Arzte oder Wundarzte fehlen darf. Wth.

Leipzig, b. Köhler: *Mediciniſch-pharmaceutiſche Receptirkunſt für angehende Ärzte, Wundärzte und Apotheker*, von *Chriſtian Auguſt Brückner*. 1810. XIV u. 703 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieſe Schrift „ſoll dazu geeignet ſeyn, denjenigen Anfängern in der Heilkunſt und Wundarzneykunſt (gehört die letztere nicht zur Heilkunſt?), welche wenig oder gar keine chemiſchen und pharmaceutiſchen Kenntniſſe beſitzen, als Anweiſung zu dienen, Recepte chemiſch und pharmaceutiſch richtig zu ſchreiben.“ (Dürfen ſolche unwiſſende Anfänger wohl Recepte verſchreiben, und werden ſie es aus einer ſolchen Schrift gehörig zu lernen im Stande ſeyn?) Der Vf. hat unter jeder Form 1) das, was im Allgemeinen in derſelben verordnet werden kann, angegeben; 2) die vorzüglichſten der Arzneykörper, welche dazu geeignet ſind, namentlich aufgeführt; 3) auf diejenigen Arzneykörper, welche in dieſer oder jener Form nicht anzuwenden ſind, aufmerkſam gemacht; 4) nicht allein vor chemiſchen Zerſetzungen gewarnt, ſondern dieſelben auch umſtändlich angegeben, und zugleich erläutert, warum die Zerſetzungen vor ſich gehen; 5) beſtimmt, wie Arzneykörper in dieſe oder jene Form zu bringen ſind, und die Arzneykörper, deren man ſich als Hülfsmittel dazu bedient, jedesmal namentlich aufgeführt; 6) bey denjenigen Formen, wo auf das Beſtimmen des wechſelſeitigen Verhältniſſes der Ingredienzen ſehr viel ankömmt, wie z. B. bey den Pillen, Biſſen, Trochisken, der Lattwerge u. ſ. w., daſſelbe nicht etwa im Allgemeinen, ſondern nach dem verſchiedenen Conſiſtenzgrade derſelben beſtimmt; 7) das Entſtehen der Formen, d. i. das Verfahren des Apothekers, um dieſe Formen hervorzubringen, angegeben, und in nöthigen Fällen die Gründe ſeines Verfahrens hinzugefügt, und 8) um die aufgeſtellten Lehrſätze anſchaulicher zu machen, bey jeder Form mehrere Recepte als erläuternde Beyſpiele hinzugeſetzt. Überdieſs verſichert der Vf. in den als Normen aufgeſtellten Recepten alle chemiſchen und pharmaceutiſchen Fehler zu vermeiden geſucht zu haben, beſcheidet ſich jedoch ſelbſt, daſs ſeine Schrift den Grad der Vollkommenheit, den er ihr zu geben wünſchte, bey weitem noch nicht erreicht habe. Gedrängtheit der Geſchäfte war es, die ihn hinderte, ihr denſelben zu verſchaffen. (Rec. kann dieſe alltägliche Entſchuldigung nie billigen. Wen Gedrängtheit der Geſchäfte hindert, ſeinen literariſchen Producten den Grad der Vollkommenheit zu geben, den er ihnen geben *könnte*, der ſchreibe entweder gar nicht, oder verſchone das Publicum ſo lange mit ſeinen Producten, bis er bey gehöriger Muſse auch die letzte Hand daran legen kann. Nie wird erſteres dabey etwas verlieren, wenn es dergleichen Schriften

ein oder ein paar Jahre später bekommt, und allemal wird der Autor bey dieser Verzögerung nicht nur mehr Ehre erwerben, sondern auch mehr nützen, und seine Arbeit nicht sogleich durch eine bessere, gründlichere verdrängt und der Vergessenheit übergeben sehen.)

In der Einleitung trägt der Vf. zuerst die bekannten Grundsätze der Receptirkunst überhaupt vor, bestimmt die Theile der Arzneyformel im Allgemeinen; handelt von der einfachen und von der zusammengesetzten Arzneyformel; giebt allgemeine Regeln bey der Verfassung derselben; stellt einige bey der Bestimmung der Gaben der Arzneyen zu beobachtende Momente auf; bringt das Nöthige vom Apothekergewicht bey, und von der Bestimmung der Gabe für den Kranken; spricht dann von den Formen der Arzneyen im Allgemeinen; von der Bestimmung des wechselseitigen Verhältnisses der Bestandtheile in einer zusammengesetzten Arzneyformel; von den Beziehungen der Qualität auf Consistenz, Farbe, Geruch und Geschmack; handelt von der Ordnung, in welcher die Arzneykörper in einer zusammengesetzten Arzneyformel auf einander folgen, im Allgemeinen; dann von der üblichen Schreibart der Arzneyformeln, und endlich von den Quantitäten, in welcher Arzneyformen zu verschreiben sind. — Hierauf kommt der Vf. zu den besonderen Gegenständen der Receptirkunst, welche er unter zwey Hauptabtheilungen bringt. Die erste, von den Arzneyformeln zum inneren Gebrauch, zerfällt in 2 Abschnitte. In dem ersten werden alle Arzneyformeln zu festen Formen durchgegangen, als: die Pulver-, Species-, Pillen-, Bissen-, Trochisken-, Morsellen-, Roteln-Formeln. In dem zweyten wird von den Arzneyformeln zu flüssigen Formen gehandelt, als von der Lattwergen-, von der Linctus-Formel, von den Tränken im Allgemeinen; von der Julep-, Mixtur-, Tropfen-, Emulsions-, Aufguss-, Abkochungs-, Absudaufguss-, Aufgussabsud-Formel; von der Formel zu frischen Kräutersäften und zur Gelatine. Die zweyte Hauptabtheilung, von den Arzneyformeln zum äusserlichen Gebrauch, besteht ebenfalls aus zwey Abschnitten, von denen der erste die Arzneyformeln zu festen Formen, und zwar die Pulver-, Species-, Pflaster-, Cerat-Formel umfasst; der zweyte aber sich über die Arzneyformeln zu flüssigen Formen erstreckt und von der Salbenformel, von der Formel zum Breyumschlag, zum Liniment, von der Tropfenformel zum äusserlichen Gebrauch und von der Formel zu Augenwassern, Bädern, Einspritzungen, Gurgelwassern, nassen Umschlägen und Waschwassern handelt.

Deutlichkeit, Umsicht und Vollständigkeit sind allenthalben hervorstechend, und im Ganzen befriedigt diese Schrift mehr als irgend eine der früheren der Art. Die Deutlichkeit geht indess hin und wieder in Weitschweifigkeit über; nichts desto weniger ist die Umsicht auf so viele Nebenumstände, besonders für die jüngeren Ärzte, höchst nützlich. Vorzüglich wichtig sind für diese die vielen eingeschalteten, gut gewählten therapeutischen Regeln. Hie und da vermisst man die logische Ordnung, und stösst auf Wiederholungen, so wie der Vf. auch in Abfassung der Definitionen nicht allenthalben glücklich gewesen ist. So kann man S. 85 mit der Definition des Pulvers unmöglich zufrieden seyn, indem hier zwar das *Pulverisiren*, nicht aber das Pulver definirt ist. Die Definition der Species, S. 133, würde Rec. nur etwas anders ausdrücken; sonst ist das, was der Vf. hier gegen *Trommsdorf* erinnert, wohl unleugbar. Sehr richtig findet man bey den Pulvern bemerkt, dass auch bey ihrer Mischung auf Zersetzung Rücksicht zu nehmen sey, was man bey der Mischung trockener Substanzen oft weniger genau nehmen zu können glaubt. Der Vf. hat gute Chemiker, besonders *Dörfurt* und *Trommsdorf*, benutzt, und die Absicht, dem Arzte nicht bloss medicinische, sondern auch pharmaceutische Receptirkunst in seinem Werke vorzutragen, recht gut erreicht, und desshalb empfehlen wir es besonders jungen Ärzten, die das Verfahren des Apothekers bey Fertigung der Recepte oft falsch beurtheilen, oft gar nicht würdigen können. Gegen den Vorwurf, der S. 169 Hn. *Burdach* gemacht wird, liesse sich erinnern, dass es bey den getadelten Pillenformeln nur auf die Consistenz des Extracts überhaupt oder darauf ankomme, dass dem Apotheker vorgeschrieben werde, die ganze Pillenmasse bis zu der passenden Consistenz abzudampfen, da auf diese Weise sich, auch ohne Zusatz eines vegetabilischen Pulvers, aus der vorgeschriebenen Mischung recht bequem Pillen fertigen lassen. Nur muss der Arzt dann allerdings bey Bestimmung der Dosis auf das durch die Abdampfung veränderte quantitative Verhältniss Rücksicht nehmen. Übrigens ist der Vf. in Betreff der als Beyspiele angeführten Arzneyformeln nicht nur überhaupt zu freygebig, sondern auch hin und wieder in der Auswahl nicht streng genug gewesen. Bey vielen guten Formeln hätten die Quellen nachgewiesen werden sollen, damit der Anfänger, den diese und jene Formel durch ihre Composition anziehen möchte, nachzulesen im Stande wäre, unter welchen Bedingungen sie mit Erfolg angewendet wurde. Die Dosenbestimmung ist mit vieler Genauigkeit behandelt, und S. 107 der Tadel, die Gabe nach Messerspitzen zu bestimmen, sehr gegründet. §. 23. No. 7 klingt am Ende etwas sonderbar, wo der Vf. sagt: Pflicht und Menschenliebe fodern es vom Arzt, den unheilbaren Kranken nicht hülflos zu verlassen, „sondern ihm vielmehr das Leben so angenehm als möglich zu machen, und ihn, unter den schönsten Aussichten zur baldigen Genesung, *unbemerkt dem Ziele seines Lebens nahe zu bringen. Der Arzt, welchem dieses gelingt, ist gross.*" Mancherley Einschränkungen abgerechnet, ist zwar der Sinn dieser Äusserung richtig, die Worte aber geben dem Spötter guten Stoff. — Das sehr brauchbare Register giebt dem Werke noch einen grösseren Werth.

Dr. Fl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 MAY, 1812.

PÄDAGOGIK.

1) Ulm, b. Wohler: *Organisation des ulmischen Gymnasiums, nebst zwey Gelegenheitsreden* von M. *Georg Friedr. Dan. Goess*, Rector und erstem Professor. 1810. 124 S. 8. (12 gr.)

2) Nordhausen: *Nachrichten über die neue Einrichtung der Schulanstalten zu Nordhausen*, von *J. C. E. Grünhagen*, Maire d. Stadt Nordhausen, *A. C. Dietrich*, Superint., *J. C. A. Sparr*, Director des Gymnasiums, *J. C. A. Heyse*, Rector d. Gymnas. u. d. Töchterschule. 1808. 128 S. 8. (8 gr.)

Ebendaselbst: *Fortgesetzte Nachricht über die Schulen für die männliche Jugend zu Nordhausen* von *J. G. A. Sparr*. 1809. 26 S. 8. (4 gr.)

Nordhausen, b. Weicholt: *Fortgesetzte Nachricht über die Schulen für die weibliche Jugend zu Nordhausen* von *J. C. A. Heyse*. 1809. 31 S. 8. (4 gr.)

Ebendas., b. Ebendems.: *Fortgesetzte Nachricht über die Schulen für die männliche Jugend zu Nordhausen*, von *J. G. A. Sparr*. 1810. 48 S. 8. (4 gr.)

Ebendas., b. Ebendems.: *Fortgesetzte Nachricht über die Schulen für die weibliche Jugend zu Nordhausen* von *Heyse*. 1810. 68 S. 8. (4 gr.)

3) Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Nachricht von dem königl. baierischen Gymnasium zu Bamberg*, von Dr. *J. Wagner*, Professor u. Director. 1809. 80 S. 8. (5 gr.)

4) Dessau, b. Fritsche: *Bericht über die ganze innere und äussere Verfassung der tillich'schen Erziehungsanstalt zu Dessau*, von *K. S. A. Richter*, Director. 1810. 58 S. 8. (4 gr.)

Mit hoher Achtung nahmen wir stets die Berichte von den Wirkungen gelehrter und anderer Schulanstalten in die Hand. Ein Bericht dieser Art überwiegt an innerem Gehalt viele bändereiche Bücher; es ist in ihm die Totalsumme von den nützlichen Bestrebungen mehrerer zu einem schönen, grossen Zweck verbundener Männer enthalten; es stehen uns vor Augen die vielen hundert Jünglinge, gebildet durch diese Männer, nach den in diesen Berichten dargelegten Principien; nicht gehaltleere *Worte*, nicht theoretisches Geschwätz — sondern *Thaten*, im Garten der Menschheit, unter mühvollen Anstrengungen und mannichfachen Opfern, zu *Wohlthaten* für die „*cives aevi futuri*" — geheiligt, diese sind es, von welchen Berichterstattungen dieser Art zu sprechen haben. Die Bedeutsamkeit des *praktischen Wirkens* dieser Art muss in unseren Tagen um so mehr erhoben werden, da es das Ansehen gewinnen will, als überschätze man die speculativen Forschungen und als sehe man höhnend auf die *treuen Arbeiter*, welche ihren ganzen Ruhm darein setzten, thätig zu seyn in ihrem Beruf nach Pflicht und Gewissen, und die unangefochten blieben von dem oft heillosen *Experimentiren* in den neuesten Theorieen.

In No. 1 giebt Hr. Rector *Goess* eine sehr schätzenswerthe Nachricht von der damaligen Verfassung des unter seiner Leitung stehenden Gymnasiums zu *Ulm*. Die Geschichte dieser Schulanstalt, welche Hr. *G.* von S. 1—36 voranschickt, wird jedem Schulfreunde willkommen seyn. Merkwürdig schien uns, dass schon vor der Reformation ein Rector dieser Schulanstalt (wahrscheinlich *Johann Schmidlin*) die Vermehrung der Universitäten, „wo umb gross Gelt klein Künst überkommen wird," als eine Ursach von der Abnahme der Frequenz des Gymnasiums anführt. Im Jahr 1531 erhielt der Rector jährlich an Gehalt nebst freyer Wohnung 120 fl., der Cantor 43 fl., jeder Locat oder Collector 18 fl., so dass die lateinische Schule mit Inbegriff der Stipendiaten in Strasburg, Wittenberg und Heidelberg dem Staate 700 fl. 4 Plazert kostete; freylich, setzt Martin Frecht hinzu: „ein feyn Gelt sieben oder achthalb hundert Gulden uff die lateinische Schul wenden," aber man müsse auch bedenken, dass diese Summe 50 Personen zu gut komme. — Nachdem die Studienanstalt, im J. 1622 zu einem akademischen Collegium umgestaltet, sich in dieser Zwitternatur beynahe ein Jahrhundert hindurch wunderbarlich gebehrdet hatte: trat endlich 1740 der berühmte *Johann Peter Miller* an die Spitze dieser Schulanstalt, der eine für die damalige Zeit wohlthätige Reform herbeyführte. Er selbst giebt die Eigenschaften eines ulmischen Rectors, die auf jeden anderen Rector auch wohl passen möchten, mit den Worten an: „dass er nicht bloss müsse gelehrt, fleissig und treu seyn, sondern auch Klugheit und Courage besitzen." Schulordnung und Lehrplan gewann durch diesen würdigen Schulmann eine verbesserte Gestalt; jedoch schien er in Wahl und Begrenzung der Lehrobjecte zu einseitig zu verfahren, die Classiker sprachen nicht in ihrer Ganzheit und Kraft, zu den Gemüthern der Schüler, die *millerschen* Chrestomathieen prädominirten — und

selbst Cicero wurde vernachlässigt. Daher denn auch *Millers* Verbesserungen, auf den schnöden Zeitgeist berechnet, nicht dauernd in wohlthätigen Wirkungen waren.

Als Resultat dieser Schulgeschichte finden wir nöthig, folgende Sätze zur Beherzigung aller Dirigenten gelehrter Schulanstalten aufzustellen: 1) Das Steigen und Fallen, Blühen und Verblühen, der ganze innere Werth oder Unwerth einer gelehrten Schulanstalt ist abhängig von einem mehr oder weniger zweckmäsig und treu betriebenen Studium der classischen Literatur. Wollen die Rectoren gelehrte Schulanstalt, Bürgerschule, Vorbereitungsanstalt zur Universität und akademisches Gymnasium in ein Ganzes zusammenschmelzen: so wird bey dieser Vielseitigkeit der zu erreichenden Zwecke kein einziger ganz und befriedigend erreicht. 2) Die Schulregierung gebührt allein den Rectoren, und den mit ihnen zu einem Zweck verbundenen Lehrern; alle Obervormundschaften entwürdigen die Autorität des Lehrerpersonals. 3) Es heifst den Verfall der Schule herbeyführen, wenn bey einer Schulorganisation auf Befriedigung der Bedürfnisse eines schnöden Zeitgeistes, auf Convenienz, vielleicht gar auf *pädagogische Moden* Rücksicht genommen, und nicht das für Menschenbildung allein Bleibende, Dauernde, Ewige, von jedem frivolen Zeitbedürfnis Unabhängige, einzig ins Auge gefasst wird.

Wir möchten es jedem Vorsteher einer gelehrten Schule zur Pflicht machen, die Geschichte der Anstalt, die seiner Regierung anvertrauet ist, sorgfältig zu studiren, und nach den vorhandenen Acten in einem getreuen Auszuge dem Publicum vorzulegen. Dadurch würden schätzbare Beyträge zur Culturgeschichte unseres deutschen Vaterlandes geliefert, es würde die Wechselwirkung des Zeitgeistes auf die Schulen und der Schulen auf den Zeitgeist in ein helles Licht gesetzt werden; der Rector würde sich durch diese Bemühung zu dem richtigen Standpunct erheben, aus welchem die Wirksamkeit der Schulen anzusehen ist, und so allererst würden sich brauchbare Materialien zu einer bis jetzt noch fehlenden, vollständigen Geschichte des deutschen Schulwesens zu einem lehrreichen Ganzen vereinigen lassen.

Der von Hn. *G.* mitgetheilte Lehrplan ist mit steter Rücksicht auf ächte Humanitäts-Bildung in allen seinen Theilen vollständig und zweckmäsig entworfen. In der letzten Classe oder Unterprimärschule könnten von 4 geographischen Lectionen wohl füglich 2 der Geschichte gewidmet seyn, am schicklichsten möchte schon hier die biblische Historie ihren Platz gefunden haben. Für die französische Sprache, welche in dieser Classe fehlt, könnten wohl 2 Lehrstunden gewidmet, und dagegen 2 Lectionen dem lateinischen Sprachunterricht, dem 10 Lehrstunden eingeräumt sind, entzogen werden. — In dem Progymnasium (Quinta) möchten wohl mathematische Vorübungen nöthig, und in der Real-Schule 4 französische Lehrstunden zu wenig seyn, indem Sprechübungen und Stilübungen gerade hier mit besonderem Eifer getrieben werden müssen. — 4 Stunden logikalische Übungen in der Untergymnasialclasse (Tertia) möchten wohl in eine höhere Classe verwiesen werden müssen, und dafür gerade hier der Geschichte der Griechen und Römer zu widmen seyn, damit dem richtigen Verständnifs der Classiker dadurch vorgearbeitet würde. — Cicero's Reden gehören wohl überall nach Prima und nicht nach Secunda, man kann nicht genug Latein, Antiquitäten und Rhetorik wissen, um sie zu verstehen; auch Horazens Oden gehören durchaus nach Prima und nicht nach Secunda, es bedarf schon einiger Reife des Geistes und einiger Stärke des Gemüths, um eine horazische Ode zu *begreifen*, und sich von ihr *ergreifen* zu lassen. In Prima sollte von den mathematischen Wissenschaften wohl nicht blofs Sternkunde gelehrt werden; die hebräische Sprache muss in 3 Classen, und nicht, wie hier geschieht, nur in einer gelehrt werden. Was S. 50 von 7 Class- (*sic*) und 2 Fach-Lehrern gesagt wird, ist uns durchaus unverständlich gewesen. — Die Benennungen der Classen: Obergymnasial-, Untergymnasial-Classe, Progymnasium u. s. w., könnten wohl füglich mit den in Deutschland gewöhnlichen: erste, zweyte, dritte u. s. w., vertauscht werden, indem jene Benennungen oft den Gesichtspunct verrücken, aus welchem das Verhältnifs einer Classe zu den übrigen anzusehen ist. In Beziehung auf das Locale bemerken wir nur noch, dafs eine kräftige Schulinspection durch den Rector nur dann möglich werden wird, wenn es die oberen Behörden möglich machen werden, die sämmtlichen Classen, welche bisher in zwey von einander getrennten Gebäuden unterrichtet wurden, in einem Locale zu vereinigen. Der Rector ist die Seele des Schulkörpers; seine Gegenwart ist überall nöthig; die Anwesenheit seiner Person in dem Schulgebäude muss, ist er sonst mit der nöthigen Autorität, und innerem Werth ausgerüstet, auf Lehrer eben so gut wie auf Lernende wohlthätig wirken. — Die Anzahl der Schüler in allen 7 Classen belief sich auf 297. — Die jährlichen Beneficien betragen gegen 2000 fl., über deren zweckmäsigere Verwendung Hr. *G.* sehr zu beherzigende Vorschläge thut. In den übrigen Abschnitten, welche von der Disciplin, den Nebenschulen, der Bibliothek, den Schulfeyerlichkeiten und den Ferien handeln, zeigt sich Hr. *G.* als einen sehr einsichtsvollen, und in den beiden dieser Schrift angehängten Reden als einen für seinen Beruf befeuerten Schulmann. Die von S. 93—102 mitgetheilten Resolutionen der allerhöchsten Behörde in München, betreffend die von Hn. *G.* vorgeschlagenen Schulverbesserungen, sind für diesen eine ehrenvolle Anerkennung seiner pädagogischen Einsichten und Verdienste.

No. 2. Nicht ohne Wehmuth gedenken wir der hier angezeigten Schriften, welche das Schulwesen in *Nordhausen* betreffen. Seit Abfassung derselben ist ein würdiger, eifriger Schulmann in Jahren der Kraft seinem Wirkungskreise leider zu früh durch den Tod entrissen worden. Bereits im Januar 1811

verlor das Gymnasium zu Nordhausen seinen würdigen Director *Sparr* im 39 Jahre seines thätigen Lebens. Was er als Schulmann leistete — erfreuende Hoffnungen von dem, was er zu leisten gedachte, davon liefern die hier anzuzeigenden Schulschriften die sprechendsten Beweise. Sie beziehen sich auf den ganzen Cyklus der Schulanstalten in Nordhausen für die männliche und weibliche Jugend von dem Gymnasium bis zur Trivialschule. [Die Benennungen *männliche* Schulanstalten und *weibliche* Schulanstalten hätten wohl als unlogisch verworfen werden sollen.] Wir wünschen, dass mehrere Schulinspectionen sich entschliessen mögen, dergleichen *Totalübersichten* von dem gesammten Schulwesen einer Stadt oder eines ganzen Landes zu geben. Mehrere einleuchtende Gründe sprechen dafür. Um indessen die grosse Menge der sich hier häufenden Nachrichten in einer leichten Übersicht darlegen und zu einer zweckmäsigen Schulstatistik ordnen zu können, wünschten wir jeden Organisationsplan nach folgenden feststehenden Rubriken: I. Schulverfassung nebst Geschichte; II. Lehrplan; III. Schulordnung; IV. Schulgesetze, bearbeitet zu sehen. Es würde zu weit führen, die einer jeden Hauptabtheilung unterzuordnenden Unterabtheilungen und Nebenabtheilungen hier aufzustellen, es findet sich vielleicht an einem änderen Orte Gelegenheit dazu, und jeder Schulvorsteher findet sie am Ende ohne unsere Beyhülfe; aber sie werden auch mit uns eingestehen, dass durch eine oft seltsame Mischung jener Materialien der Überblick des Ganzen sehr erschwert wird.

Der verewigte *Sparr* ist Verfasser der Nachrichten, welche das Gymnasium zu Nordhausen, und die anderen für die männliche Jugend bestimmten Schulanstalten betreffen. Von den drey möglichen Einrichtungen, welche in einer gelehrten Schulanstalt in Absicht der *Lehrordnung* Statt finden können, dass nämlich entweder *ein* Lehrer in *omni scibili* in einer Classe allein unterrichtet, oder dass *alle* Lehrer in *allen* Classen in *ihren Fächern* unterrichten, oder endlich dass die Lectionen in gleichen Lehrobjecten parallel laufen, und also mehrere Lehrer zu gleicher Zeit in demselben Lehrobject unterrichten, giebt *S.* der zuletzt genannten zu unbedingt den Vorzug. So sehr wir auch Gründe haben, die erste von diesen Lehrverfassungen zu verwerfen: so bedenklich scheint uns der Parallelismus der Lectionen, weil es theils an so vielen geschickten Lehrern für jedes Fach an einem Gymnasium fehlen, theils auch die Schüler gar leicht Veranlassung finden möchten, in Jahren, in denen sie mehrere Fächer mit gleichem Eifer umfassen sollen, mit ausschliessendem Fleiss sich einem einzelnen Lehrobject zu widmen. Wir billigen es daher sehr, dass auch in Nordhausen die zweyte Lehrverfassung, welche wir für die zweckmäsigste halten, vorgezogen worden ist. Aber nicht billigen können wir den Grundsatz, welchen wir S. 26 fanden: „Schulanstalten werden ihrer Natur nach nie vollendet, sondern müssen wegen *Wachsthums der menschlichen Erkenntnisse, aus Rücksichten auf Personen und Umstände, auf Zeitgeist, ja wohl auf Convenienz und Mode, von Zeit zu Zeit eine Umbildung erhalten* (die am leichtesten erfolgt, wenn sie nicht die wesentlichen Stücke betrifft), sonst werden sie leicht als etwas Veraltetes und Unbrauchbares gering geschätzt." Wehe den gelehrten Schulen, wenn dieser Grundsatz für alle Zeiten feststehen soll! Soll denn allen Ernstes den gelehrten Schulen die bunte Jacke angezogen werden, der Zeitgeist, Mode, Convenienz die *purpureos pannos* liefern? Ist denn Melanchthons Schulplan in der Grundidee nicht noch jetzt seit Jahrhunderten ein brauchbarer Schulplan? Was hat er mit Zeitgeist, Mode und Convenienz zu thun? Wird nicht bald in unsere Lehrplane eine Theorie der Runkelrübenzuckerfabrication als sehr zeitgemäss einwandern müssen? Eben so entschieden müssen wir uns gegen die hier durchgeführte Combination einer *Bürgerschule* mit dem *Gymnasium* erklären. Auch diese Combinationen heterogener Dinge sind seit Jahren ein Product des Zeitgeistes und der Mode. Wir legen es allen Rectoren gelehrter Schulanstalten hiemit ans Herz, dafür möglichst Sorge zu tragen, dass ihre Schulen nicht den ihnen zukommenden Charakter verleugnen; und Schul-Departements - Sectionen - Deputationen, Scholarchate und Ephorate bitten wir dringend, gegen jenes Gespenst der Mode muthig zu kämpfen. Man trenne, was für sich, gesondert, herrlich gedeihen, mit einander verbunden aber nur kümmerlich vegetiren wird. Will man den Zweck: so verwerfe man nicht die zu ihm führenden Mittel. Man klagt über den Verfall der gelehrten Schulen, über den Mangel der Gelehrsamkeit in ihnen, man möchte gern gute Lateiner ziehen, und doch schmält man auf die lateinischen Schulen. Es gehört nun einmal ein ganzes Leben dazu, um in humanistischen Kenntnissen zu einiger Vollkommenheit zu gelangen; der Umfang alles Wissenswürdigen ist nicht Sache Eines Menschen; Universalität gehört nicht für die Schule, auch zerstreut sich der Blick der Rectoren, gesetzt dass sie auch Kenntnisumfang genug besässen, wenn sie Bürgerschule und Gelehrtenschule zugleich ins Auge fassen sollen; Schulmänner, welche für gelehrte Schulen gebildet sind, passen selten in die Bürgerschule — eben so umgekehrt. Das Resultat von allem ist verkrüppelnde Halbheit.

Wenn nun wie in Nordhausen nur Prima und Secunda der Gelehrten-Schule angehört: wie ist an einen vollständigen Cyklus von Bildungsmitteln für den künftigen Gelehrten zu denken? Dass übrigens die letzte Classe (Sexta) Kinder von 6 Jahren recipirt und dass diese eine zu tiefe Herablassung des Lehrplans nothwendig machen, ist wohl der gelehrten Anstalt nicht heilsam. Es scheint daher hier der *terminus a quo* verfehlt zu seyn. Die letzten Classen der Gelehrten-Schule sollten nicht mehr Trivialschulen seyn. Warum werden die 6jährigen Knaben nicht in die S. 72 näher beschriebene Knabenschule verwiesen? — Der Lehrplan scheint uns, wenigstens in Hinsicht auf die gelehrte Bildung, nicht genügend und

erſchöpfend. Die griechiſche Sprache wird erſt in Tertia begonnen, für die Latinität ſind dieſer Claſſe nur 6 Lehrſtunden angewieſen; die hebräiſche Sprache wird nur in zwey Claſſen gelehrt, und zwar in Secunda nur in *einer* Lehrſtunde wöchentlich; in Quarta wird erſt der Anfang mit der lateiniſchen Sprache gemacht, *Bröders lect. lat.* finden wir für dieſe Anfänger zu ſchwer; in Quinta ſollte ſchon der Anfang im Franzöſiſchen gemacht werden; in Prima vermiſſen wir eine encyklopädiſche Lection, auch ſind 3 Lehrſtunden für die griechiſche Sprache zu wenig; ferner iſt es wohl ein bedeutender Mangel, daſs in 10 wöchentlichen Lehrſtunden Prima mit Secunda in mehreren wiſſenſchaftlichen und Sprach-Lectionen combinirt werden muſs.

Es nimmt uns Wunder, daſs der ſel. *Sp.* in Hinſicht auf die Bürgerſchule nicht von der peſtalozziſchen Elementarmethode Gebrauch gemacht hat, zumal da er nach S. 49 die ſchweizeriſche Muſterſchule in der Nähe kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Aus dem Ganzen dieſes Lehrplanes iſt das eifrige Beſtreben des guten *Sp.* ſichtbar, Allem Alles werden zu wollen; aber eben dadurch wurde das Kleid hier zu eng, dort zu weit, bald zu kurz, bald zu lang — da es für mehrere Körper zugleich paſſen ſollte, paſste es nirgends recht.

Die zwey *Knabenſchulen*, deren S. 72 gedacht wird, ſtehen zwar nicht mit dem Gymnaſium in Verbindung, aber doch mit ihm unter gleicher Aufſicht. Sie ſind als niedere Bürgerſchulen anzuſehen; jede beſteht aus zwey Claſſen, die in beſonderen Zimmern zu gleicher Zeit unterrichtet werden. Jede Schule hat zwey Lehrer, und jede Claſſe hat zwey Abtheilungen. Die unterſte Claſſe iſt mit Sexta und Quinta, die oberſte mit Quarta und Real-Tertia ziemlich gleichartig eingerichtet. Der Anhang ſpricht S. 78 noch von einer *Frey-* und *Induſtrie-Schule*, welche eingerichtet werden ſoll, ſobald es die Umſtände möglich machen.

Die *fortgeſetzte Nachricht* über die Schulen für die männliche Jugend vom J. 1809 liefert nebſt einigen Veränderungen im Lehrerperſonale das Lectionsverzeichniſs. Die Schülerzahl belief ſich beym Ablaufe dieſes Schuljahres in allen 6 Claſſen auf 252. — Noch müſſen wir hiebey des *Seminariums* erwähnen, welches in den oberen Claſſen des Gymnaſiums für *Landſchullehrer* dadurch errichtet werden ſollte, daſs Gymnaſiaſten, welche dieſem Beruf ſich beſtimmten, die auch für ſie noch brauchbaren Lectionen in den oberſten Claſſen mit beſuchten: ſie waren Mitglieder des Singechors, beſuchten die für gelehrte Bildung beſtimmten Lectionen nicht, und blieben, da ſich nicht ſogleich eine Verſorgung für ſie fand, viele Jahre in Prima. Dieſem Unweſen hat man jetzt dadurch abhelfen wollen, daſs man dieſe Schüler nur bis Real-Tertia an dem Unterricht Antheil nehmen laſſen will; doch ſoll es ihnen auch unbenommen bleiben, die Lehrſtunden in Prima und Secunda zu beſuchen, wenn ſie den Unterricht *regelmäſsig* abwarten wollen. Da iſt man alſo wieder auf dem alten Fleck. Die Anſtellung dieſer Schüler als Hülfslehrer in den unteren Claſſen müſſen wir als höchſt gefährlich verwerfen. Der Rector ſoll zwar ihrem Unterrichte fleiſsig beywohnen, ihnen *Winke* über Methode und Lectüre geben —; aber wird denn dieſs der Rector noch vermögen, der, wenn wir richtig gezählt haben, ſeine 19 öffentlichen Lehrſtunden zu ertheilen und mit der Direction und Inſpection vollauf zu thun hat? und ſind zur Bildung der Landſchullehrer beyläufige *Winke* hinreichend? Iſt denn eine ſolche unbefriedigende Einrichtung ein zweckmäſsiges Seminarium zu nennen? Fodert denn nicht die Leitung und Pflege deſſelben einen *ganzen* Mann? Und darf denn eine ſolche Landſchullehrerpflanzung, mit allem ihrem Unkraut, in dem Heiligthum einer gelehrten Schule, wir meinen in Prima und Secunda, wuchern? So iſt denn alſo das Gymnaſium zu Nordhauſen: gelehrte Bildungsanſtalt, Vorbereitung zu akademiſchen Studien, Bürgerſchule, Realſchule, Elementar- und Trivial-Schule und Landſchullehrer-Seminarium!! Gärtner pflanzen in luſtiger Laune zuweilen die Pfropfreiſer verſchiedenartiger Fruchtbäume auf Einen Stamm; die Sache gelingt zuweilen, das Kunſtſpiel unterhält auf Augenblicke: doch man bedauert den durch dieſen Kunſtzwang erkrankenden Stamm, und freudig weilt dagegen der Blick auf dem mit den ihm eigenthümlichen Früchten prangenden Baum. Sollte dieſes Bild nicht in mehr als einer Hinſicht auch auf Schulanſtalten anwendbar ſeyn?

Die *zweyte Fortſetzung* dieſer Schulnachrichten vom J. 1810, mit welcher der ſel. *Sparr* ſeine pädagogiſche Laufbahn ſchloſs, führt Klagen über Winkelſchulen, über gewiſſenloſe Ältern, die ihre Kinder vom Schulbeſuch abhalten, theilt das Lectionsverzeichniſs mit, und liefert am Schluſs zur Beförderung einer beſſeren Rechenmethode in niederen Schulen einen ausführlichen leſenswerthen Aufſatz.

Die *Nachrichten über die weibliche* (?) *Schulanſtalten* ſind von Hn. Rector *Heyſe* abgefaſst. Der erſte Bericht iſt von 1808 den Nachrichten über das Gymnaſium beygefügt. Dieſe Anſtalten für die weibliche Jugend ſind in eine *höhere Töchterſchule* und in die *niedere Töchterſchule* geſondert, und jede derſelben hat 2 Claſſen. Die Lehrobjecte ſind zweckmäſsig gewählt, und erſtrecken ſich in der höheren Töchterſchule auf Religion, Anthropologie, Diätetik, Erd- und Welt-Beſchreibung, Natur-, Gewerb- und Waaren-Kunde, Geſchichte, Mythologie, Vernunftlehre, deutſche Sprache, franzöſiſche Sprache, Rechnen, Zeichnen, Singen nach Noten, Tanzen und weibliche Handarbeiten. Zwey Lehrerinnen, und neben dem Rector, Hn. *Heyſe*, welcher Vorſteher und Hauptlehrer der Anſtalt iſt, ſind noch 5 Lehrer angeſtellt. — Auch hier ſoll, nach dem Vorbilde des Gymnaſiums, ein *Seminarium* zur Bildung künftiger Lehrerinnen und Erzieherinnen angelegt werden, welches wir *hier* ungleich zweckmäſsiger und ausführbarer finden als dort. Das Schulgeld beträgt vierteljährig fünf Thaler, allerdings ein ſehr billiges Honorar, da dieſe Anſtalten einen bedeutenden Koſtenaufwand veranlaſ-

sen. — Die niederen Töchterschulen haben im Ganzen dieselbe Einrichtung wie die höhere Töchterschule, nur haben Lehrplan und Lehrerpersonale hier einige nothwendige Beschränkungen veranlasst. Das Schulgeld beträgt vierteljährig 16 Groschen. Die *fortgesetzte Nachricht* über diese Schulen vom Jahre 1809 liefert erfreuliche Beweise von dem glücklichen Fortgang derselben. Es wurde die Anlegung einer *dritten* Vorbereitungsclasse nothwendig; auch wurde der Grund zu einer *Lesebibliothek* für Töchter gelegt, welches wir sehr nachahmungswerth für ähnliche Institute finden.

Im Jahre 1810 hatten diese aufblühenden Töchterschulen schon einen Widersacher zu bekämpfen, der unter dem Namen *Bernhard der Funfziger* in dem frankenhausischen Intelligenzblatt den Werth aller Töchterschulen und öffentlichen Bildungsanstalten verdächtig machte, und dreist genug behauptete: „öffentliche Erziehungsanstalten tilgen den Sinn für alles Häusliche," — und unausbleibliche Folgen dieser Institute werden seyn: „kalte und treulose Ehegatten, gefühllose Mütter gegen ihre Kinder, Tyrannen gegen das Gesinde und Verschwenderinnen von Zeit und Geld." — Dass Hr. *H.* diesen fanatischen Eiferer (in seiner fortgesetzten Nachricht von 1810) so ausführlich widerlegt, wird Niemand überflüssig finden, der es weiss, wie viele Ältern noch von Vorurtheilen gegen die öffentlichen Schulen für das weibliche Geschlecht befangen sind. Rec. hält es für verzeihlich, hier auf ein von ihm in dieser A. L. Z. zu Gunsten dieser Anstalten ausgesprochenes Wort zu verweisen (1811. Junius. No. 136. S. 481), zumal da dort mehrere Vertheidigungsgründe angeführt werden, welche Hr. *H.* übersah.

Mögen die würdigen Vorsteher, Lehrer und Lehrerinnen muthig fortfahren in ihrem nützlichen Bestreben; die Töchterschulen zu Nordhausen gehören schon jetzt nach den gelieferten Resultaten zu den vorzüglicheren, und sie werden zum Wohl der Menschheit ferner wirken, und es werden Vorurtheil und Dummheit endlich aufhören, den leuchtenden Mond anzubellen.

Noch eine Bitte erlauben wir uns am Schlusse dieser Anzeige, in Beziehung auf die in diesen Nachrichten mitgetheilten *öffentlichen Beurtheilungen* der Schülerinnen, welche die Töchterschule verlassen haben. Es ist eine Ausstellung dieser Art schon bey der männlichen Jugend nicht ohne Gefahr. *Lob*, so öffentlich ausgesprochen, verletzt die jungfräuliche, naturgemäſse, liebenswürdige Anspruchlosigkeit; *Tadel* so verkündigen, auch noch so leise ausgesprochen, heisst das arme Kind an den Pranger stellen, und ihm einen unvertilgbaren Makel anheften, indem es nicht gleich dem Knaben und Jüngling durch öffentliches Handeln die Besserung an den Tag zu legen Gelegenheit hat, welche jener öffentliche Tadel beabsichtigte. Es bleibe also Lob und Tadel in den stillen Mauern des Lehrzimmers eingeschlossen, beides wirke, ohne zu verletzen, wohlthätig sanft in diesen zarten Gemüthern. Denn je mehr eine öffentliche Töchterschule im Geiste eines edlen Familienvereins handelt: um so segensreicher ist ihr Wirken, um so unverfälschter ihr Charakter.

No. 3. Die *Nachricht von dem königl. baierischen Gymnasium zu Bamberg* enthält nicht sowohl einen allgemeinen Organisations-Plan dieser Schulanstalt in allen ihren Theilen, sondern stellt mehr die Grundsätze auf, welche bey der gegenwärtigen Einrichtung leiteten. Uns ist ein sehr erfreuender Genuss zu Theil geworden bey Durchlesung dieser wenigen, aber gehaltreichen Blätter. Mit Beziehung auf das „allgemeine Normativ der Einrichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten im Königreiche Baiern" — und auf die berühmte *niethammersche* Schrift (der Streit des Philanthropinismus und Humanismus) theilt Hr. Director *Wagner* in §§. 18 diese leitenden Ideen mit, deren Beherzigung wir recht sehr wünschen. Sehr wahr sagt S. 13 Hr. *W.*: „Der deutsche Jüngling muss gerade jetzt, wo so gewaltsame Hindernisse der Zeit, so harte drückende Übel von Aussen den ruhigen Fortgang der Wissenschaft stören, mehr als jemals mit der Sprache und Bildung des Alterthums innigst vertraut gemacht werden, und an dieser rein und reichhaltig fliessenden Quelle fortwährend ächte Bildung zur Humanität, Erstarkung des Geistes gegen die Gefahren einer wiederkehrenden Barbarey suchen." Den Zweck eines Gymnasiums haben wir, in sofern es als Vorbereitungsanstalt zur Universität angesehen werden muss, sehr richtig und erschöpfend dahin gerichtet gefunden, dass es hier nicht so sehr auf Kenntnisserwerb und Kenntnisumfang, als auf Geistesübung und Geistesrichtung zu der höheren Welt — zu Ideen ankomme. „Ein Gymnasium im engeren Sinne des Worts, sagt Hr. *W.* S. 32, ist also eine höhere Lehr- und Bildungs-Anstalt, zunächst durch das freye (und) liberale Studium der alten classischen Literatur der Griechen und Römer und der damit zu verbindenden philosophischen Vorbereitungswissenschaften, in wie weit dasselbe im nächsten und vorbereitenden Verhältnisse zur höheren und akademischen Bildung steht." — Realunterricht kann nur untergeordneter relativer Zweck seyn, und die Studien des Alterthums sollen den Eifer und Fleiss der Jünglinge ganz in Anspruch nehmen. — *Religion*, *Sprachkenntnisse*, *Mathematik*, *Geschichte* und *philosophische Propädeutik* sollen den Cyklus der Lehrobjecte in einer gelehrten Schulanstalt bilden. Dass *Poetik* und *Rhetorik* nicht ausgeschlossen werden dürfen, ist einleuchtend, denn die Grundsätze derselben greifen in das Wesen der höheren Philologie ein. — Nach diesen Principien ist das Gymnasium in Bamberg organisirt. Heil ihm und jedem ähnlichen Institut, welches solchen Leitsternen folgt! Lehrobjecte für die einzelnen 6 Classen des Gymnasiums, Methodik und andere die *Verfassung* und *Schulordnung* betreffende Gegenstände sind hier wegen Beschränktheit des Raums nur angedeutet worden. Wir sehnen uns indessen gar sehr nach einem ausführlichen und voll-

ständigen Bericht über diese Schulanstalt. — Die Schülerzahl betrug im J. 1808 in allen 6 Classen 222, darunter befanden sich 9 Ausländer, 106 aus den höheren Ständen, 111 aus den mittleren und 5 aus dem Bauernstande. Von eigenem Vermögen studirten 184; durch Wohlthaten wurden unterstützt 38. Das Lehrerpersonale besteht aus 6 Professoren und 2 Hülfslehrern. Wir bewundern die Thätigkeit von 8 Lehrern für eine so zahlreiche Schulanstalt, fürchten jedoch zu grosse Belastung für einzelne Männer, wenn einem jeden Lehrer der Hauptunterricht und die Inspection einer einzelnen Classe zugeordnet seyn sollte, wie diess nach §. 11 mit den beiden unteren Classen der Fall ist; es pflegt durch dieses bereits veraltete Classensystem ein schädlicher Classengeist erzeugt zu werden. Ungern bemerken wir einige widrige Druckfehler, welche diese wenigen Blätter entstellen: S. 5 *zweckmäsigsten* — *Sönderung*, S. 9 *wegen dem Ernste*, S. 17 *ohne lästigem Umwege*, S. 18 *Edickt*.

No. 4. Der für die heiligste Angelegenheit der Menschheit von einem seltenen Enthusiasmus durchglühte, eben so tiefdenkende, als tiefempfindende *Tillich* hatte in Dessau unter dem Schutze des allverehrten Herzogs eine Erziehungsanstalt gegründet, welche mit Kraft den Buchstaben der pestalozzischen Methode beleben, und praktisch den hohen Werth einer Methode versichtbaren sollte, gegen welche noch überall bescheidene und unbescheidene Zweifler sich erhoben hatten. Doch er sollte sich nicht lange der Blüthe des schönen Baumes erfreuen, den er gepflanzt und gepflegt hatte, und der so herrliche Früchte versprach! Er sank im schwülen Mittag des Lebens, ein Opfer seiner Arbeitsamkeit, und vielleicht mancher unfreundlicher Ereignisse, die seine Amtsfreudigkeit störten, und mit herben Empfindungen sein edles Gemüth erfüllten. Was er unvollendet zurück liess — die von ihm gegründete Erziehungsanstalt, ist würdig vollendet zu werden. Möchte die *tillichsche* Schule in *seinem Geiste* gedeihen! Kein schöneres Denkmal würde unter den Sterblichen sich der nun Verewigte selbst gewünscht haben.

Hr. *Richter*, schon längst mit *Tillich* durch collegialische Bande vereint, Zeuge seines Eifers, seines rastlosen Wirkens, jetzt Vorsteher der durch den Tod *Tillich's* verwaiseten Anstalt, stattet in dieser Schrift Bericht ab von dem, was *Tillich wollte*, was er *wirkte*, und von dem nach des Verewigten Ideen fortgesetzten Erziehungs- und Unterrichts-Plane. Der doppelte Zweck, den man zu erreichen wünschte, war: die reinpraktische Darstellung einer durchaus consequenten und durchgreifenden Unterrichtsmethode, und dann die Begründung einer planmässigen intellectuellen und moralisch-religiösen Erziehung. Die Lehrobjecte waren: *Mathematik, Geschichte, Sprachunterricht*, und diese heilige *Trias* ist es, die wir allen Lehrplanen für höhere Bildung zum Grunde gelegt zu sehen wünschen. Den Freunden und Kennern der pestalozzischen Methode dürfen wir hier nicht berichten, nach welchen Principien und Gesichtspuncten diese Lehrmittel benutzt werden; wir glauben, versichern zu können, dass sie den unverfälschten Geist der pestalozzischen Methode hier rein dargestellt finden werden; den Nichtkennern empfehlen wir diese Darstellung zur sorgfältigen Lectüre. — Im gelehrten Sprachunterricht möchte mancher Fehlgriff geschehen seyn, der indessen leicht zu verbessern seyn dürfte. Zur *ersten* Lectüre für die angehenden Lateiner würde sich ein zweckmässiges Lesebuch besser eignen, als Eutropius; vom Cornelius zum Suetonius ist ein zu jäher Sprung; Julius Cäsar ist ganz übersehen; auch Livius vermissen wir ganz!! Auf die Lectüre des Horaz folgt die Lesung des Virgil — das ist doch ein arges ὕστερον πρότερον. — Wenn die pestalozzische Methode von dem lückenlosen Unterricht so gründlich zu sprechen weiss: so wünschten wir gar sehr, dass ein Kenner der pestalozzischen Methode, der zugleich Kenner der alten Literatur wäre, die lückenlose Folge angeben möchte, in welcher griechische und römische Classiker gelesen werden müssen, zur Entwickelung der geistigen Kräfte, zur Belebung, Erfrischung und Stärkung des Gemüths, zur Reinigung der Leidenschaften, zur Bereicherung der Phantasie, zur Leitung, Richtung und Verfeinerung des ästhetischen Sinnes. Eben so dringendes Bedürfniss ist es, dass *Pensa* bestimmt werden, und dass man die *Cursus* begrenze, in welchen sie absolvirt werden müssen. Es ist durchaus nicht gleichgültig, welche Stelle in der classischen Bildung Homer, Horaz, Virgil, Livius, Suetonius und Tacitus, Cicero und Demosthenes einnehmen; auch hier sollte ein richtig berechneter Stufengang möglich seyn. Von der griechischen Sprache ist in dem hier mitgetheilten Lehrplan bloss *beyläufig* die Rede. — Für Unterricht, Kost, Wohnung und Wäsche werden für jeden Zögling jährlich 50 Louisd'or bezahlt.

FRHT.

Leipzig, b. Barth: *Anstandslehre für die Jugend*, von M. *Johann Christian Dölz*, Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig. 1810. XXX u. 162 S. 8. (10 gr.)

Es schien uns bisher alles Zustutzen der jungen Welt zu anstelligen Menschen ein eitles, nichtiges Bestreben zu seyn, indem nicht ohne Grund zu befürchten war, es werde durch eine geflissentliche Abrichtung dieser Art in dem kindlichen Gemüthe die freye Kraft gebunden und gelähmt, durch welche allein Individualität und *schöne* Originalität erzeugt werden kann. *Die Furcht* — und zwar die Furcht zu misfallen, in Dingen, die zum grossen Theil nur die äusseren Formen und Normen des menschlichen Lebens betreffen, sollte sie nicht, nachdem sie das jugendliche Gemüth eingeschüchtert, am Ende eine schnöde Gefallsucht erzeugen, die in gerader Richtung zum Egoismus führt? Sollte es in Dingen, die durch Beobachtung der Menschen, durch Selbstbeobachtung und Welterfahrung im Jünglinge und im Mann am glücklichsten erworben zu werden pfle-

gen, noch eines besonderen Unterrichts und besonderer Lehrstunden in unseren mit Lehrobjecten ohnehin so sehr belästeten Lehrplanen bedürfen? Soll der unbefangene Knabe und Jüngling sich auch in den Jahren der Harmlosigkeit schon in die Fessel der Convenienz schmiegen, soll auch bey ihm schon jede Bewegung, jede Miene einstudirt, soll der Kindersinn verscheucht und unter die Larve männlicher Circumspection zurückgedrängt werden? Wird der, welcher als Knabe und Jüngling diese Sittenfeinheit errang, worüber nur zu oft die Sittenreinheit verloren ging, er, der schon in den Schuljahren zu der Umsichtigkeit des feinen Weltmannes verzogen wurde; wird er, der, aus Furcht, überall anzustossen, bald rechts, bald links ausbeugte, und darüber den geraden Weg verlor, wird *der* als Mann muthvoll dreist und kühn, sonder Furcht und ohne Vorurtheil auftreten als Bekämpfer der schleichenden Lüge, als Vertheidiger der Unschuld, als freymüthiger Zeuge der Wahrheit? Wird der Knabe und Jüngling, den man an Theetischen und im Tanzsaal so allerliebst fand, auch späterhin unter Männern recht eigentlich taugendhaft erfunden werden?

Wir bekennen aufrichtig, dass alle diese Besorgnisse uns innig ergriffen, als wir die vorliegende „Anstandslehre für die Jugend" in die Hand nahmen. Doch eben so freudig gestehen wir, dass nach Durchlesung dieses Werkchens wir jene Besorgnisse, wenigstens in Beziehung auf dessen zweckmässigen Gebrauch, beseitigt fanden. Man hat hier nicht ein Sittenbüchlein der gemeinen Art, kein Complimentirbüchlein zu furchten. Hr. *D.* hatte sich bereits seit 10 Jahren mit seinem Gegenstande vertraut gemacht, und setzt die Gründe, welche sich *für* und *wider* einen Unterricht dieser Art angeben lassen, in der ausführlichen Vorrede so genügend aus einander, dass derselbe nicht nur als *nicht* gefahrbringend, sondern sogar als nothwendig und wohlthätig erscheint. Die Anstandslehre, wie Hr. *D.* sie vorträgt und gelehrt wissen will, wird zu einem Unterstützungsmittel der Moral und zu einem Mittel, den Schönheitssinn zu entwickeln, zu beleben und richtig zu leiten, und so können wir denn dieses Buch allen Ältern, Lehrern, Privaterziehern, recht angelegentlich empfehlen, zumal da es in einer Sprache abgefasst ist, welche wir den Ton der *Urbanität* nennen möchten. Hr. *D.* hat den Gegenstand mit Gründlichkeitssinn ergriffen und mit Würde behandelt, und so liess sich denn von ihm erwarten, dass die bereits vorhandenen Vorarbeiten über denselben nicht unbenutzt bleiben würden. *Erasmus*, der mit so schlauer Umsichtigkeit sich in seinen Lebensverhältnissen zu nehmen wusste, ist mit seinem Buche *de civilitate morum* mit Recht an die Spitze dieser Vorarbeiten gestellt; auch *Chesterfield*, *Knigge*, *Campe*, *Resewitz*, *Engel* sind benutzt worden.

In der *Einleitung* wird der Begriff des Ausdrucks: *Anstand*, näher entwickelt; aber weder die hier aufgestellte Erklärung des Worts in engerer Bedeutung, wo es Hr. *D.* „als die Art und Weise erklärt, seinen Körper in verschiedenen Lagen so zu halten, zu tragen und zu kleiden, dass man dadurch kein Missfallen erwecke", noch die in weiterer Bedeutung: „als die Beobachtung des Schicklichen und Üblichen überhaupt im Umgange mit Anderen, die Art und Weise, wie man sich den Regeln des Schicklichen und Üblichen gemäss gegen Andere benehmen soll", scheint uns genügend zu seyn. Denn wie könnte nach jenen Erklärungen von einem *schlechten Anstande* die Rede seyn? Erschöpfender würde unstreitig mit *Adelung* (grammat. krit. Wörterb. s. h. v.) *Anstand* als das Verhältniss des äusseren Betragens mit den inneren Vollkommenheiten, die man hat, oder doch vermöge seines Standes und Berufs, „und der jedesmaligen Umstände haben sollte", erklärt worden seyn; zugleich ergiebt sich aus dieser und des Philosophen *Eberhard* (deutsche Synonymik s. h. v.) Erklärung: „Anstand ist das Äussere eines Menschen im Umgange mit Anderen", in wiefern der Ausdruck *wohlanständig* keinen Pleonasmus enthält. Die Anstandslehre selbst zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Vom Anstande in Ansehung des Körpers; 2) vom Anstande im Sprechen; mit diesem Abschnitte hätte schicklich verbunden werden sollen, was S. 146 vom Anstande bey dem Lesen und Declamiren und bey dem Gesange sehr wahr und schön gesagt, und Hn. *D.* von einem Freunde, der nicht genannt seyn wollte, suppeditirt worden ist; 3) anständige Kleidung; 4) vom Anstande im geselligen Verhältnisse; 5) über den Umgang mit Personen von verschiedenem Alter, Stande und verschiedenen Verhältnissen; 6) vom Anstande in besonderen Fällen. Ungern vermissten wir unter den allgemeinen Erfodernissen zu einem anständigen Verhalten *die Schamhaftigkeit*, die ja wohl als die Grundlage des sittlichen Betragens angesehen werden darf.

Die Brauchbarkeit dieses schätzbaren Buchs wird noch dadurch sehr erhöht, dass am Schlusse jedes Abschnitts Fragen an Schüler aufgestellt sind über den Inhalt der vorgetragenen Regeln, durch deren Beantwortung unter Anleitung eines geschickten Lehrers Witz und Scharfsinn geübt werden können.

FRHT.

SCHÖNE KÜNSTE.

BOSTON, ohne Anzeige des Verlegers: *Schwänke und Mährchen von Hans la Fontaine.* Verdeutscht durch einen alten Wälschen. 1811. Erster Band. 300 S. Zweyter Band. 342 S. 8. (3 Rthlr.)

Je länger Rec. diese Übersetzung durchblättert, und sie stellenweise mit dem Original vergleicht: desto weniger kann er sich überzeugen, dass sie diesem entspreche, und die Deutschen an ihr einen la Fontaine erhalten haben. L. F. wird von seiner Nation für ein unerreichbares Muster der Naivetät aller Völker und Zeiten gehalten, und Niemand widerspricht. Erzählen kann Jedermann; aber so zu erzählen, wie er, war allen Übrigen versagt. Er macht auf nichts Anspruch, ist immer einfältig, treuherzig, gutherzig.

Ihn liest die Prinzessin, wie die Obstfrau, mit gleicher Belehrung. Wer Französisch versteht, und ohne scheinbaren Aufwand von Kunst unterhalten seyn will, der kann von ihm sich nicht wieder wegfinden. Scheinbar aber ist diese Kunstlosigkeit nur; denn wenn man ihn näher zergliedert: so findet man Alles mit Bewusstseyn angeordnet, und die Nachlässigkeit wie ein reizendes Gewand über einen schönen Körper verbreitet. Ihm war die Sprache seiner Zeit, vor mehr als anderthalb Jahrhunderten, schon zu geschliffen und rhetorisch; wenn er sich, wie die Schriftsteller, die mit ihm lebten, ausdrückte: so musste er seine Schlichtigkeit mit Zusätzen beladen, die ihr alle ihre natürliche Grazie benommen hätten. Darum las er fleissig die besten Autoren der Vergangenheit: einen Rabelais, Marot, d'Urfé. Ihr Frostiges, Aufgedunsenes und Gemeines vermied er, und machte sich dafür ihr Ungeschmücktes, Einfaches und Frisches eigen. Wenn je der Reim einen Dichter keine Mühe gemacht zu haben scheint: so ist es bey ihm. Seine Sylben sind streng abgezählt; und doch sind sie so leicht gestellt, als wenn er sie den Augenblick erst hinschriebe; der Reim tritt an seine Stelle, man weiss nicht, wie. Wer nie Verse gemacht hat, muss glauben, dass, wie L. F. zu schreiben, nicht die mindeste Anstrengung erfodere, und dass man die Feder nur dürfe gehen lassen. Darin liegt gerade die grösste Sorgfalt verborgen. Wer weiss, wie viele Stunden manche Verse dem Dichter mögen gekostet haben, wie oft er an manchen Zeilen geändert und gefeilt haben mag, die jetzt so ungezwungen da stehen, als könnten sie nicht anders lauten! Die Keckheit, einen la Fontaine von Anfang zu Ende zu übersetzen, musste einem alten Wälschen einfallen, und er einen Verleger dazu in Amerika finden, wo er wahrscheinlich selbst wohnen muss; ein europäischer Deutscher, der von der Schwierigkeit des Unternehmens einen Begriff hatte, hätte sich schwerlich dazu verstanden. Indessen kann der Wälsche Deutsch genug, und zwar Deutsch aus unserer Zeit, um seinem Original nachzuerzählen. Aber er kann nicht reimen; welches ein wesentliches Erfodernifs war. Er schreibt in reimfreyen Jamben, manchmal fliessend, manchmal holprich. Um die Quantität bekümmert er sich, wenn sie ihm nicht im Wege ist; sich immer nach ihr zu fügen, ist ihm zu mühsam. Dabey schämt er sich des Purismus, der Verlegenheit, Zwang und Nachdenken verräth; solch Deutsch, wie er schreibt, spricht man auf jedem Kaffeehause. Da wird paradirt, insinuirt, räsonnirt, parfümirt, vegetirt, citirt, tractirt, incommodirt. Wenn er nur noch der Kürze und Einfalt seines Dichters nachgestrebt hätte! Denn sie völlig zu erreichen, war dem flinken Mann unmöglich. *Gratis est mort*, heisst bey ihm: Der alte Gratis ist schon längst gestorben. Warum nicht: Umsonst ist todt; ein längst bekanntes Sprichwort? Er übersetzt:

> *Longue ambassade et long voyage*
> *Aboutissent à cocuage.*
> So mancher Embassador prangt wie ein Gestirn,
> Und kehrt nach Hause mit gekrönter Stirn.

Was La Fontaine nicht weiss, nicht wissen will, lässt er ihn vernehmlich sagen; in der Paraphrase des Übersetzers erscheint der einfältige Hans wie ein Spassvogel, der sich freut, dass er so witzig ist. Gleich in der ersten Erzählung: Die Gänse (*Les oyes de frère Philippe*), spricht er von holden Schönen, die mit den schelmschen Kindern seiner Laune tändeln. L. F. sagt bloss: *Le beau sexe lit ces recits*. *Tours* sind noch keine drolligen Schwänke; *Plaisanterie* ist keine Schelmerey. Wer sich die Mühe geben will, den deutschen Ausdruck um die Zeiten Luthers zu studiren, der Versification und dem Reime ihr Recht wiederfahren zu lassen, und allen eigenen Ansprüchen an Witz und Laune so lange zu entsagen, als er den L. F. als Vorbild vor sich hat: der, und nur der, wird uns diesen originellen Dichter so wiedergeben können, dass der Deutsche ihn mit gleichem Vergnügen, wie der Franzose, lesen mag. Einer solchen Arbeit aber wird sich wohl Keiner unterziehen, der selbst etwas Gutes hervorzubringen fähig ist; denn sie würde ihm eine Zeit wegnehmen, die er besser benutzen zu müssen glauben würde.

Dvl.

KURZE ANZEIGEN.

Litteraturgeschichte. *Paris*, b. Barrois: *Essai sur la littérature espagnole.* 1810. 193 S. 8. — Der äussere Umfang der Schrift lässt schon ahnden, dass hier keine vollständige und befriedigende Nachricht von der, im Auslande mit Unrecht sehr wenig bekannten spanischen Literatur erwartet werden darf; der Vf. sucht bloss die allgemeiner herrschenden Vorstellungen von derselben zu berichtigen und auf ihre eigenthümlichen Vorzüge und Schönheiten aufmerksam zu machen. Zu diesem Behufe giebt er eine gedrängte Übersicht von der spanischen National-Literatur nach chronologischer Folge, und hebt einige Stellen als Proben aus, und begleitet sie mit einer französischen Übersetzung. Von vielen Schriftstellern findet man nur sehr kurze Andeutungen; bey den wichtigsten wird etwas länger verweilt. Die anspruchlose Gerechtigkeit, welche sich in des Vfs. Urtheilen ausspricht, und die ziemlich genaue Kenntniss der spanischen Sprache und Literatur geben der Skizze Werth, und es ist zu hoffen, dass man in Frankreich auf die Schätze der spanischen National-Literatur, welcher die französische Poesie so Vieles verdankt, aufmerksamer werden wird. — Das spanische Theater ist, wie gewöhnlich, auch von diesem Franzosen missverstanden, und nach einem darauf gar nicht anwendbaren französischen Masstabe gewürdigt.

Zuletzt verspricht der Vf. ein ausführliches Werk über diesen Gegenstand. Er kann, da ihm der Gebrauch wichtiger Handschriften und reicher Bibliotheken zu Gebote steht, viel leisten, und sich ein bedeutendes literarisches Verdienst erwerben, besonders wenn er sich, gegen die Sitte seiner Landsleute, gewissenhafte Genauigkeit in biographischen und bibliographischen Notizen zur Pflicht macht, welches mit der Hauptabsicht, die schönsten Stellen spanischer Classiker durch eine Chrestomathie mehr in Umlauf zu bringen, gar wohl vereinbar ist.

L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MAY, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Breslau, im Kunst- u. Industrie-Comptoir: *Über die preussische Realmünze und ihren Zahlwerth im inneren Verkehr.* Ein auf ächte Principien der Nationalökonomie, der Gelds- und Rechts-Wissenschaft gegründetes Gutachten, von *Karl Wilhelm Friedrich Grattenauer*, b. R. D., Redacteur des königl. preuss. schlesischen Intelligenzblattes u. s. w. Mit 3 Reductionstabellen. 1810. VI u. 162 S. 8. (20 gr.)

Bekanntlich gehört unter die unseligen Folgen, welche der letzte Krieg zwischen Preussen und Frankreich über den preussischen Staat brachte, insbesondere auch diese, dass man jetzt auf die Metallwerthlosigkeit der preussischen, früherhin im In- und Auslande ohne alles Bedenken geltenden Scheidemünzen aufmerksam wurde; dass diess den Cours dieser Münzen überall hemmte, und sie selbst im preussischen Staate zu einer so niedrigen Geltung herabdrängte, dass ihr Preis beym Verkehr oft unter ihrem Metallwerthe stand, und ihr Einschmelzen mit Vortheil möglich wurde. Um diesem Übel zu begegnen, musste die Regierung zu der bekannten Münzreduction schreiten, bey welcher die Scheidemünze um Ein Drittheil ihres Nennwerths herabgesetzt wurde, weil sie ihrem Metallwerthe nach nur unter diesem Verhältnisse dem Courant zur Nothdurft gleich stand. Für *Schlesien* insbesondere erfolgte diese Herabsetzung durch die Verordnungen vom 8 Jun., 19 Sept. und 17 Nov. 1808, und vom 18 April und 15 Nov. 1809. — Übrigens erfolgte sie überall leider etwas zu spät, indem damals die auf 42 Millionen berechnete Masse des preussischen Scheidemünztotals, welche in den durch den tilsiter Frieden abgetretenen Provinzen coursirt hatte, und durch frühere Verordnungen der neuen Gouvernements dort reducirt worden war, schon grösstentheils ins Land zurückgeflossen war; was denn die Folge hatte, dass das Inland aller Schaden allein traf, den diese Reduction zur Folge hatte.

Es ist leicht begreiflich, dass diese Münzreduction bey mehreren Gelegenheiten zur Discussion der Frage führen musste: *in welchen Summen eine Geldschuld zu bezahlen sey*, *deren Zahlung nach erfolgter Reduction fällig wird*, und ihrer Beantwortung ist die hier angezeigte Schrift gewidmet. Jedoch soll sich diese Beantwortung nicht auf alle hier möglichen Fälle beziehen, sondern der Vf. beschränkt sich ausdrücklich auf fällig werdende *Pachtgelderzahlungen der Landgüterpächter*, und sucht zu erweisen, dass solche Zahlungen, auch wenn sie, nach der gewöhnlichen Sprache der Pachtcontracte, *in preussischem Courant nach dem Münzfusse vom J.* 1764 stipulirt sind, doch nicht bloss in 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{12}$tel Stücken (oder in vollhaltig ausgeprägter Courantmünze), sondern auch in $\frac{1}{72}$, $\frac{1}{36}$ und $\frac{1}{45}$tel Stücken (oder in reducirten *Sechsern*, *Groschen* und *Silbergroschen*) geleistet werden können, und unweigerlich angenommen werden müssen. Um diesen Beweis zu führen, hat sich der Vf. keineswegs bloss darauf beschränkt, nachzuweisen, dass seine Behauptung in den vorhandenen Gesetzen gegründet sey, sondern er hat seine Untersuchungen ausgedehnt auf die hier ins Auge zu fassenden Momente der Staatswirthschaftslehre und der Grundbegriffe der Politik; — eine Ausdehnung, welche wir zwar keineswegs missbilligen (indem wirklich in diesen Momenten und Grundbegriffen allein die Elemente für die richtige Beantwortung dieser Frage, aber freylich *mehr in legislativer als in juridischer Beziehung*, gesucht und aufgefunden werden), bey der jedoch der Vf. ganz anders hätte verfahren sollen. Eines Theils vermissen wir überall die nöthige Bestimmtheit, Klarheit und Deutlichkeit. Anderen Theils aber hat sein Streben, alles *ab ovo* deduciren zu wollen, und der sophistische Geist, der in allen diesen Deductionen sichtbar vorherrschend erscheint, seinen Untersuchungen eine Weitschweifigkeit gegeben, die von der Lectüre seiner Schrift bey weitem mehr abschreckt als dazu hinführt.

Der Vf. mag zwar bey seinen Untersuchungen über das Wesen der *Landrente*, womit er die Erörterungen beginnt, nicht Unrecht haben, wenn er (S. 11) die Behauptung aufstellt, der Begriff der *Landrente* sey noch keineswegs mit wissenschaftlicher Tiefe festgestellt, und mit scientifischer Präcision ausgesprochen. Allein durch das, was *er* hierüber sagt, sind wir wirklich um keinen Schritt weiter gebracht worden. Die verschiedenen Beziehungen, welche ins Auge gefasst werden müssen, wenn man über das Wesen der Landrente ins Klare kommen will, sind seinem Auge eben so gut entgangen, wie den Augen seiner Vorgänger. Er sieht (S. 12) die Landrente als einen zwischen dem Grundeigenthümer und dem Arbeiter *getheilten Arbeitslohn* an, und hält sie (S. 17) für eine der *unheilbringenden Ideen der Physiokraten*, „ausgedacht und erfunden, um dem heillosen Güterschacher ein ehrliches Gewand umzu-

hängen, und ihn ein Mittel zu lehren, wie er bey jedem Güterwucher immer eine höhere, zwar unsichtbare, aber, gleich dem Ölkrüglein der Prophetin, doch ganz unerschöpfliche Revenüe, *als Gottessegen in der Natur*, angeben, und so bis ins Unendliche schwindeln, lügen und betrügen könne"; ohne zu bedenken, dass die Landrente ganz anders angesehen werden müsse, wenn man sie als einen Theil des jährlichen Einkommens einer Nation betrachtet, und wieder ganz anders, wenn man bey der Berechnung des Schaffungskostenbetrags irgend eines Products, und bey der Bestimmung des dabey sich ergebenden Gewinns, die Verhältnisse des Arbeiters, Capitalisten und Grundeigenthümers berücksichtigt; und dass alle Untersuchungen über das Wesen dieses Theils des menschlichen Einkommens nie gelingen können, so lange nicht beide Ansichten auf das sorgfältigste getrennt werden. Hätte der Vf. die Landrente in diesen verschiedenen Beziehungen richtig ins Auge gefasst: gewiss er würde über sie ganz anders geurtheilt haben. Und wäre er in das Wesen der menschlichen Betriebsamkeit, und in den Geist der dadurch erzeugten Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen, in Beziehung auf Gütererwerb und Besitz, eingedrungen: er würde sich gewiss nicht als einen Vertheidiger eines Ackergesetzes angekündigt haben, durch welches die ursprüngliche Gemeinschaft des Bodens wiederhergestellt, und der Landrente ihr wahrer Todestag bereitet werden soll. — Noch weniger würde er sich (S. 22) zu dem Einfalle bekennen: die Grundbesitzer könnten ihr angebliches Recht, eine Landrente zu fodern, zuletzt auf gar *nichts Rechtliches* gründen, sondern bloss auf etwas *empirisch Factisches*, nämlich *auf die Zerstörung des ursprünglichen Gesammtbesitzes des Grundes und Bodens durch Besitzergreifung eines bestimmten Areals*; ihr Anspruch auf eine Landrente sey daher nur eben so, als der Grundbesitz überhaupt, d. h. nur in sofern anzuerkennen, als dadurch die Sicherheit der Existenz keines Mitgliedes der bürgerlichen Gesellschaft gefährdet werde; indem aber ein Grundbesitzer verpachte, erkläre er unzweydeutig, dass er den Grund und Boden, welchen er besitzt, *mit eigenen Kräften nicht anbauen könne* und *wolle*, und *dadurch falle sein Anspruch auf diesen Grundbesitz schon an sich weg; es fodere daher der Verpächter*, streng genommen, *die Landrente allemal zur Ungebühr, denn sie gehöre nie dem Besitzer, sondern immer nur dem Anbauer.* Wir wissen in der That nicht, ob wir diese Verkehrtheit belachen, oder den Vf. bedauern sollen, dass er sich von ihr ergreifen liess. Es scheint in unserer Staatslehre jetzt Modeton zu seyn, auf Behauptungen auszugehen, die durch ihre Abenteuerlichkeit, und ihr Widerstreben gegen jeden gesunden Menschenverstand imponiren; und diesem unseligen Modetone scheint Hr. G. hier huldigen zu wollen. Rec. ist weder Grundeigenthümer noch Pächter; aber das weiss er, dass solche Grundsätze in jeder Beziehung höchst verderblich sind, und dass ihre Aufstellung um desswillen eine sehr ernstliche Rüge verdient. Der Vf. selbst sucht seine abenteuerliche Idee zwar dadurch zu rechtfertigen, dass der Boden die Bedingung der rechtlichen Existenz des Menschen sey, und dass darum, auch im geselligen Zustande, die Befugniss einer rechtlichen Erwerbung des Bodens sich schlechterdings niemals weiter, als auf denjenigen Antheil erstrecken könne, der die Erhaltung Anderer nicht ausschliesst, und ihre rechtliche Existenz nicht unmöglich macht. Indess die Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit dieser Rechtfertigung dringt sich von selbst auf, und wir glauben uns eine Widerlegung derselben um so eher erlassen zu dürfen, da der Vf. in der Vorrede erklärt, er werde sich in einen Streit über diese Lehren nie einlassen, man bestreite denn seine Grundsätze in gleicher Form und Sprache, was unseren Lesern durchaus nicht zusagen möchte. Nur so viel wollen wir dem Vf. zu erkennen geben, dass er sich bey der versuchten Ableitung seines abenteuerlichen Einfalls aus jener Prämisse als einen Menschen ohne alle Logik zeigt; und dass nächstdem die Annahme der von ihm gepredigten Lehre, statt der Menschheit ihre Existenz zu sichern, sie geraden Weges zu ihrem Untergange hinführen muss. Nicht bloss die Erwerbung des *Grundeigenthums* würde ein bloss *empirischer* Akt, eine bloss *provisorische* Erwerbung seyn, sondern jede Erwerbung von *Gütern aller Art*; und wie bey einem solchen Gesammtbesitze, wie ihn der Vf. wünscht, noch Betriebsamkeit in irgend einem Zweige der menschlichen Geschäftigkeit möglich sey, und wie bey einer solchen Unmöglichkeit das Menschengeschlecht ferner bestehen könne, — diess nachzuweisen überlassen wir dem Scharfsinne, oder — die Sache bey ihrem wahren Namen genennt — der *Sophistik* des Vfs.

Durch diese abenteuerlichen Grundsätze über das Verhältniss des Pächters zum Verpachter hat die ganze Erörterung des Vfs. eine durchaus höchst einseitige Tendenz erhalten. Alle seine Demonstrationen und Argumentationen sind bloss auf den Vortheil des Pächters berechnet, mit Vernachlässigung des Grundeigenthümers, der doch gewiss von der Gesetzgebung und Rechtspflege gleichen Schutz bey dem Bezug der Früchte seiner Besitzungen fodern kann, wie jener bey der Bewirthschaftung derselben. Hätte der Vf. bey seinen staatswirthschaftlichen Untersuchungen über das richtige Verhältniss zwischen Pächter und Verpächter, in Beziehung auf ihre wechselseitige Theilnahme an dem Ertrage des verpachteten Bodens, nur das Einzige beherzigt, dass der Pachtschilling, den der Pachter dem Grundeigenthümer zahlt, nichts Weiteres sey, als ein *Preis* für die Jenem von diesem zugestandene Erlaubniss, die Besitzung des Ersteren benutzen, und ihren Ertrag sich aneignen zu dürfen; dass aber jeder Preis sich immer nur durch wechselseitige Übereinkunft unter den verkehrenden Parteyen bestimmt, und zwar weniger nach den inneren Verhältnissen des im Verkehr begriffenen Gegenstandes, als nach den äusseren Bedingungen des Verkehrs und der Verkehrenden; — hätte er, sagen

wir — nur diess beherzigt: seine Untersuchungen würden ihn zuverlässig zu ganz anderen Resultaten geführt haben. Er würde der Gesetzgebung nicht zugemuthet haben, Einrichtungen und Anordnungen zu treffen, bey welchen dem Grundeigenthümer nichts weiter von dem Ertrag seiner Besitzung bleiben soll, als nur die Zinsen seiner Capitalien, bestimmt höchstens auf *Vier vom Hundert* für die *Grundcapitale*, auf *sechs* Procent aber für die stehenden (S. 27); alles Übrige aber dem Pächter, „indem (S. 31) jede dem wahren Nationalwohlstande angemessene Gesetzgebung, besonders aber die preussische, von dem Princip ausgehen müsse, *der Pachter muss, im Bezug auf landwirthschaftliches Gewerbe, die Hauptperson seyn*": — ein Princip, das weder ganz wahr ist, noch die vom Vf. verlangte Begünstigung des Pachters überall fodert. Das Beste und dem wahren Wohlstande Aller Zuträglichste ist wohl, wenn die Gesetzgebung die Wahl der Bedingungen, unter welchen Grundeigenthümer ihre Besitzungen an Andere zur Benutzung überlassen, den Parteyen frey stellt, und ihre Sorge bloss darauf beschränkt, dass jeder bey dem geschützt werde, was er nach dieser Übereinkunft vom Anderen rechtlicher Weise zu fodern hat. Bey einer solchen Freylassung erhält gewiss jeder Theil bey weitem richtiger, sicherer und zuverlässiger den ihm von dem Ertrage des Ganzen, nach dem Verhältnisse seiner angelegten Capitale, seiner aufgewendeten Arbeit, und aller übrigen hier wirkenden Momente, gebührenden Antheil, als bey solchen Bestimmungen, wie sie der Vf. (S. 37 und 38) in Vorschlag bringt. Mag auch die Gesetzgebung Grundeigenthümer, welche ihre Güter verpachten, als Metallmünzcapitalisten betrachten können, — wie er (S. 34) meint: nie darf sie sich durch eine solche Betrachtung verleiten lassen, einen *Pachtzinsfuss* festzusetzen, wie sie einen *Metallmünzcapitalienzinsfuss* festgesetzt hat. Eine solche Bestimmung, welche die Vorschläge des Vfs. beabsichtigen, würde eben so widerrechtlich seyn, als sie antiökonomistisch ist; sie würde die landwirthschaftliche Betriebsamkeit gewaltsam niederhalten, und statt das allgemeine Beste zu fördern, den Flor des Nationalwohlstandes auf das Empfindlichste beeinträchtigen.

Da sich übrigens — und diess mit Recht — keine Gesetzgebung zu diesem Grundsatze bekennt, und dem Pachter die Begünstigung vor dem Verpachter zugesteht, welche der Vf. jenem zugestanden wissen will: so sucht er Jenem durch sophistische Deutungen der vorhandenen Gesetze, besonders der preussischen, auf einem Schleifwege zu verschaffen, was sich ihm nicht auf geradem Wege verschaffen lässt. Die vom Vf. überall scheel angesehenen Grundeigenthümer, welche sich den Abtrag der Pachtzinse in preussischem Courant nach dem Münzfusse vom J. 1764 bedungen haben, sollen, dieser Stipulation zuwider, vorzüglich um desswillen gehalten seyn, ihr Pachtgeld vom Pachter in Scheidemünze anzunehmen, weil das Verlangen der Verpächter, dass die Pachter ihre Pachtzinsen nur in gröberen Münzsorten zahlen sollen, ein indirecter, aber nichts destoweniger sträflicher Münzwucher sey (S. 61); dann aber auch noch um desswillen, weil der bisherige Unterschied zwischen Courant und Münzvaluta durch die Reduction für den inneren Verkehr der preussischen Staaten ganz aufgehoben sey, und *Scheidemünze* im Preussischen überhaupt nur diejenigen Münzsorten seyen, welche einen geringeren als den 72, 36 und 45sten Theil eines Courantthalers enthalten, oder namentlich nur *Heller*, *Dreyer*, *Vierlinge*, *Pfennige*, *Gröschel*, *Kreuzer* und dgl.; denn nur von diesen Münzsorten lasse sich sagen, dass sie bloss eine Vermögensportion *ausdrücken*, aber eigentlich in sofern *nicht enthalten*, als man von Silberwerth redet (S. 65 und 66). Dabey wird übrigens noch bemerkt (S. 69): Ehedem habe freylich die gemeine Meinung die $\frac{1}{48}$, $\frac{1}{24}$ und $\frac{1}{30}$tel Stücke für *Scheidemünze* anerkannt; allein jetzt nach der Reduction existirten solche Münzsorten gar nicht mehr, denn sie seyen durchs Gesetz in $\frac{1}{72}$, $\frac{1}{36}$ und $\frac{1}{45}$tel Stücke umgemünzt, und hätten nur als solche legalen Zahlwerth und Cours. Das Gesetz (vgl. A. P. L. R. Th. I. Lit. V. §. 158. Lit. XI. §. 56 und 57, und 779 und 780, Lit. XVI. §. 76, 77, Th. II. Lit. VIII. §. 759, 760, 876 ff.) habe zwar in $\frac{1}{24}$, $\frac{1}{32}$ und $\frac{1}{30}$tel Stücken zu bezahlen verboten; nirgends aber stehe geschrieben, *es solle niemand mit* $\frac{1}{72}$, $\frac{1}{36}$ *und* $\frac{1}{45}$*tel Stücken bezahlen;* das Landrecht habe auch so etwas gar nicht verordnen können, weil dergleichen Münzsorten damals gar nicht existirten. Das Landrecht habe nicht gewollt, dass jemand mit falscher Münze bezahlt würde; und diess würde geschehen seyn, wenn derjenige, der Einen preussischen Thaler Courantvaluta zu fodern hatte, 48 Sechser, oder 24 Groschen oder 30 Silbergroschen erhalten hätte, die immer nur *sechzehen* Groschen und nicht *Einen Thaler* Courantvaluta werth waren; und darum habe es die Zahlung in $\frac{1}{48}$, $\frac{1}{24}$ und $\frac{1}{30}$tel Stücken von Rechtswegen verboten. Aber nirgends habe das Landrecht untersagt, dass Jedermann mit richtiger Münze bezahlt werde; und diess geschehe, wenn, wer Einen Thaler Courantvaluta zu empfangen habe, diesen Thaler mit 72 ehemaligen *Sechsern*, oder 36 ehemaligen *Groschen*, oder 45 ehemaligen *Silbergroschen* ausbezahlt erhalten würde; und darum sey die Zahlung in solchen Münzsorten auch vollgültig und gesetzlich. Das Landrecht rede von der Scheidemünze *als solcher*, nicht aber von der Courantvaluta einer durchs Gesetz umgemünzten neuen *Real*münze und ihrem neuen Zahlwerthe. Das Landrecht habe endlich zwar den Unterthanen befohlen, jede grössere Zahlung in Courant zu leisten; es habe aber dem Landesherrn nicht verboten, die Scheidemünze durch ein Gesetz in Courant umzumünzen, oder den Unterthanen nicht untersagt, mit dieser neuen Münze Zahlung zu leisten. Die Ummünzung der Scheidemünze sey aber wirklich geschehen; zwar nicht mit Hammer, Stempel und Walze, aber durch die zwingende Kraft des Reductionsgesetzes, und ohne Unsinn zu behaupten,

könne man nicht annehmen, das Landrecht verbiete mit den $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{30}$ und $\frac{1}{45}$tel Stücken, als einer neuen nach dem preussischen Courantmünzfusse von 1764 ausgemünzten Münze, gültige Zahlung zu leisten. — Wir müssen bekennen, wir begreifen nicht, wie ein *Doctor der Rechte* sich solche auffallende Gesetzverdrehungen erlauben mag, ohne sich und sein Amt zu schänden. Einem *Rabulisten* möchten sie etwa nachgesehen werden können; allein im Munde eines Doctors der Rechte sind sie wirklich eine ahndungswürdige Verletzung seiner Pflichten, die sich in Ansehung des Vfs. etwa aus den oben angedeuteten Verirrungen in den Grundbegriffen der Staatswirthschaftslehre entschuldigen lassen möchte, ungeachtet seine Schuld auf der anderen Seite wieder dadurch wächst, dass er (S. 2) selbst erklärt hat, der Nennwerth der herabgesetzten Münzsorten zu ihrem Metallwerthe verhalte sich kaum wie 21 zu 14, wie das Reductionsgesetz annimmt, sondern vielmehr wie 23 $\frac{1}{2}$ zu 14; wodurch sich die Abneigung, solche Münzsorten ohne Aufgeld anzunehmen, gewiss ausreichend rechtfertiget, sollte sie sich auch nicht noch durch eine Menge anderer aus Mangel an Raum hier nicht anzuführender Gründe vollkommen rechtfertigen.

Z.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Hitzig: *Peter Corneille's Meisterwerke.* Metrisch übersetzt. Erster Theil. 1811. 218 S. 8. (1 Rthlr.)

Corneille heisst bey den Franzosen der Grosse. Aber er ist nur gross im Alexandriner; in den reimlosen Jamben, die der Übersetzer (*Karl von Hänlein*) gebraucht hat, wird er klein genug. Welch eine klare gemeine Prose springt aus folgenden Zeilen in die Augen!

Nicht jedem Klima, möcht' ich wohl behaupten,
Passt eine jede Staatsverfassung an;
Der eigne Volkscharakter bildet jede,
Und sie verändern, ist Beleidigung.
So will's der Himmel, der mit weiser Huld
Dem Ganzen gern verschiedne Formen giebt;
Monarchisch liebt's der Macedonier,
Der andre Grieche frey republicanisch;
Souv'räne wollen Parther, wollen Perser,
Nur für die Römer taugt das Consulat.

In der Urschrift haben zwar diese Verse auch keine Erhabenheit; aber die Länge der Zeilen, und besonders der täuschende Reim geben ihnen weit mehr Erträgliches.

J'ose dire, seigneur, que par tous les climats
Ne sont pas bien reçus toutes sortes d'états;
Chaque peuple a le sien conforme à la nature,
Qu'on ne sauroit changer sans lui faire une injure:
Telle est la loi du ciel, dont la sage équité
Seme dans l'univers cette diversité.
Les Macédoniens aiment le monarchique,
Et le reste des Grecs la liberté publique:
Les Parthes, les Persans, veulent des souverains;
Et le seul consulat est bon pour les Romains.

Manchmal sucht der Übersetzer auch zu reimen; besonders am Ende etwas starker Scenen. Die Infantin Urraca sagt im Gefühl ihres Kummers gar witzig: *Ma plus douce espérance est de perdre l'espoir*; zu deutsch:

Mir dämmert nur ein einzig Hoffnungslicht,
Wenn meiner Hoffnung letzter Anker bricht.

Die aus lauter Verstellung und Ziererey zusammengesetzte Ximene erlaubt am Ende, da sie sich nicht länger halten kann, ihrem Liebhaber, in dem Zweykampfe um ihretwillen zu siegen, und sich nicht, wie er vorhat, niederhauen zu lassen. Wie züchtig, kühl, und doch voll Furcht, zu viel gesagt zu haben, segnet sie den entzückten Cid mit den Worten ein:

Et si tu sens pour moi ton coeur encore épris,
Sors vainqueur d'un combat dont Chimene est le prix.
Adieu. Ce mot lâché me fait rougir de honte.

Sie erröthet vor Schmerz, dass sie sich hat merken lassen, es sey ihr lieber, wenn D. Rodrigo, als wenn sein Gegner siege. Sie hat sich dieses Wort (*prix*) nur entfahren lassen, und nimmt gleich Abschied, weil es sich nicht schickt, länger mit einem Manne allein zu seyn, dem sie so viel gestanden hat. Das ist altspanische Sitte, das ist altadlicher Stolz und jüngferliche Sprödigkeit. Die verdeutschte Spanierin setzt, wie eine wahre Neudeutsche, über alle Schranken weg; die Asche der Zucht wird abgeblasen, und man sieht das Naturfeuer brennen. O, fängt sie an,

O wenn dein Herz noch liebend für mich schlägt,
So kehr' als Sieger aus dem Kampf zurück,
Der dir Ximene's Hand als Preis bestimmt!
Nun lebe wohl! Die Röthe meiner Wangen
Gesteht zu laut mein inn'res *Glutverlangen*.

Pfui, Donna Ximena! Ist diess ein *mot lâché?* — Der erste Theil enthält den *Cid* und *Cinna;* den zweyten sollen die *Horatier* und *Pompejus*, den dritten *Rhodogyne* und *Sertorius* füllen, und hiemit die Arbeit geschlossen seyn. Wo bleiben denn *Polyeukt*, *Nikomed*, *Heraclius* und andere Stücke, die zu den *Chefs-d'oeuvre de P. Corneille* gerechnet werden? Von Cinna *und* Polyeukt heisst es bey Fontanelle wenigstens: „*au-dessus desquels il n'y a rien;*" selbst Voltaire scheint dieser Meinung nicht abgeneigt, ob er gleich zugiebt, dass die Kenner Racine's *Athalie* dem *Polyeukt* vorziehen. „*Le grand mérite de cette tragédie* (Athalie) *est d'être la première qui ait intéressé sans amour.*" Welch ein trauriger Vorzug!

Dvl.

NEUE AUFLAGEN.

Eisenach, b. Wittekind: *Beschreibung der vorzüglichen Gärten in und bey Eisenach und ihrer schönen Gegend, nebst einem Verzeichniss der im herzoglichen Carthausgarten zu Eisenach vorräthigen Pflanzen*, von D. *Friedrich Gottlieb Dietrich*. Dritte stark vermehrte und verbesserte Auflage. 1811. VI und 364 S. 8. Mit 1 Kupfer. (1 Rthlr. 6 gr.) Mit jeder Auflage wird der Gehalt dieses lehrreichen und unterhaltenden Buchs durch des Vf's. rühmliche Sorgfalt erhöhet. S. die Recens. der zweyten Auflage Jahrgang 1808. No. 237.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 MAY, 1812.

GESCHICHTE.

Kiel, b. Schmidt: *Geschichte der schwedischen Revolution bis zur Ankunft des Prinzen von Ponte Corvo als erwählten Thronfolgers.* — Mit den authentischen Staatspapieren. 1811. 710 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Nicht selten ist die Zahl von Menschen, welche in sich die Überzeugung tragen, durch die Gabe der Natur zu einer ausgezeichneten Rolle bestimmt zu seyn, obgleich das, was sie fühlen, nicht innere Kraft, sondern eine kränkelnde Überspannung ihrer Organe ist. Alle Umgebungen ziehen dieses Urtheil aus der Handlungsweise des Mannes ab, suchen es auch wohl ihm begreiflich zu machen; doch er, seiner Geistesüberlegenheit gewiss, erklärt die Nebenmenschen für untergeordnete Wesen, welche unfähig sind, sich zur Höhe seiner Schlüsse, seiner Handlungen emporzuschwingen. Leben diese Leute im Privatstande: so verliert sich ihr Ideengang im Dunkeln; das Lächeln, welches sie erregen, der Schade, den sie stiften, fällt in der Regel auf Kosten ihrer Person und ihrer Glücksumstände. Steht aber einer derselben durch Zufall an der Spitze öffentlicher Geschäfte: so macht er, ausser dem seinigen, zugleich das Unglück der Untergeordneten.

Unter diese Classe gehörte König Gustav Adolph IV. Übertriebene Begriffe von seiner Geisteskraft, zu welchen sich der Glaube an unmittelbare Unterstützung des Himmels gesellte, erzeugten in ihm den Gedanken, er sey nicht nur zum Wiederhersteller des durch frühere Unfälle von seiner ehemaligen Höhe gesunkenen Schwedens, sondern zu der erhabenen Rolle bestimmt, die Schicksale Europens in seinen Händen abzuwiegen, wenn nur festes Ausharren jede seiner Unternehmungen auch beym Falle des dazwischen tretenden Unglücks begleite. Beyspiele, aus der Reihe seiner Vorväter entlehnt, bestätigten den in seiner Seele aufgestellten Grundsatz. Durch Ausdauern im gefahrvollen Unglücke war Gustav Wasa der Schöpfer des selbstständigen Reichs geworden; durch Ausdauern wusste Gustav Adolph dem Reiche Festigkeit und Vergrösserung gegen überlegene Nachbarn zu geben, und mit sehr kleinen Mitteln der erste Mann seines Zeitalters zu werden: was würde er nicht alles noch geworden seyn, wenn das neidische Schicksal ihm längeres Leben gegönnt hätte? Karl XII verlor zwar durch ausschweifende Plane die gemachten Eroberungen und einen Theil seiner eigenen Besitzungen: aber abgetreten wurden sie erst nach seinem Tode durch Mangel an Ausdauer; er würde sie wenigstens zum Theil wieder errungen haben. Selbst Gustaph III, gehindert durch seine eigenen Officiere an der Ausführung eines für Katharina II wirklich sehr gefährlichen Plans, hatte durch Ausdauer gegen eine weit überlegene Macht doch am Ende nichts von seinen Besitzungen verloren. Diese grossen Vorgänger glaubte Gustaph IV zu übertreffen, da die Fehler einiger derselben ihm als Warnung zur Vermeidung dienen konnten, und höhere Wesen belohnend für die Festigkeit seiner Seele wirken würden.

Nur Eins, und dieses Eine war das Wesentliche der Sache, vergass er in Anschlag zu bringen, den Abstand zwischen seinen, nur von ihm hoch angeschlagenen Talenten, in Vergleich mit den Gaben der früheren Ideale. Gustav Adolph war ein Genie erster Grösse, welcher die günstige Lage der Umstände benutzte, um mit geringem Aufwande Grosses zu bewirken; für ihn bot sich diese Lage nicht dar, er würde sie auch nie mit der nämlichen Geschmeidigkeit benutzt haben. Karl XII handelte nicht mit nämlicher Klugheit, aber er wirkte mit den unversehrten Kräften eines in Achtung stehenden Reichs, und mit der vollsten persönlichen Tapferkeit, welche die Anhänglichkeit selbst des missvergnügten Schwedens erzwang, und seinen Namen noch zur Stunde dem durch seine ausschweifenden Unternehmungen leidenden Lande achtungswerth macht. Bey nicht zu verkennender Tollkühnheit ergriff er doch die richtigen Massregeln, um seine, wenn auch überspannten, Entwürfe durchzusetzen. Wie klein erscheint selbst gegen diesen Fürsten Gustav Adolph IV! Er fasste von den Vorzügen seiner Vorfahren nur die Festhaltung an dem einmal gemachten Entwurfe. Durch ihn sollte die bourbonische Familie auf den altväterlichen Thron wieder erhoben werden; dass er dann durch die Ausführung als Held von Europa auftrat, verstund sich von selbst. Aber diese Erhebung existirte blos in seiner fest erklärten Willensmeinung; die eigenen, von ihm in Bewegung gesetzten Kräfte waren unbedeutend, und die mächtigen, mit ihm wenigstens in einigen Puncten gleichdenkenden Staaten schreckte er durch den wunderlichsten Eigenwillen von sich zurück. Er erklärte unverhüllt Hass und Vorliebe, ohne Massregeln zu nehmen, durch welche der erstere gefürchtet oder die letztere geachtet worden wäre; er schadete nichts seinen Gegnern, und brachte keinen Vortheil seinen Freunden. Leeres Drohen kostete seiner Nation übermässige Anstrengungen, ohne ver-

nünftigen Zweck. Es reizte weniger das äusserst gemäfsigt denkende Frankreich, als das übermächtige Rufsland, welches den Starrsinn des Königs zu erwünschten Feindseligkeiten benutzte. Nicht einmal die geringste, und für einen Fürsten von seinen Anmafsungen unerläfsliche Eigenschaft, persönliche Tapferkeit, ward ihm vom Himmel zugemessen; seine Truppen setzte er dem drohendsten Verderben aus, ohne an ihrer Spitze zu stehen, oder er zog sich an sichere Stätte, wenn die herbeygelockte Gefahr in seiner Nähe erschien. Er fehlte sich selbst in Allem; den Zweck wollte er ohne Ergreifung der erfoderlichen Mittel. Die Folgen konnten nicht fehlen, er brachte Unglück seinem Lande und sich selbst.

Über die hier concentrirten Sätze giebt das vorliegende Werk in den meisten Fällen befriedigende Aufschlüsse. Es ist geschrieben, oder vielmehr dem gröfseren Theile nach aus einzelnen schon bekannten Erzählungen gesammelt, von einem einsichtsvollen Beobachter in der Nähe, dem es nicht an Kenntnifs der kleineren Nuançen fehlt, aus welchen erst eine richtige Beurtheilung der Handlungsweise hervorgeht. Freymüthig schreibt er, doch gemäfsigt; er legt den Tadel schwer auf die Handlungsweise des Königs, ohne die Gründe seines Benehmens oder die entschuldigenden Umstände mit Stillschweigen zu übergehen. Der wichtigere Theil der Erzählung ist mit zuverlässigen, zum Theil längst öffentlich bekannten Actenstücken begleitet. Aus der Zusammenstellung des Vfs. referirt Rec. das Auffallendste, mit der Bemerkung, dafs er zwar mit Schweden hinlänglich bekannt ist, um die daselbst im Drucke erschienenen einzelnen Flugschriften u. s. w. zu benutzen, dafs er manche Züge in den schon bekannten Handlungen Gustavs näher in ihren Beweggründen zu bezeichnen weifs, als wir sie bisher kannten, dafs er aber dessenungeachtet nicht zu den handelnden Personen gehört, und wegen mangelnder Vertraulichkeit mit den geheimeren Fäden nicht überall die erwarteten Aufschlüfse zu geben weifs; schwerlich werden wir in der Erklärung irren, dafs der Vf. ein eifriger Anhänger des Hauses Augustenburg ist, und dafs sich seine Notizen zum Theil von dieser Seite herschreiben.

Die Grundlage zu Gustav Adolphs IV künftiger Handlungsweise bildete die von dem Vater ihm gegebene Erziehung. Man lese dessen Brief an seinen Erzieher S. 4: „In Gefahren entfaltet sich die Seelenstärke; an dem Vaterlande zu verzweifeln, ist der gröfste Fehler. Dieser Schwäche werde ich mich nicht schuldig machen, so lange ich lebe. Grofse Staaten gehen nur unter, wenn sie sich selbst aufgeben. Das Gemälde wird einst meinem Sohne zur Lehre dienen, und ihm zeigen, dafs ich mich zweymal am Rande des Abgrunds befand, ohne den Muth zu verlieren." Wer wird diese Stelle nicht eines selbstständigen Regenten würdig, wer wird die Grundsätze im Allgemeinen nicht richtig finden? Aber jede von aller Welt als wahr anerkannte Maxime bleibt es nur durch zweckmäfsige Anwendung. Gustav Adolph glaubte sie in jeder Lage anwenden zu müssen, und fehlte desto leichter, da seine frühe sehr religiöse Bildung ihn allmählich zur Mystik, zur eifrigen Lectüre von *Jungs* Schriften führte; unter unmittelbarer höherer Einwirkung glaubte er zu stehen, wodurch Festhalten unfehlbar endlich zum erwünschten Ende bringen müsse. Hiezu kam das düstere Bild von des Vaters Mord, des Adels Strebens nach aristokratischer Regierung, seines Oheims des Regenten offenbare Vorliebe für Frankreich, und bey ihm eben defswegen der nie vertilgbare Keim zur Abneigung gegen diesen mächtigen Staat, der bleibende Vorsatz für den schon von dem Vater gefafsten Plan zur Wiederherstellung der Bourbons auf den Thron. Unter solchen Gesinnungen trat er die Regierung des verschuldeten Staats an, erhob die Partey seines Vaters wieder zur herrschenden; liefs sich bey dem Verheirathungsprojecte nicht durch die noch halb im Dunkel liegenden Zumuthungen der Kaiserin Katharina hinreifsen, und seine Selbstständigkeit erhielt den Beyfall Europens, welcher jedoch bald wankend wurde, als die Anstrichsfarbe der Grenzbrücken in Finnland bedeutende Anstrengungen und Aufwand zu einem Kriege bey ihm herbeyführte; Katharinens Tod hinderte den Ausbruch, und bald nahm nun seine Politik den längst beschlossenen Gang, Bündnifs mit Rufsland, mit dem sehr nachgiebigen England, Feindschaft gegen Frankreich, welche er laut genug erklärte, um im officiellen Blatt die bittere Anzeige zu lesen, dafs sich der Kaiser nicht viel um den jungen irre geleiteten Mann, wohl aber um die redliche, kühne Nation kümmere. Nun war schnell die geheime Convention abgeschlossen (14 Jan. 1805); England giebt Geld, Gustav stellt 25000 Mann eigener Truppen auf, ein anderes Corps stellt Rufsland unter sein Commando, durch den Verkauf von Wismar liefs sich der erste Aufwand bestreiten, die Erhebung des bourbonischen Hauses sollte öffentlich anerkannter Grundsatz werden. Diefs gefällt den übrigen Mitgliedern der Verbindung nicht, folglich Mifshelligkeit; Preussen, als neutrale Macht, hatte seinen Orden dem Kaiser Napoleon zugesendet, defswegen sendet ihn Gustav auf beleidigende Art an Preussen zurück, und häuft nun die Schritte, welche des weit überlegenen Preussens Ahndung zur natürlichen Folge haben sollte, wenn dieses, auf die Zukunft denkend, nicht jeder Laune des Königs nachgegeben hätte. Statt einer Diversion auf dem Rücken, während Kaiser Napoleon in Österreich einrückte, verwickelt er sich in kleinfügige Zänkereyen mit seinen Bundesgenossen, und als das Treffen bey Austerlitz errungen war, erklärt er sich zur Besetzung des Lauenburgischen, obgleich die zurückziehenden Engländer ihn selbst von diesem Beystande lossprachen, und Preussen das Mögliche that, ihn durch Vorstellungen von einem Vorsatze zurückzuhalten, welcher den Krieg in die Nähe ziehen mufste. Es gab nach, die wenigen schwedischen Truppen blieben in dem angewiesenen Bezirke, und wurden wegen zu spät ausgefertigten Befehles zum Rückzuge von den Franzosen gefangen. Grofse Aufopferungen an Gelde, zu welchen die englischen Subsidien (19,500 Pfund mo-

natlich) bey weitem nicht hinreichten, waren gemacht worden ohne Verfolgung irgend eines wesentlichen Zwecks, als Kaiser Napoleon unwiderstehlich durch Brandenburg vordrang, auch das schwedische Pommern (mit Ausnahme der Festung Stralsund) besetzen liess, aber das Land äusserst milde behandelte. Schweden wollte er zum Freunde haben, es war der alte Bundesgenosse von Frankreich, und konnte, auf der Nordostseite an Russlands Residenzstadt grenzend, bey dem gegenwärtigen Kriege von sehr wesentlichem Nutzen für den Kaiser seyn. Unterhandlungen wurden auf alle mögliche Art angeknüpft, Vergrösserungen zugesagt, wie sie ungefähr nach den Zeiten des dreyssigjährigen Kriegs waren, zuvorkommendes Benehmen von jeder Art. Vergeblich; König Gustav Adolph blieb fest bey den eingegangenen Verbindungen, ob er sich gleich in der Zwischenzeit abermals mit Russland durch Wegnahme englischer Subsidien entzweyte; der General Essen schlug die wenigen französischen Truppen aus Pommern, und erst als sie mit Übermacht zurückkehrten, schloss er, 18 April 1807, einen Waffenstillstand, wodurch das Land verschont blieb, und die Thüre zum Frieden so sehr geöffnet war, dass Napoleon nicht einmal die Anerkennung des Kaisertitels verlangte. Er handelte als grosser Mann, welchem persönliche Kränkungen durch den Blick auf richtige Politik leicht verschwinden. Nicht so Gustav; er missbilligt den Waffenstillstand, kommt selbst nach Pommern, erklärt sich laut für die Bourbons, sucht selbst den französischen General Brune zu gewinnen, und will mit Beystand der englischen gelandeten Truppen noch wirken, als Russland seinen Frieden mit dem Kaiser längst abgeschlossen hatte. Die nothwendige Folge war der gänzliche Verlust von Pommern. Das belagerte Stralsund konnte sich nicht lange vertheidigen, Gustav selbst fühlte es, er zog sich mit seinen Truppen nach Rügen, und schenkte der geleerten Stadt die Erlaubniss zu einer nicht weiter nöthigen Capitulation; General Brune stund schon in der Stadt, während noch ein Theil der Schweden mit dem Abzuge beschäftigt war. Da die Insel Rügen wenig Sicherheit darbot, wurde der König krank, er gab dem General Toll die Erlaubniss, die Massregeln zu nehmen, welche mit seiner Ehre und der Sicherheit der Truppen vereinbar seyen; gerne gestatteten ihm die Franzosen den ungehinderten Abzug, der König und die Truppen stehen nun in Schweden, ohne weiter gegen Frankreich handeln zu können.

Tadel hatte die bisherige nahe an das Störrige grenzende Handlungsweise Gustavs erregt; über seine Grundsätze waren die Stimmen noch sehr getheilt; man glaubte das Ausdauern um desto mehr ehren zu müssen, da es bey grösseren Mächten vermisst wurde. Man fühlte, dass ein möglicher Wechsel des Glücks die bisherigen Maximen rechtfertigen konnte, und dass der König im unglücklichen Falle den Verlust des einzigen Pommerns auf das Spiel setzte; gegen jeden Angriff Frankreichs auf die Hauptmasse seiner Staaten blieb er vollkommen gesichert. — Aber als nun alle Nachbarn, als Russland, ihn dringend einluden, dem Continentalsystem beyzutreten, als selbst England ihn lieber zum angeblichen Gegner, als wenig nützenden Bundesgenossen haben wollte, und er dessenungeachtet, auf allen Seiten trotzend, dem einmal ergriffenen Systeme getreu blieb, als er 1808 Truppen nach Norwegen vordringen liess, dem Angriffe des mit 50,000 Mann in Finnland eindringenden Russlands mit ungleicher Macht entgegentrat, und auch jetzt noch nicht der drohenden Einladung folgte, sondern den russ. Gesandten in seiner Residenzstadt arretiren liess und mit England ein neues Bündniss schloss: da wurde alle Welt an ihm irre, und der Missmuth der Schweden, selbst seiner Anhänger, erwuchs zur lauten Klage. Bald war Finnland verloren, welches Anfangs nur im Depot sollte genommen werden, dann aber als integrirender Theil Russlands erklärt wurde, und der folgende Feldzug drohete mit neuen Unfällen, da bisher bey weitem nicht alle Anstalten so getroffen worden waren, wie die dringende Gefahr sie foderte; die Nation seufzte bey der neuen Kriegssteuer und willkührlichen Aushebung von 30,000 Recruten. Zwar darf man nicht, wie es der Fall bey dem Vf. dieses Werks ist, alles Übel auf Rechnung des Königs schreiben; spätere Zeiten werden uns belehren, warum zu den 5½ Millionen Thaler Species oder ungefähr 8 Millionen Thaler nach dem Conventionsfuss, welche England lieferte, noch andere 8½ Millionen Species erfoderlich waren, um die zur Ausrüstung des Feldzugs überall nicht hinreichenden Summen zu bestreiten, und warum man den künftigen Feldzug auf 26 Millionen Species berechnete; mit dieser Summe unterhält jede andere europäische Macht (England ausgenommen) leicht 100,000 Mann auf dem Kriegsfuss, und hier waren keine 50,000 Mann, mit Einschluss der Flotte, in Wirksamkeit. Es lässt sich schwer begreifen, wie Russland in ungünstiger Jahrszeit, bey der Anhänglichkeit der Finnen an die uralte Regierung, bey der leichten Gegenwehr, welche die Beschaffenheit des Landes darbietet, so leicht innerhalb eines Feldzugs vordringen, sich aller festen Plätze bemächtigen, und selbst das ziemlich gut versorgte, sehr feste, mit starker Besatzung versehene Sweaburg nebst der Scheerenflotte, bey grossem Mangel an schwerer Artillerie, erobern konnte. Der Commendant Cronstedt, Verantwortung fürchtend, trat in russische Dienste. Den Garderegimentern missglückte der Versuch einer späteren Landung in Finnland, sie fielen in Ungnade, hier und in mehreren Fällen glaubte Gustav, die Officiere handelten nicht ihren Pflichten gemäss. Ob ganz ohne Ursache, diess ist wenigstens für jetzt noch eine schwer zu lösende Frage; zu einigem Verdachte berechtigen die Umstände. Bey der allgemeinen Stimmung war eine Revolution ohne bedeutende Schwierigkeit durchzuführen. Der Burger und Landmann liebte den König nicht, willkommen war das Hinrücken einer Erleichterung seiner schweren Lasten, von welcher Hand es auch kommen mochte; der beleidigte Adel war bey weitem der grösseren Zahl nach auf ihn erbittert, vorzüglich die Hauptmasse der Officiere, und gerade diese stun-

den an der Spitze der Truppen: die bewaffnete Macht wirkt alſo als leicht gewonnenes Inſtrument; Niemand ſteht wenigſtens in den ſchnell vorübergehenden Stunden der Entſcheidung, und noch weniger in der Folge für ihn, als der kritiſche Augenblick vorüber war. 6000 Mann von der norwegiſchen Armee ſetzen ſich in Bewegung gegen die Hauptſtadt, völlig geſichert vor einem Angriff der Dänen in der Zwiſchenzeit (die feindlichen Mächte waren alſo in dem Geheimniſſe); die Truppen auf der Inſel Aland trafen ebenfalls ihre Vorbereitungen, vorzüglich die beleidigten Garderegimenter; der König erfährt die Verſchwörung erſt, als die Truppen ſchon vier Tage lang auf dem Marſche ſich befanden. Er fühlt, daſs er auf ſeine Garde, auf die Bürger von Stockholm, ſelbſt auf die beiden bey ihm liegenden pommerſchen Regimenter, auf die Treue des gröſseren Theils ſeiner Umgebungen wenig rechnen dürfe, trifft alſo Anſtalten zur Entfernung, um auf die übrigen Truppen, auf das Volk in den Provinzen zu wirken. Die Reichsbank will er mit ſich nehmen, ſehr natürlich, um ſeinen Gegnern nicht ſelbſt die Mittel zur Ausführung ihrer Plane in den Händen zu laſſen. Er war nicht mehr Herr ſeiner Perſon. Zwey Officiere von der verſammelten Hauptwache traten in ſein Zimmer, foderten dringend Abänderung der bisherigen Maſsregeln, und da, wie ſie vorausſehen konnten, Guſtav Adolph in dem gewöhnlichen Tone antwortete: kündigten ſie ihm im Namen des Volks den Arreſt an, entwaffneten den ſich Widerſetzenden, ſo wie einige ihm zu Hülfe eilende Hofleute, die Zugänge des Schloſſes wurden mit Wachen beſetzt, der bereitfertige Herzog von Südermannland als Reichsregent in der Stadt ausgerufen. Alles blieb vollkommen ruhig; in einer Vormittagsſtunde (13 März 1809) war die Revolution geendigt, mit ſo vieler Zuverläſſigkeit des bleibenden Erfolgs, daſs noch an demſelben Abend mehrere arretirte Anhänger des Königs entlaſſen, und faſt alle Stellen in den Händen der Männer gelaſſen werden konnten, welche ſie bisher bekleidet hatten. Den König führte man unter ſtrenger Aufſicht nach Drottningholm, das Volk gewann man durch die Entlaſſung der drückenden Kriegsſteuer, ſo wie durch die ſchnelle Ausſchreibung zur Verſammlung des Reichstags; kein Blut brauchte vergoſſen zu werden, es floſs auch keins.

Doch blieb die ihren Sieg gemäſsigt benutzende Partey der Ariſtokraten die herrſchende. Guſtav Adolph bewegte man zur Entſagungsacte (29 März), der Herzog von Südermannland wurde vom Reichstage als König erklärt unter dem Namen Karl XIII (5 Jul.), mit den kriegführenden Mächten knüpften ſich ſogleich Friedensunterhandlungen an, welche zwar bey Frankreich, und auf Betrieb des Kaiſers auch bey Dännemark wenige Schwierigkeiten fanden, deſto gröſsere aber bey Ruſsland. Längſt ſchon hatte es die günſtigen Umſtände benutzt, um Finnland als eigenen Beſitz zu erklären, und dadurch eine für St. Petersburg gefährliche Nachbarſchaft auf immer zu entfernen. Jetzt, da Schweden, wegen der veränderten Regierung und Grundſätze gröſsere Milde hoffend, in den herben Verluſt nicht willigen wollte, bedrohete man von den Alandsinſeln die Hauptſtadt ſelbſt, man nahm nicht nur Oſtbothnien weg, ſondern drang über Tornea nach dem Weſtlande vor, und da der gefrorne finniſche Meerbuſen den Übergang der Truppen erlaubte: ſo wurde das abgeſchnittene ſchwediſche Corps ſich gefangen zu ergeben gezwungen. Zwar ſchmolz das Eis frühzeitiger als gewöhnlich, die Schweden, durch engliſche Schiffe unterſtützt, blieben Gebieter des Meers, den geſchwächten Ruſſen, von aller Zufuhr entblöſst, drohete das nämliche Schickſal; auf eine für jetzt kaum begreifliche Art wuſsten ſie ſich zu behaupten, und auf das Neue die Übermächtigen in dieſen unwirthbaren Gegenden zu ſpielen. Kurz, Ruſsland dictirte den Frieden (17 Sept.), behielt mit Finnland und Oſtbothnien das wichtigere Drittheil des Reichs, nebſt den Alandsinſeln, welche nicht nur in Zukunft Schweden den geübteſten Theil ſeiner Seeleute entziehen, ſondern es auch in Ruſslands Macht ſtellen, nach Belieben in das Herz von Schweden einzudringen. Der Buchſtabe des Friedens vergoldete zwar die Pille; nur die Hälfte von den Alandsinſeln, welche das Fahrwaſſer des Alandshaf trennt, ſollen an Ruſsland fallen: aber dieſs ſind die ganzen Alandsinſeln, für Schweden bleiben nur die kleinen unmittelbar an ſeiner Küſte liegenden Scheeren. Dieſen Umſtand trägt der Vf. S. 149 nicht getreu vor, er ſpricht auch von dem Abtritte von Weſtbothnien ſtatt Oſtbothnien. Dieſe wichtige Vergröſserung Ruſslands konnte Frankreich unmöglich mit freundlichem Auge betrachten, aber bey der damaligen Lage der Dinge blieb ihm nichts übrig, als den Vermittler zu machen. Schweden verlor beynahe eine Million Menſchen, und an Finnland eins ſeiner beſten Getreideländer; die noch übrige Bevölkerung Schwedens giebt der Vf. nach Hn. Prof. *Rühs* ſorgfältigen Berechnungen der einzelnen Provinzen auf 2,271,786 Seelen an.

In der Zwiſchenzeit war zu Stockholm die neue Conſtitution vollendet, durch welche alle wichtigen Handlungen durch einen dem Könige beygegebenen Staatsrath von neun Mitgliedern verhandelt worden; ſie ſelbſt ſind nur der Nation, das heiſst der herrſchenden Partey auf dem Reichstage verantwortlich. Bald darauf (18 Jul.) erfolgte nach des neuen Königs Vorſchlag von den Reichsſtänden die Wahl des Prinzen Chriſtian Auguſt von Auguſtenburg zum Thronerben, eines Prinzen, welcher das von dem Vf. ihm ertheilte Lob verdiente, auch ſich die Liebe des Volks ungetheilt, nicht ſo ganz die Neigung des Adels erwarb, und bald ſeinen Tod fand (28 May 1810); durch Vergiftung, ſagt der Vf. mit Erzählung aller längſt bekannten Umſtände, aber ohne mehrere Aufklärung. — König Guſtav Adolph IV hatte ſchon den 10 Dec. 1809 das Reich verlaſſen; für ihn und ſeine Familie war die jährliche Summe von 66,666 Thalern beſtimmt, wovon die gröſsere Hälfte Intereſſen von ſeinem Privatvermögen ſind; die Nation machte einen Zuſchuſs von 30,500 Thalern.

Vd. Hg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 MAY, 1812.

MATHEMATIK.

1) Leipzig, b. Leo: *Erste Gründe der Astronomie und mathematischen Geographie*, für den Unterricht und Privatgebrauch, von *F. Meinert*, königl. preuss. Ingenieur-Capitain. Mit 4 Kupfertafeln. 1810. XII u. 588 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Paris, b. Bernard: *Traité élémentaire d'astronomie physique*, par *J. B. Biot*, Membre de l'inst. nat. de France, Prof. au collège de France etc. Destiné à l'enseignement dans les lycées nationaux et les écoles secondaires. 2 Bände mit fortlaufender Seitenzahl. 1805. XXVIII u. 532 S. 8. und 16 Kupfern. (4 Rthlr.)

Seconde édition (Paris u. Petersburg, b. Klostermann), destinée à l'enseignement dans les lycées impériaux et les écoles secondaires. 1810. 1811. Tom. I. II. III. 8. Mit 41 Kupfern. (10 Rthlr.)

Beide Werke sind zum Unterrichte der Jugend bestimmt, beide setzen so ziemlich gleiche Kenntnisse, nämlich Bekanntschaft mit den Elementen der Geometrie, voraus, und beide sollen nur zu einem vorbereitenden, mehr populären als erschöpfenden und vollständigen Unterrichte in der Astronomie dienen; dennoch aber sind beide Schriften in Hinsicht der Anordnung der Materien und ihrer Darstellung äusserst verschieden.

Der Vf. von No. 1 bemerkt in der Vorrede, sein Lehrbuch sey aus einem Leitfaden, den er beym Unterrichte junger Leute gebrauchte, entstanden, und scheint schon dadurch anzuzeigen, was sich auch in der That so findet, dass das Buch der Erläuterung durch mündlichen Unterricht bedürfe; zum Selbstunterricht (was durch das Wort: zum Privatgebrauch, auf dem Titel vermuthlich angedeutet werden sollte) ist es schwerlich brauchbar. In den Händen eines verständigen Lehrers kann das Buch vielleicht mit Nutzen gebraucht werden, und so wollen wir gern glauben, dass der Vf. der Astronomie Freunde erworben habe, obgleich Anordnung und Darstellung mancher erheblicher Verbesserungen fähig sind. Nach Rec. Ansicht ist es für den Lehrling der Astronomie nicht das Wichtigste, dass er viele Kunstausdrücke kennen lerne, auch nicht, dass man ihm alle Schwierigkeiten und Verwickelungen, die der astronomische Rechner findet, die vielen Gleichungen zur Berichtigung der Örter des Mondes u. s. w. nenne, selbst nicht, dass man ihn die verschiedenen Meinungen, welche man zur Erklärung der scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper aufstellte, kennen lehre; sondern er wünscht die Erscheinungen selbst vollständig kennen zu lernen, und die Erklärung ihres Zusammenhangs und ihrer Ursachen so dargestellt zu sehen, dass ihm die Wahrheit dieser Erklärung überzeugend sey. Um aber hier seine gerechten Wünsche zu befriedigen, muss man alle zu grossen Verwickelungen vermeiden, seine Aufmerksamkeit nicht zu früh auf Kleinigkeiten lenken, welche ihn von der Hauptsache ableiten könnten, und überhaupt den Gang der Untersuchungen so einfach als möglich einrichten. Doch der Vf. hat nach anderen Regeln gearbeitet.

Er theilt die Astronomie in die bekannten drey Hauptabschnitte, *sphärische*, *theorische* und *physische* Astronomie. Bey einem populären Vortrage für Lehrlinge, welche, wie die Vorrede angiebt, einem mathematischen Lehrbuche noch nicht mit Nutzen folgen konnten, wäre eine andere Eintheilung vielleicht angemessener gewesen; aber wir wollen darüber nicht rechten, da auch bey dieser Anordnung sich etwas sehr Brauchbares liefern liess, und es hauptsächlich die Anordnung der kleineren Theile ist, gegen die Rec. Vieles einzuwenden hat. Ein Hauptfehler ist, dass der Vf. manche Dinge zu früh, und schon an Stellen erwähnt, wo der Leser noch durchaus sich keinen Begriff davon machen kann, und dieser Fehler wird noch dadurch verschlimmert, dass seine Erklärungen nicht immer klar und präcis genug sind. Welcher Anfänger in der Astronomie wird z. B. gleich S. 5 folgenden Satz verstehen? — „Welt heisst im astronomischen Sinne allgemein Himmel und Erde; insbesondere aber ein System mehrerer auf und in einander gegründeter Himmelskörper, wie z. B. unser Sonnensystem." — Sollte hier schon unseres Sonnensystems gedacht werden: so müssten wenigstens die Ausdrücke anders gewählt seyn, denn wer wird wohl Sonne und Planeten ein System von Körpern nennen, die auf und in einander gegründet sind? — Ein noch wichtigerer Fehler gegen die gute Anordnung ist gleich im Anfange (§. 2) der sphärischen Astronomie. Dass man hier zuerst auf den Horizont, als den ersten in die Augen fallenden Kreis am Himmel, aufmerksam macht, ist ganz recht; aber was kann der Lehrling dabey denken, wenn es sogleich ohne weitere Vorbereitung heisst: „Die Ebene des *wahren Horizonts* geht eigentlich durch den Mittelpunct der Erde; ob wir uns aber gleich nur auf der Oberfläche der Erde, also im *scheinbaren Horizonte* befinden: so übersehen wir dennoch den völligen halben Himmel, weil die Dicke der Erdkugel gegen die grösstentheils unermessliche Entfernung der Himmelskörper fast für

nichts zu rechnen ist." — Eben haben wir erst gelernt, dass der Horizont die Linie sey, wo der Himmel (bey ganz freyer Aussicht) an die Erde zu stossen scheint, und nun sollen wir sogleich schon annehmen, dass die Erde keine Ebene ist, und dass die Sterne so weit entfernt sind; überdiess wird es nicht einmal recht deutlich gemacht, dass der wahre Horizont in einer mit jenem scheinbaren Horizonte parallelen Ebene liegen soll. Und wozu auch hier dieser Unterschied, da noch bloss von den Erscheinungen, so wie sie das ungelehrte Auge sieht, die Rede ist? Eben so unverständlich und unpassend wird in eben dem §. der Verrückung des Horizonts erwähnt, welche aus einer Veränderung des Standpuncts entspringt; denn theils kann diese von Niemand begriffen werden, der nicht von der Krümmung der Erde schon richtige Begriffe hat, theils wäre es auch weit passender, zuerst ganz bey dem zu bleiben, was man bey unveränderter Stellung beobachtet. §. 9 kommt Hr. *M.* wieder auf den Unterschied des scheinbaren und wahren Horizontes zurück, und hier liess sich allerdings an einen solchen Unterschied denken, obgleich die Lehre von der Kugelform der Erde auch hier noch bloss postulirt und nicht so glaublich gemacht ist, wie man wünschen möchte; aber eben da spricht der Vf. wieder viel zu früh von der Parallaxe, die er erst §. 46 vollständiger erklärt. Wollte er hier davon reden: so war es wenigstens nicht wohl gethan, dass er die Parallaxe an der Himmelskugel abzeichnete, von deren Grösse der Anfänger keinen Begriff hat, und die der Geübtere, als gar nicht existirend, nicht mehr anerkennt. — Überhaupt scheint Hr. *M.* seine Schüler gern früh von allen belehren zu wollen, wodurch er sie mehr verwirrt als belehrt. Der Verfasser eines Lehrbuchs muss seine Gelehrsamkeit verbergen, mit den Kindern still fortwandeln, und ja sie nicht durch weite Blicke rechts und links zerstreuen; aber diese Kunst scheint Hr. *M.*, dem es an Kenntnissen in der That nicht fehlt, noch nicht zu besitzen. Wir könnten noch viele Beyspiele der Art anführen. §. 18 wird davon geredet, wie die himmlischen Erscheinungen sich auf dem Äquator und am Pole der Erde zeigen, obgleich die Worte Äquator und Pol (so viel wir finden können) bis dahin erst in Beziehung auf den Himmel gebraucht sind. Erst §. 21 kömmt eine leise Andeutung von Projectionen der am Himmel gezogenen Kreise auf die Erde vor, und auch da ist diese Andeutung für den Ununterrichteten viel zu oberflächlich, erst weit später findet sich die gehörige gründliche Belehrung. §. 17 wird schon erwähnt, dass der Äquator zum Zeitmass diene, aber erst §. 42 wird dieses verständlich durch die recht gute Erklärung der Zeiteintheilung.

Ausserdem müssen wir auch die undeutlich und oft ganz unverständlich ausgedrückten Sätze tadeln. Was muss z. B. §. 7 der Leser sich von den Sternen siebenter Grösse für einen Begriff machen, von denen es heisst, dass sie selbst von Astronomen nicht in eine bestimmte Classe können gedacht werden? — Den Kometen schreibt der Vf. „einen regelmässigen Lauf sowohl in unserem Sonnensysteme als auch an der übrigen scheinbaren Himmelskugel" zu, und könnte hiedurch leicht zu der Frage veranlassen, wo denn unser Sonnensystem an der scheinbaren Himmelskugel zu sehen sey. §. 8 wird gesagt: „Grösste Kreise auf der Kugelfläche des Himmels haben alles mit den grössten Kreisen in der Geometrie gemein, ausgenommen die Grösse." — Sind denn in der Geometrie alle grössten Kreise gleich gross, und wird nicht schon da gelehrt, dass ihre Grösse bey jeder Kugel von verschiedenem Halbmesser anders ist? — §. 43. „Werden die in den geraden Aufsteigungen der Sterne erhaltenen Bogen in Zeit verwandelt: so kann man die Dauer ihrer Sichtbarkeit bestimmen." — Doch nur, wenn man auch auf die Declination Rücksicht nimmt. §. 44 heisst es: „auch Sonne, Mond und andere Puncte gehören unter die messbaren Gegenstände am Himmel" —; die Meinung ist, dass sie zu denen gehören, deren scheinbare Höhe man manchmal zu wissen verlangt. §. 46. „Der Bogen, um welchen der wahre und scheinbare Horizont von einander abstehen, kann den Namen Horizontalparallaxe führen." — Wir haben schon erwähnt, dass dieses Abmessen der Parallaxe an der Himmelskugel uns nicht gefällt, wenigstens scheint der Schüler nicht genug auf die Abhängigkeit der Parallaxe von der Entfernung aufmerksam gemacht zu werden. §. 164 werden Apsiden als Hauptpuncte der krummlinigen Bahnen der Planeten erklärt. Diese Erklärung ist unvollkommen, und da hier noch nicht füglich vom Perihelio und Aphelio der übrigen Planeten geredet werden konnte: so hätte diese Erklärung hier noch nicht ihren Platz finden sollen. §. 188 steht, dass Venus im Frühling des Abends am längsten sichtbar ist; der Leser wird also glauben, sie sey allemal im Frühling Abends zu sehen. §. 202. „Wenn der Durchmesser des Mondes = $\frac{3}{11}$ des Erddurchmessers ist: so hat man gefunden, dass die höchsten Mondgebirge $4\frac{1}{2}$mal so hoch sind, als die höchsten Gebirge der Erde." Dieses ist ganz unverständlich, es soll heissen: die Mondgebirge sind in Vergleichung des Monddurchmessers $4\frac{1}{2}$mal so hoch, als die Erdgebirge in Vergleichung des Erddurchmessers.

Diese Bemerkungen werden hinreichen, um den Vf. aufmerksam darauf zu machen, dass dieser erste Abschnitt mannichfaltiger Verbesserungen bedürfe. Manches dagegen ist recht gut dargestellt, und es wird dem Vf. gewiss nicht schwer werden, die undeutlichen und unrichtigen Ausdrücke zu verbessern; aber schwieriger möchte es seyn, ohne eine gänzliche Veränderung mancher Theile des Buches, den Plan des Ganzen so zu entwerfen, dass der Anfänger nirgends Anstoss fände. Doch wir sind unseren Lesern schuldig, noch etwas über die Einrichtung des ganzen Buchs und über die besser behandelten Gegenstände zu sagen.

Der 1 Hauptabschnitt enthält bis §. 55 fast lauter Worterklärungen und kurze Darstellungen der himmlischen Erscheinungen. Unter den Erklärungen wird man nicht leicht einen der irgend gangbaren Ausdrücke vergebens suchen, und vielleicht hätten einige ohne Schaden wegbleiben können, wenigstens würde gewiss mancher Liebhaber der Astronomie manche

andere Kenntniss hier lieber finden, als z. B. die Erklärung des Almucantarath. §. 56 bis 159 sind der Beschreibung der Sternbilder und den Nachrichten von Sterncharten u. s. w. gewidmet. Für denjenigen, der dieses Buch zum Leitfaden beym Unterrichte gebraucht, kann diese Beschreibung recht brauchbar seyn; aber wer bloss durch eigenes Studium des Buchs Astronomie lernen will, möchte wohl Mühe haben, die Sterne nach blossen Beschreibungen aufzufinden. Die eine hiezu gehörige Sterncharte empfiehlt sich nicht durch gefällige Zeichnung der Sternbilder. Die Nachrichten von Ursprung und mythischer Bedeutung der Sternbilder sind interessant. Im Folgenden handelt der Vf. von der scheinbaren Bewegung der Sonne, des Mondes und der Planeten, giebt auch kurz an, was man über die Umdrehungszeit der Planeten u. dgl. mit Fernröhren beobachtet hat.

2 Abschnitt. *Theorische Astronomie.* Was §. 207 vom Thierkreislichte gesagt wird, möchte manchen Einwendungen ausgesetzt seyn. §. 208 fangen die eigentlichen Untersuchungen über die Gestalt der Erde, ihre Rotation u. s. w. an, und hier erst kann es dem Leser recht deutlich werden, warum jeder Ort sein eigenes Zenith und seinen eigenen Horizont hat, warum die Verrückung des Zeniths auf 15 Meilen einen Grad ausmacht u. s. w. Alles wird sehr gut erklärt, und jeder Lehrer, der sich bey den früheren Andeutungen in Verlegenheit befand, möchte am besten thun, aus dem 1 Abschnitte nur das Nothwendigste zu erklären, und, mit Übergehung alles Übrigen, gleich zur theorischen Astronomie zu kommen, damit er nicht in die Nothwendigkeit gerathe, dort schon überall Stücke aus der theorischen Astronomie einzuschalten. Über die Bestimmung der geographischen Länge und Breite, der wahren Grösse der Erde und ihrer Gestalt findet man ziemlich Alles, was der Anfänger bedarf, fasslich vorgetragen. Gründe für die Umdrehung der Erde. — Von der Anordnung des Sonnensystems. Nachrichten von dem ptolemäischen und tychonischen Systeme. Um dem copernicanischen Systeme sogleich mehr Beyfall zu verschaffen, sollte man recht vollständig zeigen, wie nach diesem Systeme die irregulären scheinbaren Bewegungen der Planeten sich ganz vollkommen erklären. Hr. *M.* scheint uns dieses nicht mit der gehörigen Vollständigkeit zu thun. Dass hier bey den ersten Kenntnissen vom wahren Laufe des Mondes die kleinen Correctionen erwähnt werden, die man bey Berechnung des Mondlaufs anbringen muss, gehört zu den unnöthigen Beweisen von Gelehrsamkeit, die wir schon bemerklich gemacht haben. Von Berechnung der Entfernung des Mondes und der Sonne, auch von Versuchen, die Entfernung der Fixsterne zu bestimmen. Von den Finsternissen. Zeitgleichung. Die Lehre von der Fortpflanzung des Lichts und der Aberration ist nicht vollständig und überzeugend genug vorgetragen.

3 Abschnitt. *Physische Astronomie.* Beweise für die *keplerschen* Regeln, Bestimmung der Masse der Planeten u. s. w. — Alles nur oberflächlich. Dann Betrachtungen über mancherley Fragen, die sich nicht beantworten lassen, z. B. warum hat der Mars keinen Mond? — über die Beschaffenheit anderer Planeten, ob sie bewohnbar sind; ob jenseits des Uranus noch Planeten vorhanden sind. — Warum Planeten jenseits des Uranus sich nicht in solchen Bahnen bewegen können, wie die bekannten Planeten beschreiben, will Rec. nicht einleuchten. — Hierauf folgt die mathematische Geographie, im Ganzen recht gut vorgetragen. Einzelne Sonderbarkeiten, z. B. dass der Vf. die Erde durch den Horizont in die obere und untere Halbkugel eintheilt, und diess als eine natürliche Abtheilung der Erde mit aufführt, erlaubt der Raum nicht, hier aufzuzählen. Den Beschluss macht eine sehr kurze Geschichte der Astronomie und mathematischen Geographie.

Zahlreiche Druckfehler entstellen den Sinn manches Satzes. So ist S. 43 von einem 1000 Fuss hohen Gnomen die Rede; S. 29 steht: der Bogen zwischen Zenith und Nadir ist ein Quadrant; S. 298 wird ein Durchgang des Mercur auf 9 Dec. 1874 gesetzt, da doch kein solcher Durchgang im December fallen kann, auch das Jahr scheint unrichtig. Einige Sätze sind ganz unverständlich, z. B. S. 507 der dritte Absatz; auch S. 295, wo vom Uranus gesagt wird, er gehe nicht selten über die Grenzen des Thierkreises hinaus, u. s. w.

No. 2. Hr. *Biot* war aufgefodert worden, zu dem von der Regierung angeordneten Unterrichte in der Astronomie in den National-Lyceen ein Lehrbuch zu schreiben. Dieses war die Veranlassung zu gegenwärtigem Werke, über dessen Einrichtung der Vf. in der Vorrede umständlich Rechenschaft giebt. Er habe sich, sagt er, einen der Astronomie gänzlich unkundigen, allen gangbaren Vorurtheilen anhängenden Schüler gedacht, den man zur Kenntniss der wahren Bewegung der Erde und der Planeten, so wie *Kepler* sie uns kennen lehrte, führen wolle. Er mache daher den Leser zuerst mit den Erscheinungen bekannt, und suche ihm diese so anschaulich als möglich zu machen, gehe aber ja nicht gleich von Anfang darauf aus, ihn zum copernicanischen Systeme zu bekehren, sondern begnüge sich, höchstens zu erwähnen, dass wohl jene andere, dem ersten Anscheine widersprechende, Erklärung möglich sey; allmählich leite er den Schüler auf Erscheinungen, welche sich aus der Bewegung der Erde leichter erklären lassen, und so bringe er ihn durch immer überzeugendere Beweise nach und nach zur Anerkennung dieser Lehren. — Niemand wird leugnen, dass dieser Plan sehr richtig ist; wir wollen sehen, ob die Ausführung dem Plane entspricht. Wir werden zuerst nur von dem eigentlichen Texte reden, und von den Noten, welche den schon geübten und mit höheren Rechnungen bekannten Lesern gewidmet sind, am Schlusse etwas sagen. Die Einrichtung des ganzen Buchs erlaubt uns, den ganzen Ideengang des Vfs. mitzutheilen, ohne dass wir darum ein leeres Inhaltsverzeichniss zu liefern brauchen.

Wenn man in einer offenen Gegend um sich sieht: so erscheint die Erde im Ganzen als eine weite Ebene; und obgleich, wenn wir auf dieser Ebene fortreisen, die Gegenstände, welche wir hinter uns liessen, endlich sich unserem Auge entziehen

und neue sich uns zeigen: so findet der oberflächliche Beobachter doch hierin keinen Grund, die Erde für etwas anderes als eine ziemlich platte (vielleicht ein wenig convexe) Fläche zu halten. Über der Erde ist das Gezelt des Himmels mit seinen Sternen ausgespannt, und diese scheinen fast alle täglich einen immer gleichen Lauf am Himmel zu vollenden, und heute so aufzugehen, sich so zu erheben und wieder dem Horizonte zu nähern, wie gestern; bloss Sonne, Mond und einige wenige Sterne machen hievon eine Ausnahme. Aber obgleich die Fixsterne uns heute so erscheinen wie gestern: so bemerken wir doch, dass zu derselben Stunde der Nacht nicht das ganze Jahr durch einerley Sterne am Himmel stehen, sondern eine genauere Aufmerksamkeit lehrt, dass allmählich die westlicheren Sterne der Sonne näher kommen, oder die Sonne zwischen den Sternen nach Osten hin fortzurücken scheint. Wir sind also genöthigt, der Sonne (und so auch dem Monde, den Planeten und Kometen), ausser der täglichen Bewegung, die in einem scheinbaren Umlaufe um den Himmel besteht, noch eine besondere eigene Bewegung zuzuschreiben.

Die Erde ist keine platte Fläche, ihre Convexität ist überall, wo man hinkömmt, schon in kleinen Distanzen erheblich, und die Umschiffungen zeigen, dass die Oberfläche der Erde eine in sich zurückkehrende convexe Fläche ist und nirgends mit dem Himmel zusammenhängt. Die ungleiche Höhe, zu welcher dieselben Sterne in nördlicheren und südlicheren Gegenden sich erheben, beweisen eben das. (Hr. *B.* gedenkt hier schon des runden Erdschattens bey Mondfinsternissen, wozu es eigentlich noch nicht Zeit war.) Da die durch ein herabhängendes Gewicht bestimmte Verticallinie an jedem Orte senkrecht auf die Oberfläche der Erde ist, und man aus der Verschiedenheit der an verschiedenen Orten durchs Zenith gehenden Sterne schliessen kann, dass die Verticallinien nicht überall parallel sind, und wie sie von der Parallelität abweichen: so giebt die Beobachtung der Sterne ein Mittel, um die Krümmung der Erde zwischen gewissen Puncten auf der Erde näher anzugeben. Die Erde ist mit einer Atmosphäre umgeben, welche die Dämmerung und Refraction bewirkt u. s. w.

Das System der Gestirne oder die nach dem Anschein sogenannte Sternenkugel umgiebt die Erde von allen Seiten: aber dass die Sterne alle gleich entfernt sind, scheint uns nur so; eine genauere Beobachtung zeigt, dass der Mond öfters andere Sterne, und selbst Planeten bedeckt, und dass die Planeten Fixsterne bedecken, also sind diese entfernter als jene, und vermuthlich auch die letzteren in ungleichen Entfernungen von uns. Wenn die Erde eine bedeutende Grösse gegen die Entfernung der Sonne oder der Sterne hätte: so würden wir den Durchmesser der Sonne und die Abstände zweyer Sterne von einander zunehmen sehen, indem diese Gestirne sich dem Zenith nähern: aber so etwas bemerkt man weder an der Sonne noch an den Sternen, sondern bloss am Monde, der uns also unter allen am nächsten seyn muss. Genaue Beobachtungen zeigen, dass die Stellungen der Fixsterne gegen einander in allen Gegenden der Erde und das ganze Jahr durch gleich erscheinen, woraus erhellt, dass die Erde sehr klein gegen die Entfernung der Fixsterne ist, und dass sie ihren Stand gegen die Fixsterne in Jahresfrist nicht bedeutend ändert. Sonne, Mond und Planeten hingegen ändern nicht bloss ihre Stellung, sondern nähern sich uns merklich und entfernen sich wieder, wie man aus ihrer ungleichen scheinbaren Grösse schliessen kann; diese Körper scheinen also eine abgesonderte Gruppe oder System zu bilden. — Ob nun alle die scheinbaren Bewegungen der Gestirne, ihre Annäherungen und Entfernungen bloss von Bewegungen herrühren, die ihnen eigenthümlich sind, lässt sich noch nicht entscheiden. Es könnte auch seyn, dass die Erde sich bewegte, und manche Überlegungen können uns bestimmen, wenigstens die allen Sternen gemeinschaftliche tägliche Bewegung eher einer Bewegung der Erde, als einer so übereinstimmenden Bewegung aller jener Körper zuzuschreiben; indess geben die bisher erwähnten Beobachtungen keine Entscheidung.

Vor allem bedürfen wir genauerer Beobachtungen. Die tägliche Bewegung der Sterne, die wir bisher nur obenhin betrachtet haben, stellt sich als Umdrehung der ganzen Himmelskugel um eine immer unveränderliche durch den Mittelpunct gehende Axe dar. Die Bestimmung der Lage dieser Axe ist vorzüglich wichtig. (Zu dieser Bestimmung wird hier Anleitung gegeben, und von Abmessung der Höhen über dem Horizont das Nöthige gesagt, auch von der dabey in Betrachtung kommenden Refraction; indess ist hier nicht von einer Anleitung zur Kunst des Beobachtens die Rede, sondern nur von einer fasslichen Darstellung der Möglichkeit solcher Beobachtungen und aller dabey obwaltenden Umstände. Hier kommen auch die Erklärungen von Meridian, Äquator u. s. w. vor, und es wird gezeigt, in welcher Beziehung Erd-Äquator und Äquator am Himmel gegen einander stehen.) Die scheinbare Lage der Axe des Himmels bleibt an einem bestimmten Orte immer unveränderlich, oder die Pole des Himmels bleiben beständig an denselben Puncten der Erd-Oberfläche im Zenith; aber diese Pole ändern im Laufe der Jahrhunderte ihre Lage unter den Sternen, oder eigentlich, die Sterne ändern auf eine reguläre Weise, und alle auf gleiche Weise, ihre Lage gegen den Himmelspol, so dass man eher denken möchte, diese Änderung habe ihren Grund in der veränderten Stellung der Erde, als in einer bey allen Sternen ganz genau harmonirenden eigenen Bewegung. (Hr. *B.* erwähnt hier auch der Aberration und Nutation, welches Rec. an dieser Stelle noch nicht gewagt hätte; er sagt, er habe sie hier anführen müssen, weil man keine ganz genauen Beobachtungen benutzen könne, ohne hierauf Rücksicht zu nehmen. Wir können nicht entscheiden, ob hier, wo doch erst aus dem Rohen gearbeitet wird, diese Feinheit nöthig war.) Wir übergehen die Abschnitte von Abmessung der Zeit, von Uhren und Fernröhren, und knüpfen gleich die Untersuchungen über die Gestalt der Erde an das Vorige an.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 MAY, 1812.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Bernard: *Traité élémentaire d'astronomie physique* par *J. B. Biot* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Da es gewiss ist, dass Linien, von verschiedenen Puncten der Erde zu gleicher Zeit nach dem Pole des Himmels gezogen, parallel sind: so giebt die genaue Beobachtung des Abstandes des Poles vom Zenith, wenn sie an mehreren Orten, die unter einerley Meridian liegen, angestellt wird, zugleich an, um wieviel die Verticallinien dieser Örter gegen einander geneigt sind, oder wieviel sich die Erde auf diese Distanz krümmt. Misst man nun zugleich den Abstand jener Beobachtungspuncte von einander: so ergiebt sich, in der Voraussetzung, dass die Erde eine Kugel ist, die Grösse dieser Kugel; und wenn man mehrere ähnliche Beobachtungen, in verschiedenen Gegenden der Erde angestellt, mit einander vergleicht: so kann man bestimmen, ob die Krümmung der Erde überall gleich stark, und folglich, ob die Erde eine Kugel ist. Wirkliche Beobachtungen zeigen ihre merkliche Abplattung an den Polen u. s. w. Woher rührt diese Abweichung von der Kugelgestalt? — Da man aus vielen Umständen, wovon die Naturgeschichte Rechenschaft giebt, schliessen darf, dass die Erde ehemals mit Wasser bedeckt oder in flüssigem Zustande war: so nahm sie gewiss die dem Gleichgewichte am meisten angemessene Gestalt an; die Schwere allein hätte der Erde die genaue Kugelform gegeben, aber sie musste an den Polen abgeplattet werden, wenn wir ihr eine Umdrehung um die Axe zuschreiben, indem die dadurch entstehende Schwungkraft die Theile am Äquator am meisten abwärts trieb, oder dort die Schwere verminderte. Beobachtungen der Pendelschwingungen bestätigen diese Abnahme der Schwere, wenn man sich dem Äquator der Erde nähert, und auch die kleine Abweichung fallender Körper von der Verticallinie nach Osten (die für den Anfänger hier wohl zu kurz erwähnt ist) bestätigt die Umdrehung der Erde.

Die beiden folgenden Abschnitte geben Regeln zur Bestimmung der Stellung jedes Sternes und zu Bestimmung der Breite und Länge eines Ortes auf der Erde. — Der letzte Abschnitt dieses 1 Buches zeigt, wie man aus der bekannten Grösse der Erde, und der an zwey ihrer Lage nach bekannten Orten beobachteten Stellung eines Himmelskörpers seine Entfernung bestimmt. Diese Methode ist nur beym Monde und allenfalls beym Mars anwendbar; die Sonne ist zu entfernt, um ihre Entfernung auf diese Weise zu bestimmen: doch bemerkt der Vf., dass er die Sonnenparallaxe in der Folge als gegeben annehmen werde, obgleich die Methode zu ihrer Bestimmung erst später vorkomme.

Das 2 Buch betrifft die Bewegung der Sonne. Wenn man täglich die Stellung der Sonne genau beobachtet und mit der Stellung der Sterne durch Hülfe einer Uhr vergleicht: so findet man, dass die Sonne, obgleich sie die tägliche Bewegung mit den Sternen gemein zu haben scheint, doch noch eine eigene Bewegung besitzt, vermöge welcher sie zwischen den Sternen in Jahresfrist einen halb nördlich, halb südlich vom Äquator oder schief gegen diesen liegenden Kreis durchläuft. Diese Beobachtungen dienen erstlich zur Bestimmung der genauen Länge des Jahres, dann aber auch, um die Puncte zu bestimmen, wo die scheinbare Sonnenbahn den Äquator schneidet, und um die Neigung jener gegen diesen anzugeben. (Hier finden sich schon Anleitungen zu sehr genauen Bestimmungen, wobey jedoch die Sätze aus der sphärischen Trigonometrie bloss in den Anmerkungen analytisch dargestellt werden; der Text giebt nur eine überzeugende Andeutung der Beweise.) — Verbindet man mit genaueren Beobachtungen über den scheinbaren Lauf der Sonne zugleich Abmessungen ihres scheinbaren Durchmessers: so findet man, dass die Sonne uns zuweilen merklich näher ist, und dann schneller fortrückt, als zu den Zeiten, wo sie weiter von uns entfernt ist. Dieses schnellere Fortrücken kann nicht bloss dadurch bewirkt werden, dass ein gleich grosser Bogen, den die Sonne durchläuft, uns grösser erscheint, wenn sie uns näher ist, sondern die genaue Vergleichung zeigt, dass mit der Annäherung der Sonne ihre wirkliche Geschwindigkeit zunimmt. Die Beobachtungen führen auf ein Gesetz, wie scheinbare Bewegung der Sonne und Abstand derselben von der Erde von einander abhängen, und hat man dieses einmal durch hinreichende Beobachtungen bestätigt gefunden: so dient in der Folge die tägliche scheinbare Bewegung der Sonne allein, um ihre verhältnissmässigen Abstände von uns genauer zu finden, als die — immer kleinen Fehlern ausgesetzten — Messungen des scheinbaren Durchmessers sie angeben. Jenes aus den Beobachtungen hergeleitete Gesetz ist das von Kepler entdeckte, dass die von der Erde nach der Sonne gezogene und in der Sonne sich endende Linie in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume durchläuft, und eine danach, den täglichen Beob-

achtungen der Sonne gemäfs entworfene Zeichnung der Sonnenbahn zeigt, dafs diefe etwas länglicht nach der Richtung ift, wo die — immer bey ziemlich gleicher Stellung der Sonne erfolgende — gröfste Annäherung und gröfste Entfernung Statt findet. Noch genauere Unterfuchung thun dar, dafs die Sonnenbahn eine Ellipfe ift, in deren einem Brennpuncte die Erde fteht. Der Vf. lehrt nun, wie man die Lage der Axe der elliptifchen Sonnenbahn genauer beftimmt, welche Veränderungen allmählig in der Lage diefer Axe vorgehen, wie die gröfste Mittelpunctsgleichung und dadurch die Excentricität beftimmt wird, und welche Änderung die Excentricität im Laufe der Jahrhunderte erleidet; endlich giebt er Begriffe von der Verfertigung und dem Gebrauche der Sonnentafeln. Hieran fchliefsen fich die fehr vollftändigen Unterfuchungen über den Unterfchied der mittleren und wahren Zeit; dann zeigt der Vf., wie man die Rotationszeit der Sonne und die Lage ihrer Axe gefunden hat, erklärt die Urfache, welche den Unterfchied der Jahreszeiten hervorbringt, und theilt Nachricht über die mittlere Temperatur verfchiedener Länder mit. Endlich macht er kurz darauf aufmerkfam, dafs es möglich fey, die fcheinbare Bewegung der Sonne aus einer wahren jährlichen Bewegung der Erde zu erklären, und zeigt zugleich, dafs die Änderung in der Lage des Poles alsdann durch eine kleine Änderung in der Stellung der Erdaxe bewirkt werden könne.

Das 3 Buch handelt von der Bewegung des Mondes, und enthält über die Ungleichheit diefer Bewegung mehr, als der Anfänger zu wiffen verlangt. Indefs übergehen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, den Inhalt deffelben, und erwähnen blofs die ziemlich einfeitigen Bemerkungen über die natürliche Befchaffenheit des Mondes im 13 Abfchn. „Da der Mond keine Atmofphäre hat: fo können dort keine lebenden Bewohner, die den Bewohnern der Erde ähnlich wären, vorhanden feyn. Alles an der Oberfläche des Mondes ift feft, und es herrfcht dort ohne Zweifel eine erfchreckliche Kälte. — Indefs mag diefer Zuftand wohl nicht von jeher gedauert haben, fondern vielleicht ift ehemals der Mond mit einer Atmofphäre verfehen und bewohnt gewefen; einige Gelehrte betrachten ihn daher als eine gefrorne und erftorbene Welt (*comme un monde glacé et fini*).“ — Wenn die lebenden Gefchöpfe gerade alle einige Cubikfufs Lebensluft jede Minute zu ihrem Lebens-Unterhalt gebrauchen müffen: fo läfst fich diefes alles hören; aber könnte nicht auf eben die Weife der Maulwurf beweifen, dafs an der Oberfläche der Erde, fchon wegen der deteftabeln Helligkeit, welche da herrfche, durchaus kein lebendes Wefen exiftiren könne? —

Das 4 Buch, von den Planeten, bringt unfere Kenntniffe von der Einrichtung des Sonnenfyftems zur Vollendung. Unter den Planeten zeichnet Venus fich am meiften aus. Sie erfcheint als Abendftern, aber immer nur wenig von der Sonne entfernt, nähert fich der Sonne, wird unfichtbar und zeigt fich bald an der anderen Seite der Sonne vor Sonnen-Aufgang, kehrt wieder zu ihr zurück, um bald wieder Abendftern zu werden. Während diefer Änderungen in der Stellung bemerkt man durch Fernröhre auch, dafs fie ganz erleuchtet, aber von fehr kleinem Durchmeffer ift, wenn fie anfängt des Abends zu erfcheinen, dafs ihr erleuchteter Theil abnimmt, aber ihre fcheinbare Gröfse zunimmt, während fie fich von der Sonne als Abendftern entfernt und fich ihr wieder nähert. Kurz Venus zeigt deutlich die Erfcheinung, welche eine dunkle Kugel zeigen mufs, die fich um die Sonne bewegt, ohne je fich fo weit als die Erde von der Sonne zu entfernen. Auch Mars ändert feine fcheinbare Gröfse und feine Geftalt fehr merklich. Steht er der Sonne gegen über: fo ift er am gröfsten und völlig rund, wie der Vollmond; fteht er feitwärts von der Sonne, oder etwa um einen Quadranten von ihr entfernt: fo erfcheint er kleiner und dem abnehmenden Monde gleich; dann aber nimmt fein erleuchteter Theil wieder zu, indem er fich der Sonne nähert, fo dafs er uns ganz rund, zugleich aber am allerkleinften erfcheint, wenn er in der Nähe der Sonne ift. Diefe Erfcheinungen paffen ganz für einen Körper, welcher um die Sonne läuft in einer ziemlich kreisförmigen Bahn, deren Halbmeffer den Abftand der Erde von der Sonne übertrifft. Ähnliche Beobachtungen leiten zu dem Schluffe, dafs alle Planeten um die Sonne laufen, dafs Mercurius ihr am nächften ift und Uranus am entfernteften, weil des letzteren fcheinbarer Durchmeffer nur höchft unbedeutende, jedoch noch immer merkliche Änderungen bey feinen verfchiedenen Stellungen gegen die Sonne leidet. Wir müffen nun fuchen die Lage und Geftalt diefer Bahnen in Beziehung auf die Sonne zu beftimmen. Zuerft ift wahrfcheinlich, dafs eine jede Bahn ganz in *einer* Ebene liegt; finden wir alfo (wie das bey allen Planeten der Fall ift) den Planeten zuweilen nördlich, zuweilen füdlich von der Ekliptik oder der Bahn der Sonne: fo folgt, dafs er diefe während eines Umlaufs zweymal fchneiden wird. Wenn man nun die Zeit beobachtet, da der Planet das eine Mal von der Südfeite der Ekliptik nach der Nordfeite übergeht, und dann das nächfte Mal, da eben diefe Erfcheinung wieder Statt findet (oder der Planet fich im auffteigenden Knoten befindet): fo hat man die Umlaufszeit der Planeten um die Sonne. — Hiebey wird vorausgefetzt, was fich aber auch als fehr nahe wahr bewährt, dafs die Lage des Knoten ungeändert bleibe, oder der Planet dem Sonnenbewohner einen völligen Umlauf um den Himmel zu vollenden fcheine, indem er zu demjenigen Durchfchnitte mit der Ekliptik, wo er von der Südfeite zur Nordfeite übergeht, zurückkehrt. — Die Beobachtung lehrt nun die Lage der Bahn des Planeten, nämlich ihre Neigung gegen die Ekliptik, und die Lage der Durchfchnittspuncte kennen, und wenn man diefe kennt: fo läfst fich aus jeder beobachteten Oppofition des Planeten, ja aus *jeder* genauen Beobachtung feiner fcheinbaren Lage unter den Sternen herleiten, wo er, von der Sonne aus gefehen, erfcheinen würde, und in wel-

cher Entfernung von der Sonne er sich gerade jetzt befindet. (Diese Darstellung scheint uns für den Anfänger ein wenig dunkel. Für ihn wird, wenn er nicht schon in der ebenen und sphärischen Trigonometrie ziemlich geübt ist, die Herleitung der heliocentrischen Länge und Breite aus einer gegebenen Beobachtung ein nicht leicht zu übersehendes Verfahren seyn, und es liesse sich die Folge von Beobachtungen gewiss auf eine dem Anfänger einleuchtendere Art vorstellen; — freylich möchte das nicht gerade die seyn, welche der Astronom wählt, aber man durfte hier wohl andere Rücksichten nehmen, als der mit allen Kenntnissen ausgerüstete Astronom.) So also lernt man, welchen Theil seiner Bahn der Planet in jeder gegebenen Zeit durchläuft, und wie entfernt er in jedem Puncte seiner Bahn von der Sonne ist, oder man lernt die genaue Figur der Bahn und die Geschwindigkeit der Planeten in derselben kennen. Auf diese Weise entdeckte Kepler seine beiden ersten Gesetze, dass die Bahnen aller Planeten Ellipsen sind, in deren einem Brennpuncte die Sonne steht, und dass die von der Sonne nach dem Planeten gezogene Linie genau gleiche Flächenräume in gleichen Zeiten durchläuft. Vergleicht man dann die Abstände und Umlaufszeiten verschiedener Planeten mit einander: so findet man das dritte keplersche Gesetz, dass die Quadrate der Umlaufszeiten sich verhalten wie die Cubi der mittleren Abstände von der Sonne, und dieses Gesetz passt auch für die Erde, wenn man diese als einen um die Sonne laufenden Planeten ansieht.

Hr. *B.* schiebt hier etwas über die Rotation der Planeten, ihre Flecken, Satelliten und den Ring des Saturn ein; lehrt dann die Bahnen der Kometen, in der Voraussetzung, dass sie in Parabeln um die Sonne laufen, und dass die keplerschen Gesetze auch für sie gelten, bestimmen (wobey die Unsicherheit, mit welcher er noch immer über die wahre Bewegung der Erde spricht, dem Vortrage nachtheilig wird); und fügt dann etwas über die Meteorsteine hinzu, die vielleicht kleine Weltkörper seyn könnten, welche sich entzünden, wenn sie in unsere Atmosphäre kommen. (Das Letztere möchte Zweifel leiden, da die Sternschnuppen oft schon in Höhen, wo noch keine Atmosphäre ist, leuchtend werden.) Erst jetzt kömmt der Vf. wieder auf die Frage zurück, ob die Erde sich wirklich dreht und um die Sonne läuft; er stellt die schon einzeln vorgekommenen Gründe für diese doppelte Bewegung hier nochmals zusammen, und fügt in Rücksicht der jährlichen Bewegung der Erde noch die Aberration des Lichtes hinzu. Es hat uns geschienen, als ob die letztere, in der That nicht leichte Lehre nicht fasslich genug, obgleich mit vielem Detail zum Nutzen des rechnenden Astronomen, vorgetragen sey. Im nächsten Abschnitte folgt, als Beyspiel, wie leicht die Phänomene sich aus der Bewegung der Erde erklären lassen, die Lehre vom Stillestehen und der rückgängigen Bewegung der Planeten. Hr. *B.* sagt selbst, dass man durch diese Betrachtung allein schon für die Wirklichkeit der Bewegung der Erde gewonnen werden könnte; wir begreifen daher nicht, warum er nicht diesem 4 Buche eine andere Anordnung gab, warum er nämlich nicht nach der Erzählung der Erscheinungen gleich den Satz, dass die Erde sich um ihre Axe drehe und um die Sonne laufe, feststellte, und diesen in der Folge zum Grunde legte. Er würde dann das Schwankende des Ausdrucks, welches aus der Ungewissheit, ob die Erde sich bewegt, entspringt, sehr gut haben vermeiden können. Den Beschluss dieser Untersuchungen über das Sonnensystem macht die Bestimmung der Sonnenparallaxe, der Entfernung aller Planeten von der Sonne und der Grösse ihrer Durchmesser. — Auffallend ist es, hier die Durchmesser der Planeten bis auf einzelne Lieues angegeben zu finden, da man bey manchem vielleicht noch um weit mehr als 100 Lieues ungewiss ist. Von den Fixsternen und ihrer unermesslichen Entfernung kömmt nur Weniges vor. Der letzte Abschnitt handelt von der allgemeinen Schwere, und giebt in äusserster Kürze, also nur oberflächlich, an, wie die Erscheinungen in dem Systeme der Planeten und ihrer Monde sämmtlich sich durch diese einzige Kraft erklären lassen. Mehr hierüber zu sagen, würde nach des Vfs. Meinung für ein Elementarwerk nicht passen.

Diese Übersicht des Inhalts zeigt, dass die Materien sich sehr natürlich an einander reihen, und auch die Darstellung ist fast überall der Fassungskraft des Anfängers angemessen. Soll indess, nach der Absicht des Vfs., das Buch als Lehrbuch für den grösseren Theil der gebildeten Jugend gebraucht werden: so wünschte Rec. im Einzelnen Manches abgeändert. Es ist nämlich überall merklich, dass Hr. *B.* vorzüglich den künftigen rechnenden Astronomen im Auge hatte, und ihm hauptsächlich nützlich zu werden suchte; für ihn sind die vielen Details über kleine Ungleichheiten in der Bewegung, für ihn die Angaben in Zahlen, welche den blossen Liebhaber nicht interessiren. Der Lehrer freylich beym mündlichen Unterrichte kann diesen überflüssigen Reichthum leicht beseitigen; aber für den Leser, der zu dieser Auswahl nicht angeleitet wird, ist die Sache schwieriger, und er möchte mitten in diesem Überflusse ermüden und sich übersättigt fühlen. Für den blossen Liebhaber würde es angenehmer seyn, nur die wichtigen und regelmässigen Erscheinungen genau kennen zu lernen, sich zu überzeugen, dass es Methoden giebt, um aus ihnen die wahren Bahnen der Planeten u. s. w. zu bestimmen, und dann die Kräfte kennen zu lernen, welche die Planeten in ihren Bahnen erhalten, und welche die Hauptumstände der Bewegung bestimmen. Hiebey wäre es gerade nicht nöthig, die Methoden darzustellen, welche für den praktischen Astronomen die bequemsten sind, sondern diejenigen, welche sich am fasslichsten darstellen lassen, wenn sie auch in der Ausübung langweilig und weniger bequem wären. Auch der letzte Theil der Astronomie, die Betrachtung der Kräfte, welche die himmlischen Be-

wegungen lenken, läſst ſich völlig für den Anfänger faſslich machen, und wir ſind überzeugt, daſs man ſelbſt die Urſache der bedeutenderen Ungleichheiten, warum z. B. die Mondbahn bald mehr, bald weniger vom Kreiſe verſchieden iſt, ſo erläutern kann, daſs jeder denkende Menſch ihren Grund einſieht. — Aber indem wir Hn. *B.* hier tadeln, dürfen wir nicht vergeſſen, daſs er vielleicht Gründe hatte, nicht ſo zu ſchreiben, wie Rec. nach ſeinen Anſichten gethan hätte. Er wollte, wie er in der Vorrede ſagt, zum Leſen der *laplaceſchen* Werke vorbereiten, und überging alſo die Lehre von den Urſachen der himmliſchen Bewegungen vermuthlich deſshalb, weil der durch dieſes Lehrbuch vorbereitete Leſer dieſe Lehren vollſtändig und überaus ſchön dargeſtellt findet in *Laplace's exposition du système du monde.*

Über einzelne uns aufgeſtoſsene Unvollkommenheiten etwas zu ſagen, z. B. daſs S. 110 ſteht: *une quantité très-petite du même ordre, que l'applatissement*, welches Anfänger nicht beſtimmt verſtehen, ſcheint unzweckmäſsig, da wir die Abſicht, den Vf. darauf aufmerkſam zu machen, bey dieſem Werke nicht haben können. Aber der Anmerkungen, welche ſich theils unter dem Texte, theils am Schluſſe jedes Buches finden, müſſen wir noch mit wenigen Worten gedenken. Der Vf. ſagt über den Plan, nach welchem dieſe Anmerkungen ausgewählt ſind, faſt nichts, ſondern bemerkt nur in der Vorrede, daſs er einige weitere Ausführungen unter den Text geſetzt, und anderen Anmerkungen, welche höhere Rechnungen erfodern, ihre Stelle am Ende jedes Buches angewieſen habe. Einen vollſtändigen Unterricht enthalten dieſe Anmerkungen eigentlich nicht, und wir geſtehen aufrichtig, daſs wir nicht beſtimmt anzugeben vermögen, warum der Vf. gerade einzelnen Materien einen Vorzug vor manchen anderen gegeben habe. Was man hier findet, iſt unſtreitig lehrreich, indeſs ſind die Beweiſe für die mitgetheilten Formeln häufig nicht angeführt, und der Leſer lernt alſo nur rechnen, ohne in die Gründe der Rechnung einzudringen. Wir führen den Inhalt der einzelnen Anmerkungen nicht an, um dieſe lange Anzeige nicht noch ohne Noth zu verlängern, da nach unſerer Anſicht dieſer Theil des Werkes nur von untergeordnetem Werthe iſt. Denn derjenige, dem es mit dem Studium der Aſtronomie rechter Ernſt iſt, muſs unſtreitig mehr lernen, als er hier findet, wenigſtens dann, wenn er die rechnende Aſtronomie nicht zu einem Handwerke herabwürdigen will.

Die Zahl der Druckfehler iſt ſehr erheblich, und das Verzeichniſs derſelben giebt ſie nicht alle an, iſt auch ſelbſt nicht ganz genau; ſo z. B. findet man hier, ſtatt *Waingenthurn* ſolle geleſen werden *Wargeutin*, welches *Wargentin* heiſsen muſs, u. ſ. w. — Die Kupfer ſind elegant.

In der Vorrede zur 2 Ausgabe werden ſtatt der 4 Bücher der erſten Ausgabe 5 erwähnt, indem ein neues, über die vorzüglichſten Anwendungen der Aſtronomie, hinzugekommen iſt, für welches Hr. *de Rossel* die nautiſche Aſtronomie bearbeitet hat. Der I Band umfaſst nur das *erſte* Buch, aber mit ziemlich vielen Vermehrungen. Man ſieht ſogleich, daſs der Vf. ſein Werk nicht bloſs überarbeitet und mit Zuſätzen vermehrt hat, ſondern daſs er es groſsen Theils von neuem niederſchrieb. Daher ſind denn die Überſchriften und der Inhalt der einzelnen Capitel anders ausgefallen. Wir erwähnen nur das beſonders Wichtige. Im 4 Cap. findet ſich etwas von Uhren, Fernröhren, Mikrometern, was in der erſten Ausgabe zerſtreut und ſpäter vorkam; ausführlichere Beſchreibungen des Paſſage-Inſtruments ſind neu hinzugekommen. Das 5 Cap. fängt mit der Beobachtung an, daſs die Zeiträume zwiſchen zwey Meridiandurchgängen genau gleich ſind; der Vf. beweiſt dieſs durch wirkliche Beobachtungen, welches uns eine unnöthige Weitläuftigkeit zu ſeyn ſcheint. Auch das gefällt Rec. nicht ganz, daſs hier etwas von *Newtons* theoretiſchen Unterſuchungen eingemiſcht wird. Der Grund dafür iſt nicht befriedigend. Der Vf. verweilt dann bey der Correction der Uhren und dem Gebrauche der Beobachtungen, welche nach einer voreilenden oder zurückbleibenden Uhr angeſtellt ſind; er zeigt, wie man das Paſſage-Inſtrument genau in die Ebene des Meridians bringt, beſchreibt den beweglichen Höhenquadranten und die Methode, correſpondirende Höhen zu nehmen. Alles dieſes iſt weit umſtändlicher vorgetragen, als in der erſten Ausgabe. Eben ſo auch die Beſchreibung des Mauerquadranten und ſeines Gebrauchs. Bey Gelegenheit der Beſtimmung der Weltaxe wird etwas von der Kleinheit der Erde in Vergleichung gegen die Entfernung der Fixſterne eingeſchoben, und zugleich (man ſieht nicht ganz, warum?) etwas von der Parallaxe der Sonne und des Mondes. —

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Göſchen: *M. A. von Thümmels ſämmtliche Werke.* Vierter Theil. 1812. 569 S. Fünfter Theil. 531 S. 8. (Beide Theile enthalten den 3ten und 4ten Theil der Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich.) (S. die Rec. der erſten Theile. 1812. No. 40.)

Leipzig, b. Barth: *Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend* von *C. Ch. G. Zerrenner.* Dritter Theil. Zweyte durchaus verbeſſerte und vermehrte Ausgabe, nebſt einem vollſtändigen Regiſter über alle drey Theile. 1812. 218 S. 8. (12 gr.) (S. die Rec. Jahrgang 1809. No. 108.)

Bamberg u. *Wirzburg*, b. Göbhardt: *Theologiſche Zeitſchrift* in Verbindung mit einer Geſellſchaft Gelehrter herausgegeben, vormals von *D. Joh. Joſeph Batz*, nun von *D. Friedrich Brenner.* Fünften Bandes, drittes bis ſechſtes Heft. 1811. 8. 173—516. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MAY, 1812.

MATHEMATIK.

Paris, b. Bernard: *Traité élémentaire d'astronomie physique*, par *J. B. Biot* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im folgenden Capitel wird gezeigt, wie man durch genaue Beobachtungen sich strenge überzeugt, dass die Bewegung jedes Sterns ein genauer, um den Pol beschriebener Kreis sey, und dass dieser Kreis mit gleichförmiger Geschwindigkeit durchlaufen werde; — beides fand man in der alten Ausgabe nicht so umständlich erörtert. — Von der paralletischen Maschine; — von der scheinbaren Himmelskugel, dem Äquator, den Parallelkreisen am Himmel; Bestimmung der wahren Gröſse eines Grades auf jedem Parallelkreise; Bestimmung des Ortes eines Sterns nach Rectascension und Declination. — Diese, hier im 10 Cap. vereinigten und ziemlich weitläuftig ausgeführten Lehren standen ehemals im 6 und 9 Cap. — In dem Abschnitte, welcher von den Polen und dem Äquator der Erdkugel handelt, ist die allgemeinere Ansicht, wie es sich verhalten würde, wenn die Erde ein unregulärer Körper wäre, beygefügt. Auf eben diese möglichen Irregularitäten wird auch bey den Regeln für die Bestimmung der Figur der Erde Rücksicht genommen. Die Figur der Erde wird etwas anders angegeben, nämlich der Halbmesser des Äquators = 3271864, der halbe Polardurchmesser = 3261265 Toisen, die Abplattung $= \frac{1}{308,65}$. Neu hinzugekommen ist etwas über die neue Erweiterung der französischen Gradmessung bis nach Formentera, und zugleich die Nachricht, dass Hr. *Arago* zwar in seiner Messung eines Parallels am südlichen Ende jenes Bogens durch den Krieg unterbrochen worden, doch aber $1\frac{1}{2}$ Grade wirklich gemessen hat. Der 16 Abschnitt handelt die Lehre von der Refraction weit vollständiger ab, als es im 5 und 8 Cap. der ersten Auflage geschah; der Vf. verweilt hier sogar bey der Einrichtung der Barometer und Thermometer. Umständlich redet er auch von der terrestrischen Refraction, und setzt ihren Betrag bey ruhigem und natürlichem Zustand der Atmosphäre etwa $= \frac{1}{12}$ des Bogens, welcher die Entfernung des Gegenstandes ausdrückt; auch die bekannten Irregularitäten, welche sich hiebey zeigen, worüber Hr. *Biot* jetzt eine eigene Abhandlung geschrieben hat (deren Inhalt wir nächstens mitzutheilen gedenken), werden hier angeführt, und die Umstände, wovon sie herrühren, erläutert. Der Abschnitt von der Parallaxe ist in mehrerer Hinsicht erweitert: es ist nämlich gezeigt, wie man die Parallaxe in der geraden Aufsteigung und die in der Declination aus der Höhenparallaxe bestimmt; ferner, wie man den Einfluss der Ellipticität der Erde berücksichtigt. — Die Parallaxe der Sonne wird hier etwas gröſser als in der vorigen Ausgabe = 8,8 Sexages. Secunden angesetzt, und ihre Entfernung = 23578 Erdhalbmesser. Diese 17 Abschnitte füllen 272 Seiten, also gerade doppelt so viel Raum als in der ersten Ausgabe, wozu indess die sehr vielen neuen Noten unter dem Texte, welche Anleitung zu Berechnungen enthalten, viel beytragen. Es folgen nun 4 ganz neue Abschnitte über astronomische Instrumente. 18 Abschnitt. Beschreibung und Gebrauch des Wiederholungskreises. Der Vf. giebt nicht bloss eine Beschreibung des Instruments, und lehrt, wie man die Fehler in der Aufstellung erkennen und ihnen abhelfen soll, sondern er geht umständlich die verschiedenen Beobachtungen, wozu man dieses Instrument gebraucht, durch, und giebt vollständige Anweisung, sie anzustellen; er bemerkt endlich noch Fehler dieser Kreise, die schwer wahrzunehmen sind, und doch die Resultate fehlerhaft machen können, und glaubt in diesen Fehlern den Grund zu finden, warum sich zwischen Beobachtungen, die mit gleich guten Wiederholungskreisen angestellt sind, oft constante Differenzen finden. Dieser, überhaupt sehr interessante Abschnitt enthält am Schlusse noch einige lesenswerthe Bemerkungen über die Niveaus. Die übrigen 3 Abschnitte sind von Hn. *de Rossel*; sie enthalten die Beschreibung und die Anweisung zum Gebrauche des Spiegelsextanten, des Spiegelkreises und der Boussole. Diese Anweisungen sind sehr deutlich und praktisch; indess hat Hr. *de Rossel* sich nicht in die Berechnung der Folgen eingelassen, welche aus etwanigen Fehlern entspringen, sondern lehrt bloss, wie diesen Fehlern abzuhelfen sey.

Von den zu diesem ersten Buche gehörigen Noten findet man hier nur einige, indem die meisten bis zum Schlusse des dritten Bandes verspart sind; die mitgetheilten sind fast ganz von denen verschieden, die in der ersten Ausgabe standen.

Ungefähr dasselbe Verhältniss findet auch bey den zwey anderen Theilen dieser neuen Auflage Statt, auf welche wir wohl künftig zurückkommen werden. Man sieht schon aus dem Gesagten, dass man das Buch eigentlich kaum eine zweyte Auflage nennen kann, sondern vielmehr als ein ganz neues Lehrbuch der Astronomie, in welchem nur einzelne Stellen aus dem

älteren unverändert aufgenommen sind, betrachten muss. Dass das Werk bey dieser Umarbeitung in vielem Betrachte gewonnen hat, wird Niemand leugnen, indem es nun nicht bloss Anfängern lehrreich ist, sondern auch denen, die mit den Elementen der Astronomie schon bekannt, aber im Beobachten nicht sehr geübt sind und die Kunst des Beobachtens zu erlernen wünschen. Aber gleichwohl können wir die Frage nicht unterdrücken, ob diese Ausdehnung des Plans wohl dem ursprünglichen Zwecke recht angemessen ist. — Der Anfänger findet, wie es uns scheint, zu Vieles, und würde den geringeren Umfang der ersten Ausgabe seinen Bedürfnissen angemessener finden; der angehende Astronom aber findet hier doch noch zu wenig, und wird immer noch grössere Werke mit zu Rathe ziehen müssen. Das ist aber gewiss, dass Jeder, der die erste Ausgabe studirt hat, diese zweyte Ausgabe gleichsam als einen zweyten Cursus mit vielem Nutzen und Vergnügen lesen wird. B.

1) **Herborn**, in der Hohenschulbuchhandlung: *Kurze Anleitung zum Kopfrechnen für den Gebrauch in Schulen.* Von *Ph. Ch. Steup*, Lehrer an der Töchterschule zu Dillenburg. 1810. X u. 174 S. 8. (10 gr.)

2) **Lemgo**, b. Meyer: *Die Decimalrechnung für das gemeine Leben, nach den Bedürfnissen unserer Zeiten und deren Anwendung bey der Geometrie* u. s. w. Von *J. P. Roscher*. 1811. 120 S. 8. Nebst einer Zahlentabelle. (10 gr.)

3) **Düsseldorf**, b. Dänzer: *Anfangsgründe der Arithmetik für Schulen.* Von *Joh. Paul Brewer*, Prof. der Phys. und Mathem. Zum Gebrauche der Schüler des düsseldorfer Lyceums. Ohne Jahrzahl. VI u. 92 S. 8. (8 gr.)

4) **Altona**, b. Hammerich: *Auflösungen zu den vermischten Aufgaben der kroymannischen gemeinnützlichen Algebra*, vom Verfasser (dieser Algebra). 1810. IV u. 103 S. gr. 4. (14 gr.)

Es ist erfreulich, dass verständige Schulmänner, mit dem wahren Geiste der Mathematik und ihrer Lehrart vertraut, sich angelegen seyn lassen, denselben durch schriftliche und mündliche Vorträge allgemein zu verbreiten. Nur dadurch kann der Keim des Wahren tief in dem jugendlichen Geiste Wurzel fassen, und der leider so lange her bestandene Mechanismus aus den Schulen verdrängt werden. Der Vf. von No. 1 wirkt durch seine Schrift zu diesem Zwecke lobenswürdig mit. Seine Ansichten von dem Werthe und der Methode des Kopfrechnens sind die richtigen, und seine Schrift verdient den besseren über diesen Gegenstand beygezählt zu werden. Sie zerfällt in zwey Theile. Der erste besteht aus 12 Übungen, wovon 4 das Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren mit einfachen Zahlen enthalten, und für 6 und 7jährige Kinder bestimmt sind. Die folgenden 4 lehren dieselben vier Rechnungsarten mit doppelten Zahlen, für Kinder von 8 und 9 Jahren, und dem 10 und 11 Jahre sind die 4 letzten Übungen von den Hauptoperationen in Brüchen bestimmt. Der zweyte Theil enthält eine vom Leichten zum Schweren allmählich fortschreitende Sammlung von Aufgaben in benannten Zahlen, welche durch Beyspiele aus dem gemeinen Leben erläutert sind. Die Art, wie der Vf. diese Gegenstände dargestellt hat, können wir im Allgemeinen als eine recht zweckmässige und gelungene empfehlen; doch sehen wir uns zu folgenden Bemerkungen genöthigt. S. 35—37 soll dem Kinde bekannt gemacht werden, wie viele Kreuzer, Stüber, Albus, Groschen u. s. w. in einem Gulden, Reichsthaler, preussischen Thaler u. s. w. enthalten sind; und da heisst es unter anderen: 1 preuss. Thaler hat $1\frac{3}{4}$ Gulden, oder $1\frac{1}{6}$ Rthlr.; ferner: eine brabanter Krone hat $2\frac{7}{10}$ Gulden, oder $1\frac{4}{5}$ Rthlr. Wie kann das Kind diese Werthe richtig übersehen, da ihm noch nichts von Brüchen beygebracht worden ist, von welchen erst unten S. 66 gesprochen wird! Soll das Kind dergleichen Verwandlungen nicht bloss mechanisch lernen: so müssen sie hier noch wegbleiben. Auch die Erklärung der Brüche, als Theile vom Ganzen, die entweder grösser oder kleiner erscheinen, je nachdem mehr oder weniger Theile aus dem Ganzen gemacht worden sind, ist unbefriedigend, da der wesentliche Umstand, dass es *gleiche* Theile der Einheit seyn müssen, gar nicht dabey erwähnt wird. Eben so wenig Bestimmtheit haben die Erklärungen vom Zähler und Nenner, wovon es heisst: Wenn man einen Bruch ausspricht: so nennt man zwey Zahlen, davon heisst die *obere* Zähler, … und die *untere* Nenner. Hier muss vielmehr den Kindern deutlicher gezeigt werden, wie zu dem Begriffe des Bruchs jene zwey Zahlen unumgänglich nothwendig sind. Am Besten geschieht dieses an einer geraden Linie, wo obige Begriffe so leicht aus der Anschauung fliessen. Druck und Papier sind zweckmässig; Druckfehler fanden wir selten.

Wenn man No. 2 nach der wahren Bedeutung des Worts *Decimalrechnung* beurtheilt: so findet man entweder gar nicht, oder doch sicher nicht Alles, was man darin zu suchen berechtigt wäre. Der Vf. versteht nämlich unter Decimalrechnung die Rechnung mit Decimalbrüchen, und so sollte es auf dem Titel richtiger *Decimalbruchrechnung* heissen. Das Schriftchen setzt Leser voraus, welchen die Rechnungsarten des gemeinen Lebens, besonders Regel Detri und Kettenregel, hinlänglich geläufig sind. Der 1 Abschnitt handelt von der Decimalbruchrechnung überhaupt, und besonders von den vier Hauptoperationen in Decimalbrüchen, nebst einigen Anwendungen auf Reductionen u. s. w. Das meiste hieher Gehörige ist mit Klarheit entwickelt und in schicklichen Beyspielen erläutert. Bey der Multiplication hätte auch der Fall bemerkt werden sollen, wenn der eine Factor ein Decimalbruch, der andere eine ganze Zahl ist; auch wie man sich zu verhalten habe, wenn bey der Multiplication zweyer oder mehrerer Decimalbrüche die Summe ihrer Decimalstellen mehr beträgt, als die Summe der Ziffer ihres Products. §. 10 sollte das Sinnlose einer Multiplication, worin

beide Factoren benannte Zahlen sind, mit mehr Deutlichkeit auseinandergesetzt seyn. Eben diese Bemerkung gilt von der Division S. 19, wo Dividend und Divisor dergleichen Zahlen sind. — Bey den Divisionsaufgaben vermissten wir den Fall, wo der Divisor ein Decimalbruch, der Dividend aber eine ganze Zahl ist, welcher Fall sich wieder in zwey besondere theilt, je nachdem die sämmtlichen Ziffern des Divisors grösser oder kleiner als die des Dividenden sind. — Der 2 Abschnitt begreift die Anwendung der Decimalbrüche auf die Geometrie. Der Vf. handelt hier die vier Grundrechnungen mit Decimalbrüchen noch einmal ab. Diese Wiederholung ist nicht der Gründe, sondern nur ihrer Anwendung wegen zu entschuldigen, indem zur Ausführung der Rechnungsoperationen durchaus keine neuen Regeln erfoderlich sind. Wenn der Vf. S. 38 für die Multiplication und S. 40 für die Division eigenthümliche Vorschriften angiebt: so können wir denselben unseren Beyfall nicht schenken, da sie im Ganzen mehr zusammengesetzt sind und leichter zu Übereilungen Veranlassung geben, als die gewöhnlichen Regeln. Wir belegen dieses nur mit Einem Beyspiele. S. 38. a) „Bey Berechnung des Flächeninhalts, wenn nämlich Längen mit Längen multiplicirt werden, addirt man die letzten Zeichen der beiden Factoren, und setzt die Hälfte von dieser Summe über die Endziffer des kommenden Flächenmasses. Wenn aber die Summe der beiden Charaktere ungerade ist: so hängt man einem Factor noch eine Null mit dem folgenden Charakter an, um die Summe der letzten Zeichen von beiden Factoren halbiren zu können. Diese Null muss aber auch dem Producte angehängt werden." Ein Beyspiel ist $28^{\circ} \times 1' 2'' 5'''$, wo es sicher einfacher ist, der allgemeinen Regel zu folgen, und zu sagen: $28^{\circ} \times 1' 2'' 5''' = 28000 \times 125 = 3|50|00|00 = 3^{\circ} 50'$. — Der Rest dieses Abschnitts enthält lehrreiche Beyspiele. Im 3 Abschnitte werden die Regeln zur Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzel praktisch vorgetragen und mit brauchbaren Anwendungen erläutert. Mit gleicher Rücksicht auf das Praktische sind im 4 Abschnitte die Verhältnisse und Proportionen behandelt. Die Logarithmenlehre im 5 Abschnitt ist auf wenigen Blättern gut vorgetragen. Auch sind die zahlreichen Beyspiele sehr erläuternd. Wer jedoch diesen Gegenstand zum ersten Male studirt, wird der Hülfe eines sachkundigen Lehrers bedürfen. Wir bemerken noch, dass der Vf. in den meisten Abschnitten, der Theorie wegen, sich auf die beiden Theile seines gemeinnützigen Rechenbuchs bezieht. In dem Anhange sind 30 gut gewählte Übungsaufgaben, und nach denselben deren Resultate angeführt. Papier und Druck sind gut.

Auch No. 3 verdient eine rühmliche Erwähnung. Das Schriftchen ist zunächst für solche bestimmt, welche sich der Mathematik zu widmen gedenken, und ihres zarten Alters wegen die strengen mathematischen Beweise noch nicht zu fassen im Stande sind. Es enthält in 7 Capiteln die Lehre von der Kenntniss und den Veränderungen der Zahlen, die Rechnung mit benannten Zahlen, die gewöhnlichen und Decimal-Brüche, die Verhältnisse und Proportionen, nebst ihrer Anwendung auf Fälle des gemeinen Lebens, und einen Anhang von der Buchstabenrechenkunst. Jedem einzelnen §. ist, statt der sonst gewöhnlichen Überschriften, eine Frage vorgesetzt, welches wir sehr billigen, da sie den Anfänger jedesmal auf die Hauptsätze hinweiset. Der Lehrer aber wird genöthigt seyn, bey dem wirklichen Vortrage, nach dem Bedürfniss seiner Schüler, noch mehrere damit zu verbinden. Besonders zeichnen wir die Deutlichkeit der Begriffe und die Klarheit der Vorschriften aus, welche fast überall herrscht. Diess war aber auch um so nöthiger, da die meisten Sätze ohne Beweise vorgetragen sind. Dieses Letztere können wir freylich nur für den *ersten* Lehrcursus billigen. Bey einer Wiederholung muss durchaus der Lehrer seinen Schülern die Gründe darlegen, aus welchen diese praktischen Regeln hervorgehen. Ohne dieses würde der Lehrling doch immer nur zu einem mechanischen Rechner gebildet, welches dem Hauptzwecke des Unterrichts entgegen ist. — Vermisst haben wir in der Darstellung theils *mehrere* Beyspiele über einzelne Rechnungsarten, theils ihre Erklärungen nach den vorgetragenen Regeln. Für die Subtraction in ganzen Zahlen (S. 8 u. 9) ist nicht einmal ein einziges Beyspiel angeführt. Eben diess gilt von der Multiplication und Division in Decimalbrüchen. — Die Erklärung des Verhältnisses durch *die Art, wie eine Grösse aus der anderen entsteht*, können wir nicht billigen. Der Vf. hätte, grösserer Deutlichkeit wegen, die gewöhnlichen Definitionen beybehalten sollen. — Das Papier ist weiss und der Druck correct.

In No. 4 theilt uns der bekannte Vf. eine Sammlung von 307 algebraischen Auflösungen mit, welche sich auf die vermischten Aufgaben seiner gemeinnützlichen Algebra (2 Auflage, Altona, b. Hammerich 1804) beziehen. Sie entstand, laut der Vorrede, aus dem Wunsche verschiedener Liebhaber, welche jenes Buch besitzen. Da dieselbe nur die Auflösungen, nicht aber die Aufgaben selbst enthält: so wird der Gebrauch der Sammlung nur auf die Besitzer obiger Schrift beschränkt. Übrigens ist die Sammlung, wie wir aus der Durchsicht entnommen haben, recht wohlgewählt, und enthält nützliche algebraische Übungen. Um dieselbe gemeinnützlicher zu machen, fodern wir den Vf. auf, zum Besten der Anfänger des algebraischen Studiums auch die Aufgaben, in gleichem Formate, herauszugeben, damit diese, mit den Auflösungen verbunden, ein für sich bestehendes Werkchen bilden, welches wir den Liebhabern algebraischer Rechnungen, als ein sehr nützliches Übungsbuch, mit vollem Rechte empfehlen könnten. Der Druck ist fehlerfrey.

Δ

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Giessen*, b. Tasché: *Rechenscheibe zur Bestimmung des Cubikinhalts der Cylinder, Kegel und abgekürzten Kegel;* entworfen und berechnet von dem Kriegsrath *Pfaff* in Giessen. Gest. von *E. Wolf* in Mannheim. Nebst einem Bogen Beschreibung und Anweisung zum Gebrauch derselben. (3½ fl. rhein., oder 2 Rthl. 2 gr. sächs.) Obgleich

in manchen Zeitungen von dieser zwar schön gestochenen und genauen, allein auch sehr theuern Rechenscheibe viel Wesens gemacht worden ist, und durch sie „alle bisher erschienenen Cubiktabellen für runde Stämme ganz entbehrlich werden, und dieselbe noch den besonderen Vorzug vor diesen haben soll, dass auch der Cubikinhalt der abgekürzten Kegel — als welche Figur die mehresten Stämme enthalten — auf eine so leichte Art danach zu bestimmen sey, dass Jeder, welcher nur addiren könne, die sonst sehr mühsame und weitläuftige (?) Berechnung ohne alle mathematischen Kenntnisse zu bewerkstelligen im Stande sey“ — : so muss Rec. dieser leidigen Eselsbrücke, nach dergleichen gewisse Forstmänner und Bauleute so gierig zu greifen pflegen, nicht sowohl in materialer als vielmehr in formaler Hinsicht seinen Beyfall gänzlich versagen. Abgesehen davon, wie leicht nach den bekannten Formeln Körperinhalte nach zwölftheiliger Eintheilung mittelst des Zwölf-Ziffern-Systems oder der Taunadik zu berechnen sind, beym Verhältniss des Diameters zur Peripherie wie 1 : 3,1848 (zwölftheilige Brüche): so würden wir dem einmal berechneten Rechenknechte keineswegs die unbequeme und unbehülfliche Form einer Kreisscheibe, auf Pappe, oder, wie andere Blätter noch toller vorschlugen, auf Bret — aufgeleimt, gegeben haben, welche man beym Gebrauche kreisend drehen muss, wenn man mehrere geforderte Zahlen ausschreiben will. — Denn diese Knechte sollen doch für den Forst- und Bau-Mann leicht in die Forste mitnehmbar, und also *bequem* in die Tasche zu stecken seyn, und dazu ist diese sehr *breit und lang* dahin gepflanzte Rechenscheibe keineswegs geschickt.

Die berechneten 13 concentrischen Kreiscolumnen konnten mit ihren 13mal 154 Zahlenräumen sehr leicht in eine gewöhnliche Tabellenform in Taschen- oder gross Duodez-Format gebracht, auf gewöhnliche Weise mit Schrift gedruckt, und dadurch *viel wohlfeiler* — im Preise gestellt werden. (Die Weiser für die Cylinder und Kegel befanden sich dann beym Eingang oben und unten.) Acht Seiten in Duodez reichten aus, dieselben Zahlen zu enthalten, dazu die Anweisung zum Gebrauch auf 8 oder 10 Seiten: so wurden nur 1½ Bogen in gr. 12 erfodert, und — dieser Rechenknecht konnte so viel *Batzen* gelten, als er jetzt *Gulden* kostet. Auch können wir keinen Grund finden, warum die Ziffern des Umfangs und die des Cubikraumes nicht einerley Stellung haben. — Der Umfang der Hölzer wächst darin von 1 bis 154 Zoll zollweise; der Weiser für den Cylinder enthält nur jene Längen von 1, 2, 3, 4, 5, 10, 20, 30, 40, 50 Fuss; der Weiser für Kegel die Längen von 1, 2, 3, 6, 9, 12, 15, 30, 60, 90, 120, 150 Fuss. Man muss also die zwischen diese fallenden Längen durch Sonderung und theilweise Aufsuchung und Addition der letzten finden.

Ulm, in der stettinischen Buchh.: *Analytisch-praktische Abhandlung über die Berechnung der Gewölbe*, von *C. L. Bösling*, D. der Philos., Prof. der Mathematik und Physik zu Ulm. Mit 1 Kupfertafel. 1810. 58 S. 4. (45 kr. rhein.) Die Lehre, Gewölbe zu berechnen, und deren Festigkeit nach Grundsätzen der Statik gehörig zu beurtheilen, ist vielen Schwierigkeiten unterworfen. Seit ungefähr 60 Jahren haben sich mehrere sehr gute Köpfe in Frankreich und Deutschland mit diesem Gegenstand beschäftigt, aber nicht immer mit Glück; mehrere haben sich in ihren Behauptungen geirrt, und sind widerlegt worden, wenigstens in vielen wichtigen Sätzen. So ist es den verdienstvollen Mathematikern *Belidor*, *Frezier*, und selbst unserem *Lambert* ergangen. Ein Rechnungsfehler, welchen der letztere beging, hat ihn insbesondere auf sonderbare Resultate in seinen Untersuchungen hingeführt, und der Gang seiner Vorstellungen war überhaupt schon in dieser Arbeit fehlerhaft. Daher angehende Mathematiker, welchen doch immer in diesem Fach *Lamberts* Abhandlung in seinen *Beyträgen* am leichtesten bey uns unter die Hand fällt, davor gewarnt werden müssen.

Der Vf. der gegenwärtigen gelehrt und sorgfältig abgefassten Schrift führt in der *Einleitung* auch das, was *de la Hire*, *Bossut*, *Perronet*, *Prony*, *v. Abpsaltern* in dieser Theorie mit Rücksicht auf die Praxis geleistet haben, der Zeitordnung nach an. Seine Abhandlung selbst dehnt sich auf statische Untersuchungen über Stärke und Druck bey Gewölben aus. Sie stellt bloss die verschiedenen Berechnungsarten dar, welche bey den mancherley Gattungen construirter Gewölbe vorzunehmen sind, um äussere Fläche und Cubikinhalt, durch Benutzung der vorgetragenen Formeln, sicher zu finden. Die Abhandlung enthält vier Hauptabschnitte. I. Über Bogengewölbe, und zwar über elliptische, cirkelförmige und zusammengesetzte Gewölbe; geschobene und gedrückte. In der ersten Deduction, wo die Gleichungen für den Kreis und die Ellipse angeführt werden, kommen einige Differential- und Integral-Formeln vor, um darzuthun, wie man Flächenstücke des Kreises, welche weniger als ein Quadrant betragen, berechnen, wobey freylich praktische Geometer, für welche die Schrift bestimmt ist, nicht völlige Befriedigung finden werden. Sie müssen allerdings schon Vieles wissen, was man gewöhnlichen Geometern nicht zumuthet. — Allein in den Vorträgen dieser Lehre ist auch in der That kaum ein anderer Rath oder Ausweg möglich, wenn man nicht vielen Raum vor sich hat, um weit auszuholen, als dass die Praktiker einige Sätze auf guten Glauben hinnehmen; und selbst wohlerfahrene Geometer, welche manche analytische Formeln verstehen, müssen sich dieses gefallen lassen. II. Von Kesselgewölben, oder Kuppeln; von elliptisch-sphäroidischen, gedrückten und überhöhten insbesondere; hierauf von sphärischen, vollen und flachen. Hiebey werden einigemal Näherungen durch Reihen angewendet, wogegen sich wohl Erinnerungen machen liessen. In der Hauptsache aber ist der Vortrag mit guten Gründen belegt. Der III Abschnitt beschäftigt sich mit einer Deduction, wie die sogenannten *Klostergewölbe* berechnet werden müssen, deren Behandlung die der *Halb-Hufen* voraussetzt, wobey man bekanntlich immer von den Durchschnitten eines Cylinders mittelst zweyer Ebenen, welche *Viertels-Cylinder* erzeugen, ausgehen muss. Es werden einfach-geschmiegte und doppelt-geschmiegte Halb-Hufen betrachtet, und gezeigt, auf welche Formeln man dabey nothwendig hinauskomme. Diese schwierigen Untersuchungen sind fein durchgeführt und instructiv. Die letzte Abhandlung lehrt die Art, wie Kreuzgewölbe berechnet werden müssen. Vieles wird hier benutzt, was in dem nächst vorhandenen Abschnitt erwiesen worden, wie sich denn die Rechnung hiebey allerdings auf den dort nachgewiesenen Calcul der sogenannten *Schilder* gründet. Auch die Verzeichnung der *Wölbungslinien*, welche hiebey Statt findet, wird deutlich gezeigt, so wie dieses auch bey den vorher beleuchteten Wölbungslinien anderer Art geschehen: worüber allerdings Praktiker Ursache haben werden, zufrieden zu seyn. Übrigens würde von Nutzen gewesen seyn, wenn in jedem Abschnitt wenigstens einige Zahlen-Exempel vorgelegt worden wären.

Ar.

Hannover, b. Telgener: *H. F. Irsengarth gemeinnütziges Compendium von Quadratflächen-Tabellen, zum Ausmessen und Eintheilen der Flächen, und besonders der Ländereyen, durch Masse und Schritte u. s. w.* 1810. 148 S. 8. (16 gr.) Der Vf. hatte bey Herausgabe dieser Tabellen die Absicht, den Besitzern der Grundstücke ein Mittel an die Hand zu geben, die Grösse derselben auf die einfachste Art zu finden, und ausserdem dieselben in gewisse Theile abzutheilen, oder auch Stücke von gegebener Grösse von denselben abzuschneiden. Er denkt sich dabey dieselben eben, und betrachtet sie durchgehends als rechtwinklichte Rectangeln. — Nach dieser Ansicht findet man in den beiden ersten Tabellen für gegebene Längen und Breiten immer das ihnen entsprechende Flächenmass, und zwar in der ersteren nach Decimal-, in der anderen nach 16theiligem Mase. Eben so geben in diesen Massen die 3 und 4 Tabelle die Länge oder Breite an, welche ein Stück von gegebenem Inhalte haben soll, das von einem Grundstück abgeschnitten worden, oder wenn das Grundstück selbst in bestimmte Theile eingetheilt werden soll. Die 5 Tabelle erfüllt die Absicht der ersteren; nur ist dieselbe nach Schritten regulirt, den Schritt zu 2½ Fuss gerechnet.

Wenn auch diese Tabellen allerdings für rectangulaire, ebene Grundstücke sehr viel Bequemes haben mögen: so sind sie doch nicht zureichend, wo diese eine irregulaire Form, oder gebogene Umfangs-Seiten haben; auch kommen sie ausser Anwendung bey Grundstücken, die an Bergwänden liegen.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 MAY, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Schoell: *Voyage de Humboldt et Bonpland.* Première Partie. Relation historique. Atlas pittoresque. Auch unter dem Titel: *Vues des Cordillères, et Monumens des peuples de l'Amérique;* par *Al. de Humboldt.* 1810. Première livraison, contenant les planches 1 à 12, avec leur explication. Deuxième livraison, cont. les planches 13 à 22, av. l. e. Zusammen 124 S. Text. gr. fol. (Sur papier colombier vélin, figures avec la lettre finie, pour accompagner le papier ordinaire du texte, 144 francs; figures avant la lettre (ou plûtôt la lettre légèrement tracée), pour accompagner le papier vélin, 212 francs.)

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welchen die berühmten Reisenden *Humboldt* und *Bonpland*, während ihres Aufenthalts in den Tropenländern des neuen Continents, dieselbe gründliche Aufmerksamkeit widmeten, und die überaus reiche Ausbeute, welche die Frucht ihrer vielseitigen Beobachtungen und Nachforschungen gewesen ist, haben sie bestimmt, die ganze Masse von ihren gesammelten Berichten, Untersuchungen, Bemerkungen und Resultaten in sechs verschiedenen Prachtwerken bekannt zu machen. Das erste enthält die generelle Physik und den eigentlichen Reisebericht; das zweyte die Zoologie und vergleichende Anatomie; das dritte einen politischen Versuch über Neu-Spanien; das vierte Astronomie; das fünfte Mineralogie und Magnetism; das sechste Botanik. Die ganze Collection, welche zusammen aus zwölf Bänden in Quart, drey Bänden in Folio, zwey Sammlungen geographischer und einer Sammlung pittoresker Zeichnungen bestehen wird, nähert sich nun ihrer Vollendung: ein Riesenwerk an innerem und äusserem Umfang und Gehalt, dem die neueste Literatur Europens nur wenige ähnliche an die Seite stellen kann. Die vor uns liegenden *Vues des Cordillères et monumens des peuples de l'Amérique*, welche zusammen aus ungefähr fünf Heften bestehen und funfzig bis sechzig Kupfertafeln enthalten werden, formiren, wie der äussere Titel uns lehrt, den ersten Theil des schon längst mit der grössten Sehnsucht erwarteten Reiseberichts. Hr. *v. H.* schenkt durch dasselbe der Literatur eines der reichhaltigsten, wichtigsten und vorzüglichsten Werke für höhere Geographie und Geschichte. Reichthum an gelehrten Kentnissen, eine geniale Grosheit der Ansichten, philosophischer Scharfsinn in Auffindung und Durchführung glänzender Hypothesen, Eleganz der Schreibart und hohe äussere Pracht wetteifern in gefälliger und erfreulicher Harmonie, es dem Leser und Beschauer zu empfehlen. Da aber dieses vortreffliche Werk, bey der durch die äussere zum Theil wohl unnöthige Pracht veranlassten Kostbarkeit, nur Wenigen von denen zu Gesichte kommen wird, welchen es gerade den grössten und schönsten Genuss gewähren könnte und müsste, und kaum Einige von diesen im Stande seyn möchten, es sich selbst anzuschaffen: so halten wir uns um so mehr verpflichtet, einige Bemerkungen, zu welchen wir bey dem Studium desselben veranlasst worden sind, mit einer zwar gedrängten, doch erschöpfenden Angabe seines Inhalts zu verbinden.

Nach der Zueignung an den grossen Archäologen *Ennius Quirinus Visconti*, spricht Hr. *v. H.* zunächst in einer kurzen Einleitung von dem verschiedenen Interesse, welches Denkmale von Völkern, die durch langer Jahrhunderte Zwischenraum von uns getrennt sind, einflössen können. Kunstwerke solcher Nationen, welche schon einen beträchtlichen Grad der Cultur erreicht hatten, erregen unsere Bewunderung theils durch Schönheit und Harmonie der Formen, theils durch das Genie, das sie gedacht hat. Denkmale anderer, denen ein so hoher Grad der Cultur mangelte, oder welche, theils aus politischen und religiösen Ursachen, theils wegen der Beschaffenheit ihrer Organisation, weniger empfänglich für Schönheit der Formen waren, können nur als historische Monumente Aufmerksamkeit verdienen. In diese Classe gehören auch die schwachen Überbleibsel der Kunst, oder vielmehr der Industrie der Völker des neuen Continents. Nur bey den Gebirgs-Völkern desselben finden sich merkwürdige Denkmale. Abgesondert in der Wolkenregion, auf den höchsten Plateau's der Erde, umringt von Vulcanen, deren Krater umgeben sind von ewigem Eis, scheinen sie nur das bewundert zu haben, was die Einbildungskraft durch Grösse der Massen ergreift, und darum tragen ihre Werke das Gepräge der wilden Natur der Cordilleren. Um dieser gegenseitigen Beziehung willen, war es gewiss sehr zweckmässig, die Denkmale der Ureinwohner von Amerika, und die malerischen Ansichten des Gebirgslandes, welches diese Völker bewohnten, in eben demselben Werke darzustellen. Zu bequemerer Übersicht wollen wir in dieser Anzeige von den einzelnen Darstellungen nicht in derselben Folge sprechen, welche in dem Werke selbst bald Ansichten, bald Monumente giebt; sondern im Zusammenhange zunächst von jenen, und dann von diesen.

Ansichten. Man hat weniger diejenigen darstel-

len wollen, welche einen malerischen Effect hervorbringen, als die Umrisse der Berge, die Thäler, von denen ihre Seiten durchfurcht sind, und die imposanten Fälle der Giesbäche. *Ansichten aus den nördlichen Cordilleren.* Tab. III. *Vue de la grande place de Mexico.* Die neue von Cortez auf den Trümmern der alten erbaute Stadt Mexico hat ungefähr 140,000 Einwohner. Mit den Verschönerungen, welche der Vicekönig, Graf von Revillagigedo, ihr gegeben hat, läſst sie sich den vorzüglichsten Städten Europens vergleichen. Der auf der Kupfertafel nach einer Zeichnung des Hn. Ximeno, Directors der Classe der Malerey bey der Akademie der schönen Künste in Mexico, vorgestellte grosse Platz begreift den Raum, auf welchem vormals der grosse pyramidalische Tempel des Mexitli, des Schutzgottes der Azteken, gestanden hat. Zur Rechten zeigt sich der Pallast des Vicekönigs von Neuspanien, ein Gebäude von einfacher Architektur, ursprünglich der Familie Cortez zugehörig. In der Mitte erblickt man die zum Theil im gothischen Stil erbaute Hauptkirche; vor derselben die im Jahr 1803 auf Kosten des Vicekönigs, Marquis von Branciforte, errichtete, sehr schöne bronzene Statue équestre des Königs Karl IV. D. Manuel Tolsa, aus Valencia in Spanien gebürtig, Director der Classe der Bildhauerey bey der Kunstakademie zu Mexico, hat sie gezeichnet, modellirt, gegossen und aufgestellt. Ihr Gewicht beträgt beynahe 23,000 Kilogrammen, und der erste Guſs gelang sogleich. Das Pferd ist nicht vergoldet, sondern mit einem olivenfarbigen, ins Braune stehenden Firniſs überzogen. Tab. IV. *Ponts naturels d'Icononzo.* Unter den vielen erhabenen Scenen, welche die Cordilleren darbieten, ergreifen die Thäler am meisten die Einbildungskraft des europäischen Reisenden. Klüfte, deren Grund und Rand mit einer kraftvollen Vegetation geschmückt sind, tiefer und enger als die Alpen und Pyrenäen, und zwar oft von so ansehnlicher Tiefe, daſs der Gipfel des Vesuvs, würde dieser Berg in sie gestellt, doch nicht hervorragen würde, tragen die Ansichten derselben den wildesten Charakter. Die obere der hier vorgestellten natürlichen Brücken über den Icononzo, über welche man von einem Theile des Thals nach dem andern wandert, scheint ihren Ursprung dadurch erhalten zu haben, daſs bey der Bildung der Kluft eine compacte und quarzige Sandsteinlage der das Gebirge zerreissenden Gewalt widerstanden hat. Eine ununterbrochene Fortsetzung jener Lage ist es, wodurch die Brücke gebildet wird. Die Länge derselben beträgt 14½ Meter, die Breite 12 M., 7, die Dicke im Mittelpuncte 2 M., 4; die Höhe aber über der Wasserfläche des unter ihr rauschenden Waldstroms 97 M., 7. Die andere Brücke, zehn Toisen unter dieser, besteht aus drey ungeheuren Felsenmassen, welche gerade so fielen, daſs eine die andere stützt, und die mittelste den Schluſsstein des Gewölbes bildet. Mitten in derselben ist ein Loch von mehr als acht Quadratmetern Umfang. Blickt man durch dasselbe hinab in den Abgrund: so scheint der Strom in einer finsteren Höle zu fliessen. Über dem Wasser flattern Tausende der Nachtvögel, welche die Kluft bewohnen, und man hört ihr klägliches Geräusch. Ein Irrthum ist es, wenn die götting. gelehrten Anzeigen Jahrg. 1811. St. 156 und 157, wo sie dieser Brücken erwähnen, nur als von einer sprechen, und die Beschreibung der einen und der andern mit einander vermischen. Wir erinnern uns, von mehreren solchen Naturbrücken in Neuspanien gelesen zu haben, unter andern von der sogenannten Ponte di Dio über den tiefen Fluſs Atoyaque, über welche Kutschen und andere Wagen bequem fahren können. Sehr angenehm würde es seyn, durch Hn. *v. H.* nähere Nachricht davon zu erhalten. Tab. XXII. *Rochers basaltiques et Cascade de Regla.* Diese Basalte von Regla, fünfundzwanzig Lieues nordöstlich von Mexico, geben einen unwidersprechlichen Beweis der Identität der Formen an den Felsen verschiedener Klimate. Hr. *v. H.* theilt einige vortreffliche Bemerkungen darüber mit. Auch die kleinsten an den europäischen Säulenfelsen bemerkten Zufälligkeiten finden sich in diesen mexicanischen Basalten. Durch Gruppen solcher Basalt-Felsen bahnt sich ein kleiner Fluſs den Weg, der die zum Verquicken nöthigen Stampfwerke in Regla treibt. Die herabfallende Wassermasse ist wirklich sehr ansehnlich; aber ihr Fall beträgt nur sieben bis acht Meter. Die Säulen-Basalte erheben sich zu beiden Seiten der Schlucht über dreyſsig Meter hoch, und sind mit Cactus und Yucca filamentosa dicht überzogen. Die Prismen haben fünf, auch sechs Seiten, und manche bis auf zwölf Decimeter Breite. Sehr merkwürdig für den Geologen ist es, daſs sie auf einer Thon-Schicht ruhen, unter welcher man wieder Basalt antrifft.

Ansichten aus den südlichen Cordilleren. Tab. V. *Passage du Quindiu, dans la Cordillère des Andes.* Das Quindiu-Gebirge, Br. 4° 36', Läng. 5° 12', ist ein dichter, völlig unbewohnter Wald. Man hält es für die beschwerlichste Strasse in der Cordillera der Anden. Auch in der besten Jahreszeit ist sie nicht schneller als in zehn oder zwölf Tagen zurückzulegen, und man muſs sich aus Vorsicht auf einen ganzen Monat mit Lebensmitteln versehen. Der enge sehr beschwerliche Weg bildet gröſstentheils offene, durch den Felsen gehauene Gallerieen, welche zuweilen bis auf zweytausend Meter Länge haben. Bey dem gegenwärtigen Zustande desselben wäre es unmöglich, ihn auf Maulefeln zu machen. Um es nun nicht zu Fuſse thun zu müssen, läſst man sich von Menschen tragen, und zwar auf einem ihnen auf den Rücken gebundenen Sessel. Vom Reisen auf dem Rücken eines Menschen (*andar en carguero*) spricht man daher in diesem Lande, wie anderwärts vom Reisen zu Pferde. Die Cargueros tragen gewöhnlich 75 bis 80 Kilogramme. Ungeachtet der Beschwerden und Mühseligkeiten dieses Gewerbes, mit welchem man aber gar keine erniedrigende Vorstellung verbindet, ziehen es doch an diesen Gebirgen wohnende junge und starke Männer allen anderen Beschäftigungen vor. Aus Hang zu einem unabhängigen und herumschweifenden Leben, wählen sie es freywillig. Die

Kupfertafel giebt uns eine sehr pittoreske Gegend beym Eingang in das Quindiu-Gebirge. Der abgestumpfte, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel des Tolima blickt über eine Masse von Granitfelsen hervor. Der kleine Fluss Combeima schlängelt sich durch ein enges Thal dahin, und bahnt sich seinen Weg durch ein Gebüsch von Palmbäumen. Im Hintergrunde wird ein Theil der Stadt Ibague sichtbar, das grosse Thal des Magdalenenflusses und die östliche Kette der Anden; im Vorgrunde ein Trupp Cargueros, die den Weg in das Gebirge nehmen. Man bemerkt die sonderbare Art, auf welche der Sessel von Bambusholz, der ihre Schultern belastet, durch ein Stirnband, wie bey Pferden und Ochsen, im Gleichgewicht gehalten wird. Tab. VI. *Chute du Tequendama.* Ein einziger Fluss der Funzha, gewöhnlich Rio de Bogota genannt, nimmt alle Wasser des 2660 Meter über dem Meeresspiegel erhabenen Thals von Bogota in sich auf. Er verläfst es bey der Pächterey Tequendama, indem er sich durch eine Öffnung in eine Kluft stürzt, die sich gegen das Bassin des Magdalenenflusses herabzieht. Dieser Fall des Rio de Bogota bey Tequendama vereinigt alles, was eine Gegend im höchsten Grade malerisch machen kann. Im Lande selbst wird er mit Unrecht für die höchste Cascade auf der Erde gehalten. Gewifs aber ist, dass es kaum noch eine geben möchte, welche bey einer so ansehnlichen Fallhöhe eine so grosse Wassermasse enthielte. Nicht weit über dem Fall hat der Fluss noch eine Breite von ein und vierzig Metern, beym Anfang der, wie es scheint, durch ein Erdbeben gebildeten Kluft aber muss er sich sehr verengen, weil sie nur zehn bis zwölf Meter Breite hat. Hundert und fünf und siebenzig Meter tief stürzt sich die Wassermasse in zwey Streifen herab, und auch noch zur Zeit der Dürre hat sie ein Profil von neunzig Quadratmetern. Ob nun gleich bey dem Sturze eine Menge Wassers in Dünste verwandelt wird: so ist der Strom dennoch unten noch dergestalt reissend, dass sich der Beobachter dem von dem Wasserfall ausgehöhlten Bassin auf 140 Meter nicht nähern kann. Nur schwach wird der Grund dieser Schlucht vom Tageslicht erleuchtet. Die Einsamkeit des Orts, der Reichthum der Vegetation und das schreckliche Geräusch des stürzenden Wassers machen den Fuss dieser Cascade zu einer der wildesten Gegenden in den Cordilleren. Tab. X. *Volcan de Cotopaxi.* Die Kupfertafel zeigt den Gipfel dieses Bergs, des höchsten derjenigen Anden-Vulcane, welche in neueren Zeiten Ausbrüche gemacht haben. Die absolute Höhe des Cotopaxi beträgt 5754 Meter, und also achthundert Meter mehr, als die des Vesuvs seyn würde, wenn er auf dem Gipfel des Pic von Teneriffa stünde. Wegen der häufigen Wiederkehr seiner verwüstenden Ausbrüche, wird er unter allen Vulcanen von Quito am meisten gefürchtet. Wirklich würden die von ihm ausgeworfenen Schlacken und Felsenstücke, womit die benachbarten Thäler im Umkreis von einigen Quadratmeilen bedeckt sind, zusammengenommen, einen kolossalen Berg bilden. Im J. 1738 erhob sich die Feuersäule neunhundert Meter über den Rand des Kraters; im J. 1744 hörte man sein Brüllen in einer Entfernung von zweyhundert Lieues zu Honda; im J. 1764 am 4 April wurde die Luft durch die aus seiner Mündung ausgestossene Asche dergestalt verfinstert, dass die Bewohner der Städte Hambato und Tacunga bis drey Uhr Nachmittags mit Laternen auf den Strassen gehen mussten. Im J. 1803 im Januar fing nach einer mehr als zwanzigjährigen Ruhe die Explosion damit an, dass nach Verlauf einer einzigen Nacht die schneebedeckten Wände des Kegels, die bis zu einer sehr kalten Temperatur hinaufsteigen, sich schon nackt und schwarz in der eigenthümlichen Farbe verglaster Schlacken zeigten. Unsere Reisenden hörten im Hafen von Guayaquil, zwey und funfzig Lieues in gerader Richtung vom Rande des Kraters, Tag und Nacht das ungeheure Brüllen des Bergs, gleich dem wiederholten Abfeuern einer Batterie. Selbst auf der Südsee, südwestlich von der Insel de la Puna, war ihnen dieses schreckliche Getöse noch bemerkbar. Übrigens hat der Cotopaxi die schönste und regelmässigste Form unter allen kolossalen Spitzen der hohen Anden. Er bildet einen vollkommenen Kegel, der, mit einer ungeheuren Schneelage umhüllt, bis Untergang der Sonne in blendendem Glanze strahlt, und sich auf dem azurnen Gewölbe des Himmels malerisch heraushebt. Einleitend zur Erklärung dieser Kupfertafel macht Hr. *v. H.* einige schöne Bemerkungen von der Physiognomie der Gebirge überhaupt, vom Verfahren beym Zeichnen derselben, und von der Übereinstimmung der Physiognomie der Gebirge auf beiden Continenten. Tab. XVI. *Vue du Chimborazo et du Carguairazo.* Abermals eine meisterhafte Beschreibung der Form und Physiognomie der Anden-Gebirge, und vortreffliche Bemerkungen darüber. Die Gruppe des Chimborazo und Carguairazo ist auf der Ebene von Tapia gezeichnet. Die absolute Höhe derselben beträgt 2191 Meter, der Gipfel des Chimborazo reicht also nur 3640 Meter über dieselbe hinaus. Der Carguairazo stürzte im J. 1698 in der Nacht des 19 Julius, während eines Erdbebens, durch welches Tausende von Einwohnern in den nahen Städten Hambato und Klactacunga den Tod fanden, grossentheils zusammen. Aus den geöffneten Seiten des Bergs brachen Wasserströme und Thonauswürfe, und machten die um ihn her liegenden Gefilde unfruchtbar. — Im Allgemeinen müssen wir noch über die nicht gleichen Werth habenden Kupfertafeln, welche diese Ansichten zeigen sollen, die Bemerkung hinzufügen, dass diese malerischen Darstellungen mit den vortrefflichen Beschreibungen keinen Vergleich aushalten. Einige möchten überhaupt zu keiner malerischen Abbildung geeignet seyn, und können nur dadurch verlieren, wie z. B. der Fall des Rio de Bogota. Dann vermissen wir aber auch bey den meisten nicht nur das Auffassen jener charakteristischen Individualität, welche der Natur eines jeden Landes eigen zu seyn pflegt, sondern sie scheinen uns auch nicht aus dem richtigen Standpunct aufgenommen worden zu seyn. Nun sehen sie denn so aus, als hätten diejenigen, welche die wahrscheinlich unvollkommenen Originalzeichnungen weiter ausgeführt haben, sie in un-

sere europäische Natur übersetzt. Die meisten hätten füglich wegbleiben können, indem sie das Werk nur vertheuern, ohne seinen Werth wahrhaft zu vermehren.

Monumente amerikanischer Völker. So gross auch immer das Vergnügen seyn mag, welches die Betrachtung der in diesem Werke mitgetheilten Ansichten der Cordilleren hervorbringt: so kann es nach unserer Überzeugung doch durchaus demjenigen nicht gleich kommen, das durch den Anblick dieser Monumente erregt wird. Ihre Bekanntmachung allein würde hinreichen, den Namen unseres vortrefflichen Landsmannes zu verewigen; denn nicht allein den historischen, auch einen moralischen Werth des Unternehmens möchten wir in Betrachtung ziehen und bemerkbar machen. Europa hat sich auf eine doppelte Weise an den Urvölkern von Amerika versündigt. Nicht genug dass diejenigen aus seinem Schosse hervorgingen, welche seit drey Jahrhunderten bemüht sind, die ganze Individualität derselben zu zerstören und zu vernichten; auch seine Geschichtschreiber haben sich gleichsam zu einem angelegentlichen Geschäft gemacht, den physischen und geistigen Charakter dieser kindlichen Völker auf alle Weise herabzuwürdigen. Gefeyerte Namen sind deswegen anzuklagen, *de Pauw*, *Meiners*, *Raynal* und *Robertson*. Theils Oberflächlichkeit und Scheu vor einem gründlichen Studium der Quellen, theils Vorliebe für widersinnige und abgeschmackte Hypothesen haben sie dazu verführt. Fast verächtlich sind die Darstellungen des unwissenden Schwätzers *de Pauw*, nicht zu entschuldigen die des in pedantischer Einseitigkeit befangenen, höchst unbilligen *Meiners*. Um ihre vorgefassten Meinungen zu beweisen und durchzuführen, haben sie nicht nur die Wahrheit häufig verschwiegen oder ignorirt, sondern auch mit unlöblicher und des Geschichtschreibers unwürdiger Absichtlichkeit den einzelnen Zügen eine solche erkünstelte Zusammenstellung gegeben, dass sich der Charakter der Amerikaner in einem gänzlich falschen Lichte zeigen muss. Von *Reynal* und *Robertson* könnte man sagen, jener habe sich skeptisch, dieser kritisch an ihnen versündigt. Der Eine zieht die ganze alte Geschichte der Amerikaner in Zweifel; der Andere übergeht aus vorgeblicher Unzureichenheit der Nachrichten die Mexicaner und Peruaner gänzlich in seiner Schilderung der amerikanischen Völker: gerade so, als wenn eine allgemeine Geschichte von Europa bis zur Entstehung des Kaiserthums bey den Römern dieser und der Griechen gar nicht erwähnen wollte. So ist es gekommen, dass die Mehrzahl gebildeter Europäer von den Urvölkern Amerika's, wie von allen anderen, welchen unsere sogenannte Cultur und Civilisation fehlt, als von Barbaren denkt und spricht. Von dem Werth dieser Cultur aber und ihres Standpunctes für eine reinmenschliche Geschichte möchte sich schon daraus urtheilen lassen, dass mit derselben fast immer die grösste Sittenverderbniss und also eine moralische Barbarey verknüpft gefunden wird, und dass ihre intellectuellen Vorzüge nicht selten nur mechanische in einer höheren Potenz sind. Die Frage, warum die göttliche Weltregierung es zugelassen hat, dass die fleissigen, tapferen, tugendhaften und frommen Mexicaner und Peruaner, welche unstreitig durch sich selbst noch zu einer schöneren Blüthe gelangt wären, durch die harten, grausamen, habsüchtigen, die Religion als Deckmantel ihrer Verbrechen brauchenden, moralischen Barbaren Europens vernichtet wurden, wird sie gewiss einst befriedigend zu beantworten wissen. Jene andere Schuld aber, die historische Versündigung an dem Charakter der Amerikaner, bleibt den Historikern wieder gut zu machen. Aus diesem, wir glauben, neuen Gesichtspuncte nun betrachtet, ist in neueren Zeiten, ausser des Abate *Clavigero* vortrefflicher *Storia antica del Messico* und der *lettere Americane* des Grafen *Carli*, kein Werk erschienen, welches so viel für diesen schönen Zweck geleistet hätte, als das *humboldtische*. Wie höchst anziehend ist es nicht, durch den Gebrauch solcher künstlicher Hülfsmittel jene eigenthümliche Entwickelung menschlicher Geisteskräfte, jenes eigenthümliche Gepräge menschlicher Hervorbringungen, wie sie dort oben in der Wolkenregion der Cordilleren wurden und werden konnten, in ihrem Entstehen und ihren verschiedenen Gestaltungen kennen zu lernen! Wer Augen hat zu sehen, und Ohren hat zu hören, der erkenne aus den hier für und durch sich selbst sprechenden Abbildungen *noch vorhandener* Denkmale solcher Völker, welche jene Region bewohnten, die Armseligkeit jener engherzigen, erst jüngsthin wiederholten Widersprüche einiger sogenannter philosophischer Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts, welche versichern, dass ohne Eisen, Tonschrift und Geld niemals ein Volk zu einiger höherer Bildung gelangt sey. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Cnobloch: *Materialien zum Dictiren, nach einer dreyfachen Abstufung vom Leichten zum Schweren geordnet, zur Übung in der deutschen Orthographie, Grammatik und Interpunction; mit fehlerhaften Schemen für den Gebrauch des Zöglings, und mit einer kurzen Theorie der Interpunction nach logischen Grundsätzen begleitet von K. H. L. Pölitz.* Zweyte verbesserte Auflage. 1812. X u. 142 S. 8. Die Schemen enthalten 42 S. in 4. (14 gr.)

Ebendaselbst: Kurze Theorie der Interpunction nach logischen Grundsätzen von K. H. L. Pölitz. Zweyte umgearbeitete Auflage. 1812. VI u. 62 S. 8. (6 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MAY, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Schoell: *Voyage de Humboldt et Bonpland.* Première Partie. Relation historique. Atlas pittoresque par *M. de Humboldt.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mexicanische Monumente. Tab. I. II. *Buste d'une Prêtresse aztèque.* Das Original dieses schätzbaren Überbleibsels aztekischer Bildhauerey, nach französischem Mass o M, 38 hoch, und o M, 19 breit, befindet sich in dem Cabinet eines einsichtsvollen Kunstfreundes, des spanischen Officiers Hn. *Dupé* zu Mexico. Die beiden Kupfertafeln stellen es von zwey Seiten in natürlicher Grösse dar, nach einer von einem Zögling der dortigen Kunstakademie unter den Augen des Besitzers verfertigten genauen Zeichnung. Der Kopfputz erinnert an den Schleyer oder die Calantica der Isisköpfe, der Sphinxe und anderer ägyptischer Statüen. Die cannelirten Wulste, welche auf der Rückseite einen grossen in der Mitte durch einen Knoten befestigten Beutel formiren, scheinen Haarmassen zu seyn. Eine schmale Stirnbinde ist mit einer Reihe Perlen geschmückt. Ein dreyeckiges Tuch, an welchem mit vieler Symmetrie zwey und zwanzig Troddeln oder Schellen herabhängen, bedeckt den Hals. Die Augäpfel sind nicht ausgedrückt, wie doch sonst an aztekischen Basreliefs. Vorn bemerkt man, einen halben Decimeter über der Base, zu beiden Seiten die Zehen. Hände finden sich nicht, ein Beweis der Kindheit der Kunst. Nach der Rückseite zu schliessen, ist die Figur sitzend oder eigentlich wohl kauernd vorgestellt. Die Masse ist ächter, sehr harter Basalt von schöner Schwärze, mit einigen Körnern von Peridot vermischt. Obgleich kein Meisel von Stahl dabey gebraucht werden konnte: so sind doch die Falten des Kopfputzes, besonders aber die Perlen, äusserst fein ausgearbeitet. Dass diese Bildhauerey die Büste einer Priesterin vorstelle, wie man im Lande selbst glaubt, bezweifeln wir mit Hn. *v. H.*, und seine Vermuthung, dass sie irgend eine mexicanische Gottheit darstellen und ursprünglich unter den Penaten gestanden haben könne, hat weit grössere Wahrscheinlichkeit. Tab. VII. *Pyramide de Cholula.* Die Azteken oder Mexicaner und mehrere andere Völkerstämme, welche sich vor ihnen, vom siebenten bis ins zwölfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, in dem Lande Anahuac, von welchem das mexicanische Reich einen Theil ausmachte, angesiedelt hatten, pflegten pyramidalförmige Gebäude zu errichten, und sie Teocalli's, d. i. Wohnungen der Götter, zu nennen. Diese Gebäude, obgleich von verschiedener Grösse, hatten doch alle einerley Form, nämlich die einer Pyramide von mehreren Absätzen, deren Seiten sich genau nach der Mittags- und der Parallel-Linie des Orts richten. Jede solche Pyramide war mit einem viereckigen, mit einer Mauer eingefassten Hof umgeben, in welchem sich Gärten, Springbrunnen, die Wohnungen der Priester, und weil jeder mexicanische Göttertempel zugleich ein befestigter Ort war, meistens auch Waffenmagazine befanden. Das Innere der abgestumpften Pyramide diente zum Begräbnissort der Könige und angesehener Personen. Oben auf der Plattform derselben, zu welcher eine grosse Treppe führte, standen thurmähnliche Capellen, gewöhnlich nur eine oder zwey, und in denselben die colossalen Bildsäulen der Gottheiten, welchen der Teocalli gewidmet war. Mehrere solche noch vorhandene pyramidalförmige Monumente, nämlich die von Teotihuacan, von Papantla und von Cholula, fanden die Azteken schon bey ihrer Einwanderung zu Ende des zwölften Jahrhunderts, und es könnte möglich seyn, dass sie schon vor der Ankunft der Tolteken, also vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts, erbaut worden wären. Die Beschreibung derselben, die Angabe ihrer Grösse und die Vergleichung, welche Hr. *v. H.* zwischen ihnen und den pyramidalischen Monumenten des alten Continents anstellt, muss man im Werke selbst nachlesen. Die Kupfertafel giebt den östlich von der Stadt Cholula, auf der Strasse nach Puebla, stehenden Teocalli in seinem gegenwärtigen Verfall von der Westseite, wo er sehr gut erhalten ist. Die Ebene von Cholula zeigt sich in dem nämlichen Charakter von Nacktheit, welcher allen 2200 Meter über die Meeresfläche erhabenen Plateau's eigen ist. Im Vorgrund bemerkt man einige Agaven-Stämme und Drachenbäume, in der Ferne den mit Schnee bedeckten Gipfel des Vulcans von Orizaba, eines colossalen Bergs von 5295 Meter absoluter Höhe. Dieser Teocalli ist das grösste, älteste und berühmteste unter allen pyramidalischen Monumenten von Anahuac. Man nennt ihn heutzutage den von Menschenhänden gemachten Berg, und wirklich könnte man ihn aus der Ferne für einen, mit Vegetation bedeckten, natürlichen Hügel halten. Er besteht aus vier gleich hohen Absätzen, und scheint, so viel die ursprüngliche Richtung aus den nicht mehr genau ausgedrückten Kanten der Absätze noch zu erkennen ist, genau nach den vier Himmelsgegenden gestellt zu seyn. Er hat

eine weit ausgedehntere Basis, als irgend ein Gebäude dieser Art auf dem alten Continent. Nach Hn. *v. H.* sorgfältigen Messungen beträgt die perpendiculäre Höhe desselben nur vier und funfzig Meter, jede Seite der Basis aber hat 439 Meter Länge. Früher erinnern wir uns in dem *Essai politique sur la Nouvelle-Espagne* gelesen zu haben, die Pyramide von Cholula habe genau dieselbe Höhe, wie die Sonnenpyramide von *Teotihuacan*. Diese wird nun aber in den *Vues des Cord.* S. 25 zu fünf und funzig Metern angegeben, und man bleibt also zweifelhaft, welche von beiden Angaben für die genaueste zu halten ist. Im Inneren des Gebäudes befinden sich wahrscheinlich mehrere grose Begräbnisshöhlen. Eine derselben wurde entdeckt, als man, um dem Wege nach Puebla eine gerade Richtung zu geben, den ersten Absatz desselben dergestalt durchbrochen hatte, dass nur noch ein Achttheil davon isolirt, wie ein Haufen Ziegeln, stehen blieb. Man fand ein von Steinen erbautes, mit Balken von Cypressenholz (*cupressus disticha*) unterstütztes viereckiges Zimmer, und in demselben zwey Leichname, Idole von Basalt und viele gefirnisste, künstlich gemalte Gefässe. Vormals befand sich auf dem Gipfel dieser Pyramide, deren Plattform gegenwärtig 4200 Quadratmeter hält, ein dem Gott der Luft Quetzalcoatl gewidmeter Altar. Gegenwärtig hat eine kleine mit Cypressen umgebene Capelle, welche der heiligen Jungfrau *de los remedios* gewidmet ist, den Platz desselben eingenommen, und ein Geistlicher von indianischer Abkunft liest täglich die Messe auf dem Gipfel dieses alten Monuments. Man geniesst daselbst nach einer Richtung hin eine prächtige Aussicht auf drey Berge, die höher als der Montblanc, und von denen zwey noch brennende Vulcane sind, und auf die Sierra von Tlascalla, berühmt durch die Gewitter, die sich um ihre Spitze sammeln. Hr. *v. H.* schreibt durch das ganze Werk *Tlascalla, Tlascalteken*, anstatt *Tlaxcalla, Tlaxcalteken*, nicht eingedenk, dass die mexicanischen Sprachen kein *S* hatten. Tab. VIII. *Masse détachée de la Pyramide de Cholula.* Sie besteht aus abwechselnden Lagen von Thon und Ziegeln. Letztere haben gewöhnlich acht Centimeter Höhe und vierzig Centimeter Länge, auch scheinen sie nicht gebrannt, sondern an der Sonne getrocknet zu seyn. Tab. IX. *Monument de Xochicalco.* Der Hügel Xochicalco, d. i. das Haus der Blumen, ist eine isolirte Felsenmasse auf dem westlichen Abhang der Cordilleren von Anahuac. Menschenhände haben ihm eine sehr regelmäsige Form gegeben, und in fünf mit Mauerwerk bedeckte Absätze oder Terrassen abgetheilt. Diese Absätze haben etwa zwanzig Meter senkrechter Höhe, und werden gegen den Gipfel zu schmäler, wie jene an den oben mit Altären gezierten Tempelpyramiden. Dieser Hügel ist rings mit einem ziemlich tiefen und sehr breiten Graben umgeben, so dass die ganze Verschanzung 4000 Meter Umfang hat; denn im Lande selbst wird dieses merkwürdige Monument für ein militärisches gehalten und den Tolteken zugeschrieben. Der Gipfel des Hügels bildet eine Plattform, deren Länge von Osten nach Westen 86 und von Norden nach Süden 72 Meter beträgt. Eine über zwey Meter hohe Mauer, welche sie umgiebt, diente den Streitern wahrscheinlich zur Vertheidigung. In der Mitte derselben finden sich die Reste eines Pyramidal-Monuments, welches in Ansehung der Form mit den erwähnten Teocallis übereinkam, und im J. 1750 noch aus fünf Absätzen bestand, seitdem aber muthwillig zerstört worden ist. Alle waren mit Reliefs bedeckt. Die Abbildung enthält das Relief, welches an dem ersten allein noch vorhandenen Absatz befindlich ist, nach einem im J. 1791 in Mexico von Hn. *Alzate* herausgegebenen Kupferstich; denn Hr. *v. H.* hat dieses merkwürdige Monument nicht selbst gesehen. Wir kannten dieses Relief schon nach derselben Zeichnung aus dem kleinen schätzbaren Werk: *Due antichi Monumenti di architettura messicana illustrati da Pietro Marquez.* Roma 1804. 47 S. 8. Tab. IV. Fig. 1. Jede Figur nimmt mehrere Steine zugleich ein, und die Umrisse sind nicht durch die Fugen unterbrochen. Man darf also annehmen, dass die Basreliefs erst nach Vollendung des Gebäudes eingehauen wurden. Man erblickt darunter Crocodilsköpfe, welche Wasser speyen, und Figuren von Menschen, die nach asiatischer Weise mit gekreuzten Beinen sitzen. In der erwähnten Schrift von *Marquez* findet man Tab. II. Fig. 1. 2 auch zwey Abbildungen des ganzen Hügels von der Seite und aus der Vogelperspective. Der gar zu kleine Maasstab macht sie aber nur wenig instructiv, und es würde sehr erfreulich gewesen seyn, sie durch Hn. *v. H.* in einem grösseren kennen zu lernen. Seine auf die grose Übereinstimmung der Form dieses Hügels mit den vorhin beschriebenen Teocallis gegründete Vermuthung, dass derselbe gleich ihnen nichts anderes als ein befestigter Tempel gewesen sey, scheint uns allen Beyfall zu verdienen. Wir selbst wären geneigt, noch weiter zu gehen, und möchten in solchen durch Menschenhände bearbeiteten und verschönerten *natürlichen* Hügeln die *Vorbilder* jener durchaus *künstlichen* Teocallis oder Tempelpyramiden erkennen. Die Ursache jener Bearbeitung der natürlichen Hügel war offenbar keine andere, als die, ihnen durch die angebauten senkrechten Mauern eine grössere Befestigung zu geben, um auf und an denselben, unter dem Schutze der darauf verehrten Götterbilder, sie und sich selbst besser vertheidigen zu können. In diesem Fall würde man den Hügel von Xochicalco für das allerälteste Monument in Anahuac halten müssen. Tab. XI. *Relief mexicain trouvé à Oaxaca.* Es ist in einen schwärzlichen und sehr harten Stein gearbeitet, und über einen Meter hoch. Die Figuren sind denen in den hieroglyphischen Handschriften und anderen ähnlich, haben aber doch auch einen eigenen davon verschiedenen Charakter. Statt jener untersetzten Menschen, welche kaum fünf Köpfe hoch sind, haben die drey Figuren der hier dargestellten Gruppe eine schlanke Form, deren ziemlich richtige Zeichnung nicht mehr die erste Kindheit der Kunst verräth. Die ungeheuren Nasen aber, ein wesentlicher Charakter

aller Denkmäler von mexicanischer Bildhauerey, finden sich auch hier. Hr. *v. H.* erblickt in der vorgestellten Gruppe einen aus der Schlacht kommenden, mit Beute von seinen Feinden geschmückten Krieger und zwey mit gekreuzten Beinen zu seinen Füssen sitzende Sclaven. Diese Erklärung scheint uns darum nicht ganz befriedigend zu seyn, weil man an dem vorgeblichen Sieger, der eine Fahne oder vielmehr ein Signum in der Hand trägt, durchaus keine Waffen bemerkt. Auch können wir die zu seinen Füssen sitzenden Figuren nicht wegen ihrer Nacktheit sehr merkwürdig finden; denn die gemeinen mexicanischen Krieger gingen ja bekanntlich, ausser dem Maxtlatl oder Gürtel um den Unterleib, den wir auch hier bemerken, gewöhnlich ganz nackt. Tab. XII. *Pièce de procès en écriture hiéroglyphique. — Généalogie des princes d'Azcapozalco.* Die Originale dieser Bruchstücke von hieroglyphischen Gemälden, welche beide jünger sind, als die Ankunft der Spanier auf den Küsten von Anahuac, gehören zu den aztekischen Handschriften, die Hr. *v. H.* aus Neuspanien mitgebracht und in der königlichen Bibliothek zu Berlin niedergelegt hat. Das Papier, dessen man sich zu diesen *Schrift-Malereyen*, wie wir diese hieroglyphischen Gemälde nennen möchten, bediente, hat viele Ähnlichkeit mit dem aus Fasern von Schilf verfertigten, alten ägyptischen. In Mexico bereitete man es aus der in unseren Gärten unter dem Namen Aloe vorkommenden *Agave americana*, in den mexicanischen Sprachen *Metl* oder *Maguey* genannt, indem man die, durch genugsames Einweichen der Blätter und Stiele im Wasser, losgetrennten Fasern lagenweise über einander leimte. Dieses Papier, von dem man noch Stücke findet, die drey Meter lang und zwey breit sind, war von verschiedener Qualität. Einiges ist wie Pappendeckel, anderes könnte man für das feinste chinesische Papier halten. In der hier mit den Originalfarben des Papiers und der Gemälde vorgestellten Genealogie der Fürsten von Azcapozalco sind die verschiedenen Generationen durch eben so viele, unter einander gestellte Köpfe bezeichnet. Da in Streitsachen der Urtheilsspruch gewöhnlich nicht sogleich nach Anhörung der Parteyen gegeben wurde: so pflegten diese um ihres Vortheils willen in den Händen der Richter eine hieroglyphische Malerey zu lassen, durch welche sie an den Hauptgegenstand des Streits erinnert wurden. Die hier mitgetheilte scheint einen Process zwischen Spaniern und Eingebornen zu betreffen, über eine Meyerey, deren Grundriss beygefügt ist. Tab. XIII. *Manusrit hiéroglyphique aztèque, conservé à la Bibliothèque du Vatican.* Der Erklärung voraus schickt Hr. *v. H.* von S. 56—81 in einer, wie es uns scheint, weder erschöpfenden, noch wohl geordneten Dissertation die Resultate seiner Untersuchungen über die hieroglyphischen Malereyen der Amerikaner. Bey aller Cultur und Vollkommenheit mehrerer ihrer Sprachen, haben sie sich doch nirgends zu jener Analysis der Töne erhoben, durch welche die Erfindung des Alphabets gemacht worden ist. Weder jene Inschrift in den Steppen von Canada, welche *Kalm* gesehen haben will, noch die vorgeblich phönicische Inschrift auf den Felsen von Dighton in der Narangaset-Bay, können für Spuren von Tonschrift in Amerika gehalten werden. Auch gegen die von dem Missionar Ramon Bueno dem Hn. *v. H.* mitgetheilte Inschrift, von welcher hier S. 61 die Copie einiger Charaktere gegeben wird, lassen sich gründliche Zweifel aufbringen. Die Völker von Anahuac bedienten sich vor Einführung der Hieroglyphen-Malerey, welche zuerst von den Tolteken gebraucht wurde, die in der Mitte des siebenten Jahrhunderts der christl. Zeitr. einwanderten, jener Knoten und mehrfarbigen Fäden, welche die Peruaner Quippus nennen. Der Inhalt der weiteren Untersuchung läfst sich unter zwey Hauptabtheilungen ordnen. Die eine betrifft die Beschaffenheit jener Hieroglyphen, die andere beschäftiget sich mit dem Ursprunge derselben. Diesen bringt Hr. *v. H.* mit der Hypothese, dass sie durch tatarische Völkerstämme aus Asien hinübergebracht worden wären, in Verbindung. Wir übergehen sie hier, um ihrer am Schluss dieser Anzeige noch besonders zu erwähnen. Was die Beschaffenheit der Schriftmalereyen der mexicanischen Völker anlangt, so hatten sie wirklich einfache Hieroglyphen für Tag, Nacht, Mitternacht, Erde, Wasser, Luft, Wind, Bewegung und Wort, für die Zahlen, die Tage und Monate des Sommerjahrs. Vermöge dieser dem Gemälde einer Begebenheit beygesetzten Zeichen vermochten sie auf eine sehr scharfsinnige Weise anzudeuten, ob eine Handlung bey Tag oder Nacht vorgefallen war, wie alt jede der dabey vorkommenden Personen gewesen, und welche von ihnen am meisten gesprochen habe. Selbst von sogenannten phonetischen Hieroglyphen, d. h. solchen, welche Beziehungen nicht auf die Sache, sondern auf die Sprache, welche geredet wurde, andeuten, findet man Spuren. Überhaupt hatte die mexicanische Bildersprache weit mehr Ähnlichkeit mit den Papyrus-Rollen der Ägypter, die man in den Einwickelungsstoffen der Mumien findet, als mit der Hieroglyphenschrift derselben. Die Vollkommenheit dieser erreichte sie nicht, weil sie nur sehr wenig einfache Hieroglyphen kannte. Doch ersetzte ihr Gebrauch den Mexicanern den Mangel an alphabetischen Charakteren, Handschriften uud Büchern. Ihre noch vorhandenen Codices sind entweder auf das schon erwähnte Maguey-Papier, aufgerollte Hirschhäute oder auf baumwollenes Tuch gemalt. Nur selten wurden sie zusammengerollt; die Regel war, sie wie das Papier an unseren Fächern zikzak in Falten zu legen. An die Enden klebte man zwey Täfelchen von leichtem Holz, das eine oben, das andere unten. Das Ganze, wenn es zusammengeschlagen war, hatte also die vollkommenste Ähnlichkeit mit unseren gebundenen Büchern. Solche Bände enthielten nun historische Annalen des mexicanischen Reichs, Ritualien, kosmogonische und astrologische Darstellungen, Processstücke, Vorstellungen der Strafen, womit die Richter die Verbrechen rügen sollten, Verzeichnisse

des Tributs, Kalender, genealogische Tafeln. Alle zeigen eine sehr grosse Unvollkommenheit in den Umrissen, eine ängstliche Sorgfalt in der Ausführung des Einzelnen und eine grosse Lebhaftigkeit der immer im schneidendsten Contraste angebrachten Farben. Sehr merkwürdig ist es, dass man auch bey den unabhängigen Panos-Indianern, an den Ufern des Uyacale, solche den mexicanischen ähnliche Malereyen auf ziemlich feingewebtem Baumwollenzeuge findet. Stämme von toltekischer Race sind schwerlich bis in die südliche Halbkugel, längs der Ebenen, welche sich ostwärts von den Anden gegen die Ufer des Marannon ausdehnen, vorgedrungen. Das einzige Heft derselben, welches man sich zur Zeit verschaffen konnte, ist leider verloren gegangen. Die grösste und schönste Sammlung mexicanischer Schriftmalereyen war die nun gänzlich zerstreute des durch das Misstrauen der spanischen Regierung zu Grunde gerichteten Ritters Boturini Benaducci. In Europa sollen nach Hn. *v. H.* angestellten Untersuchungen gegenwärtig nur sechs solche von ihm näher beschriebene Sammlungen vorhanden seyn, nämlich im Escurial, in Bologna, Veletri, Rom, Wien und Berlin. Es giebt deren aber auch, und zwar fünf, in der bodlejanischen Bibliothek zu Oxford, nach *Monthly Magazine* T. XI. 1801 S. 337, und eine in der königlichen Bibliothek zu Dresden. Letzterer gedenkt *J. C. Götze* sogleich an der Spitze seiner bekannten: Merkwürdigkeiten der königlichen Bibliothek zu Dresden. Dresd. 1743. 4. 1 Samml. S. 1 u. f. Diese Handschrift hat mehr als sechs Ellen in der Länge und neun und dreyssig Faltungen oder Blätter in länglich Octav. Die Materie hält *G.* für Baumwollenzeug, nach einer uns kürzlich zugekommenen Correspondenz-Nachricht aber von einem Manne, der sie neuerlich betrachtet hat, ist es Maguey-Papier. Wie *G.* berichtet, wurde diese Handschrift in Wien bey einer Privatperson gefunden, und als eine unbekannte Sache gar leicht umsonst erhalten. Die 13 Kupfertafel des Hn. *v. H.* giebt eine Copie der 96 Seite des Codex vaticanus. Die Gruppe N. I zeigt die Anbetung einer Gottheit; die Gruppe N. II die Göttin Cihuacohuatl, d. i. die Frau von unserem Fleische, mit der Schlange, und zwey nackte Figuren, die mit einander kämpfen und wahrscheinlich ihre Kinder sind. Tab. XIV. *Costumes dessinés par des peintres mexicains du temps de Montezuma.* Neun Figuren aus dem Codex anonymus N. 3738 der Handschriften im Vatican. Die 6 Figur zeigt den unglücklichen König Montezuma II in dem Hofkleide, welches er im Inneren seines Pallastes zu tragen pflegte. Tab. XV. *Hiéroglyphes aztèques du manuscrit de Veletri.* Die Handschrift von Veletri, aus welcher hier 10 Hieroglyphen mitgetheilt werden, ist die grösste und wegen des Glanzes und der grossen Mannichfaltigkeit der Farben, die merkwürdigste unter allen in Italien befindlichen mexicanischen. Sie hat 38 Faltungen oder 76 Seiten, und ihre Länge beträgt 44 bis 45 Palmi oder beynahe 11 Meter, und soll ein astrologischer und ein Ritual-Almanach seyn. In der Erläuterung der Kupfertafel findet man auch eine Erzählung der Ereignisse, welche die Einführung der Menschenopfer bey den Azteken veranlasst haben, nach *Clavigeros storia ant. del Messico.* Mit Recht erwähnt Hr. *v. H.* als eine Merkwürdigkeit, dass man unter den mexicanischen Hieroglyphen keine findet, welche ein Symbol der Zeugungskraft, oder des Cultus des Lingam verriethe. Rec. kann hinzusetzen, dass er selbst in seinen Untersuchungen über die Religionsgeschichte nicht nur der mexicanischen, sondern auch aller übrigen amerikanischen Völker, durchaus keine Spur des Lingamdienstes hat bemerken können. Tab. XXI. *Basrelief aztèque de la pierre des sacrifices, trouvée sous le pavé de la grande place de Mexico.* Die Domkirche von Mexico steht auf derselben Stelle, wo sich unter den Azteken der grosse Tempel ihres Schutzgottes Mexitli erhob. Nach Zerstörung der alten Stadt wurde der Steinhaufen dieser Pyramide dazu gebraucht, den grossen Platz zu erhöhen. Als der Vicekönig, Graf von Revillagigedo, diesen grossen Platz etwas niedriger machen und ebnen liess, fand man diesen Opferstein, eine colossale Statue der Göttin Teoyaomiqui und einen Kalenderstein. Eine Menge colossaler Idole und anderer Reste von aztekischer Bildhauerey mögen eben daselbst noch verschüttet liegen. Auch die Grundmauern des Doms sind mit einer unzähligen Menge von Idolen und Reliefs umgeben. Der sogenannte Opferstein (*piedra de los sacrificios*) hat eine cylindrische Form, 3 Meter Länge und 11 Decimeter Höhe. Er ist rings mit einem Basrelief umgeben, welches aus 20 Gruppen von 2 Figuren besteht, die alle in derselben Stellung gezeichnet sind. Eine davon ist immer dieselbe, nämlich ein Krieger, vielleicht auch ein Gott, welcher seine linke Hand auf den Helm eines Mannes stützt, der ihm zum Pfand seines Gehorsams Blumen überreicht. Die Meinung, dass diese Bildnerey die Eroberungen eines aztekischen Königs darstelle, ist gewiss die richtige. Wir wären geneigt, sie auf die Eroberungen des Königs Ahuitzotl, der unmittelbar vor Montezuma II herrschte, zu beziehen; nicht nur weil sich unter seiner Anführung die Grenzen des mexicanischen Reichs am meisten erweiterten, sondern auch weil während derselben der grosse Tempel des Mexitli, zu welchem jener Stein offenbar gehörte, vollendet wurde. Der Sieger ist in jeder Gruppe derselbe, der Besiegte aber trägt die Kleidung des Volks, dem er angehört. Hinter ihm steht jedesmal die Hieroglyphe, durch welche die eroberte Provinz bezeichnet wurde. Sehr angenehm würde es gewesen seyn, wenn uns Hr. *v. H.* statt zweyer derselben alle zwanzig gegeben hätte. Seine Behauptung, dass dieser Stein kein eigentlicher Opferstein, wie sie auf der Spitze der Tempelpyramiden standen, gewesen sey, sondern vielmehr einer derjenigen Steine, auf welchen der Gladiatorenkampf zwischen dem, zum Opfer bestimmten Gefangenen und einem mexicanischen Krieger gehalten wurde, ist mehr als wahrscheinlich. Ein solcher Stein hiess Temalacatl. Wir möchten es durch *Fechteropferstein* übersetzen. Dass das Basrelief an diesem Stein und manche andere Bildhauerarbeiten in Basalt-Porphyr bloss mit Werkzeugen von Bitterstein oder ähnlichen sehr harten Steinen ausgeführt worden wären, ist sehr zu bezweifeln. Wahrscheinlich hatten die Mexicaner gleich den Peruanern Werkzeuge aus einer Mischung von Kupfer und Zinn.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 MAY, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Schoell: *Voyage de Humboldt et Bonpland.* I Partie, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Peruanische Monumente. Tab. XVII. *Monument peruvien du Canar.* Tab. XX. *Intérieur de la maison de l'Inca au Canar.* Die hohen Ebenen, welche sich auf dem Rücken der Cordilleren vom Äquator bis zum 3° der Südbreite befinden, stossen auf eine Masse von 4500 bis 4800 Metres hohen Gebirgen, die wie ein ungeheurer Damm den östlichen Kamm der Anden von Quito mit ihrem westlichen verbinden. Man kennt diese Gebirgsgruppe unter dem Namen des Paramo del Assuay. Auf diesen Höhen nun, welche der Gipfel des Pic von Teneriffa noch lange nicht erreichen würde, findet man mit Erstaunen prachtvolle Reste einer, von den peruanischen Incas angelegten Strasse. Mit grossen behauenen Steinen eingefasst, ist sie den schönsten Heerstrassen der Römer zu vergleichen. Bey derselben liegen die Ruinen vom Pallast des Inca Tupayupangi. Ein anderes unter dem Namen Ingapilca oder des kleinen Forts von Canar bekanntes, noch sehr gut erhaltenes Denkmal alter peruanischer Baukunst zeigt sich südwärts vom Assuay. Eine von grossen Werkstücken aufgeführte Mauer erhebt sich etwa fünf bis sechs Meter, und bildet ein sehr regelmässiges Oval, dessen grösster Durchschnitt gegen acht und dreyssig Meter Länge hat. In dem jetzt mit schöner Vegetation bedeckten Raum innerhalb derselben steht ein nur zwey Gemächer enthaltendes Haus, von etwa sieben Meter Höhe. Ausserhalb der Ringmauer findet man noch die Grundmauern vieler andere Gebäude. Die Form des Dachs an dem noch stehenden Hause ist der europäischen vollkommen ähnlich. Es ist behauptet worden, dieser Giebel sey nicht aus den Zeiten der Incas; allein nach Hn. *v. H.* Untersuchungen ist er sehr wahrscheinlich von alter Arbeit. Er unterstützt auch seine Meinung durch die sehr richtige Bemerkung, dass der Gebrauch von Dächern mit spitzigen Winkeln in einem Gebirgsland, wo häufiger Regen fällt, von grossem Nutzen gewesen seyn müsste. Dessenungeachtet nimmt er noch Anstand, sie den Peruanern zuzugestehen, gewiss aus übertriebener Bedenklichkeit. Uns scheint nicht nur die Erfindung solcher Dächer eine der einfachsten und natürlichsten zu seyn; sondern es fehlt ja auch nicht an unverwerflichen Zeugnissen, dass andere Gebäude amerikanischer Völker mit abhängigen Dächern versehen waren. In des *Garcilasso de la Vega histoire de la conquête de la Floride, trad. en Franç. par Richelet.* Leide 1731. 8. P. I. lib. 4. ch. 16. wird in der Beschreibung des grossen und herrlichen, von Mauerwerk aufgeführten Sonnentempels zu Talomeko ausdrücklich des sehr abschüssigen Daches erwähnt. Alle Reste von peruanischer Architektur haben im Behauen der Steine, in der Form der Thüren, in symmetrischer Vertheilung der Nischen und völligem Mangel an äusserlichen Ornamenten ganz denselben Charakter. Überhaupt hat sich die Baukunst der Peruaner niemals über die Bedürfnisse eines Gebirgsvolks erhoben. Pilaster, Colonnen und Gewölbebogen sind ihr unbekannt; aber sie hat Einfachheit, Symmetrie und Dauerhaftigkeit zu erreichen gewusst. Das Materiale des Hauses auf dem Canar ist ein mit Glasfeldspath und Amphibol durchsprengter, sehr harter Trapp-Porphyr. Die Bearbeitung der Steine, deren keiner über acht Fuss Länge hat, ist äusserst schön. Das noch stehende Gebäude scheint ohne Mörtel zusammengefügt zu seyn; an den Überbleibseln der Gebäude ausserhalb der Einfassung findet man aber einen ächten, aus einem Gemisch von kleinen Steinen und Thonmergel bestehenden. Der seither bezweifelte Gebrauch desselben bey den Peruanern ist also erwiesen; auch wird bemerkt, dass sie sich zuweilen eines Asphaltmörtels bedient haben. Bey ihren Thüren laufen die Grundmauern nicht parallel, sondern etwas zusammen. In den Mauern brachten sie Nischen an, welche zu Schränken dienten. Zwischen denselben befinden sich cylinderförmige Steine, mit polirter Fläche, die fünf Decimeter weit über die Mauer hervorragen. Nach der Versicherung der Eingebornen gebrauchte man sie, Kleider und Waffen daran aufzuhängen. Die Kunst, welche die Peruaner ohne eiserne Instrumente, in Behauung der härtesten Steine, bewiesen haben, ist höchst bewundernswürdig; denn man findet an alten Gebäuden Thierlarven vorstellende Ornamente, an welchen die in den durchbrochenen Nasenlöchern hängenden beweglichen Ringe aus demselben Steine verfertigt sind. Sie gebrauchten Werkzeuge aus gehärtetem, mit Zinn gemischtem Kupfer, und Äxte von Kieselstein. Ein von Hn. *Vauquelin* analysirter alter peruanischer Meisel bestand aus 0,94 Kupfer und 0,06 Zinn. Tab. XVIII. *Rocher d'Inti-Guaicu.* Unweit des Forts von Canar finden sich kleine, in den Felsen ausgehauene Pfade, welche zu einer in der Guichua-Sprache *Inti-Guaicu*, d. i. Schlucht der Sonne, genannten Kluft führen. In diesem einsamen Orte

erhebt sich eine vier bis fünf Meter hohe Sandsteinmasse, deren eine Seite sich durch ihre Weisse auszeichnet. Das Ganze ist schnurgerade, wie von Menschenhänden behauen. Auf dem ebenen und weissen Raume erblickt man concentrische Kreise, von schwarzbräunlicher Farbe, welche das Bild der Sonne vorstellen, wie man es bey allen Völkern der Erde im Anfang der Civilisation gezeichnet hat. Bey näherer Untersuchung zeigt sich, dass es kleine Erzadern von braunem Eisen sind, wie man sie in Sandsteinbildungen gewöhnlich findet. Die Züge, welche Augen und Mund bezeichnen, wurden offenbar mit einem Werkzeug eingegraben, wahrscheinlich von den peruanischen Priestern. Tab. XIX. *Ynca-Chungana du jardin de l'Inca près de Cañar.* Dieses kleine Denkmal, Spiel der Incas genannt, ist aus einer einzigen Steinmasse gebildet worden. Man verkleinerte den Quarzsandstein, der seine Basis ausmacht, dermasen, dass nach Wegschaffung der seinen Gipfel bildenden Schichten bloss ein mit einer Einfassung umgebener Sitz übrig geblieben ist. Von weitem gleicht derselbe einem Canapee, dessen Rücklehne mit kettenförmig in einander laufenden Vertiefungen verziert ist. In der ovalen Einfassung selbst bemerkt man, dass der Sitz nur für eine einzige Person zureicht, aber sehr bequem, und dass man auf demselben die herrlichste Aussicht in die Tiefe des Thals von Gulan geniesst. Die alten Indianer versichern, die auf dem Rand der Einfassung eingehauene Kette habe dazu gedient, zur Belustigung des Inca kleine Kugeln darin in Bewegung zu setzen. Die auf der Kupfertafel ausgedrückten Verhältnisse sind mit denen der Beschreibung nicht übereinstimmend. Denn solcher Menschen, wie sie da neben dem kleinen Denkmal stehen und sitzen, würden vier bis fünf Raum auf dem Canapee finden.

Zum Beschluss noch einige Bemerkungen über eine von Hn. *v. H.* zu Erklärung des Ursprungs der Monumente amerikanischer Völker gebrauchte Hypothese. Als Rec. beym ersten Durchblättern des Werks wiederholt die Äusserung fand, man könne nicht umhin, in der äusseren Bildung der Amerikaner, in ihren Sprachen, in ihrer Mythologie und in dem Stil ihrer Gemälde die Nachkommen einer Menschenraçe zu erkennen, die sich früh von dem übrigen Menschengeschlecht getrennt, und während einer langen Reihe von Jahrhunderten einen eigenen Gang in der Entwickelung ihrer intellectuellen Fähigkeiten und in ihrer Tendenz zur Civilisation genommen habe: so war es ihm höchst erfreulich, sie mit den Resultaten übereinstimmen zu sehen, welche für ihn die Früchte mannichfaltiger Untersuchungen über Geschichten, Einrichtungen und Gebräuche der Amerikaner gewesen sind. Vermöge derselben scheint ihm bey allen amerikanischen Völkern, die Esquimaux ausgenommen, ganz dieselbe physische und geistige Signatur bemerkbar, und ungeachtet der verschiedenen Entwickelung derselben der Beweis nicht schwer zu seyn, dass ihre Bildung oder sogenannte Civilisation durchaus aus ihnen selbst hervorgegangen, und durch fremden Einfluss weder veranlasst, noch befördert worden ist. Bey näherer Einsicht in das Werk des Hn. *v. H.* zeigten sich aber sehr bald von jenen Äusserungen gänzlich abweichende Behauptungen. Den Übergang dazu bahnt die Bemerkung, dass *nur der grösste Theil* der Eingebornen von Amerika zu einer Menschenraçe gehöre, welche, gleichsam schon in der Wiege der Welt von dem übrigen Menschengeschlecht getrennt, in der Natur und Verschiedenheit ihrer Sprachen, wie in den Zügen und der Bildung ihres Schädels, unbestreitbare Beweise einer langen und völligen Isolirung an den Tag legt. Ein ander Mal heisst es, der Anfang der amerikanischen Civilisation möchte dem Wiederschein derjenigen Mittelpuncte der Civilisation beyzumessen seyn, welche sich vielleicht auf dem Plateau von Central-Asien befunden hätten. Endlich wird die Hypothese selbst ausgesprochen. Stämme von tatarischer Raçe sollen, wie etymologische Forschungen anzuzeigen scheinen, nach der Nordwestküste von Amerika, und von da südlich und östlich gegen die Ufer des Gila und Missury gekommen seyn, und nun dürfe man sich nicht wundern, dass die Idole und architektonischen Denkmale, die Hieroglyphenschrift, die genaue Kenntniss der Jahres und die Traditionen über den ersten Zustand der Welt, welche man bey den Amerikanern finde, sämmtlich an Kenntnisse, Künste und religiöse Meinungen der asiatischen Völker erinnern. Zu näherer Bestimmung derselben wird hie und da noch gesagt, es sey eine auffallende Ähnlichkeit zwischen den Völkern des neuen Continents und den tatarischen Stämmen, die sich zur Religion des Buddah bekennen; der Mangel an Buchstabenschrift unter den Amerikanern führe auf den Gedanken, dass die Stämme von tatarischer oder mongolischer Abkunft, von denen man glauben dürfe, dass sie vom östlichen Asien nach Amerika gekommen wären, die alphabetische Schrift selbst nicht gekannt hätten; die arbeitsamen und unternehmenden Tolteken, welche die Hieroglyphenmalereyen zuerst gebrauchten, hätten viele Ähnlichkeit mit den Tschuds oder alten Bewohnern Sibiriens. Diese Tolteken nun sollen bey ihrer Einwanderung in Anahuac im Jahr 648 der christl. Zeitr. Malereyen mitgebracht haben, welche Jahr vor Jahr die Ereignisse ihrer Wanderungen anzeigten, und versicherten, dass sie ihr seiner Lage nach uns völlig unbekanntes Vaterland im Jahr 544 verlassen hätten, also zu derselben Zeit, da der gänzliche Sturz der chinesischen Kaiserdynastie Süm oder Ttsin grosse Bewegungen unter den Völkern Ostasiens verursachte. Die in den beiden ersten Heften des Werks mit Hülfe dieser Hypothese versuchten und gegebenen Erklärungen scheinen uns jedoch nicht sehr geeignet zu seyn, ihr Beyfall zu verschaffen, vorzüglich schon darum, weil es überall möglich ist, mit einer einfacheren, aus unserer Behauptung hervorgehenden Erklärungsweise auszukommen. Wir können uns nicht enthalten, davon einige Beyspiele mitzutheilen. Weil die Irokesen und Huronen hieroglyphische Gemälde auf Holz zu verfertigen, oder vielmehr dergleichen Zeichnungen in Bäume einzuschneiden pflegen, die auffallende Ähnlichkeiten mit denen

der Mexicaner zeigen: so sollen sie es nach Hn. *v. H.* Hypothese von einigen toltekischen Stämmen erlernt haben, die sich mit den Nationen, welche vormals das Land zwischen dem östlichen Ufer des Missisipi und dem atlantischen Ocean bewohnten, vermischt haben könnten. Wir sehen in diesen Hieroglyphen nur die ersten Anfänge einer Kunst, *die* bey den Irokesen und Huronen, welche mit den Tolteken, ehe diese nach dem Süden zogen, etwa dieselben Landstriche von Nordamerika bewohnt haben mögen, weil sie nach wie vor kleine herumschweifende Stämme blieben, auch den ihrem Bedürfniss angemessenen und genügenden *geringen* Umfang *behielt;* bey den Tolteken aber, während ihrer Wanderungen, und nachdem sie als das herrschende Volk in Anahuac lebten, eben auch ihrem vermehrten Bedürfniss gemäss, *weiter* ausgebildet wurde. Die Keime aller Industrie, aller Kunst und aller Wissenschaft finden sich ja überall schon in den Hütten der kleinsten Nomadenstämme; sie wachsen und gedeihen, wenn diese in grössere Verbindungen treten, feste Wohnsitze und eine geordnete Verfassung erhalten. Dann weiss der menschliche Geist, der überall derselbe ist, neue Bedürfnisse auch durch vorher nie gekannte Erfindungen zu befriedigen. — Bey Erklärung der zweyten Gruppe auf der dreyzehnten Kupfertafel, welche die Göttin Cihuacohuatl mit der Schlange und zwey nackten Figuren, die mit einander zu kämpfen scheinen, vorstellt, erinnert sich Hr. *v. H.* an die Eva der semitischen Völker, an die berühmte Schlange Kaliga der Indier, und an die Brüder Kain und Abel in der hebräischen Tradition. Für uns ist es nur eine wenig veränderte, bey den Irokesen und Huronen noch lebendige, uralte Tradition nordamerikanischer Völkerstämme, von der Ata-entsik, der himmlischen Stammmutter des Menschengeschlechts, und ihren beiden Enkeln Juskeka und Tahuitzaron, welche *Fr. Creuxius in histor. Canad. seu novae Franciae*, Par. 1664. 4. lib. I. p. 79 zuerst bekannt gemacht hat. — Eben so wenig möchten wir mit Hn. *v. H.* zwischen Manco-Capac, dem ersten Gesetzgeber von Peru, und dem Menu Satyavrata der Indier eine merkwürdige Ähnlichkeit begründet sehen, bloss desswegen, weil sich beide Söhne der Sonne nannten; noch weniger aber die Hypothese in *Stolbergs* Geschichte der Religion Christi B. I. S. 426 einer Beachtung würdig finden, dass sich die beiden religiösen Secten Indiens, die Anbeter des Wischnu und die des Siva, in Amerika verbreitet hätten; dass der peruanische Gottesdienst der des Wischnu sey, der blutige Cultus der Mexicaner aber mit dem des Siva übereinkomme. Wollte man solche Ähnlichkeiten mit dem alten Continent als Erklärungsgründe der Entwickelung der Amerikaner anerkennen: so würde man dadurch nur neue Schwierigkeiten veranlassen, da sich dergleichen schon in Amerika selbst auf ganz verschiedenen Puncten finden, die gewiss in keinem Verkehr mit einander gestanden haben und haben können. Auch bey den Natches und mehreren Völkerstämmen in Florida z. B. herrschte der Sonnendienst, und ihre Oberhäupter werden für Kinder der Sonne gehalten und als solche verehrt. Da nun von einem Zusammenhang zwischen den alten Peruanern und Floridanern durchaus nicht die Rede seyn kann: so müssten ihnen dieselben ausländischen geistigen Berührungen und Anregungen, welche bey beiden die Sonnenverehrung veranlassten, von ganz verschiedenen Seiten zugekommen seyn, den einen aus der Südsee, den anderen aus dem atlantischen Ocean, was wohl schwerlich zu glauben ist. Warum sollte es denn für unmöglich gehalten werden, dass in Amerika der Sonnendienst als ein Zweig des ersten Naturdienstes unter denselben Bedingungen, wie auf dem alten Continent, an verschiedenen Puncten könnte fixirt und vorzugsweise ausgebildet worden seyn.

Eine deutsche Übersetzung des Werks ohne Kupfer, unter dem Titel:

TÜBINGEN, b. Cotta: *Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente amerikanischer Völker*, von *Alexander von Humboldt.* 1810. Erstes Heft. 77 S. Zweytes Heft. 98 S. gr. 8.

zeichnet sich, wie die meisten Verlagswerke dieser Buchhandlung, durch höchst elendes Papier und grosse typographische Unvollkommenheit unrühmlich aus. Eine Menge zum Theil ganz unverzeihlicher Druckfehler verringert ihren Werth noch mehr. So liest man S. 3 *Milta* statt *Mitla;* S. 16 *Guindin* st. *Quindiu;* S. 37 45 st. 54; Heft II. S. 49 *vier und funfzig* st. *fünf und vierzig;* S. 41 *Cihuatohualt* st. *Cihuacohuatl.* Sehr willkommen müsste es gewesen seyn, wenn die in dem Werke vorkommenden Masse, die, was wir nicht loben können, im Originale bald nach Toisen, bald nach Metern, bald nach Fussen angegeben werden, wenigstens hier für die Deutschen durchaus auf Fusse reducirt worden wären. Aus der oft gezwungenen Diction und mancherley Sprachhärten möchten wir übrigens vermuthen, dass es Hn. *v. H.* nicht selbst gefällig gewesen ist, sein Vaterland mit dieser Übersetzung zu beschenken. M. F.

TECHNOLOGIE.

FRANKFURT a. M., b. Mohr: *Handbuch der Technologie.* Vornehmlich zum Gebrauche auf Schulen und Universitäten. Von D. *Johann Heinrich Moritz Poppe*, Prof. der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Frankfurt a. M. *Vierte Abtheilung*, welche mechanisch-chemische Bereitungen überhaupt enthält. 1810. IV u. 379 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass, als er die im Jahre 1806 abgedruckten Abtheilungen seines *Handbuchs der Technologie* schrieb, er sich noch nicht vorgenommen hatte, in der Folge eine Fortsetzung davon erscheinen zu lassen, und dass er zu der gegenwärtigen neuen Arbeit dadurch veranlasst worden sey, dass man sein (Hand-) Buch nützlich fand, und wünschte, auf dieselbe Art noch andere in dem Handbuche nicht aufgenommene Gewerbe von ihm bearbeitet zu erhalten. Rec. hat die 3 ersten Abtheilun-

gen nicht bey der Hand, um sich mit dem Inhalt derselben bekannt machen zu können; er muss sich daher nur darauf beschränken, die Gegenstände zu nennen, welche diese vierte Abtheilung enthält, und sein Urtheil im Allgemeinen darüber auszusprechen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, was noch im Buche hätte aufgenommen werden können oder müssen.

Der Vf. beschreibt in 60 Capiteln (XXXI) die Verfertigung der Filzhüte, (XXXII) der Strohhüte, (XXXIII) der Galanterie- und Schmuck-Waaren, (XXXIV) der Stecknadeln, (XXXV) der Nähnadeln, (XXXVI) der Messer, Gabeln, Scheeren und anderen sogenannten kurzen Waaren, (XXXVII) der stählernen Hau- und Stech-Werkzeuge, (XXXVIII) der Feuergewehre, (XXXIX) des groben Geschützes, (XL) die Bereitung des Schiesspulvers, (XLI) die Salpetersiedereyen, (XLII) die Bereitung des Scheidewassers, (XLIII) der Potasche und der Soda, (XLIV) des Alauns, (XLV) des Vitriols, (XLVI) des Vitriolöls, (XLVII) des Salmiaks, (XLVIII) die Bereitung und Läuterung des Borax, (XLIX) die Verfertigung des Bleyweisses, (L) des Grünspans, (LI) des Berlinerblaus, (LII) des Kobaltblaus, (LIII) des Zinnobers, (LIV) die Gewinnung der Stärke, (LV) die Verfertigung der Seife, (LVI) die Wachsbleicherey und die Verfertigung der Wachs- und Talg-Lichter, (LVII) die Bereitung verschiedener Lackfirnisse, (LVIII) des Siegellacks, (LIX) der Oblaten und (LX) die Zubereitung des (Rauch- und Schnupf-) Tabacks. Alle diese verschiedenen, vorzüglich aber die mechanischen Gewerbe sind wirklich mit vieler Sachkenntniss, d. h. mit Gründlichkeit und Deutlichkeit abgehandelt, und man sieht in diesem Fleisse des Vfs. und in dem engen Raume, in welchem derselbe die Hauptarbeiten so vieler Gewerbe nicht bloss aufzählt, sondern beschreibt, dass er sein Buch nicht geschrieben hat, um Geld zu gewinnen (eine Sucht, die leider in unseren Tagen so mächtig auf manchen Schreibseligen wirkt), sondern um Nutzen zu stiften. Auch hat der Vf. nicht bloss abgeschrieben, sondern er hat selbst zu allerley Verbesserungen einiger mechanischer Gewerbe manche neue Erfahrungen und Winke gegeben, von denen man wünschen muss, dass sie recht bald in Anwendung gesetzt werden mögen. Für die chemischen Gewerbe hat er nichts Neues beygebracht, vielleicht weil er in das Feld der Chemie noch nicht so weit, wie in seine Hauptfächer (in Mathematik u. s. w.), eingedrungen ist. Dieses, und eine Unbekanntschaft mit der neueren chemischen Literatur, giebt er an mehreren Stellen zu erkennen. So sagt er S. 181, die Potasche bestehe aus Kalkerde und Wasserstoff, die Soda hingegen aus Talkerde und Wasserstoff: aber die ganze Welt weiss ja (aus chemischen und politischen Zeitungen) schon seit dem Jahre 1807, dass die Grundlage dieser salzigen Körper, das Kali und Natron, Oxyde eigenthümlicher metallischer Stoffe sind, was einem Professor der Physik und selbst einem Technologen, nicht mehr unbekannt seyn sollte. (Jene vom Vf. angegebenen Bestandtheile der Potasche und Soda waren vor langen Jahren von einigen französischen Chemikern nur *hypothetisch* angenommen.) Andere kleine Irrthümer, z. B. S. 230, dass man, um glauberschen Salmiak zu erhalten, das aus Urin destillirte Ammoniak so lange auf klein gepochten, mit Wasser befeuchteten Gypsstein giessen soll, bis man kein Aufbrausen mehr bemerkt, und unrichtige Ausdrücke, wohin „Extraction der Säure aus Schwefel" gehört, übergeht Rec., weil sie der Sache im Wesentlichen nicht schaden, und dem Buche nichts von seiner Brauchbarkeit benehmen. — Ein zwar kurzes, aber dem Zweck entsprechendes Verzeichniss der vornehmsten Schriften über die abgehandelten Gewerbe, und ein vollständiges Register machen den Beschluss dieses jedem Technologen sehr zu empfehlenden Werks.

D—r.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Fleischer d. J.: *Ausführliche Erklärung des julianischen und gregorianischen Kalenders für die der Mathematik unkundigen Leser.* Ein populärer Beytrag zur Kenntniss des Weltgebäudes und der Zeitrechnung. Wie auch Geschichte und Erklärung der in den Kalendern vorkommenden Zeichen und Namen der Festtage und der sogenannten heiligen Tage. Von *Johann Heinrich Helmuth*, königlich westphälischem Superintendenten, Prediger in der Landstadt Calvörde, Mitglied des Wahlcollegii im Elbdepartement u. s. w. 1809. XXIV u. 246 S. 8. (20 gr.) Nach einer Einleitung von 30 S., in welcher überhaupt von der Eintheilung der Zeit durch die Bewegung der grossen Weltkörper am Himmel, von diesen Bewegungen selbst und den verschiedenen Jahren, dem Sonnen- und Monden-Jahre, dem ägyptischen und dem mosaischen, gesprochen worden, fängt die ausführlichere Erklärung des julianischen und gregorianischen Kalenders selbst an. Kein Punct ist dabey übergangen, über den man sich etwa Belehrung wünschen möchte; und diese Belehrung selbst ist, so weit es der Gegenstand verstattete, popular und gemeinverständlich mitgetheilt. Angenehm werden besonders Vielen die mitgetheilten Nachrichten über unsere kirchlichen Festtage seyn, von denen immer Benennung und Ursprung, in wiefern beide auszumitteln waren, angegeben und erläutert sind. Auch die Streitigkeiten über das Osterfest sind erzählt. Bey den Heiligen-Festen hätte sich vielleicht der Vf. etwas beschränken können, da die Namen Vieler in unseren Tagen so gut wie verschollen sind, und an die Feyer ihrer Feste nur noch an sehr wenigen Orten nachgedacht wird. Den Schluss machen die Erklärungen des Mondcirkels, der goldenen Zahl, der Epakten u. f. Das Buch verdient besonders auch die Aufmerksamkeit derer, welche über diese Gegenstände in Schulen Unterricht zu ertheilen haben, so wie es Allen empfohlen werden kann, welche ihren Kalender recht ordentlich wollen kennen lernen.

ps.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 MAY, 1812.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Amelang: *Bulletin des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft, so wie den Künsten, Manufacturen, technischen Gewerben, der Landwirthschaft und der bürgerlichen Haushaltung.* Für gebildete Leser und Leserinnen aus allen Ständen. Herausgegeben von *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, königl. preuss. Geh. Rathe, auch Ober-Medicinal- und Sanitäts-Rathe u. s. w. I Band. 1809. IV u. 384 S. mit 2 Kupfert. II Band. 1809. 384 S. m. 2 Kpft. III Band. 1809. 384 S. m. 2 Kpft. IV Band. 1810. 388 S. m. 5 Kpft. V Band. 1810. 384 S. m. 4 Kpft. VI Band. 1810. 388 S. m. 2 Kpft. VII Band. 1811. 380 S. m. 3 Kpft. VIII Band. 1811. 388 S. m. 5 Kpft. IX B. 1811. 388 S. X Band. 1812. 1. 2 Heft. 192 S. m. 1 Kpft. 8. (Der Jahrg. 8 Rthlr.)

Es ist ein lobenswerthes Unternehmen des Herausgebers, neue Entdeckungen in den Erfahrungswissenschaften, und insbesondere in der Naturbeschreibung, Physik und Chemie, so wie in den damit auf das genaueste verknüpften Künsten, Fabriken, Manufacturen und technischen Gewerben, durch Verbreitung in ein grösseres Publicum gemeinnütziger zu machen. Ein gerechter Vorwurf, welcher ganz vorzüglich Deutschland trifft, ist es, wenn die Wissenschaften nicht genug ins Leben eingreifen, und wenn namentlich die Naturkunde für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft gleichsam ein todtes Capital ist, welches die Gelehrten im verschlossenen Kasten aufbewahren. Hr. *H.*, dessen Bestrebungen, die Wissenschaft in den Kreis des Praktischen und Technischen einzuführen, bereits rühmlich anerkannt sind, erwirbt sich durch die Herausgabe dieses Bulletins ein neues Verdienst, und zeigt sich darin als ein würdiger Nachahmer unserer westlichen Nachbaren, welche in dieser Hinsicht allerdings Nachahmung verdienen. — Auf den eigentlichen Gelehrten ist dieses Journal nicht vorzugsweise berechnet (ungeachtet auch dieser darin manche brauchbare Notizen, und zwar oft früher als auf anderen Wegen, mitgetheilt bekommt). Der Herausgeber wünscht es, wie er in der Einleitung sich erklärt, „als ein allgemeines Repertorium betrachtet zu sehen, welches das Nützliche mit dem Angenehmen und Lehrreichen verbindet, und jeder gebildeten Volksclasse eine unterhaltende und lehrreiche Lectüre gewährt.“ Und wenn gleich derselbe die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft, so wie die der Künste, Fabriken, Manufacturen, technischen Gewerbe, der Ackerbaukunst und der bürgerlichen Haushaltung zu den hauptsächlichsten Gegenständen des Inhalts gewählt hat: so bindet er doch sich keinesweges an eine bestimmte Ordnung in der Darstellung, sondern hebt, um Mannichfaltigkeit in der Darstellung und Abwechselung in der Unterhaltung für die Leser aus allen Ständen und Classen zu beobachten, immer nur das Wichtigere und Interessantere aus, und theilt es mit seinen eigenen Erfahrungen und Bemerkungen begleitet, oder durch selbige erläutert mit. In wie weit der Herausgeber diesen Zweck erreicht habe, wird sich aus folgenden Bemerkungen über die vorzüglichsten Abhandlungen des ersten Bandes ergeben.

I Band. I Heft. II. *Entdeckung, Zimmer und grössere Anstalten mittelst Dämpfen zu heizen.* Eine deutliche, und durch eine Abbildung erläuterte, Beschreibung des von *Snodgrass* erfundenen Dampfofens mit dem dazu gehörigen Röhrenapparate (aus dem *Philos. Magazine*). III. *Entdeckung des chinesischen Zinnobers. Paysse's* Verfahren, mittelst der Einwirkung des Wassers die Farbe des Zinnobers zu erhöhen. Da diess durch stärkere Oxydation des Quecksilbers im Zinnober vermöge einer Zersetzung des Wassers geschehe: so vermuthet der Herausg., dass die Einwirkung der oxydirten Salzsäure denselben Erfolg haben möchte. IV. *Erfahrungen über die Bestandtheile der Kartoffeln, und ihre quantitativen Verhältnisse in den verschiedenen Arten derselben.* Resultate der Untersuchungen von *Einhof* und *Pfaff*. (Was die von Letzterem behauptete Unschädlichkeit des Genusses unreifer Kartoffeln betrifft: so kann wenigstens der Grund, dass die chemische Analyse nichts Schädliches darin entdecke, durchaus nicht als entscheidend betrachtet werden; und in Hinsicht der Erfahrung würde man nicht wohl thun, nach einzelnen Versuchen zu bestimmt abzusprechen.) V. *Merkwürdige Eigenschaft der Erdbeerpflanze.* Nämlich der Wurzelfasern, sich das angemessenste Erdreich auszuwählen. VI. *Der italiänische Leuchtkäfer (Lampyris italica Linn.).* Verhalten seines Leuchtens in verschiedenen Medien. VII. *Erfindung eines neuen Reisebarometers mit Sperrung.* Eine genaue Beschreibung dieses von Dr. *Schultes* erfundenen Instruments, welches in allen Richtungen bewegt werden kann, ohne dass in den inneren Raum desselben Luft hineindringt. VIII. *Über die Ersatzmittel des indischen Zuckers für die bürgerlichen Haushaltungen.* Der Herausg. beschreibt hier seine Zubereitungsart des Birnsyrups und des Syrups und Rohzuckers aus

dem Ahornsafte. IX. *Der Wichtelzopf und seine Erzeugung.* Bemerkungen von *Boyer* über die *plica polonica* (aus dem *Nouveau Bulletin des sciences, par la Société philomatique*). Sehr oberflächlich. XI. *Zubereitung eines dem Champagner sehr ähnlichen Weins aus Obstarten.* Vorschläge dazu vom Herausg. XIII. *Beytrag zur Kenntniss des feineren Pelzwerks.* Betrifft die Thiere, von denen jenes Pelzwerk kommt und den Fang derselben. XV. *Verarbeitung des Amiants zu Gespinst.* Betrifft die Frage über Wiederentdeckung dieser Kunst. XVI. *Der chinesische Reissstein.* Resultat von *Klaproths* Analyse dieses aus Bleyoxyd, Kieselerde und Thonerde bestehenden Kunstproducts. XVII. *Der Stein Yu.* Dr. *Hagers* Nachrichten darüber, und *Klaproths* Vermuthung, jener sogenannte Stein sey ebenfalls ein chinesisches Kunstproduct. XVIII. *Der Kaffee und seine Zubereitung zum Getränk. Cadets* und *Schraders* Untersuchung desselben; nebst einer Nutzanwendung. XIX. *Zubereitung eines sehr brauchbaren Syrups aus Runkelrüben.* XX. *Preisaufgaben und Notizen.* Letztere von *Gay-Lussacs* Zerlegung der Boraxsäure durch Galvanismus. — II Heft. *Merkwürdige Zusammensetzungen, welche, wenn sie geschlagen oder gerieben werden, einen heftigen Knall veranlassen.* — Nachrichten vom Knallsilber, Knallquecksilber und von den knallenden Phosphorverbindungen. XXII. *Der Orlean und dessen Bestandtheile.* Auszug aus einer Abhandlung über dieses Farbematerial von Dr. *John*, dem der Graf *v. Hoffmannsegg* den noch unveränderten Samen der *Bixa Orellana* zur Untersuchung mittheilte. XXIII. *Die knallenden Fidibus und deren Zubereitung.* Zwischen dem Papier befindet sich bald etwas von *Brugnatelli's* Knallsilber, bald von *Howards* Knallquecksilber. XXIV. *Die türkischen oder orientalischen Pasten und deren Zubereitung.* Dieser wohlriechende Damenschmuck besteht, nach des Herausgebers Untersuchung, aus Katechu mit Bisam oder Ambra versetzt und mit Traganthschleim angeknetet. XXV. *Die türkischen Perlen und deren Verfertigung.* Ähnlich den vorigen. XXVI. *Der Hagel und dessen Entstehung. Volta's* Ansicht (aus *Brugnatelli's Giornale di Fisica etc.*). Wird im 3 Hefte fortgesetzt. XXVII. *Die Bestandtheile des Fleisches.* Resultate der Untersuchungen von *Thounevel*, und der eigenen des Herausgebers über das Verhältniss der nährenden Gallerte im Fleische und in den Knochen. (Wenn gesagt wird: „Folglich sind ein Pfund frische Knochen im Durchschnitt 2¾ mal so viel werth als ein Pfund Fleisch, wenn beide in Hinsicht ihrer nährenden Kraft mit einander verglichen werden:" so beruht diess auf der irrigen Voraussetzung, dass die Gallerte das allein nährende sey, wobey man die Assimilirbarkeit des mit derselben noch verbundenen Faserstoffes übersieht.) XXVIII. *Durch die Verdauung werden im Magen der Thiere Erden erzeugt. Vauquelin's* merkwürdige Vergleichung der Quantität der Erden im Futter und im Miste der Hühner. XXIX. *Entdeckung von vier neuen Metallen* (Iridium, Osmium, Rhodium und Palladium) *im Platin.* XXXV. *Blaue Malerfarbe, die dem Ultramarin gleichkommt;* bestehend aus einer Verbindung reiner Thonerde mit phosphorsaurem und arseniksaurem Kobalt, nach *Thenard* (aus den *Annales des arts et manufactures. An* XII). XXXVIII. *Merkwürdige Entdeckung über das Fleisch*, von *Berthollet* (*Mémoires de la société d'Arcueil*): dass auch aus dem scheinbar reinen Faserstoffe sich durch Einwirkung des Wassers und der Luft noch eine neue Quantität Gallerte bilden könne. (Man vergl. unsere obige Bemerkung zu No. XXVII). XL. *Sehr einfaches Mittel, Tintenflecke aus Fussböden und Zeuchen hinwegzuschaffen.* Mit Wasser, in verschiedenen Quantitäten, verdünnte Schwefelsäure. XLI. *Neue Entdeckung, faules Wasser zu reinigen.* Methode von *Stipriaan-Luscius*, vermittelst des schwefelsauren Eisens die faulen Theile niederzuschlagen; nebst Angabe von *Berthollets* Verfahren, Wasser in inwendig verkohlten Fässern zu conserviren. — III Heft. XLIV. *Die damascener Rosen und ihre Anwendung zum technischen Gebrauch.* Regeln zum Einsammeln und Trocknen derselben für den Gebrauch als Bestandtheil von Räucherpulver. XLV. *Das spanische oder portugiesische Roth.* Angabe des Verfahrens zur Bereitung desselben aus Saflor. XLVII. *Über das Erkalten der Flüssigkeiten in metallenen Gefässen;* welches bey rein polirter äusserer Oberfläche derselben sehr langsam geschieht, und vom Grafen *v. Rumford* (*Nouv. bulletin des sciences. Tom.* I) aus der starken Zurückwerfung der Kältestrahlen durch die Metalle (sehr unbefriedigend) erklärt wird. XLVIII. *Warmhaltende Fähigkeit der menschlichen Kleidungsstücke.* Die hierüber angestellten vergleichenden Versuche des Gr. *v. Rumford* und (die sehr genauen und ins Einzelne gehenden) *Sennébiers.* L. *Der Salzregen in England* (aus dem *Nouv. bullet. de la soc. philomatique*). Anschwängerung der Atmosphäre mit Küchensalz durch Stürme. LI. *Der Stellvertreter des Citronensaftes.* Johannisbeersaft. Des Herausgebers Erfahrungen und Berechnungen darüber. LII. *Die in England gebräuchlichen Biere.* Mit Angabe der Mittel, wodurch denselben ein empfehlendes Ansehen gegeben wird. LIII. *Wodurch erzeugen lebende Thiere Kälte, wenn sie einer hohen Temperatur ausgesetzt werden?* Nachricht von *Laroche's* Versuchen (aus dem *Nouv. Bullet. des sciences, p. l. soc. philom.* Dec. 1807), welche beweisen sollen, dass bloss die Ausdünstung die innere Erkältung warmblütiger Thiere in starker äusserer Hitze verursache, wobey aber auf die Umstimmung des ganzen höheren animalischen Processes in der warmen Dampfatmosphäre, in welche die Thiere gebracht wurden, keine Rücksicht genommen ist. LIV. *Die ersten Versuche mit der grossen voltaischen Säule, in der Ecole polytechnique zu Paris* (aus dem *Moniteur universel* 1808); zugleich die Angabe der Bauart und Handhabung jener Säule. LV. *Verfertigung der Pastellfarben.* Auch für Dilettanten anwendbar. LVI. *Der Pflanzencompass;* ein Baum in Hindostan, dessen Hauptzweige sich immer nach Norden wenden. LVII. *Das spec. Gewicht des con-*

creten Queckfilbers; nach *Bidd'e* (in *Nicholsons* Journal, X) 15,612. LVIII. *Entbehrlichkeit der convexen Brillen für weitsichtige Personen.* Eine Auffoderung an solche, der eine andere an kurzsichtige beygefügt ist, die fehlerhafte Anlage des Auges durch Übung zu verbessern. LIX. *Vervollkommnung der Papierfabrication*; bestehend in geringerem Aufwande an Handarbeitern und Brennmaterial, und Hervorbringung eines sehr grossen Formats. LX. *Entdeckung eines vorzüglichen Düngers für Obstbäume.* Die Gallerte enthaltende Brühe aus Thierknochen, nach *Christ.* LXI. *Bestimmung der Höhen der merkwürdigsten Puncte unserer Erde über der Meeresfläche*, nach *A. v. Humboldt*, nämlich von amerikanischen Standörtern. LXII. *Die Verfälschungsmittel des Bleyweisses und ihre Ausmittelung*, nach *Bucholz* in *Trommsdorffs* Journ. Bd. 17; nebst einem Nachtrage vom Herausg., die Beymengung weissgebrannter Knochen betreffend. LXXI. *Welche Holzarten sind als Brennmaterial in den Haushaltungen die vorzüglichsten?* Nach *Hartwigs* Bestimmung, wobey der, mit der specifischen Dichtigkeit in Verhältniss stehende, Gehalt an Kohlenstoff zum Massstabe angenommen ist; indess kommt es für die Haushaltungen noch auf andere Puncte, z. B. die Leichtigkeit des Anbrennens und Fortbrennens, an, in welcher Hinficht man wohl das Erchenholz dem Büchenholze keineswegs vorziehen würde. LXXII. *Der Mehlthau und Honigthau*, nach *Einhofs* genauerer Untersuchung, aus des Herausg. Archiv der Agriculturchemie u. s. w. LXXIII. *Verfertigung eines sehr starken und dauerhaften Essigs*; aus Regenwasser, Honig, Weinstein und Brantwein, mit Zusatz von etwas Essig zur Einleitung der Säuerung. LXXVII. *Wirkungen des Lichtes auf die Geschöpfe des Thierreiches.* Das Interessante hierüber aus *Placidus Heinrichs* Preisschrift über die Natur des Lichtes. Petersb. 1808. Die zugleich mit gekrönte Schrift von *Link*, welche ihre eigenen vortrefflichen Seiten hat, gab freylich in dieser Hinsicht für das grössere Publicum weniger Ausbeute. LXXVIII. *Beschreibung einer vereinfachten Spinnmaschine für Wolle und Baumwolle*; wodurch ein viermal grösserer Raum und 8 bis 10 Arbeiter erspart werden, indem diese Maschine das Kardätschen, das Formen in Bänder oder Locken, das Grobspinnen und Feinspinnen allein verrichtet. LXXX. *Vermuthliche Ursachen zur Entstehung des Wichtelzopfes.* Von einem ungenannten Einwohner Polens, veranlasst durch No. IX. Eine Salbe aus gemeinem Baumöl und saurem Franzwein, die das zum Einschmieren des Kopfs in Polen gebräuchliche geweihete Öl und den geweiheten Wein repräsentiren, kann eben so wenig als die von *Boyer* angeklagte Unreinlichkeit überhaupt das Endemische jener Krankheit genügend erklären, und folglich nicht die zureichende Ursache enthalten. LXXXI. *Die Verfertigung künstlicher Weine aus einheimischem Obst und Beerenfrüchten.* (Stachelbeerwein; Johannisbeerwein; Verfertigung eines dem ungarischen ähnlichen Weins; Äpfelwein.) Zu dieser Fortsetzung von No. XI wurde der Herausg. durch mehrere Leser des Bulletins aufgefodert. LXXXVII. *Die Natur des Diamants.* Seine Verbrennung mit dem Sauerstoffe. Die Vermuthung, dass der Diamant vielleicht eine neutrale Mischung von Kohlenstoff und Lichtstoff sey, in der reinen Kohle hingegen der Kohlenstoff vor dem Lichtstoffe vorwalte, hat mehr Richtigkeit des Sinnes als des Ausdrucks. XC. *Das Rostpapier, zum Poliren der Eisen- und Stahl-Waaren*; Papier mit einem Überzuge von Bimsstein und Leinölfirniss.

In den folgenden Bänden herrscht gleiche Mannichfaltigkeit, und wir höben gern, wenn uns nicht der Raum dazu fehlte, noch einige der vorzüglicheren Abhandlungen aus. Z. B. B. II. Eine merkwürdige Naturerscheinung, (beobachtet von Dr. *Krugmann* in Soldin. Aufsteigen eines Stroms elektrischer Materie von der Erde, und Ausströmen von Elektricität aus dem eigenen Körper). *Zusammenhang des Erdmagnetismus mit den Mondständen* (nach *Heller*; worüber hinterher Dr. *Schneider* in Fulda eine andere Erklärung gegeben hat). — B. III. *Die Fähigkeit des Hundes, Metalle und andere Gegenstände zu entdecken.* (Interessante Nachrichten und Bemerkungen von Hn. *Köchlin* zu *Mühhausen* am Oberrhein.) *Woher rührt die rothe Farbe des Blutes?* (nach *Berzelius* zwar von Eisenoxyd, aber nicht von phosphorsaurem!). *Bilden sich die dem Menschen sichtbaren Gegenstände im Auge umgekehrt ab?* (*Schultes's* mathematische Zweifel dagegen). *Die giftigen Wirkungen des Upas.* (Interessante Versuche an Thieren von *Magendie* und *Delille.* — B. V. *Grundmischung einiger vegetabilischen und animalischer Substanzen* (nach *Gay-Lussac's* und *Thenard's* höchst interessanten neuen Untersuchungen).

Die Deutlichkeit der Kupfertafeln ist zu loben. Wir wollen nur einige erwähnen. Die beiden wohlgerathenen Kupfer zum I Bande stellen den Dampfofen (No. II) und die Spinnmaschine (No. LXXVIII) dar. — Die Kupfer zum II B. beziehen sich auf die Erklärung der unsichtbaren Frau und des unsichtbaren Mädchens von *Millington*, *Pfaff* u. *Schmidt*, auf den papinischen Topf und den Dampfkessel des Herausg., und auf eine Pumpe ohne Saugwerk, eine Erfindung, die alle Aufmerksamkeit verdient. (Hiebey bemerken wir, dass durch einen Druckfehler im Texte auf Tab. II. Fig. 9 verwiesen ist, statt auf Fig. 10.) — Im III B. sind abgebildet der neue, sehr einfache *Weberstuhl* von Hn. *Mai* in Berlin (wobey auf der zweyten Tafel noch eine, seinen Gebrauch mannichfaltiger machende Modification angebracht ist), und eine *neue Wage* für Kaufleute und zum landwirthschaftlichen Gebrauch. — Die Abbildungen zum IV B. beziehen sich auf ein merkwürdiges, *scheinbar in einer Glastafel abgebildetes Gemälde* von Hn. Steuereinnehmer *Helms* zu Wahren in Mecklenburg, auf *Robertsons Luftschiff zu Entdeckungsreisen*, auf einen Nachtrag zur Erklärung über das *unsichtbare Mädchen* vom Apotheker *Krause* jun. zu Elbing, auf die vom Prof. *Hoffmann* verbesserte *elektrische Lampe*, auf die von Hn. *Miram* zu Kossigkehme bey Tilsit vorgeschlagene Vorrichtung, das abgemähete Getreide vor Nässe zu sichern, und auf *Robertons rauchverzehrenden Ofen.* — Im V B. sind abgebildet das neue *Reisebarometer*

von D. *Pansner;* eine der beiden *elektrischen Lampen*, die sich selbst füllen; *Klingerts Erschütterungsmaschine;* der *Brennkraftmesser* von Hn. *Mai* in Berlin, und ein neuer *Kühlapparat für* (ärmere) *Brantweinbrennereyen.* — Die Kupfer zum VI Bande betreffen den von Dr. *Wagenmann* vereinfachten *woulfischen Apparat;* ein sehr einfaches *Instrument zur Bestimmung der specifischen Schwere fester und flüssiger Körper* von *Demselben; Bordiers* und *Pallebots Astrallampen*, und die *Fabrik von Kremserweiss*, nach *Cadet de Gassicourts* Beschreibung. — Das Inhaltsverzeichniss über die ganzen Bände, welches nur der Reihefolge nach geliefert wird, würde besser nach Fächern geordnet seyn. Denn der einzige Werth desselben kann nur darin bestehen, die Materien aus dem Chaos, worin sie sich bey den einzelnen Heften ganz zweckmäsig befinden, wieder zu befreyen, und zu einer leichten aus der Sache hergenommenen Übersicht zusammenzustellen.

Ungeachtet auf dem Titel die Naturwissenschaft vorangestellt ist: so ist dennoch der meiste Platz nicht ihr selbst, sondern den Gewerben und der Haushaltung eingeräumt; unter den Zweigen der Naturwissenschaft aber nimmt die Naturgeschichte, nebst der eigentlichen Physik und der Chemie, die bedeutendste Stelle ein. Wir sind weit entfernt, diess tadeln zu wollen, und behaupten vielmehr, dass gerade auf diese Weise für den Nutzen sowohl, als für die Unterhaltung des grösseren Publicums, für welches eben diese Zeitschrift bestimmt ist, am besten gesorgt sey. Im Ganzen liess auch der Herausg., seinen Zweck nicht verkennend, es sich angelegen seyn, zu trockene und weitläuftige Auseinandersetzungen zu meiden oder abzukürzen. Unter den einzeln vorkommenden Verstössen hingegen bemerken wir z. B. die weitschichtige *wahlenbergsche* Auseinandersetzung der Bestandtheile der Vegetabilien im II Bande, welche, ungeachtet ihrer wissenschaftlichen Vortrefflichkeit, doch in solcher Ausdehnung nicht hieher gehörte, sondern hier vielmehr als Lückenbüsser zu betrachten ist. Übrigens hat es der Herausg. an Mannichfaltigkeit der Gegenstände nicht fehlen lassen, und er hat sich zu dem Ende eines reichen Apparats von in- und ausländischen Hülfsquellen bedient. Es ist hiebey eine schickliche Auswahl getroffen, und von weitläufigeren Aufsätzen in anderen Journalen gewöhnlich nur eine kurze Nachricht oder ein gedrängter Auszug geliefert worden; wir äussern also in dieser Hinsicht nur den Wunsch, dass sich auch in der Folge Hr. *H.* vorzugsweise der ausländischen Journale als Hülfsquellen bedienen möge. — Nicht zu verkennen ist übrigens der Fleiss und Eifer, mit welchem der Herausgeber sein Unternehmen betrieben hat; unter den technologischen und ökonomischen Darstellungen rühren mehrere der bedeutendsten von ihm selbst her, und nicht selten finden sich Original-Aufsätze von wakeren Mitarbeitern. — Was das Entlehnte betrifft: so ist die genaue Angabe der Quellen sehr zu loben, und wir bitten Hn. *H.*, von diesem Grundsatze auch in der Folge nicht abzuweichen. — Bemerkenswerth ist auch die Unparteylichkeit in Hinsicht der Aufnahme entgegengesetzter Ansichten, und das Bestreben, bey Gegenständen, die einer fortwährenden Bearbeitung unterworfen sind, die Fortschritte zum Bessern zu zeigen; daher man zuweilen über Einen Gegenstand eine Reihe von mehreren Aufsätzen findet. Z. B. B. VI. *Über die innere höhere Natur der Gesundbrunnen, und warum es sehr wichtig ist, Bäder und Brunnen an ihrem Entstehungsorte zu gebrauchen* (nämlich wegen des an Ort und Stelle wirkenden allgemeinen Erdgalvanismus) von *Louis v. Voss.* Gegen diesen Aufsatz ist gerichtet: *Über den Unterschied zwischen natürlichen und künstlichen Mineralwassern*, von *Schrader* in Berlin; in chemischer Hinsicht dankenswerth, in physikalischer aber keinesweges genügend, da Hr. *v. Voss* unter den Wirkungen des Galvanismus auf die natürlichen Mineralwasser gewiss nicht die bloss chemischen versteht. — Eben so verschiedene Abhandlungen über den *Wichtelzopf* u. a. Bey mehreren Aufsätzen hat der Herausgeber seine eigene Meinung beygefügt. Z. B. B. III. *Die unverlöschbaren Racketen*, nach *Gay-Lussac*, wobey der Herausg. mit Recht bemerkt, dass der Nachahmung die furchtbare Unverbrennlichkeit fehle. *Die Assimilationskraft der Pflanzen* von *Braconnot*, welcher behauptet, dass blosses Wasser ihr einziges Nahrungsmittel sey, wogegen der Herausg. einige Erinnerungen beyfügt. B. V. *Die giftigen Wirkungen des Arseniks auf organische Substanzen*, nach *Jägers* Dissertation, wo der Herausg. der Behauptung, dass Arsenik die Fäulniss nicht aufhalte, widerspricht. — Zu dem Tadelnswerthen rechnen wir die Fehler, welche nicht selten in den Namen vorkommen, hauptsächlich in naturhistorischen und dergleichen Benennungen, die mit desto grösserer Genauigkeit ausgedrückt werden sollten, je weniger viele Leser im Stande sind, die Fehler selbst zu verbessern. (Im VI Bande: *Milchhaltiger Urin*, muss es heissen: nach *Wurzers*; nicht nach *Meyers* Untersuchung.) Eben in Beziehung auf das grössere Publicum dieser Zeitschrift hätten wir auch gewünscht, dass der Herausgeber den lateinischen Lettern die deutschen vorgezogen haben möchte. Manche Leserin nicht allein (die gelehrten Damen Berlins nehmen wir aus), sondern selbst mancher Leser, der darum noch nicht zu den so ungebildeten gehört, dass diess Bulletin für ihn gar nicht geeignet wäre, findet in den lateinischen Lettern, die ohnehin eine undeutsche Nachäfferey sind und bleiben, ein abschreckendes Hinderniss, sich mit Belehrungen bekannt zu machen, die sonst noch weit nützlicher werden könnten. Druck und Papier machen dem Verleger Ehre.

m. t. b.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 23 MAY, 1812.

ALTE LITERATUR.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Des Sophokles Tragödien* übersetzt von *Karl Wilhelm Ferdinand Solger.* 1808. Erster Theil. CXXIV u. 200 S. Zweyter Theil. 358 S. 8. (3 Rthlr. 8 Gr.)

Zufällig hat sich unsere Anzeige dieses Buchs, wovon überhaupt in kritischen Blättern sehr wenig oder nicht die Rede gewesen ist, verspätet. Da ihm indessen sein eigener Werth Eingang und Verbreitung verschafft hat: so darf sich Rec. von manchen Bemerkungen, die an ihrem Ort sind, wenn ein Werk zugleich zuerst zur Kunde des Publicums gebracht werden soll, dispensiren, er darf nicht einmal bey der Würdigung des edlen Geistes, der sich in dem gegenwärtigen verräth, besonders durch Vereinigung von philosophischem und philologischem Wissen und Streben, von Gründlichkeit ohne Pedanterey und Schein, und von Erfindungsgabe ohne Leichtsinn und Schwindel, verweilen, sondern wird sich begnügen, nur einige der verschiedenen Seiten desselben in nähere Betrachtung zu ziehen.

Wortkritik und Erklärung schwieriger Stellen ist das erste, was man in der Übersetzung eines alten Classikers zu prüfen hat. Wenn der Uebersetzer sich nicht nothwendig um viele zum Theil schwierige und mühvolle Grammaticalien, die auf den Sinn gar keinen oder sehr unmerklichen Einfluss haben, zu bemühen braucht: so soll er doch in allem Wesentlichen, nach dem Zustande, worin bis jetzt noch die meisten Autoren sich befinden, eben so wohl als ein Herausgeber kritischen Fleiss und Scharfsinn anwenden. Hr. *S.*, der sich über diesen kritischen Theil seiner Arbeit S. C sehr bescheiden äussert, finden wir im Ganzen sehr hellsehend und unbefangen in der Wahl der Lesarten und in der Erklärung mehrdeutiger Stellen, und besonders ist zu billigen, dass er so häufig die alten Lesarten gegen Conjecturen, nicht nur von Brunck, sondern auch späteren Gelehrten, behauptet (nur wenigemal sind Änderungen von Erfurdt beybehalten, die dieser späterhin selbst widerrufen hat); denn auch Sophokles gehört zu den alten Dichtern, die man fast so sehr gegen ihre wohlmeinendsten Freunde schützen, als von dem Einfluss kaltsinniger Abschreiber zu retten suchen muss. Über viele einzelne Stellen wird vielleicht noch lange Verschiedenheit der Meinungen Statt finden. Doch scheint gerade jetzt, wo das Studium der Tragiker so viele Theilnehmer zählt, und eine, man könnte sagen, deutsche, bleibendere Recension von Sophokles Tragödien sich zu bilden so schön begonnen hat (die man ja eilen soll zur Vollendung zu führen, indem etwas Unterbrochenes in der Literatur nicht immer bald wieder aufgenommen wird), jeder auch geringe Beytrag zur Ausgleichung oder Befestigung der Meinungen nicht unwichtig. Indem Rec. bey dieser Veranlassung auch in das Gewimmel dieser kleinen Discussionen einzugehen hat, darf er weder über alle Stellen, wo er den Text des Übersetzers nicht billigt, seine Meinung sagen, (selbst wenn der Raum es hier gestattete), weil seitdem in verschiedenen Ausgaben und in kritischen Zeitschriften so Manches gesagt worden ist, was unnöthig wäre Hrn. *S.* und denen, für welche dergleichen allein ist, erst zu empfehlen, noch würde es rathsam seyn, eben diese später erschienenen kritischen Beyträge dabey ganz unberücksichtigt zu lassen. Nur wenn man die Einbildung hegte, die Meinung eines Rec. solle immer Tadel einer abweichenden Ansicht seyn, oder die Foderung machte, es müsse Einer, der einen so reichen und tiefen Schriftsteller aufs ernstlichste behandelte, den Späteren nichts zu erspähen übrig lassen, oder es komme überhaupt so sehr auf die Unfehlbarkeit jeder einzelnen Auslegung, als auf das Treffliche im Ganzen an, könnte es unbillig scheinen, wenn wir von nun an eine Reihe von Noten, zum Theil in Beziehung auf spätere Schriften, meist seiner Übersetzung und seinen Noten entgegenstellen. Wer die Sache besser kennt, wird eher alles Andere, als eine unfreundliche Absicht in ihnen erkennen. Wir gehen übrigens der Folge der Stücke in der Übersetzung nach, bedienen uns aber durchgängig der *brunckischen* Verszahl.

König *Oedipus.* 60. *νοσοῦντες, nom. abs.*, wozu *πάντες* zu suppliren, ist wohl nur der Bequemlichkeit des Ausdrucks wegen im Vocativ übersetzt. — 153. *ἐκτέταμαι* würden wir mit *Br.* nur als Bild des Schmerzes, wie unser Zerrissenseyn, betrachten. *λιμῷ παρατεινόμενα Plat. symp. p.* 207, gefoltert, *cf. Ruhnk. ad Tim. h. v.* Das Starren gleich einer Leiche passt nicht in der Verknüpfung mit *φρένα*, und *Bothes* Vorstellung, Spannung aus Erwartung, haben die Griechen schwerlich mit dem Worte je verbunden. Die Furcht ist es, die den Sinn schmerzhaft bewegt und schüttelt (*δείματι πάλλων*), die Worte variiren, der Begriff ist gleich. — 220 ist nach *Bruncks* Glosse genommen, wonach alles so gut zusammenhängt, dass man wohl nicht mit dem Rec. d. J. A. L. Z. 1810. No. 84. *οὐκ* für *μὴ οὐκ* lesen sollte. Nach *Hermanns*

Erklärung ist auch Zusammenhang; allein ἴχνευον ἂν ist sehr hart für *investigando perficerem*. Dürfte man die in den heidelb. Jahrb. 1808. Abth. 5 St. 3 S. 315 f. gegebene und von *Böckh* in Pind. Ol. I. p. XXIII bestätigte Regel annehmen, dass zwey Negationen, μὴ οὐ nur nicht in allen Fällen, verstärkten: so könnte man sehr schicklich als Frage übersetzen: Denn hätte ich nicht längst selbst nachgeforscht, wenn ich nicht ohne alle Zeichen gewesen wäre? Das hätte sich ja von selbst verstanden. — 255. πρᾶγμα ist nicht vom Tode des Lajos verstanden; nicht mit Unrecht. Es geht auf das Nächstliegende, die vom Orakel gebotene Reinigung, die nicht *unausgeführt* bleiben durfte; dafür steht *ungereinigt*, das Subst. zu ergänzen. — 328 f. Tiresias sagt, wie uns dünkt: Ihr, die ihr mich bittet, wisst nicht, was ihr bittet; ich aber werde *mein* Unheil (d. h. das ich weiss, wie *haud nosco tuum*, Plaut. Trin. 444), um es nicht (zu Oedipus gewandt) das *Deinige* (weil es dich treffen wird) zu nennen, verschweigen. Eine von den versteckten, ominösen Hindeutungen auf das Schicksal, die in diesem Stück nicht selten sind; denn was *Musgrave* zu 928 bemerkt, findet auch schon 145 f., 264, und dann 976, 986, 1053 (wo der Chor noch nicht weiss, was Jokaste jetzt gleich erkennt), vielleicht selbst bey dem zweydeutigen γυναῖχ ὁμόσπορον 260 seine Anwendung. — 425. Die Übersetzung, obgleich von richtigem Sinn, stimmt nicht mit den Worten des Textes überein. Die *erfurdtische*, eigentlich *tricliniussische*, Erklärung macht die Stelle dunkel, in Bezug auf ἐξισώσει σοί, und auch im Ganzen wunderlich; denn nicht Übel bringen den Oedipus zur Kenntniss seiner Verhältnisse, sondern sie erfolgen aus dieser und bestehen darin. Wir ändern im Text auch nichts, nehmen aber σ' für σοί, nach *Lobecks* richtiger Bestimmung (ad Aj. p. 249), dass es apostrophirt werden könne, wo es gleichsam überflüssig sey (hier wegen der gleichfolgenden Wiederholung), und ὑμέναιος als Subject zu ἐξισώσει. Nämlich ἄλλων δὲ πλῆθος etc. 424 springt auf 420 zurück, damit Oedipus nicht dächte, das Unglück, worein dieser Hymenäos stürzen werde, bestehe allein in der Blindheit, und deutet auf die anderen Geschichten, Verbannung, Krieg, Tod der Kinder, womit derselbe seine Kinder wie ihn heimsuchen, die er ihnen gleich austheilen werde, vgl. 1507. Man wird diese Art von losem Zusammenhang für den Affect, worin die Worte gesprochen sind, natürlich und bezeichnend finden. — 440. εὑρίσκειν nicht, einsehn, sondern (Räthsel) rathen. — 600 ist nach dem Sch. und Br. unrichtig genommen. Der Sinn ist: dann wäre böse Gesinnung nicht mit Verstand verbunden; wenn du in meine Gesinnung Zweifel setzen kannst: so traue wenigstens meinem Verstand, ich kenne meine Lage wohl. — 611. βίοτος ist viel natürlicher, wie *Erfurdt* in der grösseren Ausg. hatte, Hab' und Gut, als wie Leben. Aus Kreon spricht hier der Verstand, der einen Freund wohl einem grossen Gut, aber nicht dem eigenen Leben, gleichsetzt. — 683. ἔνδικον heisst wohl hier nur wahr, wirklich, wie 1151. In dieser von Hesych. bemerkten Bedeutung möchten wir das Wort auch nehmen 553. 1425 Col. 762, und πρὸς δίκης *Tyr.* 1014, *Tr.* 347. vgl. Schol., dann δικαίως *Aj.* 547. 1110. *Tr.* 409 ff. *Tyr* 853. 1283. πανδίκῳ φρενὶ *Tr.* 294, πανδίκως *Tr.* 611 gewisslich, ἀνενδοιάστως, 1247. *Col.* 1306. Der Chor bezieht diess übrigens nicht auf Oedipus allein, sondern auf Kreon eben so wohl. — 700. Dass Oedipus auf Kreon erzürnt sey, wusste Jokaste schon; darum allein schon wäre es unpassend, ἕνεκα zu suppliren. Wir verbinden ἐρῶ Κρέοντος οἷα, für τὰ τοῦ Κρέοντος οἷα, gut, ich will denn sagen, was Kreon gegen mich gesonnen hat. σὲ γὰρ bloss Zwischensatz wie 354. — 706 ist, wie mehrere Stellen, bey *Erf.* richtiger. — 763. Richtig. ὅδε γ' ἀνὴρ δοῦλος, ein so braver Diener verdiente wohl, dass man seinen Vorschlag annahm, da sonst die Herrschaft herabgesetzt zu seyn glaubte, wenn sie nicht selbst anordnete, wo und wie ihre Leute dienen sollen. — 786. ὑφεῖρπε (τοῦτο) ist vielleicht vom schleichenden Gerücht zu verstehen. — 807. Sehr gut hat *Hermann* nach ὡς ὁρᾷ Komma gesetzt; allein ὄχου καθίκετο, *e curru feriit*, scheint Rec. falsch. Man kann ὄχου ja mit παραστείχοντα auch so verbinden und also nach ὄχου das Komma tilgen. — 1136. ἐμμήνους χρόνους ist an sich nicht schön, vollends nicht in der Verbindung mit ἐξ ἦρος εἰς ἀρκτοῦρον, drey (von den sechsen) von Lenz zu Herbst; trefflich *Schäfers* ἐκμήνους, drei ganze Sommer. So *Tr.* 648. δυοκαιδεκάμηνον χρόνον. 1513. An *Brunck*s Auslegung dieser Stelle ist noch einiger Zweifel. Wie, wenn es hiesse: nun aber, da ich schweige, wünscht mir nur, wo man immer bleibt, (im Hades, bald) zu leben, und dass ihr glücklicher seyn mögt, als euer Vater. Nach ζῆν müsste man suppliren ἐκεῖ ἐμὲ ζῆν, und diess so undeutlich, weil man vom Sterben häufig nicht gerade heraus spricht. — 1524 Οἰδίπους ὃς ist mit Recht mit εἰς ὅσον ἐλήλυθεν construirt; ὃς und ὅστις gehören zusammen, und die Wiederholung ist nachdrücklich, indem man zu ἐπιβλέπων auch ἦν ἀνὴρ zu wiederholen hat; *Musgraves* und *Hermanns* Conjecturen verderben den Sinn allzusehr, den *Coray* unwiderleglich eingesehen.

Oedipus auf Kolonos. 27. εἴπερ nicht, *ob*, sondern, *wenn* anders der Ort bewohnt ist, dass sie nicht weit nach Erkundigung zu gehn brauchte. — 182. αἴεις hier, wie sonst sehen für hören, vom Sehen des Winks, also du verstehst, nicht, *vernimmst*. — 189 hat der Schol. irre geführt. εὐσεβίας ἐπιβαίνοντες ist vielmehr *pie nos gerentes*, wie δόξης ἐπιβάντες Phil. 1463 *sperantes*, Hom. h. in Merc. 166 τέχνης ἐπιβήσομαι, vgl. 465. — 316 möchten wir ἡ γνώμη πλανᾷ. — 307. Warum εὕδει verworfen worden, trotz Tyr. 65. 586 etc., würde mehr befremden, wenn man nicht auch Theokr. II, 126 dadurch eine sehr schöne Stelle beträchtlich hätte verschlechtern gesehn. — 411. ὀργῆς, nicht Züchtigung, sondern Zorn. Das Orakel bezeichnete den Moment vor, wo die Söhne unmittelbar vor dem Tode des Oedipus, also an seinem Grabe, aus seinem fluchenden Mund ihr Unheil empfingen. An diesem Orte sollte er seine

Feinde besiegen 646, dass also *Schäfers* Conjectur ganz unstatthaft ist. — 420. φέρω würden wir hier für *berichten* nehmen, wie *ferre* und *afferre*, und wie es *Aj.* 799 heisst und dass. auch 802 von *Erfurdt* richtig verstanden wird, und wie es mit πρὸς τοὺς φίλους στείχοντα κακά *Ant.* 10 übereinstimmt: so betrübt es ist, so muss ichs doch bejahen, ich hörte leider so. — 470 ὁσίων χειρῶν *reine* Hände, wie ἀκήρατον im folg. V. zeigt. — 548. *Spaldings* Conj. γνώμῃ ist ganz unnöthig; νόμῳ, nach dem Gesetz, vor dem Gesetz, ist schöner (nur bey den Rednern heisst νόμος *ein* Gesetz). — 620. „Zu dem Speer hinaus entfahren" ist ganz unverständlich; ἐν δορὶ im Krieg. — 653. τοῖσδε geht nicht auf den Chor, sondern auf den Redenden selbst, wobey man den Plural gewohnt ist, s. unten 809. Auch 1667 ist, wie schon der Sch. bemerkt, nur Theseus zu verstehen. — 859. θήσεις, du wirst bald ein grösser Pfand dir niederlegen *wollen*, wie 780 τύχοις, würdest du diese nichtige Freude geniessen *wollen*? Hom. h. in Ap. 324: οὐκ' ἂν ἐγὼ τεκόμην; *konnte* ich sie nicht gebären? Plat. symp. p. 190 εαν δ' ἔτι δοκῶσιν ἀσελγαίνειν, noch freveln zu *wollen*. Nibelungenlied 5627, was ihr da je *geschach* fur *geschehen könnte* oder *würde*. Keine Modification der Conjugation, sondern eine elliptische Art des Ausdrucks. — 809. „Kurz hast du *dieses*, doch ein treffend Wort gesagt" nimmt der Replik ihre Zweydeutigkeit; denn Oedipus meint zwar das Letzte, 808, *dieses*, Kreon aber will die ganze Rede, die jener vorher hielt, verstehen, und sagt in Bezug auf diese 810: du sprichst *so*, scheinst es aber nicht so zu meinen, da du mir nicht folgen willst. — 905. Nicht „wofern ich käm' im Zorne", sondern, wenn ich in so grossen Zorn käme, so zornig wäre; ἥκειν wie das ital. *venire*. — 923. Elende, schutzflehende Männer. — 1024. Die von Hrn. *S.* beygebrachte und befolgte Emendation:

ἄλλοι γὰρ οἱ σπεύδοντες, οὓς οὐ μή ποτε,
χώρας φυγόντες τῆσδε, φεύξονται θεοὺς

passt durchaus nicht. Theseus könnte sich nimmermehr damit begnügen, dass die Götter einst den Raub rächen werden, den seine Ehre abzujagen heischt, vgl. 902. 932. 1034. Richtig erklärt, ist keine von allen den Schwierigkeiten in der Stelle, die man gesehen, nämlich: denen sie nimmermehr entfliehend zu dieses Landes Göttern beten werden. Wären sie entronnen: so hätten sie die Landesgötter als helfende, befreundete, ansehen und verehren können; aber ganz anders werden sie sie kennen lernen, und ihnen nicht trauen wollen. — 1162 μῦθος, Unterredung, warum Wohlthat? οὐκ ὄγκου πλέων ist nicht *beschwerlich*, sondern gleichbedeutend mit βραχύν. — 1217 ff. Schol. Br. und Hr. *S.* verstehen τοῦ θέλοντος von dem Gehörigen, gleichsam, was sich will; Rec. nimmt es für das blosse Passivum, wie τὸ ποθοῦν Tr. 196, δεδρακότα Col. 267, δρῶντος 1604. τὸ φέρον 1694, und im Deutschen: „meinen ökonomisch *leidenden* Schaden, Pflichten meines *habenden* Berufs", wie auch *Joh. Müller* sich ausdrückt, und erklärt im Zusammenhang: (1210) Wer zu langes Leben wünscht, ist thöricht; denn das hohe Alter hat viel Kümmerliches, und keine Lust ist's, die Lust, die man sich versprach, bleibt aus, wenn man *in längeres Leben* (ἐς πλέον) *versinkt* (der Ausdruck gehässig, wie die Vorstellung von der Sache), als man (nunmehr) wünscht, und *wenn* nun die Lebensmüde nicht mit dem Tod zusammentrifft, nachdem die Mängel des Alters fühlbar wurden, bis denn endlich der Tod kommt. Blosse Darstellung der Sache, ohne alles Moralisiren. — 1502. Wenn Theseus fragt: es hat doch nicht geblitzt, geregnet? so nimmt sich das etwas matt aus, weil er es selbst eben so gut gewahr geworden war. Es scheint vielmehr, dass die Rede euphemistisch abgebrochen ist, dass ein Zeitwort fehlt, welches ein gefürchtetes Unglück ausdrückte. — 1675. ἀλόγιστα, *quae computari non possunt*, so πλοῦτος ἀλόγιστος, Menand. p. 242.

Antigone. 2. Vielleicht las Hr. *S.* ὅ τι, welches durch ὁποῖον zum Theil wiederholt wird, und seinerseits ihm sein *cunque* mittheilt; wenigstens lässt sich nach dieser Inversion die Stelle auch sehr gut erklären, man muss nur οὐχὶ τελεῖ nicht der abgebrochenen Construction zu streng anpassen wollen. — 20. καλχαίνειν von κάλχη scheint mindestens eine sehr gezierte und unnöthige Nachbildung des an sich schon dunklen, aber schönen homerischen πορφύρειν, woraus Farbe, Meer, Gedankenwogen sich ganz anders entwickeln, als aus der rothen Schneckenart. Vielleicht ists eher καχλαίνειν, in erleichternder Aussprache (wie ταντααλίζειν 134 für ταλαντ. etc.), wo denn die abgeleitete Bedeutung, so gut wie die eigentliche, mit der von πορφύρειν zusammenkäme. — 40. Was könnte ich, durch Brechen oder Halten, noch ab- und zuthun, den vorliegenden Bestimmungen hinzufügen, ändern? Worauf Antigone antwortet: (das wird sich zeigen,) sieh nur zu, ob du mir folgen, mitthätig seyn willst. — 88. „für Erkaltete" schwerlich recht; du glühst für Dinge, die mich schauern machen, wirst deinen Muth, deine Hitze kühlen. ἐπὶ ἀδυνάτοις des Sch. ist auch gut, nur nicht *inania, inutilia* hier. — 110 ff. sind in *Erf.* zweyter Ausg. hergestellt. Das ausgelassene Zeitwort lässt schon der Sch. in ἤγαγεν rathen. — Hr. *S.* nahm mit Recht δράκοντι von den Thebern, wie in der zweyten Ausg. nun auch Hr. *Erf.* thut, ohne jenen, so wenig wie zu 368. 598. *Tyr.* 151 ff. oder sonst, wo er ihm voranging, oder beider Gedanken zufällig zusammentrafen, wie er doch andere pflegt, zu nennen. — 230. ἀλγυνεῖ, „nie entfliehst du dann der Noth." Richtiger der Schol. τιμωρηθήσῃ, wie κλαίειν so oft. — 431 στέφει, krönt, eigentlich πυκάζει, nicht aber im figürlichen Sinn, *honorat.* — 452. „Solche Satzung" τοὺσδε mit Recht, wie vorher τάδε, die Gesetze 449, der Gegensatz ist erst 454. Irre gemacht hat uns der Beysatz ἐν ἀνθρώποις, auf der Welt, worunter doch nur Theben verstanden ist. Darin aber liegt eine Bitterkeit mehr, eine kleine Ironie auf den

Gesetzgeber, der wie Zeus und Dike ein unausweichliches, nicht bloss bürgerliches, sondern allgemeines Gesetz, wie jene es unter den Menschen geben, vorschreiben zu können glaubte. Was ein geistvoller Rec. neulich meinte, τούσδε bedeute, diese Gesetze in meiner Brust, wäre nicht klar. — 659 ff. Mit Recht verwirft Hr. S. die *seidlersche* Versversetzung. Man muss, um alle Schwierigkeit mit Einemmal zu heben, nur bemerken, dass 660 genauer so auszudrücken wäre: wer zu gehorchen weiss, wird *eben so gut* zu herrschen, *als* zu gehorchen wissen. Diese Deutlichkeit der Beziehung zweyer Gegenstände zu einander wird oft aus einem gewissen Glimpf, oft willkührlich und aus Vergnügen an der Variation des Ausdrucks gegen blosse Verbindungspartikeln aufgegeben. So z. B. *Tyr.* 51 (doch deiner Herrschaft denken wir einst keineswegs, wenn wir durch dich, erhoben, nachher sanken auch), *Ant.* 577 καὶ σοί γε κἀμοί, *so gut* dir als mir, *Tacit. ann.* II, 2: *quia ipsorum moribus aliena, perinde odium pravis* (*istis*) *et* (*ac*) *honestis* (*hisce*). — 699. Das Beywort golden, von der Ehre, wird durch Aristoph. Eccl. 826 *Br.* Nub. 912 erläutert. — 739. Das Punctum nach καλῶς (diess in dem Sinn wie Aristoph. Ran. 508) tilgt *Erf.* ohne Grund. — 754 κλαίων, nicht unbestraft. — 757 würden wir, mit *Ast*, das Fragzeichen tilgen. — 780. τὰν ἄδου, *die* im Hades, scheint im Deutschen nöthig. — 776 ff. Bey dieser Stelle ist nur das unerklärlich, wie sie, freylich schon von Plutarch jämmerlich missverstanden, so Vielen hat Anstoss geben können. Wenige gewählte Gegensätze deuten die allumfassende Gewalt des Eros nachdrücklich an. Derselbe, der sich schwer auf das Thier des Waldes und Feldes wirft, (sind denn κτήματα, der majestätische Stier der Südländer, das kraftvolle Ross, an denen sich auch die Herrschergewalt der Menschen erprobt 351 ff., oder auch die mächtige Natur, die sich in ihren Trieben äussert, unedel in griechischer Poesie?), ruht Nachts auf der unablässig liebeträumenden Jungfrau weicher Wange; derselbe, der über die öde rauhe See schweift, Glut austheilend, wohnt in stiller Hirtenflur (nicht „Waldhölung"), kein schnellverschwindender Mensch entflieht ihm, kein Unsterblicher, Niemand widersteht ihm, ἀνίκ. μάχαν. — 890. μετοικία ist freylich nicht bloss Genossenschaft, sondern deutet an, Antigone habe in der Oberwelt kein volles Einwohnerrecht gehabt. Eben so ist 804 der θάλαμος für sie im Hades rührend und 945 αὐλαῖς von dem Kasten der Danae. — 952. ὄμβρος scheint uns so unschicklich, dass wir *Erf.* ὄλβος (weit mehr als ὄγκος) billigen würden, wenn es auch den Buchstaben nach entfernter läge. Denn das Schicksal richtet seine Gewalt nicht eben auf die Dinge des Himmels und der Erde so sehr, als auf den einzigen Menschen, und wirft nur seinetwegen das andere nieder. Ares, d. i. Tapferkeit und Stärke, Festungen, Schiffe entfliehn ihm nur darum nicht, weil sie gleichsam Werkzeuge des Menschen sind; des Regens, der ohnehin nicht kraftvoll aussieht, bedient er sich nie, aber wohl ist Reichthum eine grosse Gewalt in der Hand des Menschen. — 1081. Nach Br. *e quibuscunque* cet., was richtiger scheint, als die *schäfersche* Construction; denn es kommt hier auf den Begriff *alle* Städte an, nicht auf die Zahl der Todten, welche den Unwillen einer einzelnen reizte. Zu οἰωνός muss ein Verbum supplirt werden, da καθήγισαν nicht darauf mitpasst. — 1171. ἀνασπαστ. nicht, fest verwahrt, sondern, zurückgezogen, eben geöffnet; die Wirkung des Verbums ist in dem Beywort anticipirt. — 1232. πτύσας im eigentlichen Sinn zu nehmen und so mit προσώπῳ zu verknüpfen („Hohn im Antlitz", wie 653 πτύσας „mit Abscheu"), da man doch mit dem Antlitz nicht wohl im figürlichen Sinn speyen kann, weil nicht im eigentlichen so gesagt wird, hat wohl mehr Bedenkliches, als sich hier eine rohere Sitte, oder vielmehr ein Andenken derselben in Worten und Geberden zu denken. Vgl. Ran. 1179.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Freyburg* u. *Constanz* b. Herder: *Tabellen zum Gebrauch bey Höhenmessungen mit dem Barometer, womit man ohne Logarithmen die Höhen aus den beobachteten Barometerständen berechnen kann.* 32 S. 8. (4 gr.) Es lässt sich von diesem Werkchen äusserst wenig sagen. Der Vf. scheint von den Arbeiten seiner Vorgänger wenig zu wissen, und glaubte etwas recht Brauchbares zu liefern, da wir doch unstreitig weit gelungenere Arbeiten schon besitzen. Die Tabellen, welche den Haupttheil dieser wenigen Blätter ausmachen, enthalten nichts als die Zahlen, welche man erhält, indem man den Unterschied der briggischen Logarithmen von 250 und jeder andern Zahl bis 341 mit 10000 multiplicirt; also die uncorrigirten Tiefen unterhalb des Punctes, wo das Barometer 250 Linien hoch steht. Diese Zahlen sind hier für alle Barometerstände, die zwischen 250 u. 341 Linien fallen und um $\frac{1}{10}$ einer Linie verschieden sind, berechnet. Der Nachtrag enthält noch dieselben Zahlen für Barometerstände zwischen 210 u. 250 Linien. Die Tafeln sind also nur für die bekannte Normaltemperatur brauchbar, und der Vf., Hr. *M. v. Lori*, königl. baierscher Hofrath u. Landgeometer, scheint gar nicht recht zu wissen, was *Deluc* mit der Bestimmung der Normaltemperatur zu 16¾ Gr. eigentlich wollte. Er sagt bloss, *Deluc* behaupte, dass der temperirte Zustand der Luft bey 16¾ Gr. eintrete, in der Instruction für die Landgerichtsärzte in Baiern werde aber 10 Gr. Reaum. angenommen. Wie man wegen der Ausdehnung des Quecksilbers durch die Wärme den Barometerstand corrigiren müsse, davon erwähnt er wenigstens etwas. — Wie wenig Nutzen so unvollkommene Tafeln bey dem jetzigen Zustande der Wissenschaft haben, braucht kaum gesagt zu werden; und bloss um des Vfs. willen erwähnen wir hier, dass die Hnn. v. *Lindenau* und *Benzenberg* weit vollkommenere Arbeiten geliefert haben, die freylich nicht auf 2 Bogen Raum finden, aber auch ganz andere Zwecke erfüllen. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MAY, 1812.

ALTE LITERATUR.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Des Sophokles Tragödien*, übersetzt von *Karl Wilhelm Ferdinand Solger* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Trachinierinnen. 106. ἀδακρύτ. mit Recht *thränentrocken*, was durch εὐνάζειν πόθον bedingt ist; eben so wenig ist *Ant.* 881 unter diesem Ausdruck πολυδακρύτ. zu verstehen, obgleich *Valcken.* in Adon. p. 223 diesen Irrthum der Schol. nicht rügt. So ist auch Aj. 69 und sonst das Adj. auf die Wirkung der Handlung, die das Zeitwort ausdrückt, bezogen. — 116 ff. Hr. S. ist in der Erklärung mit *Erf.* einig, ausser dass er τρέφει *heget* übersetzt, richtiger als *exercitum habet*, da es nie ein *feindliches* Halten bedeuten kann. Allein so bildet τρέφει keinen Gegensatz mit αὔξει, der doch erfodert wird. Weder so noch nach der anderen Erklärung passt das Bild und viele einzelne Worte. Der Vergleichpunct mit V. 115 führt auf diese vielleicht genugthuendere Auslegung: wie man im Sturm auf weiter See Wogen *weichend und wieder andrängend* sieht: so stürmische Lebenswoge drängt zurück und hebt wieder empor den Herakles, oder wörtlicher, so wirft zurück (τρέπει, wie wir ändern würden) den Herakles *dieser*, und erhebt (vgl. *Col.* 1565 f.) dieser Kampf des Lebens (nämlich durch glücklichen Ausgang), wie Wellen eines kretischen Meers; τὸ μὲν αὐτὸν καταπονεῖ παρὸν, τὸ δ' αὔξει καὶ κορυφοῦται. Dass das Bild des Herakles zwischen Siegen und neuen Kämpfen wogendes Leben vortrefflich bezeichne, wird Niemand in Abrede seyn. *Col.* 1240 ff. sind ununterbrochene Leiden mit peitschender Brandung verglichen. — 216. ἀείρομαι οὐδ' ἀπώσομαι τὸν αὐλὸν ist ein naiver und lebendiger Ausdruck, was auch Hr. *Erf.* sage (ἀείρομαι *active* hat Homer), dagegen ἀείρομαι, ich hebe mich, fast ein wenig matt hier stünde, wie auch das andere, so abgesondert. Der Schol. erweckt überdiess eine falsche Vorstellung, indem er von einem anderen Chorliedern ganz entgegengesetzten Tanze des Chors spricht; er war wohl nur lebhafter. Wäre es so etwas Besonderes gewesen: so wäre es, da wo von dem Jubelgesang die Rede ist, 202, 205, 212, woran sich dieser Flötenlaut anschliesst, vermuthlich zugleich und deutlicher bezeichnet worden. — 235. ζῶντα ist für die gernwiederholende Freude und für die Sprache des gemeinen Mannes, die man gewöhnlich bey Sophokles unterscheiden kann, ganz angemessen. — 267. ἐλευθέρου scheint nicht, wie man es allgemein nimmt, auf den Eurystheus zu gehen, sondern auf die unmittelbar vorher genannten Söhne des Eurytos, die den zum Sclaven gewordenen Herakles zwingen könnten, wie sie ihn im Bogen überträfen. Das Andere hat gar keine rechte Kraft. — 323. Hr. S. las vermuthlich mit *Jakobs* διοίξει. Aber *Erf.* übersetzt richtig διοίσει γλῶσσαν, *vocem edet.* — 377. Die Frage ist keinesweges ironisch, sondern ganz schlicht. Ist wirklich ihr *Name unbekannt* (nicht ἄτημος καὶ δυσγενής), oder hat ihn vielleicht jener, wie das andere, verhehlt? Darauf nennt denn der Bote den Namen. — 442. ἐς χεῖρας sollte nicht mit ἔρωτι verbunden seyn. — 468. Weder der Schol., noch *Br.*, noch *Musgr.*, noch Hr. S. haben ῥείτω κατ' οὖρον recht genommen; es heisst: das gehe seinen natürlichen Lauf, wie es der Wind treibt (d. i. möge ich nun Iole durchaus schonen und bemitleiden, oder auch anders handeln, Deïanira schränkt dadurch ihr Wort ein, verwahrt sich gleichsam gegen Lüge, giebt zu verstehen, dass sie dem Lichas nicht schuldig sey, ihre Absicht zu verrathen, die sogleich, wie er weg ist, aus ihrer gepressten Brust hervorbricht): so sollst du doch einen Anderen belügen, als mich, *decipe sic alios, Ovid.* — Die Bemerkungen zu 554 und 615 sind sehr gut. Zu der ersten gehört auch 1242 ἀπευνασθέντος κακοῦ, Ruhe, *Ant.* 584 ἄτας οὐδὲν ἐλλείπει, ἕρπον. Kühner Ausdruck in den Jamben ist auch *Tr.* 188, 204 und sonst, doch schwerlich irgend auffallend gegen andere Stücke. — 653. οἰστρηθεὶς ist nicht *amoris oestro percitus*, „voll Lustwahnsinn", sondern μανεὶς, von Kriegswuth. — 1004. *Hermanns* ὂν gefällt uns wenig; es ziemt nicht einmal dem Herakles, zu erwarten, dass Zeus ihm unmittelbar helfen würde. Lieber: ich müsste (wenn eine menschliche Hülfe mich noch rettete) darin ein dunkles (πόῤῥωθεν) Wunder schauen. — 1011. οὓς ist wieder so ein Accusativ, den der Vf. zu 615 schwebend nennt; der Schol. hat das ausgelassene Verbum οὓς ἔσωζον, πάντα τόπον καθαίρων ganz richtig, und *Musgr.* hätte sich nicht zu bemühen gebraucht.

Ajas. 2. „Hinwegzufangen" ist freylich nicht richtig, doch geht Hr. *Lobeck* zu weit, ἁρπάσαι für einen Jagdterminus, und für wittern zu nehmen, ohne eine Stelle anzuführen, wo es nicht eigentlich bloss *erfassen* heissen könnte. Ausserdem scheint hier nicht vom Wegstehlen der feindlichen Unternehmungen oder Plane, sondern vom Recognosciren zu eigenen Planen die Rede zu seyn. Odysseus jagt, um eine Kunde von dem Feind zu erhaschen. Statt des

gewöhnlichen πεῖραν λαμβάνειν, z. B. τῆς γνώμης τῶν στρατιωτῶν oder τῶν θεῶν, εἴτι σοὶ ἐθελήσουσι συμβουλεύειν (H. Steph. 3, 151, vgl. Raphel. ad Ebr. XI, 29 aus dem Polybius, *usu cognoscere, experiundo discere.*) oder καταθεῖναι, wie Ael. V. H. XI, 13 sagt, ist neben θηρώμενον und bey der Gefahr der Umgebungen und der Geschwindigkeit, die nöthig war, der Ausdruck ἁρπάσαι sehr schicklich gewählt, erhaschen, sonst auch haschen, μὴ ἅρπαζε τὴν φιλοτιμίαν, Aesch. in Ctesiph. c. 22. — 167 ff. Ohne bey Bemerkungen über Anderer Conjecturen zu dieser Stelle lange zu verweilen (von denen die *lobeckische* ungefähr denselben Gedanken sehr nachdrucklos, und eine andere in der Rec. von *Lobecks* Ajas J. A. L. Z. Jan. 1811:

ἀλλ᾽ (ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ᾽ ἀπέδραν,
παταγοῦσιν, ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι)
μέγαν αἰγυπιὸν σ᾽ ὑποδείσαντες —

etwas schleppend wiederholt), wollen wir unsere eigene Ansicht von derselben vorlegen. Nach ihr enthalten diese Verse nur in ihrer Verbindung einen Gegensatz gegen 165 f., so, dass die zwey ersten (166. 167) das Vorige nur wiederholen, und der eigentliche Gegensatz, den man in ihnen suchte, erst folgt und auf sie also mitgerichtet ist. Also nicht: wir vermögen nicht gegen die Verleumder zu sprechen ohne dich, *aber* sie werden verstummen, so wie du erscheinst; sondern: wir können nichts gegen sie ausrichten ohne dich, *sondern* so lange sie dich nicht sehen, schnattern sie wie Heerden von Gänsen gegen dich, fürchten dich *aber* als einen grossen Geyer, verkriechen sich schüchtern verstummt, so wie du erscheinst. Zwar könnte παταγοῦσιν, wie *Porson* wollte, Furcht bezeichnen, indem es von Gänsen wahr ist, Person und Bild aber häufig identificirt werden; allein wir wollen das nicht. An den Worten τὸ σὸν ὄμμ᾽ ἀπέδραν scheint man sich eigentlich versehen zu haben. Dass man es aber nicht buchstäblich vom Entlaufen, sondern auch von Vermeidung der Nähe, von blossem Entferntseyn verstehen könne, leuchtet schon an sich ein. Denn da der Geyer eigentlich stets der Gans droht: so ist sie ihm entgangen, so lang sie ihn nicht sieht. Doch wird es nicht schaden, einige ähnliche Ausdrücke zu citiren. So ist *Phil.* 348: ταῦτ᾽ οὕτως ἐννέποντες, οὐ πολὺν χρόνον μ᾽ ἐπέσχον, wie sie so sprachen, *blieb* ich nicht lange zurück. So ist Theokr. II, 164:

ἐγὼ δ᾽ οἰσῶ τὸν ἐμὸν πόνον, ὥσπερ ὑπέστην

nicht, ich will mein Leid tragen, wie ich es übernommen habe (etwa mit Leichtsinn), sondern, *wie es nun einmal auf mir liegt*, wodurch nach unserem Gefühl der Ausgang dieses Stücks sehr gewinnt. Nibel. 82 heisst: Sein Leib war vor allen Schanden wohl *bewahrt*, auch nicht, man hatte ihn gegen Naturfehler geschützt, sondern er war frey davon. — 600 ff. An dem Sinn, der hier in der Übersetzung ausgedrückt ist, dürfte nach unserem Dafürhalten nichts zu ändern, das Sylbenmass nach *Lobeck* zu 615. S. 313 oder mit *Erf.*

λειμωνίδι πόα μήλων
νῦν δ᾽ αὖ φρενὸς οἰοβώτας

mit der Gegenstrophe auszugleichen seyn. Wenn man der von *Lobeck* gebilligten Conj. *Hermanns* folgt: so geht der schöne Contrast, den die Vorstellung der ersehnten Heimath (vgl. auch 707 ff.), der immer herrlichen und glücklichen Salamis, mit dem zwecklosen, beschwerlichen, langweiligen Harren im Freyen (κεῖμαι δ᾽ ἀμέριμνος οὕτως, ἀεὶ πυκιναῖς δρόσοις τεγγόμενος κόμας 1207) macht, durch die Absicht μίμνω ἄποινα, wodurch ja diess Harren noch Vortheil wäre, verloren, und unser Antheil zieht sich fast ganz zurück. — 651. βαφῇ σίδηρος ὣς ist richtig mit ἐκαρτέρουν τὰ δεινὰ verbunden, „zuvor noch ganz in scharfem Sinn erstarrt, gleich eingetauchtem Eisen." Ajas sagt: ich, der sonst im Furchtbaren, in Gefahren (so muss, nach dem Gegenbild βαφῇ, τὰ δεινὰ genommen werden, nicht für δεινῶς, wie von *Br.* geschehen. Die Construction ist: ich erhartete, *duldend, ex adjuncto*, da dieser Begriff dem Wort nahe liegt, z. B. ἃ ἐγὼ οὔτε τότ᾽ ἐκαρτέρουν Aesch. in Ctes. §. 101. 145, das Furchtbare), nur fester, unbeuglicher ward, wie Eisen sich, statt zu erweichen, härtet im Wasser, bin nun plötzlich durch so gelinde Kräfte, durch dieses Weib, zu weichen Worten gerührt worden. Diess ist so leicht, schön und unwidersprechlich, dass man sich wundern muss, wie Hr. *Lobeck*, so vielen von ihm angeführten Stellen gerade widersprechend, seine Note schliessen mag: *βαφὴ autem h. l. significat omnem cudendi ferri fabricam, qua ad tractandum aptius redditur, ademta per aquam ferrariam naturali ejus asperitate.* — 679 ff. Es ist zwar fast spasshaft, wie viel schon über diese Stelle gesagt worden ist; allein wir können doch unsere Meinung darüber nicht gut auf dem Herzen behalten. Die Lesart δεινῶν 674 ist von Hn. *S.*, und seitdem von *Schäfer*, und gegen *Lobeck* von seinem schon oben erwähnten Rec., so wie von einem anderen gelehrten Kritiker J. A. L. Z. 1810. No. 40, nachdrücklich behauptet worden, mit Recht, wie uns dünkt, nur nicht so, dass λείων, das bloss unnöthig genannt werden kann, gegen den Zusammenhang stritte. Es müssen hier nicht einzelne Bilder, sondern alle im Zusammenhang neben einander gestellt werden. Das Kräftigste in der Natur weicht einmal, und lässt das Stille und Sanfte herrschen. Der tobende Winter weicht dem lieblich fruchtbaren Sommer, die *furchtbare* Nacht dem Licht, und das Gebrülle des Meers der Windstille, der allbezwingende Despot, der Schlaf, giebt frey (ἐκοίμισε, dass die Winde die Wogen selbst legen, statt nur Stille an ihre eigene Stelle treten zu lassen, so wie dass der Schlaf frey giebt, statt der Schlummerlosigkeit, worin sich keine Naturgewalt äussert, Platz zu machen, ist bloss Variation des Ausdrucks): soll nicht auch Ajas, er wie Winter und Nacht, wie Sturm und Schlaf unbändig, den Atriden einmal weichen? Auf Ajas würde λείων nicht gehen, er soll nicht am leisen Zephyr ein Beyspiel nehmen, auf seine Natur bezieht sich ja immer στένοντα πόντους; es könnte also δεινόν, oder auch, aber schwerer,

δεινῶν (ὑπὸ) πνευμάτων mit στένοντα verbunden (wo alsdann ἄημα im Gegensatz linden Hauch bedeutete), oder dafür λείων gelesen werden, es würde dadurch der nachfolgende Zustand, wie in den vorhergehenden Bildern, mehr gemalt, als durch das blosse ἐκοίμισε; allein δεινῶν ist darum doch schöner, weil dem Sturm und dem Ajas besser ansteht, selbst, frey abzulassen, als sich auch durch die sanfteste Gewalt wegschmeicheln zu lassen. Es liegt aber, worum es uns hauptsächlich galt, in der Stelle etwas mehr, als dass sich Ajas zur Besonnenheit ermunterte, es ist seine Natur der unmächtigeren der bequemen und gefeyerten Herrscher im höchsten Stolz entgegengesetzt, diese Beywörter vom Segen des Sommers, von der Lieblichkeit des Lichts, und käme hinzu, von der Glätte des Zephyrs, werden in Ajas Munde (so wie 'Ατρείδας σέβειν und σωφρονεῖν) spöttisch und bitter, sind nicht von ihrer wohlthätigen, sondern von Seiten ihrer wirklichen oder scheinbaren Negativität genommen, sie haben, wie Agamemnon, Ehre bey den Menschen 670, eine Würde, die Ajas aber der Stärke gegenüber nicht achtet; und es drückt sich so in der hohen Ironie dieser Stelle der wahre Charakter des Ajas am vollkommensten aus, nicht nachzugeben, sondern nur aufzuhören, sich nicht zu mäsigen, sondern sein Schicksal auf sich zu nehmen, nicht einen Theil des eingenommenen Raumes, aber den ganzen hinzugeben: denn dabey bleibt seine Natur ungemischt und unverletzt, wie die des Sturmwinters, wenn er dem Sommer Platz macht. V. 678 stimmt damit so zusammen: ich aber (ἐγὼ δ' holen schon *Lobeck* und *Erf.* zurück, und denken dabey an eine Anakoluthie; es liesse sich aber auch σωφρονῶ aus dem Vorigen suppliren und übersetzen, ja wohl) will abtreten, denn nun weiss ich, dass mein Gemüth, als ein Äusserstes des Hasses und der Liebe, nicht für die Welt ist; nicht, ich habe mir nun den Grundsatz abgenommen, mit Klugheit und Vorsicht zu hassen und zu lieben, da ja schon der feste Entschluss, gleich zu sterben, das Ironische des Ausdrucks anzeigt. Rührender wird diese Ironie noch dadurch, dass sie dem Chor entgeht, und ihn mit einem treuherzigen Vergnügen täuscht. — 815. Die Scene wird leicht verändert durch Wegnahme von Ajas Zelt, wodurch Einsamkeit, und durch eine Decoration, wodurch die Meeresnähe (655) vorgestellt wurde. Was das Ekkyklema hier thun sollte (s. *Lobecks* Ausg.), sehen wir nicht ein. — 909. Hr. *S.* liest stillschweigend (wie er noch einigemal von *Br.* abgewichen ist, ohne dessen in den krit. Noten zu gedenken) οἶος für οἶος, das durch ἄφρακτος φίλων verstärkt und näher bezeichnet ist, nicht gut. — 1366. „Nun jeder wirket selber sich das Seinige", stimmt nicht mit dem Original überein. Nach Hn. *Lobecks* Auslegung: sonst handelt doch einer nicht anders als nach seiner Natur, wie kommst du zur Grossmuth? wäre es änigmatischer, als wenn man Agamemnon, in der Bitterkeit unwilliger Gewährung, wie man es hier erwarten muss, sagen liesse: nun so handelt doch jeder seiner Natur gemäss, bleibt sich doch jeder getreu (du deiner Bösartigkeit, deiner unfesten, veränderlichen, unzuverlässigen Natur). Der Verdruss erklärt hier das Ausgelassene ganz natürlich, Odysseus bejaht es, und hat nicht Lust, darauf einzugehen: wem sollt' ich auch sonst als mir getreu bleiben? πονεῖ ist zwar kein Hinderniss, aber warum setzt man doch nicht das viel schicklichere ποιεῖ, und im folg. V. ποιεῖν, das sich beym Sch. findet? Vielleicht entstand πονεῖ nur daher, dass man nicht bemerkte, zu ἐμαυτῷ sey ὁμοῖα zu wiederholen, und diess dadurch deutlicher zu machen suchte, oder dass man ποιεῖ, wiewohl es häufig so bey Sophokles steht, nicht für einen Jambus hielt, wie denn im Etymol. M. p. 679. l. 24 bemerkt ist, die Attiker hätten ποῶ geschrieben, wenn die erste Sylbe corripirt wurde. *Erfurdts* Erklärung von 1365: ja ich will ihn begraben, denn ich werde auch einmal dahin kommen, d. i. sterben, und Agamemnons matte Antwort, das sey doch sehr eigennützig gedacht, dürften sich Wenigen empfehlen.

Philoktetes. 146. Für „schau hin" sollte es heissen: schau ihn, denn diess Wort schliesst in sich ein, dass Neoptolemos hingehen sollte. — 203 würden wir das Komma tilgen mit *Porson*, τινος supplirend. Von einem Klagenden unbestimmt spricht auch 206 Neoptolemos. — 324. Des Vfs. Vertheidigung der Vulg. reicht nicht zu, darum weil χεῖρα πληρῶσαι, wenn es auch heissen kann, seine Faust sättigen, wenigstens zweydeutig ist, und eher an, die Hand mit Beute füllen, erinnert. — 333. Eben so fragt *Tr.* 232 Deïanira, worüber sie schon unterrichtet war; vgl. *Bothe* zu *Ph.* 882. — 425. μόνος kann unmöglich theuer heissen, auch übersetzt *Br.* in der Ausg. von 1786 nicht *unice dilectus*, sondern bemerkt ganz richtig, Sophokles müsse hier andere Nachrichten, als die gewöhnlichen, befolgt haben. — 552. Hr. *S.* hat *Musgr.* Conj. befolgt, die zwar minder unschicklich ist, als die andere, wonach der Schiffmann Lohn fodert (obgleich τὰ ἴσα gehörigen Orts heissen könnte, *aequa*, was recht ist, vgl. 685), aber doch der Vulg. nachsteht, dass er sich freut, sein einsames Fahrzeug an Leute in gleicher Lage und Geschäft, an Cameraden im Schiffshandwerk, anzuschliessen. — 668. Mit Recht wird δόντι δοῦναι behauptet; nur kann man hinzudenken, *nach Belieben*, was in παρέσται vielleicht versteckt liegt, oder es liegt in δόντι der Nachdruck (so *Schäfer*): doch so, dass du sie nur mir wiedergiebst. — 734 ist, wie von *Brunck*, unrichtig übersetzt, statt: hältst du etwa den Schmerz der andringenden Krankheit zurück, willst ihn verbergen? — 754. Die gewöhnliche Abtheilung der Personen scheint hier falsch. Spricht Philoktet οὐκ οἶδα auf seine eigene Frage: so gleicht es einer Geistesverwirrung, die sich erst 815 zeigt. *Philoktet* fragt: οἶσθ' ὦ παῖ; Der Schmerz hindert ihn weiter zu sprechen. *Neoptolemos:* Was dir sey? Nein, ich weiss nicht. *Philoktet:* Wie so nicht? (nämlich das hatte er nicht fragen wollen, sondern das sagen, was 757 oder später kommt) und wieder fasst ihn der Schmerz. — 854. In den Noten: „so giebt es eine Verwirrung, die auch dem Klugen schwer zu durchschauen ist, wenn wir

nämlich nicht mit dem Bogen schleunig forteilen, und vielmehr, wie des Odysseus Absicht ist, auch den schlafenden Philoktetes selbst mitnehmen wollen." Umgekehrt: du weisst, wen ich meine (Odysseus); wenn du wie der denkst (von da an irrt auch *Br.*): so (wirst du wissen) ist auch das höchst Schwierige (μάλα ἄπορα πάθη) den Verständigen gegeben zu durchschauen, sich darin zu helfen. Deutlicher, als der Chor den kühnen Rath aussprechen wollte, wäre: sey jetzt gewandt und verwegen wie Odysseus; und darauf werden die Umstände beschrieben, wie auffodernd sie seyen. Drum (862) „sprich im rechten Augenblick, heisse mich anfassen, es ist (τόδ') *nach meinen Gedanken* ausführbar, furchtlos Abenteuer ist das beste. Man kann nicht sehr gegen das Scholion seyn: τὸ δὲ ἀγρεύσιμον ἀνάκειται τῇ ἐμῇ φροντίδι, es giebt einen ähnlichen und recht guten Sinn; doch ist unsere Erklärung leichter, weil sie kein Verbum zu suppliren braucht. Die Construction ist, wie *Aj.* 1358 ἔμπληκτοι βροτοῖς, und ein andermal im Soph. φρονεοῦσιν, nach dem Urtheil der Verständigen, und dergleichen mehr. Der Übersetzer: Es gewinnt, o Sohn, diess unsere Kunst; ziehe die furchtentblösste That vor." — 975. πάλιν, weil Neopt. den Bogen durch des Odysseus Anschläge, gleichsam von ihm, bekommen hatte, 1047. — 989. „Zeus, wiss' es sicher, Zeus beherrscht auch dieses Land, Zeus, welchem diess gefiel", sollte heissen: Zeus ist es, wisst, Zeus, der Herrscher dieses Lands, Zeus, dem also gefiel. — 1014. ἀφυῆς ist nicht *schlicht*, ἄκακος ἀπὸ φύσεως, sondern, ohne Anlage, in Bezug auf den folgenden Vers, εὖ προὐδίδαξεν ἐν κακοῖς εἶναι σοφόν. — 1041 ist etwas zweydeutig übersetzt.

Klarer: bestrafet, strafet, o doch mit der Zeit dereinst. ἀλλὰ ist in solcher Verbindung, vgl. *Col.* 1276, so viel wie *wenigstens*, was sich auf eine Auslassung gründet. — 1085 setzt Hr. *S.* Fragzeichen; allein schöner ist, συνοίσει ironisch wehmüthig zu nehmen, ohne Fragzeichen. 1191. „Und wie soll ich andern den Sinn dir nun wenden? du zeigtest ja —." Vielmehr, da Philoktet sie wieder herruft, nachdem er sie vorher geheissen, ihn zu verlassen, antworten sie (auch nach dem Sch.): um was zu thun, anders als das Vorige, das du offenbar — (missbilligtest), dass wir dich nach Troja führten; wir können dir nicht anders rathen, als wir gethan haben. Wem der unantike Gedankenstrich, da besonders hier eben auch keine Scheu und Empfindung mit dem ausgelassenen Wort kämpfte, missfiele, würde vielleicht für προὐφάνης lesen wollen προὐφάμην. Die Wiederholung in πάρος und πρὸ hätte nichts auf sich. — 1284. Hier ist wieder einmal eine unnöthige Emendation beybehalten, αἴσχιστος für ἔχθιστος. Diesem ἔχθιστος ist freylich ἀρίστου nicht gerade entgegengesetzt; allein ist nicht das Feindselige in diesem Verhältniss schändlich? Muss denn alles dem ersten Blick des Verstandes symmetrisch erscheinen in der Sprache? Können nicht die Beziehungen der Begriffe zu einander in mannichfaltigen Fäden, bald mehr bald weniger im schönen Gewebe der Darstellung versteckt, unterlaufen? Pure logische Simplicität macht ja den Ausdruck nicht dichterisch. — 1365. Die von *Br.* ausgemerzten Verse, die seitdem wieder gewonnen worden sind, fehlen noch in der Übersetzung.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Mathematik. *Gotha*, b. Steudel: *Unterhaltende und belehrende Beyspiele, zur Übung im Kopfrechnen.* Für den Schul- und Privat-Unterricht bearbeitet. 1811. 208 S. 8. (12 gr.) Die Absicht des Vfs. war, seinem eigenen Geständniss nach, nicht, die Rechenkunst nach Regeln vorzutragen, oder dieselbe durch Beyspiele zu erschöpfen; sondern dem Lehrer ein Mittel mehr in die Hand zu geben, wodurch er die Kinder auf eine nützliche und angenehme Weise beschäftigen könne. Er wendete desshalb besondere Aufmerksamkeit auf den Inhalt und die Form der Beyspiele, und suchte in beiden das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen. Die Naturgeschichte, Haushaltung, Erdbeschreibung, Geschichte u. s. f. haben die Materialien zu den Exempeln geliefert, wobey der Vf. auch besondere Rücksicht auf Thüringen, wo er zu wohnen scheint, genommen hat. Die Einkleidung hat etwas Gefälliges und die Kinder Ansprechendes. Nur ist der Vf. im Ausdruck nicht immer bestimmt genug gewesen, z. B. No. 41: „Das jetzige Residenzschloss in Weimar, welches der Herzog Karl August so schön hat wieder aufbauen lassen, hat das Unglück gehabt, zweymal abzubrennen. Zum ersten Male brannte es 1618 ab u. s. f." Die mitgetheilten Verse stehen, so gering sie an und für sich sind, doch der Abwechselung wegen an ihrem Platze. Übrigens ist die Sammlung besonders für den ersten Cursus des Kopfrechnens angelegt, wo es auch noch darauf ankömmt, Lust zur Sache zu machen. Unter der Beantwortung der Rechenaufgaben ist bey einigen schwerer scheinenden die Art, wie sie gelöst werden müssen, angezeigt, was den weniger geübten Lehrern sehr zu Statten kommen wird. Zum Schlusse will Rec. noch einige Druckfehler angeben, die vor dem Gebrauche dieses wohl zu empfehlenden Büchelchens zu verbessern sind. No. 23 muss es heissen: Anno 1613 den 29 May, und für Friedelhausen muss Fiedelhausen oder Vippach Edelhausen, so wie No. 47 für Donauwerth Doneschingen gelesen werden. In No. 51 muss es gegen das Ende hin wohl heissen: als der *bekannte* Berg in Deutschland; die Zahl 5106 aber ist in 3570 zu verwandeln, wesshalb sich auch die in der Beantwortung angegebene Zahl in 15750 abändert. No. 113 b muss nach Äquator hinzugesetzt werden: in einer Stunde.

Cf.

Schöne Künste. *Breslau*, b. Korn: *Emma, oder Liebe und Täuschung.* Von *Klara.* 1810. 198 S. 8. (1 Rthlr.) Diese *Blätter* sind im Kreise von Klara's ländlichen Freundinnen, die *keinen geistigen Wechsel als den der Jahreszeiten* kannten, in fröhlichen und wehmüthigen Augenblicken *entworfen* worden. Klara selbst ist ein *einfaches Wesen*, dem die höhere Bildung nicht zu Theil ward. Diess ist das eigene Geständniss. So wenig wir übrigens an der Einfachheit ihres Wesens zweifeln: so sehr sind wir überzeugt, dass es besser gewesen, sie habe diese *Blätter verworfen.* Nicht etwa, als ob Emma unter den übrigen Romanenheldinnen nicht mitlaufen könnte — es giebt noch viel schlechtere — sondern weil wir überzeugt sind, Klara hätte bey jeder anderen Beschäftigung für sich selbst und ihre ländlichen Freundinnen besser gesorgt.

— za —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MAY, 1812.

ALTE LITERATUR.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Des Sophokles Tragödien*, übersetzt von *Karl Wilhelm Ferdinand Solger* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Elektra. 4. Argos dürfte kaum im Deutschen stehen, da es hier das Land bedeutet, Mykenä die Stadt. — 160. ὄλβιος, für ὄλβιον, welches letztere *Br.* setzte, muss man nur nicht wie *Erf.* erklären, um es unbedenklich vorzuziehen, wie seitdem auch schon drey Kritiker gethan haben. Die anderen drey, Hr. *S.* nämlich zu jenen beiden, kleben wieder am Buchstaben. Elektra aber tadelt mild in verstelltem Ausdrucke, oder spricht die eine Seite der Sache aus, die ja nicht zu leugnen ist, dass sich jugendlich der Schmerzen und Sorgen zu entschlagen (169) glücklich macht, ohne dass sie darum für sich es wählen mag. Nicht wegen der einzelnen Stelle ist diese Bemerkung schon wieder gemacht, sondern weil so viele ähnliche vorkommen, wo manche Gelehrten nur auf der Oberfläche des doch so durchsichtigen sophokleischen Ausdrucks lesen. Aber das Schönste ist oft, was sich hinter dem Wort mit zarter Scheu verstecken zu wollen scheint. — 180 ff. Die Verbindung: „weder in den Stierweiden harret unwandelbar Orestes noch Hades“, ist falsch. Weder der an Krisas Gestade weilt, wird je sich wenden, noch auch Hades, nämlich von uns ab gegen die Feinde. — 214 ff. „Sieht nicht dein Sinn, wie hochher nun in Entwürdigungschmach dein Unglücksmuth Dich gewaltsam selber hinabwirft?“ Rec. glaubt: Bedenkst du nicht, von welcher auch jetzt noch glänzenden Lage (vgl. 240. 392. ἐξ οἴων τὰ παρόντα verbunden, wodurch τὰ παρόντα in der Bedeutung *gegenwärtig* Nachdruck bekommt, da *sponte tua*, oder es allenfalls mit τὰ δὲ 219 zu verbinden nicht einleuchten will) du in selbstgeschaffene (α[illegible]σοῦ ἐσσομένας καὶ οὐκ ἀλλαχόθεν) Leiden so schmählich versinkst? Die folgenden Verse bestätigen diess durch Wiederholung, als einer ihr vielleicht auffallenden Wahrheit, mit dem Beysatz 219 f., dass diess alles vergeblich sey, und würden ohne diese Beziehung der Absicht des Chors, freundlich zu trösten, widerstreiten. Die Antwort der Elektra ist vollkommen passend und klar. — 300. Besser wäre ταῦτα. — 405. *Br.* dünkt uns hier eine falsche Vorstellung gehabt und erweckt zu haben. ἔμπυρα sind hier nicht Opfer, sondern Opferblut von Thieren, die Klytämnestra schon vorher geschlachtet hat, vgl. 280 (dem ja durch das Fruchtopfer 634 an Apollon Lykios nicht widersprochen wird, sondern das ausser den Grenzen der Handlung lag) und so wenig nach der Etymologie zu nehmen, wie πυρᾶ 901; denn so ist nach so langer Zeit ein Grab auch nicht eigentlich zu nennen. Zwar wird diess, wie wenig ängstlich Soph. auch oft in der Wahl eines einzelnen Ausdrucks ist, doch Vielen hart scheinen. Aber nicht noch weit härter, und nach altgriechischer Decenz ganz unschicklich und unthunlich, dass die Jungfrau *famulos* anführen, und einem Thieropfer vorstehen sollte? Wie mag *Br.* behaupten, es sey keine Libation ohne Opfer geschehen? Des Opfers wäre 406. 434. 435. 440. 447 ff. sicher gedacht, wenn es vorgekommen wäre, und den Begleitern, die Thiere und Geräthe führen sollen, wohl auch noch eher, als dem Chor, 469 Verschwiegenheit empfohlen worden. — 1083. ἄκαρπος ist mit Recht genommen als gut gegen den Vater. Ohne Nachdruck gebraucht Soph. *Ph.* 180 πρωτογόνος, gleichsam nach eigener Auslegung, von Vorfahren, mit schöner Anspielung συγγενὴς μῆνες *Tyr.* 1180 nach der Etymologie in allgemeinerer Bedeutung, als der eingeführten (denn man übersetzt nicht gut „verwandte“). In unserer Stelle kann in diesem Gebrauch des Worts der Gedanke versteckt liegen: darin besteht ihr Adel, das ist der beste Adel. — 1152. τέθνηκ' ἐγὼ σοί, nicht, ich war für dich gestorben, σοὶ ist *dat. commodi*, und τέθνηκα geht auf den Augenblick. — 1394. Dass unter αἷμα Schwerdt verstanden werde, ist schwerlich, wie *Herm.* bey Erf. ad Ant. 416 ed. maj. behauptet, unsophokleisch; was ist es kühner, als wenn die lernäische Schlange θάνατος heisst *Tr.* 834, oder umgekehrt daselbst 831 mit todbringender Wolke, statt mit dem Blut des Nessos gesalbt, statt Honig Biene (*Col.* 481), statt Rede Mund (*Tyr.* 426. 671 etc.) gesagt wird? Wenn νεακόνητον in metrischer Hinsicht absolut verwerflich ist, was sich noch bezweifeln lässt: so ist übrigens selbst das Beywort *frisch gewetzt* nicht zu kühn; αἷμα ist als bildliche Bezeichnung, als in Apposition mit dem ausgelassenen Worte Schwerdt zu denken. Das so ausgelassene Wort wird oft der Deutlichkeit wegen noch nachgeholt, z. B. Pind. I, 90: ἄταν τὰν οἱ πατὴρ ὑπεκρέμασε, καρτερὸν αὐτῷ λίθον, oft nicht, wie *Ph.* 1125: πάλλων τὰν ἐμὰν τροφὰν, den Bogen. Hingegen νεοκόνητος ist der Bedeutung nach schlecht, ein mattes Beywort. Dann ist auch die active Bedeutung dieser Form an sich sehr selten; bey einem zusammengesetzten Wort, vielleicht ganz unerweislich. Endlich ist die Bedeutung von

αἷμα, *caedes*, schwerer, als Schwerdt (denn das Schwerdt bringt allgemeiner und sichtbarer Blut hervor, als das abstracte *caedes*), und das Ganze „in der gewalt'gen Hand den blutfrischen Mord" sehr unklar.

Eine *andere Art der Auslegung*, welche der Worte, der Verbindungen, der Bilder, der Andeutungen verschiedene und feinnuançirte Grade und Farben und örtliches Gewicht prüft und bestimmt, schmilzt mit der ganzen Darstellung zusammen, und macht das eigentliche Gebiet des Übersetzers aus. Wie viel durch diese Art der Auslegung unter uns, besonders durch und seit *Voss*, Licht und Leben in das Verständnifs der alten Dichter gekommen, würde in mancher Hinsicht lehrreich historisch auszuführen seyn. Die *vossischen* Kunstmaximen gehn auch durch diese Übersetzung von Anfang bis zu Ende, und sind mit vieler Überlegung angewandt; einigermasen auch S. LIV ff. nach ihrer inneren Nothwendigkeit erwiesen. Wenn man wegen der grosen Verschiedenheit der Zeiten und Bildungen, die nie auszugleichen ist, und selbst wenn das möglich wäre, doch nie ausgeglichen werden sollte, nöthig findet, den antiken Vorstellungen und Worten so viel abzuschleifen, oder sie mit so viel Modernem zu versetzen, als zu einer Art von Maskirung nöthig scheint, unter der sie nun ohne Anstofs in der guten Gesellschaft des Orts auftreten könnten: so kehrt man damit zu der Ansicht und Behandlung zurück, die man in vorigen Zeiten den plastischen Werken der Alten angedeihen liefs. Wie viel einfacher diese auch sind, wie viel weniger Beymischung sie also auch zu gestatten scheinen: so ist doch dieser natürliche Hang des Assimilirens und Nationalisirens so weit gegangen, dafs man staunen mufs, wie viel im Allgemeinen nicht blofs freye Nachbildungen, sondern selbst eigentlich wissenschaftliche Zeichnungen die Antiken herunterzubringen im Stande gewesen sind. Um die grofse Ähnlichkeit dieser alten Zeichnungen mit den freyen Übersetzungen zu finden, muss man statt der Hanswurste, wozu blofse Ungeschicklichkeit der Zeichner die alten Götter in so vielen, besonders italiänischen Bilderbüchern gemacht hat, sich Abbildungen nach gleichem Geist und Grundsätzen (das Eigenthümliche und Feste in dieser Manier ist nicht zu verkennen), aber eben so kunstreich und fleisig in Zeichnung und Ausführung denken, als manche gleichartige Übersetzungen mit ausgebildeter Sprachkenntnifs und vielfacher Anstrengung gemacht sind. Wenn uns die altgriechischen Marmorwerke, statt z. B. in Gyps abgegossen zu werden, nachahmend copirt und so lang bearbeitet würden, bis das Herbe, Fremde, Einfache, Stille, das Vielen dem kalten Tod gleich scheinen mag, gewichen wäre: so würde jeder Kunstfreund über dergleichen Unverstand und Frivolität bittere Klage führen. Aber die Poesieen, die doch nur durch längeres und tieferes Studium in ihrem wahren Leben begriffen werden können, als die Kunstwerke, und während dieses Studiums das Fremde verlieren oder es uns so lieb wie das Modische immermehr machen würden, wollen wir ummodeln, und, wenn wir uns inconsequenterweise nicht an die Composition wagen, doch im Ausdruck den heutigen Lesern ähnlicher machen, um sie ihnen zu empfehlen. Aber wer heisst denn solche den Sophokles lesen, denen er sich nicht in seiner rein antiken Gestalt selbst empfehlen kann, denen sich ihre Zeit und Bildung immer vor die Augen drängt, wo Formen einer anderen Zeit und Welt vorgeführt werden sollen? Freylich ist die Masse, worin wir Poesieen abzuformen suchen, auch minder weich und anschmiegsam, und geht oft sehr zerrissen, rauh und unscheinbar von den Originalen, um die sie gelegt wird, ab. Nur einer sehr kunstgeübten und sorgfältigen Hand kann es gelingen, diese darin immer bestimmt und eben, vollständig und anmuthig zugleich abzuprägen. Was die Tragiker betrifft: so ist diefs, so viel öffentlich bekannt geworden ist, noch nicht so geschehen, wie es die Natur des Stoffs und Geschäftes zu gestatten scheint, und es bleiben unserer Literatur in sofern herrliche Früchte zu hoffen übrig, wozu in ihr unverkennbar die Keime liegen. Unter den bisher erschienenen Übersetzungen ganzer Tragödien und ganzer Tragiker wüfsten wir nichts, das *im Ganzen* dem *solgerschen* Sophokles vorgezogen werden könnte. Dessenungeachtet müssen wir ihn in seiner jetzigen Gestalt, mit dem Vf. selbst (S. XI), „nur als eine gute Stufe zum Weiterschreiten" betrachten; wünschen aber, dafs vorzüglich er selbst auch auf dieser Stufe emporsteigen, und ein Werk, das er als seinen ersten schriftstellerischen Versuch bezeichnet, zu dem Grade der Vollendung führen möge, welchen ein solcher Versuch hoffen und erwarten läfst.

Sollen wir über das jetzt Geleistete urtheilen: so müssen wir die Jamben von den melischen Versen ganz absondern. Jene sind so, dafs, wenn Einzelnes verbessert würde, sie sich ohne Anstofs und mit Lust lesen liefsen, welche Lust bey durchgängiger Vervollkommnung nur steigen würde. Diefs läfst sich von den lyrischen Stellen nicht rühmen. Verweilen wir zuerst bey jenen. Mit vorzüglichem Fleifs sind die Gesetze des *Rhythmus* und des *Wohlklangs* befolgt. Schöne Wortfüfse, cothurnschwerer Auftritt ohne Geklapper, voller, wohlgemischter Ton. Härten in Absicht des letzten sind sehr vermieden, nirgends ist ein Hiatus, nirgends widerlich apostrophirt. Das e aus Worten, wie *Säng'rin*, *Zög'rung*, *Pfleg'rin*, ob es da gleich auch anapästisch stehen könnte, wegzulassen, so wie manchmal vom Imperativ, *thu' solches*, oder *wär' es*, und *ohn' Götter*, und Contractionen, *du's*, *lautet's*, *bin's*, würde selbst ein so strenger Wortkünstler, wie *Alfieri*, nicht tadeln. Die Zusammenstellung von Consonanten ist manchmal härter, wie in *Ausgufs spendend*, oder von gleichendigenden Worten, *nach der Heerden Weiden hin* T. 758. Auch ist *wessenhalb* für wessenthalb übelklingend. In der Bildung der Jamben würde nur Weniges auszusetzen seyn, etwa zu bemerken, dafs die Anapästen im fünften Fufs manchmal mehr gespart seyn sollten, dafs nie, wenn den folgenden Vers ein daktylisches Hauptwort anfängt, der vorige mit einem kurzenden-

den Adj. schliessen sollte, das zu jenem gehört, weil dieser Ausgang dadurch daktylisch wird, z. B. *Tyr.* 1427

jenes allernährenden
Helios —

während „schlechtester|Fürsorger" *Ant.* 264, vgl. 264. 415. 475 u. s. w. wohl geht. Den Artikel ohne örtlichen Nachdruck lang zu gebrauchen, wie *Tyr.* 1290, *darzustellen dem Kadmeervolk*, darf wenigstens nur sehr selten erlaubt werden, so wie der Artikel am Ende des Verses, wie *Col.* 57, 427 u. s. w., wenn auch *Erf.* ad Ant. 405 ed. 2 zu streng darin ist. Was den *Ausdruck* selbst betrifft: so ist er grammatisch rein (Kleinigkeiten ausgenommen, wie, *wessen ich anrührte*, T. 1466, *ob dessen Tode* T. 106, *hart will sich erweisen* A. 472, *unverdienteste*, für, die es am wenigsten verdient, A. 695); aber nicht frey von anderen Fehlern, die wir nur aus zwey Stücken, König Oedipus und Antigone, auflesen wollen, die Verse jetzt nach der Übersetzung citirend. Erstlich sind einzelne Worte und Wortcompositionen unschön, ungewöhnlich, steif, gezwungen oder übergewichtig und schwerfällig, besonders viele des Verses und Klangs wegen gebildete Doppelwörter von einfachem Begriff widerlich. Unter diese ganze Rubrik zählen wir: *Rathbeschluss*, *Mänasschaaren*, *flammender Tanne Lichtbrand Tyr.* 213, *eignes Grolls Erbitterung* (ἴδια κακὰ) 635, *Zornangriff* 468, *Thorheitblind*, μῶρον, 559, *Blutschwester* 638, *Krankheitsloos* 957, *Unheilschlag*, κακὰ, 1072, *Stranggeflechte* 1266, *Schmuckbefestigung* 1271, *des Unheilgiftes Hülle* 1398, *glückreich*, *leidbehäuft* 1464, *mannlos* 1508, das häufige *weder*, *weder*, für weder, noch, *mitgebornes Haupt* A. 1, 900; oder *Mitgeborne*, *Miterzeugter* für Bruder und Schwester, oder *Leibesbruder* 504, *Greuelirrung* 51, *Grabbestattung* 204, *grabverhüllt* 255, *sie vergiesst bekümmert Nass* 528, *in Mordgewalt hinstürzen* 697, *am herbstgeschwollnen Waldungsstrom*, ῥείθροισι χειμάῤῥοις, 713, *Zorntrieb*, *Zorningrimm* 1003, *Erbittrungsmuth* 1081, *Höhlenkluft* 921, *des thebischen Volks Landhäupter* 941, *mordempört* 1004, *Fettsaft* 1009, *der Schenkelbeine Strahl*, μηρίων φλόγα, 1021, *schwerer Unheilstrafe Schlag* 1098, *Leidbejammerung* 1207, *Hauptumschleyerung*, σινδών, 1222, *schnaubend stösst er scharfen Blutaushauch hervor* 1239, *zorngeschärft* 1300, *lautbeheultes Todesloos* 1315. Seltener ist das Zeitwort auf ähnliche, mehr zufällige Weise unpassend, wie, *was hebt ihr Aufruhr* T. 634, *Blut ausgiessen* 993, *von Grund heraus wegsengen* A. 59, *das Loos geschwenkt* 397, *wo einsam Menschentritt erschallet* 774, *seinen Muth auf Jüngere entlassen* 1089. Nur in sofern ist es auch nicht selten verfehlt, wenn das *Metaphorische* zu sclavisch, nicht der Bedeutung nach, oder unschicklich übergetragen ist, z. B. *Sang spinnen*, ῥαψῳδὸς, T. 390, *das Königthum jagen*, θηρᾶν, 540, so, *Unmögliches jagen* A. 92, *jaget nach Verzögerung*, ἐλᾷ, T. 1157, *welcher Zeitlauf rann daher*, χρόνος ἐξελήλυθως, T. 732, *ich werde zurückgestürzt*, πεπαύσομαι, A. 91, *solchen Frevels Höh erreicht* T. 125, *denn die Erwartung fing allein mich herzunahn* A. 235, *die Ehe morden* 569, *aufgefaltet*, διαπτυχθέντες, für geprüft, von Menschen, 710, *nach Ermordeten stich nicht* 1030, *die Zunge bedächtiger erziehn*, für halten, τρέφειν, 1090, *und heult der tief entschwundnen Braut Unseligkeit* 1225. Oft ist freylich auch die Metapher bequem in eine andere übersetzt, z. B. für ἀλώσομαι ist *aufdecken* gewählt T. 578. Oft hätte sie dagegen mit Vortheil können und sollen beybehalten werden, z. B. T. 421 ist das schöne ὑμέναιον εἰσέπλευσας verwischt, so *Phil.* 908 ληφθῶ κακὸς, *zeig' ich mich schlecht* A. 494, φιλεῖ δ' ὁ θυμὸς ᾑρῆσθαι κλοπεὺς, *der Trugsinn pflegt sich selbst zu fahn*, *Tr.* 1230 ξυγχεῖ χάριν, *tilgt aus die Gunst*, für verschüttet, *Col.* 1129 ἀμύνω, *ich bezeuge*, für ich behaupte. Es ist einer der schwierigsten Puncte, die bildlichen Ausdrücke zu bewahren, ohne je unverständlich zu werden, die reinen Gräcismen darunter, d. i. das im Deutschen Unanschauliche, zu meiden, und doch ausser Unwesentlichem nichts ab- und zuzuthun, oder wenigstens das rechte Mittel zwischen Einführung und Abwehrung des Neuen darin zu treffen. Nicht wagen würden wir einen *Speer der Erfindung*, *der den Nöthen wehrt* T. 170, oder *steilgestirntes Mal* A. 1204, oder *Mitaussäer des Werks* T. 346, oder *Doppelsaatfeld* T. 1259. 1211, *so gesäte Kinder* 1378, *auch andrer Fluren bleiben ihm beackerbar*, oder *Zeusgesäeter Jüngling*, *der Kinder gemengte Saat* 262, wo es nicht einmal im Griechischen ist. Wie ehrwürdig auch die Vergleichung der Zeugung und Geburt mit Saat und Ärndte seyn mag (S. LV), wie unschuldig auch in deutscher Sprache; so haftet, wenn sie nicht mit besonderer Feinheit behandelt wird, doch etwas Unannehmliches daran. Sehr wohl geht an A. 646: *Wer aber undankbare Kinder ausgesät.* Die Worte A. 488: *aus unsers ganzes Hauses Zeus*, sind vollkommen unverständlich, indem man den Hauptbegriff, Herkeios, wodurch Zeus erst den Laren und Penaten gleich wird, aus der Note holen soll. *In deinem Unfall bin ich Fahrtgenossin*, giebt auch ξύμπλουν ἐμαυτὴν τοῦ πάθους ποιουμένη A. 542 nicht wieder, noch *heil'gen Ruhm* εὐσεβεῖν 732, noch *gedächtnissschwer* 1075 ὑστεροφθόροι. *Selbsteigene Faust* 1177 ist unedel. Die *Wortstellung* ist öfters mit Glück künstlicher und kühner als die gewöhnliche, z. B. *des Vaters auch Ehbettgenoss und Mörder* T. 458, *sind durch der Vögel angefüllt und Hundefrass* A. 1018; noch öfter aber minder gut, wie *Alles woll' erlangen nicht* T. 1424. Eben so bös ist *nicht* vorangesetzt T. 651. *Und, diess zu prüfen, erst in Pytho forsche selbst* T. 602. So ist bey manchen unklaren und unkräftigen Versen der Grundfehler in der Stellung der Worte oder im Zwang der etwas übereilten Versbildung zu suchen. So T. 947. 1062. 1128. 1426 f. 1461. A. 43. 78. 89. 226. 269. 279. 445. 549. 562. 659. 1194. Wie outrirt sind die Worte vom Sturm A. 436 f., wie ungenügend die vielbedeutenden A. 524, wonach vermuthlich Iphig. Aul. 408 nach der Lesart bey Plut. II. p. 64 C. συσσωφρονεῖν γὰρ, οὐχὶ συννοσεῖν ἔφυν entstanden ist, übersetzt! Unpassend dünkt uns auch, den Imperativ, den die Grie-

chen etwas lebhaft durch die Frage ausdrücken: thust du das nicht u. s. w.? immer wörtlich zu übersetzen, T. 676. 1151. A. 886 und sonst. — Wie viel treuer im Ausdruck und Wortstellung sich übrigens, wenn man zumal von einer gewissen Pracht der Diction und des Klangs mehr abstrahirt (womit man das damit nicht verschwenderische, einfachedle Original um so weniger überbieten sollte, als das Deutsche in dieser Form schon von selbst dem vertraulichen Ton entfernter ist, und dem vornehmen näher kommt), wie viel treuer sich Sophokles im Ganzen übersetzen lasse, als von Hn. *S.* geschehen, wird der folgende Versuch zeigen, den Rec., ohne sich sonst an den Tragikern geübt zu haben, darum sich nicht scheuen darf der *Solgerschen* Übersetzung gegenüber zu stellen, weil er wenigstens die Fehltritte bemerklich macht, die in jener geschehen sind, ohne übrigens die Tugenden derselben übertreffen, oder sich anmasen zu wollen, dass er die ihr noch fehlenden sämmtlich besitze. Vielleicht würden bey Wechselgesprächen beide Übersetzungen noch mehr von einander abweichen; allein als Fragmente werden dem Leser die Reden und Monologe zugleich dem Inhalt nach interessanter seyn, welche wir sofort folgen lassen wollen.

Polynikes zu seinen Schwestern. Col. 1253.

Hr. Solger.

Weh, was beginn ich? Wein' ich erst mein eigen Leid,
Ihr *theuren Mägdlein*, oder erst die *herbe Schau*
Des greisen Vaters? Den mit euch im fremden Land
Ich *endlich* antraf, *seit* er ward hinausgejagt,
In solcher Kleidung, deren widerwärtiger
Schmutz, alt dem Alten *eingenistet*, immer ihm
Die Seiten abzehrt, und des augenleeren Haupts
Haar fliegt im *Luftwehn* ungekämmt *umhergestürmt*.
Und diesem gleich wahrscheinlich *schafft* er *ebenfalls*
Für seinen *unglücksel'gen Bauch Befriedigung;*
Was ich Verlorner allzu spät *erkunden* muss;
Und selbst bezeug' ich, dass ich *als dein schlechtester*
Fürsorger herkam; nicht von andren lerne das.
Doch Zeus' *erhabnen* Thronen ist Beysitzerin
Die Scham zu jedem Werke; sey auch, Vater, dir
Sie beygeordnet. Meines Thuns Versündigung
Ziemt noch zu heilen, aber *vorzurücken* nicht *).
Du schweigst mir?
Sprich, Vater, etwas! Zürne nicht, hinweggewandt!
Und nichts erwiedern willst du? Ganz verschmähend mich
Entlassen, lautlos, deinen Groll mir nicht gestehn?
O dieses Mannes *Samen*, *mein Geschwisterblut*,
Versuchet ihr doch, ob er nicht zu regen sey,
Des Vaters unleutselig abgekehrter Mund;
Dass mich, den Schützling jenes Gottes, nicht entehrt
Er *schicke*, sonder Eines Worts Erwiederung.

Der Recensent.

Weh mir! was thu' ich? soll ich erst mein eigen Leid
Beweinen, Kinder, oder seines, das ich schau',
Des alten Vaters? Welchen auf der Fremde Grund
Ich bey euch zwo'n gefunden, hieher weggebannt,
Umhüllt von solchem Kleide! Dess unfreundlicher
Uralter Schmutz dem Alten stets beywohnet, ihm
Die Seit' entkräftend, und im Zug der Lüfte fährt
Das Haar am augenleeren Haupte nie gekämmt,
Verwandt mit diesem aber, läfst sich denken, trägt
Er seines armen Leibes Unterhalt davon.
Was ich Verderbter allzu spät einsehn gelernt;
Und zeuge, dass kein schlecht'rer Mensch in deiner Pfleg'
Herkommen könnte, dass du es nicht von andern hörst.
Doch ist ja auch auf seinem Thron dem Zeus gesellt
Die Scham bey allen Dingen, Vater, o auch dir
Steh' sie zur Seiten; denn für das Gesündigte
Giebt wohl es Heilung, aber nie Rücknahme mehr.
Was schweigst du?
Gieb einen Laut, o Vater; wende dich nicht ab.
Und du erwiederst nichts mir? sondern willst verschmäht
Mich lassen, sprachlos, und nicht, was du zürnst, gestehn!
O dieses Manns Erzeugte, meine Schwestern ihr,
Versuchet o denn ihr doch anzuregen ihn,
Des Vaters unzukömmlich unredsel'gen Mund,
Dass nicht entehrt er, dieses Gottes Schützling doch,
Mich so entlasse, ohn' auch ein Wort zu sagen mir.

*) *Bruncks* Übers. *exprobratio* ist unpassend, und in dieser Bedeutung ist προσφορά eben sowohl schwer und ungewöhnlich, als in der vom Schol. angegebenen, welche der Sinn erfodert.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Marburg* u. *Cassel*, in der neuen akadem. Buchhandl.: *Die Leidens- und Todes-Geschichte Jesu in Texten zu den Passionspredigten*, aus den Evangelisten harmonisch zusammengetragen und mit erklärenden Anmerkungen. 1810. XII u. 84 S. 8. (6 gr.) Ein für den angegebenen Zweck nützliches Buch, nicht nur für den gemeinen Christen, der sich aus dieser für ihn ewig denkwürdigen Geschichte erbauen will, sondern auch für den Prediger selbst, als eine wohlgeordnete Übersicht, um danach seine Vorträge zu disponiren. Der Vf. hat sie, so viel als möglich, mit den Worten der, wie er mit Recht sagt, fast unnachahmlichen lutherschen Übersetzung gegeben, und nur hie und da Ergänzungen sich erlaubt, wo es die Vereinigung der verschiedenen Nachrichten und die Herstellung des Zusammenhangs erfoderte, oder wo der Sinn der Evangelisten nicht richtig oder nicht deutlich genug dargestellt war. Die Anmerkungen, die der Vf. jedem Abschnitte, deren 14 sind, für jeden Sonntag und in der Woche einen, angehängt hat, verrathen einen Mann, der seinem Stande auch als Gelehrter Ehre macht. Wir müssen ihm unseren Beyfall geben, sowohl in Rücksicht der Einrichtung und Brauchbarkeit des Buchs, als auch in Rücksicht seiner Gesinnungen, die er in der Vorrede äussert, dass in der Passionszeit den christlichen Gemeinden die Leidensgeschichte Jesu ganz und im Zusammenhange durch lehrreiche Vorträge erbaulich gemacht, und nicht, wie es einige neuere Theologen, selbst in ihren Anleitungen zur Kanzelberedsamkeit, verlangen, nur einzelne Begebenheiten oder Personen zur Belehrung herausgehoben werden sollten, wodurch die ganze Absicht der Passionspredigten verrückt wird. Man soll das Eine thun und das Andere nicht unterlassen. Der Vf. will, wenn die hier gelieferte Arbeit gefallen sollte, in eben derselben Manier eine vollständige biblische Geschichte herausgeben, weil bey allem Überflusse an biblischen Historienbüchern noch immer ein Lehrbuch zum Gebrauche der Lehrer, wovon die Texte für die Jugend besonders abgedruckt werden müssten, so wie ein historisch-exegetisches biblisches Erbauungsbuch, keine überflüssige Sache sey. Nach der Bearbeitung dieser Passionsgeschichte zu urtheilen, können wir den Vf. dazu aufmuntern. Freylich müsste zugleich darauf gesehen werden, dass ein so nützliches Buch auch so wohlfeil als möglich geliefert würde; denn die Schullehrer haben in der Regel wenig Geld, besonders in unseren bösen Zeiten. Am Druck und Papiere ist nichts auszusetzen.

Z. L. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 MAY, 1812.

ALTE LITERATUR.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Des Sophokles Tragödien*, überſetzt von *Karl Wilhelm Ferdinand Solger* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Kreon zu dem Wächter. Ant. 280.

Hr. Solger.

Bevor mich Jähzorn *ganz* erfüllt, ſey ſtill, und nicht
Erzeig' als Greis dich *noch beſinnungslos* dazu.
Denn unerträglich ſagſt du, daſs der Götter Sinn
Für dieſen Leichnam Sorge *noch* bewahren *ſoll*.
Als Hochverdienten bargen ſie verherrlichend
Wohl den, ſo ihren ſäulumringten Tempeln hier
Und ihren Weihungsſchätzen Brand *herangebracht*,
Und ihren *Schutz*land' und Geſetz *Zertrümmerung?*
Wann ſahſt du Bosheit *ehrenwerth* den Göttern je?
Wohl nimmer. Aber lange mit Verdroſſenheit
Dieſs tragend murrten ſchon darum die Bürger mir,
Geheim die Häupter ſchüttelnd, und ſie hielten nicht
Treu unterm Joch den Nacken, recht mir zugethan.
Von ſolchen *wahrlich* haben die, wohl ſeh' ich es,
Durch Lohn verleitet, ſolche Frevelthat verübt.
So ſchnöd' Erfindung iſt gewiſs den Menſchen *doch*
Nie, gleich dem Geld' *entſproſſen*. Dieſs kann Städte ſelbſt
Ausrotten, dieſes treibt den Mann vom Heerd hinaus;
Dieſs lehret *alles*, dieſes kehrt ganz um den Sinn
Rechtſchaffner Menſchen, böſer That *mit nachzuſtehn*.
So *unterwies* es *alle* zur Durchtriebenheit,
Und Frevelhandlung jeder Art erlernen ſie.
Doch welche Lohn annehmend dieſs *mir* ausgeübt,
Nun, die *erwerben* Strafe dermaleinſt gewiſs.
Und wenn Verehrung irgend Zeus von mir empfängt,
So wiſſe ſicher, und ein Eid verpflichte mich,
Woferm ihr nicht auſſpürend hier vor Augen mir
Der *Grabbeſtattung* Thäter *unverzüglich* bringt,
Nicht Hades gnüg' euch dann allein, bevor ihr nicht
Lebendig hangend dieſe Frevelthat enthüllt;
Damit erlernend, wo Gewinn zu ſuchen ſey,
Ihr mehr in Zukunft ſcharret, und begreifet, daſs
Man nicht den Vortheil überall verfolgen muſs.
Aus ſchnöder Habſucht ſiehſt du ſtets weit mehrere
Sich ſelber Unheil ſchöpfen, als Erfreuliches.

Wächter.

Vergönnſt du noch zu reden? oder geh' ich ſo?

Kreon.

Erkennſt du noch nicht, daſs Verdruſs dein Reden bringt?

Wächter.

Und biſs die Ohren oder dein Gemüth das Wort?

Kreon.

Wie? unterſuchſt du lange, wo mich traf der Schmerz?

Wächter.

Der Thäter kränkte deinen Sinn, die Ohren ich.

Kreon.

Sieh., wie du *tragvoll* offenbar zu ſchwatzen weiſst.

Wächter.

Jedoch des Werkes Thäter bin ich ſicher nicht.

Kreon.

Und das verkaufend deine Seel' um Goldeslohn.

Wächter.

Weh!
Wie ſchrecklich, wer argwöhniſch, noch das Falſche wähnt!

Der Recenſent.

Sey ſtill, eh gar dein Reden mich mit Zorn erfüllt,
Daſs man nicht dumm erfinde dich und alt zugleich.
Denn iſt nicht unausſtehlich, was du redeſt, daſs
Vorſorg' um dieſen Todten tragen Himmliſche?
Sie haben etwa überehrt aus Dankbarkeit
Und zugedeckt ihn, welcher ſäulumfangene
Prachttempel und Weihbilder anzuzünden kam,
Und ihnen ihr Land zu verſtören, ihr Geſetz?
Und ſiehſt die Böſen wohl von Göttern du geehrt?
Mit nichten. — Aber dieſes nahmen auch der Stadt
Einwohner lang ſchon übel auf und murrten mir,
Geheim die Köpfe ſchüttelnd, und erhielten nicht
Den Nacken unterm Joche recht, mir zugethan.
Von denen haben dieſe, wohl iſt mir's bewuſst,
Durch Lohn ſich treiben laſſen und das ausgeführt.
Denn nimmer bey den Menſchen hat, dem Gelde gleich,
So bös etwas gegolten. Dieſs verwüſtet oft
Gar Städte, dieſs treibt Menſchen aus den Wohnungen,
Dieſs unterweiſt und wandelt beſte Herzen um
Von Menſchen, ſich zu richten auf ſchandbare Streich',
Und lehret, Schelmerey'n zu können, Sterbliche,
Und alles Werks Gottloſigkeiten zu verſtehn.
Doch welche dieſs vollbrachten nach genommnem Lohn,
Vollführten, daſs ſie mit der Zeit einſt Straf' empfah'n.
Allein wenn Zeus Verehrung noch von mir genieſst,
So wiſſe das feſt, und ich ſchwöre dir darauf:
Wenn ihr von dieſem Grab nicht den Verfertiger
Ausſpähn und ſtellen werdet meinen Augen vor,
So ſoll euch nicht der Tod allein zureichen, eh
Ihr, lebend aufgefangen, dieſe Schand' entdeckt,
Damit ihr wiſst, woher Gewinn zu holen ſey,
Wenn ihr hinführo raffet, und begreifet, daſs
Man nicht aus allem zu gewinnen trachten muſs.
Denn unerlaubte Bezahlung ſiehſt den meiſten du
Wohl eher Schaden bringen, als ein groſses Glück.

Wächter.

Wirſt du ein Wort vergönnen? oder kehr' ich ſo?

Kreon.

So weiſst du noch nicht, wie du widerwärtig ſprichſt?

Wächter.

Thut es in den Ohren, oder in dem Herzen weh?

Kreon.

Was miſſeſt du die Stelle meines Ärgers aus?

Wächter.

Der Thäter quälet dir den Sinn, die Ohren ich.

Kreon.

Ach, wie du ganz ein Schwätzer von Natur doch biſt!

Wächter.

So hab' ich darum nimmer dieſe That gethan.

Kreon.

Dennoch, und haſt das Leben zwar um Geld verkauft.

Wächter.

Ach!
Wohl ſchrecklich, wenn, wer meinet, noch das Falſche meint.

Herakles, Trach. 1086.

Hr. Solger.

Her *schwinge*, König, *schleudre rasch* dein *Machtgeschoss*
Des Blitzes, Vater! Denn es *schwelgt* schon wiederum,
Es *blüht, es tobt unsäglich!* Händ' o Hände *weh!*
Ach Brust und Rücken! Ihr geliebten Arme *denn*,
Ihr waret *denn* dieselben, die mir ehemals
Nemeas Bewohner, *aller* Hirten *Züchtigung*,
Des Leuen unnahbares, *unbesänftigtes*
Gezücht, gewaltsam würgtet, Lerna's Drachenbrut,
Zwieförm'ger Unthier' *Heere*, die *mit Rossetrab*
Anstürmten, ruchlos, ungesellig, überstark,
Erymanthos' *Scheusal*, und den unterirdischen
Dreyköpf'gen Hund, das schwerbestrittne Wunderthier,
Die Brut der grimmen Echidna, nebst dem Drachen, der
Am *letzten* Ende der goldnen Äpfel Wächter war!
Und tausend andre *Nöthe* noch versucht' ich *mir*,
Und keiner hob Siegszeichen über meine Faust.
Nun hat mich *markaussaugend, gliedzerreissendes*,
Blind *wildes* Unheil *heute* jammervoll getilgt;
Mich, der der besten Mutter *sich berühmen mag*,
Ja mich des Sternenfürsten Zeus *gepries'nen* Sohn!
Doch dieses wisst wahrhaftig: bin ich gleich dahin,
Und kann ich gleich nicht *wandeln*, welche diess verübt,
Auch so bezwing' ich diese. Mag sie kommen nur,
Damit sie allen lerne kund zu machen, dass
Ich *todt* und lebend strafe *Gottvergessenheit!*

Der Recensent.

Schwing' her, o König, schmettre das Geschoss herein
Des Blitzes, Vater. Denn schon wieder zehret es
Und steigt und reisset weiter. O ihr Hände, Händ',
O Rücken sammt Brust, o ihr lieben Arme mein,
Seyd ihr geblieben jene selben, die vordem
Nemeas Sohn, der Rinderhirten Plagegeist,
Den Leu, das unnahbar' und unleutsel'ge Thier,
Mit Macht erwürgtet, die lernäer Drachenbrut,
Der Kentauren zwiegestaltes, rauh, rossbeinig Heer,
Das übermüthige, ruchlos', übermächtige,
Das Wild von Erymanthos, und im Unterreich
Des Hades dreyscheiteligen Hund, Echidnas Brut,
So unbestreitbar greulich, und der goldnen Frucht
Behüter auch, den Drachen an des Raumes Grenz'?
Und andre tausendfache Kämpfe kostet' ich,
Und keiner schlug Siegzeichen über meinen Arm.
Und bin nunmehr so gliederlos und ganz zerfetzt
Von blindem Unheil jammervoll dahingerafft,
Der ich der Sohn der besten Mutter ward genannt,
Und Sprössling Zeus, der ob den Sternen ist, begrüsst.
Wohl aber wisset dieses: bin ich auch zu Nichts,
Und kann nicht kriechen, werd' ich doch die Thäterin
Von diesem zwingen so auch. Komme sie nur her,
Damit sie lern', es allen kund zu thun, dass ich
Die Bösen lebend und auch sterbend züchtige.

Ajas 646.

Hr. Solger.

Stets bringt der langen ungezählten Zeit *Verlauf*
Hervor Verborgnes und verhüllt Erscheinendes.
Nichts *bleibet* unwahrscheinlich; selbst *gefangen* wird
Erhabner Eidschwur, selbst der eisenharte Muth.
Auch ich, zuvor *noch* ganz in *scharfem Sinn erstarrt*,
Gleich eingetauchtem Eisen, ward von dieser Frau
Gestumpft zu Weibermilde. Sie bedaur' ich jetzt
Verwittwet bey den Feinden und mein Kind verwaist.
Drum eil' ich nach den Bädern und *umuferten*
Abhängen, säubernd meiner *Hand* Besudelung,
Der Göttin *Unmuth schleunig* zu *besänftigen:*
Und treff' ich irgend einen fusstrittlosen Ort,
So berg' ich dieses Eisen, die verhasste Wehr,
Sie tief vergrabend, wo sie nie gesehen sey,
Sie nehme Nacht und Hades unterirdisch auf.
Denn seit die Hand *mir* diese *nur* empfangen hat,
Geschenkt von Hektor, *jenem* Unversöhnlichsten,
Empfing ich nie mehr Gutes vom Argeiervolk.
Der Menschen Sprichwort saget drum untrügerisch,
Des Feindes Gab ist *keine dir*, und fördert nicht.
Jedoch in Zukunft lernen wir den Göttern *gern*
Ausweichen, und den Atreiden Ehre *zugestehn.*
Sie sind die Feldherrn; ihnen weicht! *Wie anders auch?*
Denn selbst Gewalt'ges und das Übermächtige
Weicht höh'ren Würden. Sieh, der schneeverschüttende
Sturmwinter weicht ja fruchterfreuter Sommerzeit;
Dann sinkt danieder auch der Nacht *trübsel'ger* Kreis,
Dass seinen Licht*strahl* zünde weissbespannter Tag;
Und scharfes Sturmwinds *grimmer* Hauch *besänftiget*
Des Meers Gebrüll *oft.* Auch der allgewalt'ge Schlaf
Löst seine Fesseln und befängt nicht immer *uns.*
Wie kennten wir denn *ganz und gar* nicht Mässigung?
Denn jetzo seh' ich dieses deutlich ein: es muss
Nur so *zuwider* immer seyn der schlimmste Feind,
Als würd' er hold auch wieder, und dem Freunde will
So viel ich künftig helfen mit Ergebenheit,
Als blieb er's nicht auf immer. Denn den Meisten ist
Unzuverlässig *solchen* Bundes Hafen*grund.*
Doch ruh' indessen dieses so nunmehr. Und du,
Geh' ein, und fleh den Göttern unablässig, Weib,
Dass dieses *Fortgang habe*, wie mein Herz begehrt.
Doch ihr, Genossen, heget nun vor meinem *Schluss*
Ehrfurcht; und Teukros, wenn er kommt, bedeutet, dass
Er mein *gedenkend*, euch zugleich wohlwollend sey.
Denn ich enteile sonder Frist, wohin ich muss;

Der Recensent.

All bringt hervor die lang' und unzählbare Zeit
Das Unbekannt', und birgt das schon Erschienene.
Nichts Unverhofftes giebt es, nein getäuschet wird
So strenger Eidschwur wie des Sinns Hartnäckigkeit.
Auch ich ja, der durch Schrecken sonst erhartete,
Wie Eisen durch Eintauchen, lernte weibisch durch
Diess Weib noch reden; und bejammr', als Wittwe sie
Beym Feind zurückzulassen und den Sohn verwaist.
Doch auf nun zu dem Bade, zu den Wiesen hin
An Ufers Rand, dass, meinen Greuel reinigend,
Dem schweren Zorn der Göttin ich entfliehen mög';
Und hin, wo unbetretnen Platz ich treffe, will
Ich gehn und bergen diess mein Schwerd, die verhasste Wehr,
Eingraben tiefes, wo es nie wer schauen wird.
Nein mög' es Nacht und Hades drunten heben auf.
Denn seitdem dieses meine Hand empfangen hat
Von Hektor zum Geschenke, dem feindseligen,
Erhielt ich nie was Gutes von Argeiern mehr.
Ja wohl ist wahrhaft dieses Sprichwort auf der Welt,
Ungaben Feindes Gaben und nicht förderlich.
So werden künftig, Göttern nachzugeben, wir
Denn wissen und den Atriden lernen huldigen.
Anführer sind sie. Nachgegeben! Warum nicht?
Giebt ja sogar das Schreckliche, das Gewaltigste
Auch nach dem Range. So zum Beyspiel, eisige
Schneewinter machen früchtereichem Sommer Platz,
Und aus dem Wege tritt der Nacht furchtbarer Kreis
Dem weissbespannten Tage, dass er zünde Licht,
Und kraftbeseelter Stürme Wehen schläfert ein
Des Meeres Stöhnen, und der Allbezwinger Schlaf
Löst nach dem Fesseln und behält nicht immerfort.
Und wir, wie sollten wir nicht kennen Mässigung?
Ja wohl das; denn ich weiss nunmehr die Lehre, dass
Den Feind man hassen müsse grade nur so weit,
Als würde man noch lieben, und dem Freunde bin
So viel zu dienen und zu nützen ich bereit,
Als würd' er's nicht stets bleiben. Denn den meisten ist
Der Menschen unverlässig edler Freundschaft Port
Jedoch mit diesem wird es gut seyn. Aber du; *(zu Tekmessa)*
Begieb hinein dich, und Vollendung flehe, Weib,
Die Götter, dass das werde, was mein Herz begehrt.
Und ihr, Genossen, eben so wie diese, thut
Die Liebe mir und heisset Teukros, wenn er kommt,
Für mich zu sorgen, wohlzuwollen euch zugleich.
Denn ich, ich gehe dorthin, wo mein Weg hin ist.

Hr. Solger.

Doch ihr gehorcht mir, und erfahrt vielleicht *sodann*,
Wiewohl ich jetzt noch leide, bald mein Wohlergehn.

Der Recensent.

Ihr aber, thuet, was ich sagt', und ihr vernehmt
Vielleicht wohl, wenn ich jetzt auch leide, noch mein Glü[…]

Elektra mit der Urne. V. 1126.

O *wehe*, Denkmal meines Allertheuersten!
Orestes' Überbleibsel! Wie davon gesandt
Mit andrer Hoffnung, *grüss'* ich dich zurückgekehrt!
Als *leeres* Nichts *ja* trag' ich nun in Händen dich:
Und sandt', o Jüngling, blühend dich zuvor davon!
Ach wär' ich damals selbst entflohn dem Leben nur,
Bevor in fremdes Land ich hin dich gab, entwandt
Mit diesen Händen, und dem *Mordunheil* entrückt;
Dass todt *daniederfallend* du denselben Tag
Am Vatergrabmal gleichen Theil *erlöset-st!*
Nun, fern der Heimath, *ausgejagt* in fremdes Land
Vergingst du graunvoll, meiner Schwester*huld* beraubt;
Die nicht in treuen Händen, ach, ich Arme, *weh!*
Dich badend *ausschmückt'*, aus der Flammenglut zurück
Nicht, *wiedernahm*, wie billig, dich betrübte Last.
Vielmehr, in fremden Händen, mitleidlos *besorgt*,
Ein kleiner Umfang kommst du her in kleinem Raum.
O weh, ich Arme, meiner Pfleg' in jener Zeit,
Der ganz *erfreuungslosen*, die ich oft an dich
Mit süsser Arbeit wandte. Denn du warest nie
So sehr von deiner Mutter, wie von mir, geliebt.
Der Hausgenossen keiner, ich nur nährte dich;
Und Schwester riefst du immer mich vor allen an.
Und hingegangen ist an Einem Tage diess,
Mit dir gestorben! Alles diess enteilest du
Dem Sturme gleich wegraffend. Ach, dein Vater *ging*,
Ich selber *starb dir;* dich entriss nun auch der Tod;
Und unsre Feinde lachen; und es rast erfreut
Die Rabenmutter, der du oft verborgen mir,
Geheimen *Laut* zusandtest, dass ihr Züchtiger
Du einst erschienest. Aber nun nahm alles das
Dein böser Gott und meiner *unabänderlich;*
Der so dich wiederschickte, statt der theuersten
Gestalt, den *leeren* Schatten und der Asche *Rest!*
Ach weh!
Unseliger Leib!
Weh, weh!
O schrecklichen Weg, o weh, weh,
Mir *fort*gesendet, Liebster, wie *verderbst* du mich!
Ja, mich *verderbst* du, wehe, *mitgebornes Haupt!*
So schliesse mich *doch* mit hinein in dieses Haus,
Mich Nichts in *dieses* Nichts; damit *bey dir versenkt*
Ich wohn' in Zukunft. Während du noch oben warst,
Da theilt' ich alles gleich mit dir; so werde nun
Der *Todten* nimmer deine Grabes*kluft gesperrt.*
Denn *nicht Verstorbne*, seh' ich, quält Bekümmerniss.

Andenken o des liebsten aller Menschen mir,
Von Orestes Leben übrig! o wie hoffnungslos,
Wie ich dich nimmer weggesandt, empfang' ich dich!
Denn jetzo trag' ich dich in Händen als ein Nichts,
Und sandte glänzend aus dem Hause dich, o Sohn.
Wär' ich geschieden von dem Leben doch zuvor,
Eh' ich auf fremden Boden dich entsendete,
Und stahl mit diesen Händen und dem Mord entzog,
Auf dass gestorben an demselben Tag du lägst,
Antheil empfangend an dem väterlichen Grab.
Nun, ausser Haus, ein Flüchtling in dem fremden Land,
Kamst du, getrennt von deiner Schwester, elend um,
Und nicht mit lieben Händen, ich Unselige,
Schmückt' ich im Bade, nahm aus ringsentflammter Glut
Nicht auf, wie Recht ist, diese jammervolle Last,
Vielmehr, durch fremde Hand bestattet, Armer, ach!
Bringt, eine kleine Masse dich, ein klein Gefäss.
O weh, mit meiner alten nutzenlosen Pfleg',
Ich leidensvolle, die ich oftmal hab' um dich
Mit süsser Müh verwendet; denn du warest ja
Mehr von der Mutter niemals, denn von mir geliebt.
Und keine Diener waren, nein ich Wärterin,
Und wurde Schwester Schwester angerufen stets.
Doch nun ist hingeschwunden diess an Einem Tag,
Mit dir gestorben! Denn du rissest alles mit
Und gingst, wie Sturm, von hinnen. Vater ist dahin,
Ich bin des Todes, weg dich selber nahm der Tod;
Die Feinde lachen und vor Freud' ist ausser sich
Die unmütterliche Mutter, wo dir vor geheim
Mir öfters Kunde sandtest, als erschienest du,
Ein Rächer, selber. Doch der Unheildämon hat,
Der dein' und meine, dieses abgeschnitten nun,
Der also dich mir sandte, statt der theuersten
Gestalt, nur Asch' und Schatten, wesenlos und leer.
Weh mir, weh!
O du kläglicher Leib! Ach, ach!

O schrecklichen Weg — weh, ach weh! —
Mir hergesendet, Liebster, wie bringst du mich um!
Bringst um mich wahrlich, o du brüderliches Haupt.
So nimm mich denn in diese deine Wohnung auf,
Mich Nichts ins Nichts, damit danieden ich mit dir
Hinführo wohne. Denn dieweil du oben warst,
Da hatt' ich alles gleich mit dir, und fodre nun
Zu sterben, nicht leer aus an deinem Grab zu gehn.
Denn welche starben, diese seh' ich unbetrübt.

Auch die Anapästen und die wenigen Trochäen und Hexameter sind nicht bloss metrisch, sondern auch dem Inhalt nach im Ganzen sehr wohl gelungen. Was aber die Chorgesänge und übrigen Stellen in lyrischen Sylbenmassen betrifft: so ist das Räthsel, wie neben den Rhythmen auch die Worte in allem Einzelnen treu übersetzt werden können, ohne dass Unlesbarkeit im Einzelnen oder im Ganzen entstehe, auch hier noch nicht gelöst, und unseres Bedünkens bedarf dieser Theil nothwendig nicht bloss einer sorgfältigen Verbesserung, sondern einer gänzlichen Umarbeitung nach anderen Grundsätzen und mit feinerem Gefühl und strengerer Foderung des Schönen. Dass diesen Poesieen ein leichter Ausdruck gegeben werde, wäre eine wunderliche Foderung; nein, eben das gedankenvolle, gediegene, kunstreiche Schwere in denselben muss ununterbrochen ihren wahren Effect in der Tragödie andeuten. So langsam, majestätisch, eindringlich und vollstimmig hergesungene Lieder foderten eine ganz ungewöhnliche, schwerlöthige Sprache. Wenn einfache, grossartige Musik den Geist bewegt: so können nur kühne, stark, weit und neu verbundene Worte mit dieser Bewegung ruhig fortschwimmen; gewöhnliche verschwinden wie leichte Splitter in erregten Meereswogen. Es wirkt wohlthätig, dass der Gedanke, in seiner erhöhten Thätigkeit leicht spielend, das Gefühl bricht, mildert, sich ins Unbestimmte zu vertiefen abhält; und die Geistesbeschäftigung so mit dem mehr Hingegebenen, mit dem Genuss der Töne verbunden, diess bringt die Fülle und Wonne der höchsten musikalischen Kunst hervor. Die Musik, wovon die Rhythmen einen, auch für den Wohlerfahrnen, nur gar leisen Anklang enthalten, müssen wir in Gedanken immer zu suppliren suchen, wenn wir uns eine lebendige Anschauung

der Tragödie bilden, oder wenigstens ihre wahre Wirkung vollständig berechnen wollen. Nun mögen die Lieder in der Übersetzung immer so ausfallen, dass sie nur als integrirender Theil eines solchen Ganzen gefallen, nur bey dem langsamsten, aufmerksamsten Lesen und bey gewählter Stimmung klar und rund und bey aller Strenge und Litaney des Tones schön erscheinen; allein alles, was in und ausser der Musik so ist, wie nie ein Originaldichter etwas Ähnliches geboten hat, häfslich im Ausdruck, steif und widrig in Wendungen, muss vermieden seyn! Um die Rhythmen immer beyzubehalten, was doch nöthig ist, muss nach unserer Meinung in den Worten mehr eigentlich poetisches Talent angewandt, und von dem Buchstaben des Textes mehr als in anderen Versarten abgegangen werden, besonders auch in den Stellen, die unbildlich Reflexion und Übergänge enthalten, die so leicht allzu flach und prosaisch werden, wenn nicht ausser den Wortfüssen einiger Reiz und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks hinzukommt, welche die wörtliche Treue nicht immer gestattet. Der Raum erlaubt nicht, unser Urtheil hierüber noch auszuführen, welches zu begründen nicht schwer fallen könnte. Denn nur wenige der Chorlieder sind ohne Anstoss zu lesen, wie etwa *Tyr.* 151. *Col.* 116. *Tr.* 951. *Aj.* 1187. *Ph.* 135. 676. 1081. *Ant.* 333. 583 (obgleich, was das letzte betrifft, in der *Seidlerschen* Übersetzung im Merkur 1804. St. 3 Manches weit gelungener ist, z. B. der Vers: (wenn der Sturm) *Aus Thrakien in der Flut ein nächtlich Graun empört*); weniger schon *Tyr.* 462. 1315. *Ant.* 100. *Col.* 1446; oder wenn man auch nicht gerade auf Häfsliches stöfst: so fehlt allzusehr das, was uns das Original so anziehend macht, wie *Col.* 679. 1212. Aber dagegen die vielen anderen, welche den Gesetzen des Schönen so sehr widerstreiten! Irren wir nicht: so liegt der Hauptgrund des Verfehlens in der zu einseitigen Verfolgung des Rhythmischen, wodurch der Blick von dem Ausdruck und von dem Ganzen in seinen in einander verschmolzenen Bestandtheilen zu sehr abgezogen wurde. Die Schwierigkeit der Aufgabe ist so gross, sie ist noch sogar nirgend befriedigend gelöst, dass dieser unser Tadel eigentlich kein Vorwurf gegen den Vf. heissen kann. — Die sehr wohlgeschriebene Vorrede, reich an wahren und guten Gedanken, ästhetischen und metrischen, muss Rec. ebenfalls übergehen. Den Theil über die Tragödie und die Idee der einzelnen sophokleïschen Stücke wird er ohnehin anderswo zu berühren Gelegenheit haben. W—k.

JUGENDSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Der physikalische Jugendfreund*, oder fassliche und unterhaltende Darstellung der Naturlehre, mit der genauesten Beschreibung aller anzustellenden Experimente, der dazu nöthigen Instrumente, und selbst mit Beyfügung vieler belustigenden physikalischen Kunststücke, von *D. J. H. M. Poppe*, Rath und Prof. zu Frankf. a. M. Erster Theil mit 6 Kupfertafeln. 1811. 268 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Des Vfs. Wille ist, in 4 Bändchen mit 25 bis 26 Kupfertafeln eine gedrängte Darstellung der Naturlehre zu geben, ohne der Ausführlichkeit und Fasslichkeit zu schaden; dabey kein wesentliches Experiment auszulassen, und den physikalischen Apparat durch treue Abbildungen anschaulich zu machen. Sein Zweck ist nicht bloss Selbstunterricht, sondern sein Buch soll auch manchem Lehrer als Lehrmittel, und Schülern, die ihren Cursus der Physik beendigt haben, als Wiederholungsmittel dienen.

Die Behandlungsart, die der Vf. gewählt hat, ist — wie man von selbst vermuthen wird — durchaus die populäre, leicht verständliche; er verlangt nur einen Cursus der Geometrie, ohne welchen freylich die Begriffe von Durchmesser, Halbmesser, Conus u. s. w. fehlen würden, und umgeht alle mathematischen Demonstrationen. Sein Vortrag ist sehr fasslich und anziehend, selbst für jeden Knaben, der, unverwöhnt durch gar zu lockere Speise, für Gegenstände der Naturlehre Sinn hat. Recht sehr zweckmässig und belehrend wendet der Vf. jedes physische Gesetz auf Gegenstände des Lebens an, so dass bald das Gesetz dadurch erläutert, bald das Beyspiel selbst dadurch verständlich wird.

Rec. glaubt daher, dass das Buch in seiner Art zweckmässig sey, nicht bloss für Selbstunterricht eines jeden, der keine Gelegenheit zum physikalischen Unterricht hat, oder zur Wiederholung, sondern selbst für den angehenden Lehrer, dem gerade nicht der wissenschaftliche, sondern der populäre Unterricht Pflicht ist; denn für den gründlicheren Unterricht besitzen wir Lehrbücher genug. Und da bey des Vfs. Schrift im Grunde alles Verdienst in der populären, fasslichen Behandlung des Stoffs liegt: so bleibt sehr zu wünschen, dass er seiner schätzenswerthen Kunst der leichten Darstellung durch den selbstbestimmten Raum keine Fesseln anlege und sie dadurch lähme. Fast scheint es Rec., als wenn der Vf. in dem letzten Drittel der Schrift, wo von den einfachen mechanischen Potenzen die Rede ist, namentlich bey der Schraube ohne Ende, jene Schranken nicht ohne Einfluss gefühlt hätte; schwerlich ist er hier denen verständlich geworden, welche dieses mechanische Mittel nicht schon aus der Anschauung kennen. Rec. findet übrigens die Schrift sehr empfehlenswerth, ungeachtet hie und da ein leichter Fehlgriff zu bemerken ist. Wenn der Vf. z. B. S. 48 sagt: „Der Mond, den du noch über den (dem) westlichen Horizont erblickst, ist in Bewegung, denn bald wirst du ihn hinter den Berg sinken sehen“: so ist diess Beyspiel übel gewählt, denn das Hinabsinken ist ja hier nicht das Resultat der Mondsbewegung; würde dieses nicht gerade entgegengesetzter Art seyn müssen? — S. 84 hat sich der Vf. ganz vergessen, indem er die elastische Kraft der bekannten Armbrust bloss in die aufgezogene Schnur setzt, und nicht in den Bogen.

γ.η.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 MAY, 1812.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leyden, b. Haak u. Comp.: *Specimen philologicum, exhibens conspectum operis Ibn Chalicani de Vitis illustrium Virorum*, quod etc. Praeside etc. *Jo. Henr. van der Palm* etc., publicae disceptationi committit *Bern. Fred. Tydeman*, Trajectinus, S. M. Cand. et designatus V. D. M. in pago Herveld. 1809. 263 S. u. 13 S. Verbesserungen und Glückwünschungsgedichte etc. gr. 4.

Der Morgenländer, mit dessen literarischen Verdiensten Hr. *T.*, ein Sohn des geschätzten Rechtslehrers zu Leyden, uns in dieser Schrift bekannter machen wollte, *Schamseddin Ahmed Ebn Mohammed*, gewöhnlich *Ebn Chalican* oder *E. Chilcan*, d. i. *Chilcan's Abkömmling*, genannt, aus dem hochgefeyerten Geschlechte der Barmekiden, ward geboren zu Arbela im Jahre der Hedschra 608 (Chr. 1211), verwaltete, nachdem er Kadi zu Kahira gewesen war, das Amt eines Oberkadis von Syrien zu Damascus 659—669, und wiederum 676—681, und starb daselbst in diesem letzten Jahre (im J. Chr. 1282).

Er ist der Verfasser eines arabischen, nach dem Alphabete geordneten Wörterbuchs berühmter Leute, wovon die meisten Mohammedaner und Mannspersonen *) sind. Dieses im J. 672 (1273) vollendete, und *Wafiat alajan*, d. i. *Mortes hominum illustrium*, betitelte Buch hat nicht allein im Oriente den grössten Beyfall gefunden, sondern auch Europäer haben es sehr gepriesen. So schreibt unter anderen der berühmte Engländer *Jones*: „*Nescio an hic omnibus vitarum scriptoribus sit anteponendus. Est certe copiosior Nepote, elegantior Plutarcho, Laërtio jucundior, et dignus est profecto liber, qui in omnes Europae linguas conversus prodeat.*" Daher rieth auch der vortreffliche Orientalist, der sel. Ritter *Rau*, dem Vf. der gegenwärtigen Schrift, seinem Schüler, als er ihn fragte, was er vor seinem Abzuge von der leydischen Akademie als eine Beurkundung seiner Fortschritte in der orient. Literatur dem Publicum am liebsten vorlegen sollte, an jenen wichtigen Schriftsteller seine Hand zu legen. — *Rau's* Plan war: „*T.* sollte 1) die Vorrede, 2) das von einem Unbekannten verfasste Leben *Ibn Chalican's*, 3) ein paar Artikel zur Probe, und 4) ein Verzeichniss aller Artikel des ganzen Werks liefern." — Das war ein Vorschlag, der wohl die meisten jungen Männer niedergeschlagen, und von einem Unternehmen, das grossen Muth, Fleiss und Geduld erfoderte, zurückgeschreckt haben möchte: denn *Ibn Chal.* Wörterbuch hat keinen geringen Umfang, und eine neuere mit kleinen Zügen geschriebene Copie, die dem Rec. vorliegt, beträgt nicht weniger als 1280 S in Quart. Das alles musste von dem Unternehmer dieser Arbeit gelesen, studirt, ausgezogen und verglichen werden! Das Mühsame davon können nur solche, die arabische Handschriften in Händen gehabt und genauer durchgesehen haben, völlig begreifen. Anderen lässt es sich in der Kürze nicht deutlich machen. Desswegen setzte der weise Rathgeber noch schön hinzu: „*Scio quid m, aliquem tibi fore exantlandum laborem, ast ardua quae pulcra.*" — *T.* liess sich durch die ihm aufstossenden Schwierigkeiten nicht abhalten, sondern griff die Sache mit jugendlichem Eifer an; und desto mehr muss man es bedauern, dass das ungünstige Schicksal, welches über die orientalischen Studien zu walten scheint, ihn jenen Plan nicht ganz hat ausführen lassen. *T.* legte die Hand an das Werk, und versuchte, unter seines Lehrers Führung, seine Kräfte zuerst an den Biographieen des mohammedanischen Gottes- und Rechts-Gelehrten *Mobarac Ebn Alatsir*, und des von den Schiiten ausnehmend verehrten *Imam's Musa Alcadem*; er schrieb sie ab und bearbeitete sie. Allein der für Leyden höchst unglückliche 12 Jan. 1807 vernichtete diese fleissige Arbeit in der *rauischen* Wohnung, und der 1 December desselben Jahres riss den würdigen *Rau* selbst in der Blüthe seines Lebens von der Seite seines dankbaren Lehrlings weg. — In der Folge empfahl Hr. *van der Palm*, der nun *Rau's* Stelle vertrat, die Biographie des Barmekiden, *Jahja Ben Chaled* zum Probestücke. *T.* merkte aber bald, dass der Zusammenhang es erfodere, die Biographieen von *Jahja's* Söhnen, *Dschafar* und *Fadl*, mit jener zu verbinden (und allerdings, setzt Rec. hinzu, hat *Ibn Chalican* die Lebensbeschreibungen von diesen seinen drey grossen Vorfahren ganz vorzüglich *mit Liebe* ausgearbeitet); dadurch würde aber der Raum der Schrift, die für eine akademische Dissertation schon zu stark war, gar zu sehr ausgedehnt worden seyn — er hielt es also für besser, diesen Theil seines Vorhabens für jetzt aufzuschieben. Und so ist uns das Beste, das Wesentlichste, das, woraus die Art und Kunst des Schriftstellers allein vollständig zu erkennen war, entgangen, und das wieder wahr geworden, was der Dichter sagt: „*Et habent sua fata libelli.*"

Wir wollen nun das Specimen selbst genauer ansehen. — Im ersten Paragraphen wird von der Geschichte der arabischen Literatur seit ihrem Anfange

*) Unter 858 *Mannspersonen* figuriren nur 9 Damen.

kürzlich gehandelt, und manches dazu Brauchbare fleissig gesammelt. Bey der Gelegenheit erhält eine wichtige Stelle aus dem *Ebn Chal.*, die *Adler* in der *Descriptio Codicum quorundam Cuficorum* eingerückt hatte, die nöthigen Berichtigungen im Text und in der Übersetzung. Nur dem, was S. 4. Z. 8 u. 7 von unten über die Verwerflichkeit einer gewissen Leseart in der *v. d. palmischen* Handschrift geäussert wird, möchte man nicht beystimmen können, indem dieselbe wegen *Silv. de Sacy's* scharfsinniger Untersuchungen in seinem *Mémoire sur la littérature des Arabes* p. 12 sqq., welches im 50 Bande der *Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* steht, der anderen wohl vorzuziehen seyn möchte. — Die Paragraphen 2 u. 3 beschäftigen sich mit dem *Chilcaniden* und seinem Wörterbuche. Hier werden auch die Bruchstücke davon erwähnt, die bisher gedruckt sind, — doch nicht alle. So fehlt, um nur ein Beyspiel anzugeben, dasjenige, was Hr. *Caussin* in seiner Bearbeitung der *Tabularum Hakeminarum* (*Azzidsch Alhakemi*) des *Ebn Junes* in den pariser *Notices et Extraits des MSS. etc.* T. VII. 1804 hat abdrucken lassen, worüber man sich um so vielmehr wundern muss, weil derselben ein leydenscher Codex zum Grunde liegt, sie also einen Bewohner von Leyden am meisten hätte interessiren sollen. Es sind die Nummern 499, 376 u. 863 des *tydemanischen* Verzeichnisses, welche die Nachrichten von dem Astronomen *Ali Ebn Junes*, seinem Vater, dem Geschichtschreiber *Abdarrahman*, und seinem Urgrossvater, dem Rechtsgelehrten *Junes*, enthalten. — Im 4 Paragraphen werden die Handschriften des Originals, welche Hr. *T.* benutzt hat, beschrieben; es sind die folgenden: 1) Drey Bände aus der leydener Universitätsbibliothek, die aber, wie das bey sehr vielen morgenländischen Handschriften der Fall ist, eigentlich nicht zusammen gehören: sie sind zwar alle Quartanten, aber die beiden ersten kleiner als der dritte, und wenigstens vier Hände haben sie zu verschiedenen Zeiten verfertigt. 2) Ein Band aus derselben Bibliothek, der nur etwa $\frac{1}{10}$ der Artikel des Wörterbuchs enthält: er ist im J. d. H. 730, kaum 58 Jahre nach der Vollendung der Urschrift, geschrieben, folglich wegen seines hohen Alters von grossem Werth. 3) Drey Bände, ehemals ein Eigenthum des sel. *H. A. Schultens*, jetzt des Hn. *van der Palm*, in 4, aber von ungleicher Höhe. (Rec. kennt diess Exemplar ganz genau, und meint, den ersten Band für grösser Folio, und den dritten für klein Folio erklären zu dürfen. Doch freylich geht es uns Europäern mit orientalischen Bücherformaten oft eben so, wie mit orientalischen Gedichten: wir wissen nicht, in welche von unseren Rubriken wir die einen und die anderen bringen sollen.) An jedem Bande haben zwey verschiedene Schreiber gearbeitet. (Der grösste Theil des mittelsten Bandes ist nicht so leserlich, als man aus S. 36 des Specimen schliessen wird; die Buchstaben sind zwar gross genug, oder vielmehr plump, aber es fehlen sehr oft ihre diakritischen Puncte.) 4) Vier Theile in drey Bänden, ehedem ein Eigenthum des sel. *Ever. Scheidius*, jetzt des Hn. *Willmet's*, Professors zu Amsterdam. Der jetzige Eigenthümer selbst hat sie genau beschrieben, und diese Beschreibung ist S. 39—46 eingeschaltet. Das Format ist grösstes Quart, die beiden ersten Theile sind von einer, und die zwey letzten von einer anderen Hand. Die zwey ersten Theile sind, nach der Unterschrift, im Jahre d. H. 760, und der letzte ist schon im J. 708, also nur 36 Jahre nach der Fertigung der Urschrift zu Hamat vollendet, und eben dieser letzte Theil ist, wie sehr oft darin angemerkt wird, mit der Urschrift sorgfältig collationirt worden. Das sind wesentliche Vorzüge dieses Manuscripts. Was aber Hr. *W.* noch mehr zum Ruhme desselben sagt, ist nicht ganz klar, nämlich die Worte: „*Plures vitas continet quam ullus Codicum, quos huc usque novi.*" — Denn ob es gleich 40 Leben enthält, die die übrigen nicht haben: so fehlen ihm dagegen 350 andere, und es ist ungleich mangelhafter als z. E. das *v. d. palmsche* in welchem die Summe der Artikel fast bis an 820 steigt. — Hr. *W.* hat es übrigens mit *T.* Abschrift verglichen, und diesem seine Vergleichung mitgetheilt. 5) *T.* bediente sich überdiess eines Verzeichnisses der Artikel des Wörterbuchs, das Hr. *S. de Sacy* zu seinem eigenen Gebrauche aus einer pariser Handschrift ausgezogen, und dem sel. *Rau*, damit *T.* es benutzen könnte, zugestellt hatte. 6) Eine andere schöne, obgleich neue Handschrift, dem Prof. der orientalischen Sprachen zu Deventer, Hn. *Verburg*, zugehörig, die dieser Hn. *T.* geliehen hatte, und wovon zuerst Gebrauch gemacht worden war, ist durch den leydener Brand zerstört worden.

Der Inhalt des 5 Paragraphen ist in der unserer Recension vorangeschickten Geschichte der Probeschrift schon dargelegt.

Nun folgt S. 54—103 das von einem Ungenannten verfertigte Leben des *Ebn Chaltcan*, und S. 104 bis 119 seine Vorrede zum biographischen Wörterbuche, beide arabisch und lateinisch, mit gründlichen Anmerkungen von *T.* und *Willmet.* — Es ist ohne Zweifel ein Versehen, wenn S. 102. 103 gesagt wird: „*in versione Arabica Polyglotta Gen.* 41, 43 *Graecorum* Κήρυξ *vertitur, neglecto textu Hebraeo,* الظريف"; denn der arabische Übersetzer in der Polyglotte, Rabbi Saadia, folgt bekanntlich nicht den siebenzig Dolmetschern, sondern dem hebräischen Original, und er setzt jenes arabische Wort, welches *mollis, venustus* bedeuten kann, für das hebräische אַבְרֵךְ, dessen letzte Hälfte einige Rabbinen mit רך *mollis, tener etc.* verglichen haben.

Den grössten Theil des *tydemanschen* Specimen S. 121—259 nimmt das Verzeichniss der Artikel von *Ebn Chal.* Wörterbuche ein: es sind 865 oder (wenn man die No. 186 und 584, weil sie zweymal vorhanden sind, auch zweymal zählt) 867 Numern. — Auf einer jeden Seite findet man die Anfänge etlicher Artikel des Textes, worin die Vornamen, Namen, Zunamen und Titel der Personen, wovon die Rede seyn soll, nebst ihren Ämtern, Ständen u. s. w. angege-

ben werden, arabisch. Darunter stehen bald mehr, bald weniger Anmerkungen, welche theils Varianten aus anderen Handschriften, theils Angaben der Zeiten und Örter, wenn und wo jene Personen geboren und gestorben sind, theils auch zuweilen noch Hinweisungen auf *Herbelot's* Bibliothek und ähnliche Bücher enthalten. Die Anmerkungen sind lateinisch, nur die Varianten (wie natürlich) und die Ortsnamen sind arabisch gegeben. — Wir wollen, um die Sache anschaulicher zu machen, eine Probe von der 178 S. erborgen. Es kommen da, No. 365—371, sieben merkwürdige Männer, von denen wir die zwey berühmtesten wählen, den Text und die Anmerkungen vollständig beybringen, und diese mit eigenen Anmerkungen begleiten wollen. Wie wir selbst diese 2 Numern und die 5 übrigen derselben Seite etwa behandelt haben würden, davon gleich hernach. —

Die zwey Numern sind in *T's.* Verzeichnisse 365 und 369.

365) ابو محمد عبيد الله الملقب بالمهدي.

369) ابو عمرو عبد الرحمن بن عمرو . . . الاوزاعي امام اهل الشام.

Not. 365) عبيد *S.* عبد. — *Hic praeterea sub multis aliis nominibus invenitur in diversis libris genealogicis. — Natus* بمدينة سلمية *secundum alios* بالكوفة *a.* 259. *sec. al.* 260, 266. *obiit* بالمهدية *a.* 322. *Herbelot v. Mahadi et Mohammed Aboulcassem. Reiskius ad Abulfedae Annal. Vol. II. p.* 737 *seqq. Ejus cunctatio in proverbium abiit, quod refert Meidani. vid. Schultens Proverb. Meidani No.* 64. *p.* 63. *Fuit autem ille Mahadi* الشيعي *Schiita, ultimus duodecim Imamorum, qui tanquam legitimi Ali successores in honore sunt apud Persas. vid. Herbelot v. Imam.*"

Not. 369) *Natus a. Heg.* 88. *sec. al.* 93. *obiit* بمدينة سروت *a.* 157."

Unsere Anmerkungen über jene Anmerkungen sind diese: a) Da der in No. 365 genannte Regent sonst immer *Obeidallah* und nicht *Abdallah* heisst: so ist die Variante *Abd* verwerflich und wegzulassen. b) *Obeidallah* führt freylich bey anderen Schriftstellern noch andere Namen, z. E. *Abulkasem*, *Said etc.*; aber in *T's.* Worten: „*Hic — genealogicis*" ist er doch vermuthlich mit dem, den wir unter c) nennen werden, verwechselt: der heisst bey den Schiiten, die ihn ausserordentlich verehren, *Almontadar*, المُنْتَظَر *der sehnlichst Erwartete*, *Alhodscha*, الحُجَّة *der Entscheider* u. s. w. c) *Herbelot* hat allerdings S. 531 der ersten Ausgabe zwey Artikel von *Mahadi*, allein nur der zweyte davon bezieht sich auf unseren *Obeidallah*, der erste hingegen, und alles, was *T.* hier von „*Ejus cunctatio*" an bis „*v. Imam*" — schreibt, geht nicht auf ihn, sondern auf einen ganz anderen *Mahadi*, den *Abulkasem Mohammed Ebn Alhasan Alaskeri*, welcher in *T's.* Verzeichnisse S. 211. No. 573 (nicht, wie es verdruckt ist, No. 473) vorkommt, wohin also das hiesige versetzt werden muss. — Was aber *T.* bey der letzten Stelle sagt: „*interfectus est a.* 265", hat *Ebn Chal.* nicht, sondern, „er sey damals in ein *Serdab*, d. i. einen Keller oder eine Grotte, gegangen, und nicht wieder zum Vorschein gekommen." d) Was aus *Reiske* zum *Abulfeda* citirt wird, hat hier seine gehörige Stelle, aber von *Schultens* ist es zum *Meidani* unrichtig angewandt. e) *Auza—i* war, diess lässt *T.* aus, geboren zu Baalbec — so steht in der *v. d. palmischen* Handschrift unseres Autors und in *Abulfed.* Ann. Vol. II. p. 30. f) Aus eben diesen beiden Zeugen sieht man auch, dass er nicht in einer (sonst unbekannten) Stadt *Serut*, sondern im berühmten *Beirut* (بيروت), *Berytus*, gelebt habe und gestorben sey.

Nun ein Versuch des Rec., diese 7 Artikel nothdürftig und kurz zu behandeln. Man könnte sie ungefähr also fassen, und die nöthigsten Erläuterungen sogleich damit verschmelzen:

365) *Abu Mohammed Obeidallah*, genannt *Almahdi*, geboren zu Salamija in Syrien, oder zu Cufa in Irak Arabi (Chaldaea), im J. d. H. 259 oder 260 oder 266 *), starb als Chalife und Beherrscher von Nordafrika in der von ihm erbauten und nach ihm benannten Stadt Almahdija im J. 322. Die Dynastie der Fatemiden oder Obeiditen fängt mit ihm an.

Anm. المهدي kann *Almahdi* (المَهْدِيُّ) und *Almohdi* المُهْدِي ausgesprochen werden; im ersten Falle kann es den, der von Gott auf den rechten Weg (zur wahren Religion) geleitet worden ist, und im zweyten den Hersteller der Ruhe bedeuten. So nennen die Mohammedaner eine höchst erhabene Person, die, als ein Abkömmling ihres Propheten Mohammed und dessen Schwiegersohns, des Chalifen Ali, kurz vor dem Ende der Welt auf der Erde erscheinen soll, um Religion und Recht, Friede und Glückseligkeit wieder in dieselbe einzuführen und herrschend zu machen. Mehrere solche *Mahdis* sind von Zeit zu Zeit unter den Bekennern des Islams aufgetreten. S. *Silv. de Sacy* in den pariser *Notices et Extraits des MSS.* T. II. p. 146—150.

366) *Abu Ahmed Obeidallah*, *Ben* (Sohn des) *Abdallah*, *Ben* (Enkel des) *Taher* (طاهر) . . . . *Ebn* (Nachkomme des) *Mahan*, *Alchoza—i* (aus dem Stamme *Choza*. Oberster der Leibwache des Chalifen *Mamun*, ein Schriftsteller und Bellettrist), geboren im J. 223, gestorben 300 zu Bagdad.

Anm. 1. *Taher* (s. unten No. 308) war einer von *Mamuns* Obergeneralen, und half ihm das Chalifat erstreiten; dafür erhielt er die Statthalterschaft von Chorasan, und ward

*) In einem solchen Falle, wenn der arab. Biograph verschiedene sich widersprechende Angaben in seinen Quellen fand, und nicht entscheiden konnte, welche die richtigere sey: so setzt er dahinter: *Allaho a—lamo*, *Gott weiss es am besten* — und dann liest man in den Anmerkungen gemeiniglich dieselben arab. Worte. Wozu das? Das lat. *N. L.*, d. i. *non liquet*, hätte da bessere Dienste gethan.

darin fast unabhängig, vererbte sie auch auf seinen Sohn *Abdallah* (s. No. 350). Von ihm stammt die Dynastie der Taheriden ab.

Anm. 2. Die Leseart *Abd* für *Obeid* (s. *Tyd.*) ist unrichtig, weil *Ibn Chalican* die *Abdallahs* mit No. 364 schon zu Ende gebracht hat.

367) *Abulhocm Obeidallah, Ebn* (Sohn des) *Almodaffar* (المظفر) .... *Albaheli* (d. i. aus dem Stamme *Bahel*), ein Arzt und Belletrist, genannt *Almaarri* (المعري), geb. 486 in Jemen, gest. 549 zu Damascus.

Anm. Er war Oberfeldarzt des seldschukischen Sultans *Mahmud* gewesen. — Warum er *Almaarri* heisse, ist unbekannt, weil man nicht weiss, dass er mit einer von den syrischen Städten Maarra (s. *Abulfed.* Tab. Syr. p. 111 sqq.), wovon jenes Nomen abgeleitet werden kann, in Verbindung gestanden habe. Soll man vielleicht *Almeri* (المري) schreiben? Denn *Ibn Chal.* sagt ja, seine Familie stamme von Almeria in Spanien her. Oder ist die Leseart eines pariser MS. (s. *Tyd.*) *Almagrebi* (المغربي), *der Abendländer*, wie ein *orientalischer* Mohammedaner den *spanischen* wohl hätte nennen können (s. *Herbelot* unter *Andalous*), vorzuziehen?

368) *Abu Isa, Abdarrahman, Ebn* (Sohn des) *Abi Leili, Jesar*, oder nach Anderen des *Dawud Ebn Belal* .... *Alansári*, d. i. von Medina in Arabien herstammend, einer der vornehmsten Tabe-un zu Cufa, geb. unter dem Chalifen *Omar I*, um das J. d. H. 18, verlor 83, oder 81, oder 82, in einer Schlacht oder in einem Flusse das Leben.

Anm. a) *Jesar*, — so hat der *v. d. palmische* Codex, ist besser als *Tyd. Sar.* b) *Tabe-un*, so heissen die mohammedanischen Gesetzlehrer, die zunächst auf die Sahaba, d. i. Mohammeds Zeitgenossen, folgten. S. *Herbelot* unter *Tabeoun*.

369) *Abu Amru, Abdarrahman, Ebn* (Sohn des) *Amru, Auza-i* — d. i. vom Stamme *Auza* (اوزاع), ein von den Syrern vorzüglich geachteter Rechtsgelehrter, geb. im J. 88 oder 93 zu Baalbec, gest. 157 zu Beirut, s. *Herbelot* unter *Auzai* und *Abulfed.* Ann. T. II. p. 31, wo *Reiske* irrt, wenn er ihn *Theologum* nennt; das arabische *Fakih* ist gewiss ein *JCtus*: doch ist die *Theologie* in gewisser Rücksicht mit der Rechtsgelehrtheit bey den Mohammedanern näher verwandt, als bey den protestantischen Christen.

370) *Abu Abdallah, Abdarrahman, Ebn* (Sohn des) *Alkasem* .... *Alotaki* (العتقي), d. i. aus dem Stamm *Otka*, ein Rechtsgelehrter von der Secte oder Schule des *Malec*, geb. im J. 132, oder 133, oder 128, gest. 191 in Ägypten, in der Gegend des nachherigen Kahira.

Anm. „Der Stamm *Otka* begriff Leute aus allerley arabischen Stämmen, die von Mohammed im Kriege gefangen, aber wieder frey gegeben worden waren; daher der Name von *Atak* عتق *manumissus fuit.* Sie zogen mit dem Feldherrn *Amru* nach Ägypten, und liessen sich daselbst nieder." *Ibn Chalican.*

371) *Abu Soleiman, Abdarrahman* ..... *Alansi* (العنسي aus dem Stamm *Anas*), *Addarani* (aus dem Dorfe Darja im Thal Guta bey Damascus), ein berühmter Zahed, d. i. Ascete und Mystiker, gest. 215.

Anm. Das Wort *Ebn* (Sohn) vor *Abdarrahman* in einem pariser MS. (s. *Tyd.*) wird ein Schreibfehler seyn.

Hätte Hr. *T.* das ganze Verzeichniss aller Artikel des *Ebn Chal.* auf eine ähnliche Weise lateinisch behandeln wollen: so würde er dem Setzer und sich nicht nur viele Mühe erspart, sondern auch um seine Leser sich sehr verdient gemacht haben, selbst Nicht-Orientalisten, die, wenn sie Freunde der allgemeinen Literaturgeschichte sind, die orientalische zuweilen zu Rathe ziehen müssen, würde sein Buch gedient haben, um etwas Bestimmteres von den literarischen Schätzen, die in seinem Autor versteckt liegen, zu erfahren.

Jetzt ist es für diese ein verschlossenes und mit sieben Siegeln versiegeltes Buch, — vornehmlich desswegen, weil keine ihnen bekannten Buchstaben, sondern arabische gebraucht worden sind. Man hätte dieselben in lateinische übertragen, und nur, wo diese jenen nicht vollkommen entsprechen, es durch Beyfügung des Worts in den Originalzügen andeuten sollen. Eben das, was von den Texten der Artikel gilt, gilt auch von den Ortsnamen in den Anmerkungen, und es lässt sich schlechterdings nicht absehen, was dadurch, dass die Namen *Bagdad, Nisabur, Kazwin, Schiraz* nicht lateinisch, sondern arabisch بغداد, نيسابور, قزوين, شيراز — geschrieben und gedruckt wurden, gewonnen worden sey.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Glogau*, in der neuen günterschen Buchhandl.: *Anleitung zum Übersetzen* aus dem Deutschen ins Französische, von *C. D. Klopsch*, Conrector am evangel. lutherischen Seminarium zu Glogau. 1811. VIII u. 277 S. 8. (16 gr.) Der Vf. hat sich *Dörings* Anleitung zum Übersetzen ins Lateinische zum Muster genommen, und nach diesem Vorbilde eine Sammlung von deutschen Fabeln, Briefen, Erzählungen, historischen und anderweitigen Aufsätzen verfertigt. Die zum Übersetzen nothwendigen Wörter und Redensarten stehen, zufolge nachweisender Zahlen, unter dem Texte. Seine Quellen waren: *Vaillant, Fenelon*, Fr. *v. Genlis, Barthelemi, Voltaire, Berquin, Campe, Pilpai, Montons* äsopische Fabeln und zu Paris 1774 gedruckte Musterbriefe. Das Deutsche ist gut, und über die untenstehenden französischen Redensarten wenig zu erinnern. Aufs Beste passen sie freylich nicht allemal. So heisst, S. 100, *auf* einen Ausspruch des delphischen Orakels nicht nothwendig: *conformément à*; *vorschlagen*, heisst nicht: *concourir*. *Unwille* des Schicksals wird nicht richtig durch: *les disgraces*, gegeben. Wem das Schicksal nicht günstig ist, auf den zürnt es desswegen noch nicht.

Ja.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 MAY, 1812.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leyden, b. Haak u. Comp.: *Specimen philologicum, exhibens conspectum operis Ibn Chalicani de Vitis illustrium Virorum.* Quod etc. Praeside etc. *Jo. Henr. van der Palm* etc. publicae disceptationi committit *Bern. Fred. Tydeman etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Beyläufig müssen wir noch erinnern, dass nicht alle Geburts- und Sterbe-Örter, welche der arabische Biograph angegeben hat, in *Tyd.* Anmerkungen eingetragen sind. Beyspiele solcher Auslassungen findet man oben unter No. 367. 369. 370. Bey den meisten der S. 176 verzeichneten sieben Numern fehlen sie ebenfalls. Zuweilen sind andere kleine Versehen vorgegangen, wie oben bey N. 369. — Einmal wird ein Ort angegeben, wo ein berühmter Mann verstorben seyn soll, ohne dass *Ebn Chal.* daran gedacht hat. In der Anmerkung zu N. 499 lieset man nämlich vom Astronomen *Ebn Junes:* „*Obiit a.* 399 بكرة." Man möchte also versucht werden, auf einen Ort *Cora, Corra, Cara* — oder wie sonst? — zu rathen; allein dieser Mühe überhebt uns das Original, wo ganz bestimmt gesagt wird: „*Ebn Junes* sey بكرة d. i. am Morgen eines Montages, den vierten des Monates Schauwal im J. 399 gestorben." Den Ort seines Todes nennet es zwar nicht, aber es leidet wohl keinen Zweifel, dass *Ebn Junes* zu Kahira oder in der Nähe davon, wo er die Wunder des gestirnten Himmels länger als 30 Jahre und bis kurz vor seinem Ende sorgfältig beobachtet und aufgezeichnet hatte, von dem Tode *übereilet* worden sey; *übereilet*, so setzen wir mit Vorbedacht, denn er starb فجاة d. i. *plötzlich*, wie *Ebn Chal.* versichert. *)

Sehr viele von *Tyd.* Anmerkungen enthalten die aus den von ihm gebrauchten Handschriften gesammelten Varianten; aber die allermeisten hätten nicht allein ohne den mindesten Schaden entbehrt werden können, sondern sie hätten auch billig wegbleiben sollen.

*) Von den vielen astronomischen Schriften dieses fleissigen Mannes sind die meisten der gelehrten Welt verloren gegangen, denn sein dem Trunk ergebener Sohn und Erbe verkaufte sie nebst seiner Bibliothek pfundweise an Seifenkrämer. Wir behalten diese Anekdote aus unserem Biographen hier auf, weil sie, wenn wir nicht irren, unbekannt ist.

1) Manche drücken nur eine andere Orthographie aus — z. B. wenn der Name *Harun* (Aaron) in der ersten Sylbe, *Ibrahim* (Abraham) und *Ishak* (Isaac) in der 2ten, oder *Soleiman* (Salomo) in der dritten von Einigen *plene*, von Anderen *defective*, d. i. entweder mit einem ruhenden *Elif*, oder ohne dasselbe, geschrieben werden: so ist das gerade so unwichtig, als wenn einige Deutsche das dehnende *H* setzen und andere es auslassen. Eben so wenig verdiente es angemerkt zu werden: wenn ein arabischer Copist irgend einmal *Ebn Barmec* d. i. *Barmecs Abkömmling* für *Albarmeki* d. i. der *Barmekide* setzte u. s. w.

2) Mehrere vermeinte Varianten hingegen sind offenbar Schreibfehler — und die wären gemeiniglich leicht auszumitteln gewesen. Bald hätte der Zusammenhang, bald der Umstand, dass E. Chal., wie andere arabische Historiker und Geographen, mehrdeutige Namen, d. i. solche, bey welchen man etwan anstossen möchte, dem Leser ordentlich vorbuchstabirt, bald eine genaue Bekanntschaft mit orientalischen Sachen dazu dienen können. Wir wollen nur etliche Beyspiele ausheben.

No. 279 stehen bey dem bekannten türkischen Namen: *Alb Arslan* — die Varianten: *Alba selan* und *Alba rsalan;* was können die anders, als Schreibfehler seyn? No. 280 heisst der, als ein *Saleh* d. i. Heiliger, berühmte *Sahl Ebn Abdallah* mit Recht *Altostari*, denn er lebte ja und starb (s. die Anm.) zu *Tostar* in Chuzistan (Susiana): wozu war es nöthig, die Abweichung eines paris. Ms., in welchem er *Alnostari* genannt wird, herzusetzen? S. *Herbelot* unter Tousteri, wo er aber fälschlich *Ben And* heisst. —

No. 354 kommt ein Grammatiker vor, *Abdallah Ben Mohammed*, mit dem Beynamen *Albataljusi*, weil er zu *Bataljus* d. i. Badajoz im spanischen Estremadura geboren war: als Variante steht darunter *Albatalmusi* — wer kann einen Augenblick zweifeln, dass das falsch sey?

No. 359 führt *Abdallah Arruschati* den Beynamen *Almeri* المريى, und eine andere Handschrift hat المزني *Almozni;* weil aber jener Gelehrte, der, welches *Tyd.* auslässt, zu Orihuela in Murcia geboren war, zu Almeria in Grenada gelebt hat und umgekommen ist: so wird man wohl Almeri ohne Bedenken vorzuziehen haben. Dass er zu Almeria, und zwar als Schehid (Märtyrer), als die Christen [unter Alfonso VII, König von Leon, 1147] diese Stadt einnahmen, gestorben sey, hat *Tyd.* ebenfalls ausgelassen.

No. 362 wird vom *Abdallah Ebn Arraddad* gesagt, „er sey *Saheb almikjas bimesr* gewesen," d. i. er habe den *Nilmesser* zu Mesr errichtet. Für *Almikjas* soll ein Ms. *Alkijas* und ein anderes *Alijas* lesen: aber ganz gewiss sind beide Lesearten unrichtig.

No. 562 heisst *Mobarac Ebn Alatsir* ganz recht الجزري *Aldschezeri*, denn er war aus *Dschezirat Beni Omar* in Mesopotamien: wozu nun noch die sicherlich falsche Schreibart des leydner Codex الخزري *Alchezeri?* (Eben dieses Gelehrten Bruder, Ali Azzoddin, sollte No. 471 gleichfalls *Aldschezeri* heissen: aber selbst im Texte steht da الجوزي *Aldschuzi*, und in der Anmerkung الحوزي *Alhuzi*, und beides ist verwerflich.)

No. 814 wird ein berühmter Redner und Dichter, *Jahja Ben Salama*, الحصكفي, in der leydner Handschrift aber الحصكفي genannt, und nur jenes ist richtig, denn er war zu Hesn Caifa, حصن كيفا, in Diar Becr (Mesopotamien) geboren.

No. 818. *Jahja Ben Hebatollah*, ein Briefsteller und Dichter, kann nicht, wie die leydner Handschrift angiebt, *Alwatesi*, sondern muss *Alwaseti*, wie im Texte steht, heissen, weil er aus der Stadt *Waset* in Irak Arabi oder Babeli (Chaldaea) herstammte.

No. 839. *Jakub Ebn Jusof*, der dritte mohadische Regent in Nordafrika, trägt hier im Texte mit gutem Grunde die Benennung *Alcumi*, und eben so sein Vater *Jusof*, N. 855, und sein Grossvater *Abdalmumen*, N. 419, denn sie gehörten zu dem kleinen Stamm *Cumia*, der an der Seeküste, im Gebiete *Telemsan*, im heutigen Staate *Aldschir*, wohnte: folglich ist die Leseart *Alcufi* unter 839 und 865 nichts als ein Verstoss der Abschreiber.

Wir erwarten übrigens keinen Tadel, weil diese Recension etwas lang ausgefallen ist: verdienen würden wir ihn nur dann, wenn *Ebn Chal.* Buch weniger wichtig, und Hn. *Tyd.* Unternehmen weniger lobenswerth wäre. Wir wünschen diesem eine glückliche Musse, um das, was er hier angefangen hat, fortsetzen und beendigen zu können: alsdann wird ihm jeder Literaturfreund, und nicht bloss der Orientalist, den wärmsten Dank zollen. Z.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in d. vossischen Buchh.: *Mutter, Amme und Kind in der Geschichte Herrn Leopold Kerker.* 1808. Zwey Bände. XVI, 500 u. 604 S. 8. (4 Rthlr. 20 gr.)

Ein an Erfahrungen wie an Bemerkungen eben so reiches, als gereiftes Buch, das jedem schätzbar seyn muss, der an dem Wohl der Menschheit, d. h. an der Verminderung ihrer mannichfaltigen Leiden, Antheil nimmt. Der Vf. desselben ist *John Howard*, der sich um die Hospitäler, Gefängnisse, Pesthäuser u. f. so verdient gemacht hat, oder wie der Herausg. sagt, „der grosse Mann, welcher aus Liebe zur Menschheit die Gefängnisse durchbrach, und da, wo man Elend mildern wollte, gewirkt hat." Die Geschichte des Buchs mag man übrigens in der Vorrede selbst nachlesen.

Nach der eigenen Äusserung des Vfs, schrieb er sein Buch für Denker, und in der That, man würde einen sehr grossen Fehlgriff thun, wenn man die lose Speise eines gewöhnlichen Romans in demselben suchen wollte. In ihrem Innersten sucht der Vf. die menschliche Natur mit ihren Schwächen und Trefflichkeiten zu ergreifen, und ergreift sie auch; auch in den kleinsten, Vielen ganz unbedeutenden Begebenheiten sieht er grosse Gesetze der Natur, und bemerkt überhaupt, wo Tausende nichts bemerkt haben würden. Obschon vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben, ist die Welt dieses Buches, einige Kleinigkeiten in Sitten und Gebräuchen abgerechnet, immer auch die jetzige, weil der Mensch in seinem eigenthümlichsten Wesen sich nicht verändert. Und von welch einem heiligen, frommen Gemüth ist nicht das Ganze durchdrungen? Wie rein sind die Empfindungen, und wie wahr und wie zart, die sich überall aussprechen! Wie geprüft durch das Leben und bewährt in demselben erscheinet überall der Vf.! Auch in die zartesten und kaum beachteten Verhältnisse, besonders des weiblichen Geschlechts, ist er freundlich eingegangen, und so mit diesem Buche ein wichtiger Lehrer für dasselbe geworden. Wir sind also dem Herausgeber allen Dank schuldig, dass er uns diesen edlen Schatz nicht länger vorenthalten, und des Originals so würdig mitgetheilt habe. Eb.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Jena*, in Commission der cröker'schen Buchh.: *Über Philosophie und ihre Geschichte.* Drey akademische Vorlesungen von Dr. *Karl Friedrich Bachmann*, Privatdocent der Philos. zu Jena u. Ehrenmitglied d. latein. Gesellsch. daselbst. 1811. 78 S. 8. (8 gr.) In den drey vor uns liegenden Abhandlungen bereitet der Vf. seine Zuhörer zu den Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie vor. Die erste handelt von dem Werthe der Philosophie, die zweyte von dem Wesen der Philosophie, die dritte entwickelt den Begriff der Geschichte der Philosophie. Sie sind das Product eines lebendigen und achtbaren Strebens, Interesse für Wissenschaft den Studirenden einzuflössen, und sie mit dem hohen Gedanken ihrer Bestimmung zu elektrisiren. Es verdient besonders noch dieses bemerkt zu werden, dass der Vf. nicht eine leere und müssige Speculation zu begünstigen, sondern alles Wissen auf das Praktische, als den höchsten Zweck der Menschheit, zu beziehen sucht. Wenn man den Werth der akademischen Vorlesungen vorzüglich nach dem Geiste zu

beurtheilen hat, der in ihnen lebt und in Anderen das lebendige Gefühl einer selbstständigen Individualität anzuregen vermögend ist; so wird man nicht ohne Vergnügen gewahr, wie der Vf. diesen Zweck beständig vor Augen hat, und durch einen lebendigen und kräftigen, gewählten und doch natürlichen Ausdruck zu unterstützen sucht. Wir wollen jetzt durch die Anzeige des Inhalts der drey Vorlesungen diesen Geist noch bestimmter zu zeichnen suchen.

Die erste geht von Deutschlands gegenwärtigem Zustande der Erniedrigung aus, nicht um die Nation noch mehr zu demüthigen, sondern sie durch Selbsterkenntniss der begangenen Fehler zum Glauben an sich und zum Vertrauen zu seiner Kraft wieder zu erheben. „Wir stehen jetzt an der Schwelle des Lebens und des Todes, noch liegt unser Schicksal in unserer Hand; jetzt sind wir nur unglücklich, nicht elend und verächtlich — aber wir können es werden.“ Dann geht der Vf. auf die Hoffnungen und Besorgnisse in Ansehung der Künste und Wissenschaften über, indem er einen vergleichenden Blick auf die Schicksale derselben in Griechenland und Rom thut, und äussert den Gedanken, dass unser Vaterland, wenn es nur umgewandelt wird, und sich mit neuer Kraft erhebt, auch der Literatur einen neuen Schwung geben, und auf dem Gebiete der Wissenschaft Gesetzgeber werden könne. „Darum Muth gefasst; es muss das Licht der Wahrheit hereinbrechen und der Weltgeist sein grosses Werk vollenden. — Lasst uns unsere ganze Kraft dem Vaterlande widmen, und für Wissenschaft und Leben etwas Grosses und Würdiges erzeugen — und wir können der Zukunft muthig entgegenschauen; was auch das Schicksal über uns beschlossen haben mag, wir werden es standhaft und männlich ertragen, und uns erinnern, dass der Krieg die Tugend nicht zur Beute macht!“ Dann kommt der Vf. auf die Philosophie der Wissenschaft des Ewigen, zu deren Liebe und Achtung die Ereignisse der Zeit, der Einsturz der alten Gebäude, die Auflösung der Bande der Natur und das Verschwinden von Treue, Glauben, Freundschaft, Liebe und Schaam alle Edlen hindrängen müssen. Allein der Eifer für Philosophie hat abgenommen, Kälte und Gleichgültigkeit drohr überhand zu nehmen. Diese Erscheinung der Zeit erklärt der Vf. auf eine andere Art, als der Professor *Salat* in einer kleinen 1810 über diesen Gegenstand erschienenen Schrift, nicht aus dem Charakter und der Behandlungsart der jetzigen Philosophie, sondern aus der dem Wesen der Philosophie entgegenstrebenden Denkungsart der Zeitgenossen und aus den Zeitereignissen. Denn die Philosophie redet überall von dem Ewigen und Göttlichen, und sucht den Menschen zur Anschauung desselben zu erheben. Dieses Streben begreift ein in Sinnlichkeit versunkenes, nur für das unmittelbar Nützliche empfängliches Zeitalter nicht, und lehnt sich dagegen auf. Auf der anderen Seite wird dem Gemüthe die zur Betrachtung des Wesens der Dinge erfoderliche Ruhe durch den zerrütteten Wohlstand, durch Mangel und drückende Nahrungssorgen geraubt. Diese Betrachtung führet auf die Darstellung des Charakters der gegenwärtigen Philosophie, und er urtheilet über das Verhältniss der Verdienste von *Kant*, *Fichte* und *Schelling* mit der eines Denkers würdigen Bestimmtheit und Ruhe. Rec. hat zwar nicht immer dieselben Ansichten, und findet besonders manchen Tadel an Kants Philosophie grundlos, und die Art und Weise, wie er das System der absoluten Identität als dasjenige System der Metaphysik darstellt, auf welches die kantische Kritik hindeute, und also mit derselben einstimmig seyn müsse, nicht überzeugend; die Einsicht und die Wahrheitsliebe des Vfs. sind ihm aber Bürge, dass er in einer Reihe von Jahren Manches von den hier ausgesprochenen Urtheilen zurücknehmen oder ganz anders abfassen werde, und er begnügt sich daher nur mit der historischen Auszeichnung einiger dieser Ansichten. Kant tadelt nur den bisherigen, d. h. vorkritischen Dogmatismus, dass er, ohne die Grenzen der Vernunft zu kennen, philosophirt habe. Er hegte selbst die Erwartung, es würde dereinst zur Einsicht des ganzen reinen Vernunftvermögens kommen, um Alles, theoretische und praktische Vernunft, aus einem Princip ableiten zu können, welches das unvermeidliche Bedürfniss der menschlichen Vernunft sey, die nur in einer vollständigen systematischen Einheit ihrer Erkenntnisse völlige Zufriedenheit finde. S. 846. Dieser von Kant angedeutete Punct sey die absolute Gleichsetzung des Seyns und des Denkens, der empirischen Mannichfaltigkeit und der abstracten Einheit, und alle Schwierigkeiten, in welche sich Kant verwickle, kämen aus dem schneidenden Gegensatze zwischen beiden. Der von Kant aufgestellte moralische Beweis drücke eben jene absolute Gleichstellung aus: denn dem ethischen Principe, dem unermesslichen Streben des Menschen, müsse eine Realität entsprechen. Die Resultate der kantischen Untersuchungen über Natur, Gott, Leben und Kunst können dem nach Wahrheit forschenden Geiste nicht genügen. „Denn es ist in der That höchst wunderbar, wenn man dem Kriticism in seinem Geschäfte Schritt vor Schritt folgt, und bemerkt, mit welchem Hochmuth und Trotze er Anfangs alle Systeme behandelt, wie er die höchste und erhabenste Idee als ein Phantom, und als eine leere, unfruchtbare, aus blossen Missverständnissen erzeugte Grübeley so entschieden herabwürdigt, mit Füssen tritt, und die dem Menschen eingegrabene Überzeugung von dem Daseyn Gottes gewaltsam aus der Brust reisst, am Ende aber durchs Gefühl zu erreichen sucht, ihr absolute Realität ertheilt, und zur Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschen für nothwendig hält.“ „Wenn er, wie er selbst sagt, das Wissen aufheben musste, um für den Glauben Platz zu bekommen: wie konnte er denn denken, dass da, wo alles Wissen aufhört, und alle Beweise widerlegt sind, noch ein lebendiger Glaube Statt finden, und auf das Leben bedeutenden Einfluss äussern könnte? wie konnte er glauben, dass die höchste Idee, wenn sie aus ganz natürlichen Missverständnissen in die Welterklärung gekommen ist, für das Handeln etwas Positives, ein bewegendes Princip seyn könnte? musste er nicht selbst mit einer Tugend Mitleid haben, die sich auf ein Wesen bezieht, von dem der Mensch nicht das Geringste wissen kann, und die so schwächlich ist, dass sie, um etwas zu leisten, tüchtiger Drohungen und Verheissungen bedarf?“ Fichte setzte, um jenen schneidenden Gegensatz zwischen Seyn und Denken aufzuheben, alle Wahrheit und Wirklichkeit in das Ich, welches so viel Selbstständigkeit und Kraft besitzen sollte, dass es die ganze Natur aus sich producire. Dieses Ziel wurde aber nicht erreicht; der *Ich* wurde nicht gleich dem Nicht-Ich; daher behauptete Fichte, das Seyn sey bloss negativ, drücke nur die absolute Negation der Thätigkeit aus, und müsse von Gott und göttlichen Dingen ganz ausgeschlossen werden. Der Gegensatz zwischen Natur und Intelligenz wird nicht vollkommen gelöst, weil die Natur von der Intelligenz unterjocht und gleichsam verschlungen wird. Die befriedigende Lösung kann nur in der ungetrübten Harmonie beider liegen, wenn beiden gleiche Kraft, Würde, Wahrheit ertheilt wird. Dieses ist von Schelling geschehen. Fichte gab ihm Anfangs, als er noch für die Wissenschaftslehre war, lauten Beyfall; so wie aber diese durch die Naturphilosophie erschüttert wurde: so änderte er auf einmal seine Rolle, verschreyt Schelling als einen Afterphilosophen, die Naturphilosophie als Schwärmerey und Naturvergötterung, und eignet sich deren vornehmste Sätze als sein Eigenthum zu.“ Hiebey macht Hr. *B.* einige treffliche Bemerkungen über den Ton, den Fichte in seinen neuesten Schriften, besonders in denen, wo er zu der ganzen Nation spricht, angenommen hat. „Wenn die Ersten und Würdigsten, auf welche vorzüglich im Unglück die Augen des Volks gerichtet sind, an der Gegenwart verzweifeln: was sollen denn Andere thun, deren Stimme weniger Einfluss hat, und welchen Gewinn sollen sie sich von ihrer Anstrengung versprechen!“ Schelling setzt Natur und Intelligenz, Anschauen und Denken, Objectivität und Subjectivität, Geist und Körper als verschiedene Äusserungen Eines Urwesens, welches er als den Grund und die Gebärerin der Dinge, die absolute Identität, das Absolute, oft aber auch das Ewige, Eine, oder Gott schlechthin nennt. Philosophie ist ihm Wissenschaft dieses Absoluten, das Absolute ihr alleiniger Inhalt. Soll aber das Absolute der Wissenschaft erreichbar seyn: so muss es, um bildlich zu reden, sich offenbaren, sich entäussern, aus sich heraus-

treten. Diese Offenbarung, dieses Bild und Abglanz Gottes ist das Universum: diess theilt sich aber wieder in zwey unermessliche Reiche, in das Natur- und Geister-Reich; ursprünglich aber und an sich sind sie eins; denn das Natürliche ohne das Geistige ist blosse Masse, das Geistige ohne das Natürliche leerer Gedanke. Bey Kant sehen wir das Leben gleichsam noch im Schlummer und Keime; in Fichte erwacht der Geist, und ist sich seiner und des Lebens bewusst, aber sein Körper ist ihm noch entfremdet, ein Anderes, Todtes; in Schelling erst ist volles Leben, der Geist erkennt den Körper als *seinen* Körper, als sein eigenes Wesen und Seyn. Die Vorzüge dieser Philosophie in Rücksicht der Ansicht von der Natur, der Kunst und der Tugend werden mehr berührt als auseinandergesetzt. Diese Lehre ist nicht neu, sondern im Grunde die platonische; sie wieder geweckt und geltend gemacht zu haben, ist trotz des Urtheils des eitlen mode- und scheinsüchtigen Zeitalters ein grosses nicht genug zu erwägendes Verdienst Schellings. Aber das Werk war zu gross, als dass es die Kraft eines Einzigen Sterblichen hätte vollendet darstellen können, und es ist daher zu bedauern, dass dieser dem unvergleichlichen Hellenen befreundete und verwandte Geist nicht mehr gleichgestimmte Gemüther fand. Der giftige Hauch des Formalismus hat dieses treffliche Gewächs in seiner Entfaltung gehindert, und viele köstliche Blüthen getödtet. [Wenn aber der Vf. gleich darauf zum Wesen der Philosophie rechnet, dass sie nothwendig System sey, und dazu eine bestimmte Form und Terminologie für nothwendig erachtet, damit nicht Alles hin und her schwanke, und von dem Schüler fodert, dass er sich diese Form zu eigen mache: so hätte der Vf. deutlicher zeigen müssen, in wiefern jene Klage und dieses Urtheil einander nicht aufheben.] Er macht der Schule Schellings einen doppelten Vorwurf: Erstens dass sie immer bey dem Allgemeinen und bey den ersten Umrissen stehen bleibe, wodurch für die innere Vollendung der Philosophie nichts gewonnen werde. „Es soll aber in der Philosophie Alles innerlich aus einer unmittelbaren Anschauung entstanden seyn, und die Wissenschaft nach dem Charakter eines jeden Individuums, in welchem sie sich kund thut, eine eigenthümliche Gestalt gewinnen, und diess ist auch Schellings Meinung, wenn er sagt, er wünsche eine Schule nur in dem Sinne, wie es Dichterschulen gab, wo gemeinschaftlich Begeisterte in gleichem Sinne fortdichten, wo es keines Hauptes noch Meisters bedarf, und Jeder nur dem Gott verpflichtet ist, der aus Allen redet." (Es fragt sich nur, wie es dann um die vorige Foderung, die Philosophie solle Wissenschaft seyn und eine bestimmte Form haben, aussehen werde.) Zweytens: Einige sind dagegen in ein entgegengesetztes Extrem verfallen, und haben Philosophie und Poesie so amalgamirt, und die Ideen mit poetischen Phrasen, Mythen und Allegorieen so wunderbar gemischt, dass Alles in einer trüben Masse durch einander schwimmt, und jede bestimmte Gestalt darin untergegangen ist. Doch entschuldigt der Vf. die letzteren, weil es kein Wunder sey, wenn ein Gemüth, dem die Anschauung des Ewigen eröffnet worden, darin schwelge und Ziel und Mass überschreite, und, wenn der Sturm ausgetobt habe, noch schöne Früchte reifen werden. Zuletzt spricht der Vf. noch seine innigste Überzeugung von Schellings Philosophie aus: „Die schellingische Philosophie ist, als nur noch in ihrer ersten Entwickelung begriffen, der Form nach mangelhaft, und man fühlt beym Studium der Schriften ihres Verfassers nicht ohne Wehmuth, wie sehr er oft mit der Sprache zu kämpfen hatte, und wie alle Rede, wenn das Unendliche dargestellt werden soll, armselig und dürftig erscheint. — Der Formalismus, der jetzt in ihrem Namen überall sein Wesen treibt, ist bloss ein Auswuchs an einem gesunden Körper; er darf ihr nicht zur Last gelegt werden, und es wäre höchstes Unrecht, danach ihren Werth zu bestimmen zu wollen, er soll und wird nicht bestehen — aber die dem System selbst zum Grunde liegende Idee ist gross und fähig, die Philosophie zur Wahrheit und Gewissheit zu erheben, und sie kann und wird nicht untergehen, wie Alles, was auf einem ewigen Grund gebauet worden."

Die zweyte Vorlesung sucht das Wesen der Philosophie, als des Objects der Geschichte der Philosophie, noch bestimmter zu entwickeln. Wir haben aber hier nicht nöthig, dem Vf. Schritt vor Schritt zu folgen, da wir seine Ansicht von der Philosophie schon kennen, und er nicht darauf ausgeht, den Begriff der Philosophie zu deduciren, sondern ihm nur mehr Klarheit zu geben. Es ist ihm auch recht gut gelungen, seinen Zuhörern zu zeigen, was die Philosophie der neuen Schule suche, nämlich das Absolute, und in ihnen ein lebhaftes Interesse nach der Wissenschaft der Ideen, oder des absoluten Geistes, oder des Absoluten (denn unter diesen verschiedenen Formeln wird der Gegenstand bezeichnet) zu erwecken. Es knüpfen sich daran mehrere Untersuchungen über das Verhältniss der Philosophie zur Religion und Theologie, über die Theile der Philosophie, über die Benennung Naturphilosophie, über die Schwärmerey und den Mysticismus, welcher der letzteren Schuld gegeben wird, die nicht immer den Gegenstand erschöpfen. Zuletzt wird noch eine kurze Skizze von den verschiedenen Ansichten über eine der Hauptfragen der Vernunft, nämlich über die Einheit des Seyns und des Denkens (oder bestimmter über die objective Realität des Denkens) und über den Ursprung der Erkenntnisse entworfen.

Die dritte Vorlesung beschäftiget sich mit der Geschichte der Philosophie. Der Vf. bestimmt diesen Begriff, so wie den Umfang und den Anfangspunct der Geschichte, wie sich nicht anders erwarten lässt, nach der Idee der Naturphilosophie. Was er zur Beurtheilung der von Anderen z. B. *Grohmann*, *Socher*, *Reinhold* gegebenen Begriffe von der Geschichte der Philosophie sagt, darin wird man ihm wohl beystimmen, aber dagegen auch an dem seinigen diess und jenes auszustellen finden, dass er z. B. erst zwar den Begriff in seine beiden Elemente, Geschichte und Philosophie, zerlegt, dann aber das erste Element so erklärt, dass das zweyte schon in dasselbe mit aufgenommen ist, die Geschichte zur Philosophie und die Philosophie zur Geschichte gemacht wird. Denn S. 57 wird gesagt, die Geschichte in ihrer höchsten Bedeutung sey die *Realisation des absoluten Geistes*. Diese Erklärung verwechselt aber offenbar das Formelle und Materielle. Zur Erläuterung wird noch hinzugesetzt: Wenn die Philosophie erst am Ende ihrer ganzen Untersuchungen, nachdem sie gleichsam die verschiedenen Perioden ihrer Bildung durchlaufen, das Absolute, welches ihr Ziel war, in seiner Lauterkeit erblicken kann: so finden wir, dass die Philosophie nur erst durch die Geschichte ihre Vollendung erlangt, und so wie im Einzelnen z. B. die Idee einer Pflanze erst in ihrem Leben, in der ganzen Zeit, durch welche sie ihre irdische Dauer ausdehnt, vollständig begriffen werden kann, so auch (denn das Bildungsgesetz des Weltganzen wiederholt sich auch in dem Kleinsten und dadurch eben wird es Spiegel und Gleichniss des Höchsten) kann sich die Geschichte selbst nur erst in ihren verschiedenen Perioden vollenden; diese sind gleichsam so viele einzelne lebendige Glieder dieses grossen, unendliche Zeiten und Räume umfassenden und durchlaufenden organischen Ganzen. Zwar heisst es S. 59: die Geschichte der Philosophie ist also die Geschichte der Wissenschaft des Absoluten, d. h. Geschichte der Bestrebungen, die Wissenschaft von dem letzten Grunde aller Dinge zu realisiren. Dieses ist aber offenbar eine fremde Formel, die sich hieher verirrt hat, und dabey in dem Folgenden dahin geändert wird, dass sich das Absolute selbst in den verschiedenen philosophischen Systemen, als eben so vielen Selbstoffenbarungen, entfalte. Es müsste also die Geschichte der Philosophie so erklärt werden: sie ist die Darstellung der verschiedenen Äusserungen des absoluten Geistes, wodurch die absolute Erkenntniss construirt wird. — Wir erwarten von dem Vf. noch reifere Früchte; denn er hat Talent und ein lebendiges Interesse für das Philosophiren.

T—n.

Monatsregister

vom

May 1812.

I. Verzeichniss der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des May.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

N e k r o l o g.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JUNIUS, 1812.

THEOLOGIE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Christliche Symbolik oder historisch-kritische und dogmatisch-comparative Darstellung des katholischen, lutherischen, reformirten und socinianischen Lehrbegriffs*, nebst einem Abriss der Lehre und Verfassung der übrigen occidentalischen Religionsparteyen, wie auch der griechischen Kirche. Von *Phil. Marheinecke*. — Ersten Theils zweyter Band. Auch unter dem Titel: *Das System des Katholicismus in seiner symbolischen Entwickelung*. — Zweyter Band. 1810. 426 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Dieser zweyte Band eines schon J. A. L. Z. 1811. No. 124 aufgeführten Werks vollendet die *Einleitung in das System des Katholicismus* mit der *Untersuchung über die Quellen desselben*, und liefert den *ersten allgemeinen Theil dieses Systems* selbst oder die Entwickelung der katholischen Idee der Kirche. Dort wird von der *Idee des Katholicismus*, von den *Decreten und Kanonen der Kirchenversammlung zu Trient*, der *Glaubensprofession* und *dem römischen Katechismus*, hier von *den höchsten Principien des Katholicismus*, von *heiliger Schrift* und *Vulgata*, vom *Episcopat und allgemeinen Concilium*, und vom *Primat des römischen Bischofs* gehandelt. Da diese Abtheilung nicht Jedem begreiflich seyn wird, und da wohl Viele Manches schon dort suchen werden, was sie erst hier finden: so müssen wir sogleich bemerken, dass der Vf. die Quellen *des* Katholicismus von den Quellen *aus* demselben unterscheidet. Die heil. Schrift — diess ist seine Meinung — kann nicht als Quelle des Systems des Katholicismus betrachtet werden, da ihm diese gar nicht eigenthümlich, sondern etwas unvergleichbar Höheres ist, nämlich eins der *Elemente*, aus denen die Idee des Katholicismus sich selbst erbauet; eben so ist es mit der Tradition. Beide sind nicht originelle Quellen *aus* dem Katholicismus, sondern *des* Katholicismus, d. h. aus denen er selbst abfliesst, die als nothwendige Elemente sein inneres Wesen ausmachen, und ohne die er gar nicht seyn könnte. Quellen *aus* dem Katholicismus hingegen sind solche, die erst aus der schon vollendeten Idee desselben entspringen, mehr zufällige als nothwendige Offenbarungen desselben, die auch nicht seyn könnten, ohne dass darum ihm selbst im mindesten Abbruch geschähe. Für das ächte System der katholischen Kirche in ihrem Gegensatz zum Protestantismus kann man allein jenes halten, welches sie bey der Reformation aufzustellen genöthigt war. Sie hat es selbst bey dieser Gelegenheit feyerlich declarirt, dass man nur das von ihr dazumal aufgestellte System für das ächtkatholische im Gegensatz zu dem protestantischen halten solle, obgleich die Synode zu Trient weder den Umfang des Katholicismus erweitern und Neues aufstellen, noch ihn in der Tiefe doctrinell erschöpfen wollte. Die katholische Kirche sah sich jetzt gezwungen, über ihre *eigenthümliche*, *wesentliche* und *beständige Lehre* sich auf eine ungewöhnliche Weise ausführlich zu erklären, und ihre eigene Lehre in *einem Zusammenhange und Umfange auszusprechen, wie es vorher noch nie geschehen war*. Der dogmatische Ertrag dieser ausserordentlichen Anstrengung, die Kanones und Decrete der Kirchenversammlung zu Trient verdienen daher den Namen *einer Quelle des Katholicismus im höheren Sinn*, als alle übrigen: denn nicht nur in besonderer Beziehung auf das entgegengesetzte System gilt dieses, sondern Alles, was ächt-katholisches vor diesem Concilium war, hat durch dasselbe wenigstens eine neue Bestätigung erhalten, und ist entweder ausdrücklich oder stillschweigend als geltend angenommen; was aber nach diesem letzten ökumenischen Concilium aus dem Katholicismus hervorgegangen oder in dieser Kirche Dogmatisches erschienen ist, war entweder schon vom Geiste der Lehre dieser Synode tingirt oder erst durch seine innere Übereinstimmung mit demselben würdig, in die Reihe wahrhaft katholischer Lehren aufgenommen zu werden. Alle ächt-katholischen Lehrer haben seitdem die Übereinstimmung mit den Lehraussprüchen dieser Synode für das Gepräge der Katholicität ihrer Lehre gehalten; wie Alles, was eine allgemeine Synode über das Dogma entscheidet: so ist auch, was hier über die Glaubenslehre festgesetzt worden, als Ausspruch des heil. Geistes selbst und unwiderruflich fixirt und für unweigerlich verbindend betrachtet worden. S. 56 f. Demnach wäre der Abschnitt *von den Quellen des Katholicismus* eigentlich zu überschreiben gewesen: *Von den Quellen aus dem Katholicismus*, wiewohl der Vf. selbst doch wieder diese, nämlich die Beschlüsse der trienter Synode, *Quellen des Katholicismus im höheren Sinne, als alle übrigen*, S. 58, und in demselbigen Abschnitt S. 4 die *Idee des Katholicismus selbst die Quelle aller Quellen dieses Systems* nennt. Wollen wir ihn nach allem diesem auch nicht des Widerspruchs mit sich selbst beschuldigen: so wird er doch die Schuld eines inconstanten Sprachgebrauchs tragen müssen.

Die Hauptsache und das Unterscheidende in die-

sem Bande, so wie in diesem Werke überhaupt, ist nicht das Historische, wiewohl der Vf. sich damit grosse Mühe gegeben und einen rühmlichen Fleiss angewandt hat, sondern das Philosophische und die philosophische Ansicht und Beurtheilung des Gegebenen, und in sofern verdient das Capitel *von der Idee des Katholicismus*, welches noch in der Einleitung vorkommt, und das *von den höchsten Principien desselben*, welches das System selbst eröffnet, am meisten Aufmerksamkeit. Wir wollen daher zuerst den Inhalt derselben ins Kurze zu ziehen suchen, und darauf einige beurtheilende Reflexionen folgen lassen.

Idee des Katholicismus. Das Wesen des Katholicismus ist erkennbar von seiner ideellen und historischen Seite. In jener Betrachtung ist es rein die Idee desselben selbst, auf welche sich alle Untersuchung beschränkt, in dieser ist es zwar nicht weniger auch die Idee, die wir in und über allen historischen Erscheinungen suchen, aber in sofern nur, als sie selbst leiblich und sichtbar geworden sich darstellt. Die Idee des Katholicismus ist daher die Quelle aller Quellen dieses Systems. Alle wahren, durch das Feld der Historie fliessenden Quellen des Katholicismus sind nur Quellen *aus* der Idee desselben, und *erst so* wahre Quellen des Katholicismus. Die nothwendige Form der eigentlichen historischen Quellen desselben kann nur durch das nothwendige Wesen ihres Inhalts bestimmt werden, d. h. durch die Art, wie sie materiell und formell mit der Idee des Katholicismus selbst zusammenhängen, und eben diess ist der einzige und höchste Masstab für die Kritik der Quellen. Für *ächtkatholisch* ist von jeher und ohne Widerspruch gehalten worden, was überall, immer und von Allen, oder doch von den Meisten geglaubt worden ist, oder was den Charakter der Allgemeinheit und des Alterthums und damit der Einheit an sich hatte. Bey der Voraussetzung einer göttlichen Offenbarung und der fortwährenden Suggestion des heil. Geistes kann nach den Principien des Katholicismus die rechte christliche Lehre nie verloren gehen, und jede Untersuchung derselben wird daher angewiesen, sie *bey allen den Kirchen zugleich* zu suchen, welche den Ruf der Rechtglaubigkeit für sich haben, und welche das ihnen anvertraute Depot der reinen Lehre zu erhalten und fortzupflanzen durch den ihnen beywohnenden heiligen Geist selbst angewiesen sind. Alle diese einzelnen Kirchen sind jedoch wieder nichts ohne die Idee der Kirche, unter welcher sie stehen: denn alle sind gleichsam nur Strahlen der Sonne, welche sie alle beleuchtet. *Der Begriff der Kirche ist die höchste Idee des Katholicismus*, welche dem Bewusstseyn ihrer überirdischen Abkunft und Erleuchtung, dem Zwecke, und der ihr deshalb verliehenen Unfehlbarkeit gemäss, sich auch mit unweigerlicher Autorität als die höchste Gewalt in allen Sachen des Glaubens darstellt. Die Form der Kirche ist zugleich das *Wesen* der katholischen Kirche und das nothwendige Gepräge an Allem, was wahrhaft katholisch ist. Diese Ideen verfolgt der Katholicismus aufs consequenteste; aber wenn er nun in der Geschichte nachweisen will, was wirklich allgemeine Lehre der Kirche sey, was allerzeit, allerorts, von Allen oder den Meisten geglaubt worden sey: so vollführt er zwar diess Geschäft bey manchen Lehren glücklich, bey vielen aber ist alle Mühe vergeblich gewesen. Betrachtet man die Grundidee des Katholicismus in den verschiedenen Verhältnissen, welche hier denkbar sind und sich darstellen: so ergiebt sich Folgendes: 1) Ist eine Lehre in dem *ausdrücklichen Consensus aller Kirchen* gegründet: so kann in Ansehung ihrer Katholicität kein Zweifel obwalten, allein eine Lehre kann doch auch ohnediess katholisch seyn. Wenn nur mit Sicherheit bestimmt werden kann, dass eine Lehre in *der Idee des Katholicismus gegründet ist*: so kommt es nicht darauf an, ob sie auch wirklich allgemein angenommen ist. Der wirkliche Consensus *der Kirche*, ist in dem Consensus *der Kirche*, der Idee und dem Geiste nach, gegründet; allein es lässt sich wohl denken, dass die meisten Kirchen von einer Lehre nichts wissen oder von ihr abgewichen sind, und dass sie dennoch ächte Lehre der katholischen Kirche ist. Freylich kann nach den Grundsätzen des Katholicismus keine wesentliche Lehre in der Kirche fehlen oder verloren gehen; allein es ist denselben zufolge gar wohl möglich, *dass eine Lehre äusserlich nicht vorhanden sey*, dass sie entweder noch nicht zur Klarheit gekommen und bewusstlos der Kirche beywohne, oder auch äusserlich wieder verschwunden und in den Geist zurückgewichen sey. Wenn die Kirche je eine Lehre für *allgemein angenommen* erklärte: so floss diese Erklärung immer nur aus der inneren Idee und aus dem Geiste der Lehre, niemals aber aus historischer und geographischer Forschung. *Hat die Kirche einmal consentirt: so ist der Consensus da.* Sie selbst will ihren Consensus nicht so verstanden wissen, dass die Lehren der Kirche in der von ihr vorgeschriebenen Form und in allen ihren Bestimmungen im historischen Sinne jemals allgemein gewesen seyen. Sie hat für diesen Fall selbst den consequenten Grundsatz aufgestellt, dass der Consensus schon hinreichend begründet sey, wenn nur die *meisten* Kirchen übereinstimmen. Sollten aber unter *rechtglaubigen* Kirchen *Widersprüche* eintreten: so stellt sie die Regel auf, welche freylich consequent, aber in der Anwendung unsicher ist, dass sie nicht den *eigentlichen Glauben*, nicht die *Grundlehren*, ohne welche zu glauben man nicht selig werden könne, sondern nur *Schulmeinungen* und *zufällige Lehren und Bestimmungen* betreffen. An jenen lässt sich ohne Mühe Allgemeinheit in der Verbreitung, Einheit in der Auffassung und das originellste Alterthum nachweisen. Sie sind insgesammt in der Einen göttlichen Offenbarung, welche theils der heil. Schrift, theils der Kirche einwohnt, gegründet. 2) Die Entscheidungen einer *Synode*, selbst einer *allgemeinen*, sind nach den besseren Grundsätzen doch nur alsdann geltend und ächt-katholisch, wenn dabey allen Gesetzen Folge geleistet worden, und wenn die Kirche, die zerstreute Gemeine der Glaubigen selbst sie gebilligt und angenommen hat. 3) Die *Verord-*

nungen der Päpste sind, wie jetzt alle wahren Katholiken glauben, so wenig die Stimme der allgemeinen Kirche, dass vielmehr das Gegentheil allein katholisch ist. 4) Das Ansehen der *Kirchenväter* ist nur das Ansehen der Kirche. Sie bilden in demjenigen, was sie von heiliger Lehre gemeinschaftlich haben, selbst die Kirche ab; sie können, alle zusammenstimmend gedacht in wesentlichen Puncten des Glaubens, so wenig irren, als die Kirche oder eine allgemeine Kirchenversammlung, und werden als Ausleger der heil. Schrift und als Zeugen und Erhalter der Tradition verehrt. Sie sind nur in sofern etwas, ja Alles, als sie unter der Idee des Katholicismus stehen, oder die Idee der Kirche in ihnen wirksam und lebendig ist. Daher ist unter ihnen selbst noch ein Unterschied. Einige sind von jeher vor anderen als solche ausgezeichnet, in welchen die Idee des Katholicismus das reinste, reichste und mannichfaltigste Leben gewonnen hat. Die Kirchenväter, einzeln betrachtet, sind irrsam; je mehr sie übereinstimmen, desto mehr gewinnen sie an Gewicht. Im strengsten Sinne katholisch ist eine Lehre, welche auf dem Consensus aller Väter beruht. Selbst eine in der heil. Schrift enthaltene, aber von den Vätern verschieden erklärte Lehre ist keine ächte katholische Lehre; sie kann nur scheinbar und nicht wirklich in der Schrift liegen; sobald sie verschiedener Auslegungen fähig ist: so ist sie nicht durch Offenbarung gewiss geworden, in welchem Falle sie sich in dem Consensus der Kirchenväter nothwendig wiederholen würde. 5) Was das Verhältniss der *Vernunft* zur Idee des Katholicismus betrifft: so giebt es weder in philosophischen noch sonst wissenschaftlichen Dingen ein Lehrgebäude, das, nach einmal gelegtem Fundament, mit solcher Gewissheit und Sicherheit aufgebaut, dessen Aufbau mit so viel Kunst, Scharfsinn und Consequenz durch alle, auch die kleinsten Theile fortgeführt worden wäre, und an welchem der menschliche Geist seit so vielen Jahrhunderten seine höchste Kraft und Stärke in diesem Grade bewiesen hätte. Gewiss muss auch ein System und Gebäude viel Empfehlendes an sich haben, und darf selbst die strengste Kritik der Wissenschaft nicht scheuen, an welchem fromme, scharfsinnige und gelehrte Geister aller Zeiten mit solcher Ausdauer gearbeitet, und worin Gebildete und Ungebildete aller Zeiten und Nationen mit der Lust und dem Genusse einer heiligen Andacht und Seeligkeit zusammengewohnt haben: denn etwas wahrhaft Unvernünftiges zu *glauben*, ist einem nur sonst gesunden Geiste schlechthin möglich, obwohl dergleichen zu *sagen* allerdings wohl unmöglich ist. Übrigens hat die Vernunft als solche in der Bestimmung der katholischen Glaubensartikel keine Stimme: denn die Kirche erkennt ausser sich selbst keine Autorität. Daher haben 6) die blossen *Schul- und Privat-Meinungen* in der katholischen Lehre weiter kein Ansehen. Die Kirche kann und muss jedem Geiste überlassen, wie in ihm sich die einmal von ihr festgesetzte Lehre darstellt, in welche Verbindung er sie mit anderen seiner Ideen setzt, welche Folgerungen er daraus herleiten will; aber weder die Art, wie eine katholische Lehre in der zerstreuten Menschenvernunft sich darstellt und ausnimmt, noch die Verbindung, in welche sie hier gebracht werden, noch alle die Consequenzen, die man daraus ziehen möchte, erkennt der Katholicismus als katholisch an; keine einzige Folgerung, mag sie auch noch so gewiss und evident aus irgend einem Glaubensartikel oder aus dem Licht der Vernunft fliessen kraft einer logischen Nothwendigkeit, ist hinreichend, einen Artikel des katholischen Glaubens zu constituiren. Es kann zwar so etwas auch katholisch seyn, doch nur sofern es auf der Autorität der Kirche, nicht aber bloss auf der Vernunft beruht. 7) Was den in der That und Wirklichkeit bestehenden *Dissensus der katholischen Christen und Theologen in Ansehung der wesentlichsten und wichtigsten Glaubenspuncte* betrifft: so streitet er freylich in sofern mit der Idee des Katholicismus, als nach dieser es darauf ankommt, dass der wahre Glaube auch wirklich allgemein verbreitet sey, und dass die Aussprüche der Kirchenversammlungen, die ja selbst nur aus dem Geiste der Kirche und dem Consensus der Kirche hergenommen sind und seyn sollen, auch von der ganzen Kirche angenommen und anerkannt werden; allein der Katholicismus entschuldigt sich hier mit der Zweydeutigkeit, dass die Synoden den allgemeinen Consensus schlechthin voraussetzen und darauf bauen, dass aber selbst die am allgemeinsten verbreitete Glaubenspraxis noch nicht hinreicht, einen Glaubenssatz für einen katholischen zu halten, wenn nicht die Kirche durch eine Synode ihr Siegel darauf gedrückt hat. 8) Das *Verhältniss des Zeitgeists und der neueren Ansichten des Katholicismus zur Idee desselben* betreffend: so stehen sie im Widerspruche. Der Katholicismus erhebt sich über allen Zeitgeist, schon durch den einzigen Lehrsatz von der nothwendigen Unveränderlichkeit seiner Lehre, ja er verwirft jeden Geist der Zeit als eigenthümliche Denkart, und als der alten, ächten Lehre widerstrebend. In neueren Zeiten ist der Katholicismus in dem wirklichen Glauben ganz von seiner Idee abgewichen. Protestanten sollten zwar nach der Absicht der Reformatoren desselben die Katholiken nicht werden, sondern nur reinere und bessere Katholiken; aber man kam in der That vom Geiste des Katholicismus ab und gerieth in den des Protestantismus.

Höchste Principien des Katholicismus. Die christliche Kirche ist eine unmittelbar von Gott durch Christum gestiftete, auf Schrift und Tradition angewiesene, an sich ungleiche, aber unter einem sichtbaren Oberhaupte vereinigte Gesellschaft, damit die christliche Religion in derselben erhalten werde. Hieraus ergeben sich alle Principien, welche den Katholicismus als System und Verfassung bestimmen: 1) Das Christenthum kann im Katholicismus nur *aus einem supernaturalistischen Gesichtspuncte* betrachtet werden. Das ganze katholische System ruht auf einem unbedingten Glauben an die unmittelbare göttliche Offenbarung. Alles, was die Kirche lehrt, muss als unmittelbare Stimme Gottes durch sie vernommen und als ein nie begreifliches Wunder geglaubt wer-

den. Hier giebt es keinen Unterschied zwischen mittelbarer und unmittelbarer Offenbarung, sondern die Offenbarung ist auf die wundervollste Art geschehen. Die unmittelbare göttliche Inspiration, welche die Verfasser der Bibel genossen, ist auch der Kirche fortdauernd zu Theil geworden. 2) Die *Unterscheidung aber zwischen geoffenbarter und natürlicher Religion* wird im Katholicismus so weit angenommen, dass die letzte zugleich als unzulänglich, unvollkommen, und selbst als hinderlich für die Entwickelung des Offenbarungsglaubens weggeworfen und verachtet wird. Der Katholicismus kann die Hoheit, Grösse und Kraft einer göttlichen Offenbarung nur durch die Tiefe und Schwachheit der sich selbst überlassenen Vernunft begreifen. Deswegen aber giebt er nicht zu, dass er und die Offenbarung *wider* die Vernunft sey. 3) Er fodert, dass die *Vernunft unter die Herrschaft des Glaubens gefangen genommen werde.* Die Kirche lässt sich nur auf supernaturalistische Beweise ein, und fodert unbedingten Glauben und Gehorsam gegen ihre Aussprüche; sie beruft sich auf Gott, der sie gegründet habe und erhalte, und daher auch dafür werde gesorgt haben, dass der ihr einwohnende Geist nicht irre und ihre Aussprüche *untrüglich* seyen. Dieser Glaube ist aber deswegen nicht unvernünftig, sondern er wird durch die vernünftigsten Gründe gerechtfertigt, er ist die glaubige, unter göttlicher Autorität stehende Vernunft. 4) Die katholische Kirchenlehre an sich ist *nicht perfectibel*, denn diess ist der Würde und Erhabenheit einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung zuwider. 5) Die Kirche hat aber das Recht, im *Glauben der Welt eine Änderung zu treffen*, wo sie dieselbe für nöthig findet. Obgleich das Christenthum an sich vollendet und abgeschlossen ist: so hat Christus seiner Kirche verheissen, ihr den Geist auch zu dem Zwecke zu schenken, um in der Folge die ächte Lehre unter Angriffen und Entstellungen zu erhalten und wiederherzustellen, und das, was dunkel, unerkannt und unbewusst der Kirche beywohnte, und an sich nicht neu ist, klar zu machen und ans Licht zu bringen. 6) Die *göttliche Autorität der Kirche*, an sich betrachtet, ist eines der höchsten Momente des Katholicismus, und hängt mit den höchsten Principien desselben, mit dem Zwecke und Begriffe der Kirche sichtbar zusammen. Denn soll sie die Religion Jesu zu erhalten gestiftet worden seyn: so muss sie auch alle Kraft, Gewalt und Jurisdiction dazu besitzen, und Gott selbst muss dafür gesorgt haben, dass es ihr nicht an der nöthigen Autorität fehle, und es wird schon in ihrem Begriffe angenommen, dass sie in ihrer Sichtbarkeit eine ungleiche Gesellschaft bilde. Christus hat die Apostel und ihre rechtmässigen Nachfolger zu Lehrern und Leitern der übrigen bestellt, oder selbst einen Unterschied zwischen Clerus und Laien festgesetzt. Zuerst sollten die Apostel, unter seinem eigenen höchsten Episcopat, den Übrigen in der Kirche als Bischöfe vorstehen, und das Recht, zu binden und zu lösen, ausüben. Dem Petrus vertraute er ausdrücklich noch eine höhere Gewalt, als den übrigen, und die Aufsicht über die Kirche, er machte ihn zum sichtbaren Oberhaupte derselben, mit aller dazu gehörenden Autorität, Jurisdiction und Subordination der Übrigen unter ihm. — Dass nun die katholische Kirche ihrem Begriffe und Zwecke jederzeit treu geblieben, also auch *historisch die wahre* sey, will sie an den Charakteren der *Einheit*, *Allgemeinheit* und des *Alterthums* erkannt wissen. Daraus ergeben sich einige Folgen, welche mit den Principien des Katholicismus zusammenhängen: 1) Die *Kirche* ist *unfehlbar:* denn sie ist göttlichen Ursprungs, und es ist ihr verheissen, dass der Geist der Wahrheit immer in ihr bleiben werde. Ohne diese Unfehlbarkeit könnte die Einheit und Allgemeinheit der Kirche nicht bestehen. 2) *Ausser der katholischen Kirche kann man nicht selig werden.* Wenn sie die Eine und wahre, wenn nur ihr die reine Lehre Jesu anvertraut ist und in ihr erhalten wird: so kann es auch ausser ihr kein Heil geben. 3) Damit für die Christen die Seligkeit des Katholicismus nicht verloren gehe: so *wacht diese Kirche nicht* nur *über die Reinheit ihres Glaubens an sich*, *sondern sie beschränkt auch überall die Freyheit des Denkens und Lehrens*, welche sich sonst gar leicht über die Bestimmtheit und Geschlossenheit der Lehre hinwegsetzen könnte. Sie hat allerley Mittel und Wege, die Ungehorsamen zu züchtigen, die Widerspenstigen zu bestrafen, die Ketzer zu ihrem eigenen Besten so lange zu quälen, bis sie, zur Besinnung gebracht, in ihrem Schosse wieder Ruhe, Frieden und Seligkeit suchen; reichen aber die geistlichen Strafen nicht hin: so muss zu diesem Behuf der Kirche auch der weltliche Arm dienstbar seyn, und zwar selbst im Nothfalle zu Todesstrafen. Auch diese Grundsätze hängen mit den höchsten Principien des katholischen Systems unzertrennlich zusammen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Hamburg*, b. Hoffmann: *Praktische Vorlesungen über das neue Testament für Nichtgelehrte oder nachdenkende Leser.* Von *Bernhard Klefeker*, Pastor an der Jacobikirche. 1812. 8. — Unter diesem Titel erscheint seit dem Anfange dieses Jahres in wöchentlichen Bogen in der genannten Stadt eine Zeitschrift, welche von dem würdigen Vf. mit vieler Einsicht für das Statt findende Bedürfniss berechnet ist. Ist es nicht höchst angemessen, dass unter den unzähligen Zeitblättern, die wie Ephemeren in jenem Publico herumschwärmen, auch ein Blatt ernsteren und religiösen Inhalts seine bleibendere Stelle finde? Und thut das nicht unter den gegenwärtigen Umständen gedoppelt Noth? Wenn aber die Bibel selbst die Quelle ist, aus welcher der Vf. seine Belehrungen und Tröstungen unmittelbar schöpft: wird dann nicht Jeder, welchem die Religion das höchste Gut bleibt, das Bemühen segnen und mit allen Kräften unterstützen. Doch nur so viel zur Anzeige der gehaltvollen zeitgemässen Schrift. Eine ausführlichere Beurtheilung derselben behält man sich nach der Vollendung des ersten Bandes vor.

Hš.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JUNIUS, 1812.

THEOLOGIE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Christliche Symbolik oder historisch-kritische und dogmatisch-comparative Darstellung des katholischen, lutherischen, reformirten und socinianischen Lehrbegriffs* u. s. w. Von *Paul Marheinecke* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Indem wir nun versprochenermasen einige beurtheilende Reflexionen hinzusetzen sollen, gestehen wir, uns in einiger Verlegenheit zu befinden. Der Vf. hat die philosophischen Principien, welchen er folgt, eigentlich nur supponirt, nicht exponirt, und da könnte es uns leicht widerfahren, dass wir ihn missverständen, oder ihm Unrecht thäten. So weit sie übrigens durchleuchten, scheinen sie zu einer Philosophie zu gehören, welche vereinigt, was andere Philosophen und auch Nichtphilosophen für widersprechend halten, und, von welcher Seite man sie auch angreift, antwortet, dass sie das, was man gegen sie behauptet, *auch* behaupte, und dass es ihren Gegnern nur an dem Vermögen fehle, einzusehen, dass das angeblich Widersprechende vereinbar oder identisch sey. Dazu kommt, dass manche Assertionen dieses Buchs, nach dessen eigener Versicherung, erst in der künftigen Ausführung der einzelnen Dogmen ihren Beweis und ihr Licht finden sollen. Aus eben diesen Gründen aber werden wir gerechtfertigt seyn, wenn wir für jetzt dabey stehen bleiben, anzuzeigen, wo uns die philosophischen Principien des Vfs. nicht einleuchten, und wo er uns im Widerspruch mit sich selbst zu stehen scheint, und wenn wir einiges Andere vorläufig ganz mit Stillschweigen übergehen.

Was er gleich Anfangs von der ideellen und historischen Seite des Katholicismus sagt und oben angeführt wurde, erläutert er noch auf folgende Art: „An und für sich sind alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte dunkel und unverständlich, und der Betrachtung würdig ist in ihnen allein, was sie ideelles enthalten, was sie durch ihren Zusammenhang und mit dem Allgemeinen der Idee und in dieser Beziehung und Zurückweisung. Nicht aber durch die blosse Äusserlichkeit der Erscheinung gelangen wir zur Erkenntniss der Idee, sondern allein durch sie selbst; ja sie ist es allein, die uns zum Verständniss der Erscheinungen selbst verhelfen kann. Die Idee des Katholicismus ist daher die Quelle aller Quellen dieses Systems. Ausserhalb dieser Idee giebt es in der That und Wahrheit keine anderen Quellen, gleichwie für den, welcher draussen steht, unmöglich ist, ein Inneres zu durchschauen, dessen blasses Bild und matter Abglanz alles Äussere ist." In einem Werke, wie dieses, welches nicht bloss für Philosophen, sondern für ein grösseres und vermischteres Publicum bestimmt ist, musste in jedem Falle über diesen Punct mit mehr Klarheit und Popularität gesprochen werden. Ohne uns auf den allgemeinen hier ausgesprochenen philosophischen Grundsatz einzulassen, beschränken wir uns auf das, was hier vom Katholicismus vorkommt. Wir sehen gar wohl ein, dass der Katholicismus in der Idee unterschieden werden muss von dem historischen. Das, was man mit dem Katholicismus wollte, wohin man strebte, was man sich darunter vorstellte, was das Wesentliche desselben ist, war nicht gerade immer in der Wirklichkeit vorhanden, und wir dürfen und sollen ihn nicht bloss aus der Geschichte erkennen und beurtheilen. Allein wir müssen doch aus historischen Urkunden, Nachrichten und Thatsachen abstrahiren, was die Grundidee, welches die Principien, was das Oberste und Allgemeinste im Katholicismus sey, und diess thut der Vf. selbst. Die Vernunft ist zwar dabey thätig und thut das Ihrige hinzu, und ohne sie wäre diese Operation gar nicht möglich; allein der Katholicismus ist keine reine Vernunftidee. Selbst diejenige, welche sie zuerst dachten und aufstellten, sind dabey von empirischen, positiven und historischen Datis ausgegangen. Sie erklärten das für katholisch, was in der christlichen Kirche von jeher, immer und überall gelehrt und geglaubt worden sey, und diese Glaubenslehre selbst war fast durchaus historischer und positiver Art, an ewige, unwandelbare, allgemeine Vernunftwahrheiten dachten sie dabey nicht. Wie die Idee des Katholicismus die Quelle aller Quellen desselben seyn soll, sehen wir nicht ein, und wünschten, dass es genauer erklärt worden wäre. Wie ist dann diese Idee die Quelle der heil. Schrift und Tradition, oder, wenn diese hieher nicht gehören sollen, der tridentinischen Beschlüsse und der Profession und des Katechismus? Soll es etwa so viel heissen, dass die Urheber dieser Urkunden oder Quellen des Katholicismus die allgemeine Idee desselben in sich gehabt haben müssen? Aber woher kommt nun die Idee selbst? Ist sie nicht selbst aus historischen Quellen abgeleitet?

Von der Idee des Katholicismus und der Kirche lesen wir überhaupt in diesem Buche noch Manches, was wir nicht begreifen können. Es kommt am Ende heraus, dass die Kirche in der Wirklichkeit nirgends da und in der Idee etwas durchaus Hohles, Leeres,

Inhaltloses und eine blosse Form ist. Die Kirche ist nicht die Totalität der einzelnen Kirchen in ihrer Einheit betrachtet, sondern eine Idee, unter welcher die einzelnen Kirchen stehen, und ohne welche sie nichts sind, und die Form der Kirche ist das Wesen der katholischen Kirche S. 7. Eine Lehre kann katholisch seyn, wenn sie nur in der Idee des Katholicismus gegründet ist, ob sie gleich nicht wirklich allgemein von allen Kirchen angenommen ist, und der *Consensus der Kirchen* ist in *dem Consensus der Kirche*, der Idee und dem Geiste nach, gegründet S. 9 f. Allein wenn eine Lehre, ohne allgemein angenommen zu seyn, bloss deswegen, weil sie in der Idee des Katholicismus gegründet ist, katholisch soll seyn können: so muss doch wenigstens so viel erwiesen seyn, dass die *Idee des Katholicismus selbst*, in welcher eine solche Lehre eingewickelt liegt, *wirklich in den Köpfen aller oder der meisten Christen da war*, und dass diese Idee selbst einen gewissen Inhalt hatte. Oder ist etwa die Idee des Katholicismus etwas ausser den Köpfen der Menschen? Wir können diess eben so wenig einsehen, als wie der Consensus der Kirchen verschieden sey vom Consensus der Kirche. S. 10 heisst es: „Wenn die Kirche jemals von einer Lehre prädicirte, dass sie allgemein angenommen worden: so ist diese Declaration niemals erst aus kirchlich-geographischer und statistischer Kunde, sondern aus dem *Geiste der Lehre selbst*, also in der *umgekehrten Richtung* geschehen, und nie ist der Consensus der Kirche auf dem äusserlichen Wege einer Zählung ausgemittelt, sondern allein auf dem inneren der Idee. Hat die *Kirche* einmal consentirt: so ist auch der Consensus vorhanden." Was ist hier wohl die Kirche? Etwa die Kirchenversammlung? Allein auch diese kann ja, selbst nach der eigenen Behauptung des Vfs., vom Geiste der Lehre oder von der Idee des Katholicismus abweichen, und ihre Stimme gilt wieder nichts, wenn sie nicht aus dem Geiste der Kirche geschöpft ist und von der Kirche approbirt wird. Falsch aber ist es gerade zu, dass, wenn Kirchenversammlungen oder auch Kirchenväter und Kirchenvorsteher eine Lehre für allgemein angenommen erklärten, sie dabey immer bloss von der *Idee* des Katholicismus ausgingen. Sie hielten zwar keine geographische und statistische Umfrage bey den Kirchen, welche zu ihrer Zeit da waren, und zählten ihre Stimmen; allein sie beriefen sich auf die Traditionen, forschten ihnen mit grosser Sorgfalt nach, suchten sie in Harmonie zu bringen, den Consensus des Alterthums darzuthun, und auf *historischem* Wege zu zeigen, dass gewisse Lehren in dem früheren kraftvolleren Alter der Kirche, welches hier das entscheidende war, allgemein angenommen worden seyen. Übrigens lesen wir bey dem Vf. noch auf derselben Seite, dass die verschiedenen Namen: *Consensus*, *Kirche* und *Kirchenversammlung*, immer doch nur das *Nämliche* bezeichnen und aussagen. Wir setzen noch eine Stelle hinzu S. 168: „Man übersehe nicht, wie der Katholicismus seine Untrüglichkeit immer allein von der Idee der Kirche prädicirt, und selbst von einer Repräsentation derselben durch Bischöfe auf einem Concilium — nicht so, dass jeder für sich nicht irren könnte, welches ja selbst vom Papste gilt, sondern nur, *sofern keiner mehr etwas ist für sich*, sondern *alle im Ganzen und Allgemeinen aufgegangen sind und leben und Theil haben an der Idee der Kirche*. Es ist die unsichtbare Kirche des Katholicismus, die reinobjective Idee derselben, von der es durchaus religiös gilt, dass sie untrüglich sey."

Leser, welche nicht zu dieser Schule gehören, werden schon in dem, was bisher aus diesem Buche angeführt worden ist, hie und da Widersprüche wahrgenommen haben. Solche lassen sich aber auch sonst nachweisen. So heissen die tridentinischen Kanones nur zufällige Offenbarungen des Katholicismus, die auch nicht seyn könnten, und doch zugleich das vollendetste, zusammenhängendste und umfassendste System desselben und Quellen desselben im höheren Sinne S. 57 ff. Die Entscheidung einer Kirchenversammlung, selbst einer allgemeinen, beweist noch nicht, dass eine Lehre katholisch sey, sondern die Kirche, die zerstreute Gemeine der Glaubigen muss die Decrete der Synode auch approbiren und annehmen, wenn sie gültig seyn sollen S. 25, und doch ist die katholische Kirche ihrer Natur nach eine ungleiche Gesellschaft, in welcher sogleich bey ihrem Ursprunge ein Unterschied zwischen Klerus und Laien festgesetzt ist, jene zu gebieten und vorzuschreiben, diese zu gehorchen und zu glauben haben S. 136 ff. 157 ff., und demnach jene, wo sie im Namen Jesu und unter der Leitung des Geistes versammelt sind und decretiren, die Stimme der Kirche aussprechen und die Katholicität der Lehren gültig entscheiden, auch wenn die zerstreuten Gemeinen nicht beystimmen sollten. Wir sind übrigens mehrmals zweifelhaft geworden, ob und wiefern die *Idee des Katholicismus*, nach des Vfs. Sinne, von dem, was er die *höchsten Principien desselben* nennt, verschieden sey, ob jenes etwa der *ideelle*, und diess der *historische* Katholicismus, oder ob jenes der *tridentinische vollendete*, diess der *schrift- und traditions-gemässe, erst werdende* Katholicismus seyn soll; allein keine dieser Hypothesen reichte aus, indem wir unter beiden Titeln Manches gefunden haben, was denselben zufolge nicht in den einen, sondern in den anderen gehörte. — Was die Kirchenväter einstimmig lehren, soll eben desswegen katholisch seyn S. 30; aber wenn es nun die Kirchen nicht angenommen haben, ist es alsdann auch katholisch? Wenn sie eine Lehre verschieden erklären, soll sie nicht katholisch seyn können S. 31; aber könnte dann nicht einer gewissen Anzahl von ihnen, welche sie übereinstimmend lehren, die Idee der Kirche oder des ächten Katholicismus beygewohnt haben? Der Katholicismus soll, nach einmal gelegtem Fundament, das festeste, sicherste, consequenteste System seyn, selbst die strengste Kritik einer noch so gründlichen Wissenschaft nicht scheuen dürfen, und es soll unbezweifelbar seyn, dass ein innerer Gegensatz des Katholicismus und der Vernunft an sich weder historisch oder dogmatisch, noch überhaupt nur

möglich oder gedenkbar sey S. 34 f. Jene höchste Consequenz leuchtet selbst aus der Darstellung des Vfs. nicht ein. Wir bemerken hier nur, dass schwerlich ein System consequent heissen kann, welches einen Consensus verlangt und behauptet, der niemals nachgewiesen werden kann, welches sich wegen des wirklich bestehenden und immer vorhandenen Dissensus damit entschuldigt, dass auch die am allgemeinsten verbreitete Glaubenspraxis einen Lehrsatz noch nicht zum katholischen machen könne, wenn nicht eine Synode ihn bestätigt habe, welches aber auch selbst die Übereinstimmung der Aussprüche der Synoden nicht darthun kann, und hinwiederum auch diesen Aussprüchen nur alsdann Gültigkeit zuschreibt, wenn die Kirchen sie approbirt haben. Ein solches System scheint eher in einem Cirkel herumzulaufen, und diess ist doch wohl nicht die wahre Consequenz. Was aber die Vernünftigkeit dieses Systems betrifft: so erinnern wir nur, dass doch der Vf. selbst Verschiedenes an demselben tadelt, was auf jene Eigenschaft keinen Anspruch machen kann, wie z. B. die grausamen Verfolgungen der Ketzer, welche mit den höchsten Principien desselben unzertrennlich zusammenhängen sollen. Übrigens müssen wir erst erwarten, wie der Vf. im System selbst beweisen wird, dass ein Gegensatz zwischen Katholicismus und Vernunft gar nicht möglich sey. Vollkommen Recht hat er darin, dass die Herren *Werkmeister* und Andere, welche in neueren Zeiten das katholische System ausbessern wollten, vom Geiste desselben abgewichen und in Widersprüche mit sich selbst verfallen sind; wir wünschen nur, dass ihm bey der Führung jenes Beweises nicht dasselbe wiederfahren möge.

Manche werden wohl bey der Lesung dieser Recension sagen, dass der Rec. die philosophischen Principien dieses Buchs nicht verstanden habe, wobey aber alsdann wiederum die Frage entstehen würde, ob sie überhaupt verständlich sind. Wir müssen anderen Recensenten überlassen, von den übrigen in diesem Bande enthaltenen Abschnitten dem Publicum Kunde zu geben und ihre Urtheile mitzutheilen. Wir können aber im Allgemeinen versichern, dass man viele treffliche historische und literarische Forschungen und viele neue richtige Ansichten findet, dass die ganze Untersuchung mit Ernst, Gründlichkeit und religiösem Eifer geführt wird, und dass diess Werk sehr viel beytragen kann, bessere Kenntnisse von dem Katholicismus, als die gewöhnlichen, bey vielen Protestanten und Katholiken zu veranlassen. Bschff.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Blicke auf die Menschheit, wie sie war, wie sie ist, und wie sie seyn wird, nach biblischer Darstellung.* Von *Georg Gessner.* Erstes Bändchen. 1808. XXVI u. 204 S. 8. (20 gr.)

Bestimmter, als dieser Titel, deutet der andere die Hauptidee des Vfs. an: *Christus, oder der Weg Gottes zur Führung des Menschengeschlechts.* Das Lesen der heiligen Schriften weckte in dem Vf. drey Hauptgedanken: einmal, dass die ganze biblische Geschichte eine *Darstellung der Führungen Gottes mit dem Menschengeschlechte, und ein fortschreitender Gang der Offenbarungen Gottes an die Menschen sey*, und dass also zwischen dem alten und neuen Testamente der innigste Zusammenhang herrsche. Ferner: *Überall de Eine im All*, der heilige erbarmende Bibelgott, wie der Vf. spricht; überall *dieselbe Mittelsperson, Logos, das sprechende Wort, der Offenbarer Gottes*, der im A. T. als Jehovah, im N. T. als Jesus Christus erscheint. Endlich: *In allen biblischen Offenbarungen* ist nur ein Ziel, *Veredelung und Beseligung des Menschengeschlechts, als des Lieblingsgeschlechtes Gottes* (vermuthlich doch nur auf dieser Erde. Denn eine Parteylichkeit für die Menschen, zum Nachtheil anderer, im unendlichen All etwa noch existirender, vernünftiger Geschlechter, lehrt die Bibel nicht). Diese Hauptideen werden nun in der biblischen Geschichte der ersten Menschen, Noahs, Abrahams u. s. w. bis auf die Zeiten des neuen Testaments, oder der vollendeten rettenden Gnade, dargestellt. — Der innere, sich fortbewegende, immer bestimmter sich entwickelnde Zusammenhang des A. und N. T., den man mit *Mendelssohn* den Zusammenhang des unteren und oberen Stockwerks des ganzen Gebäudes nennen kann, wäre ein sehr würdiger und reichhaltiger Gegenstand für einen historisch-psychologischen Forscher, wenn er mit dem Geiste an diese Untersuchung ginge, welcher in der unvollendeten Psychologie der Bibel von *Carus* herrscht. Auf diesen inneren Zusammenhang bauet unser Vf. aber wenig, sondern erfreuet sich mehr an dem *äusseren* Zusammenhange, der aus der Identität desselben Offenbarers, des *Jehovah* im alten, des *Jesus Christus* im neuen Testamente hervorgeht. Diese, schon aus den Kirchenvätern bekannte Meinung hat unser Vf. nicht etwa neu und tiefer begründet, gegen Einwendungen gesichert, sondern nur an der biblischen Geschichte dargestellt, und damit bloss seine Überzeugung ausgesprochen, da er weder beweisen noch polemisiren wollte. Sein Werk, das in acht Vorlesungen für Bibelfreunde besteht, setzt daher die Wahrheit jener Ansicht, so wie die Wahrheit und Göttlichkeit der biblischen Offenbarungen voraus. Für den psychologischen Geschichts- und Bibel-Forscher ist daher hier wenig, für den frommen, Erbauung suchenden Christen hingegen desto mehr Nahrung zu finden, da der Vf. mit belebender Wärme, z. B. von der sittlichen Hoheit des im Elemente des Göttlichen lebenden Christus redet, und überall mehr das Interesse des Herzens, als der Vernunft berücksichtigt. In den kindlich-unschuldigen Geist der alten Welt, der durch einseitige Reflexion noch nicht von der religiösen Anschauung der Welt abgefallen, und welchen Geist jeder Religiöse in sich in der Wirklichkeit, und durch Philosophie in lebendiger Erkenntniss wieder erwecken kann; in den Geist der ältesten Geschichte, die einer kindlich-religiösen Poesie in den Armen liegt, so wie in die Darstellungsweise des ältesten Alterthums ist der Vf. nicht eingedrungen, sonst würde Jehovah unter der Terebinthe Abrahams ihm nicht so viele Schwierig-

keiten machen, dass er den Logos, den Sprecher Gottes, der durch Sprechen auch die Menschen ursprünglich sprechen lehrte — gleich einer Theatererscheinung — auf eine kurze Zeit Mensch werden läst. Rec. enthält sich aber aller Gegengründe gegen diese Meinung, wie der Vf. aller Gründe für dieselbe. Wie anziehend für den Belehrung suchenden Forscher hätte der Vf. werden können, wenn er in der Geschichte des jüdischen Volks den Anfang, und den stätigen Fortschritt des sich entwickelnden und ausbildenden religiösen Sinnes, insbesondere den Ursprung der Nationalidee eines Retters historisch-psychologisch nachgewiesen, und gezeigt hätte, wie diese Nationalidee die regierende Idee der jüdischen Bildung und Geschichte ward, wie sie durch alle Perioden der Geschichte, wie ein Stern in der Nacht, hinwandelt, wie sich dieselbe nach Schicksalen und Jahrhunderten färbt, modificirt, läutert, bis sie endlich in Christo persönliches Leben gewinnt.

Mc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Göttingen*, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Über Cultus.* Von D. *Wilh. Ludw. Steinbrenner*, Prediger zu Grosbodungen. 1810. IV u. 94 S. gr. 8. (6 gr.) Der Vf. beschäftigt sich in dieser Schrift mit der Widerlegung der Einwürfe gegen den öffentlichen Cultus, rechtfertigt denselben, und zeigt, wie er beschaffen seyn müsse. Die Untersuchung über diesen Gegenstand wird durch gegenwärtige Abhandlung nicht weiter gerückt. Dem Vf. ist der öffentliche Cultus bloss eine „Krücke" für diejenigen, welche noch nicht zur geistigen Anschauung und Verehrung Gottes gelangt sind, und da die *ideae innatae* etwas Unerwiesenes sind und bleiben: so gebe es zur Idee der Gottheit keinen anderen Weg, als den des — sinnlichen Gefühls!! (Weiss denn der Vf. nicht aus seiner Bibel, da er es philosophisch nicht zu wissen scheint, dass vom Fleisch nur Fleisch geboren werde? Durch *schöne*, *erhabene* Sinnlichkeit lassen sich *vorhandene* religiöse Ideen wohl wecken, religiöse Gefühle beleben, aber nimmermehr durch rohe Sinnlichkeit erzeugen.) Der Vf. erklärt mithin den Cultus selbst für einen vorübergehenden Mittelzustand, berechnet allein für die Rohen im Volke, der seine Endschaft erreiche, wenn die Menschen zur geistigen Anschauung Gottes gelangt sind. Es thun ja sonach alle Gelehrten, Philosophen, Gebildeten, Recht daran, dass sie sich um den *Popanz* (S. 21, wo die Religion — in der That höchst edel! — mit einer Sperlingsscheuche auf einem Kirschbaume verglichen wird,) nicht bekümmern. Gerade diese elende unwürdige Ansicht des Heiligen und der geselligen Achtung desselben, die Herabsetzung der öffentlichen Handlungen, in welchen das Heilige und die Achtung desselben symbolisch dargestellt wird, im Gegensatze der inneren Frömmigkeit, hat die Kirchen entvölkert, die Idee einer religiösen Vereinigung der Menschheit verdunkelt, das Gefühl derselben geschwächt. Auf diese Weise, wo die öffentliche Achtung gegen die Religion nur als ein *Selbst*dienst, und als ein Beförderungsmittel der Religion in den Unreligiösen angesehen wird, wird das erloschene Interesse für die öffentliche Achtung des Heiligen und Ewigen nie wieder hergestellt werden. Die gemeine niedrige Verstandesansicht der heiligen Sache hat das religiöse Interesse getödtet, und auch aus der menschlichen Weltregierung entfernt, und nur die hohe heilige Ansicht der Vernunft im Bunde mit dem religiösen Gefühl kann die Sehnsucht und Liebe zu der Erscheinung des Heiligen im Endlichen wieder von den Todten erwecken. Da der Vf. über Cultus und über die Religiösität des Zeitgeistes seine Gedanken mittheilen wollte: so hätte er die Idee des Cultus tiefer untersuchen und begründen sollen, den grossen Unterschied zwischen dem *cultus Deorum* des Cicero und unserem Cultus zeigen, die Frage ernstlich untersuchen müssen, ob es nach den Ideen und Grundsätzen des wahren Christenthums überhaupt einen Cultus gebe, in wiefern man das einräumen könne oder nicht, und ob es nicht besser sey, diesen heidnischen Namen, der nur Heidenthum, nicht Religion, andeutet, mit einem anderen zu vertauschen. Insbesondere wäre die Untersuchung an ihrem Orte gewesen, was Cultus im christlich-protestantischen Sinne sey, seyn müsse, seyn dürfe, um dem Heidenthum einen Damm entgegenzusetzen, welches man in neueren Zeiten so gern mit dem Christenthume vermischen möchte, um eine neue Auflage desselben in der Form des schönen Heidenthums zu geben. Von allen diesen nothwendigen Stücken einer Untersuchung über den Cultus sagt der Vf. kein Wort. Vielmehr hören wir hier das alte Lied, dass der öffentliche Cultus Bedingung des Staats sey, wo mithin die heilige Angelegenheit des *Menschen*, die ihn mit einer höheren Welt und dem ewigen Frieden mit derselben befreundet, als etwas *Bürgerliches* dargestellt, und so die Selbstständigkeit des Staats geleugnet wird. Da hören wir, dass der *Staat* die *äussere Form* des Cultus bestimmen soll, wo mithin wieder die Selbstständigkeit der Kirche negirt wird. Zwar verstehe die Regierung das Ding nicht, aber es bedürfe doch ihrer Sanction, welches etwas ganz anderes ist. Doch Rec. glaubt durch das Bisherige schon dargethan zu haben, dass es dem Vf. an Principien und an der Vernunftansicht einer Vernunftsache fehle, und dass er über etwas Geistiges sehr fleischlich richte. — Wenn er endlich *Frivolität* schreibt, wenn Ausdrücke: *das Volk goutirt nicht*, *in Rapport setzen* u. dgl. in dieser Schrift vorkommen: so brauchen die Ideen und die Sprache sich nicht vor einander zu schämen.

Mc.

Berlin, b. Hitzig: *Biblisches Text-Lexikon für die vorkommenden gottesdienstlichen Fälle*, von *Samuel Christoph Wagner*, Pfarrer zu Altenplatho im Magdeburgischen. 1810. VIII u. 156 S. 8. (12 gr.) Der Vf. erklärt in der Vorrede die Absicht dieses Büchleins, seinen Amtsbrüdern bey vorkommenden Fällen die Aufsuchung eines passenden biblischen Textes zu erleichtern. Die Texte selbst sind nach der Ordnung der biblischen Bücher gestellt. Die vornehmsten Rubriken sind, ausser den christlichen Hauptthesen, die Abendmahlsvorbereitung, Abschied und Antritt eines Predigers, Amtsjubiläum, Armenunterstützung, Beichthandlung, Synoden, Busstage, Confirmation, Ehejubiläum, Eidesverwarnung, Prediger-Einführung, Kirchweihe, Ärndtefeyer, Friedensfest und ähnliche noch speciellere Fälle. So findet man unter dem Artikel Feldandacht fürs Militär auch Texte zu Betrachtungen für allerley Lagen eines Kriegsheeres, z. B. nach mehreren glücklichen Gefechten, bey abgeschnittenem Proviant. Die Rubriken sind vollständig — doch vermissen wir die der Nothtaufe —, die Texte meist passend — doch deren auf manchen nicht seltenen Fall zu wenig, wie bey der Beerdigung eines Blödsinnigen, und oft ganz übereinstimmend mit *Schulers* Repertorium biblischer Texte, z. B. bey der Proselytentaufe und der Rathswahl.

Wkh. und S. R.

Druckfehler. In der Recension von *Meleagri Gadareni Epigrammat.* No. 55 u. 56 d. J. S. 439. Z. 6 von oben st. γευσάμενον μέλιτοις l. γευσάμενοι μέλιτος. S. 440. Z. 2 u. 17 von oben st. ἀπσοτίττι l. ἀποστίττει. S. 446. Z. 3 v. oben st. *nicht gleichbedeutend* l. *gleichbedeutend mit* φυόμενα, und Z. 30 st. *folgendem artigem Distichon* l. *folgenden artigen Distichen.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JUNIUS, 1812.

JURISPRUDENZ.

Braunschweig, b. Vieweg: *Erläuternde Bemerkungen über das Verfahren in Strafsachen nach westphälischen Gesetzen.* Ein Commentar über die drey Strafprocessordnungen des Königreichs Westphalen von *Gottlieb Philipp von Bülow*, Richter beym Criminalhofe des Ockerdepartements. *Erster Band*, eine historische Einleitung, die Grundsätze von der gerichtlichen Polizey und den Commentar über die Polizeygerichts- und Correctionsprocess-Ordnung. 1811. X u. 334 S. 8.

Von einem Mitgliede des Criminal-Gerichtshofes zu Wolfenbüttel, welches Gericht sich, mit Recht, einen vorzüglichen Ruhm durch die Regelmässigkeit seines Verfahrens im Königreiche Westphalen erworben hat, stand etwas Vorzügliches über *das Verfahren in Strafsachen, nach westphälischen Gesetzen,* zu erwarten. Der Vf. dieser Schrift, welcher zum ersten Mal als Schriftsteller auftritt, entspricht diesen Erwartungen. Sein Werk zeugt überall von einer genauen Bekanntschaft, nicht nur mit der westphälischen Legislation, welches sich leicht erwarten liess, sondern auch mit den Quellen, den älteren und neueren französischen Straf-Gesetzen. Dabey herrscht in dem Werke ein so zweckmässiger und gebildeter Vortrag, dass, auch in dieser Hinsicht, dieses mit einem sichtbaren Fleisse und dem eifrigen Bestreben, die abgehandelten Materien zu erschöpfen, abgefasste Buch nichts zu wünschen übrig lässt. Dieser erste Theil, welchem, nach der Vorrede, noch zwey andere folgen sollen, enthält eine *Einleitung* in das gesammte Werk, in welcher I) eine Übersicht der Geschichte der französischen Strafgesetzgebung, und II) eine Darstellung der neuesten französischen Criminal-Gesetzgebung geliefert werden. Hierauf schildert der Vf. III) kurz die westphälischen Criminal-Process-Ordnungen, und zeigt IV) den Gebrauch der französischen Legislation zur Ergänzung und Erklärung der westphälischen, welche, in dieser Materie, nur fragmentarisch erscheint. Dann wird, im *1sten Buche*, von der gerichtlichen oder Criminal-Polizey ausführlich gehandelt, und in besonderen Abschnitten werden eines jeden bey derselben mitwirkenden Beamten Functionen, in einer erschöpfenden Schilderung, dargestellt. Nachdem hierauf von der Civil-Partey und der Privat-Klage, von der Vernehmung der Zeugen, von Haussuchungen, von der Verhaftung des Angeschuldigten und der Real-Ladung, von der vorläufigen Freylassung und Sicherheitsleistung gehandelt wurde: folgt eine lehrreiche Abhandlung von dem *Ministère public* bey der Strafbehörde, welcher Abhandlung jedoch Rec., besonders in dem historischen Theile, der nur etwas Weniges von der letzten Legislation in Frankreich enthält, eine bey weitem grössere Vollständigkeit gewünscht hätte, die auch, ohne sich deshalb in eigene historische Untersuchungen einzulassen (welche jedoch vielleicht zu Wolfenbüttel, in der Nähe der dort *jetzt noch* befindlichen Bibliothek, mit vielem Gewinn hätten angestellt werden können), lediglich durch Benutzung des *Répertoire universel de jurisprudence par Merlin, procureur-général impérial de la cour de cassation à Paris,* zu erreichen war, woselbst diese Materie, unter den Artikeln: *avocat-général, procureur du roi et impérial* und *ministère public*, ausführlich abgehandelt ist. — Das *zweyte Buch* commentirt die Municipal-Polizey-Processordnung und die Gesetze, welche das Verfahren vor den Corrections-Tribunälen vorschreiben. Diese beiden Gegenstände werden überall so vollständig, auch in ihren historischen Theilen und den französischen Quellen, entwickelt, dass der Vf. Weniges zu wünschen übrig lässt. Also, nicht um in einem so wohlgerathenen Buche kleine Fehler aufzufinden, welche (wie sie denn, vorzüglich bey der Neuheit der commentirten Gesetze, kaum zu vermeiden sind) dem Werthe desselben keinen Abbruch thun; sondern um von einer genauen Prüfung des Werks den Beweis abzulegen, fügt Rec. hier ein paar Bemerkungen bey, wodurch er seine von den Meinungen des Vfs. verschiedenen Ansichten darlegt. — S. 75, bey der Lehre vom Begriffe der Polizeyvergehen und der Competenz der Polizeygerichte, setzt der Vf. ganz richtig fest, dass, wenn die Strafgesetze, nach den Modificationen, welche die Praxis eingeführt hat, auf ein Vergehen eine Geldstrafe von 20 Franken oder weniger, oder aber eine Gefängnissstrafe von acht Tagen, oder eine geringere, setzen, ein Polizeyvergehen vorhanden, und das Polizeygericht also darüber zu erkennen berechtigt sey. Wenn er aber S. 76 hinzufügt: *„Andere körperliche Strafen* müssen nach diesem Maasstabe beurtheilt, und nach dem in der Gesetzgebung, welche sie verordnet, gegründeten Verhältnisse bald den correctionellen oder den peinlichen, bald den Polizey-Strafen beygezählt werden" —; wenn er S. 150 bemerkt: „*Zwangarbeiten* und *Züchtigun-*

gen, vorausgesetzt, dass sie nicht entehrend sind, können daher *unbedenklich als correctionelle Strafen betrachtet werden;*" wenn er dadurch also den Polizey — und den Correctious-Gerichten *unbedenklich* das Recht einräumt, *Peitschenhiebe, Willkommen* und *Strafpfahl* zuzuerkennen, wenn nur das Mass dieser Strafen nicht grösser ist, als diejenigen Geld- und Gefängniss-Strafen, welche zu erkennen jene Gerichte berechtigt sind: so glaubt Rec. nicht zu viel zu thun, wenn er frey behauptet, *dass der Vf. irre.* Freylich weiss Rec. sehr wohl, dass das Königreich Westphalen noch kein Strafgesetzbuch habe, dass also die alten Gesetze noch bestehen (in sofern sie nicht durch den Geist der neuen Legislation modificirt wurden); zwar las Rec. oft in den öffentlichen Blättern Westphalens, dass Correctionsgerichte tüchtige *Prügelstrafen zur Besserung* (!) den Delinquenten zutheilen liessen: aber dieses hält ihn nicht ab, zu behaupten, *dass als Polizey- und Besserungs-Strafen im Königr. Westph.* lediglich *nur Geld- und Gefängniss-Strafen anzusehen sind.* Spräche auch der in der westphälischen Legislation herrschende Geist, welcher in dem Menschen stets den Menschen ehrt, und diesen also nicht durch *Prügel* und *Schande* zu *bessern* beabsichtigen kann, nicht so laut für diese Behauptung: so thäten dieses doch die Gesetze. Der Art. 7 der Criminal-Process-Ordn. sagt bestimmt: „Als Besserungsstrafen werden die Gefängnissstrafe und die Strafe der Einsperrung in ein Zucht- oder Werk-Haus, von mehr als acht Tagen, jedoch nur bis zwey Jahre, wie auch jede Geldbusse über zwanzig Franken betrachtet." Hier ist *nicht* hinzugefügt: oder solche Strafen, welche, nach dem Geiste der bisherigen Legislation, den genannten gleich geachtet werden. Es müssen also dergleichen stets auf Geld- oder Gefängniss-Strafe reduciret werden, ohne dass es erlaubt wäre, sie *in natura* zu vollziehen. Also *den Strafpfahl*, obgleich auf ihn sogar Untergerichte ehemals erkennen konnten, oder *Peitschenhiebe* darf kein Corrections-, *und noch weniger ein Polizey-Gericht*, erkennen. Es ist dieses auch deshalb schon moralisch unmöglich, da, nach der Constitution, vor dem Gesetze jeder Bürger gleich ist, und daher eine Strafe, welche für die oberen Classen der Staatsbürger für unanwendlich geachtet werden muss, solches für alle ist. Diese hier aufgestellten Grundsätze können aber um so weniger bezweifelt werden, da sie die Regierung selbst anerkennt. So rescribirte z. B. der Justizminister *Simeon* an ein westphälisches Corrections-Tribunal am 29 Jan. 1809 (Oesterley's Magazin B. III. 3 St. S. 308): „*Par l'art. 7 de la loi du 19 Aout 1808 l'emprisonnement, ou la reclusion et l'amende au dessus de vingt francs, sont réputées peines correctionelles. Il suit de ces principes clairs et précis que, si les vols etc. . . se punissent correctionellement, les tribunaux ne peuvent infliger ni la peine de la fustigation, ni celle du piloris, mais seulement ou la prison de deux ans, ou une amende au dessus de vingt francs, ou l'une et l'autre ensemble.*" In der Anfrage des Tribunals war aber deutlich aus einander gesetzt, dass der Strafpfahl und die Peitschenhiebe (*piloris et fustigation*) als geringe Strafen, auf welche selbst Untergerichte zu erkennen befugt waren, bisher angesehen wären. Rec. war deshalb so ausführlich bey dieser Materie, weil er sie für äusserst wichtig hält, und weil es ihm leid thun sollte, wenn durch ein so schätzbares Buch die von dem Vf. geäusserte Meinung bey einigen Gerichten wieder von neuem Wurzel fassen sollte. S. 145 glaubt der Vf., analogisch nach der Civil-Process-Ordn., annehmen zu müssen, dass die Vorladung vor ein Corrections-Gericht *aus zwey Theilen* bestehen müsse, nämlich aus der *Vorladungsschrift* und der *Urkunde*," welche der Gerichtsbote über die vorgenommene Ladung aufsetzt; wobey der Vf. hinzufügt: „der deutsche Text scheint mir das Original (Art. 10. Corr. G. O.) nicht vollständig zu übertragen. Genauer und übereinstimmend mit den Grundsätzen würde derselbe etwa so übersetzt werden können: Die Vorladungsschrift wird durch einen Gerichtsboten übergeben, und muss sowohl den Gegenstand der Klage, als Tag u. s. w." Der französische Text sagt: „*L'assignation sera donnée par le ministère d'un huissier etc.*" Dieses heisst, wörtlich übersetzt: „*die Vorladung muss durch einen Huissier geschehen;* denn „*assigner*" und „*donner assignation*" sind vollkommen gleichbedeutend. Das Gesetz wollte hier also das französische Verfahren keinesweges, wie im Civilprocesse geschah, abändern; welcher also auch hier nicht analogisch angewendet werden darf. Im Civilprocesse wird die ganze Instruction *durch Procuratoren besorgt*; es war also zweckmässig, ihnen die Abfassung der Klagschrift ebenfalls zu übertragen. Dieser Grund ist nicht im Corrections-Processe vorhanden: hier können Kläger und Beklagter selbst und ohne Anwald auftreten; oft *müssen* es beide. Es würde daher unregelmässig seyn, stets eine von dem Insinuations-Documente verschiedene *Klagschrift* zu fodern, die doch durch einen Rechtsverständigen aufgesetzt werden müsste; viel natürlicher ist es vielmehr, dem Kläger zu erlauben, den Beklagten, ohne weitere Klagschrift, von dem Huissier, welcher die im 10ten Art. bemerkten Formen zu beobachten hat, vorladen lassen zu dürfen. Rec. hat nicht daran gezweifelt, dass diese Praxis allgemein in Westphalen beobachtet werde. Wenigstens ist sie einer solchen allgemeinen Beobachtung werth, da sie *Worte* und *Geist* des Gesetzes und den Nutzen des Publicums, für sich hat. Auch in den bekannten *Formularen zur Corrections-Gerichts-Ordnung* ist sie angenommen worden. — Rec. vermeidet es, um nicht die Grenzen einer Recension zu überschreiten, noch mehrere Puncte aufzustellen, in denen er nicht mit dem Vf. einverstanden seyn kann, und schliesst mit dem Wunsche, recht bald dieses Werk, das eine sehr merklich gewesene Lücke ausfüllen wird, und welches werth ist, in den Händen eines jeden westphälischen Rechtsgelehrten zu seyn, beendigt zu sehen.

F. . . . k.

HANNOVER, b. den Gebrüd. Hahn: *Handbuch für Greffiers der Tribunale erster Instanz im Königreiche Westphalen*, von *Ernst Spangenberg*, Dr. d. Rechte, und Tribunalrichter in Verden. (Jetzt General-Advocat bey dem kaiserl. Gerichtshofe zu Hamburg.) 1811. 184 S. 8. mit mehreren Tabellen. (14 gr.)

Die Ausübung keines gerichtlichen Amts ist mit mehreren Schwierigkeiten verknüpft, als die eines Greffiers bey einem Tribunal erster Instanz in Frankreich oder Westphalen. Man würde sich unendlich irren, wenn man einen solchen Beamten, in Hinsicht seines Wirkungskreises, mit einem expedirenden Canzley-Secretaire eines deutschen Gerichtes vergleichen wollte. Die Geschäfte eines solchen bestehen in nicht viel mehr als in einer sorgsamen Expedition der von den Räthen gemachten Angaben und im Protocolliren; da hingegen der Greffier in einem grofsen Theile seines Geschäftskreises als selbstständiger, nur dem Staate responsabler, Beamter dasteht, wobey ihm doch die sämmtlichen Geschäfte eines gewöhnlichen Gerichtssecretairs zugleich mit obliegen. Er ist der eigentliche Notarius des Gerichts, in dessen Verwahr die Originale (*minutes*) sämmtlicher gerichtliche Acten sind, von welchen er, in der Regel, ohne alle Concurrenz des Gerichts oder seines Chefs, executorische oder gewöhnliche Expeditionen ertheilt; er ist der Chef des gesammten Canzley-Personals, und weist, als solcher, jedem seine Arbeit an; er ist Archivar; er ist Cassenmeister; und, was das Schwierigste seines Amts ist, er hat einen sehr bedeutenden Einfluss bey einer Menge processualischer Handlungen, deren Regelmäsigkeit oft mit der Nichtigkeitsstrafe verpönt ist; ja, in ausserordentlichen Fällen ist er sogar verpflichtet, das schwierige Amt eines Hypotheken-Conservators zu versehen.

Wer sieht nicht bey diesem flüchtigen Abrisse der Geschäfte eines Greffiers, dass es sehr wünschenswerth seyn muste, wenn ein dem Werke gewachsener Mann es unternahm, durch eine gründliche Anweisung Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die manchem neu angestellten Greffier unübersteiglich erscheinen müssen. Zwar hatten die Greffiers durch die Werke der besten westphälischen Processualisten vieles zu lernen Gelegenheit gehabt; aber ein ihren ganzen Wirkungskreis umfassendes Werk fehlte doch noch stets. Der Vf. des gegenwärtigen, den seine Talente und sein Fleiss in einem Zeitraume von zwey Jahren, von einem Assessor eines Tribunals stufenweise zum Greffier, Tribunalrichter, und endlich zum Generaladvocaten eines kaiserlichen Gerichtshofes beförderten, war gewiss der Mann, von dem man etwas Vorzügliches in dieser Art erwarten konnte. Auch hat er es, obgleich nur zum Theile, geleistet: denn es leidet keinen Zweifel, dass, wenn es ihm gefallen sollte, bey den Erfahrungen, die er, nach der Verfertigung seines Werks, zu Hamburg gemacht haben wird, sein Buch mit einem berichtigenden Anhange zu versehen, sehr vieles anders dargestellt würde, als geschehen ist. Die Überzeugung die Rec. hievon hat, ist die Ursache, dass er es unterlässt, diese Anzeige mit einem Katalog von Irrthümern, oder vielmehr von Abweichungen von der französischen Praxis (denn die westphälischen Gesetze bestimmen über die meisten dieser Gegenstände nichts), auszustatten, schon desswegen, da er (so oft es jetzt zu geschehen pflegt) es gern vermeidet, seinen Anzeigen das Ansehen von Druckfehlerverzeichnissen zu geben, die jedem Leser, ausser dem Vf., langweilig und oft unverständlich erscheinen müssen.

Nur einige der wichtigeren Bemerkungen sey erlaubt hier mitzutheilen. Hr. *S.* hält S. 11 dafür, dass die sogenannten *Qualitäten* (Aufsätze der Anwälde, wonach der das Factum und die Vorträge der Parteyen enthaltende Theil des Erkenntnisses abgefasst wird) den Anwälden zurückgegeben werden, und S. 35 meint er sogar, dass der Greffier das Recht habe, die von dem Extrahenten eingereichten Qualitäten, wenn sie irrelevant wären, zu verwerfen, das Unzweckmäsige wegzulassen, relevante Thatumstände, welche ausgelassen, einzuschieben u. s. w., denn er, nicht der Anwald, wäre der Concipient des Urtheils. Beides ist irrig. Dass die Qualitäten nicht zurückgegeben werden, davon hat sich Rec. in dem Graffe des kaiserl. Gerichtshofes zu Paris persönlich überzeugt; und dass an denselben von dem Greffier nichts Wesentliches geändert oder hinzugefügt werden dürfe, dieses liegt (auch ohne auf die Praxis zu achten) so sehr in der Natur der Sache, dass wohl kaum daran gezweifelt werden konnte. Wie wäre es auch physisch möglich, dass der Greffier in dem Zeitraume eines Jahres bey manchem Gerichte mehrere Tausende von Urtheilen solchermafsen ausfertigen könnte? — Die bey der Expedition der Minute zu beobachtende Verfahrungsart ist vielmehr eben so einfach als zweckmäsig. Es fügt der Greffier dem Originale der Qualitäten die Anfangsclausel der Urtheile, und am Schlusse derselben eine eigenhändige, oder durch seinen Commis-Greffier verfertigte Abschrift des in der Audienz mit seinen Gründen ausgesprochenen Erkenntnisses hinzu — und die Minute ist so weit fertig, um dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt werden zu können. Diese *Minute*, deren Theil also die Originalqualitäten sind, ist die Urschrift der davon zu machenden, mit der alleinigen Unterschrift des Greffiers zu versehenden *Expeditionen*. In den Qualitäten hat der Greffier also nichts, als höchstens grammatische und syntaktische Unrichtigkeiten zu verbessern: jene sind ganz das Werk der Anwälde. Damit jedoch diese im Stande seyen, die Qualitäten *so* auszuarbeiten, dass sie mit dem abgegebenen Urtheile und dessen Gründen in möglichster Harmonie stehen, ist die Methode der westphälischen Gerichte, den Anwälden Extracte der Audienzprotocolle zukommen zu lassen, die auch der Vf. als zweckmäsig anräth, sehr zu billigen. Nur dürfen die Parteyen keine weiteren Kosten, als die gewöhnlichen Copialien, davon haben.

Das Audienzgesuch, wie S. 18 verlangt wird, in Duplo zu überreichen, würde höchst überflüssig seyn, eben so lästig, wie es für den Präsidenten ausfallen werde, selbst die Termine anzusetzen. Diess ist Sache des Greffiers; der Präsident unterschreibt nur die Ordonnanz, und der Greffier trägt den angesetzten Satz in den Terminkalender, daher denn die Zurückbehaltung eines Dupli des Gesuchs gänzlich überflüssig seyn würde.

Das Audienzprotocoll muss schlechterdings von *Allem*, was in der Audienz vorgenommen wird, entweder die ausführliche Erzählung, oder doch die Rückweisung enthalten. Ausführlich werden darin aufgenommen: 1) Die Urtheile mit ihren Gründen (die Anträge der Parteyen zu protocolliren ist überflüssig). Diese Urtheile werden nur flüchtig, doch vollkommen ausführlich minutirt, binnen 24 Stunden gehörig mundirt und von dem Präsidenten und Greffier unterschrieben. Dieses Mundum ist das eigentliche Plumitiv. Wäre der Greffier im Stande, sofort ein reinliches Plumitiv zu Stande zu bringen (welches oft unmöglich seyn wird, da nicht selten der Präsident den ersten Entwurf, so wie ihn das Collegium billigt, mit eigener Hand auffetzt): so wäre eine anderweitige Mundirung überflüssig, und das in der Audienz zu Stande gebrachte Protocoll könnte dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt werden. 2) Kommen in das Audienzprotocoll kurze Nachweisungen, in Hinsicht aller gerichtlichen Verhandlungen, worüber besondere Protocolle aufgenommen sind. So lautet es z. B. darin: „No. 5. Ist, laut darüber besonders aufgenommenen Protocolls, in Ehescheidungssachen N. z. N. Zeugenverhör abgehalten worden." — Das Audienzprotocoll enthält 3) die Plumitive aller Resolutionen auf einseitige Gesuche. Irrig ist es, wenn der Vf. S. 27 glaubt, diese würden sogleich hinter das Gesuch gesetzt. Der Art. 816, worauf er sich bezieht, verordnet, dass die *Minute* hinter dasselbe gesetzt werde, welche bekanntlich von dem im Protocolle enthaltenen *Plumitive* verschieden ist. Irrig ist es auch, dass in Westphalen die *beiden* Procuratoren die Verfügungsgebühren gemeinschaftlich tragen; diese entrichtet vielmehr, nach Vorschrift der Sporteltaxe, jedesmal der Extrahent, welcher sie von dem Gegner zurückfodert.

Rec. kann diese Anzeige nicht ohne die Bitte schliessen, dass es dem Vf. gefällig seyn möge, durch seine jetzt unstreitig gemachten Erfahrungen, das gegenwärtige Werkchen in einem Anhange zu *berichtigen* und in einigen Theilen zu *vervollständigen*; dann wird es, jetzt schon den Greffiers Westphalens sehr nützlich, ein sie völlig sicher leitender Wegweiser seyn.

F . . . . k.

Cassel u. Marburg, b. Krieger: *Versuch einer systematischen Darstellung der Amtsgeschäfte und des Wirkungskreises der Friedensrichter.* Ein Hülfsbuch für die Friedensrichter des Königreichs Westphalen, so wie für ihre Suppleanten und Secretaire. 1810. 156 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. zeigt sich in dieser Schrift gleich als einen Mann, welcher erst nach einem gründlichen Studium dessen, worüber er zu schreiben vorhatte, sich an sein Werk machte. Weniger in das Einzelne der mannichfachen friedensrichterlichen Geschäfte gehend, als sie in allgemeinen, aber sehr treffenden Zügen darstellend, ist das Buch mehr darauf berechnet, denkende Geschäftsmänner, als solche, die sklavisch an vorgezeichneten Formeln hangen, zu bilden. Diese allgemeinen Darstellungen erstrecken sich aber auf alle Geschäfte des Friedensrichters, und in dieser Hinsicht ist das gegenwärtige Werk auch vollständig zu nennen. Auch der Stil des Vf. ist lobenswerth, und würde, bey einer nochmaligen Revision, und Ausmerzung einiger geringer Unregelmässigkeiten, selbst musterhaft genannt werden können. Erhebliche Unrichtigkeiten sind Rec. nicht aufgestossen. Unter die geringen Versehen, welche er bemerkt zu haben glaubt, gehört, wenn S. 58 gesagt wird, der Friedensrichter sey nicht nur Richter, sondern auch *ministerieller Beamter*, und habe in dieser Hinsicht wichtige Pflichten, die sich besonders auf seine Mitwirkung bey der Sorge für alle die, denen ein Vormund oder Curator bestellt werden muss, erstrecken. Der Friedensrichter ist ein *Magistrat*, und kann, als solcher, ein ministerieller Beamter seyn. Ministerielle Beamten sind die Procuratoren, Greffiers und Huissiers. Doch vielleicht wollte der Vf. sagen, er habe Theil an den zur Competenz des königlichen Procurators (*ministère public*) gehörigen Geschäften, und dann hat er Recht.

Rec. glaubt nicht nur mit der vollsten Überzeugung dieses schöne Buch den Friedensrichtern Westphalens, sondern eben so sehr Auswärtigen empfehlen zu dürfen, welche eine deutliche Vorstellung von der friedensrichterlichen Magistratur erhalten wollen. — Warum nannte sich der Vf. nicht. Es hätte dieses ihm nur verdiente Ehre verschaffen können. —

F . . . . k.

FORTSETZUNGEN.

Prag, b. Calve: *Ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.* Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthum. Herausgegeben von *Christian Karl André.* 1811. Zehntes bis zwölftes Heft. Von S. 363—486. Und 1812. Erstes und zweytes Heft. S. 1—80. 4. (S. die Rec. Jahrg. 1811. N. 259.)

Berlin u. Leipzig, b. Salfeld: *Journal für Kunst und Kunstsachen, Künsteleyen und Mode.* Zweyter Jahrg. 1811. Aug. bis Dec. 8. M. Kpf. (S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 281.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JUNIUS, 1812.

MEDICIN.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Geburtshülfe überhaupt und der Entbindungsanstalt zu Marburg insbesondere.* Von *G. W. Stein* dem Jüngern. II Stück. 1809. 216 S. III Stück. 1810. LXX u. 160 S. IV Stück. 1811. 266 S. 8. (Jedes Heft 20 gr.)

Der Vf. scheint, den vorliegenden drey Stücken nach zu urtheilen, in Hinsicht der schon beym I Stück (J. A. L. Z. 1809 No. 284) und sonst gerügten Fehler, unverbesserlich zu seyn, und das bedauren wir um des mancherley Guten willen, das an ihm nicht zu verkennen ist. Er widmet das II Stück der Natur, Simplicität und Wahrheit. Mit der Simplicität kann es ihm unmöglich Ernst gewesen seyn; denn sein Stil ist fast durchgehends schwer verständlich, überall gesucht und mit witzelnden Floskeln ausstaffirt. Er zeigt überall den Pruritus, zu tadeln, besser zu verstehen, und geht offenbar in manchen Fällen mit zu grosser Vorliebe des einmal Angenommenen, mit zu vieler Befangenheit zu Werke. Doch zur näheren Anzeige des Inhalts. Das II Stück enthält: 1. *Übersicht der Vorfälle in der marburger Anstalt von 1808.* Es wurden 87 Personen unterhalten und davon 81 entbunden. Unter dieser Anzahl waren 16 Zangengeburten, welches uns, der Verwahrung des Vfs. ungeachtet, zu viel scheint. 2. *Geburtsgeschichten und Beobachtungen.* A. Nachtrag zu einer Geschichte des I Stücks. B. Wasserfälle (in einer Note Folgendes: Wer nicht widerstehen kann, übersetze es durch: *cascades, cataractes* — !!). Im ersten ging einer schwangeren Person 5 Monate lang täglich eine bedeutende Menge Wassers aus den Geburtstheilen ab; dann gebar sie — kaum mehr vom rechtzeitigen Ende der Schwangerschaft entfernt — ein vierpfündiges Kind mit den Füssen voran, welches sehr bald starb. Der Vf. ist geneigt, hier eine Gebärmutterwassersucht anzunehmen. Im zweyten Falle war bey einer Gebärenden eine sehr bedeutende Wassergeschwulst der kleinen Schamlippen, wovon der Vf. schreibt: „Ich muss sagen und meine es nicht genug sagen zu können: Es ist diess das Stärkste der Art gewesen, was mir je vorgekommen ist." — Er zog ein todtes Mädchen mit der Zange hervor, von dem es heisst: „Der Hals hatte eine kropfartige Stärke, ob von ursprünglicher Bildung oder durch die Weben, indem etwa der Hals bey ihrem Drange in die Darmbeine getrieben ward? Das letztere scheint es mir." Wie der Hals in die Darmbeine getrieben werden könne, begreift Rec. nicht. Im dritten Falle war zwischen Ader und Wasserhaut eine Menge (sogenanntes falsches) Wasser, und es gab einen zweymaligen Wassersprung. Der nächste Fall — *lauter Widersprüche* betitelt — war eine schnelle Geburt bey vielem Wasser und grossem Kinde, dem auch die Nachgeburt schnell folgte, und wo keine übelen Folgen sich zeigten. Es ist wirklich Alles an diesem Falle so schnell; dass auch der Vf. keine Zeit zur Erzählung desselben gehabt zu haben scheint; er sagt nicht ein Wort von der Natur und sonstigen Beschaffenheit der Gebärerin. „Als der Rumpf noch in den Theilen steckte, erschallte schon aus strotzend blauem Gesichte (!) eine helle Stimme." Etwas weiter unten: „Das Kind hatte ganz vollkommen geathmet, ehe man nur einmal dazu kommen konnte, den Nabelstrang zu durchschneiden." Hieraus scheint deutlich zu erhellen, der Vf. sehe ein blaues (vielleicht nur rothes, von dem Schatten der Schenkel dunkler erscheinendes, es ging ja zumal alles so eilig zu!) Gesicht ohne Weiteres für Indication des Nabelstrangdurchschneidens an. Da wollen wir ihm denn doch rathen, künftig sich erst um den Zustand des Nabelstrangs zu kümmern, und so lange dieser deutlich pulsirt, keine Schneiderey vorzunehmen. Noch ein ähnlicher Fall mit mehr Wasser und mehr Worten, aber gleichfalls wenig Salz, folgt. Die nächste Geschichte ist von einer Geburt, wo vor und mit dem Kinde und der Nachgeburt weder Blut noch Wasser abging, und erst etwa 4 Stunden nachher eine grosse Menge Wassers sich zeigte. Der Vf. hält diess für eine *widernatürliche* (?) Absonderung. Die beiden letzten Geschichten sind ungleich interessanter. In der einen erzählt der Vf., wie er an einer so eben verstorbenen brustwassersüchtigen Schwangern nach der von ihm vorgeschlagenen Methode den Kaiserschnitt machte, der zwar ein todtes Kind lieferte, aber in Hinsicht der nachfolgenden Schliessung der Gebärmutterwunde durch die Zusammenziehung dieses Organs belehrend war. In der letzten Geschichte wird eine Gesichtsgeburt beschrieben, die zwar ohne künstliche Hülfe in Hinsicht des Kopfes leicht verlief, nach geborenem Kopfe aber wegen Umschlingung des Nabelstranges zögerte und dessen Durchschneidung nothwendig machte; der Tod des Kindes war aber offenbar nicht durch diess Durchschneiden, sondern durch den Druck des Nackens auf den Strang veranlasst. 3. *Abhandlungen.* Über das widernatürliche Becken und seine generelle Verschiedenheit. Fortsetzung. Man muss sich mühsam durch die gesucht verworrene Schreib-

art hindurcharbeiten, um etwas sehr wenig Sagendes über die Auswüchse am Becken, über die Folgen äusserer Einwirkung auf das Becken aber schon mehr Befriedigendes herauszubringen. Im Ganzen folgert der Vf., dass äussere Verletzungen des Beckens für die Geburt selten in Betracht kommen. 4. *Würdigung der Meinungen.* 1) Gegen die angebliche Verminderung des Schafwassers in der zweyten Hälfte der Schwangerschaft, und bey dieser Gelegenheit auch gegen die Ernährung durchs Schafwasser, aber mit sehr seichten Gründen. 2) Gegen *Lobsteins* Meinung von der Ursache der Lösung des Mutterkuchens. Immer so schwerfällig witzelnd fort, dass für die Sache selbst nur wenig Raum bleibt. Man höre nur den Anfang dieses Abschnitts! „Etwas so Wichtiges musste für unsere Zeiten aufgehoben werden! jetzt trifft man den Nagel auf den Kopf, — wenn den Kopf nicht schon lange ein Nagel getroffen hat. — Doch, man sehe, bald wäre man diesen Geheimnissen der Natur schon vor langer Zeit auf die Schliche gekommen; könnte es nämlich mit dem Abfallen einer Frucht, eines Apfels von dem Baum seyn, wie mit dem Lösen des Mutterkuchens von dem *Uterus*, — oder ist es anders? u. s. w. 3) Die levretsche Zange zwischen zwey Gegenfüsslern. Wie viele Leser möchten rathen, von wessen Erfindung hier die Rede ist? An der levretschen Zange *Alles* gut heissen ist übrigens eben so schlimm, als an neueren Zangen Alles verwerfen. 4) Umstülpung der Gebärmutter mit anhangendem Mutterkuchen. Der Vf. eifert gegen das Lösen des Mutterkuchens vor der Reposition, höchstens könne es — wie er in einer Anmerkung zugiebt — da geschehen, wo schon der grösste Theil von selbst gelöst sey. Unserer Meinung nach giebt es noch andere Fälle, wo das Lösen Noth thut, obgleich wir bey einer eben geschehenen Umstülpung gleichfalls nicht zur Lösung vor der Reposition rathen. Der aus des Vfs. Praxis angeführte Fall giebt, ob er gleich am Ende glücklich ablief, keinen vortheilhaften Begriff von seiner Praxis, die man nach seinem strengen Bekritteln Anderer für tadelloser zu halten berechtiget wäre. Nachdem einmal sammt dem Mutterkuchen — wie billig — reponirt war, *packte nun* der Vf. (es sind *ipsissima verba*) *die ganze Frau vom Stuhl auf und trug sie auf ihr Bett.* Das hätte er sollen bleiben lassen, um so mehr, da er selbst sagt: „Keineweges rechnete ich darauf, dass schon alles in Sicherheit wäre." Denn bey diesem herkulischen Trag- und Wag-Stücke konnte es ja nicht fehlen, dass der Rumpf der Person zusammengebogen, die *contenta abdominis et pelvis* daher gepresst werden mussten; sollte das nicht die Veranlassung der gleich darauf wieder entstehenden Umstülpung gewesen seyn? Es ging nun schon viel Blut ab, und der Vf. machte erst wiederholte fruchtlose, nachdrückliche Versuche, musste erst eine Zeitlang davon abstehen, und als endlich reponirt war, doch noch den Mutterkuchen mit der Hand aus der Gebärmutter wegnehmen. 5. *Das Neuere und Neueste in der Geburtshülfe.* Der grosse Raum, den diese Kritiken in jedem Stücke einnehmen, hätte zu etwas Besserem benutzt werden sollen.

Das III Stück enthält gleich in der Vorrede die Weisung, dass der 5 Abschnitt dieser Stücke nicht gewöhnliches Recensentenwesen enthalte: denn unbestechbares Urtheil habe die Feder geführt; Eifer für Wahrheit, Recht und Gutes und für das Wohl unserer Wissenschaft insbesondere habe sie beseelt, Berücksichtigung des jechlichen (?) Verhältnisses des Buchs zum Publicum und zu seinem Vf. habe die Gestalt der Kritiken über sich genommen. Rec. möchte noch einige andere Beweggründe hinzusetzen, ohne deshalb dem guten Willen des Vfs. zu nahe zu treten. Der Kitzel zu tadeln und zu witzeln hat in der That bey ihm einen hohen Grad erreicht. I. *Entbindungsanstalt, Zweck und Zweckbarkeit* (?). Erst auf 8 Seiten lauter ermüdende Declamation, dann auf 9 Seiten etwas von des Vfs. Art, seinen Schülern nützlich zu werden; er nimmt *Steins* (des Oheims) Lehrbuch in Schutz, bis er nämlich selbst ein besseres werde geliefert haben, und spricht dann wahr und richtig über den Nutzen der Übungen am Phantom. II. *Geburtsgeschichten und Beobachtungen.* A. *Zwillingsfälle* (5). Bey dem ersten haben wir zu fragen: warum so schnell zur Herabführung der Füsse des zweyten mit dem Steiss vorliegenden Kindes geschritten wurde, da zumal das erste Kind so wenig Kraftaufwand zu seiner Geburt erfoderte. Der Vf. sagt selbst: die Wehen wirkten bey dem zweyten so schnell, dass es nur möglich war, *einen* Fuss zu lösen. Fürchtet der Vf. nichts von Eile bey Zwillingsgeburten? Bey dem dritten Falle hätte das Fördern der Neigung des Kindes nach der linken Seite durch Rotationen (an dessen Füssen) unterbleiben mögen, noch mehr das Durchführen des Kopfs eines $5\frac{1}{4}$ Pf. schweren Kindes; beides war schädliche Geschäftigkeit. Was soll übrigens von beiden Kindern in diesem Falle das heissen: *sie haben kaum des Bades bedurft?* Hatten sie keine *vernix caseosa* an der Haut? — oder zeigten sie gleich Lebenszeichen? oder weshalb wollte der Vf. ein neugebornes Kind nicht baden? — B. *Nach der Wendung zurückgebliebener und mit vieler Mühe gelöster Kopf.* Der Vf. wurde dazugerufen, nachdem bey engem Becken das Kind gewandt war; er legte die Zange an, machte einige fruchtlose Züge, liess sich von dem Andern ablösen, der so kräftig zog und drückte, dass die Zange im Schlosse zerbrach. Nun erst entschloss sich der Vf., auf die Wirksamkeit der Natur zu warten. Aber war denn jetzt nicht noch eben so viel Anzeige zur Zangenanlegung als vorher? Nach einigen Stunden brachte der Vf. einen stumpfen wenig gekrümmten Haken in die eine Augenhöhle, nachdem er den schon lose an den Halswirbeln hangenden Rumpf (am Halse war schon ein kleiner Einriss) durch vorsätzliches, aber besonders behutsames Ziehen völlig getrennt hatte, so dass er ihn ganz stille (!) weglegen konnte (welch ein Meisterstück!); dieser hatte bald keinen Halt mehr und den Oberkiefer zerstört (das liess sich wohl erwarten), und nun

mußte der Vf. doch noch sich zur Zange entschliessen, womit denn endlich der Kopf geboren wurde. Wir enthalten uns aller Anmerkungen, welche der Vf., hätte er diese Geschichte von einem Anderen gelesen, unfehlbar gemacht haben würde. C. *Eine der Publicität bisher entgangene Kaiſergeburtsgeschichte vom Jahr 1775 aus den Papieren des Oberhofraths Stein,* nebst dessen damaligem, von dem die Operation dirigirenden Arzt abgefoderten Gutachten. Eine schreckliche Geschichte, wo Mutter und Kind geopfert wurden, weil nicht früh und geschickt genug die Wendung unternommen war. III. *Abhandlungen.* Der Vf. fährt hier in seinen Betrachtungen über das widernatürliche Becken fort. Zuerst spricht er vom zu grossen Becken, und beginnt mit einer Wegwerfung der Dissertation von *Ebermaier* über diesen Gegenstand, vorzüglich in sofern dessen Lehrer vom Becken überhaupt mangelhafte Kenntnisse haben und, wie er meint, sich fast in der physischen Unmöglichkeit befanden, auf Beobachtung gegründet etwas Besseres zu lehren. Ein Ausfall, der uns hier sehr am unrechten Orte scheint. Der Vf. behauptet, bey dem allgemein zu weiten Becken sey doch nur *ein* Durchmesser und zwar die *conjugata* auffallend vergrössert, die übrigen nie in gleichem Verhältnisse; auch finde es sich öfter bey kleineren (untersätzigen) als bey grossen Personen. Die untere Beckenöffnung sey selten oder nie zu weit (versteht sich, wenn die obere nur gehöriges Maſs habe). Von Weite des grossen Beckens habe man, meint der Vf., gar nicht zu sprechen nöthig! Überhaupt berühre er hier Manches nicht der praktischen Brauchbarkeit, sondern nur der Wissenschaft wegen; eben so bey dem zu kleinen Becken, wovon nachher gehandelt wird. IV. *Würdigung der Meinungen.* 1. *Frühgeburt für Kaisergeburt.* Hier hat sich auf 8 Seiten der Vf. selbst übertroffen! Er kommt gar nicht aus der Witzeley heraus, die für den ernsten Gegenstand gar nicht paſst. Die Engländer haben die Frühgeburt, sagt er, statt der Kaisergeburt bloſs vorgeschlagen, um die Deutschen zum Besten zu haben, um zu sehen was sie mit der Kokusnuſs (!!) anfangen. *Osiander* erhält dann, der gleich in der Note zur Überschrift geäuſserten Verwahrung unbeschadet, mehrere verdiente Winke. Ein Pröbchen der Schreibart mag doch hier Platz finden Nachdem mit Recht darauf hingewiesen ist, wie das Kind bey solchen erzwungenen Frühgeburten leide, heiſst es: „Je dann weiter: bedarf es nicht mehr Zeit für einen langen, als für einen kurzen Weg — ich meine: Der Regentropfen, der von den Wolken fällt, erfährt dieſs vor dem Tropfen, der von unserer Nase fällt —" (pfui! wie matt und schmutzig!!) „und doch hat nicht einmal einer vor dem andern einen Aufenthalt! Muſs man aber wohl nicht obendrein am Kopf des Kindes die Gewalt verdoppeln, wenn die Natur ihre Beyhülfe versagt? Warum schiebt man noch an manchem schwer beladenen Wagen von hinten?" 2. *Hirnlöffel und Mutterkuchenlöffel, Geschwisterkinder.* Warum solche alte längst vergessene Waffen aus Lucinens Rüstkammer hervorsuchen? Der Vf. wird doch wohl kaum glauben, daſs solche Leute, die dergleichen noch anzuwenden versucht seyn können, seine Annalen lesen!

Das IV Stück beginnt mit der *Übersicht der Vorfälle in der marburger Anstalt vom Jahr* 1809. Unterhalten wurden 84, entbunden 78 Personen; dieſsmal findet man doch nur sechs Zangengeburten. Ob auch diese Anzahl nicht ohne Noth zu groſs geworden sey? Als Ursachen werden schwache und falsche Wehen und die Mithülfe krampfstillender Mittel bemerkt. Rec. muſs gestehen, daſs ihm diese bey falschen Wehen, wo die Lage des Kindes und andere Ursachen nicht mit in Betracht kommen, allein genügen, und von dergleichen Ursachen erwähnt ja unser Vf. nichts. II. *Geburtsgeschichten.* A. *Wendungsfälle.* Beym ersten wundert es uns, nichts von Anwendung krampfstillender Mittel zu finden, die doch nach S. 17, wo auch nichts von Nothwendigkeit der Aderlässe gesagt wird, wohl angezeigt waren. Übrigens wird der Vf. S. 11. Z. 3 einen, wo nicht Druck-, doch Schreib-Fehler, seiner löblichen Gewohnheit gemäſs, im nächsten Stücke anzuzeigen nicht vergessen. Im zweyten Falle thaten Aderlässe, nachdem Opium wiederholt bey heftiger Zusammenziehung des Uterus unwirksam geblieben war, gute Dienste, und es wäre nur der Versuch mit dem Opium, der Tadel verdiente. B. *Perforation und Enthalten aller Hülfe der Kunst? bey zweyen Personen abwechselnd richtig angezeigt* (auch hier wird ein Fehler im nächsten Stücke anzuzeigen seyn). Die erste Gegenanzeige der Wendung S. 31 würde Rec. an und für sich gerade nicht gelten lassen; sonst ist diese erste Erzählung in jeder Hinsicht interessanter, da sie zeigt, daſs auch ausgetragene Kinder das eine Mal sehr schwer, das andere Mal sehr leicht geboren werden können, und daſs darauf die Diät (hier wohl nur quantitativ?) grossen Einfluſs habe. Die zweyte Person beweist eben nichts, da das zweyte Kind nicht ausgetragen war. C. *Fälle in alleiniger Beziehung auf den Perforationsmiſsbrauch in unseren Tagen.* Im ersten glaubte ein Geburtshelfer die Perforation nothwendig, als ihn der Vf. durch leichten Zangengebrauch mit dem glücklichsten Erfolge zu dem Ausrufe brachte: *Mein Gott, hätten wir das Kind perforirt!* Die angehängten Cautelen S. 48, 49 sind beherzigungswerth, wie die ganze Geschichte. Der zweyte Fall ist ähnlich, aber leider war hier von einem unwissenden Vorarbeiter schon perforirt, und daher der Erfolg in der Hinsicht minder glücklich. Im dritten Falle gab gar das Kind nach der viel zu voreilig unternommenen Perforation und Ausziehung mit dem Haken noch Lebenszeichen, und der Geburtshelfer erhielt von seinem Collegio medico einen scharfen Verweis. D. *Eine merkwürdige Kopfgeschwulst.* Sie kam in der marburger Anstalt vor, bey einem sehr schnell und leicht gebornen Kinde; Anfangs war sie gespannter, erst am anderen Tage fühlte man einige Schwappung, an den Schädelknochen war keine Stelle ausgeartet, die Geschwulst lag auch nicht so, daſs sie von der Geburt hätte hergeleitet werden können, wäre diese auch beschwerlicher gewesen. Beym Öffnen floſs

schwarzes flüssiges Blut aus. Die Heilung erfolgte sehr bald. III. *Abhandlungen.* Diese Rubrik geht diessmal leer aus, weil zu viele andere Materialien da sind. IV. *Würdigung der Meinungen.* 1) Über die Frage, ob die *culbute* in der Häufigkeit der Frühgeburt mit den Füssen voran etwas für sich finde. Der Vf. verneint es, und erklärt es richtiger auf eine andere Art. 2) Über die Frage, ob die Structur der Gebärmutter oder die des Beckens die Drehung des Kindes bey dem Durchgange durchs Becken verursache; der Vf. erklärt sich begreiflich für das Letztere und schliesst mit dem Witze: „Wer wollte da noch fragen, ob wir den Uterus so genau kennten, dass sie (sich) ihm absehen lasse, er könne so wenig das Drehen lassen — wie manche Gelehrte — das Verdrehen." — 3) Von was für Werth sind kalte und warme Umschläge bey Blutungen nach der Geburt? Dem Vf. sind beide entbehrlich; doch zieht er gegen die kalten offenbar mit zu viel Animosität und einigen Scheingründen zu Felde. Denn z. B. viel Zeit erfodern sie doch zu ihrer Anwendung gewiss nicht, und wer wird denn gleich damit anfangen wollen und nicht erst die gelinderen Mittel, als Reiben des Bauches u. s. w., versuchen, die freylich noch schneller zu haben sind! 4) Was gilt uns Wigands Perforatorium? Die Antwort ist: Nichts. 5) Der eine und andere hölzerne Geburtshelfer. „Wie, was! Leute von Holz? *nein, Holz für Leute!* —" Am Ende findet der Vf., dass er sich bey Pfeffers Elevator geirrt habe, und geglaubt, es sey ein *hölzerner* Stab; damit er aber ja seine Witzeley nicht wieder zurücknehmen dürfe, sagt er in einer Anmerkung S. 102: und so wäre es auch besser gewesen als von Eisen, und wenn er es als hölzernen Geburtshelfer vorbringe: so möge ihn eine gewisse *licentia poetica* schützen. Hilf Himmel bey der Licenz solcher crasser Unpoesie! Endlich noch eine unbedeutende Erörterung von *Placenta incarcerata* und *compressa*, wo *Wigand* beschuldigt wird, die von ihm so unterschiedenen Zustände seyen bloss dem Grade nach unterschieden, und verdienen daher diese verschiedenen Benennungen nicht. V. *Das Neuere und Neueste.* Zuletzt noch ein paar scandalöse Anekdoten. Rec. bittet den Vf., einmal den gesuchten und verworrenen Stil und für's andere die Witzeleyen und Possierlichkeiten abzulegen, damit er nicht solche Anmerkungen, wie S. 102 dieses letzten Stücks, zu machen nöthig habe. Gewiss wird er bey einer einfachen, männlichen und ernsten Behandlung seiner Gegenstände viel mehr Leser finden, und sollte ihm auch daran gerade nichts liegen, mehr Nutzen stiften, was ihm denn doch auf allen Fall lieb und theuer seyn muss.

W.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Münster*, b. Waldeck (in Commission): *Albert Matthias Vering*, prakt. Arztes, und correspondirenden Mitgliedes der josephinischen medicinisch-chirurgischen Akademie zu Wien u. s. w., *Beantwortung der von der russisch-kaiserlich physisch-medicinischen Gesellschaft in Moskau aufgestellten Preisfrage: „Was hat der Arzt zu thun, wenn neue und unbekannte, oder dunkle und bishero nicht genau beschriebene Krankheiten unter dem Volke wüthen?"* Eine gekrönte Preisschrift. 1811. 77 S. 8. (6 gr.) Ob die auf dem Titel genannte Frage die Ehre verdiente, zur Preisfrage erhoben zu werden, wozu sie die russ. k. physisch-medicinische Gesellschaft in Moskau wirklich im Jahre 1805 und in der Folge noch einmal erhob (denn dem Vf. wurde nur der halbe Preis zuerkannt), daran könnte wohl mit allem Rechte gezweifelt werden. Jeder Arzt, der, wie *Zimmermann* sagt, die Natur nicht mit leblosen Augen, sondern mit sehendem Geiste beobachtet, orientirt sich leicht auch auf einem für ihn bisher fremden und unbekannten Gebiete der Erscheinungen. Ein solches ist ihm *jede* vorkommende Epidemie, in sofern jeder erst eigenthümliches Gepräge aufgedrückt ist, wodurch sie sich von anderen, früher da gewesenen unterscheidet. Die individuellen Bestimmungen aber, um welche es hier zuvörderst zu thun ist, und worauf sich die Indication und Cur solcher Seuchen gründen muss, lassen sich nicht lehren: das praktische *Talent* muss sie finden lehren. Daher hat man auch in der vorliegenden Beantwortung jener Preisschrift, die übrigens nicht ohne Fleiss und Kenntniss des Gegenstandes verfasst ist, nur allgemeine Rücksichten zu erwarten, welche bey neu entstehenden Seuchen zu nehmen sind. Für den denkenden und erfahrnen Arzt sind sie nicht neu, so wie sich überhaupt in der ganzen Schrift keine neue Ansicht als Ausbeute für die Wissenschaft finden lässt.

Von Mangel an Bekanntschaft mit den Gesetzen der deutschen Sprache zeugen folgende in ihr vorkommende Ausdrücke: Niederlage unter *die* Menschheit anrichten; die Krankheit herrscht unter *das* Volk; derartig st. dergleichen; *Physionomie*; es nagt an *die* Gesundheit des Volkes u. s. w.

Hbm.

Freyburg u. *Constanz*, in der herderschen Buchhandlung: *Dr. Mezlers Unterricht über die physischen Pflichten der Eheleute.* 1811. 112 S. 8. (6 gr.) Es fodert ein eigenes Talent, für die niederen Volksclassen zu schreiben, und es ist nicht genug, dass der Vortrag fasslich und klar sey, sondern er muss auch von der Art seyn, dass sich die Lesenden jener Classen davon angezogen fühlen. In dieser zweyfachen Beziehung eignet sich diese Schrift nicht ganz für jenes Publicum, für welches sie doch zunächst bestimmt zu seyn scheint; besser aber für Landgeistliche, denen sie auch in dem Bisthum Constanz von dem dortigen bischöflichen General-Vicariat durch ein vorgesetztes Empfehlungsschreiben empfohlen ist, und für Schullehrer, zur weiteren Verbreitung in mündlichen Vorträgen an das Volk. Der Vf. erscheint darin als ein braver Schweizer, dem die Sache der Menschheit nahe am Herzen liegt, und welchem es nicht bloss um den ärmlichen Ruf eines Schriftstellers zu thun ist. Seine Lehre ist, abgerechnet einige wenige Ausnahmen, zweckmässig und verständig. Schade, dass er so oft gegen die Reinheit der deutschen Sprache und gegen die Rechtschreibekunst verstösst; so schreibt er durchgehends dürfen st. dürfen, bedärfen st. bedürfen; zustören st. zerstören; erstärkt st. erstarkt; die Kindbett st. das Kindbette u. s. w., und spricht von Sommer und Herbst als der *Mannzeit* der Männer, von Nesshukerlein u. s. w. Schade endlich, dass zu dieser Sünde des Autors noch die des Setzers oder Correctors kommt, nämlich eine Menge Druckfehler, womit das Büchlein von der ersten bis zur letzten Seite angefüllt ist.

Hbm.

Berlin, im Verlage des Vfs. (in Commission b. Salfeld): *Hygea. Taschenbuch für Jünglinge und Jungfrauen* von *D. Korth.* (Ohne Jahrzahl) 143 S. 12. (16 gr.) Bekannte diätetische Regeln, welche andere populäre Schriften, u. a. des verdienten *Hildebrandts Taschenbuch* für die Gesundheit, ungleich besser und vollständiger gelehrt haben, in einem so süsslichen und faden Geschwätz mitgetheilt, dass der Eckel wohl schwerlich bey irgend einem Leser ausbleiben wird.

Hbm.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JUNIUS, 1812.

PHILOSOPHIE.

FRANKFURT a. d. O., in der akad. Buchhandlung: *Lehrbuch des Naturrechts*, von *Joh. Christian Friedrich Meister*. 1809. XXIV u. 591 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Seit langer Zeit ist Rec. keine naturrechtliche Schrift, besonders kein Lehrbuch des Naturrechts, vorgekommen, das ihn so sehr angesprochen, ihm so viel Unterhaltung und Belehrung gewährt hätte, mit seinen Ansichten, Anfoderungen und Wünschen so sehr übereinstimmte, als dieses. Nicht nur der Begriff und die Grenze des Naturrechts ist auf die, nach unserem Urtheil, einzig richtige Weise aufgefasst, und von Anfang bis zu Ende festgehalten, sondern auch das von dem Vf. eben so richtig aufgestellte und begründete Urprincip des Naturrechts durch alle Theile desselben mit der strengsten Consequenz, aber doch ungezwungen, durchgeführt, und auch in den einzelnen Untersuchungen nie gänzlich aus den Augen verloren. Nirgends verirrt sich der Vf. in seinen Entscheidungen, entweder durch Gefühl von Billigkeit, oder durch politische Ansicht verleitet, in ein fremdes Gebiet der Ethik oder Politik, oder gar des positiven Rechts; selbst da nicht, wo Rec. noch Anstand nehmen möchte, aus Gründen des Naturrechts zu entscheiden. Denn die geflissentliche, nicht seltene, Vergleichung der naturrechtlichen Bestimmungen mit denen des positiven, des römischen, des preussischen und napoleonischen Rechts, so wie mit den Foderungen der Moral und Politik, ist so ganz den Wünschen des Rec. und seiner Art des Vortrags des Naturrechts, so wie der Absicht gemäss, den Unterschied von der Ethik und Politik ins helle Licht zu setzen. Dadurch wurde freylich auch dasjenige nöthig, was Einige für nicht hieher gehörig gehalten haben, nämlich unter den Vorerkenntnissen die *ethischen*, und die Prüfung der verschiedenen Moralsysteme der Älteren und Neueren.

Ausser einem wohlangelegten und vollständigen Plane finden nicht nur Lehrer und Lernende, sondern auch andere Leser einen Reichthum der Materien zur weiteren Prüfung und Nachdenken, einen bündigen logischen Ideengang, Bestimmtheit und Deutlichkeit in Gedanken und Ausdruck, Scharfsinn in Unterscheidungen, Tiefe und Gründlichkeit in den Beweisen, in welchen so Manches dem Vf. ganz eigen und neu ist, Erläuterungen durch ausgewählte Beyspiele, wo dergleichen nöthig waren, besonders eine so reichliche, aber auch ausgewählte Literatur, oft mit beygefügter Kritik, dass man nicht leicht eine Hauptschrift vermissen wird, — Hinweisung auf die Gedanken der gemeiniglich so wenig benutzten Alten, eines Plato, Aristoteles, Cicero und Anderer, nicht etwa bloss, um damit zu prunken, sondern mit wirklichem Interesse für die Wissenschaft. Auch um desswillen empfiehlt Rec. diess Lehrbuch angehenden Rechtsbeflissenen, weil der Vf., selbst ein einsichtsvoller und praktischer Rechtsgelehrter, sich dem immer mehr um sich greifenden, selbst von Lehrern der Rechte veranlassten und begünstigten Vorurtheile, als ob es gar kein *Naturrecht*, sondern *nur eine Philosophie des positiven Rechts* gebe, nachdrücklich entgegenstellt, und die Unentbehrlichkeit des Naturrechts, so wie der Philosophie überhaupt, für den Rechtsbeflissenen mit Wärme einschärft.

Schon in den *Vorerkenntnissen* S. 1—64, welche, ausser einigen *metaphysischen* und *anthropologischen* Vorbegriffen, die allgemeine *Nomologie* und *ethischen* Vorerkenntnisse enthalten, zeigt sich das Bestreben des Vfs., den Grund seines Gebäudes tief genug zu legen. Das Urprincip des Naturrechts, *nie das Seinige des Anderen zu verletzen*, muss auch schon im Urprincip der Ethik enthalten seyn (nur kommt es da nicht vor, in der Qualität *des Einzigen Erzwingbaren*, sondern diese Ansicht ist dem Naturrecht eigen). Der Vf. konnte daher nicht umhin, sein Urprincip der Ethik aufzustellen, und daraus das des Naturrechts herzuleiten. Der Vf. hat den Muth, sich des *wolfischen* Urprincips der Ethik, wie auch *Sulzer*, anzunehmen, und zu zeigen, dass es, richtig verstanden, eben so viel sey, als *durchaus vernünftig handeln* — überall die vernünftige Handlungsweise vor Augen haben. Es ist der allgemeine und unbedingte Vernunftzweck, dass ein vernünftiges Wesen in dem ganzen System derjenigen Handlungsweisen, welche durch Vernunft bestimmt werden, und mittelst jeder einzelnen Handlung dieser Art die ihm mögliche Vollkommenheit — Vollendetheit in sich selbst (τελειότης) — Harmonie seiner mannichfaltigen Kräfte bis zu der höchsten ihm möglichen Totalwirksamkeit entwickele, darstelle, erhalte, befördere, durch keine seiner Handlungen zerstöre, zurückhalte, vermindere. *Perfice te.* Man muss nur im 32 §. den Begriff *der Vollkommenheit*, welche eine theils innerliche, theils äusserliche ist, vor Augen haben. Und da man diesem Princip vorgeworfen hatte, es liessen sich daraus nicht die Pflichten gegen Gott und Andere ungezwungen herleiten: so sucht der Vf. auch davon das Gegentheil anschaulich zu machen §. 61—74, und selbst die Pflicht: in manchen Collisionen sein Leben aufzuopfern, §. 72 damit in Verbindung zu setzen. Wer auch nicht gänzlich mit dem Vf. übereinstimmt, wird doch seinem Scharfsinne Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen. Die Kritik über andere Moralprincipien, des Aristoteles, Zeno, das Glückseligkeits-

ftem, wird man nicht ohne Belehrung lefen. Warum aber der Vf., der das Glückfeligkeitsfyftem von den harten Vorwürfen, die man demfelben hat machen wollen, *von allen Seiten* freyfpricht, gleichwohl nicht vom *Zweck der Glückfeligkeit*, fondern der *Vollkommenheit* ausgeht, fagt er felbft §. 82, Glückfeligkeit fey nur das Product, Vollkommenheit das Producirende. Es kommt alles in diefem Streit auf den Begriff der Glückfeligkeit an. Fafst man diefen fo, wie er für ein vernünftiges Wefen gefafst werden mufs: fo kann der Eudämonismus für die Sittlichkeit ganz unfchädlich bleiben. Da aber Glückfeligkeit eines vernünftigen Wefens auch Zufriedenheit mit fich felbft erfodert, ein Bewufstfeyn, das Seinige gethan, fo gehandelt zu haben, *wie man foll:* fo mufs fchon vorausgefetzt werden, *was man foll;* und kann daher der Zweck der Glückfeligkeit, auch aufs Reinfte gedacht, ohne Cirkel, nie das Princip der Sittlichkeit abgeben.

Auf die Einwendungen gegen das *formelle* kantifche Moralprincip, als ein *blofs formales*, liefse fich wohl antworten, z. B. in Anfehung des Beyfpiels von dem Allgemeinwerden der *Vaccination*. *Kant* hat nie gefagt, dafs eine Handlungsweife unvernünftig fey, wenn dadurch, dafs fie eine Zeitlang allgemein beobachtet worden ift, *endlich ihr Zweck erreicht*, und fie nicht mehr nöthig ift; fondern alsdann, wenn fie in ihrem Allgemeinwerden *ihren eigenen Zweck zerftört*. Wenn ich aber frage: Woraus beurtheile ich in vorkommenden Fällen, ob ich das Allgemeinwerden einer Maxime wollen könne: fo fcheint allerdings *ein materielles* Princip vorausgefetzt werden zu müffen, und daher, wie der Vf. fagt, das *kantifche, blofs formal* feyn follende, doch nur ein *verlarvtes materielles* zu feyn.

Was unter den anthropologifchen und metaphyfifchen Vorerkenntniffen über die Freyheit und freyen Handlungen gefagt ift, reicht *praktifch* vollkommen hin, und man wird die Genauigkeit des Vfs. in feinen und wichtigen Unterfcheidungen nicht verkennen. Wenn aber S. 6, um den Unterfchied zwifchen willkührlichen Handlungen überhaupt und den freyen insbefondere zu erläutern, die Handlungen des Wahnfinnigen, im Wahnfinn unternommen, als willkührlich betrachtet werden: fo fcheint diefs felbft nach §. 13 unrichtig zu feyn. Auch das Beyfpiel einer *objectiven Unmöglichkeit*, die willkührliche Handlung unter den Begriff des Vernunftgemäfsen oder Vernunftwidrigen zu fubfumiren, fcheint vielmehr das einer *fubjectiven* zu feyn. Und No. IV. S. 8 ift richtig im äufserlichen menfchlichen Gericht; da werden folche Handlungen nicht als imputable Handlungen betrachtet: aber im inneren Gericht find fie es doch. Und von diefem Unterfchied war gleichwohl hier noch nicht die Rede; da hingegen §. 20 der Vf. diefen Unterfchied gewifs im Sinne hatte. Im 30 §. von den Graden der Zurechnung kann Rec. durchaus nicht dem uneingefchränkt da ftehenden Satz beypflichten: *Die vollbrachte That fey mehr zu beftrafen, als der Verfuch.* Der Grad der Moralität kann unmöglich gefchätzt werden nach der Gröfse des wirklich geftifteten Schadens, als nur in fofern der Thäter diefen entweder beabfichtigt, oder doch vorausgefehen hat, oder hätte vorausfehen können und follen, alfo in fofern daraus ein höherer Grad von Schädlichkeit und Schändlichkeit der Denkungsart fich veroffenbaret. Nun fetze man, dafs der Bösewicht auf feiner Seite alles gethan, was in feiner Gewalt ftand, den Schaden wirklich zu ftiften, dafs er die beharrlichfte und hartnäckigfte Bosheit bis auf den letzten Augenblick bewiefen hat, und durch einen blofsen Zufall, ohne dafs fich die verruchte Denkungsart nur im geringften verändert hat, der Schade verhütet worden ift: fo mufs, wenn man confequent feyn will, das Attentat diefer Art eben fo hart beftraft werden, als das vollendete Verbrechen. Wenn es S. 19. 2. A heifst: *Je fchädlicher die Handlung, defto ftrafbarer ift fie:* fo ift diefs in fofern wahr, dafs der *Gefetzgeber* auf die Schädlichkeit der Handlung, befonders wenn fie gemein werden follte, fehen, und je mehr fie diefes ift, eine defto härtere Strafe zur nöthigen Abfchreckung androhen müffe. Aber bey der blofsen Schätzung der Moralität kommt es nicht blofs auf die Schädlichkeit der äufseren That, fondern auf die Schädlichkeit und Schändlichkeit der Denkungsart an, die fich dadurch verräth. Dafs übrigens dem fcharffinnigen Vf. diefer Unterfchied zwifchen dem Gefchäft der *Strafgefetzgebung* und der *Imputation* fonft nicht unbemerkt geblieben ift, beweift S. 22. c. Mit Recht nimmt der Vf. den praktifch-wichtigen Unterfchied zwifchen *dolus directus* und *indirectus* in Schutz. Nur entwickelt fich Rec. diefen Unterfchied etwas anders. Ihm heifst eine *actio dolofa* in Anfehung aller der fchädlichen Erfolge, von welchen der Thäter ausdrücklich vorausgefehen hat, dafs fie entweder unausbleiblich mit der That verbunden feyn werden, oder fich doch leicht damit verbinden können. Diefe Folgen find entweder der *eigentliche Zweck* der Handlung, und in Anfehung deren ift die Handlung *directe dolofa*, in Anfehung der übrigen *indirecte*. Beym *dolus indirectus*, nach diefem Begriff, find nun die zwey Fälle zu unterfcheiden. Entweder haft du gewufst, dafs diefe Folgen aufser deinem eigentlichen Zweck fich nothwendig mit der Handlung verknüpfen *werden*, oder nur leicht verknüpfen *können*. Den erften Fall fcheint der Vf. unter feiner Erklärung des *dolus directus* mit zu begreifen, und in der Sache felbft macht das auch keinen wefentlichen Unterfchied, indem nach des Rec. Urtheil felbft fein *dolus indirectus* der erften Art dem *dolus directus* gleich zu achten ift. Noch bemerken wir aus der Nomologie das richtige Urtheil des Vfs. über *Permiffivgefetze*. Ein reines permiffives Gefetz giebt es um defswillen nicht, weil Etwas zu einem Recht, zu einer Erlaubnifs nur dadurch erhoben wird, dafs das Gefetz ausdrücklich oder ftillfchweigend Anderen verbietet, jener gegebenen, im Recht beruhenden Handlung kein Hindernifs entgegenzufetzen. Das *Naturrecht* ift ein Syftem der Vernunftwahrheiten über das *Erzwingbare* (active und paffive) *unter Menfchen*, nach feiner *Materie* und der *Form* der Erzwingbarkeit. Wenn der Zufatz: *unter Menfchen*, anzeigen foll, dafs das Naturrecht nur darauf fehe, wie weit Zwang gerechtfertigt werden könne vor dem Urtheil anderer Menfchen, fo dafs diefe es beurtheilen können; wenn alfo *unter Menfchen* entgegenftehen foll der *Unterfuchung* in

neinem eigenen Gewissen: so ist die Definition auf das genaueste bestimmt. Denn auch im Gewissensgerichte kann ich mir die Frage vorlegen: Thust du auch recht, handelst du moralisch gut, mit dem Andern so strenge zu verfahren, als es vor Menschen erlaubt wäre? Allein es ist doch dem Rec. zweifelhaft, ob der Vf. mit den Worten: *unter Menschen*, jenes habe andeuten wollen, da er S. 81. II sagt: die Frage, *ob Zwang erlaubt sey*, sey der Ethik fremder Stoff. Indessen hat der Vf. S. 83 zu Ende jenen Unterschied des Gewissensgerichts und der blossen Beurtheilung Anderer sehr wohl gefühlt. Wenn er aber eben daselbst sagt, es hänge bloss von dem Belieben des Berechtigten ab, sich des Zwangs zu enthalten: so ist diess wenigstens im Gewissensgerichte falsch. Denn da kann es Pflicht seyn, strenge mit dem Anderen zu verfahren. Ja die Ethik giebt mir nur dann ein Recht zu einem gewissen Grad der Strenge, wenn Nachsicht und Gelindigkeit gegen meine mir obliegende Pflicht seyn würde. *Pflicht* zu zwingen, und ein *innerliches Recht* zu zwingen, ist in der Ethik einerley. Rec. pflegt daher bey Bestimmung des Begriffs des Naturrechts die *äusserliche rechtliche Grenze* des Zwangs (d. i. vor der möglichen Beurtheilung anderer Menschen) von *der innerlichen* (im Gewissensgericht) und *politischen* zu unterscheiden. Jene erfodert weiter nichts, als dass nur andere Menschen mir nicht offenbar zeigen können, dass die Anwendung eines gewissen Grads des Zwanges und der Strenge Unrecht, d. i. ohne Noth zugefügtes Übel sey.

Da der Begriff des *Zwangs*, und dessen, was ich *Mein* nennen darf, Grundbegriffe sind: so hat auch der Vf. auf die Entwickelung derselben ganz vorzüglichen Fleiss gewendet, und man wird nicht leicht anderwärts die Sache so vollständig auseinandergesetzt finden. Man sehe §. 11 und §. 186 f.

Da aber der *Zwang*, so wie das Wort im Naturrecht gebraucht wird, eine Verminderung der Vollkommenheiten des Anderen zu seyn scheint, gleichwohl aber der Vf. behauptet hatte, es sey ein *unbedingtes*, durchaus keine Ausnahme gestattendes Gesetz: Vermindere nie, auch nicht im geringsten, auch nicht unter irgend einem denkbaren Verhältniss und in keiner gedenkbaren Form die fremde Vollkommenheit (§. 66): so gehörte nicht gemeiner Scharfsinn dazu, die moralische Möglichkeit des Zwangs mit jenem unbedingten Vernunftgesetz zu vereinigen. Und diess hat der Vf. §. 98 glücklich ausgeführt. Es ergiebt sich daraus, dass durchaus nichts *erzwingbar* ist, als: Vermindere nicht die Vollkommenheit eines Anderen — entziehe dem Anderen das *Seinige* nicht (wobey aber die vollkommenste analytische und synthetische Deutlichkeit des *Seinigen* vorausgesetzt wird). Diess hat nun der Vf. sowohl *a priori* durch einen scharfen philosophischen Beweis §. 102 — 111, als auch durch eine vollständige Induction §. 112 — 117 mit grösster Consequenz und Bündigkeit ausgeführt. Nochmals empfehlen wir §. 119 — 130, insonderheit §. 127 — 129 allen Verächtern des Naturrechts sowohl, als denen, die es mit der Philosophie des positiven Rechts auf eine unbegreifliche Weise verwechseln.

Die allgemeine Literatur des Naturrechts ist, auch in Ansehung des bloss bibliographischen Theils, nicht ein trockenes Bücherverzeichniss, sondern mit interessanten Anmerkungen durchwebt. Da der Plan des Naturrechts §. 141 f. nicht ganz der gewöhnliche ist: so zeichnet Rec. auch daraus Einiges aus. Das *reine* Naturrecht ist das System der gesammten Vernunftwahrheiten über das *Erzwingbare an sich*. Benutzt man dasselbe zu einer philosophischen Ansicht der (nach menschlicher Willkühr gebildeten) *Institute, durch welche und unter welchen das Menschengeschlecht seinen gegenwärtigen Grad der Cultur erreicht hat*: so hat man das *angewandte Naturrecht*. Man könnte das Naturrecht auf alle positiven Institute anwenden. Allein daraus würde Überladung der Wissenschaft entstehen. Das reine Naturrecht hat 2 Haupttheile. 1) *Das gemeine Recht* — Theorie des Erzwingbaren unter und gegen Menschen von Vernunftgebrauch. 2) *Das besondere Recht* (*singulare*), oder Vernunfttheorie über die Rechtsverhältnisse der Menschen von Vernunftgebrauch gegen die ohne Vernunftgebrauch. Dahin gehört das natürliche Vormundschafts- und das particuläre Personen-Recht der Kinder, der Blödsinnigen, Wahnsinnigen u. s. w. Das *gemeine* Recht hat einen theoretischen und praktischen Theil. *Jener* eine Analyse des activ und passiv Erzwingbaren, der Zwangsrechte und Zwangspflichten, sowohl in ihrer Entstehung, als auch Erhaltung und Auflösung. *Dieser* die Darstellung der Form des Erzwingbaren, die Art und Weise, das Zwangsrecht geltend zu machen. Jener hat so viel Abschnitte, als es Arten des *Seinigen* giebt. Daher *absolutes Naturrecht*, Theorie des *Urseinigen* des Menschen, und *Hypothetisches*, des *erworbenen Seinigen*. Die Unentbehrlichkeit des *absoluten Naturrechts* hat der Vf. einleuchtend im 361 §. gezeigt. Das *hypothetische Naturrecht* hat wieder 2 Theile: a) die Theorie des *hypothetisch Seinigen*, nach seiner Entstehungsart, Inhalt, Umfang u. s. w., und zwar α) Theorie des *vorsynallagmatischen Seinigen*, oder desjenigen, wo noch kein Übergang eines Etwas aus dem fremden Seinigen in das Meinige vorgegangen ist (Theorie der *Occupation* des Niemand-Gehörigen, *der Accession*, jedoch nicht die ganze Lehre von der Accession); β) Theorie des *synallagmatischen Seinigen*, was sich gebildet hat durch den Übergang eines Etwas aus der Sphäre des Seinigen des Einen in die Sphäre des Seinigen des Anderen. Dahin gehört die Lehre von *Vertrag und Entschädigung*. b) Die Theorie der möglichen Auflösungsarten des hypothetischen Seinigen. Das *angewandte Naturrecht* enthält 1) das *allgemeine Gesellschaftsrecht*, 2) das *specielle*. Ein *jus civile privatum universale* nimmt der Vf. mit Recht nicht an §. 182 und 632.

Das ganze *reine Naturrecht*, und *so das gemeine*, seinem theoretischen Theile nach, ist eine Analyse des menschlichen Seinigen. Und diese Analyse wird man nirgends so vollständig und gründlich ausgeführt finden, als bey unserem Vf. §. 186 ff. Selbst die Art, wie der Begriff des *Urseinigen*, des *angebornen*, *wesentlichen Seinigen*, aus welchem alles *zufällige*, ausserwesentliche (*adventitium*) abgeleitet werden muss, begründet wird, macht dem Scharfsinn des Vfs. Ehre. Die unbedachtsamen Tadler, dass man im Naturrecht von einer Betrachtung *des absoluten Naturstandes* den

Anfang macht, erhalten ihre Abfertigung. Bey der Lehre von dem Urrechte der natürlichen Freyheit wird Aristoteles gegen die so oft ihm beygemessene Behauptung: *Einige Menschen wären von Natur schon Sclaven Anderer.* §. 199 vertheidigt; und die verführerische Stelle Polit. I, 5 zu Ende richtig gedeutet. Ein *Urrecht*, von Anderen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit zu fodern, ein Urrecht auf guten Namen und auf den Gebrauch der Dinge ausser uns, nimmt der Vf. nicht an. Doch giebt er zu, 1) dass es Unwahrheit und Lüge gebe, welche dem Naturrecht widerspricht und beleidigt. (Diejenigen, welche ein *Urrecht* annehmen, von Anderen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit zu fodern, wollen aber damit auch nichts anderes sagen, als dass es keiner vorauszusetzenden Factorum bedürfe, von Anderen zu fodern, dass sie nicht unter dem Schein der Aufrichtigkeit mich belügen, mir durch die Lügen schaden oder zu schaden suchen.) Beyläufig eine gründliche Beurtheilung der Meinung der moralischen Rigoristen, dass man in keinem einzigen Falle Unwahrheiten sagen dürfe. So giebt noch der Vf. 2) zu, *dass Injurien widernaturrechtlich sind.* Aber er zeigt gründlich, wiefern auch *wörtliche* und *symbolische Injurien* wahre Verletzungen des Seinigen Anderer sind. Über Injurien ist indessen mit Wenigem hier Alles und mit einer Bestimmtheit und Einsicht gesagt, welche nichts zu wünschen übrig lässt. 3) Giebt der Vf. in Ansehung der Dinge ausser uns zu, dass der Mensch alle diese Dinge frey gebrauchen dürfe, und die bestimmte Grundidee §. 216 VI ist diese: Jeder kann auf jede Sache ausser Ihm im ursprünglichen Zustand einwirken, wie er will, mit der einzigen Einschränkung, dass er dadurch keinem Anderen das Urseinige entziehe. Aber jenes *Können* ist ja ein *Dürfen*, also ein *Recht*, und, da es noch gar keine Facten voraussetzt, kein *hypothetisches*, sondern ein *Urrecht* zu nennen, nach obiger allgemeiner Bedeutung. Aber dem Vf. ist es kein *Urrecht im engeren Sinne*, sondern ein aus einem anderen Urrecht, nämlich dem, meine Kräfte wirken zu lassen, wo ich will, und worauf ich will, wenn es nur ein Niemand-Angehöriges ist, *abgeleitetes;* aber doch noch keine Facta voraussetzendes. Mehr wollen auch beide *von Coccoji*, und Andere, die ihm folgen, mit dem unschuldigen Worte: *Communio negativa*, nicht sagen.

Im hypothetischen vorsynallagmatischen Naturrecht war Rec. vornehmlich auf die Lehre von der Occupation, und der Begründung eines Eigenthums, aussen und vor der bürgerlichen Gesellschaft, begierig. Etwas Äusseres, als das Seine, zu haben, sey nur im bürgerlichen Zustande möglich, sagt *Kant* (denn das will doch endlich nur sein *provisorisches* Eigenthum sagen) und mit ihm so viele Andere. Die Ungereimtheiten, welche daraus folgen, hat der Vf. §. 227 aufgedeckt, und die dritte ist insbesondere diejenige, welche Rec. bey Beurtheilung des *köppenschen* Naturrechts herausgesetzt hat. Zu einer *rechtlichen*, ein bleibendes Eigenthum auf eine Niemanden gehörige Sache begründenden *Occupation* gehört weiter nichts, als eine solche Einwirkung mit meinen Kräften auf die Sache, dass sie mir nicht mehr entzogen werden kann, ohne mir zugleich das Product meiner Kraft zu entziehen. *Formgebung (specificatio)* ist eine sehr einleuchtende, aber nicht die einzige Art der Occupation §. 231 — 243. Merkwürdig ist das §. 244 angeführte Beyspiel eines in völliger Anarchie lebenden Volks, welches doch Eigenthum kennt, und dasselbe allgemein bis zur Ängstlichkeit respectirt, der Bewohner der tungusischen Küste in *Voyage de la Perouse autour du monde.* Die Frage, ob der ehrliche Besitzer auch die *fructus consumtos* restituiren müsse, wenn er dadurch reicher worden ist, wirft der Vf. §. 252. 2. b nur auf. Rec. hätte die eigene Meinung des scharfsinnigen Vfs. zu lesen gewünscht. Wenn es §. 255 zu Ende heisst: Im Detail der synallagmatisch-gebildeten Rechte, wo die mannichfaltigsten Rechte in Beziehung auf fremde Sachen erscheinen, enthalte die Idee *der Dinglichkeit der Rechte* zu viel Willkührliches, um sie in der Sphäre des Naturrechts mit Bestimmtheit aussagen zu können: so ist wahr, dass es dabey auf die Willensmeinung der Pacifcenten ankomme, dass auch die positiven Gesetze da, wo nach dem Naturrecht schon ein dingliches Recht Statt fände, aus guten Gründen noch etwas Mehreres erfodern können, um ein dingliches Recht zu haben, und bis dahin nur ein persönliches (*ad rem*) zu gestatten. Allein dessenungeachtet sieht Rec. nicht ein, warum man nicht auch im Naturrecht untersuchen könne, wie weit Jemand durch einen Vertrag nach dem blossen Naturrecht schon ein dingliches Recht erlange. Die Lehre von der *accession* ist ganz nach dem Sinn des Rec. Nur bey §. 262. a möchte man noch den Unterschied zwischen *ager arcifinius* und *limitatus* vermissen, und §. 265 III. C könnte in der Anwendung doch auch schwierig werden. Man setze: Der Specificant hat ein Stück corinthisches Erz, welches ich als eine grosse Seltenheit in meinem Antiquitätencabinet hatte, specificirt: so ist nicht allein *restitutio in genere* nicht leicht möglich, sondern auch die Bestimmung des Werthes einer solchen Seltenheit in den Augen des Antiquars. Rec. pflegt so zu entscheiden: Selbst wenn der Specificant aus ganz schuldlosem Irrthum fremden Stoff verarbeitet hätte, wo *restitutio in genere* nicht möglich ist, würde doch der Eigenthümer des Stoffs das Recht haben, den Stoff zu vindiciren, und auch da nur die Arbeit dem Anderen vergüten, so weit er dadurch, *nach seiner eigenen subjectiven Schätzung*, gewonnen hätte, und sich auf Unkosten des Anderen bereichern würde; wenigstens müsste ihm die Wahl zustehen, ob er das Ganze behalten, und dem Specificanten die Arbeit, jedoch mit der so eben gemachten Einschränkung, vergüten, oder ob er dem Specificanten das Ganze gegen Vergütung seiner Materie überlassen wollte. Wie viel mehr müsste dieses Statt finden, wenn der Specificant *dolo malo* oder *culpa* fremden Stoff verarbeitet hat? Ja, es lässt sich sogar der Fall denken, dass der schuldhabende Specificant nicht nur nichts für seine Arbeit fodern kann, sondern sogar den Eigenthümer des Stoffs noch dafür entschädigen muss, wenn durch die Formgebung die Sache, nach dem Geschmack und der Absicht des Eigenthümers des Stoffs deteriorirt worden ist. Den Fall, wenn der Eigenthümer des Stoffs selbst, in der böslichen Absicht, die Form umsonst zu haben, geschehen lässt, dass ein Anderer aus Irrthum sie bearbeite, hat der Vf. nicht berührt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JUNIUS, 1812.

PHILOSOPHIE.

FRANKFURT an der Oder, in der akadem. Buchh.: *Lehrbuch des Naturrechts*, von *Joh. Christian Friedrich Meister* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Auf eine eigene Weise sucht der Vf. *die Frage vom Nachdrucke* aus den Grundsätzen von der Specification zu entscheiden. Hier ist Rec. noch nicht überzeugt worden. Selbst die Kategorie der *Specification* scheint ihm nicht ganz passend. Der Stoff sollen seyn *die in Schriftsprache gebrachten Geistesproducte eines Menschen.* Diese specificiren möchte dann nach der Strenge heissen: diesen Geistesproducten selbst eine andere Form geben. Das thut aber der Drucker nicht, noch eher ein Übersetzer, oder Epitomator. Übrigens verschmäht der Vf. den Grund einer stillschweigenden, jedem Käufer einleuchtenden und sich von selbst verstehenden Bedingung, von dem erkauften Exemplar keinen solchen Gebrauch zu machen, wodurch dem Verleger ein unvermeidlicher Schade zuwächst, keinesweges. Daraus leuchtet auch ein, dass der Nachdruck eines in einem ganz fremden Staat, z. B. England, gedruckten Werks nicht hieher gehöre. Die Zwangsverbindlichkeit der Verträge wird auf die einzig mögliche und simpelste Weise daraus, dass durch *den Vertrag Etwas aus der Sphäre des Seinigen des Promittenten in die Sphäre des Seinigen als Promittenten übergeht*, begreiflich, und die Art dieses Übergangs durch Versprechen und Annahme des Versprechens sehr anschaulich gemacht; auch der Zweifel, welchen Kant dagegen erregt, gründlich gehoben §. 285—286, und so schliesst sich das Grundprincip der Lehre von Verträgen an das Urprincip des N. R. an: Entziehe Niemanden das Seinige. Wenn aber §. 284. II. 1 gesagt wird: Durch den blossen Vertrag gehe *das Eigenthumsrecht* des Einen auch nach dem N. R. nicht auf den Anderen über, sondern es werde dazu *traditio* erfodert: so ist Rec. anderer Meinung, und es stimmt jene nicht ganz mit den Grundsätzen des Vfs. selbst überein. Vielmehr, sobald ich dem Anderen erkläre: Er soll hiemit sogleich, *de praesente*, das *Eigenthumsrecht* auf eine gewisse, auch nicht in der Nähe befindliche, ihm aber bekannte und hinlänglich bezeichnete Sache haben, wenn er sie haben will, und der Andere erklärt auch, dass er das Eigenthumsrecht darauf haben will: so hat er das Eigenthumsrecht. Oder macht vielleicht der Vf. einen Unterschied zwischen dem: *Ein Eigenthumsrecht auf eine Sache haben*, und dem: *Die Sache ist mein Eigenthum.* Das letzte heisst doch aber wohl auch nur diess: Ich habe nun das wahre dingliche Recht auf die Sache, welches Eigenthumsrecht *dominium* genannt wird.

Den *consensum praesumtum* verbannt der Vf. mit Recht aus dem N. R. Aber das: *Nemo debet locupletior fieri cum damno alterius*, langt doch nicht auf alle Fälle aus, wo man aus dem vermutheten Consens eine Zwangsverbindlichkeit hat herleiten wollen. Unter den Fall §. 297 l. 1: wenn auch *ein Dritter* den Betrug veranlasst: so ist doch der Vertrag in soweit ungültig, als der Irrthum ein wesentlicher (*dans caussam*) ist, denkt Rec. anders. Der von dem Betrug nichts wissende Promissar hat auch da ein Recht erlangt, der versprechende Theil muss sein Wort halten, *wenn es möglich ist*, und nimmt seinen Regress an den Dritten. Warum soll der Promissar den Schaden übernehmen, und nun erst die Sache mit dem Dritten ausmachen? Hingegen hat die Auseinandersetzung und Beurtheilung der Fälle eines ungerechter Weise erzwungenen Vertrags die völlige Beystimmung des Rec. Die Sphäre des N. R. und der Politik ist sehr genau geschieden. So ist auch das, was der Vf. über die Gültigkeit und Ungültigkeit eines Versprechens, welches *moralisch unmöglich* ist, sagt, völlig genügend. Mit gleichem Scharfsinn ist die Lehre *von Bedingungen* bearbeitet. Wenn ich mir aber §. 310. I. den Fall denke, dass der Promittent boshafter Weise dem Promissar Etwas zur affirmativen Bedingung macht, dessen physische Unmöglichkeit er, der Promittent, einsah, der Promissar aber nicht wissen konnte und sollte, um ihm vergeblich Kosten und Mühe zu machen, die Bedingung zu erfüllen: so möchte doch noch die Frage seyn, ob der Promissar nur Entschädigung fodern, oder auf die Erfüllung des Versprechens selbst dringen könne? Rec. urtheilt über diesen Fall eben so, wie der Vf. selbst über No. VII. „Der Eintritt der Bedingung darf nie *auf eine betrügerische Weise* gehindert werden. Sonst wird die Bedingung selbst *als erfüllt* betrachtet." Aber warum nur betrügerischer Weise? warum nicht auch *culpose?* Die Lehre *de promissione sub modo* ist §. 311. I zu kurz abgefertiget. Sonst würden wir über dieselbe gewiss von dem Vf. scharfsinnige Bemerkungen erhalten haben. No. III ist zu unbestimmt gesagt: Nur das *dies incertus* sey eine Bedingung. Diess gilt nur vom *dies incertus, an?* und dieser *dies incertus an*, kann bald eine suspensive, bald resolutive Bedingung seyn, je nachdem er den *terminum a quo*, oder *ad quem* andeutet. Dass der Verkäufer den Gesund

bis zur erfolgten Übergabe nach dem Naturrecht tragen müsse, gründet der Vf. darauf, dass der Zufall nur den Eigenthümer treffe, durch den blossen Verkauf aber vor der Übergabe das Eigenthum — Eigenthums-Recht — noch nicht übergehe. Allein wenn man auch das Letzte *allgemein* zugeben wollte, welches doch, wie vorhin erinnert, nicht ist: so steht doch dieser Behauptung entgegen, dass der Verkäufer nur ein *debitor speciei* ist, welcher durch den blossen Zufall von der Verbindlichkeit frey wird, aber dadurch sein aus dem Gegenversprechen erworbenes Recht auf die Kaufsumme nicht verliert. Das *pretium* sey keine Bedingung, sagt der Vf. selbst §. 310. VII. 1. *Zweygliedrige* Verträge (*bilateralia*) sind doch nicht mit *bedingten* zu verwechseln. Dort hat ein Jeder gleich vom Anfange sein eigenes unbedingtes Recht und Verbindlichkeit. Selbstgedacht und äusserst scharfsinnig ist die Lehre *de praestatione culpae* (versteht sich nach dem Naturrecht) bearbeitet. Auch hat das, was §. 330 über den Unterschied das ἁμαρτημα, αδικημα προαιρεσις und ἀτυχημα beym Aristot. gesagt wird (Rhet. I, 13), in der That praktisches Interesse. Noxalklage und *Actio de paup.* sind dem N. R. fremd. Mit Recht verweist der Vf. *testamentarische* und *Intestat-Erbfolge* aus dem Naturrecht; — auch das Fundament eines *Cocceji*, der die letztere auf ein *Sammteigenthum*, wenigstens aller Descendenten eines Familienhauptes, gründen wollte. In Ansehung der sogenannten *undenklichen Verjährung* leugnet der Vf. nicht die Sache selbst, sondern nur die Schicklichkeit des Namens. Indess getraut sich Rec. auch diesen zu rechtfertigen. Auf das blendende Argument des *Samuel von Cocceji* gegen das, was man undenkliche Verjährung nennt, hat sich der Vf. nicht eingelassen. Zu den §. 354 A. B. angeführten Fällen der sogenannten *Confusio* gehört auch wohl noch der, wenn ein Dritter sowohl den Berechtigten, als den Verpflichteten beerbt.

In dem praktischen Theile des reinen gemeinen Naturrechts, oder dem Process des Naturrechts, und dem natürlichen Kriegsrecht ist die Lehre vom Beweis sehr deutlich vorgetragen; aber Rec. vermisst die Beantwortung der Frage, wem der Beweis obliege, welches auch gar wohl auf logische Principien zurückgeführt werden kann; wovon die vortreffliche weberische Abhandlung in *Hartlebens* Polizey-Fama Proben enthält. Im natürlichen Kriegsrecht hat der Vf. sein System von allem, was blosse Convenienz, Gewohnheit oder Afterpolitik auch manchem Naturalisten vorgespiegelt hat, frey zu erhalten gewusst. Z. B. Anwachs der Macht einer Nation, so lange er nicht durch ungerechte Mittel erfolgt, ist keine gerechte Ursache zum Krieg. Vergl. §. 657. *Occupatio bellica* ist noch keine Erwerbungsart. Nur in der Lehre von der *Neutralität* kann Rec. §. 394 N. I nicht beypflichten, wo es heisst: „Nach meiner Meinung hört die Neutralität auch mit dem kleinsten thätigen Antheil auf." Wenn ich durch alte Verträge verbunden bin, jetzt der einen Partey *bestimmte particuläre* Hülfe zu leisten, *bestimmte* Subsidien zu zahlen, oder eine *bestimmte* Anzahl Truppen zu stellen: so höre ich nicht auf, neutral zu seyn (d. Vf. sieht §. 666 dieses nur als eine positive Bedeutung des Worts: Neutralität an); ganz anders, wenn ich, obwohl auch durch alte Verträge, verbunden bin, mit aller meiner Kraft jemandem beyzustehen. Denn da hat die andere Partey auch das Recht, ihre Feindseligkeiten gegen alle meine Kräfte, gegen Alles, was mein ist, zu richten. Sonst ist Alles, insbesondere was über die Freyheit des Handels neutraler Völker, auch mit Kriegsbedürfnissen, oder den sogenannten Contrebande-Artikeln gesagt ist, Rec. wie aus der Seele geschrieben, auch nicht mehr Stubenphilosophie, sondern in dem berühmten 1785 geschlossenen Tractat zwischen Friedrich dem Grossen und den nordamerikanischen Staaten buchstäblich angenommen. Aber scheint es nicht, als ob der Vf. §. 670. VII. 2. b. wieder seine eigene richtige Meinung beschränkte? Die Behauptung §. 395, vergl. mit §. 675, ein Sieger in einem notorisch ungerechten Kriege könne durch den Friedensvertrag keine wahrhaft begründeten Rechte erwerben, weiss Rec. doch nicht mit dem ganz uneingeschränkten Satz §. 388, und dessen guten Gründen zu vereinigen.

In dem sogenannten *jure naturae singulari* von den rechtlichen Verhältnissen der Menschen mit Vernunftgebrauch gegen die ohne Vernunftgebrauch hat der Vf. unter der Benennung des natürlichen Vormundschaftsrechts auch die Rechte der Ältern über ihre Kinder, bis zu den Jahren, wo sich ein gesellschaftliches Verhältniss mit ihnen denken läst, abgehandelt. Der Vf. giebt den Ältern kein anderes Recht, als das vormundschaftliche Erziehungsrecht. Diess ist, nach dem Urtheil des Rec., im Naturrecht, und überhaupt für das äusserliche Recht, zu wenig. Kinder sind ein Product der Ältern §. 416. Aber, sagt der Vf., weil sie mit diesen von gleicher Art sind: so sind sie kein möglicher Gegenstand der Erwerbung. Warum nicht? Allerdings sind auch Kinder ein *suum parentum*, obgleich ein *suum* von besonderer Art, keine *res*. Kinder, in Beziehungen auf ihre Ältern, können nicht betrachtet werden als Personen, die auch noch ihre völlige natürliche Freyheit hätten, und sobald sie zum Vernunftgebrauch kämen, solche unabhängig von dem Willen der Ältern ausüben, und sich nach Belieben ihren Diensten entziehen dürften. Gegen den sehr scharfsinnig ausgedachten Beweis einer vollkommenen Verbindlichkeit der Ältern, ihre Kinder zu ernähren und zu erziehen, nicht aber sie nach der Geburt zu derelinquiren und ihrem Schicksale zu überlassen, welcher Beweis dem federischen Raisonnement am meisten sich nähert, lässt sich noch immer der subtile Einwurf machen: Nur derjenige beleidigt mich, welcher mich *durch einen positiven* Akt aus einem minder unvollkommenen Zustand in einen noch unvollkommenen versetzt — nicht aber derjenige, welcher nur *unterlässt*, mich auf der Stufe der Existenz zu erhalten, auf die er mich erhoben hat. Das erste geschieht durch die Zeugung nicht. Denn dadurch wird die erste Stufe der Sinnlichkeit entwickelt, also das Kind schon auf eine höhere Stufe der Existenz gebracht. So

sehr aber der Vf. nach seiner Theorie jedem Dritten das Recht giebt, die Ältern zu zwingen, ihre Kinder zu ernähren, da die Kinder selbst dieses Rechts nicht wahrnehmen können: so spricht er doch jedem Dritten das Recht ab, die Mutter von Abtreibung der Leibesfrucht abzuhalten, NB. außer dem Staat, weil der Mensch in Mutterleibe noch nicht als Subject des Rechts betrachtet werden könne — weil er noch nicht in den Gesichtskreis der Menschheit eingetreten sey. Auch gegen diesen Grund ließen sich wohl noch subtile Einwendungen machen.

Im allgemeinen einheimischen Gesellschaftsrecht ergiebt sich das erste und allgemeine Princip aus dem Urprincip des N. R. in folgender Ordnung: *Urprincip:* Entziehe Niemanden das Seinige; — *Abgeleitetes:* — also auch das Seinige nicht, welches du selbst zu dem Seinigen des Anderen gemacht hast, im Vertrag. Mittelbar abgeleitet: Das Glied der Gesellschaft entziehe der Gesellschaft nicht, was es selbst zu dem Ihrigen gemacht hat, durch seinen *vertragsweisen* Beytritt, in einem *ausdrücklichen*, oder *stillschweigenden* Versprechen. Dass ohne ausdrückliche oder stillschweigende Einwilligung und Vertrag, und vor denselben kein wahres gesellschaftliches Verhältniss Statt finde, ist vorher ganz richtig gezeigt. Ich kann das Recht zu einem nicht transitorischen Zwecke auf jemand haben vor seiner Einwilligung. Aber so lange er mein Recht und seine Verbindlichkeit nicht ausdrücklich oder stillschweigend anerkennt, ist noch kein gesellschaftliches, sondern ein feindseliges Verhältniss vorhanden. Die Frage, wiefern die Stimmenmehrheit in der gleichen Gesellschaft schon *juris naturalis socialis* sey, wird mit feinen Unterscheidungen beantwortet. Es scheinen aber doch politische Rücksichten sich einzumischen. Wenn aber Stimmenmehrheit gültig ist: so fodert der Vf. *absolute majora.* Sollten aber nicht auch Fälle eintreten, wo die Energie, die nöthige, geschwinde Ausführung gehindert würde, wenn man absolute Stimmenmehrheit fodern wollte? Der sonnenfelsischen Gedanken über die Stimmenmehrheit in peinlichen Urtheilen, und der darin vorkommenden philosophischen rechtlichen Gründe hat der Vf. nicht gedacht. Vielleicht würde die zweyte jüngst erschienene Umarbeitung die Aufmerksamkeit des Vfs. erregt haben.

Die Einleitung zum natürlichen Eherecht macht eine scharfe und gründliche Prüfung der ganz sonderbaren, höchst gezwungenen *kantischen* und *fichteschen* Theorie mit allen ihren paradoxen Folgen. Den Begriff der Ehe, und die Frage vom Zwecke der Ehe hat sich der Vf. dadurch erleichtert, dass er die verschiedenen Grade der Cultur unterscheidet, und die Ehe der gesitteten europäischen Völker als die zweckmässigste betrachtet. Über Polygamie und verbotene Grade richtige und gesunde Vorstellungsart. Die etymologische Schlussanmerkung §. 478 über das deutsche Heirathen überlässt Rec. Anderen zur Prüfung. Sklaven in der Bedeutung, dass man darunter Personen versteht, welche auf Zeitlebens zu allen moralisch und physisch möglichen Diensten mit allen ihren Kräften vollkommen verbunden sind, erkennt der Vf. sehr richtig auch im Naturrecht an §. 505. Im allgemeinen Kirchenrecht scheint es, §. 536, als ob der Vf glaube, durch jede Veränderung in *sacris internis*, z. B des Symbols, höre die Kirche auf, dieselbe Gesellschaft zu seyn. Wenn nun aber solche Veränderungen nach und nach, ohne schreyende Revolution, ohne Streit und Widerspruch mit gemeinsamer Übereinstimmung vorgenommen werden: so bleibt doch wohl die kirchliche Gesellschaft dieselbe eben sowohl, als man mich denselben auch dem Körper nach nennt, ungeachtet nach 10 Jahren von den Theilen, die jetzt meinen Körper ausmachen, wenig mehr vorhanden ist, einen Baum noch denselben nennt, obgleich von Jahr zu Jahr mit demselben gar merkliche Veränderungen vorgehen, eine Stadt noch immer als dieselbe betrachtet, ungeachtet von allen den Häusern, welche vor 1000 Jahren da stunden, wenig mehr übrig ist. Warum? weil die Sache, wie Locke sagt, keinen zweyten Anfang hat. Der Vf. sagt auch selbst, §. 543: Wer in eine Veränderung nicht einstimmt, kann austreten und *eine neue Gemeinde* bilden. Also betrachtet er doch die vorige als *die alte*, und noch dieselbe. Ganz anders, wenn ich die Kirche im Staat betrachte, und sie nur unter Bedingung des gegenwärtigen Symbols tolerirt, oder aufgenommen worden wäre.

Unter den Schriftstellern, welche den Nutzen des allgemeinen Staatsrechts gezeigt haben, vermisste Rec. *Nettelbladt* vom rechten Gebrauch des A. St. R. in der deutschen St. R. Gelahrtheit No. 2 in dessen Erörterungen einiger einzelner Lehren des deutschen St. R. Über den Zweck, und die davon abhangende Bestimmung des Begriffs eines Staats oder einer bürgerlichen Gesellschaft hat sich der einsichtsvolle Vf. mit einer Klarheit und Bestimmtheit geäussert, dass auf der einen Seite dem Despotismus nirgends ein Zufluchtsort übrig bleibt, auf der anderen aber auch der Staatsgewalt Rechte, ja Verbindlichkeiten zufliessen, welche diejenigen, welche *nur einen negativen* Zweck zum Grunde legen, nur gezwungen daraus herleiten können. Die ächte erhabene *platonische aristotelische* Idee vom Zwecke der Staaten findet man hier aufgenommen, und die ευδαιμονια und τελειωτης του βιου von Missdeutung gerettet. Um aber bey dem erweiterten Zwecke der Staaten dem Despotismus das Zuweitgreifen unmöglich zu machen, war die genaue Erörterung nöthig, wie weit zur Erreichung jenes Zwecks, und der darin enthaltenen particulären Staatszwecke Zwang zulässig sey §. 564. Über den Staatsvertrag ebenfalls sehr richtige und bestimmte Urtheile §. 568 — 571. Kein Mensch kann den andern, der ihn noch nicht beleidigt hat, zwingen, dass er mit ihm in bürgerliches Leben eintrete, gegen Kant. Die Grenzen des oft so schändlich gemissbrauchten *äussersten Rechtes* der Staatsgewalt, *juris eminentis*, sind §. 597 sehr genau und scharf gezogen. *Reine Regierungsformen* (im hypothetischen Staatsrecht §. 601), welche sonst mit einfachen, ungemischten einerley sind, setzt der

Vf. den *Abartungen*, Anarchie, Tyranney, Ochlokratie, Oligarchie, entgegen; und versteht darunter solche, welchen der Charakter der Vernunftmäßigkeit zusteht — ein ungewöhnlicher Redegebrauch! Wenn in der Demokratie, im Repräsentativsystem, die gewählten Repräsentanten auch *nur allgemeine Vollmacht* haben: so bleibt doch der Staat eine wahre Demokratie, wird dadurch nicht zur Aristokratie. Denn auch der *Mandatarius cum libera* bleibt seinem Mandanten responsabel. Sehr richtig gegen Hn. *Maas* und Andere. Über das äusserste Recht der Nation, oder das Recht gewaltsamen Widerstandes gegen die vom Volk unterschiedene Staatsgewalt in der Monarchie und Aristokratie sehr gemäsigte Principien §. 613. Wenn jedoch der Vf. dieses *Recht* nur alsdann eintreten läßt, wenn die Tyranney so weit gehe, dass der Grundzweck des bürgerlichen Lebens vereitelt und ihr entgegengewirkt, folglich der Grund, warum die regierende Macht regierende Gewalt ist, von ihr selbst vernichtet wird: — so ist Rec. vielmehr der Meinung, dass, wenn bloss vom strengen Rechte der Nation die Rede ist, diese auch schon alsdann, wenn der Regent die Constitution einmal über das andere verletzt, dem Volke und Ständen die einmal wohlerworbenen Rechte, welche mit dem Staatszweck sehr wohl bestehen können, bloss um eines anscheinenden Vortheils willen, factisch nimmt, auf alle devoten Vorstellungen durchaus nicht achtet, dass, sagt Rec., auch schon alsdann die Nation dem Regenten keine Schonung schuldig ist, dieser keine Schonung, kein Dulden und Nachsehen fodern könne, sondern dass es nun bloss der Klugheit der Nation und der Stände überlassen seyn müsse, ob sie es rathsamer finden, zu dulden und zu leiden, oder ihre Rechte gewaltsam zu behaupten. Und dann, glaubt Rec., wird *die Klugheit* gewiss auf die vom Vf. gemachte Beschränkung zurückkommen. Sonst sagt *Pfeffel* sehr richtig: Sogar das Gute, das ein Fürst despotisch thut, empört so sehr, als Grausamkeit. Beym §. 615 konnte noch der Unterschied zwischen *Aristokratie* und *Dyarchie* beygebracht werden. Die Frage, wie weit der Nachfolger in der Monarchie durch die Handlung des Vorwesers verpflichtet werde, ist nur aufgeworfen. Rec. kennt nur den einzigen Grundsatz: Was der Vorweser *innerhalb der rechtmässigen Grenzen der ihm zustehenden Staatsgewalt* gethan hat, verbindet den Staat selbst, folglich auch jeden Nachfolger. Alle speciellen Fragen lassen sich daraus entscheiden. Über die mancherley möglichen Arten der Nachfolge in der Monarchie finden sich hier sehr treffende, jedoch mehr in die Politik gehörende Reflexionen. So auch über die Frage, welche Rechtsform die beste sey. §. 631. Der Vf. giebt den Vorzug der reinen einfachen Monarchie, als wohl fundirtem Erbreich, unter der einzigen Voraussetzung, dass das Volk so viel allgemeine Ausbildung der Denkkraft, so viel Energie des Charakters sich gegeben habe, dass der Monarch nach psychologischen Gesetzen genöthiget ist, sein Volk zu lieben, zu achten, zu ehren, ohne es je zu fürchten. Tyranney und Despotie gedeihen nur unter den ärmlichsten Völkern, welche ein besseres Schicksal noch kaum verdienen. Noch eine Frage zum 629 §. S. 639 sey dem Rec. erlaubt: Sollten wohl die 7 vereinigten Provinzen nach ihrer ehemaligen Verfassung etwas anders, als ein *Staatensystem* mit dem deutschen Reich unter einerley Begriff enthalten gewesen seyn?

Auf eine sehr interessante Weise hat der Vf. im allgemeinen Völkerrecht immer auch mit dem positiven Vergleichungen angestellt, um die Grenze recht scharf zu ziehen. Die Quellen des positiven V. R. sind Verträge, aber nicht eben ausdrückliche, sondern stillschweigende, und nur in dem Sinn kann man von einem *jure consuetudinario inter gentes* reden. Die berühmte Frage über *Occupation und Eigenthum des Meeres* ist nach den obigen richtigen Grundsätzen von Occupation und Erwerbung des Eigenthums entschieden. Über die Dauer der Völkerverträge sind hier feste und mit den ersten Gründen übereinstimmende Lehren vorgetragen, ohne sie einer factischen Afterpolitik aufzuopfern. Die *dreschische*, gekrönte Preisschrift, so wie die *tröltschische* über diesen Gegenstand, konnte dem Vf. noch nicht bekannt seyn, würde aber die Überzeugungen desselben so wenig, als die des Rec., umzustimmen vermocht haben. *Exterritorialität* steht dem Gesandten nicht dem Begriff nach zu. Des achenwallischen Sophisma zu gedenken, hat der Vf. nicht für nöthig erachtet. Die Unterthanen der feindlichen Macht zum Aufruhr (also auch zur Verrätherey) zu reizen, glaubt der Vf., sey nur nach dem positiven Völkerrecht unerlaubt. Rec. meint, es sey dieses nicht nur gegen die wahre Klugheit, seinen eigenen Unterthanen ein solches Beyspiel zu geben, sondern auch eine Ungerechtigkeit, Andere zur Verletzung ihrer heiligsten Pflichten zu verleiten.

Den grossen Gedanken eines ewigen Friedens hält mit dem Vf. auch Rec. nicht für einen leeren Traum, den man auf ewige Zeiten aufgeben müsste, und nicht einmal an Annäherung zu diesem Ideal denken dürfte. Wenn auch nur erst ein grosser Theil der Völker in einen mächtigen Völkerbund vereinigt, und innerhalb desselben ein wohleingerichtetes Völkertribunal errichtet wird, auf welches alle verbündeten Völker compromittirt haben: wie viel wäre da schon nicht nur für den inneren Frieden unter ihnen selbst, sondern auch für die äussere Sicherheit des Bundes und seiner Glieder gewonnen, ohne dass man zu befürchten hat, dass die militärischen Kenntnisse und Tugenden aussterben, und die Bürger des Staats in Trägheit und Weichlichkeit versinken.

N. c. m. e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JUNIUS, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Coburg u. Leipzig, b. Sinner: *Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre*, in Beziehung auf Theuerung und Wohlfeilheit und angemessene Preise und ihre Bedingungen, von *Joh. Friedr. Euseb. Lotz*, herzogl. sachsen-coburg. Regierungsrath zu Coburg. I Band. XXVI u. 532 S. II Band. XII u. 330 S. 8. (4 Rthlr.)

Bey aller Anerkennung früherer Verdienste schien es gleichwohl dem Vf., dass die Unzulänglichkeit der bisherigen Erörterungen über die Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre eine neue Revision, besonders über folgende Fragen, fodere: „Wie entstehen Güter als solche? Wovon hängt der Werth der Erzeugnisse der productiven Kraft der Natur und des menschlichen Geistes ab? Worin besteht der eigenthümliche Charakter der Begriffe von Gut und Werth? Welche Güter und Dinge von Werth mögen in den menschlichen Tauschverkehr eingeführt werden? Wovon hängt ihre Einführung ab? Wonach regulirt sich der Preis der in den menschlichen Tauschverkehr kommenden Güter? Wodurch ist die Preisfähigkeit eines Guts überhaupt bedingt, und wonach bestimmt sich der Preis, welchen gegebene Güter beym menschlichen Tauschverkehr wirklich haben? Worauf beruhen die Schwankungen dieses Preises? Durch welche Regeln wird der Gang dieser Schwankungen geleitet? Was befördert das Zusammentreffen des wirklichen und des angemessenen Preises der in den Tauschverkehr kommenden Gütermassen, und wodurch wird der angemessene Preis dieser selbst bestimmt?"

Zwar haben unter uns einige Stimmen dahin sich vernehmen lassen, dass die haarscharfen Bestimmungen in diesem abstracten Theile der Wissenschaft so nothwendig eben nicht wären, indem man bisher darüber bereits so weit im Reinen gewesen sey, dass man die Erscheinungen füglich habe erklären, und dass die Praxis (wenn sie anders überall nur von der Theorie Notiz nehmen wolle) als völlig begründet habe angesehen werden können. Mag es immerhin seyn, dass man bey der jetzt üblichen Bearbeitung dieser Wissenschaft unter uns den Vorworf erneuern hört, dass wir allzu sehr geneigt wären, den abstraten Theil der menschlichen Kenntnisse mit Vorliebe zu bearbeiten, und dass die Trennung, die daraus zwischen der Schule und dem Leben entstehe, dem Ganzen nicht förderlich sey; gleichwohl halten wir uns mit dem Vf. davon überzeugt, dass die Wissenschaft die genaue Erörterung jener Fragen fodere, dass hier noch Manches zu leisten stehe, und dass man solche Untersuchungen immer mit Dank aufnehmen werde, wenn anders dadurch die Begriffe wahrhaft berichtigt, der natürliche Gang des Verkehrs und das Verfahren der Menschen dabey mehr aufgedeckt, und wenn die Untersuchungen nicht mit unnöthigen Distinctionen und Definitionen, mit barbarischen, neuen und unnützen Terminologieen, welche die Jünger nachlallen und die Kenner verwerfen, überladen werden.

Zwar kann man freygebig zugestehen, dass die besser Unterrichteten bereits vor der Erscheinung dieses Werks über den Begriff eines Gutes einverstanden waren, indem man in dem Urtheile über etwas, als taugliches Mittel zum Zweck, wie *Hufeland* sich ausdrückte, folglich im menschlichen Geiste den letzten Grund der Vorstellung von einem Gute zu suchen habe, und gewiss lag eben diess schon in dem Begriffe vom Gebrauchswerthe; gleichwohl ward diese Vorstellung erst vor einigen Jahren unter uns, von dem eben genannten Schriftsteller, so vernehmlich ausgesprochen und so fruchtbar angewandt, als es zuvor noch nie geschehen war. Eben so können wir zugeben, dass man bereits vor Erscheinung dieses Werks darüber einverstanden war, dass, von allen niederen und höheren Rücksichten abgesehen, die etwa eine Regierung zu verfolgen haben möchte, der angemessene Preis, oder, wie man sonst sagte, der natürliche Preis, vorzugsweise nur durch freye Concurrenz zwischen den Begehrenden und Weggebenden auf die Dauer erhalten werden könne, und dass eben dieser angemessene Preis Allen auf die Dauer gleichfalls allein am zuträglichsten sey: diess alles können wir zugeben, und dennoch behaupten, dass die wissenschaftliche Einsicht noch etwas mehr foderte.

Zwar war auch zur Befriedigung dieser Manches geleistet: gleichwohl wird man, wenn wir unser individuelles Urtheil abgeben sollen, die vorliegenden Untersuchungen mit mannichfaltiger Belehrung lesen, sollte auch von Anderen behauptet werden (und wir erinnern uns, dass dem Vf. dieser Vorwurf gemacht worden), dass er in einigen Theilen zu weitläuftig geworden sey, und zu sehr im Grübeln sich gefalle. Allein man kann nun einmal ohne sogenannte Grübeley zu einer genaueren und tieferen Einsicht in die Elemente des Nationalwohlstandes nicht gelangen, und man wird es dem Verfasser auf jeden Fall zugestehen müssen, dass er seine Erörterungen nicht mit neuen, wenigstens nicht mit schwerfälligen Terminologieen überladen

habe, daſs er, ohne nach tiefſinnig ſcheinenden, oder genialiſch lautenden Ausdrücken zu haſchen, vielmehr mit ruhig prüfendem Verſtande und eine gute logiſche Ordnung befolgend, die wichtigen, hier zur Sprache kommenden Aufgaben prüfe, und meiſt befriedigend löſe. Uns hat geſchienen, daſs der Vf. zur Prüfung der Elementar-Lehre dieſer Kenntniſſe, welche in dem erſten Abſchnitte enthalten iſt, eine ganz beſondere Anlage beſitze, ſo daſs wir gar nicht anſtehen, dieſe Unterſuchungen allen Kennern zu empfehlen.

Das Werk zerfällt in 5 Abſchnitte folgendes Inhalts: 1) Von den Bedingungen, auf welchen der Werth und Preis aller Güter beruht; 2) von dem eigenthümlichen Charakter der Theurung und Wohlfeilheit; 3) von den Urſachen beider; 4) von den Mitteln, um das Übereintreffen des wirklichen mit dem angemeſſenen Preiſe zu befördern; 5) Unterſuchungen über die Momente, von welchen die Höhe des angemeſſenen Preiſes der Waaren abhängt, und die Mittel, denſelben ſo zu beſtimmen, daſs er dem National-Wohlſtande möglichſt zuſage. — Der fünfte Abſchnitt iſt einem dritten Bande vorbehalten, der vierte iſt im zweyten, die anderen ſind im erſten Theile abgehandelt worden.

Im erſten Abſchnitte wird zuvörderſt der Einfluſs des menſchlichen Geiſtes in ſeinen Urtheilen über die Tauglichkeit einer Sache als Mittel zu Zwecken, folglich der Erhebung derſelben zu einem Gute, nach *Hufeland*, erwähnt, und von dem Unterſchiede der Production durch die Natur und den Menſchen gehandelt. Gleichwie der menſchliche Geiſt Dinge zu Gütern erhebt: ſo beſtimmt er auch der letzteren Rangordnung, ihren Werth, welcher überall nur Sachen, die als Güter anerkannt werden, zugeſprochen werden kann. Dieſs giebt Gelegenheit, der Eintheilung in poſitiven und verglichenen Werth zu gedenken, einer Eintheilung, die vom Grafen *Söden* herſtammt, welche auf folgende Weiſe erläutert und berichtigt wird. Der menſchliche Geiſt kann überhaupt, unabhängig von anderen Gütern, die Tauglichkeit einer Sache als Mittel zu Zwecken beurtheilen, oder dieſe Tauglichkeit der einen mit anderen vergleichen: jenes iſt der poſitive, dieſes der verglichene Werth, welche beide ihre Grade haben. Bey der Schätzung des poſitiven Werthes wird die Tauglichkeit des Gutes als Mittel zum Zweck als einziges Regulativ gebraucht, bey der Ausmittelung des verglichenen Werthes bedient man ſich eines beſtimmten Gutes als Gradmeſſers, wozu unſer Vf. ein Gut vom höchſten poſitiven Werthe empfiehlt. Die Beſtimmung der Grade des poſitiven Werthes iſt immer, heiſst es ferner, abſolut; die des verglichenen kann abſolut, in Bezug auf alle Güter, ſeyn, mit deren Werth der Werth eines beſtimmten Gutes verglichen wird, oder ſie kann relativ ſeyn, indem man den Werth des neuen Gutes mit einem oder einigen beſtimmten Gütern vergleicht. — Rec. geſteht, daſs er auch dieſer modificirten und berichtigten Idee des Gr. *Soden* in Bezug auf die Erklärung des Werthverhältniſſes und des menſchlichen Verkehrs, wie auch *Hufeland* ſchon früher darüber erklärt hat, keine groſse Bedeutung abgewinnen kann, wiewohl ſie eben nicht ungegründet zu nennen iſt. Daſs zufolge des Urtheils der Einzelnen, auch zufolge einer gemeinen Meinung, den Gütern Grade des Werths beygelegt werden, und daſs dieſe unter einander wieder verglichen werden können, iſt augenfällig. Die von *Smith* zuerſt vorgetragene Eintheilung in Gebrauchs- und Tauſch-Werth, deren unſer Vf. bald nachher gedenkt, und bey welcher er mit Recht lange verweilt, iſt in wiſſenſchaftlicher Beziehung unendlich viel fruchtbarer: es iſt aber nicht zu empfehlen, neue Terminologieen, Definitionen und Diſtinctionen aufzubringen, deren Werth nicht ganz entſchieden iſt. — Demnächſt wird von Gütern von mittelbarer und unmittelbarer Tauglichkeit zu menſchlichen Zwecken geredet, und der Unterſchied jener von dieſen mit *Hufeland* darein geſetzt, daſs ſie nur tauglich ſeyen, um Dinge hervorzubringen, die hinwiederum Güter werden können. — Die Lehre von den verſchiedenen Arten der Güter in nationalwirthſchaftlicher Hinſicht iſt wenig berührt, und nach unſerem Dafürhalten nicht genügend. — Alsdann geht der Vf. zu den Begriffen vom Gebrauchs- und Tauſch-Werthe über, und macht gegen die bisherigen Erklärungen derſelben Einwendungen, die gegründet ſind, obwohl gewiſs *Smith* und ſeine Nachfolger eben den Unterſchied gefühlt und im Sinne gehabt, nur ihn nicht ſcharf genug ausgedrückt haben. Ob indeſs unſeres Vfs. Erklärung Alle befriedigen werde, bezweifeln wir faſt; ſie lautet alſo: „In weiterem Sinn hat jede Sache Gebrauchswerth, an welcher der menſchliche Geiſt, in irgend einer Beziehung, Tauglichkeit zur Befriedigung irgend eines menſchlichen Zwecks wahrnimmt. Erklärt man aber den Gebrauchswerth alſo: ſo wird der Tauſchwerth dadurch nicht ausgeſchloſſen; der letztere iſt alsdann nichts weiter, als eine eigene beſtimmte Art des Gebrauchswerths. Soll der eine Begriff den anderen ausſchlieſsen: ſo kann der Gebrauchswerth nichts anderes ſeyn, als die Tauglichkeit eines Guts für einen oder mehrere beſtimmte *eigene* Zwecke *Eines* beſtimmten Individuums, welches jenes Gut entweder beſitzt oder doch zu beſitzen wünſcht (begehrt). Das charakteriſtiſche Merkmal des Tauſchwerths aber läſst ſich nirgends anders ſuchen, als in der Tauglichkeit dieſes Guts, ſich für daſſelbe, auf dem Wege des Tauſches, irgend ein anderes Gut zu verſchaffen, gleichviel, ob daſſelbe für den Begehrer ein Gut von Gebrauchswerth oder auch nur von Tauſchwerth iſt." — Allein kann nicht eben dieſs, daſs man durch den Tauſch ein anderes Gut zu erhalten ſucht, als ein *eigner* Zweck für *Ein* beſtimmtes Individuum betrachtet werden, und kann man nicht denſelben Einwurf dem Vf. machen, den er Anderen macht, wenn man Worte und Begriffe ganz genau nimmt? Rec. zweifelt, daſs man je durch eine Erklärung beide Begriffe hinlänglich von einander ſcheiden werde, wenn man nicht bey dem Gebrauchswerthe den Tauſch namentlich ausſchlieſst, und etwa ſo ſagt: Wir ſehen bey dem Gebrauchswerthe auf die unmittelbare Tauglichkeit des Gutes zu

Zwecken ohne Tausch, und sehen bey dem Tauschwerthe auf dessen mittelbare Tauglichkeit durch den Tausch. — Ganz richtig ist, wenn der Vf. sagt, dass, wenn einer Sache Tauschwerth beygelegt werden soll, diess voraussetze, dass sie noch für Andere, als den Besitzer, Gebrauchswerth habe. Ferner: die Grade des Werths einer Sache und die Schätzung derselben überhaupt beruhen immer nur auf einem subjectiven Urtheile, wiewohl Mehrere, indem sie von denselben Prämissen ausgehen, in ihrem Urtheile zusammentreffen können, woraus denn ein individueller und gemeiner Werth hervorgeht, welche nicht zusammenfallen, doch aber nach einer Annäherung streben. In dem einen wie in dem anderen Falle herrscht Willkühr. Der Werth bleibt nur so lange, als das Urtheil dasselbe bleibt; ein Gut, welches für den Einen Gebrauchswerth hat, kann für Andere, für Viele, für Alle nur Tauschwerth haben, und umgekehrt. Auf die Frage: Wie entstehen die Dinge, welche der menschliche Geist zu Gütern erhebt? wird geantwortet: Durch die Natur und den menschlichen Geist. — Wir würden lieber sagen durch die Natur und den Menschen. Denn wiewohl es immer ein Act des Willens oder des menschlichen Geistes ist, welcher den Menschen zur Thätigkeit führt: so werden doch die Dinge, die er im bekannten Sinne producirt, nicht allein durch ihn, sondern durch das Mitwirken seiner physischen Kräfte hervorgebracht. — Nur die Natur schafft, heisst es ferner, durch sich selbst nach unabänderlichen Gesetzen, sie bedarf keiner Materialien, keiner Werkzeuge, keiner Fonds. Anders verhält es sich mit den Dingen, welche der schaffenden Kraft des menschlichen Geistes ihr Daseyn verdanken. Zwar kann auch er eine Menge Dinge an sich schaffen nur durch sich selbst, ohne Werkzeuge, ohne Materialien und ohne Fonds, hieher gehören alle sogenannten immateriellen Güter: allein bey seinen Schöpfungen bedarf er der Producte der Natur, um seiner schaffenden Kraft die Stoffe darzubieten, woran sich seine Wirksamkeit äussere, er bedarf Materialien, Werkzeuge, der Mitwirkung der productiven Kraft der Natur; ja des Menschen Existenz selbst hängt von der Fortdauer der letzteren ab; alles, was die Natur dem Menschen giebt, das giebt sie ihm umsonst, was der menschliche Geist an Dingen an sich schafft, erfodert einen Aufwand, bald um ihm die Fortdauer seiner productiven Kraft zu erhalten, bald um ihm die Materialien und Werkzeuge zu liefern, an welchen und durch welche sich seine productive Kraft äussert. — Dieser letzten Behauptung sind wir ganz ergeben; eben desshalb ist uns aber nicht deutlich geworden, wie das früher Angeführte, dass der Mensch ohne Materialien, ohne Werkzeuge, ohne Fonds Dinge an sich schaffen könne, damit in Übereinstimmung zu bringen sey, da der Geist des Menschen, wiewohl durch ein unbegreifliches Geheimniss, mit seinem Körper verbunden ist. Auch derjenige, welcher bloss im Reiche der Ideen schafft und wirkt, muss leben, er musste erzogen werden, er musste andere äussere Güter haben, und bedarf derselben fortwährend.

Nach diesem Einschiebsel über das Entstehen der Dinge, welche Güter werden können, kehrt unser Vf. zur näheren Entwicklung des Tauschwerths zurück, und geht zur Lehre vom Preise über. Ausser der inneren Bedingung des Tauschwerths einer Sache, dass sie nämlich von Anderen als ihrem jetzigen Inhaber als tauglich zu Zwecken anerkannt werde, gedenkt der Vf. auch der äusseren Bedingung, welche in dem Aufwande besteht, der zur Hervorbringung des Guts gemacht ward, oder gemacht werden muss. Dass die Seltenheit der Sache, wie der Vf. sich hier darüber näher erklärt, nur ein Nebenmoment beym Tauschwerthe ausmache; mag man zugeben; aber es fehlt hier ein Hauptmoment, um die beliebte Benennung beyzubehalten, eine innere Bedingung, nämlich die, dass das Gut oder die Sache von der Art seyn müsse, dass sie nicht nur von Einzelnen besessen, sondern dass dieser Besitz auch Anderen übertragen werden könne. Ein treffliches Klima ist ein Gut von hohem Werthe für ein Land, für ein Volk; nur dann aber, wenn es gleichsam an dem Boden haftet, erhält dasselbe in der trefflichen Lage eines Landguts, welches in Privatbesitz übergeht und an Andere veräussert werden kann, Tauschwerth. Wie unser Vf. ganz richtig an anderen Orten bemerkt: so kann die ausgebildete menschliche Kraft, obwohl ein unschätzbares Gut, keinen Tauschwerth haben, indem sie selbst nicht, als etwa nur da, wo Sklaverey ist, und auch dann nicht, ganz genau die Sache zu nehmen, wahrhaft veräusserlich ist, sondern immer nur die Producte derselben. — Von den verschiedenen Graden des Aufwandes an Kraft und Mühe, an Gütern, oder an beiden zugleich, um ein Gut zu erzielen, oder von den Schaffungskosten. Da indess kein unwandelbarer Maassstab für die Vergleichung des Werthes immaterieller Güter aufgefunden sey oder werden könne: so müsse man sich, in Bezug auf die Schätzung des Werthes, des Kraft- und Müh-Aufwandes mit den materiellen Gütern, welche der Producent zur Bildung und Übung seiner Kraft gebrauchte, begnügen. — Indess können wir doch in Gedanken die Rente von Talenten unterscheiden, wenn auch nach Zahl und Maass diese in der Wirklichkeit sich eben nicht genau nachweisen lässt, wie sich denn in diesen Kenntnissen wenig oder nichts auf diese Weise nachweisen lassen möchte; aber der grosse Unterschied des Lohns für Dienste deutet doch darauf, und dieser wird durch den Aufwand an materiellen Gütern gewiss nicht allein bestimmt. — Vom individuellen und gemeinen Schaffungskostenbetrage. Ohne dabey länger zu verweilen, eilen wir zur Theorie vom Preise mit dessen Unterschiede vom Tauschwerthe, welcher so angegeben wird: Der Tauschwerth sagt nichts weiter aus, als die Tauglichkeit zum Tausche; die Idee vom Preise aber gründet sich auf die Vorstellung, dass die zum Tausche geeignete Sache entweder wirklich schon in den Tausch gekommen sey, oder doch als dahin kommend gedacht werde. Auch der verglichene Tauschwerth sey nicht identisch mit dem Preise, obwohl beide nahe an einander grenzten. Jener bestimme bloss das

Verhältnifs der zum Taufche geeigneten Güter unter fich, mittelft Vergleichung des Taufchwerths eines anderen Guts; der Preis aber gehe auf den Taufch felbft, wefshalb er in nichts anderem beftehe, als in demjenigen, was im Taufche für die Waare gegeben oder erhalten werde. Diefer wirkliche Preis werde nur entfernt durch den Gebrauchs- oder Taufch-Werth motivirt; diefe beftimmten immerhin die Preisfähigkeit, gleichwie die Aufopferungen, die gemacht wurden, oder gemacht werden müfsten, um das Gut zu erzielen, nur die Preisfoderung und Preisgebote bewirkten; da hingegen der wirkliche Preis in den allermeiften Fällen nur ein Product der Willkühr fey, ein Product, welches aus den Kräften der taufchenden Theile hervorgehe. Diefe Kräfte werden alsdann in den Graden der Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit des Befitzers und Begehrers, ihrer Bereitwilligkeit zum Taufche; in der Anficht, auf einem anderen Wege, als durch den Taufch, fich das Gefuchte zu verfchaffen; in dem Urtheile, welches der eine Theil über die Bereitwilligkeit des anderen zum Taufche und über deffen Fähigkeit fälle, das Gefuchte auf einem anderen Wege, als durch den Taufch, fich zu verfchaffen, und endlich in der Concurrenz zwifchen den Befitzern und Begehrern gefunden. Diefe Momente, von welchen der wirkliche Preis zuletzt abhängt, werden fpäterhin vom 33—42 §. entwickelt; zuvor aber werden die Eintheilungen und Erörterungen der Lehre vom Preife, die von Anderen aufgeftellt werden, eingefchoben, geprüft und meift verworfen, wenigftens in fofern, als fie die Erfcheinung des wirklichen Preifes dadurch zu erklären beabfichtigen. Nur der Eintheilung in Sach- und Nenn-Preis gefteht der Vf. Werth zu, wiewohl nicht in der eben angeführten Beziehung. Da aber durch die Momente, wodurch der wirkliche Preis beftimmt wird, die fo wichtige Frage, wie fich derfelbe zu dem Werthe und dem Schaffungskoftenbetrage der in den Taufch gekommenen Güter verhalte, dennoch ganz unbeantwortet bleibt: fo ergebe fich eben daraus der Werth der Eintheilung in Sach- und Nenn-Preis. Diefe Frage nämlich kann nur dann befriedigend beantwortet werden, wenn man den Werth und die Productionskoften des in den Taufch gekommenen Gutes mit feinem Preife vergleicht; auf dem Maſsftabe aber, deffen man fich bey diefer Vergleichung bedient, indem man dazu das Geld oder ein Gut von unmittelbarer Fähigkeit zur Erreichung menfchlicher Zwecke wählt, beruht, zufolge unferes Vfs., jener Unterfchied des Nenn- und Sach-Preifes. Es wird das unentbehrlichfte Lebensmittel als Maſsftab bey jener Vergleichung zur Ausmittlung des Sachpreifes empfohlen, und der von *Smith* in Vorfchlag gebrachte Maſsftab, der Arbeit nämlich, verworfen. Darauf kehrt der Vf. zur näheren Entwickelung der eben angeführten Momente, wovon der wirkliche Preis abhängt, zurück, und nachdem der Wirkungen der gleichen und ungleichen Concurrenz der Weggebenden und Begehrenden auf die Ausgleichung des wirklichen mit dem angemeffenen Preife gedacht worden: fo wird zuletzt noch in diefem Abfchnitte die Behauptung geprüft, zufolge welcher beide Theile im oder beym Taufche ftets gewinnen follen. Der wohlthätigfte Einflufs des Taufches befteht in der erhöhten Wirkfamkeit der productiven Kräfte beider taufchender Theile. Diefen unbezweifelt gröfsten Nutzen, wenn man das Ganze vor Augen hat, nennt der Vf. Gewinn aus dem Taufche, oder den mittelbaren, welcher, obwohl er der bedeutendfte ift, von vielen der Taufchenden oft kaum geahndet wird. Auf den unmittelbaren Gewinn beym Taufche, zufolge deffen die Taufchenden ihre Güter gegen andere, von einem höheren Werthe, oder die gröfsere Productionskoften foderten, hinweggeben, auf diefen Gewinn beym oder an dem Preife ift der Taufchenden nächfte Abficht gerichtet, und in diefer Hinficht ift jene Behauptung, dafs beide Theile beym Taufche ftets gewinnen, nur zum Theil begründet. Nach der individuellen Anficht des Werths und der Schaffungskoften der Taufchenden von dem Erhaltenen und Weggegebenen, können oder werden (wenn kein Betrug obwaltet) beide Theile gewinnen; warum hätten fie fonft getaufcht? Wird aber die Vergleichung zufolge eines beiden Theilen gemeinfchaftlichen Maſsftabes angeftellt, oder auf die gemeine Meinung vom Werthe und dem Schaffungskoftenbetrage hingefehen: fo kann nur der eine Theil gewinnen; der eigentliche und wahre Gewinn aber ift eben der individuelle. Es wird der Falfchheit der dem Mercantilfyfteme zu Grunde liegenden Idee gedacht, vermöge welcher der Gewinn des einen Theils den Verluft des anderen nothwendig einfchliefse.

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, in der Bibelanftalt: *Das kleine biblifche Erbauungsbuch*, oder die biblifchen Hiftorien mit erklärenden kurzen Andachten und Gebeten, verfafst und herausgegeben von D. *Georg Friedr. Seiler.* Erfter Theil, zwölfte Ausgabe. 1811. 318 S. Zweyter Theil. 315 S. 8. (12 gr.)

Ebendafelbft: *Feftfragen.* Eine Beylage zum Katechismus von D. *Georg Friedr. Seiler.* Zehnte Auflage. 1812. 47 S. 8. (1 gr. 6 pf.)

Ebendafelbft: *Erfte Grundlage menfchlicher Erkenntnifs.* Ein Anhang zu jedem A B C oder Buchftabier- oder Lefebuch. Von D. *Georg Friedr. Seiler.* Achte verbeff. Auflage. 1811. 48 S. 8. (1 gr. 6 pf.)

Ebendafelbft: *Der kleinfte Katechismus für die Kleinen zur Anregung fittlich-religiöfer Gefühle.* Für Kinder von etwa 5 bis 7 Jahren. Zur Vorbereitung auf jeden anderen Katechismus. Von D. *Georg Friedr. Seiler.* Dritte Auflage. 1811. 68 S. 8. (2 gr.)

Ebendafelbft: *Die Religion in Liedern.* Sechfte verbeff. Auflage. 1811. 90 S. 8. (2 gr.)

Die Brauchbarkeit aller diefer *feilerfchen* Schriften hat fich bereits fo bewährt, dafs eine wiederholte Empfehlung diefer neuen Auflagen nicht nöthig ift.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JUNIUS, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Coburg u. Leipzig, b. Sinner: *Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre* u. s. w. von *Joh. Friedr. Euseb. Lotz* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir sind seither, bey Darlegung des Inhalts des ersten Abschnitts, besonders bemüht gewesen, des Vfs. Theorie vom Preise, so viel auf dem uns verstatteten Raume möglich war, genau darzustellen, und hoffen, dass sie Kenner verständlich finden, auch leicht daraus abnehmen werden, welch eigenes Verdienst sich der Vf. hiedurch erworben habe. Zwar ist sein wirklicher Preis der Marktpreis von *Smith*, sein angemessener Preis *Smiths* natürlicher Preis, und eben dieser Schriftsteller hatte uns schon belehrt, dass jener Preis stets sich dem letzteren anzunähern suche; die neueren Schriftsteller aber, namentlich *Hufeland*, *Lauderdale* und *Canard*, hatten den Kampf bey dem wirklichen Preise und die Kräfte beider Theile bey diesem Kampfe auseinandergesetzt. Gleichwohl ist, nach Rec. Urtheil, die schwierige Lehre vom Preise nirgends, so viel ihm bewusst, bis jetzt so klar und überzeugend vorgetragen worden. Diess schliesst jedoch nicht aus, dass nach unserer Überzeugung nicht Einiges anders geordnet, näher bestimmt oder berichtigt werden könnte. Allein ohne ein kleines Buch zu schreiben, möchte schwerlich Rec. sich und dem Vf. genügen können; darum beschränkt er sich auf Folgendes.

Wenn einige Einschiebsel, die wir bey dem Auszuge bemerklich gemacht haben, hinweggeblieben, oder irgend wo anders hin verwiesen worden wären: so würde der Überblick des Ganzen gewonnen haben. Von den Durchschnittspreisen und von den grossen Schwankungen der Preise der Producte, die weniger vom Menschen abhängig sind, in kurzen Zeiträumen, haben wir kaum eine Erwähnung gefunden. Der Nennpreis, so wie ihn der Vf. erklärt, würde besser der Geldpreis heissen; wir halten dafür, dass man von einem Nenn- und Sach-Preise reden könne, auch dann, wenn noch von keinem Gelde die Rede ist, und umgekehrt. Bey dem Nennpreise wird bloss auf die Zahl, die Summe, die Stärke, das Gewicht oder die Grösse der Sachen, die man im Tausche als Preis giebt, gesehen; bey dem Sachpreise aber sieht man auf deren Gebrauchs- und Tausch-Werth, und zwar wie es damit nach der gemeinen Meinung stehe. Wenn wir z. B., ohne den Gebrauch des Geldes, zu zwey verschiedenen Zeiten, für die im Tausche weggegebene Sache zwey Scheffel Korn erhalten: so ist der Nennpreis sich gleich, der Sachpreis kann sehr verschieden seyn. Bey aller Vergleichung vom Werthe und Preise der Güter ist aber eben diess das Übel, dass uns durchaus ein fester und unwandelbarer Massstab fehlt, d. h. dass uns irgend etwas fehlt, was in den Augen der Menschen einen stets gleichen Gebrauchs- und Tausch-Werth behielte, was stets einen gleichen Aufwand foderte, um es zu erzielen, was stets in gleichen Verhältnissen zur Nachfrage stände, und somit einen gleichen Preis behaupten könnte. Hieraus muss aber bey jeder Vergleichung von Werth und Preis stets ein Streit darüber entstehen, was denn eigentlich von den beiden gegen einander getauschten Dingen höher oder geringer geachtet werde, was theuerer oder wohlfeiler geworden sey, eben weil uns eine solche Grundeinheit fehlt. Wenn man aber im Grossen sich bey gegebenen Fällen darüber noch einigermassen vereinigen kann: so ist gleichwohl die Antwort auf die Frage, in welchen Graden das Eine oder das Andere Statt gefunden habe, fast mit unauflöslichen Schwierigkeiten verbunden. So sind z. B. die Klagen über den Geldmangel in einigen Gegenden, ganz abgesehen von denen, wo ein übermäsiges Papiergeld das baare Geld vertrieben hat, begründet genug. Es mag die Störung des Verkehrs mit Amerika Einiges darauf wirken, obwohl gewiss noch nicht in einem bedeutenden Masse, denn die Klagen fanden Statt, als dieser Verkehr noch so gut als gar nicht unterbrochen war. Vielmehr liegt der Grund in dem gehemmten Verkehre unter den europäischen Völkern selbst, und noch mehr in der in so vielen Ländern gestörten öffentlichen Sicherheit, welche unter anderen die Geldreichen antreibt, ihr Geld der Circulation zu entziehen. Zugleich wird durch beides der Umlauf langsamer, diess fodert wieder eine grössere Summe baaren Geldes; und dennoch hören wir eben jetzt neue Klagen über die hohen Geldpreise des Getreides an mehreren Orten entstehen. Wer aber möchte es auf sich nehmen, genau die Grade anzugeben, um wie viel der Geldmangel von der einen Seite die Geldpreise des Getreides niedergehalten habe, und um wie viel von der anderen Seite die Momente, welche den Preis des Getreides überhaupt wirklich erhöht haben, das Steigen der Geld-Getreidepreise bewirkten? Diess würde aber sogleich zu leisten seyn, wenn wir etwas hätten, was, zufolge des Urtheils der Menschen, zu aller Zeit gleich hoch geschätzt würde, was unter allen Umständen gleiche Kosten des Erzielens veranlasste, und dessen Quantität stets in gleichen Verhältnissen zur wirksamen Nachfrage bliebe. Allein etwas der

Art aufzufinden, ist unmöglich; und eben so bekannt ist, daſs die unentbehrlichen Lebensmittel oder das Geld, zu solchem Maſsstabe gebraucht, unter verschiedenen Umständen bald mehr bald weniger, nie aber ganz und durchaus den Foderungen entsprechen. Eben diese Bemerkung führt zu einer anderen, daſs des Einflusses der öffentlichen allgemeinen Sicherheit auf den Werth und Preis so gut als gar nicht gedacht wird, und wenn sie in den folgenden Abschnitten vorkommt, sie aus gar zu niederem Gesichtspuncte betrachtet wird. Wir verstehen aber hier unter Sicherheit auch die Unabhängigkeit unseres Gemeinwesens nach Aussen hin, so gut als im Inneren. Die Störung derselben wirkt auf den Werth und Preis der Güter sehr verschieden, wie denn Inhaber von Grundstücken und von Staatsschuldscheinen z. B., selbst bey genauer Zahlung der Renten, in mehreren Gegenden davon viel zu sagen wissen. — Der Vf. liebt sehr die Eintheilung in mittelbar und unmittelbar wirkende Momente: mit dieser Eintheilung muſs man nicht allzufreygebig seyn, da der Unterschied, wenn die Sache aus einem höheren Gesichtspuncte angesehen wird, oft verschwindet. Der Werth des Guts, desselben Quantität und die Schaffungskosten bestimmen, nach unserem Vf., nicht unmittelbar den Preis; gleichwohl wird mit Recht behauptet, daſs (bey vielen Gütern) der Preis von den Schaffungskosten sich nicht bedeutend und auf die Dauer entfernen könne, und als erstes unmittelbar wirkendes Moment beym Preise wird die Unentbehrlichkeit oder Entbehrlichkeit angegeben, welche doch nur aus einem Urtheile über den Gebrauchswerth wiederum entspringen können. Man hat Hn. *Hufeland* vorgeworfen, daſs er dem Tauschwerthe, oder dem von ihm sogenannten äusseren Preise, eine zu hohe Wichtigkeit beylege; unserem Vf. könnte man vorwerfen, daſs er dieſs in Bezug auf die individuelle Werthschätzung thue: indeſs haben Beide Recht, je nachdem man bey dem, was man in und durch den Tausch erhält, auf dessen Verwendung zum eigenen Verbrauche, zur Benutzung oder zur eigenen ferneren Production Rücksicht nimmt, oder darauf sieht, in wiefern man wieder durch den Tausch über Anderer Güter gebieten könne, wobey man denn auf die gemeine Meinung sehen muſs, und in sofern wohl *Hufelands* Aufserung wohl begründet erscheint, daſs der äuſsere Preis beym Tauschverkehr am bedeutendsten sey. — Allein wir unterdrücken Anderes, da noch von dem Folgenden Rechenschaft abzulegen ist.

Im zweyten Abschnitte wird von der Theurung und Wohlfeilheit gehandelt. Unser Vf. unterscheidet zuvörderst theuer und kostbar, wohlfeil und geringschätzig, und klagt über die Verwechselung dieser Begriffe. Nicht in der Höhe oder der Niedrigkeit der Preise an sich bestehe die Theuerung oder Wohlfeilheit, sondern in dem Miſsverhältnisse derselben zu dem Werthe und dem Schaffungskostenbetrage der Güter; jene höheren und niederen Preise an sich zeigten nur die Kostbarkeit oder Geringschätzung derselben an, weshalb dann allein mit Recht von Theuerung und Wohlfeilheit die Rede seyn könne, wenn der wirkliche Preis über oder unter dem angemessenen stehe, woraus denn auch die Grade derselben abzunehmen seyen. Werth und Schaffungskosten aber, wiewohl sie beide Attribute, freylich heterogene Attribute der Güter wären, müſsten jedes besonders mit dem Preise verglichen werden, da ein Gut in der einen Beziehung wohlfeil, in der anderen theuer seyn könne, welches denn belehrend auseinandergesetzt und von dem Unterschiede zwischen der individuellen und gemeinen Meinung über Theurung und Wohlfeilheit gehandelt, und warum die gemeine Meinung beym Tauschverkehr Aller mit Allen nur berücksichtigt werden könne, dargethan wird. Noch andere Unterschiede werden bemerkt, die Meinungen Anderer geprüft und verworfen, nur die Eintheilung in die nominale und reelle Theuerung und Wohlfeilheit wird beybehalten, und mit der Bemerkung geschlossen, daſs, da Theurung und Wohlfeilheit stets von der gemeinen Meinung abhängig seyen, sie auch stets Gewinn oder Verlust am Preise für den einen oder den anderen Theil zur Folge haben müſsten.

Gewiſs werden die Freunde solcher Untersuchungen auch diesen Abschnitt nicht ohne Erweiterung ihrer Kenntnisse lesen; wir unseres Theils haben, um Anderes zu übergehen, vornehmlich nur das einzuwenden, daſs unseres Vfs. Erklärung von Theuer und Wohlfeil offenbar zu enge ist, wenn wir uns an den Sprachgebrauch halten, der nicht willkührlich umgestoſsen werden kann. Man mag es ihm zugeben, daſs jene Erklärung, die er widerlegt, nicht genüge, daſs nämlich dasjenige, was um hohe Preise zu haben sey, theuer, und das Entgegengesetzte wohlfeil genannt werden solle, wiewohl in einer gewissen Beziehung diese Erklärung sich vielleicht noch vertheidigen lieſse, da die Begriffe von Theuer und Wohlfeil relative Begriffe, wie die von Groſs und Klein, sind, und da es auf die Relation ankommt, die man im Sinne hat, wenn wir dieser Worte uns bedienen: allein nach des Vfs. Erklärung würde man mit Unrecht diese Ausdrücke da gebrauchen, wo Jedermann gleichwohl sie gebraucht; und welche Untersuchungen wären oft zuvor erfoderlich, bevor man mit Sicherheit dieser Worte sich bedienen dürfte? Der Vf. geräth selbst, bey den von ihm gegebenen Beyspielen, in die Verlegenheit, das theuer zu nennen, was Jedermann wohlfeil nennt, und umgekehrt. Entschieden sagt man z. B., es sey etwas theuer oder wohlfeil geworden, wenn eine Erhöhung oder Erniedrigung des bisher üblichen oder des Durchschnitts-Preises Statt findet, ohne sich zuvor weiter um die Gründe dieser Erscheinung zu bekümmern, ja nicht einmal darum, ob eine reelle oder bloſs eine nominale Theurung vorhanden sey, weshalb man in Österreich von den Eingeborenen die allgemeinen Klagen über Theurung vernimmt, jeder Fremde aber, der mit baarem Gelde dahin kommt, nicht genug die Wohlfeilheit rühmen kann. Wenn, zufolge einer miſsrathenen Ärndte, die Getreidepreise ums Sechsfache stiegen, und der Landmann bey einem gleichen Aufwande von Kräften und Gütern in denselben Verhältnisse weniger geärndtet hätte: so dürfte

nach dem Vf. hier durchaus nicht von Theurung die Rede seyn, sondern von Kostbarkeit; wenn ferner, wie vor mehreren Jahren geschah, die baumwollenen englischen Waaren und der Twist bey derselben Güte, vielleicht in noch besserer Qualität als zuvor, um halb so niedrige Preise als vormals zu erhalten standen, indem die Maschinen, folglich die Ersparung an den Kosten der Erzielung, diess bewirkten, und angenommen, dass in demselben Verhältnisse, als die Kosten sich verminderten, die Preise gefallen wären: so dürfte man nach Hn. *L.* hier nicht von wohlfeil reden: allein jedermann drückt sich gleichwohl so aus. Wir greifen nicht die Wahrheit der von dem Vf. gemachten Erörterungen an, sondern die Vernachlässigung des Sprachgebrauchs; zugleich aber hat es uns auch scheinen wollen, dass, wenn er den verschiedenen Relationen, unter welchen von Theurung und Wohlfeilheit gesprochen wird, gefolgt wäre, mehrere fruchtbare Bemerkungen sich ergeben haben würden, die jetzt übergangen werden, indem er von einem eigenmächtig festgesetzten und zu engen Begriffe ausging. Dass übrigens die Klagen über Theurung und Wohlfeilheit oft ganz ungegründet und absurd sind, darüber waren die Unterrichteten gewiss längst einverstanden, so wie darüber, dass man die Gründe dieser Erscheinung aufsuchen müsse, um sie gehörig zu beurtheilen, welche sich auch im Allgemeinen befriedigend angeben lassen. Gleichwohl wird es selbst bey aller theoretischen Kenntniss oft sehr schwer halten, die Ursachen in der Wirklichkeit genau auszumitteln, weshalb, sehr wenige höhere Rücksichten ausgenommen, die Regierung nichts Besseres thun kann, als die Freyheit des Verkehrs zu erhalten, und diese zu fördern. Denn dadurch wird die Ausgleichung der wirklichen Preise mit den angemessenen am besten bewirkt; und diess ist gewiss Allen am heilsamsten.

Im dritten Abschnitte werden nun, zufolge des aufgestellten Begriffs, die Ursachen der Theurung und Wohlfeilheit, d. h. der Abweichungen des wirklichen vom angemessenen Preise entwickelt. Alles das, was die tauschenden Theile bestimmt, den wirklichen Preis über oder unter dem angemessenen festzusetzen, bringt Theurung und Wohlfeilheit hervor, weshalb denn als unmittelbar wirkender Momente, welche Theurung und Wohlfeilheit erzeugen, der eben angeführten Beweggründe, welche die Kräfte der tauschenden Theile im Tausche ausmachen, wiederum gedacht wird, als da sind: wenn die in den Tausch kommenden Waaren nicht für beide Theile gleich entbehrlich oder unentbehrlich sind, wenn der Tauschenden Bereitwilligkeit zum Tausche sich nicht gleich ist u. s. w. Alsdann zählt der Vf. die mittelbaren Ursachen auf, oder die Ursachen der Ursachen, wie er sagt, welche den Willen der Tauschenden motiviren, wohin denn folgende gerechnet werden: Mangel und Überfluss an Waaren überhaupt, an solchen, die zum Tausche bestimmt sind, unterlassene Theilung der Beschäftigungen, allzugrosser Abstand zwischen dem Vermögen und der Bildung der tauschenden Parteyen. Diese fünf ersten Momente sind auf das Belehrendste entwickelt worden, und enthalten mehrere neue und treffliche Bemerkungen. Die beiden anderen Momente sind einmal die Anstalten, durch welche die Freyheit des Handels beschränkt, und zweytens Anordnungen, wodurch die gleiche Concurrenz des Angebotes und der Nachfrage gehindert wird. Zu den ersten werden im Einzelnen alsdann gewisse Formalitäten, welche der eine oder der andere Theil beym Tausche zu beobachten hat; die Beschränkung des Verkehrs auf bestimmte Orte, Zeiten und Personen, indem besonders die Vermittlung der Kaufleute zwischen dem Producenten und Consumenten untersagt wird; die Abgaben, welche von dem einen oder anderen Theile der Tauschenden zu entrichten sind; Verordnungen, wodurch die Erwerber und Besitzer eines Guts in der freyen Verfügung über dasselbe gehindert werden; endlich schlechte Rechtspflege und Taxen (Festsetzung der Preise) gerechnet. Unter dem zweyten Momente aber wird von den Monopolen, den Zünften, der Trennung der städtischen und ländlichen Gewerbe, der Beschränkung des Rechts auf gewisse Personen, gewisse Güter zu besitzen, von den Aus- und Einfuhr-Verboten, den Abgaben darauf, der schnellen Reform der bisher bestandenen Anomalieen beym Verkehr, den Prämien auf die Ein- und Ausfuhr, der Beförderung des Activ-Handels vor dem Passiv-Handel, des directen vor dem indirecten, den privilegirten Handelscompagnien und den Handelsverträgen gehandelt. — Mehreres von diesem enthält Manches, welches bereits oft von Anderen vorgetragen worden ist; indess erhält dieses Bekannte selbst schon dadurch mehr Interesse, dass der Vf. alle diese Puncte zunächst in Rücksicht ihrer Einwirkung auf die Abweichung des wirklichen vom angemessenen Preise betrachtet; jedoch beschränkt er sich keinesweges einzig und allein auf diese Beziehung, sondern er betrachtet auch öfters die Einwirkung dieser Momente auf den National-Wohlstand überhaupt. Den selbstdenkenden Mann wird man immer erkennen, auch dann, wenn man nicht mit ihm einverstanden seyn sollte. Alle Momente, welche die Abweichungen des wirklichen vom angemessenen Preise bewirken, scheinen uns nicht vollständig angegeben, wenn sie anders einmal sämmtlich hier aufgezeichnet werden sollten, und die Sache anders ganz erschöpft werden kann. So bietet sich uns sogleich, um anderer zu geschweigen, der Einfluss der Münzverwirrungen und des Papiergeldes auf die Abweichungen des angemessenen vom wirklichen Preise dar, deren *hier* nicht gedacht wird. — Es ist sehr gewiss und allgemein anerkannt, dass Monopole verwerfliche Mittel sind, um die Übereinstimmung der wirklichen mit den angemessenen Preisen zu bewirken; auch hat diese Behauptung wohl meist nur zum Vorwande gedient: allein gewisse Monopole lassen sich dennoch aus anderen und höheren Rücksichten, und selbst in Bezug auf die Beförderung des National-Wohlstandes vertheidigen, wenn sie auf kurze Zeit verstattet werden. So sind die Patente in England, mit deren Ertheilung dem Erfinder eines neuen, unbekannten oder vollkommeneren Products und dessen

Erzielungsart ein Monopol auf einige Jahre oder Jahrzehnde bewilligt wird, höchst wohlthätige Ermunterungsmittel für die Industrie geworden. So können selbst gewisse Staats-Monopole aus anderen und höheren Rücksichten, wie z. B. die Verfertigung des Schiesspulvers und ähnliche, vertheidigt werden. Wir würden diess nicht anmerken, wenn der Vf. nicht geneigt wäre, politische Sätze ganz allgemein und unbedingt auszusprechen, die dennoch manche Beschränkung fodern, und wenn er sich einzig und allein auf die Abweichung des wirklichen von dem angemessenen Preise und deren Ursachen beschränkte. — Wahrhaft unerklärbar ist es, sagt Hr. *L.*, warum der Adel in manchen Gegenden auf dem Unterschiede zwischen adelichen und nichtadelichen Gütern so fest beharren kann, da die Unadelichen beym Verkaufe derselben ausgeschlossen werden, und die Adelichen dadurch nie die angemessenen höheren Preise erhalten. Wir finden darin nichts Unbegreifliches. Denn die Ehre und vieles andere, was sonst mit dem ausschliessenden Besitze solcher Güter verbunden ist, hat auch seinen Werth, der sogar über allen Geldwerth hinausgeht. Die wahrhaften Aristokraten sind gewöhnlich nicht die schlechtesten ihrer Classe; die jüdelnden, denen alles um Geld feil ist, sind die eigentlichen Verworfenen. Was übrigens von solchen Ausschliessungen zu halten, lassen wir hier dahin gestellt seyn; indess sehen wir jetzt neue Majorate entstehen, und wenn Mass und Ziel hier wie aller Orten zu halten seyn mag: so giebt es doch auch Rücksichten höherer Art, als der gute Feldbau kleiner Landgüter. — Wenn Ausfuhrverbote, als Mittel zur Herstellung des angemessenen mit dem wirklichen Preise, verworfen werden: so ist nichts dagegen einzuwenden; wenn sie aber in jeder Hinsicht verworfen werden, und der unbedingt freye Verkehr mit dem Auslande empfohlen wird: so antworten wir: der Wohlstand und der durch den freyen Verkehr mit dem Auslande beförderte Wohlstand ist ein groses Gut: aber es giebt noch höhere; und wenn diese ohne Aufopferung jenes nicht zu erreichen sind: so muss jener diesen weichen. Rec. ist für die Freyheit des Verkehrs in seinen mündlichen Vorträgen, wie in seinen Schriften, zu einer Zeit gewesen, als der gröste Theil unserer Schriftsteller und Lehrer noch in ganz anderen Ansichten befangen war; er ist es noch, wenn man den Wohlstand allein vor Augen hat, aber es giebt auch andere Rücksichten. Wohin würde es bereits mit dem Reichthume der Britten gekommen seyn, wenn sie nicht bisher eine unüberwindliche Flotte gehabt hätten, und wie vieles, was noch unendlich viel schätzbarer als dieser Reichthum ist, würde zugleich mit ihm zu Grunde gegangen seyn! Indess ist aber diese Flotte zum Theil eine Folge ihrer Navigations-Acte, wodurch die Freyheit der Wahl zwischen fremden oder einheimischen Schiffen beschränkt wird. Aber nicht blos die Unabhängigkeit eines Volks kann dergleichen Beschränkungen fodern, es giebt noch andere Rücksichten, wiewohl hier der Ort nicht ist, sie sämmtlich zu verzeichnen. Nur eins! Die verschiedenen Abgabensysteme der verschiedenen Völker fodern dergleichen. Selbst in einem und demselben Lande, wo eine Ungleichheit der Abgaben vorhanden ist, die eine Provinz diese, die andere jene Abgaben hat, wo etwa die Accise vorzüglich auf den Städten liegt, ergeben sich Hindernisse für den inneren freyen Verkehr, welche, wenn sie nicht hinweggeräumt werden, und die Freyheit des Verkehrs gleichwohl verstattet wird, zu den grössten Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten führen muss. Im Inneren kann man helfen, wenn die Regierung und das Volk wollen; nicht so beym Verkehr mit Fremden. Die nur auf Überlistung und Monopole ausgehenden Handelsverträge sind verdammlich. Wir haben ganz neuerlich von Hn. *von Segur*, Ober-Ceremonien-Meister des Kaisers Napoleon, eine höchst merkwürdige Erklärung über den, unter seiner Leitung, für Frankreich mit Catharina II abgeschlossenen Handelsvertrag gelesen, deren die Geschichte nicht vergessen wird, indem er mit Mitleid auf dergleichen Kunststücke herabsieht, und die herrliche Äusserung hinzusetzt, alle Völker sollten billig von Allen unter denselben Bedingungen zum Verkehr mit Allen zugelassen werden. Allein damit ist man noch weit von einem völlig freyen Verkehre entfernt; auch gesteht Hr. *v. Segur* jedem Volke die Befugniss zu, Verbote für die Ein- und Ausfuhr oder deren Belastung nach Gutdünken zu verhängen. Gewiss würden, wenn nur jener Vorschlag befolgt würde, viel Streit, Blutvergiessen und niederträchtige Eifersucht unter den Völkern ein Ende haben. Allein an *eine gänzliche Freyheit* des Völkerverkehrs ist gar nicht zu denken, so lange es verschiedene freye Staaten giebt (und es ist wiederum in anderer Hinsicht gut, dass es dergleichen gebe), denn diese haben noch viele andere Rücksichten zu nehmen. Es verhält sich ungefähr mit der Idee der vollen Freyheit des Völkerverkehrs, wie mit der Idee eines ewigen Friedens. Indess sind diese Ideen keinesweges leer und ohne Nutzen. Auch hat die Foderung des freyen Verkehrs unter den Völkern, vor dem Anfange der grossen Krisis, in der wir uns jetzt befinden, wohlthätig zu wirken angefangen; die liberaleren Ansichten waren aus der Schule zum Theil in die Cabinette gedrungen, wiewohl die Verträge, deren unser Vf. gedenkt, nichts weniger als auf einen freyen Verkehr, wie er ihn fodert, gegründet waren, sondern nur die gröbsten Beschränkungen desselben einiger Massen aufhoben: aber auch diess war etwas werth, und es war um so erfreulicher, da ein lebendiges Beyspiel mehr fruchtet als der todte Buchstabe, und da man Mehreres und Besseres für die Folge, wiewohl nie die volle Darstellung der Idee hoffen konnte. Wenn nach *Simonde* behauptet wird, dass die bekannten ergriffenen Beschränkungs-Massregeln des Verkehrs mit dem Auslande zur Emporbringung der inländischen Manufacturen den Zweck in Frankreich verfehlt hätten: so mochte diess damals und auch noch von einigen gelten; aber der Augenschein lehrt bey Vielen jetzt das Gegentheil, wenn man zugleich mit in Anschlag bringt, dass der mehr denn je gestörte Verkehr in der Welt den Absatz beschränkt hat, und für manche Manufacturen die Erhaltung des zu verarbeitenden Stoffes erschwert.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JUNIUS, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

COBURG u. LEIPZIG, b. Sinner: *Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre u. s. w.*, von *Joh. Friedr. Euseb. Lotz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir hören stets am liebsten einen einsichtsvollen, verständigen Mann Erscheinungen beurtheilen, die ihm nahe waren, die er ganz kennen konnte; Entferntes zu beurtheilen, nach sogenannten statistischen Angaben, ist gar zu misslich: *Soden's* Werk ist voll solcher Irrthümer. Auch bey unserem Vf. haben wir Einiges der Art gefunden. In Westphalen klagt man nicht über die Patent-Steuer, sie ist meist geringer als die vormalige städtische Gewerbsteuer. Zwar ist sie ungleich, aber nur der Allwissende kann eine gleiche Steuer der Art zu Stande bringen; da aber in Westphalen die Steuer an sich unbedeutend ist: so hört man auch über ihre Ungleichheit eben keine Klagen. Was von der brittischen Navigations-Acte (Th. I. S. 470) gesagt wird, ist geradezu dem Buchstaben derselben und ihrem Geiste zuwider: Fremde dürfen ihre heimischen Güter nach Grossbritannien führen, aber brittische nicht ausführen.

Was die Freyheit des inneren Verkehrs betrifft: so giebt es auch hier höhere Rücksichten, welche dessen Beschränkung fodern; und es ist gut, auf die andere Seite aufmerksam zu machen, da unsere Schriftsteller jetzt die unbedingte Freyheit empfehlen. Ohne eine recht gute Sicherheitspolizey, und ohne recht treffliche Armen- und Versorgungs-Anstalten wird man aus der Freyheit bey vielem Guten auch viel Übel entstehen sehen: zugleich fodern höhere Rücksichten andere Beschränkungen. Wo man die Freyheit des inneren Verkehrs proclamirte, da hat man gleichwohl bald den Krügen und Schenken Mass und Ziel setzen müssen, weil unter diesem Vorwande Hurenhäuser und Diebeshöhlen sich aufthaten; und man hat nicht jedem verstattet, eine Apotheke anzulegen, da Unwissende, Leichtsinnige und Unmoralische ihre Kunden vergifteten, diese aber die Arzneyen nicht wie die Güte vom Brode und von ein paar Schuhen beurtheilen konnten. So giebt es andere Rücksichten. Wir wollen schon Beschränkungen vertheidigen, sobald Theurung und Hungersnoth zu befürchten stehen, wenn nur eben diese gewöhnlich etwas fruchteten; indess giebt es einige unter verschiedenen Umständen, die als den besonderen Verhältnissen angemessen, wiewohl durchaus nicht allgemein, empfohlen werden können. So hat es Rec. nun bereits zweymal erlebt, dass durch die Sperre der Elbe und Weser die Getreidepreise bey grosser Theurung in den an den Ufern dieser Flüsse liegenden Provinzen fielen, weil einmal die Sperre gehalten werden konnte, und weil der Absatz nach England fehlte, woselbst die Preise noch doppelt und dreyfach höher standen, als die waren, welche man schon in Niedersachsen für enorm hoch hielt. Wenn jetzt das Meer offen wäre: so würden die Preise, die bereits fast dreymal so hoch sind als im vorigen Jahre, doppelt und vierfach höher, und für Viele unerschwinglich seyn. Wir empfehlen nicht die temporäre Sperre als allgemein heilsam wirkende Massregel; wir wissen sehr wohl, dass sie oft nur das Elend vergrössert: aber wir behaupten, dass nach Umständen zu verfahren sey, und dass diess, verbunden mit guten theoretischen Kenntnissen, eben den trefflichen Staatsmann charakterisire. Die Anlage von Magazinen in Island, in Norwegen, in einigen Theilen der Schweiz, des Erzgebirges, des Harzes und ähnlichen Gegenden, lässt sich wohl vertheidigen, und gleichwohl kann man ganz mit dem Vf. übereinstimmen, der ihre allgemeine Anlage verwirft. Die Freyheit des Verkehrs mit dem Auslande und im Innern ist ein köstliches Kleinod, das Gefühl führt die Völker jetzt mehr denn je darauf zurück; aber es giebt noch andere Zwecke und höhere Güter, die dabey auch nicht zu übersehen sind.

Am Ende des ersten Theils hat der Vf. noch eine Untersuchung über die Frage angehängt, ob und in wiefern die in einem Lande vermehrte Geldmasse nicht nur die Nenn-, sondern auch die Sach-Preise erhöhe, und Betrachtungen über die letzteren theuren Jahre in Deutschland beygefügt. Wir gestehen, hier in mehrerer Hinsicht von des Vfs. Ansichten abzuweichen; auch ist diess der Fall bey dem, was im vierten Abschnitte oder im zweyten Theile folgt: doch gilt auch hier das oben gefällte günstige Urtheil im Allgemeinen. Allein wir müssen abbrechen, da wir bereits einen allzu grossen Raum in diesen Blättern, welche allen Kenntnissen gewidmet sind, in Anspruch genommen haben. Vielleicht ist es uns erlaubt, bey der Anzeige des noch zu erwartenden dritten Theils auf die Bemerkungen, die wir hier unterdrücken, zurückzukommen, weshalb wir uns für jetzt mit einer kurzen und trockenen Anzeige des Inhalts dieses zweyten Theils begnügen, damit die Leser wenigstens erfahren, welche Materien hier abgehandelt worden sind.

Nebst der Bemerkung, dass die Anstalten und

Verordnungen, welche bloss auf die Beförderung der Wohlfeilheit gehen, weder zweckmäfsig, noch nützlich seyen, wird hinzugefügt, dass die Handelsfreyheit zur Bewirkung des Zusammenfallens des angemessenen mit dem wirklichen Preise allein nicht zureichend sey, sondern dass auf diesen Zweck hin auch positiv gewirkt werden müsse, indem bessere Begriffe von Recht und Pflicht, von Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit der Güter bey dem Volke verbreitet, zugleich die Sicherheit der Personen und Güter beym Verkehre, Treu und Glauben beym Tausche erhalten und befördert, und eine gute Rechtspflege verwaltet werde. Ferner, dass die Anstalten zur Erleichterung des Verkehrs, namentlich gute Land- und Wasser-Strassen, gutes Mass und Gewicht, zweckmäfsige Jahr- und Wochen-Märkte, freyer Verkehr der Kaufleute, gutes Geld und Münze eingeführt und geschützt werde, worauf dann von dem Papiergelde, den Banken, den Wechseln, den Leih- und Credit-Instituten, den Magazinen, und den Anstalten zur Verminderung der Consumtion gehandelt wird.

art.

Nürnberg, b. Schrag: *Geschichts-, Finanz- und Handels-Ansichten*, von *Georgius*. 1811. Erstes Bändchen. 144 S. Zweytes Bändchen. 187 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. giebt in diesen Bändchen nur *zwey* neue Abhandlungen: 1) *Bericht von den deutschen Ehrenmedaillen*, und 2) *von der littauischen Sprache*. Der bey weitem grössere Theil des Ganzen besteht aus schon früherhin in einigen Journalen bekannt gemachten Abhandlungen und Aufsätzen; namentlich *im ersten Bändchen:* 1) *Parallelismus der Kreuzzüge, der Reformation und der Revolution*, zuerst abgedruckt in *Woltmanns* Geschichte und Politik. 1801. St. XI u. XII; 2) *Fragmente aus den Geschichten des deutschen Niederlags- und Stapel-Rechts*, zum ersten Male gedruckt im *Waffenträger der Gesetze*. 1801. St. VIII; und *im zweyten Bändchen* die *Einleitung zur Geschichte des europäischen Gleichgewichts*, früher erschienen bey *Woltmann* a. a. O. 1801. St. II u. III. Da diese *vier*, hier dem Publicum zum zweyten Male gegebenen Aufsätze vor die Periode fallen, welcher unsere Blätter gewidmet sind, und wir nächstdem auch nicht ohne Grund annehmen dürfen, dass ihr Inhalt bereits allen denjenigen bekannt seyn werde, welche Untersuchungen über solche Gegenstände interessiren; so glauben wir uns ihre Würdigung erlassen zu dürfen. In Bezug auf die oben als Neuigkeiten angegebenen Aufsätze aber beschränken wir uns auf die Bemerkung, dass wir die letzte Abhandlung der Prüfung der Sprachforscher überlassen müssen, für welche sie vielleicht nicht ohne Werth seyn mag. Die erste (No. 2. Bd. II) aber können wir für nichts weiter erklären, als für eine *politische Witzeley ad modum Buchholzii*, abzweckend auf eine Darstellung der Unzweckmässigkeit und Verkehrtheit der von mehreren achtungswerthen deutschen Gouvernements seit einigen Jahren angenommenen Sitte, ausgezeichnete Handlungen der mittleren und niederen Unterthanenclassen durch Ehrenmedaillen, verbunden mit dem Genusse jährlicher Renten, zu belohnen. Wer Geschmack an dergleichen Plattheiten hat, mag die Abhandlung des Vfs. lesen; wir unseres Orts können ihm jedoch nicht bergen, dass uns das, was er hierüber sagt, weder der Form, noch der Materie nach befriedigt hat. Hätte der Vf. bedacht, dass der praktische Staatsmann bey allen Institutionen für öffentliche Zwecke den Menschen nehmen muss, wie er gerade in der Wirklichkeit sich darstellt, keineswegs aber nach dem Bilde der Phantasie, das sich der Stubengelehrte von dessen Wesen und Treiben entworfen haben mag; — hätte — sagen wir — der Vf. diess bedacht: er würde sich nicht erlaubt haben, Anstalten zu persifliren, welche gewiss hohe Achtung verdienen, und unserem Zeitgeiste ganz angemessen sind.

Z.

NATURGESCHICHTE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Zoologie.* Zu seinen Vorlesungen entworfen von Dr. *Fr. Tiedemann*, Prof. der Anatomie und Zoologie an der Universität zu Landshut. Zweyter Band. Anatomie und Naturgeschichte der Vögel. 1810. 734 S. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

Was an dem ersten Bande dieses trefflichen Werks ausgesetzt wurde, Mangel an Literatur und grösserer Vollständigkeit, ist unseres Ermessens in diesem Band beachtet; es ist geleistet, was nur zu leisten war. Vielleicht werden Manche sich jetzt über das Zuviel beklagen; aber gewiss in keinem Werk wird das gefunden, was wir in diesem finden: Genauigkeit ohne Gleichen, eigene Untersuchungen in Menge, und grosse Belesenheit. Dieser ganze Band enthält bloss die Anatomie der Vögel, der folgende soll deren Fortpflanzung, Entwickelung, Verbreitung und Classification enthalten. Hier werden abgehandelt die Organe der Empfindung, der Ortsbewegung, der Ernährung, des Athmens, Kreislaufs und der Zeugung. Ausser den anatomischen Beschreibungen sind häufig auch physiologische Bemerkungen gegeben; die Theile sind meistens entweder mit anderen, oder mit denselben in anderen Vögeln verglichen. Das Hirn ist in vielen vom Vf. selbst untersucht, sein Gewicht mit dem des Leibes verglichen, und daraus Gesetze für die Ordnungen aufgestellt. Der Ursprung, der Verlauf der Nerven, die Sinnorgane, die Federn sind meisterhaft behandelt. Einzelne Lücken, einzelne Versehen darf man einem solchen Schriftsteller nicht vorrücken. Die Zahl der Fingergelenke scheint uns nach unseren Untersuchungen nicht richtig angegeben. Die Abhandlung über die Knochen ist lobenswerth; jedoch müssen sie in jeder Anatomie das Erste seyn. Bey Anatomieen gelten physiologische und naturhistorische Anordnungen nichts. Der Knochen bestimmt die Lage und die ganze Gestalt des Leibes, nicht der Nerv. Ein einziges grosses Versehen haben wir zu tadeln, dass nämlich der Unterschnabel bloss aus zwey Stücken bestehe, da doch offenbar bey jedem alten Vogel jede Hälfte

aus so viel Stücken besteht, als gerade erfodert werden, um aufs schönste zu beweisen, dass die Kiefer nur Arme sind. Wenn in der vergleichenden Anatomie auf solche Dinge nicht Rücksicht genommen wird: was ist dann noch Vergleichendes daran? Ideen müssen bey allen Untersuchungen vorleuchten. Möge der Vf. bey der Entwickelung des Kiefers dieses nachholen, so wie es hier mit den einzelnen Schädelknochen geschah. Die Muskeln sind gar zu genau behandelt, und noch vielmehr die Bänder, welche alle einzeln hergezählt werden, als wenn man einst über deren Verwundung gerichtliche Berichte zu verfertigen hätte. Übrigens werden die Muskeln vortrefflich mit denen des Menschen verglichen. Das Fliegen, Stehen, Gehen, Klettern, Schwimmen, Tauchen sind lobenswerthe Zuthaten. Vollständig entwickelt der Vf. die Ernährungsorgane, vom Schnabel an bis zum After nebst allen Drüsen. Die Zusammenstellung der Vögel nach dem übereinstimmenden Bau des Magens scheint uns vom grössten Werth, und ist selbst bey dem Ordnen nicht zu vernachlässigen. Blinddärme und Mastdarm hält der Vf. für solche; allein nach unseren Untersuchungen sind sie die *Harnblase*, in die sich der Darm einfügt. Der Blinddarm ist der *Dottergang*, den man in *allen* Vögeln findet, und der dem Gang des Nabelbläschens aufs genaueste entspricht, welcher, wie nun allgemein bekannt, zum Blinddarm wird. In diesem Abschnitt ist viel wahrhaft Verglichenes, vorzüglich die Leber, der Kropf, Magen und die sogenannten Blinddärme; aber wir bedauern, dass der Vf. nicht die Därme gemessen, und sie bey den Thieren zusammen gehalten hat, besonders bey den fleisch- und pflanzenfressenden. Die Harnwerkzeuge sind gut abgehandelt, aber nicht am gehörigen Platz. Der Vf. hätte überhaupt besser gethan, wenn er *Blumenbachs* Anordnung befolgt hätte. Der Verlauf der Gefäse ist genau bezeichnet. Nur sollte jederzeit der Vogel namentlich aufgeführt seyn, bey dem man die Untersuchung gemacht hat. Auch darf man, wenn man das Vorkommen eines Organs oder einer Bildung bey einigen Geschöpfen angiebt, sich nie mit einem U. s. w. begnügen; sondern man muss angeben, was man bestimmt weiss. Jedoch ist dieses im zweyten Bande seltener geschehen als im ersten. Die Lungen, das Athmen, vorzüglich aber die Stimmwerkzeuge sind musterhaft abgehandelt, eben so die Zeugungstheile. Auf die Sprache ist viel mehr Aufmerksamkeit verwendet, als im ersten Theil; doch ist sie noch nicht ganz ohne Flecken. Warum *die* Rabe, *die* Weihe, statt *der*? Den letzten Fehler finden wir bey einer Menge Schriftsteller. Warum beym Schwan und Ente; queer; die Wirbeln; des Nervens u. s. w.

O.

Leipzig, b. Vogel: *Kleine Sammlung mineralogischer, berg- und hüttenmännischer Schriften.* Herausgegeben von *Abraham Gottlob Werner*, königl. sächs. Bergrath u. s. w. Erstes Stück. (Ohne Jahrzahl.) 202 S. 8. (20 gr.)

Sehr angenehm wurden wir überrascht, als wir nach so lange vergeblichem Hoffen endlich einmal wieder eine Schrift des berühmten Gründers der neuern Mineralogie und der Geognosie angekündigt sahen. Mit hoch gespannter Erwartung nahmen wir das Buch selbst in die Hand. Sogleich aber befremdete es uns, auf dem Titel keine Jahrzahl zu finden, und zu bemerken, dass die Vorrede des Verlegers neu, der Text aber schon lange gedruckt war. Wie unangenehm wurden wir nun vollends getäuscht, als wir durch die Vorrede erfuhren, dass schon im J. 1783 Hr. *Crusius*, Vorgänger des Hn. *Vogel*, den Verlag dieser bergmännischen Schriften übernommen habe; dass davon damals bereits 13 Bogen — also Alles, was vor uns liegt — abgedruckt worden; dass aber die Herausgabe, durch verschiedene Umstände verhindert, bis jetzt unterblieben sey.

Was lässt sich nun von so sehr veralteten Aufsätzen, selbst wenn sie einst aus der Feder des verdienstvollesten Gelehrten flossen, erwarten, zumal in Wissenschaften, die in neueren Zeiten riesenmäsige Fortschritte machten, und zum Theil ganz andere Gestalten annahmen? Unstreitig ist diese Herausgabe eine sehr unzweckmäsige Speculation einer sonst geschätzten Buchhandlung, welcher der würdige *Werner* selbst unmöglich Beyfall wird geben können. — Folgende Aufsätze machen den Inhalt aus: I. *Kurzer Entwurf der allgemeinen Grundsätze des Schmelzwesens*, von *Christian Klinghammer*, kurfürstl. sächs. Oberhüttenvorsteher, *mit Anmerkungen des Herausgebers*. Den grösseren Theil des Buchs einnehmend. Als dieser Entwurf geschrieben wurde, konnte er brauchbar seyn; aber bey dem gegenwärtigen Zustande der Metallurgie gewährt er nicht das mindeste Interesse. — II. *Beschreibung einer erhaltenen Suite böhmischer und ungarischer Gebirgsarten, nebst dazu gefügten erläuternden mineralogischen Anmerkungen und einer angehängten Betrachtung über die niederungarischen Porphyre und einige andere dortige ihnen verwandte Gebirgsarten*, von dem *Herausgeber*. Die Gebirgsarten, welche den Gegenstand dieses Aufsatzes ausmachen, wurden durch die beiden Hnn. *Delhuyars*, aus Logronno in Spanien, auf einer Reise durch Böhmen und Ungarn gesammelt. Obgleich Beschreibungen von Gebirgsarten, unabhängig von Beobachtungen über ihr Vorkommen im Grossen, von keinem bedeutenden geognostischen Interesse seyn können: so findet man doch in den vorliegenden und in der angehängten Betrachtung manche lesenswerthe Bemerkungen, die den Wunsch, genauere Kenntniss über die sehr merkwürdigen ungarischen Gebirge, besonders über die dortigen Porphyrformationen zu erhalten, lebhaft erneuern. — III. *Umfang und Abtheilung der Bergwerkskunde, oder Skizze zu einer Encyklopädie der Bergwerkswissenschaften*, von dem *Herausgeber*. Dieser Abriss ist nun schon längst weit vollständiger, theils aus in den Vorlesungen des Vfs. nachgeschriebenen Heften, theils aus *Lehmanns* Encyklopädie der Bergwerkswissenschaften bekannt. — IV. *Erklärung der Gestalt der abgesonderten Stücke; eines noch nicht beschriebenen generi-*

schen Kennzeichens der festen Fossilien, von dem Herausgeber. Diese Bemerkungen können als ein, zu seiner Zeit sehr wichtiger Zusatz zu Werner's Abhandlung von den äusserlichen Kennzeichen der Fossilien (Leipzig, b. Crusius 1774. 8) betrachtet werden. Jetzt aber findet man darin nichts, was nicht schon aus dem präparativen Theile von mehreren oryktognostischen Lehrbüchern, welche ursprünglich wernerschen Heften ihr Daseyn verdankten, bekannt ist. — Indem wir diese Anzeige schliessen, können wir nicht umhin, in den Wunsch so vieler Mineralogen einzustimmen, dass es dem trefflichen Werner doch endlich einmal gefallen möchte, aus seinem reichen Schatze neuerer oryktognostischer und geognostischer Forschungen etwas dem mineralogischen Publicum zu spenden; und hiedurch zugleich die unangenehme Täuschung gut zu machen, welche gewiss Vielen durch die Erscheinung obiger Sammlung mineralogischer, berg- und hüttenmännischer Schriften bereitet worden ist. **E. a.**

KLEINE SCHRIFTEN.

Botanik. Jena, b. Etzdorf: *Dissertatio botanica sistens Florae Neobrandenburgensis Prodromum* — — Auctore *Adolph. Friden. Brückner*, Neobrandenburgo-Megapolitano etc. 1803. 88 S. gr. 8. Dem Zweck einer kleineren Provincialflor ist es, nach unserer Überzeugung, ganz angemessen, von den nicht seltenen und nicht zweifelhaften Pflanzen bloss die Namen und genaueren Standorte, mit zuweilen eingestreuten kürzeren Bemerkungen, anzugeben. In der Hinsicht finden wir die Anlage vorliegender Schrift, nach dem z. B. in *Wiggers Primitiis Florae Holsat.* u. a. beobachteten Plane ganz gut. Auch dadurch zeichnet sich das Büchelchen aus, dass es weder, von einem jungen Provincialfloristen gewöhnlich nicht glücklich vorzunehmende Veränderungen des herrschenden Systems, noch ein Haschen nach seltenen, in der Gegend schwerlich wirklich wild anzutreffenden *speciebus* zeigt. Die kleine Flora geht in dieser Hinsicht einen ganz ruhigen, gewöhnlichen Gang. Wenn aber z. B. die angeführte *wiggersche* (oder vielmehr *webersche*) Flor Holsteins, oder *Timm's* Flora von Meklenburg-Schwerin, zu der unser Vf. in einer Flora von Meklenburg-Strelitz ein Seitenstück liefern wollte, bey diesen negativen Vorzügen, auch noch die positiven einer recht genau kritischen Behandlung der Arten, mancher einzelner, trefflicher Bemerkungen zur Förderung der Wissenschaft und der excellirenden Behandlung irgend eines Theils des Pflanzensystems hat: so finden wir freylich kaum etwas Ähnliches. Auch konnte der Vf., der in früheren Jahren diese Blätter aufzeichnete, und nachher von seiner vaterländischen Flor entfernt, auch von anderen Studien gefesselt war, dasselbe kaum liefern; indess verdient er für diese *Enumeratio* der Pflanzen seiner Gegend immerhin den Dank derer, die vielleicht nach ihm in derselben herborisiren wollen, oder die gern jeden kleinen Beytrag zur genaueren Kunde der Pflanzengeographie des deutschen Vaterlandes aufnehmen.

Rec. sagt, eigenthümliche Specieskritik finde sich hier nicht. Der Vf. citirte nur bis zur 18 Classe (incl.) *Willdenow's* Ausgabe der *Species plantarum*, nachher den 2 Theil von *Roth's Tentam. Fl. german.*; in der kryptogamischen Classe aber, wo das entgegengesetzte Verfahren doch wohl am nöthigsten gewesen seyn würde, ausser den bey ein paar Farrnarten angeführten 1 (warum nicht den 3?) Theil des *rothischen* Werks, gar keinen Schriftsteller. Die wahre *Veronica maritima* findet sich wohl so wenig in des Vfs., wie in irgend einer anderen deutschen Gegend. Bey *Arundo stricta Timm.* wird *Hoffmann* (Deutschlands Flora) wohl mit Unrecht getadelt, dass er die Pflanze für einerley mit *Arundo neglecta Ehrh.* nahm. Seltenere Pflanzen für diese Gegend sind *Swertia perennis, Poa sudetica, Primula farinosa, Athamanta*- oder *Oreoselinum*, einige Nelkenarten, *Trollius, Ajuga genevensis*, die doch von der *Pyramidalis* sehr gut unterschieden ist; *Orchis militaris, Betula fruticosa s. humilis* u. a. m. Etwas arm ist aber des Vfs. Aufzählung von Kryptogamen. Die Moose scheinen nach *Roth* angeordnet. Jungermannien finden sich nur drey aufgeführt. Unter der Aufschrift *Algae* trifft man nur die alten Gattungen *Lichen* (52 Arten), *Tremella, Conferva, Byssus* an. Von den Lichenen sind doch einige Schwämme, wie *radiciformis* und *hippocrichoides*. *L. centrifugus* ist höchst wahrscheinlich der *conspersus Achar.* (*Parmelia*). Die Tremellen sind vielmehr sämmtlich Schwämme. Selbst die *Nostoc*, die eine Alge seyn würde, findet sich nicht angegeben. Von Conferven die gewöhnlichen alten Namen, *canaliculari*s, *rivularis, bullosa* und — *Conf. Aegagropila*, welche, wie Rec. weiss, die wahre ist. Sie wird in der Müriz bey Wahren (und sonst vielleicht in Deutschland nur noch im *mansfelder* See bey Halle) angetroffen. Von den Byssus-Arten sind manche *Lichenes Stereothalami Achar.*, ein paar vielleicht auch Conferven. Von *Fungis* sind nur 40 der allergewöhnlichsten Arten bemerkt. Im Ganzen enthält die Flora nur 877 Species (wovon 679 Phänogamen), so dass, wenn man sie mit ein paar neueren Specialfloren, der *rebentischischen* der Neumark, von 1389, und der *schumacherschen* von einem Theil Selands, von 2189 Arten, vergleicht, sich wohl noch eine ziemlich ansehnliche Nachlese dürfte halten lassen.

Monographisch ist, da es dem Vf. noch nicht gehörig bearbeitet zu seyn schien, das *Genus Equisetum* behandelt; auch sind davon die nicht um Neubrandenburg wachsenden Arten, um jenen Zweck zu erreichen, doch ohne Numern, eingeschaltet. Doch fehlen hier die Arten *giganteum L., scirpoides Michaux Fl. bor.-amer.*, und *variegatum Schleicher Catal.*, oder *tenue Hopp.* Dagegen ist das zweifelhafte *Eq. pratense, vaginis paululum approximatis, 12-dentatis, 12-striatis, scapo fructificante* .... und ein dem Vf. entweder neu, oder als Varietät des *limosi* erscheinendes, jedoch nicht mit einem Trivialnamen belegtes aufgeführt. Von diesem heisst es hier: *E., vaginis remotiusculis, 16-dentatis, dentibus angustis, subulatis, scarioso-atris. Scapo fructificante frondoso, glabro; fronde sterili exacte quadrangulâ, vaginulis 4-dentatis.* (*Differt. ab E. palustri vaginis 16-dentatis, vaginulis 4-dentatis; ab E. limoso fronde exacte quadrangulâ, vaginulis 4-dentatis, ab E. polystachio* (das hier fälschlich auch als eine eigene Art erscheint, da es bekanntlich nur Varietät des *palustre* ist) *scapo fructificante frondoso fronde sterili*). *E. limosum* und *E. fluviatile* erscheinen nicht getrennt, sondern es wird nur das erste angeführt.

Als einen Anhang, um auch ein Specimen von seinen medicinischen Kenntnissen zu liefern, setzte der Vf. noch in der Eile von S. 79 — 88 etwas über die Krankheiten aus vermehrter Secretion auf. Diese Blätter enthalten indess nichts weiter, als eine Herzählung der hauptsächlichsten verschiedenen Arten vermehrter Secretionen, und der daraus entstehenden Krankheiten. Alles ist, wie denn der Vf. dieses auch selbst bekennt, nur kurz hingeworfen. Ein Beyspiel der Flüchtigkeit möge hier stehen. S. 81 sagt der Vf.: „*auctam secretionem muci — in bronchiis vocamus in genere tussim.*" Er verwechselt hier die vermehrte Secretion mit der Folge, welche sie haben kann. Hinzugesetzt wird: „*Secretum ope pulmonum per os ejicitur. Levior tussis gradus non quidem periculosus est, gravior vero mali ominis. Saepius enim tabes et phthisis pulmonalis eam sequi solet.*" Diess ist alles über diesen Gegenstand, und man wird sich danach einen Begriff machen können, auf welche Weise das Übrige abgehandelt ist.

— h —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JUNIUS, 1812.

GESCHICHTE.

JENA, in der crökerschen Buchhandlung: *Leben Geoffrey* (Gottfried) *Chaucers, des Vaters der englischen Dichtkunst.* Nach dem Englischen Herrn *William* (Wilhelm) *Godwins* frey bearbeitet von *Carl Wilhelm Friedrich Breyer.* Nebst Chaucers Bildniss. 1812. 186 S. gr. 8. (18 gr.)

Merkwürdig wegen eingeflochtener grosser Ereignisse und sonderbarer Abenteuer kann das Leben eines Dichters selten seyn, da sein bestes Selbst mehr seiner inneren als der äusseren Welt angehört. Was in jener sich zuträgt, sagt er uns in seinen Werken, zu deren Beurtheilung einige Kenntniss des Zeitraums, den er durchlaufen, und der Umstände, die ihn gezwängt oder emporgehalten haben, mit dienen muss; und in sofern befördert eine Beschreibung seines äusseren Lebens die Würdigung des inneren. Was der philosophische Leser eigentlich zu erfahren begehrt, ist der Hergang des geistigen Wachsthums, die genetische Ausbildung der Seelenkräfte des grossen Mannes. Diese Darstellung kann er selbst nur geben, und nicht immer mit gleicher Vollständigkeit, nicht immer ohne Selbsttäuschung. Wer, indem er denkt, den ersten Spuren seines Denkens beobachtend nachgehen will, dem entschlüpft der Gedanke selbst. Chaucer hat seine Lebensgeschichte nicht selbst beschrieben; doch findet man in seinen übrig gebliebenen Werken manche Spuren von Nachrichten über seine äusseren Umstände. Sein Landsmann *Godwin* hat diese gesammlet, sie mit allem, was er in Betreff dessen anderswo vorfand, bereichert, mit den Denkwürdigkeiten des berühmten Herzogs von Lancaster, Johann von Gent, vermehrt, und einen Abriss der Sitten, Lebensart und Gelehrsamkeit der damaligen Zeit in England damit verwebt. Die zweyte Ausgabe seines Werks ist zu London 1804 in 4 Octavbänden herausgekommen. Hr. *B.* hat sich wohl gehütet, dieses ganze Werk in seiner Weitschweifigkeit zu übersetzen. Er sieht Godwins Arbeit nur als das Werk eines Liebhabers der Geschichte an, und hat die Überzeugung, dass es zweckwidrig wäre, wenn jemand sie auf den Boden Deutschlands, „wo bereits richtige Ansichten der Geschichte des Mittelalters zu herrschen anfangen," in ihrem ganzen Umfange verpflanzen wollte. Er liefert also eine freye Bearbeitung des Originals, hat sich blos auf Chaucer eingeschränkt, und die eingeflochtenen kritischen Erläuterungen in einen Anhang verwiesen. Nur bis zur 140sten Seite geht die eigentliche Lebensgeschichte, die in 14 Capitel zerfällt.

Chaucer ward zu London, wahrscheinlich i. J. 1328 geboren. Mit Gewissheit weiss man von seinen Ältern nichts. Er erlebte die allgemeine europäische Pest im J. 1349. London soll, nach einer uns doch sehr unsicher scheinenden Berechnung, damals über 100,000 Einwohner gezählt haben. Es wird ziemlich weit ausgeholt, um den damaligen Zustand der Wissenschaften in England zu bestimmen. Oxford hatte zu unseres Dichters Zeit 6000 Studirende. Schwerlich hat Ch. etwas Griechisch gelernt; auch unter den lateinischen Schriftstellern wurden die Classiker sehr vernachlässigt. Von den Poeten wurden Ovid, Lucan, Statius und Prudentius am höchsten geschätzt; von den Prosaisten Seneca, Boethius, Macrobius und Valerius Maximus am meisten gelesen. Er war katholisch, und scheint an den religiösen Neuerungen der derzeitigen Periode durch Wickliff und Andere keinen Antheil genommen zu haben. „Wir preisen unseren Dichter glücklich, sagt der Vf., dass er in einem Volke geboren wurde, dessen religiöser Glaube noch unerschüttert war. Denn wie sehr sich auch der Mensch mit eigener Kraft zum Anschauen des ewigen Wesens erheben mag: so steht doch immer seine Religiosität in nothwendiger Wechselwirkung mit dem Glauben seines Volks, und er wird in seinem Leben eine längere oder kürzere Periode des Unglaubens durchlaufen müssen, je nachdem die Religion, in der er geboren ist, mehr oder weniger zu wanken anfängt." Zum poetischen Gefühl und zur Musik waren die Engländer schon von den Zeiten der Angelsachsen und Dänen gewöhnt worden. Doch war die Gestalt der Dichtkunst seit Wilhelm dem Eroberer bis auf Edward I weit mehr französisch als germanisch. Das Volk nur hatte seine alte Sprache beybehalten, auch ward englisch gepredigt und gesungen. Die neugewonnene Freyheit des dritten Standes gab der Volkssprache einen Theil ihrer alten Herrschaft wieder, und mit dem vierzehnten Jahrhundert begann die eigentliche Periode der englischen Poesie, von welcher Ch. noch jetzt der Vater genennt wird. Er soll sein erstes Feuer an Dante und Petrarca, wovon der letzte bey Ch's. Lebenszeiten auf dem Capitol gekrönt ward, angezündet haben. Schon in seinem 18ten Jahre, als er noch in Cambridge studirte, erschien sein Hof der Liebe (*Court of Love*). Es war das erste Gedicht von Werth in englischer Sprache; denn Gower, der zwar Ch's. Zeitgenoss, aber weit älter war, hatte franzö-

fisch gedichtet, und schrieb erst in seinem 60sten Jahre, durch den grossen Beyfall, den sein Freund erhalten hatte, bewogen, Gedichte in englischer Sprache. Der Hof der Liebe ist in siebenzeiligen Stanzen geschrieben, die lange das Lieblingsmetrum der englischen Dichter geblieben sind, und in der Folge *Rhythm royal* genannt wurden. Der Plan ist mager, die Versification trefflich. Doch haben wir das ganze Gedicht nicht mehr in seiner Vollkommenheit; auch stehen nicht alle Verse am rechten Orte. „Nichts kann elender seyn, als die Ausgaben von Ch's. Werken (die *Canterbury tales* ausgenommen, auf deren Reinigung Tyrwhit vielen Fleiss verwendet hat). Es ist ein allgemeiner Wahn, dass seine Sprache veraltet sey; sie ist es aber nicht. Sie ist nicht dunkler, als die Sprache Spensers, und kaum verschieden von der Sprache Shakspeare's.“ Nach der allgemeinen Pest, „von welcher beynahe der dritte Theil des menschlichen Geschlechts verschlungen ward,“ gab Ch. sein Gedicht: *Troilus and Creseide*, etwa um das J. 1350 heraus. Die Beurtheilung desselben enthält viel Widersprechendes. Es soll zu weitschweifig, nicht selten gemein, platt und roh seyn, doch manche schöne Stellen enthalten. Dann soll es auch wieder beynahe ein Wunder, und wie Minerva mit voller Rüstung aus Jupiters Haupte entsprungen zu seyn scheinen. Wahrscheinlich hatte er es in Oxford verfertigt; er soll von 1347 bis 1355 in Paris gelebt haben. Dieser Zeitraum scheint überaus lang, und nicht recht zu den obigen Angaben zu stimmen. Von 1355 bis 1358 muss er sich in London zum Geschäftsmanne ausgebildet haben. Während dieser Zeit übersetzte er die *Cons. philos.* des Boethius ins Englische, nicht sehr treu. Er erhielt von Edward III „wahrscheinlich“ den ehrenvollen Auftrag, die Erziehung seines dritten Sohnes, Johann v. Gent, zu leiten. Bey seinem Aufenthalt am Hofe schrieb Ch. das Parlament der Vögel (*the Assembly of Fowls and the Parliament of Birds*), eine Galanterie für seinen Gönner, Johann von Gent. Hieher gehört auch *der Traum*, der 1597 zuerst gedruckt erschienen ist. In diesem erwähnt er der eigenen Neigung seines Herzens zu einer Dame, die „höchst wahrscheinlich“ seine nachherige Gemahlin ward. Es war eine Hofdame der Königin, jüngere Tochter von Payne de Rouet oder Roet, aus Hennegau. Ihre ältere Schwester ward dem Prinzen Johann v. Gent zum Theil, und dadurch Stammmutter des regierenden Hauses Tudor. Der geschichtskundige Übersetzer hat ohne Zweifel aus Versehen Heinrich den *siebenten* mit Heinrich dem *vierten*, einem Sohne Johanns von Gent, verwechselt. Ch. zog mit in den Krieg gegen Frankreich, der durch den Frieden zu Bretigny 1360 beendigt ward. Er übersetzte den *Roman von der Rose*, erhielt im J. 1367 eine Pension von 20 Mark, schrieb das *Buch der Herzogin*, war 1372 königlicher Gesandter bey der Republik Genua, und ward Aufseher des Zollwesens. Bald darauf erschien sein *Haus des Ruhms*, und später die *Klage des schwarzen Ritters*, welcher die *Legende von den guten Weibern* folgte. Wegen seiner Ergebenheit gegen seinen Gönner, den Herzog von Lancaster, dem der äusserst schwache Richard II nach dem Leben trachtete, fürchtete er, in dessen Sache verwickelt zu werden, und floh in die Niederlande, wo er bis 1386 mit Mangel kämpfte. Als er in diesem Jahre ungerufen nach England zurückkehrte, ward er in den Tower geworfen und seiner Ämter beraubt. Er brachte zwey Jahre im Gefängnisse zu, und schrieb sein *Testament der Liebe* darin. Durch die Angebung seiner Bundesgenossen kam er 1389 los. Die Moralität dieser scheinbar schlechten Handlung können wir nicht mehr beurtheilen, da wir nicht einmal die Namen der Angegebenen kennen. Er selbst sagt in seinem *T. d. L.*: „er habe es aus Unwillen über sie gethan, indem sie in der Absicht, ihn umkommen zu lassen, ihn des Seinigen beraubt, drückender Armuth preisgegeben, und überhaupt sich der Gemeinschaft mit ihm unwürdig gemacht hätten.“ Bald nachher zog er sich von Geschäften zurück, und schrieb zu Woodstock die berühmten *Canterbury Tales*, eine Nachahmung von Boccaccio's Decamerone. Hier drückte ihn abermals die Dürftigkeit, bis ihm 1394 eine Pension von 20 Pfund bewilligt wurde. Bis 1396 hatte der Herzog von Lancaster mit Catharinen von Swinford, Chaucers Schwiegerin, ausser der Ehe gelebt, und drey Söhne mit ihr gezeugt. Nun aber vermählte er sich öffentlich mit ihr, liess die Kinder legitimiren, und schenkte seinem Schwager Chaucer zur Auszeichnung Donnington-Castle. Nach den blutigen Greueln und Staatsverwirrungen, wodurch Heinrich von Hereford auf den Thron gelangte, starb der Dichter den 25 Oct. 1400 zu London.

Die *Beylagen* enthalten: 1) einen Auszug aus Godwins Abhandlung über das Geburtsjahr Chaucers, aus welcher hervorgeht, dass er nicht, wie Einige meinen, im J. 1344, sondern 1328 geboren ist; 2) eine Beschreibung des Alters (*deseription of old age*), aus dem Roman von der Rose; und 3) eine Rede des Liebesgottes, aus demselben. Chaucers Bildniss ist nach einer Originalzeichnung in der Bildergallerie zu Oxford gestochen. Oh.

LEIPZIG, b. Reclam: *Allgemeines historisches Archiv*, herausgegeben von *Hans Karl Dippold*, Prof. der Gesch. zu Danzig, und *Friedrich August Koethe*, Dr. und Prof. der Philosophie zu Jena. Ersten Bandes 1stes und 2tes Heft. 1811. 348 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit Vergnügen zeigen wir den Anfang einer Zeitschrift an, von welcher, wenn durch den zu früh erfolgten Tod des erstgenannten Herausgebers die Fortsetzung nicht unterbrochen wird, das historische Publicum eine gute Ausbeute zu erwarten hat. Dem Plane zufolge sollen in diesem Archiv antiquarische, geographische, statistische u. a. Forschungen, sofern sie ein vorzügliches Licht über die Geschichte verbreiten, niedergelegt werden; auch Urkunden, die entweder noch gar nicht, oder in anderer Lesart bekannt sind, finden hier einen schickli-

hen Platz. Überhaupt soll jede in diesem Archiv aufgenommene Arbeit durch das Interesse ihres Gegenstandes selbst, oder durch neue Aufschlüsse sich auszeichnen. Im Kreise dieses Unternehmens liegt aber nicht blofs die Geschichte unseres ganzen Welttheils, sondern es soll auch, so weit es durch Unterstützung deutscher Gelehrten möglich ist, auf America, Asia und Afrika Rücksicht genommen werden.

Das *erste Heft* beginnt mit der Geschichte der Grafen *Fugger* (von Hn. *Dippold*). Sie enthält eine interessante Darstellung des Emporkommens eines berühmten Grafengeschlechts, welches ursprünglich unweit Augsburg, jenseits des Lechflusses, einheimisch war, und noch im 14ten Jahrhundert sich am Weberstuhl beschäftigte. Der betriebsame Geist der Fugger begründete den Flor der Stadt Augsburg, wo der Handel unter K. Maximilian I zur höchsten Vollkommenheit gedieh. Es war nicht leicht eine Handelsstrasse, ein beschifftes Meer; wo man nicht fuggersche Güter sah. Diese Familie war die Geldquelle, zu welcher die deutschen Kaiser sehr oft ihre Zuflucht nahmen, und ihr Reichthum war so grofs, dafs K. Karl V, als er den königlichen Schatz zu Paris beschaute, äusserte: „*zu Augsburg sey ein Leinweber, der das Alles mit Geld bezahlen könne.*" Vom K. Maximilian wurden die Fugger 1473 in Adelsund 1530 vom Karl V in Grafen- und Pannerstand erhoben. Eine Stammtafel dieses merkwürdigen Geschlechts ist den Anmerkungen S. 44 beygefügt. II. *Einige Züge zu einer Geschichte der römischen Gesetzgebung, die Innungen, die Gewerbe und den Handel betreffend*, vom Prof. *Huscker*. Eine dankeswerthe Untersuchung über den Zustand des Innungswesens bey den Römern, wo der Vf. zugleich die Verschiedenheit der römischen und deutschen Innungen mit Scharfsinn entwickelt. III. *Geschichte Thomas Münzers*, von *G. C. Treitschke*. Dieser aus Quellen bearbeitete Aufsatz beschäftigt sich vorzüglich mit der Charakteristik des bekannten Anführers der aufrührerischen Bauern in Thüringen, der zwar unter die merkwürdigen, aber bey weitem nicht unter die grofsen Männer gezählt zu werden verdient. V. *Origines. Eine biographische Skizze*, von *F. A. Goethe*. Handelt zuerst von den Quellen und Hülfsmitteln, die sich dem Biographen des Origenes darbieten. Die Biographie selbst haben wir noch zu erwarten. V. *Urkunde über den Verkauf der Stadt Saalfeld*, vom J. 1389. (Ungedruckt.)

Das *zweyte Heft* enthält unter fortlaufender Numer: VI. *Resultate der Reise der Capitäne Lewis und Clarke, dem Missuri entlang bis zur Südsee.* Vom Prof. *Vater*. Aus dem Original übersetzt, und hin und wieder verglichen mit dem *Voyage à la Louisiana et sur le continent de l'Amérique septentrion* (Par. 1802). VII. *Über die Anstalten der Römer am Rhein*, vom Geh. Leg. Rath *Voigt*. Eine lesenswürdige Darstellung der römischen Eroberungen in Deutschland von den Zeiten Cäsars bis ins constantinische Zeitalter, vorzüglich in Hinsicht der militär- und bürgerlichen Verfassung der Römer am Rhein. Der Vf. zeigt, dafs Strafsburg der Waffenplatz, Mainz die Hauptfestung, Cölln die vorzüglichste Municipalität und Trier die Residenz und der Sitz der Gelehrsamkeit unter der Herrschaft der Römer gewesen sey. Die öffentlichen Steuern erhob man nach der Schätzung von den Personen oder den Gütern. Augustus führte sie schon im 27sten Jahre vor Christi Geburt in Gallien und den beiden Germanien ein. Die vorzüglichste und dauerhafteste Anstalt war die Religion. In allen Festungen und Städten, welche die Römer längst dem Rheine hin anlegten, wurden Tempel und Altäre für römische Gottheiten errichtet. Während dem verbreitete sich auch die christliche Religion heimlich unter den Legionen und Municipalitäten, und man kann für gewifs annehmen, dafs schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt am Rheine christliche Kirchen angelegt waren. Constantin der Grosse theilte das Reich in Präfecturen und Diöcesen ab, und legte dadurch einen noch festeren Grund zur bürgerlichen und kirchlichen Verfassung am Rheine. Aber zu Ende des 4 Jahrhunderts drangen die deutschen Völker von allen Seiten hervor und stürzten sich über den Orient und Occident. Strafsburg, Worms, Speyer, Mainz u. s. w., die schönen Städte und Festungen der Römer, lagen am Ende des 5 Jahrhunderts im Schutte und von der römischen Gröfse am Rhein war nichts mehr zu sehen, als die traurigen Ruinen ihrer Tempel, Mauern und Denkmäler. VIII. *Über die Unterhandlungen K. Karl V mit den evangelischen Reichsständen in Deutschland* 1530—1535, von *J. v. Arnoldi*. Besteht aus 9 merkwürdigen Actenstücken und Urkunden, die auf jene Unterhandlungen Bezug haben, und als brauchbare Beyträge zur Religionsgeschichte damaliger Zeiten der Bekanntmachung werth waren. IX. *Ungedruckte Briefe aus der Zeit des dreyssigjährigen Kriegs.* Es sind deren vier, vom König Gustav Adolph vom J. 1631, an den Rath zu Nürnberg, an den Herzog von Lothringen und an Marggraf Christian zu Brandenburg. Sie betreffen die damaligen Religionsverhältnisse, liefern aber eben kein wichtiges Datum für die Geschichte.

A. S.

Von Hn. Prof. *Koethe*, welcher das ächte Studium der Geschichte auf der Universität zu Jena nicht blofs durch Vorträge, sondern auch durch eine mit lobenswerthem Eifer von ihm errichtete *historische Gesellschaft* junger Studirenden zu beleben sucht, haben wir unlängst auch noch eine andere Schrift erhalten, deren kurze Anzeige hier an ihrem Orte seyn wird:

Jena, b. Frommann: *Historische Darstellnngen.* Erste Versuche der historischen Gesellschaft zu Jena, herausgegeben von Prof. *Koethe*. 1812. XVIII u. 270 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die lehrreiche Vorrede des Herausgebers giebt den Gesichtspunct an, aus welchem diese Versuche angesehen werden müssen. Durch einen Verein bildungs-

fähiger Jünglinge soll *ächtes Quellenstudium* in der Geschichte eingeleitet werden, damit der, welcher sich derselben widmet, früh die Unentbehrlichkeit dieses Studiums erkenne, das Bedürfniss der unerlässlichen Hülfskenntnisse empfinden, und die Nothwendigkeit strenger Kritik begreifen lerne. Die Anderen aber, deren Beruf künftig ein anderer seyn wird, sollen wenigstens mit Liebe für die Geschichte erfüllt, und zugleich durch eigene Versuche zu eigenem Urtheil über dieselbe und zu selbstständiger Würdigung dessen, was dafür geschehen ist und geschieht, hingeleitet werden. Hier werden nun einige in dieser gewiss sehr nützlichen Gesellschaft vorgelesene und beurtheilte Aufsätze hoffnungsvoller Jünglinge geliefert. Wir begnügen uns die Titel derselben aufzuführen, da, nach unserem Bedünken, bey Versuchen dieser Art, welche keine neuen Ansichten enthalten, die öffentliche Kritik nur aufmunternd im Allgemeinen seyn darf, ja sogar es vermeiden muss, durch Strenge diejenigen zurückzuschrecken, deren Aufsätze von dem Lehrer, nicht von ihnen selbst, zur Aufregung edles Nacheifers bekannt gemacht werden. I. *Pausanias*, von *C. F. W. Grosch*. II. *Numantias Fall*, von *K. G. Schulze*. III. *Der Krieg der Hunnen gegen die Westgothen und Römer*. IV. *Lebensbeschreibung Gottfried von Bouillon*, von *Ch. Schubert*. V. *Zur Geschichte des Theophrastus Paracelsus*, von *F. Amberg*. VI. *Philipp Jacob Spener*, von *F. W. Ch. E. Pfranger*.

Möge Hr. Prof. *Koethe* auf diesem rühmlich betretenen Wege mit Glück fortfahren, und in der Belebung eines gründlichen historischen Studiums bey Jünglingen, welche ihre Universitätsjahre zweckmässig anwenden wollen, die schönste Belohnung seines Eifers finden!

Die jüngste Schrift desselben Verfassers ist seine

Gedächtnissrede auf D. Joh. Jacob Griesbach, weyl. herzogl. sachs. weimar. Geheimen Kirchen-Rath, ersten Prof. der Theologie zu Jena u. s. w. *Nebst einer Skizze seines Lebenslaufs*. Von *Friedr. Aug. Koethe*. 1812. Jena, b. Frommann. 39 S. 8. (5 gr.)

In einer solchen *Gedächtnissrede* kann man billiger Weise keine Würdigung der literarischen Verdienste, welche der Verewigte besonders um biblische Kritik und Exegese sich erworben, von dem Redner erwarten: sie wäre kaum schicklich gewesen in einer Versammlung von Jünglingen, vor welchen Hr. *K.*, bey Wiedereröffnung der kirchenhistorischen Vorlesungen, diesen Vortrag in dem griesbachischen Lehrsaale hielt. Er spricht nur die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit aus, und sucht in wenigen, aber gemüthvollen, Worten zu zeigen, dass Gottesfurcht, Klarheit, Besonnenheit, Wahrheit und Treue, Grossherzigkeit und Liebe das Wesen des Verstorbenen ausgemacht haben.

Am.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Nürnberg: Einige Worte zur Widerlegung der Darstellung des Kunst- und Buch-Handels zu Nürnberg*, in *Nemnichs* Reise durch die Schweiz und verschiedene Gegenden Deutschlands, von D. *Johann Karl Osterhausen*, ausübendem Arzte in Nürnberg. 1811. 72 S. 8. Nach Angabe des Vfs. hat Hr. Lic. *Nemnich* über den Unwerth der sämmtlichen Buch- und Kunst-Händler in Nürnberg auf eine so boshafte und grobe Art abgesprochen, dass auch ein ganz Unparteyischer mit Widerwillen gegen ihn erfüllt werden muss. Um ihn zu widerlegen, verfolgt Hr. *O.* seinen Gegner Schritt für Schritt. Zuerst ist die Rede von der jetzigen Blüthe des gedachten Handels, die von Hn. *N.* als im Sinken begriffen geschildert war. Er zeigt, dass noch gegenwärtig zu Nürnberg 15 Buchhandlungen bestehen, die alle in rühmlicher Thätigkeit sind; ihrer Verlagsartikel, welche von jeder Handlung besonders summirt angezeigt werden, sind zusammen 2526. Unter diesen befinden sich mehrere wissenschaftliche und Pracht-Werke. Der Sortimentshandel ist zwar, wie allenthalben, im Abnehmen, aber, gegen viele andere Städte gerechnet, noch sehr beträchtlich; noch erhalten sich 11 Handlungen davon. Der Kunsthändler *Frauenholz* vereinzelt nicht, wie Hr. *N.* gesagt, seine Handlung durch eine Lotterie; diese soll nur ein Mittel seyn, dem Publicum den Ankauf guter Kunstsachen zu erleichtern. Die seit 1702 bestehende *homannische* Landchartensammlung hat zwar in neueren Zeiten gelitten; es wird aber nicht, wie Hr. *N.* es nennt, Altes fortgeleyert, sondern es sind in 7 Jahren 40 ganz neue Charten darin herausgekommen. Der Reisebeschreiber hat nichts als Schatten aufgestellt; um indessen eine Figur mit einem Strahlenschein in sein Nachtstück zu bringen, wählte er den Buchhändler *Friedrich Campe*, mit welchem er, bey seinem Aufenthalte in Nürnberg, unter allen Kunst- und Buch-Händlern allein Bekanntschaft gemacht hat. Dieses Lob soll, nach Hn. *O's.* Meinung, plump ausgefallen, und eigentlich eine Satire seyn. Aus allem Angeführten geht hervor, dass Hr. *N.*, dessen literarische Verdienste anerkannt werden, von einem schmähsüchtigen Wegweiser belogen seyn müsse. Er wird aufgefodert, den Namen des Betrügers öffentlich zu nennen, um jeden künftigen literarischen Reisenden vor ihm zu warnen. Rec. scheint dieses Begehren des patriotisch gesinnten Hn. *O.* zwar an sich nicht unbillig; doch wird sich sein Gegner schwerlich dazu verstehen, weil er dadurch seinen, vielleicht nur in Einseitigkeit befangenen, Berichtsteller der Rache des nürnbergischen Publicums preisgeben würde. Wenn er seine auf jeden Fall harten und schonungslosen Behauptungen für übertrieben erklärt: so möchte der Streit noch wohl glimpflich zu beendigen seyn. Der Buchhandel unserer Zeiten ist eben keine Goldgrube mehr; mancher Buchhändler, der mehr zurück als vorwärts schreitet, ist eher zu beklagen, als er Vorwürfe verdient. Dass Hr. *N.* aus bösem Willen die Kaufleute dieses Fachs verläumdet habe, ist von einem so parteylosen Mann nicht zu glauben.

Chr.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Hannover*, b. den Gebr. Hahn: *Confirmationsfeyer in der Marktkirche zu Hannover am 28 April* 1811 von *L. M. H. Evers*, zweytem Prediger an dieser Kirche. (Zum Besten eines blinden Confirmirten.) 1811. 46 S. 8. (4 gr.) Dieser Confirmationsfeyer haben wir keinen Geschmack abgewinnen können. Sie zeichnet sich weder durch Licht, noch durch Wärme, noch durch Kraft aus. Beym Vortrage kann sie auf ein gewisses Publicum Eindruck gemacht haben; aber des Drucks scheint sie uns nicht werth zu seyn.

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JUNIUS, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Georg Viscount Valentia's und Henrich Salts Reise nach Indien, Ceylon, dem rothen Meere, Abyssinien und Ägypten* 1802, 1803, 1804, 1805, 1806. Aus dem Englischen im Auszuge übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *Friedr. Rühs*. 1811. I Th. 622 S. II Th. 690 S. 8. Auch unter dem Titel: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten gesammelt und herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *Ehrmann*. 1811. XXXXIV u. XXXXV Bd. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

Das Original dieser Reise erschien zu London 1809 in drey Bänden, unter dem Titel: *Voyages and travels to India, Ceylon, the Red Sea, Abyssinia and Egypt in the years* 1802, 1803, 1804, 1805 *and* 1806. 522 S. 4. Mit 70 Kupfern und 3 Vignetten. Es kostete 9 Pfund 9 Sch. — Schon als ein solches prachtvolles Werk musste es Aufsehen erregen, mehr noch als ein Werk von einer so angesehenen Standesperson, die, allen heimischen Genüssen der Ruhe und Bequemlichkeit entsagend, eine Reihe von Jahren sich auf dem zerbrechlichen Schiffe in die stürmischen Meere und zum Theil in wenig bekannte Gegenden wagte, um Erfahrungen über das zu sammeln, was ist, und dadurch zu jenem zu gelangen, was seyn sollte. Nach Rec. Vermuthung mussten die Interessenten der ostindischen Compagnie, wie die Interessenten der Regierung, gleich begierig nach dem Resultate einer Reise seyn, die nicht bloss dem stockenden Handel neue Canäle und den gehäuften Handelsgegenständen neuen Absatz zu versprechen, sondern auch den Schleyer, der die Verwaltung der ostindischen Compagnie deckte, mehr zu lüpfen schien. In einem Klardunkel lässt *Valentia* den Grund seiner Reise blicken. Er wundert sich S. 70. I B., dass der Generalcapitain Lord *Wellesley* zu Calcuta keinen Verdacht über die Gründe seiner Reise hegte, sondern mit Unbefangenheit und Vergnügen ihm alle Nachrichten und Aufschlüsse mittheilte, die *Valentia* über den Zustand des Landes zu erhalten wünschte. Dieses und die Bereisung derjenigen Parthieen, die das Herz der ostindischen Compagnie ausmachen, verbunden mit den Besuchen bey den meisten indischen Fürsten und Grossen, und mit den flüchtigen Blicken, die er in die Verwaltung thun lässt, machen es wahrscheinlich, dass der reisende Lord mit einer heimlichen Instruction versehen war. Uns Deutschen, an Entbehrung und Ökonomie in dem ganzen, also auch im literarischen Hauswesen gewöhnt, kann ein solches Werk, das der Zufall durch die, wo nicht ganz gesperrte, doch sehr erschwerte Communicationslinie aus dem für die Literatur der Reisen in fremde Gegenden so reichen Lande zu uns führte, nur durch seinen Gehalt und innere Güte willkommen seyn, wenn es die Grenzen der lebensnöthigen Ausgaben nicht zu weit überschreitet. Hr. *R.* hat, diese deutsche Sparsamkeit im Auge, das starke Werk, mit Weglassung des Üppigen und des Überflüssigen, und selbst mit Weglassung der Kupfer, auf zwey mässige Bände beschränkt, und die Übersetzung durch die Erklärung mancher indischer und anderer fremder Ausdrücke belehrender zu machen gesucht. Die Übersetzung lässt sich, wie das von Hn. *R.* nicht anders zu erwarten ist, gut lesen, und wir sind, obgleich wir dieses wegen Mangels des Originals nicht darthun können, überzeugt, dass sie vor dem Originale im Betreff des Textes Vorzüge habe. Er ist aber so ängstlich, dass er die Worte des Originals anführt, wo er es nicht hinlänglich erreicht zu haben befürchtet, so weit Purist, dass er zweifelt (I B. S. 244), ob halbschlächtig (*Half Cart*) ein hochdeutsches Wort ist, wesswegen er lieber das weniger treffende Wort *vermischt* und *vermischte Kinder* wählt, und so offen, dass er mehrmals gesteht, er habe das oder jenes nicht übersetzen können. So findet er (S. 405. I B.) *fausse Braie* in keinem englischen Lexikon, und behält es bey; hätte er ein französisches, woraus dieses Wort entlehnt ist, zu Hülfe genommen: so würde er gefunden haben, dass es einen *Unterwall*, einen mit einer Brustwehr versehenen Gang bedeutet. Eben so lässt er *Callico quilled* (S. 118. II Th.) unübersetzt, das nach Rec. canulirter oder geklöpelter Callico heissen sollte. Wegen dieser Ängstlichkeit führt er nicht nur die Titel *Excellenz*, *Hoheit*, *Durchlaucht* als Beysätze zu den Namen nach den verschiedenen Abstufungen, ja sogar *myn Heer*, z. B. *myn Heer Andreas Conti*, *myn Heer de Witt*, *myn Heer de Wall*, an, sondern verfällt auch in steife Wortfügungen und Verbindungen, die er bey näherer Ansicht zurücknehmen würde, z. B. I B. S. 82: Der erste Versuch, eine Seidenmanufactur anzulegen, war zu Budje; S. 346: Die Bauart war beständig hübsch; S. 425: Ungestraftheit statt Straflosigkeit; S. 419: Er wird seine Arbeiten (Messungen) über die Halbinsel quer

ausdehnen u. s. w. Dieser zu grossen Ängstlichkeit muss man es ebenfalls zuschreiben, warum *Valentia's* Werk nicht noch mehr unter seinen Händen zusammengeschmolzen ist. Wären nur die häufigen Besuche bey den indischen und anderen Fürsten und Grossen, das Ceremoniel der Aufnahme, der Unterredung und Unterhaltung, worin der Lord sich sehr zu gefallen scheint, und die durch alle Stufen der Unterhaltung fortlaufen, entweder ganz weggelassen, oder in Noten darauf hingewiesen: so hätte füglich noch ein übervolles Drittel Druck-, und also auch Ankaufs-Kosten erspart werden können. Die Aufnahme bey dem Einen sieht der Aufnahme bey einem Anderen sehr ähnlich, und die Erzählung wird dadurch ermüdend. Einem deutschen Geographen im weiten Sinne dieses Worts können solche Mittheilungen nicht lange interessant seyn, weil sie zu unbedeutend sind, und einem Dilettanten oder einem bloss Leselustigen wird die Lust vergehen, das Interessante zu suchen, wenn es unter dem Bedeutenden versteckt ist. Doch sollen diese Bemerkungen den Werth einer Übersetzung nicht verkleinern, die auf der anderen Seite so viele Vorzüge hat. Wir wünschen vielmehr dem Herausgeber Glück, an Hn. *R.* einen Mann gefunden zu haben, der *Ehrmanns* Tod zu keinem Verluste macht.

Das Original ist, wie die Übersetzung, in Form eines Tagebuchs. Dawider könnte man wohl nichts einwenden, wenn die Reise den blossen Zweck hätte, geographische Entdeckungen zu machen, oder wenn sie eine diplomatische Reise wäre. In beiden Rücksichten sind Zeit und Ort die zwey wesentlichsten Bedingungen für die Sache selbst und die Beurtheilung. Ist aber die Reise mehr auf die Darstellung des schon grösstentheils Bekannten, auf den Vortrag von Thatsachen, auf die Entwickelung von Ereignissen und auf die Sache nur zufällig oder nicht nothwendig, besonders auf die Zeit berechnet: so schadet ein Tagebuch mehr, als es nützt. Es zerreisst, was es binden, und bindet, was es zerreissen sollte. *Valentia's* Reise nach Indien und Ceylon gehört mehr der zusammenhängenden Darstellung, der grösste Theil seiner Reise in das rothe Meer und nach Abyssinien dem Tagebuche an. Durch diese Form würde das Ganze mehr Rundung und Bindung gewonnen haben, fasslicher und bestimmter geworden seyn. Die vielen Lücken, die sich im Tagebuch nach Indien und Ceylon finden, würden das *diem*, auch wohl das *operam et oleum perdidi* versteckt haben. Die Umständlichkeit der Erzählung von Nachrichten, die der Geschichte angehören, passt überdiess für ein Tagebuch nicht, und wie schwer und schwerfällig muss die Lectüre werden, da der Vf. anfängt und abbricht, den Faden wieder aufnimmt, und ganz fallen lässt, ohne ihn auszuspinnen. In der Erzählung dieser Thatsachen liegt noch eine Foderung, die kein Leser und die also auch keinen Leser befriedigen kann. Er setzt nämlich die Kenntniss der Specialgeschichte der Länder voraus, und zwar so, dass er sogar die Chronologie weglässt, und dass man kaum weiss, ob von alter oder neuer Zeit die Rede ist. Eine vollständige Revision von Allem, was der Wissenschaft in materieller Hinsicht förderlich seyn könnte, mit diesem Werke angestellt, hätte den Schwächen Stärke, der Hypersthenie Kühle zusetzen, das Mass der Darstellung und der Sache näher bestimmen, das Wesentliche nach der Sonderung von dem Zufälligen mehr heben, und die Resultate bedeutend auszeichnen können. Der Vf. erzählt I B. S. 308, dass ein Mann, den *North* auf seinen Reisen eidlich vernahm, wessen Religion er sey, erwiedert habe: Ein Christ. Auf die Frage: Von welcher Secte? Ein holländischer Christ. Auf die dritte Frage: Also glaubt ihr an Budha? Ja gewiss! *North* habe ihn darauf als einen Protestanten schwören lassen. „Ich bin, setzt er hinzu, überzeugt, dass bereits das Schein-Christenthum ein Vortheil ist“ (man erinnere sich an die Vortheile aus den Zeiten Bonifacius, der Priester antraf, die des Morgens dem wahren, und des Nachmittags den heidnischen Göttern opferten), „da es die Vorurtheile zerstört, und die Kinder durch den Unterricht zu wirklichen Christen macht.“ So befürchtet er auch S. 244 Alles von vermischten Kindern, und räth, sie nach Europa auf immer zu versenden. Gegen die Holländer ist er auf eine schreyende Art ungerecht. Was muss *Lichtenstern* sagen, wenn er liest S. 37: „Auf meiner Reise nach Constantia sah ich bey *Nicolas Bestern* zwey Ideale von holländischen Bauern mit ihren Weibern und Kindern; nie sah ich schwerfälligere und wohlbeleibtere Thiere in Menschengestalt.“ S. 319. „Die Gerechtigkeit ward unter den Holländern auf Ceylon von eben so unwissenden als feilen Personen verwaltet. Ihre Gerichtshöfe waren mit Männern ohne Kenntniss, ohne Erziehung, ohne Charakter besetzt, die Niemand controllirte; ihre Ämter, wozu Zufall oder Bestechung sie befördert hatte, machte sie zu Richtern, obgleich sie der Auswurf ihres Landes waren. Sie schienen alle Rechnungen verfälscht zu haben. Sie gestatteten keine Theilung unter Kindern, vernachlässigten den Ackerbau, und Lord *North* hat sich um sie sehr verdient gemacht.“ — Dass er bey diesen Gesinnungen den Abzug der Engländer vom Cap für die Holländer als einen Verlust ansieht, lässt sich leicht denken; aber dass er die Hottentotten, ein harmloses Menschengeschlecht, wie er sie nennt, von ihrer Völlerey, Trägheit und Bestialität durch die Engländer gebessert glaubt, liess sich kaum erwarten, weil man gerade das Gegentheil weiss. Nur ein einziges Mal lässt er ihnen Gerechtigkeit widerfahren, wo von den Schulen die Rede ist, deren Blüthe er I B. S. 308 von den Holländern, und deren Verfall er von den Engländern datirt, die keinen Gehalt auszahlten. Unverkennbar ist zwar auch sein Nationalhass gegen die Franzosen, allein er ist doch zugleich schonender. Die Ägyptier, sagt er II B. S. 288, sind nicht halb so hart von den Franzosen, wie von ihren vorigen Herrn, behandelt worden. Von Napoleon spricht er mit Hochachtung, und nennt ihn den Ausserordentlichen, den Beherrscher des Continents. Er sieht es sogar zweymal (S. 51. I B. und S. 194. II B.) als möglich an, dass die Besitzungen der Engländer in Indien sehr gefährdet sind.

Es liegt ausser den Grenzen des uns vergönnten Raums, sowohl die verschiedenen Blössen dieses Werks, denen Hr. *H.* zum Theil durch seine Noten abgeholfen hat, einzeln aufzudecken, als auch das Bedeutendste und Interessanteste daraus mitzutheilen; doch sey uns in letzterer Hinsicht erlaubt, wenigstens einige Puncte unter fortlaufenden Numern, verbunden mit einigen Bemerkungen und Vergleichungen, auszuheben, um der Übersicht der Lectüre und der Literatur zu Hülfe zu kommen. 1) *Das Cap.* Vergleicht Rec. die Nachrichten, die in den englischen Miscellen III B. I St. S. 15 und in *Lichtensterns* I B. über den Zustand vorkommen, worin sich das Cap zur Zeit der englischen Besitznahme befand, mit denen von *Valentia:* so sind sie in vielen widersprechend; aber neu war es uns, von *Valentia* zu hören, dass die Ausgaben für den Civil- und Militär-Dienst die Einkünfte um 200,000 bis 300,000 Pfund jährlich überstieg, woran zum Theil die Unterhaltung der Besatzung von 6000 Mann Ursache war. *Valentia* hält das Cap für bedeutend, sowohl in Ansehung des beträchtlich zu verbessernden Ertrags des Acker- und Wein-Baues, als in Ansehung der Sicherheit der englischen Besitzungen in Ostindien und der spanischen Besitzungen in Südamerika. 2) *Calcuta.* Die Bevölkerung beträgt nach ihm nur 500,000 Seelen, also um ½ weniger, als die gewöhnlichen Angaben. Die Luft ist noch immer durch dicke Gesträuche und Moräste verdorben. Mit Recht tadelt er den griechischen Stil der Baukunst an den Häusern; er bildet mit dem Landesgeschmacke einen Contrast. Dem botanischen Garten des D. *Roxburgh* fehlt es bey allem bewundernswürdigen Reichthume an Pflanzen, und bey einer geschmackvollen Anlage an wissenschaftlicher Anordnung. *Valentia* konnte dieses zum Theil beurtheilen, da er, wo nicht Botaniker (denn er verwechselt S. 392 die Arten des Brodbaums, und den Jukka — *Artocarpus integrifolius* will er nicht für einen Brodbaum gelten lassen), doch Dilettant ist, welches man aus mehreren Stellen deutlich wahrnimmt. Die schwarze Höhle ist jetzt ein Magazin mit einem Denkmale! Möchten doch die Herren des Landes, von denen er selbst sagt, dass sie, statt auf Verbesserungen, lieber darauf denken, ein grosses Einkommen und eine vermehrte Dividende zu haben, und die sich allen Planen zur Verbesserung des Landes widersetzen, durch dieses Denkmal recht lebendig erinnert werden, dass die alte Frau (so nennen die Eingebornen nach S. 142 die ostindische Compagnie, und glauben, dass die Generalgouverneurs ihre Kinder sind, z. B. *Lord Soheka Chanja*, *Compagny Kinawaja Tesbrif Caja*, des Lords *Wellesley* Schwestersohn und der Enkel der Frau Compagnie ist angekommen) mit den Jahren immer gebrechlicher wird, besonders da auf 800 englische Meilen von Calcuta kein einziger kleiner Vertheidigungsplatz vorhanden ist, und die weit ausgebreitete Herrschaft in keinem Verhältnisse zu den wirklichen Kräften steht, wie *V.* offenherzig bekennt. — Das Gouvernementshaus ist mit verschwenderischer Pracht aufgeführt, und *Wellesley* desswegen getadelt worden. *V.* nimmt ihn in Schutz, und da Alles in Indien den Charakter des Ungeheuren und des Glanzes trage: so wünscht er sogar, dass Indien mehr aus einem Pallaste, nicht aus einem Comptoir, mit dem Glanze eines Fürsten, und nicht eines Indigokrämers, beherrscht werde. *Wellesleys* Institut zur Bildung junger Beamten ist leider eingegangen. Es giebt zwar eine, aber unbedeutende brittische Kirche, sie hat aber noch keinen Bischof. D. *Buchanan* hatte schon die Nothwendigkeit einer Episcopaleinrichtung bewiesen, aber noch scheint man nicht von der Pflicht durchdrungen, bey 11 Millionen Einkünften Etwas religiösen Zwecken zu opfern. — Vielleicht liegt die Ursache davon in der Furcht vor dem Conflicte mit den Braminen, der mit Einführung dieses hierarchischen Systems, das jederzeit herrschsüchtig ist, vergrössert werden würde. *V.* will daher, dass die Geistlichkeit ein gutes Auskommen habe, und ewig ans Land gebunden sey. Auch bezweifelt er, dass die Hindu als Christen bessere Unterthanen seyn werden; er glaubt vielmehr, dass sie aufhören werden unterthan zu seyn, da die Kasten-Eintheilung, die sie gegen politische Intriguen unempfänglich mache, mit der Gleichstellung der Rechte und der Einführung des Christenthums wegfallen, die Leidenschaften erwachen, das Talent sich geltend machen, und es schwer seyn würde, in einem solchen Falle so viele Millionen Eingeborne einer Handvoll Europäer unterwürfig zu erhalten. Man sieht hieraus, dass der Vf. das äussere Christenthum, welches nie das Innere veredelt, mit dem inneren, welches das äussere formt, verwechselt. Die politische Unterwerfung verdankt dem Christenthum seine Consolidation. — 3) *Lukno.* Den Weg dahin (160 geographische Meilen) machte er meistens zur Nachtzeit in einem Palankin. Unfern von Kossimbazar, das aber nur dem Namen nach wegen seiner Seidenfabrication berühmt ist, besucht er den grössten Stapelplatz für Seide, nämlich Dschongepar. Die schon 1773 angelegten Gebäude beschäftigen 3000 Menschen; bey jedem der 600 Öfen ist ein Mann, der die Seide spinnt, und ein Knabe, der das Rad dreht. Es giebt 3 Arten von Seidenwürmern; die erste und beste die von Tippera, die zweyte und gewöhnliche von Dacey, die dritte und schlechteste die chinesische oder madrasische, jene giebt eine, beide letztere 8 Ärndten. — Die Bewohner des Landes sind im nordl. Theile von Bengalen weit gröser und stärker. Benares zählt ohne den 3000 Köpfe starken Hofstaat der drey hier wohnenden Prinzen 580,000 Einwohner, 12000 feste ein- bis sechsstockige Häuser, 16000 andere. Die Mahomedaner machen nicht völlig den zehnten Theil der Bewohner aus. Die Strassen in dem volkreichsten Theile der Stadt sind so enge, dass man kaum mit einem Pferde durchkommen kann. Die Häuser, meistens dicht an einander gebauet, haben Terrassen, statt Dächer, und um jedes Stockwerk laufen Kränze von Schnitzwerk. Die Fenster sind klein, um die Wohnung kühl zu erhalten. Das Land ist ausser-

ordentlich einträglich, das Klima sehr gesund, im Winter wegen der nahen Gebirge von Tibet kalt. Von Luknow erfährt man gar nichts, ungeachtet er sich lange genug dort aufhielt. Von Luknow ging die Reise nach Futtyghar. Der Nabod von Furrukabad, der ihn empfing, hatte in seinem Turban einen Kopfschmuck von Juwelen, in deren Mitte ein Smaragd, 1 Zoll hoch, 1½ lang, rund von flachen Diamanten eingefasst war; eine kostbare Perlenschnur befestigte ihn. Den Ring von einem einzelnen Diamanten schätzt *Val.* auf 10,000 Pfund; er erfuhr aber, dass alle diese Juwelen auf Pfand genommen, und bey der Rückkehr wieder abgegeben wurden. 4) *Ceylon.* Der Vf. sucht zwar die Besitznahme, deren Geschichte er mit Interesse erzählt, zu beschönigen, aber ohne Wirkung. — Die politische Lage Ceylons war, seit die Küsten im Besitze der Europäer sind, die sonderbarste. Der einheimische Fürst in seiner Hauptstadt Kandi im Mittelpuncte der Insel durch die Fremden, die ihn mit einem Kreise ihrer Niederlassungen rings an der ganzen Küste eingeschlossen hatten, von aller Verbindung gänzlich abgeschnitten, musste, wenn er nach seinen Religionsgesetzen eine Frau von der malabarischen Küste holen wollte, sie erst um Erlaubniss ersuchen, während die Europäer, auf den schmalen Küstenstrich beschränkt, von allem Zugange ins Innere abgeschnitten waren. Man rechnet 240,000 Protestanten und noch mehr Katholiken, worunter auch Halbkatholiken sind, die die Lehren des Budha mit den ihrigen verbinden. Der Aufenthalt an der Küste ist sehr gesund, Point de Galle gesünder, als Colombo, wo eine schnell tödtende Wassersucht und die Elephantiasis herrscht. Die Cingalesen zieht er den Bengalesen in Ansehung der Schönheit, den Rajaputen in Ansehung der Zierlichkeit vor; ihre Fehler schreibt er auf Rechnung der Holländer, und L. *North* eignet er die meisten Verdienste an. Sollte die Krone die Verwaltung Indiens übernehmen: so wünscht er, dass Ceylon der Sitz einer eigenen Regierung werde, weil die Lage der Insel in der Mitte der Besitzungen, ihre Häfen, Erzeugnisse und Schätze sie dazu bestimmen. — Sehr wahr ist die Bemerkung, dass das Bekehrungsgeschäft unter den Augen der Regierung weit sicherer ist, als wenn es durch Missionarien betrieben wird, deren Eifer so oft der Klugheit voraneilt. 5) *Madras.* Was ihm seit der Abreise von Colombo über Negumbo, Dschilow, Andapone, Putlam, bey der Reise nach Mandar, Ramissaram, Tanjore, Pondichery aufstösst, ist flüchtig berührt, den Hügel von Ramissarem mit der Pagode ausgenommen, die beide weitläuftig beschrieben werden. Die Nachrichten über Pondichery stehen in mehrfacher Hinsicht mit *S. Croix* in Widerspruch; auch ist es auffallend, dass der Vf. S. 383 Pondichery und Calcuta noch immer zu den schönsten Städten Indiens rechnet, während er S. 382 gesteht, dass Pondichery sich seit seiner Zerstörung 1761 nicht erholt habe. Die jungen Männer sind daselbst nach ihm über alle Erwartung unwissend; aber ein Verdienst der Franzosen ist die bewundernswürdige Geduld, womit sie hier, wie in Europa, das Unglück ertragen. 6) *Mangalore.* Das Fort *Velore* (Valore bey *S. Croix*), Tippos Familiengefängniss, ist das festeste in ganz Indien. Die Mauern bestehen aus sehr grossen Steinen, und haben in kurzen Zwischenräumen Bastionen. Die Familie Tippos aus 12 Söhnen, wovon der älteste uneheliche 12—14 Kinder hat, und aus 8 Töchtern bestehend, werden mit aller Aufmerksamkeit behandelt (?), die mit der Sicherheit verträglich ist. Tippos Charakter-Schilderung ist Grausen erregend. Die gänzliche Ausrottung der Nairs von Rang, die durch die Eroberung seine Unterthanen geworden waren, scheint von ihm beabsichtigt gewesen zu seyn, welches *V.* noch beweisen muss. Seringapatam steht tief unter allen Hauptstädten Indiens; die Paläste des Sultans haben weder die schwere imponirende Würde hindusischer Bauart, noch die leichte lustige Zierlichkeit mahomedanischer Gebäude zu Luknow. Hyders Pallast ist der Aufenthalt eines Wundarztes; sein Zenana ein europäischer Spital; Tippos Zenana eine Barake für die Artillerie, sein Arsenal ein Vorrathsbehältniss von Flinten, Speeren, Dolchen, Kettenrüstungen (alt Eisen) und von einigen von Tippo gegossenen Artillerie-Stücken mit der Gestalt eines Tigers verziert, der den Kopf eines Europäers verzehrt. Der Pallast Lolbang, 1780 von Hyder angefangen, 2 Stockwerk hoch, die Oberzimmer und Balkons vortrefflich, und sein Mausoleum, wo alle Personen dieser Familie ruhen, und die Moschee, kurz das ganze Gebäude, mit Kuppeln versehen, macht einen herrlichen Eindruck. Mangalore, der erste Hafen in Tippos Staaten, tief, von beträchtlichem Umfange, für 500 Tonnenschiffe durch Tippos Anstalt fahrbar, hat jetzt einen 10mal grössern Handel: die Exporten betragen 11 Lak Rupien, der Reis allein 9 Lak; die Einfuhr besteht hauptsächlich in Tüchern aus Surate, in Remontepferden, und einigen Droguerieen. Zu einem Kriegshafen ist er durch die Sandbank verdorben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Berlin,* b. Schöne: *Kleiner Sittenspiegel in Versen,* enthaltend die Pflichten, welche ein Kind in und ausser der Schule zu beobachten hat. Von *C. L. Henke.* 1 Heft. 1810. 32 S. 8. (8 gr.) Dass Regeln des äusserlichen Anstands, in leichte Reimverse eingekleidet, bey Kindern besseren Eingang finden, als in Prosa, darüber ist Rec. mit dem Vf. dieses Sittenspiegels einverstanden; aber er zweifelt, ob der Vf. seine gute Absicht erreichen werde. Die Verse sind zwar fast durchgängig leicht und der kindlichen Fassungskraft angemessen; aber die einzelnen Sittenregeln sind nicht getrennt, und hängen so an einander, dass sie sich nicht leicht dem Gedächtnisse einprägen. Es finden sich nur folgende Abtheilungen: 1) Pflichten eines Kindes bey und nach dem Aufstehen; 2) Pflichten auf dem Wege nach der Schule; 3) Pflichten in der Schule; 4) Pflichten nach der Schule.

D. M. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JUNIUS, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Georg Viscount Valentia's und Henrich Salts Reise nach Indien, Ceylon, dem rothen Meere, Abyssinien und Ägypten* 1802, 1803, 1804, 1805, 1806. Aus dem Englischen — von *Friedr. Rühs* u. s. w. I. II Theil.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

7) *Bombay*. Von Mangalor schiffte *Valentia* sich nach Arabien ein, aber zufällige Umstände nöthigten ihn zurück. Die Präsidentenschaft Bombay ist in politischer Hinsicht unbedeutend, die Sorge ausgenommen, die Armee auf dieser Seite Indiens mit Vorräthen und Geld versehen zu können. Die Ausgaben betragen monatlich 18 Lak Rupien; die Stadt, als Niederlagsplatz für die Marinebedürfnisse wichtig, ist im portugiesischen Geschmacke gebauet, das Gouvernementshaus ein schönes Gebäude, die Lage ungesund, die Insel Salsette noch mehr; die Einwohner sind meistens Perser, die sich nicht acclimatisiren. Von Bombay machte er eine Seiten-Tour nach *Punah*, der Hauptstadt des Marattenstaats und der Residenz des Paschwa, dessen sämmtliche Einkünfte er auf 7,164,724 Rupien anschlägt. Bey der Rückreise von Punah nach Bombay über Dschindschur besuchte er die vorgeblich vermenschlichte Gottheit Gunpulty, deren Geschichte und Beschreibung aus den *asiatic researches* hinlänglich bekannt ist. 8) *Mokha*. *V*. wollte die westliche Fahrt des rothen Meers untersuchen, wozu er theils durch die Alten, die sie der östlichen vorzogen, theils durch die neuen Handelsvortheile, die eine nähere Verbindung mit Abyssinien zu versprechen schien, theils durch die Nationalehre, die eine Vervollständigung und Bestätigung der Kenntniss dieser den Alten so bekannten Küste foderte, bewogen wurde. Bey seiner ersten Reise nach Mokha ging er von Mangalor über Cap Guardafui und Cap Aden ab. *Aden*, dessen Geschichte er vom 13 Jahrhundert an mittheilt, wo es in blühendem Wohlstande war, und seit welcher Zeit es nur allmählich verfallen zu seyn scheint, gleicht von der Seeseite einem Ruinenhaufen; sein Hafen hat den Vorzug vor allen anderen in der Meerenge; man kann zu allen Zeiten auslaufen. *Jemen* verdankt seine Reichthümer bloss dem Kaffee, durch dessen Verkauf die Kaufleute in Ägypten die Thaler empfingen, womit sie die Manufacturen Indiens einkauften. Ehemals betrug der Überschuss des Metalls 12 Lak, jetzt nur 2 Lak Rupien. *Mokha*, das er bey seiner dritten Ankunft näher beschreibt, von ungefähr 15000 Einwohnern, mit weiss angestrichenen Häusern, eine einförmige Linie mit ihren flachen Dächern bildend, schmutzig im Innern und Äussern, ist mit einer dünnen, zum Theil 16 Fuss hohen Mauer umgeben, und von zwey Forts, die eine einzige Schiffsladung zertrümmern kann, und von Kanonen vertheidigt, die theils durch die Zündlöcher geladen werden. In Mokha erfuhr er schon, dass eine regelmässige Communication zwischen Mokha und Massowah (Massuah) und zwischen diesem Orte und Suakin (Suakem) Statt findet, und dass Massowah kein so unsicherer Ort sey, als *Bruce* ihn schildert. Er miethete also ein einheimisches Schiff, um nach Suakin bis zur Breite des Flusses Farat zu gehen. 9) *Suakin*. Bey der ersten Abreise von der afrikanischen Küste bis zur Ankunft auf der Insel Dhalac und der Ankunft zu Massowah, wie der Rückkehr nach Mokha, werden viele neue geographische Puncte neu benennt, aber nicht überall geographisch bestimmt; und da die Charte nicht beyliegt, das Detail selbst aber zu gross für diese Blätter ist: so müssen wir uns hier, wie bey der zweyten Reise von Mokha, Dhalac, Massowah, Port Mornington, den Wellesley-Inseln bis nach *Suakin*, nur mit dem Resultat begnügen, dass durch seine und des Secretärs *Salts* eigene Beobachtungen, wovon S. 339 bis zum Schlusse des II Bandes ein eigener Anhang befindlich ist, wie durch die Nachrichten ihrer Freunde in Massowah, und die Versicherung des Capitain *Court*, der 1795 sich dem felsigen Eiland Macowar so weit näherte, um die Lage bestimmen zu können, die Communication mit der offenen See ausgemacht ist. Er nennte desswegen den engen Durchgang zwischen den Untiefen von Suakin und Macowar *Courts* Durchgang. Das gegenwärtige Macowar erklärt er für das Berenice Panchrysos der Ägyptier (vgl. *Heerens* Ideen S. 413), oder das Salaka der Araber. Die Erzählungen von *Bruce* über Macowar, und seine ganze Reise von Cosseir hält er für eine Erdichtung, wie *Niebuhrs* Schilderung der Araber für parteylich, die er ganz entgegengesetzt darstellt. 10) *Alexandrien*. Von Massowah nach *Dschidda*, das 40 englische Meilen von Mekka entfernt ist, und weit bessere Häuser als Mokha hat. Die Strassen sind eng, daher Schatten gewährend; die See bespült die Mauren; der Pallast am Rande des Wassers hat Süd- und Nord-Balkons; das Zollhaus, ein schönes hohes Gebäude, steht nach der See zu; der Handel trägt die Kosten der Vertheidigung nicht. Der Hafen wird durch unzählige Riffs von Madreporen gebildet, die sich ungefähr

4 Meilen vom Ufer erstrecken; zwischen ihnen find viele enge Canäle mit gutem Boden von 6—12 Faden, wo die See beym heftigften Sturme fpiegelglatt ift. Bey der Reife nach *Suez* wird, drey Tage nach der Vorüberfahrt an der Küfte Jambo, die einen Theil der grofsen Kette von Radua (Lamlan) bildet, unter 26° 32 N. ein Cap voller Brandungen entdeckt, das den Namen C. *Barry* erhielt. *Suez* kann nie ein bedeutender Ort werden, weil die Nautik bey allen Fortfchritten noch kein Mittel erfunden hat, der Gewalt der Nordwinde, die im oberen Theile des Meerbufens wehen, zu widerftehen. *Kahira. Rofette. Alexandrien.* Wenn auch die Prachtausgabe der *Description de l'Egypte. Paris* 1809 *et* 1810 (J. A. L. Z. 1811. N. 215—218) und die *Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte et sur quelques contrées voisines par M. Quatremere. Paris* 1811 (vgl. J. A. L. Z. 1811. No. 213) die meiften Werke, die die Gegenwart und nach vorhandenen Reften die Vergangenheit darftellen, entbehrlich machen: fo wird man doch einzelne Bemerkungen in *V.* fchätzbar finden, z. B. die Meinung, dafs das Delta von dem Nile gebildet fey, wird mit haltbaren Gründen widerlegt; *Timai* (*Thmuis* des Ptolemäus, wo nach *Herodot* Pan verehrt und die Ziegen heilig gehalten wurden) ift von keinem einzigen Reifenden befchrieben, und ward nur auf eine kurze Zeit vom General *Vernier*, des Tributs wegen, befucht. Der Pallaft (*gussur*) liegt eine halbe Meile entfernt; ein Altar aus polirtem rothem thebaifchen Granit 23 Fufs 4 Zoll hoch, 12 Fufs 8 Zoll breit, 11 Fufs 3 Zoll auswendig tief, fteht noch, auf einem Fufsgeftelle von demfelben Stoffe, welches wieder zwey Unterlagen hat, die 6 Fufs 3 Zoll hoch find, fo dafs die ganze Erhöhung 34 Fufs 7 Zoll beträgt; die Ruinen von *Bahbeit* (*Ifidis oppidum*), von *Pococke* befchrieben, verdienen die Bewunderung nicht, die *Savary* ihnen zollt. Aus den Ruinen von Alexandrien beweift er, dafs *Strabo's* Befchreibung davon vollkommen wahr fey. — Von Alexandrien ging er nach Malta, deffen Wichtigkeit für England und deffen reifsende Fortfchritte in der Cultur er fehr rühmt, und über Gibraltar nach Spithead.

Der Anhang von *Salts* (feines Secretärs) Reife nach *Abyffinien*, die von *Maffowah* ausgeht, und über *Arkiko*, *Dikan*, *Antalow*, *Akum* und *Adowah* einzelne Nachrichten, zum Theil fchätzbar, aber manche aus Mangel an einer Charte unverftändlich, mittheilt, beftätigt das Urtheil *Valentia's*, dafs man fich auf *Bruce's* Zeichnung eben fo wenig, wie auf feine Wahrheitsliebe verlaffen könne. In Adowah fielen alle Berichte, die er auf Erkundigungen erhielt, dahin aus, dafs *Bruce* nie ein Land noch Commando befafs, dafs er keinem Kriege beywohnte, wenig arabifch gefprochen und Gefellfchaften fehr vermieden hätte. Die Gefchichte der Veränderungen feit *Bruce's* Zeiten, und die Anfichten der abyffinifchen Gefchichte ergänzen eine grofse Lücke, wenn man gleich, wie auch Hr. *Ruhs* bemerkt, in letzter Hinficht nicht der Meinung feyn kann, dafs die Abyffinier Flüchtlinge aus Ägypten find.

H. P. E.

MARBURG u. CASSEL, b. Krieger: *Erich Th. Svedenfljerna's Reife durch einen Theil von England und Schottland, in den Jahren* 1802 *und* 1803, *befonders in berg- und hüttenmännifcher, technologifcher und mineralogifcher Hinficht.* Aus dem Schwedifchen mit einigen Anmerkungen und Erläuterungen von *Joh. Georg Ludolph Blumhof*, der W. W. D., grofsherzogl. heff. Hütteninfpector zur Ludwigshütte u. f. w. 1811. VI u. 194 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. *Svedenfljerna*, Directeur der Hohöfnerey und des Frifchfeuerbetriebes in einigen Bergrevieren Schwedens, machte in den Jahren 1802 und 1803 auf Koften der fchwedifchen Hütten-Societät eine Reife durch England und Schottland, vornehmlich, um fich von den dortigen Eifen- und Stahl-Manipulationen genau zu unterrichten, aus deren Kenntnifs man Gewinn in Anfehung der Verbefferung der fchwedifchen Eifen- und Stahl-Handthierungen zu ziehen wohl mit Recht und um fo mehr hoffte, da der Reifende als ein fehr erfahrener Hüttenmann bekannt war. Bald nach feiner Rückkehr, im Jahre 1804, gab derfelbe einen Bericht über feine Reife heraus, unter dem Titel: *Resa igenom en del af England och Skotland* (Stockholm, b. Delnen, 329 S. 8). Die gefpannte Erwartung, womit die Schweden der Erfcheinung diefer Schrift entgegen gefehen hatten, wurde nicht ganz befriedigt, indem diefelbe nur eine oberflächliche Erzählung der Reife, keineswegs aber die erwarteten, genauen Auffchlüffe über die zum Theil nur noch fehr unvollkommen bekannten englifchen metallurgifchen Proceffe lieferte. Der Vf. verfprach die letzteren in befonderen Abhandlungen, namentlich in den *Samlingar i Bergsvettenskapen* mitzutheilen; hat aber, fo viel uns bekannt geworden ift, fein Verfprechen bis jetzt nur in geringer Mafse erfüllt. Abgefehen hievon, ift der Inhalt obiger Reifebefchreibung doch in mehrerer Hinficht intereffant; daher Hr. *B.*, der fich bereits ein grofses Verdienft um die Übertragung fchwedifcher Schriften in das Deutfche erworben hat, allen Dank verdient, auch diefe auf deutfchen Boden verpflanzt zu haben. Die Überfetzung ift — wie wir folches nach einer genauen Vergleichung vieler Stellen bezeugen können — überaus richtig und dabey fliefsend. Auch ift diefelbe mit mehreren lehrreichen, befonders literarifche Nachweifungen enthaltenden Anmerkungen des Überfetzers ausgeftattet worden.

Der Vf. trat feine englifche Reife nach einem Aufenthalte in Paris an, wo derfelbe Vorlefungen über Chemie und Mineralogie befucht hatte, und wählte den Weg über Calais nach Dover, und von da fogleich nach London. Unter den Nachrichten von diefer Stadt find die über die dortigen Mineralienfammlungen befonders ausführlich und intereffant. Nicht ohne Staunen lieft man die Erzählung von den Schätzen der *grevillefchen* Sammlung, welche nach dem Urtheile unferes Vfs. die reichfte und vollftändigfte nicht allein in London, fondern vielleicht in der Welt ift. Unter anderen befindet fich darin ein

Rubellit, den einem englischen Gesandten vom Könige in Ava geschenkt worden war; er wiegt einige Pfunde, und ist von der Grösse eines Hutkopfs. — Von London ging die Reise zuerst nach Cornwallis. Zwischen Exeter und Plymouth, unweit Morton Hampstead wird ein dem Graphite ähnelnder sogenannter Eisenmann (*Shining Ore*) gegraben, welchen man nach London und anderen Orten Englands verkauft, und hier, wie den Graphit, zu verschiedenen Arten von Anstrich, besonders auf Eisen, anwendet. — Einige englische Meilen von St. Austle in Cornwall wird der weisse, feuerbeständige Thon gegraben, womit nicht allein Porcellanfabriken in England und Schottland, sondern auch besonders die grosse wedgewoodsche Steingutfabrik in Staffordshire versorgt wird. Der Thon hat nach dem Trocknen ganz das Ansehen eines aufgelösten Granits; der Vf. ist aber, vielleicht nicht mit Unrecht, der Meinung, dass man eben so gut annehmen könne, dass diese Masse vom Anfange ihrer Bildung an in diesem Zustande gewesen sey. Man ist in der That im Allgemeinen viel zu bereitwillig, die Ursache von dem Vorkommen eines Fossils in der Verwitterung eines anderen zu suchen. Manche Mineralkörper, welche für decomponirt angesprochen zu werden pflegen, gingen vielleicht so und nicht anders zu Anfange aus der Hand der Natur. — Von den Merkwürdigkeiten der Gegend von Svansea handelt der Vf. ziemlich ausführlich. 1) Von der Schiffahrt auf dem Taveyflusse. 2) Von den Canälen und Wasserleitungen. 3) Von den Eisenbahnen, bey denen man zwey Arten, *Railroads*, *Railways* und *Tramroads*, *Tramways*, unterscheidet. Bey jenen haben die Räder Falzen; bey diesen haben die Bahnen aufstehende Ränder. 4) Von den Dampfmaschinen. 5) Von der Steinporcellanfabrik; bey dieser Gelegenheit u. a. auch von dem Bedrucken des Geschirres. Die Kupferstiche werden mit einer aus rothem Kobalt bereiteten Farbe auf feines Druckpapier abgezogen, und dieses wird noch feucht auf das verglühete Porcellan geklebt; darüber kommt die Glasur, womit dann das Geschirr eingesetzt und blau gebrannt wird. — Unweit Neath befindet sich ein Eisenhohofen, dessen Schacht in einem Berge abgeteuft und ausgemauert ist. — Einige schätzbare Nachrichten theilt der Vf. von den trefflichen Eisenwerken Pennydarran und Cyfartha mit. Hier besonders von den *Refineryes* und dem *Puddling*-Processe, einer eigenen Art von Stabeisenbereitung, welche in Reverberiröfen (*Puddling furnaces*) vorgenommen wird, und die vor etwa 20 Jahren von einem Engländer *Corth* erfunden wurde. Der Vf. macht auf die Stärke und Grösse der Maschinen aufmerksam, welche die Blasbälge, Hämmer und Walzwerke in Bewegung setzen. Ein englischer Stabeisenhammer wiegt wenigstens 60 bis 70 Schiffspfund; eine Welle 100 bis 150; Schwungräder bey Walzwerken 50 bis 60 Schiffspfund u. s. w. — Dicht bey Brosley in Schropshire liegt das Eisenwerk Calcutt, woselbst u. a. auch Kanonen gegossen werden. Die hier bey Steinkohlen fabricirten sollen andere in Cumberland oder Lacashire bey Holzkohlen verfertigte an Stärke übertreffen. Diess wurde bestätigt durch 8 Fuss lange und ½ Zoll dicke Gusseisenstangen, welche der Vf. untersuchte; unter deren einem Ende eine 8 bis 9 Zoll hohe Unterlage angebracht wurde, während das andere Ende auf dem Boden ruhete. Hier, wie überall in England, wird bloss in Sand gegossen: Stücke von dem schwächsten Gewicht, und von 8 bis 9 Tonnen Schwere, folglich auch Kanonen von jedem Kaliber. Auch werden Kanonen, bey zweckmässiger Beschickung, unmittelbar aus dem Hohofen eben so gut gegossen, wie aus Reverberiröfen (*Air-furnaces*); woran man bisher in manchen Gegenden zweifelte. — S. 74 ist von Eisensteinflötzen die Rede, welche über oder unter Steinkohlenflötzen vorkommen. Der *Thonschiefer*, welcher bey dieser Gelegenheit erwähnt wird, ist nach aller Wahrscheinlichkeit *Schieferthon*. — Von Brosley und Colbrookdale ging die Reise weiter nach Birmingham. Auf dem Eisenwerke Ketteley hat nach dem Vf. Hr. *Raynolds* mehrere Versuche im Grossen angestellt, um Stahl mit Zusatz von Mangan zu machen. Gern hätten wir hierüber mehr als diese kurze Notiz gefunden. Der Vf. würde sich vermuthlich über manchen Gegenstand ausführlicher ausgelassen haben, hätte er genauere Beobachtungen anstellen können. Diese gestattete aber die Schnelligkeit der Reise nicht, welche so gross war, dass die höchst interessante, 8 bis 900 englische Meilen betragende Tour bis Birmingham in 5 bis 6 Wochen zurückgelegt wurde. Hr. *S.* würde unstreitig in technischer Hinsicht mit viel grösserem Vortheile gereist seyn, wenn er seinen Aufenthalt in London mehr abgekürzt hätte, dessen Annehmlichkeiten den Hauptzweck seiner Reise vermuthlich auf einige Zeit in Vergessenheit kommen liessen. — Zu Scheffield hatte der Vf. die seltene Gelegenheit, bey zwey Fabriken den Gussstahlprocess genau zu beobachten. Leider theilt er aber von dieser Fabrication keine Beschreibung mit, welche so sehr erwünscht gewesen wäre, sondern nur einige historische Nachrichten, welche nachgelesen zu werden verdienen. Hr. *S.* hält es für vortheilhaft, das Geheimniss für sich zu behalten, um davon zum Nutzen seines Vaterlandes Anwendung zu machen. Bis jetzt haben wir nicht gehört, dass es demselben gelungen sey, in Schweden einen dem englischen vollkommen ähnlichen Gussstahl zu produciren. — Auf der Steinkohlen-Grube Montagu bey Newcastle trifft man auf 37 Lachter Teufe unter dem Gebirgsgestein Coaks und in derselben Teufe, einige Lachter davon, eine Materie an, die ganz den Holzkohlen gleicht (also vermuthlich faseriger Anthrazit nach *Karsten?*), welche in einer Strecke von ½ englischen Meile erst in gewöhnliche Steinkohle (*Pitcoals*) und nachher in eine festere Art (*Stone-coals*) übergeht. Bey der Kohlengrube Walker, 3 englische Meilen unterhalb Newcastle, ist eine Fabrik, in welcher Soda durch Zersetzung des Kochsalzes mittelst Bleyoxyds bereitet wird. Leider ist auch von dieser Fabrication die Procedur nicht genau angegeben. — Edinburg. Besonders gute Bemerkungen über die Brantwein-

brennereyen. Der hier verfertigte Brantwein ist von etwas stärkerem Gehalte, als der schwedische Kornbrantwein; übrigens aber beynahe von derselben Natur. Der widerliche Geschmack und Geruch des *Whisky* dürfte wohl vornehmlich der Methode des Brennens zuzuschreiben seyn, welches allein auf Zeitersparniss berechnet ist, und wobey alle anderen Vortheile hinten angesetzt werden. In Schottland wird der Inhalt der Blase versteuert; in den Contracten mit der Krone wird aber über die Form der Geräthschaften nichts festgesetzt. In England wird dagegen der Blasenzins nach der Production bezahlt; daher man auch daselbst die schottische Blasen-Vorrichtung nicht antrifft. Zur Wartung einer schottischen Brantweinsblase sind sechs Personen erfoderlich; und die Arbeit geht so strenge, dass man dazu starke Leute nehmen muss. — Zu Lanerk, einige englische Meilen von Wilsontown, ist eine der grössten Baumwollenspinnereyen im brittischen Reiche. Die hier verarbeitete Baumwolle macht jährlich etwa 500 Centner aus; also beynahe ⅛ des Stabeisengewichts, welches in Schweden jährlich auf einem zweyfeuerigen Hammer geschmiedet wird. Das Gewicht des in und um Glasgow, Leverpool und Manchester jährlich zubereiteten Baumwollengarns dürfte, nach der Bemerkung des Vfs., dem Gewichte der jährlichen Kupferproduction in Fahlum ungefähr gleich kommen.

E. a.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, auf Kosten des Vfs.: *Spiele zur Übung des Augenmasses und der Auffassung der Grundlinien, als Vorübung für den Unterricht im Zeichnen*, von *August Henke*, Zeichenlehrer in Berlin. 1811. 60 S. Text, nebst einer Kupfertafel. 8. (12 gr.) Nach Anleitung dieses Werks, sollen Kinder spielend sich einige Fertigkeit im Augenmass erwerben, damit hernach die Erlernung des Zeichnens desto weniger Schwierigkeiten für sie habe. Das Werklein ist in Reimen geschrieben, und hat im Ganzen eine dramatische Form. Karl, Fritz, Gustav, Ludewig, August, Adolph und ihr Lehrer sind die handelnden Personen. Erstlich stellen sich die Knaben allein nach ihrer Grösse in Reihe; dann versuchen sie an einer Leiter die Mitte zu finden, aus Pappe den Deckel für ein Loch zu schneiden, bemühen sich aus einer Anzahl Äpfel gleichgrosse und gleichgefärbte auszuwählen. Nun erscheint der Lehrer, und bringt verschiedene Bilder mit, welche die Knaben beurtheilen und in denselben allerley Details aufsuchen müssen. Damit endigt das erste Spiel. Im zweyten spielen die Knaben anfänglich für sich mit Reifen, bald aber kommt der Lehrer, dem sie die Bemerkungen vorweisen, welche ein Jeder von ihnen über die schon im ersten Spiel erhaltenen Bilder gemacht. Fritz sah auf den Ausdruck und Charakter der Figuren, wogegen ihn der Lehrer mit den Regeln der Proportion bekannt macht. August hat auf die Perspective gemerkt, Gustav auf Licht und Schatten. Ludwig ist ein kleiner Kritiker, er entdeckte an einer Figur schielende Augen, und berichtet, wie sie stehen sollten. Adolph machte die Landschaft zum Gegenstand seiner Bemerkungen, und Karlchen endlich sah besonders auf die Stellungen der Figuren und auf die verschiedenen in Verkürzung gezeichneten Theile. Sie spielen sodann weiter mit Reifen, zeichnen mit Stöcken senkrechte, wagerechte und schräge Linien in gleicher Entfernung in den Sand. Das dritte Spiel ist überschrieben: *Die Wippe*. Der Lehrer entfernt sich wegen Geschäfte, und bestellt seine Zöglinge nach einer Stunde unter die Linden. Sie belustigen sich indessen mit der Wippe, und finden sich nachher am bestimmten Orte ein, wo wieder in den Sand gezeichnet wird, und zwar bogengeschwungene und Wellen-Linien. Das vierte Spiel heisst *das Scheibenschiessen*. Der Lehrer schiesst anfänglich mit den Knaben, nachher weisen ihm diese Zeichnungen, welche sie verfertigt haben, und worin die verschiedenen Arten Linien, von denen sie in den vorigen Spielen Kunde erhalten haben, angewandt worden sind.

Wir haben geglaubt, den Inhalt dieser kleinen Schrift umständlich angeben zu müssen, weil unsere Leser sich ausserdem nicht leicht einen deutlichen Begriff vom Ganzen würden machen können. Ist die Form, welche der Vf. gewählt, gleich etwas ungewöhnlich: so ist doch seine Absicht löblich. Zwar hat man fast überall Ursache, ein wenig scheu zu seyn, wo von Verbindung des Spiels mit dem Unterricht geredet wird, theils weil es wahrlich Sünde ist, der ohnehin genug geplagten Jugend ihr Vergnügen noch zu verkümmern, theils weil spielend etwas Ernstes nie gründlich erlernt werden kann; Oberflächlichkeit aber in Lehre und Leben sorgfältig sollte vermieden werden. Das hat uns übrigens wohl gefallen, dass die Knaben, deren Bekanntschaft wir in den angezeigten Spielen machten, schon ziemlich gross und rüstig sind, und ganz vernünftige Ideen führen, noch ehe sie angefangen haben zu zeichnen; sehr frühzeitiger Unterricht in den Künsten ist nur in dem Fall zweckmässig, wenn er durch entschiedenes Talent des Schülers gefodert wird; denn ausserdem haben wir solchen noch nie anders als höchst nachtheilig befunden.

— y — H.

Leipzig, b. Hinrichs: *Neue Erzählungen für häusliche Cirkel*. Herausgegeben von *Theodor Hell*. Mit 4 Kupfern. 1811. 256 S. 12. (1 Rthlr.) Den Anfang der vorliegenden Erzählungen macht eine Reihe Verse, das Glück der Häuslichkeit überschrieben, worin uns der Vf. berichtet, dass, wenn die sanfte *Stille* sein geworden ist, das Getümmel schweigt, und das Herz froh und *still* wird. Die Freude hat sich vom Himmel gestohlen, und ihr Morgenroth lächelt ihm im Lilienkleide der Unschuld. Die Farbe der Unschuld ist weiss: wie kann nun das Morgenroth im Lilienkleide lächeln? Wenn es rothe Lilien seyn sollen: so vertragen sie sich nicht mit der Unschuld. Darauf folgt eine lange Erzählung: Die sonderbare Bekanntschaft. Recht sehr empfindsam, süsslich und einförmig. Wir erfahren hier, dass die Messen zu Frankfurt am Mayn blühend und für jeden Kaufmann interessant sind; dass einem heiteren Reisenden manches reizende Mädchen die blühende Wange reicht; es kommt ein Engel aller Engel vor; im grünen Baum zu Frankfurt findet man ein treffliches Glas Wein, besonders Schwarzsiegel; um das prächtige Hannchen zu sehen, bezahlt man gern das Doppelte. Gustav kann, bey unnennbaren, noch nie gefühlten Empfindungen, und wenn er dadurch Millionen hätte verlieren können, nichts weiter sagen, als: Guter Gott! welche Wonne! wie er Paulinen sah: so wär' er muthig vor Tausenden gestanden. Sie glich dem linden Hauch eines Mayenlüftchens; alles an ihr war frohes Leben und Geist; ihr Gang ein ätherisches Schweben, ihr Stehen das Verweilen eines wohlthätigen Engels; ihr Blick der Frühlingssonne erster Strahl; die Harmonie der Sphären ihre Stimme. Nach einer grossen Tagesschwüle erwartet man von der Nacht und dem nicht sparsam getrunkenen Weine die gewünschte Kühlung. — Soll Rec. noch mehr solche Herrlichkeiten zur Schau stellen? die übrigen Erzählungen auch noch durchblättern? Man hat gewiss an diesen übergenug. Den Kupfern fehlt Vieles, um schön zu seyn; sie sind aber noch zu gut für das Buch.

Wſt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JUNIUS, 1812.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

PARIS, in der Druckerey von Didot: *Iconographie ancienne, ou Recueil des Portraits authentiques des Empereurs, Rois, et hommes illustres de l'Antiquité. Iconographie Grecque.* par *E. Q. Visconti*, Chevalier de l'Empire, membre de l'Institut de France. 1811. T. I. 302 S. T. II. 374 S. T. III. 334 S. 4. Nebst einem Grossfolio-Band mit Kupfern. Tab. I—LVII.

Eine Anzeige dieses, mit Ungeduld erwarteten, so meisterhaft ausgeführten, und für die Geschichte und Alterthumswissenschaft besonders wichtigen Werks wird unseren Lesern desto angenehmer seyn, da es selbst ihnen wohl nicht oft zu Gesicht kommen möchte, indem der Preis dieser *ersten* Lieferung zu Paris 240 Francs beträgt. Es erscheint auf Befehl des Kaisers *Napoleon*, mit einer äusseren Pracht, die den französischen und italiänischen Künstlern Ehre macht, da man in der That nichts Vollkommeneres von dem Grabstichel erwarten kann, und vorzüglich die zahlreichen Münzen mit täuschender Wahrheit nachgestochen worden sind. Um die Grenzen einer Recension nicht zu überschreiten, müssen wir uns nur auf eine *allgemeine* Übersicht einschränken, und bloss das Merkwürdigste unter dem vielen Neuen darlegen. Die *erste* Lieferung, in *drey* Bänden, enthält die *Bildnisse der Griechen*, welche auf folgende Weise vertheilt sind: *Dichter* 1—14. *Gesetzgebar* und alte *Weise* 1—18. *Staatsmänner* und *Krieger* 1—5. Pl. I—XVI. *Philosophen*, nach den Schulen geordnet, 1—19. Pl. XVII—XXVI. *Geschichtschreiber* 1—4. Pl. XXVII. *Redner* und *Rhetoren* —7. Pl. XXVIII—XXXI. *Ärzte* und *Naturlehrer*. Pl. XXXII—XXXVII. Berühmte *Griechinnen*, als Anhang. Der *zweyte* Abschnitt umfasst die Bildnisse der *Könige*, grösstentheils nach Münzen. *Könige von Sicilien* 1—5. Pl. XXXVIII; *von Macedonien* 1—8. Pl. XXXIX, XL; *von Epirus* 1—3, *Sparta*, *Thracien* 1—6, und *von Illyrien*, alle auf Pl. XLI; *von Pontus* und dem *cimmerischen Bosporus* 1—29. Pl. XLII; *von Pergamus*. 1—4. Stifter von Städten in Klein-Asien: *Adramyttus*, *Tius*, *Docimus*, *Nicias*, Tyrann von *Cos*. Pl. XLIII. *Könige von Cappadocien* 1—10. Pl. XLIV; *von Armenien* 1—10. Pl. XLV; *die Seleuciden*, *Könige von Syrien* 1—27. Pl. XLVI—XLVII. *Könige in Cilicien*, *Commagene*, *Syrien*, *Judäa* 1—17. Pl. XLVIII. Im *dritten* Abschnitt endlich sind folgende enthalten: *Könige der Parther*, oder *Arsaciden* 1—22. Pl. XLIX. L. *Persische Könige*, *Dynastie der Sassaniden* 1—6; *von Bactriana*, *Characene*, *Babylon* 1—8. Pl. LI; *von Ägypten* 1—19. Pl. LII. LIII. LIV. *Könige in Afrika*. Pl. LV. LVI. Zum Beschluss ist noch: *Supplément à l'Iconologie Grècques*: 1) vier Bildnisse, von *Aratus*, *Heraklit*, *Hipparch*, *Hippokrates*, und 2) zwölf Könige. Pl. LVII.

Ein Idealporträt des Altvaters der griechischen Poesie eröffnet die Galerie der griechischen Dichter. Zwey Büsten des *Homer*, von denen die eine im napoleonischen Museum, die andere aber zu Neapel befindlich ist, zeichnen sich durch edlen Ausdruck und hohe Würde aus. Man sieht die Köpfe von vorn und von der Seite (*en face et en profil*). Pl. I. 1. 2. Eine andere Büste, und eine Münze von *Amastris*, mit dem Kopf des Homer und der Legende: Ομηρος-Αμαστριανων 3. 4. Zwey Münzen von *Ios* mit dem Kopfe des *Homer*, und zwey Contorniaten gehören in ein späteres Zeitalter, und haben von Seiten der Kunst keinen hohen Werth. Pl. II. Eine Doppelherme, *Homer* und *Archilochus*. Pl. III. *Tyrtäus*. Man sieht auf einem geschnittenen, hier zuerst bekannt gemachten, Carneol, im Besitz des Hn. *Van Horn*, einen nackten Krieger, mit einem Speer in der Rechten und einem Schild in der Linken, den *Visconti* wegen der dabey befindlichen Inschrift: TVPTAE, für den *Tyrtäus* hält. Die Richtigkeit dieser Erklärung ist aber noch sehr zweifelhaft, besonders weil das P ganz wie ein Δ eingegraben ist, und nicht mit der Figur des ρ auf anderen uralten griechischen Monumenten übereinkommt. 2. *Alcäus*, nach einer Münze von *Mytilene*, die auf der Kehrseite den Kopf des *Pittacus* darstellt. Αλκαιος Μυτ. Φιτταχος. 4. 5. *Sappho*. Eine Münze mit einem Mädchenkopf; auf der Kehrseite eine Lyra. 6. *Anakreon*. Die meisten Köpfe von ihm sind unächt; hier sieht man ihn auf einer ächten bronzenen Münze von *Teos* in Ionien. 7. *Stesichorus*. Nach einer Münze von *Himera*, mit der Legende: Θερμιτων Ιμεραιων. 8. *Äschylus*. Der Dichter sitzt mit einer Schaale in der Hand. Über seinem Haupte schwebt ein Adler, der eine Schildkröte fallen lässt. Nach einer Paste im *stoschischen* Cabinet. Pl. IV. 1. 2. *Sophokles*. Eine Büste, welche zu Rom 1778 entdeckt worden ist. (Vergl. *Museo Pio-Clem.* T. VI. Tab. 27.) Pl. V. 1. 2. *Euripides*. Diese ausdrucksvolle Büste kam von Mantua in das Museum Napoleon. 3. Ein anderer Kopf 4. Ein Camee. Eine Muse führt den Dichter am Arm von einer sitzenden Figur

weg, welche die personificirte Palästra seyn soll. Pl. VI. 1. 2. *Menander*. Nach der vortrefflichen Statue im Museum Napoleon. Sie stand wahrscheinlich auf dem Theater zu Athen, und ist vielleicht dieselbe, welche *Pausanias* erwähnt. Pl. VII. 1. 2. *Posidipp*. Ebenfalls von einer Statue dieses Komikers. Pl. VII. 1. *Moschion*. Die kleine, sitzende Statue dieses mit Epheu bekränzten Dichters wird zu Neapel gewiesen. 2. 3. Der Kopf vergrössert. 4. *Aratus*, auf einer Münze von Pompejopolis, ehemals Soli in Cilicien. Auf einer anderen Münze eben daher erblickt man den *Chrysippus*. In einer Anmerkung zu S. 95 ff. macht *Visconti* wahrscheinlich, dass die sämmtlichen Köpfe, welche man für Bildnisse des *Hesiod*, *Pindar*, *Aristophanes* und anderer alter Dichter ausgegeben hat, untergeschoben sind. *Gesetzgeber* und *Philosophen*. Pl. VIII. 1. 2. *Lykurg*, nach der Statue im vatic. Museum. Ein finsterer Ernst herrscht in seinen Zügen, und das linke Auge ist absichtlich verletzt. 3. 4. Eine marmorne Büste, an welcher man auch ein verletztes Auge wahrnehmen soll. 5. 6. Spartanische Münzen mit Λ α bezeichnet. Pl. IX. 1. 2. *Periander* von Korinth. Man entdeckte diese Herme im J. 1780 in der Nähe von Tivoli, wo ehemals das Landgut des Cassius gestanden hat. Sie hat die Inschrift: Περιανδρος Κυψελου Κορινθιος Μελετη παν. 3. 4. *Solon*. Eine herrliche Büste voll Geist und Leben, mit der Inschrift: Σολων ο νομοθετης. Pl. X. 1. 2. *Bias*. Mit der Inschrift: Βιας Πρηνευς οι πλειστοι ανθρωποι κακοι. (Vergl. *Visconti* T. I. p. 111.) 3. 4. Eine Doppelbüste, vielleicht *Bias* und *Thales*. Pl. XI. 1. 2. *Pittacus*. (Vergl. Pl. III. 2. 3.) — 2. Ein Bruchstück einer Mosaik, auf welcher man einen schlecht angedeuteten Kopf für ein Porträt des *Chilon* halten will. Pl. XII. 1. 2. *Aesop*. Wir wundern uns, wie *Visconti* diese abscheuliche Büste, welche einen verwachsenen Zwerg mit hoher Brust und starken Schaamtheilen vorstellt, für eine Abbildung jenes alten Weisen ausgeben kann, der nur durch die elenden Sagen und Traditionen, welche *Planudes* im 14ten Jahrhundert gesammelt hat, zu einem wahren Hasenfuss geworden ist. Dass die Münzen mit den Köpfen des *Zaleucus* und *Charondas* unächt sind, beweist *Visconti* mit vielem Scharfsinn S. 125.

Unter den berühmten *Staatsmännern* und *Kriegern* steht *Miltiades* oben an. Pl. XIII. 1. Eine, jetzt verloren gegangene Büste, nach dem Kupferstich bey *F. Ursinus*. 2. 3. Eine Büste im napoleonischen Museum mit einem Helm auf dem Kopfe. Am Helm sieht man den marathonischen Stier. 4. Ein schöner Carneol. Pl. XIV. 1. 2. *Themistokles*. Eine Gemme mit dem Kopf des Helden und einem Delphin zur Seite, der auf seine Seesiege, woher er auch den Beynamen Ναυμαχος erhielt, sich beziehen soll. Da Einige diesen Kopf für den des *Byzas* gehalten haben: so hat *Visconti* zwey ächte byzantische Münzen (N. 5. 6) nachstechen lassen, um die Vergleichung zu erleichtern. Pl. XV. 1. 2. *Perikles*. Die bekannte Büste. 3. 4. *Aspasia*. Pl. XVI. 1. 2. *Alcibiades*. Eine Herme, mit der Inschrift: Αλκιβ . . . Die Züge sind nicht schön, und zeigen eher einen alten, nachdenkenden Helden, als einen Jüngling. Vielleicht aber ist die Herme eine Copie der Statue, welche Hadrian auf sein Grabmal zu Melissa in Phrygien setzen liess. (*Athenaeus*, L. XIII. p. 571. F.) 3. Ein schön geschnittener Stein. 4. 5. Eine unvollkommen ausgeführte Herme im napoleonischen Museum. Die Köpfe von *Cimon*, *Epaminondas*, *Phocion* und *Lysander* erklärt *Visconti* für unächt.

Die Bildnisse der *Philosophen*, welche *Visconti* nach den Schulen geordnet hat, gehen von Pl. XVII — XXXI. Da sie grösstentheils bekannt sind: so wollen wir nur ihre Namen der Reihe nach anführen. Es sind folgende: *Pythagoras*, *Apollonius* von Tyana, *Zeno*, *Socrates*, *Plato*, *Carneades*, *Theon* von Smyrna, *Aristoteles*, *Theophrast*, *Aristomach*, *Antisthenes*, *Diogenes*, *Zeno* aus Cypern, *Chrysipp*, *Posidonius*, *Epicur*, *Metrodor*, *Hermarchus* und *Euclid* von Megara. Auch hier macht *Visconti* S. 221 ff. die Bemerkung, dass die Köpfe des *Archimedes*, *Archytas*, *Aristipp*, *Heraclit*, *Xenocrates* und *Anacharsis*, ohne Widerrede, verdächtig oder unächt sind.

Von den *Geschichtschreibern* sehen wir nur auf Pl. XXVII die Köpfe des *Herodot*, *Thucydides* und *Theophanes*. Der Kopf des letzten erscheint auf einer Münze von Mytilene, mit der Legende: Θεοφανης θεος Μυ. Auf dem Revers sieht man den Kopf eines verschleyerten Frauenzimmers mit den Worten: Αρχεδ Αμ, wofür andere Numismatiker Αρχελαος lesen. Die Stelle des *Tacitus* (Annal. VI. 6), welche auf die Schmeicheley der Mytilener sich bezieht, wird von *V.* S. 230 ff. vortrefflich erläutert.

Die Bildnisse der zehn grossen athenischen *Redner* sind zum Theil auf uns gekommen, so wie auch einige Büsten von späteren Rhetoren. Die hier auf Pl. XXVIII — XXXI vorgestellten sind: *Lysias*, *Isocrates*, *Demosthenes*, *Leodamas*, *Mettius*, *Epaphroditus* von Chäronea (aus der zweyten Hälfte des 1 Jahrhunderts von Nero bis Nerva), und *Aelius Aristides*, der Sophist von Smyrna.

Von den berühmten Ärzten hält *Visconti* folgende Büsten für ächt. Pl. XXXII. *Hippocrates*. Die Münze von Cos mit seinem Bildniss beym *Fulvius Ursinus* (N. 71) existirt nicht mehr; im kaiserlichen Cabinet ist aber eine andere entdeckt worden (S. 277). 4. 5. *Asclepiades* aus Prusa, nach einer Büste im capitolinischen Museum. Pl. XXXIII. 1. *Xenophon* von Cos. Er ist derselbe, der der Agrippina beystand, um den Claudius zu vergiften (*Tacitus* Annal. XII. 61). 2. 3. *M. Modius Asiaticus*. 4. *Claudius Agathemerus*, mit seiner Gattin. Sein Grabstein, auf welchem eine Inschrift sich befindet (*Brunck* Annal. Adesp. DXCII. *Visconti* p. 288), wird zu Oxford aufbewahrt. Noch gehören zu den Ärzten: Pl. XXXIV und XXXVI, nämlich die Miniaturmalereyen in einer Handschrift des *Dioscori-*

ßes in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, welche die berühmten Griechen darstellen, die mit der Heilkunde sich beschäftigt haben. Daſs die Münze von Mytilene Pl. XXXVII. 1, mit der Schrift Σεξτον ηρωα, auf den Skeptiker *Sextus Empiricus* geschlagen sey, ist eine *sehr* gewagte Conjectur, so wie, daſs das weibliche Köpfchen auf der Kehrseite, mit der Schrift: Φλα Νεικομαχις Μυτιλ. (*Flavia Nicomachis* geprägt zu Mytilene) seine Gemahlin bezeichne. Eben so wenig wissen wir zwey andere Münzen von Mytilene zu deuten, auf welchen weibliche Köpfe mit den Legenden: *Julia Prokla* und *Nausikaa*, vorkommen. Zum Beschluſs des ersten Bandes giebt *V.* eine Biographie der *Lais*, in welcher er die Stelle des *Philetärus* (ap. *Athen.* L. XIII. p. 587) vortreflich erklärt, und eine Nachricht von der Schauspielerin *Eucharis*, von der noch eine mittelmäſsige Büste mit der Inschrift: Ευχαρις Λικιν . . ., und ein Epigramm auf ihrem Grabmal sich erhalten hat (Anthol. Lat. Burm. T. II. Lib. 4. 353) welches hier (p. 319) verbessert erscheint.

Der *zweyte* und *dritte* Band der *Iconographie* enthalten die Bildnisse der Könige, gröſstentheils nach Münzen. Da ein Verzeichniſs derselben den Leser nur fruchtlos ermüden würde: so werden wir uns hier bloſs auf einige seltene Bemerkungen einschränken. Hr. *V.* macht den Anfang mit den Münzen *Siciliens*, welche durch die Schönheit und Eleganz ihres Gepräges sich auszeichnen. Auf Pl. XXXVIII sieht man die Porträts von *Theron* zu Agrigent, *Gelon*, König zu Syracus, *Hieron*, *Hieronymus*, *Philistis*. An der Münze des *Theron* N. 1 findet man zwar keine Schrift, obgleich auf anderen ähnlichen Münzen der Name Θηρων steht; allein daſs sie ihm zu Ehren geprägt sey, beweist der Seekrebs auf der Kehrseite, der zugleich Agrigentum anzeigt. (Κράγων oder κράγγων bedeutet nämlich einen Krebs. S. *Hesych* h. v. u. *Visconti* T. II. p. 7. Not. 5.) Die Münzen dieser Machthaber Siciliens sind übrigens alle später, und wahrscheinlich zu ihrem Andenken geprägt worden, weil die Köpfe Diademe haben, welche, als Symbole der königlichen Macht, erst nach Alexanders Zeiten aufkamen. Die zahlreichen Münzen der Königin *Philistis*, deren Namen auch an einer Mauer des Theaters zu Syracus gelesen wird (S. p. 23), sollen auf eine Tochter des *Gelon* sich beziehen, welche die Gattin eines der Söhne des *Dinomenes* war. Nun folgen (von S. 28) die *macedonischen* Münzen, und zwar zuerst die mit dem Kopfe *Alexanders*. Hr. *V.* hat den Charakter dieses Helden sehr verschönert, den man doch in zwey Perioden betrachten muſs. Früher war er ein würdiger Zögling des Aristoteles, und zeichnete sich durch einen hohen Geist, Erhabenheit und Humanität aus. Als er aber an asiatischem Luxus Theil nahm, da ward er verdorben. Die groſse Verbreitung der griechischen Cultur, welche sein Krieg mit den Persern nach sich zog, bleibt immer sein Hauptverdienst. Ob die Münzen mit seinem Kopf *ächt* sind, ist noch unentschieden; doch glaubt man sein Bildniſs auf Tetradrachmen, und in den Köpfen des Hercules mit der Löwenhaut, auf den Münzen von *Rhodus* zu erblicken. Die schöne Büste, welche *Azara* besaſs, soll sein wirkliches Porträt seyn. Pl. XL. 3. 4. Eine bronzene Statue des *Demetrius Poliorcetes*. Münzen von *Philipp*, Sohn des Cassander, von *Alexander* und *Philipp V* bis S. 65. Die Münzen mit dem Namen *Euridice* werden mit vielem Scharfsinn erklärt. Einige sind von den Einwohnern der Stadt *Euridicäa* geprägt, und haben die Legende Ευριδικειων. S. 77 ff. Die Münze mit dem Kopf des Königs *Pyrrhus*, von Epirus, erscheint hier zum ersten Mal Pl. XLI N. 21. Da *Agathocles* durch seine Feldzüge in Afrika sich Ruhm erwarb: so lieſs er sein Bildniſs mit einem Kopfputz prägen, der eine Elephantenhaut darstellt, und diesen Schmuck nahm auch sein Enkel *Alexander* an. Pl. XLI N. 3. (Vergl. S. 88—92.) Merkwürdig ist die Münze von *Cleomenes III*, König von Sparta, mit den Buchstaben Λα. — Münzen der *Könige von Thracien* Pl. XLI. 4. 5. 7 und von *Illyrien*. Auf der Münze des Königs *Gentius*, der durch seine Seeräuberey furchtbar wurde, sieht man ein Schiff mit der Legende: ΒΑΣΙΛΕως ΓΕΝΤιος p. 119. Die Münzen von *Mithridat* dem Groſsen sind meisterhaft gearbeitet und beweisen, daſs dieser König vortreffliche Künstler an seinem Hofe gehabt haben muſs. S. p. 135. (Vgl. Pl. XLII. N. 5.) Selten sind die Bildnisse von Städtestiftern, wie *Adramyttus*, *Tius*, *Docimus* und *Nicias* auf Pl. XLIII. Nun folgen die *Könige von Cappadocien*, *Bithynien*, *Pergamus* u. s. w. Neu sind zum Theil die Münzen der *armenischen Könige*. S. 243 ff. Der Name des armenischen Königs *Abdissar* wird S. 253 aus dem Hebräischen abgeleitet; allein die Endigung *sar* oder *zar* ist nicht ungewöhnlich in den Namen armenischer und chaldäischer Könige. Auf Pl. XLV. 10 sieht man einen prächtigen Onyx mit dem Kopf des iberischen Königs *Ousas*, und der Umschrift: Ουσας Πιτιαξης Ιβηρων Καρχηδων. Hier bemerkt Hr. *V.*, daſs der unlängst verstorbene *Hagemann* den Namen dieses Königs in den Persern des *Aeschylus* (V. 952) finden will, wo die gewöhnliche Leseart Σουσας ist. — *Könige von Syrien*, oder die *Seleuciden*. Pl. XLVI. 1 ist eine Münze des *Seleucus Nicator*, welche den Kopf des Königs mit Stierhörnern darstellt. Die Bildnisse der syrischen Könige sind fast alle sehr schön, wenn auch viele mittelmäſsige Menschen waren. Es folgen *Antiochus Soter*, *Antiochus II*, *Theos* u. s. w. Die kostbarste Antike ist ein Camee Pl. XLVI. 27, mit den Köpfen von *Demetrius Soter* und seiner Gemahlin *Laodice*. Pl. XLVII. 9 findet man eine Münze des *Lysimachus* mit einem Widderhorn; so wie *Antiochus VI*, *Epiphanes Dionysus*, sich mit einer Strahlenkrone abbilden lieſs, zwischen welcher Epheublätter hervorkeimen. Die Münzen der *Könige von Pergamus* sind schwer zu ordnen, weil alle den Namen *Philetärus* angenommen hatten. Noch ist zu bemerken, daſs auf dem Revers einer Münze des *De-*

metrius III Philopator eine syrische Göttin, ganz nach den ältesten asiatischen Begriffen, vorgestellt ist. Ihr Kopf ist mit einem Schleyer bedeckt, der bis auf die Füsse hinabfällt. Hinter ihren Schultern sieht man zwey grosse Kornähren, und in ihrer linken Hand hält sie einen Granatapfel. Pl. XLVII. N. 21. Vergl. S. 367 u. s. w.

Der *dritte* Band enthält die Bildnisse der Könige und Fürsten, die nach dem Verfall des syrischen Reichs im Orient entstanden, nämlich von *Cilicien*, *Commagene*, *Oshroene*, nebst den Dynasten von *Judäa*. Ferner: die *Könige der Parther*, oder *die Arsaciden*, *die Perser* oder *Sassaniden*, *die Könige von Bactriana*, *von Characene*, und *von Babylonien*. Die Bereicherung, welche die Numismatik und Geschichte durch die vielen hier zum ersten Mal edirten Münzen erhalten, ist ausserordentlich gross; Rec. kann aber in eine Prüfung des Einzelnen sich nicht einlassen. Der lehrreichste Abschnitt umfasst von S. 191 an die *ägyptischen Könige*. Von *Ptolemäus Soter* findet man Pl. LII. N. 1. eine vortreffliche Münze, welche ihn zwar bejahrt, aber voll Majestät mit einem Diadem darstellt. Der Panzer auf seiner Brust hat Schuppen und eine Ägis. N. 3. 4 ist die herrliche Büste von Herculanum, in welcher man sonst den *Ptolemäus VI Philometor* zu sehen glaubte. Köpfe der *Berenice* sind ebendas. N. 5—8. Sie kommt auch Pl. LIV. 1 auf einer Goldmünze mit den Köpfen *Soters*, *Philadelphus* und *Arsinoe* vor. S. p. 201. Von *Magos*, Statthalter von Cyrene, hat man eine Münze Pl. LII. 8. 9 und einen geschnittenen Amethyst. Pl. LIII. 3. *Ptolemäus Philadelphus* und *Arsinoe*, auf einem ausserordentlich schönen Camee. Die Kunst des Kupferstechers hat ihn aufs *treueste* nachgebildet. Pl. LIII. 2. *Berenice*; *Evergetis*, Gemahlin *Ptolemäus III*, bekannt durch ihr schönes Haar. Hr. *V.* erklärt bey dieser Gelegenheit die dunkle Stelle beym *Catull* de Coma Berenic. v. 27. S. 221 Not. 1. Wir übergehen die folgenden schwachen Regenten, um auf *Cleopatra* zu kommen, von der Pl. LIV. N. 22. 23 zwey Münzen, eine griechische und eine römische, geliefert sind. Die erste hat auf der einen Seite den Kopf des *Antonius*, und auf der anderen den der *Cleopatra*, mit der Schrift: βασΙΛΙΣΣΑ ΚΛΕΟΠΑΤΡΑ ΘΕΑ ΝΕΩΤΕΡΑ. Sie heisst *θεὰ*, gleichsam als Isis, Schutzgöttin von Ägypten. Ihr Haar ist sorgfältig geschmückt, mit einem Diadem umwunden, und ihr Mantel mit Edelsteinen besetzt. (Vergl. Pl. LVII. 10.) Die sogenannte sterbende *Cleopatra* (*Musée Français* T. IV. *Museo Pio-Clem.* T. II. Pl. 44) hält Hr. *V.* noch immer für eine schlafende *Ariadne*. S. 264. Not. 2.

Im *letzten* Capitel handelt Hr. *V.* noch von einigen *Königen von Afrika*, deren Münzen mit griechischen Umschriften versehen sind. Pl. LV. 1. *Juba*, der ältere, nach einer goldnen Münze. Er hat einen langen, spitzen Bart, und einen seltsamen Haarschmuck. 3. 4. Köpfe von *Juba II.* 5. *Ptolemäus*, Sohn des Juba. 8. *Hannibal.* Es ist die bronzene Büste unter den herculanischen Alterthümern. (*Bronzi d'Ercolano*, T. I. 39. 40.) S. 282. Zum Beschluss Pl. LVI ein sehr beschädigtes Wandgemälde aus Herculanum, auf welchem Hr. *V.* die Vermählung des *Massinissa* und der *Sophonisbe* entdecken will. Es ist eine mittelmässige Arbeit, deren Erklärung nicht den Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit verdient. Das *letzte* Capitel S. 294 ff. enthält die Erläuterungen von Pl. LVII, auf welchem mehrere Münzen und andere Antiken *richtiger* gezeichnet worden sind, oder eine andere Deutung erhalten haben.

F—o.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. 1) *Glogau*, in der neuen güntherschen Buchhandlung: *Leseübungen für die kleinere Jugend*. 1811. 91 S. 8. (3 gr.)

2) *Stuttgardt*, b. Löfflund: *A, B, C- und Lese-Buch zum Gebrauch für die Anfänger in deutschen Schulen* von *J. G. Eisele*, Lehrer der Anfänger in N. 1808. 21 S. 8. (2 gr.)

3) *Heilbronn*, b. Rausche: *Kurzer Leitfaden zum ersten Unterricht im Lesen*. 1810. 32 S. 8. (1 gr.)

4) *Heilbronn*, b. Rausche: *Anleitung zum Leseunterricht überhaupt und zum Gebrauch des kurzen Leitfadens für den ersten Unterricht im Lesen insbesondere*. Nebst 6 Tabellen von *Joseph Schmalstig*, Schulinspector und katholischem Stadtpfarrer in Heilbronn. 1811. 48 S. 8. (9 gr.)

No. 1 und 2 zeichnen sich durch nichts aus, und hätten bey der schon vorhandenen grossen Menge von solchen Lesebüchern ungedruckt bleiben können.

Der Vf. von No. 4, der auch Vf. von No. 3 ist, erklärt in No. 4 das Methodische, das in No. 3 enthalten ist, und giebt eine Anweisung für den Lehrer, wie nach der bekannten Lautirmethode der Leseunterricht zu ertheilen sey. Obgleich Rec. der Lautirmethode vor der Buchstabirmethode den Vorzug giebt: so hält er doch eine systematische Classification der verschiedenen Laute, und die daraus entspringenden vielfältigen Benennungen derselben, z. B. „Gaumenzungenzahnhauch, Oberlippenhauch, Gaumenlippenhauch, Zungenzahnhauch, Zahnzischhauch, Vordergaumenhauch, Zahnstoss, Zungenstoss", und wie sie alle heissen mögen, für überflüssig, und glaubt, dass dadurch die gute Sache wieder verdorben wird; zumal wenn man von Kindern, die noch nicht lesen können, verlangt, sie sollen auf die Fragen: „Wie viele Lippen-, Zahn-, Gaumen- u. s. w. Laute giebt es?" die richtige Antwort ertheilen. Es ist genug, dass der Lehrer den Leseschüler bey den Zeichen der Buchstaben zuerst ihren Laut bemerkbar macht, und die Namen der Buchstaben erst dann folgen lässt, wenn der Schüler schon zum Lesen angeführt worden ist. Die auf dem Titel von No. 4 angezeigten 6 Tabellen sind 6 Bogen Buchstaben, die, in Riemen zerschnitten, oder einzeln auf Pappe geleimt, bey einer Lesemaschine gebraucht werden sollen.

O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JUNIUS, 1812.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Xenophontis Oeconomicus.* Edidit *Guilelmus Kusterus.* 1812. 272 S. 8.

Ein sonderbares Product eines Hirns, welches an den Folgen einer, wie es scheint, gefährlichen Verwundung des Kopfs leidet, und eines zweyten, welches durch eine wundervolle Sympathie an allen Leiden und Wirkungen des ersteren Theil nimmt. Rec. hat in seinem ziemlich langen Leben noch von keinem ähnlichen Beyspiele gehört noch gelesen, welches sich wenigstens auf dem Gebiete der alten Literatur auf eine solche Weise geäussert hätte. Die Vorrede kündigt den erbarmungswürdigen Zustand derselben mit folgenden Worten an:

Credo ego vos, saevi judices, quum hunc libellum legeritis, irasci, quod, etiamsi multa in eo et varia rerum contineantur genera, ea ipsa tamen nonnunquam, vel latius pateant, quam ut ad locum quemque idonea et apta censeri possint, vel iracundius proferantur, quam ut humanitatis et modestiae, uti decet, ratio habita esse videatur. Verum si quis vestrum aut vitae meae cognoverit tempora, aut disciplinae cursum, is et hoc, quod feci, non improbabit, et homini profecto, in quacunque ejusmodi causa, magis, quam mihi, putabit parcendum esse. Primum enim miles ego fui, acer belloque ferox, ad vimque paratus, thorace indutus, aere caput fulgens, cristaque hirsutus equina. Pascebam propexam in pectora barbam, terrorem virginibus, delicias sociis meis, qui eam blanda mulcebant manu. Postea, cum hoste aliquando pugna conserta, capite graviter vulnerato, quum primum vulnus sanatum esset, dimissus, in praediolum meum me contuli, ibique ea studia, quibus puer delectabar, retenta animo, longa annorum serie intermissa, revocavi. Habebam autem servum, qui, ut fere Socrati Aristophaneo a νοεῖν dicebatur Schwitz, ita mihi, vice paullum inversa, a Hotibius vocabatur Hod' ipnius. Hunc, quum me totum videret libris circumseptum, item incessit libido litteris se dandi, ut, qui in summis periculis fidelem se mihi et probum praestiterat, idem hac in re pari mecum frueretur sorte. Hic servus intra ipsum anni spatium tantos fecit progressus, ut, quum ego Xenophontis Oeconomicum, quem statim inter legendum notis illustrabam, a me pertractari animadvertisset, ipse illico me rogaret, ut se in muneris hujus societatem adsumerem. Quod ego feci et lubenter, et non sine aliqua utilitate. Atque hanc quidem rem ita instituebamus, ut, quum ab initio notas una conscriberemus, invicem altero meditante et dictante, altero dictata calamo excipiente, aliquanto post, quae ad interpretationem reliqua erunt, inter nos aequaliter distributis, neuter alterius auxilio aut consilio uteretur, sed pro se quisque, quod videretur cunque, in chartam conjiceret. — Et quae tandem haec est libros edendi ratio? — Haec utrissime fuit, nihil ego quidem: consilium enim, quod in hujus editione libelli sequutus sum, hoc fuit, ut iis, in quorum ego notitiam veni, ostenderem animi mei alacritatem durissimis illis militiae laboribus non esse magnopere ad harum litterarum studia debilitatam. Quod reliquum est, moneo vos, judices, si forte in viros quosdam doctos, ut Zeunium, Schneiderum, alios, nimis videar saevus fuisse, id ne mihi uni eorum tribuatis iracundiae: nam quamvis mihi, utpote qui e nobili sim genere oriundus, quidlibet audendi libera semper fuerit potestas, tamen illa ipsa, quae duriora esse videantur, non a me, sed a servi procacitate profecta sunt: cui aliquando hac de re ita succensebam, ut eum, nisi tanta me semper coluisset fide, vel humi prostravissem, ut conspersisset cerebro viam. Ἀλλ' ἴτ' ἐς λόγους ἅπαντες, δεῦρο, δεῦρο, δεῦρο, δεῦρο. Scripsi in praediolo meo, d. XII Jul. 1811.

Dass es mit dieser Kopfwunde kein Spass seyn könne, ersieht man aus der Stelle S. 219, wo die Anmerkung über Cap. 19, 1 so anhebt: *Vah! me miserum! dolor capitis, hostilis vulnere capuli contractus, mulier morte erepta, infantes orbati, librariorum officina urgens et instans. At, sic hortantur amici, scribe, quodcunque tibi in mentem venerit. Hoc quum antea facerem, nunc, ubi omnia e mente et memoria videntur elapsa, ne possum quidem. Contrahendae igitur in brevius sunt notae; nonnisi lectionum addita varietate et auctoritate judicii.* Wirklich werden von dieser Stelle an die Wirkungen der Kopfwunde weniger sichtbar, etwa folgende zwey Stellen ausgenommen, als S. 235: *Fortassis scribendum, scribendum enim dico, quod repentino impetu mihi necopinato advolavit, fortassis igitur scribendum,* und S. 246: *Vexavit viros doctissimos vox ἑκάστῳ, quod nihil aliud est quam dem jedesmaligen.* Über seine Herkunft theilt er uns S. 219 in einer gutmüthigen Stimmung folgende Nachricht zu Ende der Anmerkung mit: *Sed tota illa omnino adnotatio Hermanni digna est, quae et a tironibus et viris doctis studiosissime perlegatur. Dixi Guilelmus Kusterus, oriundus ego a Ludolpho Kustero, Professore olim humaniorum litterarum in Gymnasio Regio Berolinensi, qui Suidae lexicon Graece et Latine ad Manuscriptorum Codicum fidem castigatum edidit Cantabrigiae typis Academicis, MDCCV, et aliquot annis post Aristophanis Comoedias Amstelodami MDCCX.* Von dem treuen sympathetischen *Servus* erfahren wir weiter keine näheren Umstände, wie gross sein Antheil an der Arbeit etwa gewesen seyn möge. Wohl aber fand Rec. Grund zur Vermuthung, dass noch mehrere Hände hier mit thätig gewesen seyn müssen, deren Spiel der Herausgeber während der Anfälle seines Kopfschmerzes oder Hirnwuth nicht bemerkt haben muss. Denn so heisst es in den Zusätzen: *Video notam ad verbum παραλαβών in editionem meam invasisse, quae unde sit illata, quemve habeat auctorem, eruere non possum. Est enim annotatio prorsus supervacanea et trita; itaque deleatur.* Bald darauf abermals: *Quae de Propertii loco in Eleg. II, 18*

dicta sunt, intrusit sciolus aliquis glossator. Sanus est Propertii locus. Solche ruhige *intervalla lucida* wären dem unglücklichen Herausgeber mehrere vor der Herausgabe des ganzen Werkchens zu wünschen gewesen: dann hätte vielleicht der Verleger seine Kosten ersparen können, und die Wirkungen der Kopfwunde hätten sich in der Nachbarschaft des Wohnorts auf unschuldigere Gegenstände verbreitet. Den Wohnort des Herausgebers sollte man fast errathen können, wenn man seine unbegrenzte Hochachtung gegen *Hermann*, *Erfurdt* und *Schäfer*, und seinen Widerwillen gegen Hn. *Beck* in Leipzig bemerkt. So heisst es S. 30 *divinum Hermanni acumen*, S. 76 *Vrd. divinus Godofr. Hermannus in libello de Ellipsi et Pleonasmo*, oder S. 166 *God. Hermannus, cujus eximii et paene divini hominis auctoritas.* Eine einzige Stelle über *Schäfer* wird hinreichend seyn. S. 54: *Sic nisi scribendum ex Henrici Schaeferi acutissima emendatione, plectar pendens. Adscribam viri praestantissimi verba.* Hr. *Erfurdt* heisst S. 90 *perfectum fere atque absolutum Sophoclis editoris exemplum!* Von Hn. *Beck* sagt er S. 186: *Ohe! quantum facinus! prorsus non sensit novitius quidam vir doctus, Christianus Daniel Beckius, Lipsiensis, ut audio, Professor.* Hienach wird man schon ermessen können, wie reichlich derselbe Unglückliche seinen Tadel und Schmähungen gegen die beiden in der Vorrede besonders genannten Herausgeber, *Zeune* und *Schneider*, ausspendet, so dass er die Vorräthe von *Jakob Gronov*, *P. Burmann*, *Klotz*, und wie sonst die rüstigen philologischen Klopffechter heissen, ja sogar die ganze Rüstkammer der neueren Naturphilosophen ausgeleert zu haben scheint. Von Ersterem heisst es S. 15: *O! talpa coecior Zeuni, quam absurdas tu in hoc loco gessisti partes! Qui glandes praetulisti frugibus, aut qui tam obtusus fuisti, ut aurum non potueris discernere a ferro! — Quocirca valeas stipes, tuumque stuporem o! funge, in sepulchro serves!* Gegen den Letzteren werden die Leser sich an der Hauptstelle S. 200 begnügen, wo es in der Anmerkung zu Cap. 17, 9 heisst:

τοῦτο σύ με δίδαξε. *Hanc lectionem, quae vulgata est, quod, qui ante Schneiderum fuerunt editores, in textu reliquerint, non est hac de re cum iis altercandum, sed quod eam etiam Schneiderus, meliore suppeditata, conservarit, id piaculum est magnae religionis. At, heus! o! Schneidere, adesdum, prodi, paucis te volo. Schn. Adsum atque advenio Achradunte, suavissime Kustere, per speluncas saxis structas asperis pendentibus. Kust. Laetor de tua observantia, qui statim vocatus comparueris. Propius igitur accede: quid stas? propera. Dic mihi, optime Schneidere! num memineris variae lectionis, quam in editione tua Oeconomici Xenophontei e Cod. Paris. C ad Cap. XVII. §. 9 verba* τοῦτο σύ με δίδαξε *propinaveris lectoribus tuis? Schn. Sane memini. Kust. Sed dic mihi, sodes, cur eam ita neglexeris, ut nullius esse videatur pretii. Schn. Neglexi, quod, quem fructum ea haberet, quamque potestatem, non intelligerem. Kust. Sed, quid, malum, te vexavit, vir eruditissime, quod eam non intelligeres? nihilne tu intelligis de Graecae linguae idiomatis? Schn. Hem! Nebulo, quid jurgiis me oneras, cujus notas adeo hic illic in tuam editionem transscripsisti? Vale, funge! cautes! stipes! frutex! Quid aliena curas? tute ipse lepus, et pulpamentum quaeris. Kust. Vale, vir humanissime, et me amare, uti facis, perge. Vidisti, mi lector, Schneiderum datis opibus, quomodo uti deberet, ignorasse.*

Ich traue allen Lesern so viel Gefühl für menschliches Elend zu, dass sie den beiden Unglücklichen ihr Mitleiden und Bedauern nicht versagen werden, insonderheit, wenn die Nachricht, welche Rec. von einem Unbekannten aus Leipzig gleich nach Erscheinung des Buchs erhielt, gegründet seyn sollte, dass es zwey Zöglinge der *hermannischen* Schule, *Reisig* und *Meinecke*, sind, welche ihren traurigen Gemüthszustand mit der Decke eines fremden Namens haben verbergen wollen. Wir gehen nun zur näheren Anzeige des Inhalts und der Anmerkungen selbst über. Der Text sammt den Inhaltsanzeigen der Capitel ist, ausgenommen einige Änderungen der Worte im Texte, aus *Weiskes* und *Schneiders* Ausgabe, aber sehr fehlerhaft, abgedruckt worden. Die Anmerkungen haben die Herausgeber aus den vorigen Ausgaben von *Bach*, *Zeune*, *Weiske* und *Schneider* wörtlich abdrucken lassen, bald mit, bald ohne Zusatz. Ausserdem aber haben sie bey jeder Veranlassung aus anderen Büchern seitenlange Bemerkungen abgeschrieben, und bey dieser Gelegenheit wieder ihre Zusätze oder Gegenbemerkungen angebracht. Alle ihre eigenen Bemerkungen betreffen nur die Worte und Wortfügung; an die von Xenophon abgehandelten Gegenstände haben sie nie gedacht. Ihre Urtheile, Widersprüche oder Widerlegungen sind entweder durch gar keine Gründe oder Beyspiele bekräftigt, oder sie führen Beyspiele an, ohne die Gründe zu entwickeln; alle Urtheile aber sind mit ächtem holländischem Gewürze überladen, als *imperite*, *temere*, *dormitat*, *somniat*, und was dergleichen mehr ist, wovon vorher mehrere Beyspiele vorgekommen sind. Nur wenige der Verbesserungen, welche nach der *schneiderschen* Ausgabe von mehreren Gelehrten bekannt gemacht worden sind, findet Rec. hier angemerkt; eben so wenig haben die Herausgeber aus den von *Schneider* beygebrachten Varianten berichtigt; was sie aber aus eigener Kenntniss und Urtheile verbessern wollten, ist alles verunglückte Muthmassung. Nach wiederholtem Studium der xenophontischen Schrift, und von einem Freunde unterstützt, glaubt Rec. jetzt im Stande zu seyn, mehrere Stellen derselben in der Interpunction sowohl als in der Leseart zu verbessern, und so hofft er, dass diese Anzeige nicht ganz ohne Nutzen für die Leser seyn soll. C. 1. §. 3 Ἦ καὶ τὸν ἄλλου δὲ οἶκον, ἔφη ὁ Σωκράτης, εἰ ἐπιτρέποι τις αὐτῷ, οὐκ ἂν δύναιτο, εἰ βούλοιτο, εὖ οἰκεῖν, ὥσπερ καὶ τὸν ἑαυτοῦ; Ὁ μὲν γὰρ τεκτονικὴν ἐπιστάμενος ὁμοίως ἂν καὶ ἄλλῳ δύναιτο ἐργάζεσθαι ὅτι περ καὶ ἑαυτῷ, καὶ ὁ οἰκονομικός γ' ἂν ὡσαύτως; — Ἔμοιγε δοκεῖ, ὦ Σώκρατες. Hier stimmen sie im ersten Satze *Schn.* bey, und wollen ἢ καὶ wegstreichen; aber in den Nachträgen versetzen sie dieselben in die folgende Periode, und lesen ἢ καὶ ὁ οἰκονομικός γ' ἂν ὡσαύτως; Ἔμοιγε δοκεῖ, ὦ Σ. So wird dieser Satz dem Sokrates beygelegt. Vorher hatten sie ihn dem Kritobulus zugeschrieben, und drucken lassen καὶ ἑαυτῷ. — Καὶ ὁ οἰκονομικός γ' ἂν ὡσαύτως, ἔμοιγε δοκεῖν, ὦ Σώκρα-

τες. Beide Änderungen haben etwas gegen sich, doch die zweyte weit mehr. Denn nun ist die Frage Τὴν ἄλλου δὲ οἰκον — οὐκ ἂν δυναιτο — καὶ τὸν ἑαυτοῦ; offenbar ganz allein negativ gestellt, da sie zugleich auch die Bejahung mit begreifen sollte. In der ersten Änderung ist allein das zu billigen, daſs sie die Worte καὶ ὁ οἰκ. — ὡσαύτως ἔμοιγε δοκεῖ, ὦ Σώκρατες, von den vorigen trennen, in eine einzige Rede verbinden, und als Antwort dem Kritobulus beylegen. Die Versetzung des Ἠ καὶ ist nicht nöthig, sondern man darf nur vor den Worten οὐκ ἂν δύναιτο noch die Partikel ἢ einschieben: so ist die Frage vollkommen bejahend und verneinend gestellt. Nur das δὲ nach ἄλλου wunschte Rec. noch weg. — Im §. 5 Οἶκος δὲ δὴ τί δοκεῖ ἡμῖν εἶναι; Ἆρα ὅπερ οἰκία, ἢ καὶ ὅσα τῆς οἰκίας ἔξω τις ἐκέκτητο, πάντα τοῦ οἴκου ταῦτά ἐστιν; ist ein offenbarer Fehler in der Form ἐκέκτητο, wie auch die Antwort πάντα τοῦ οἴκου εἶναι ὅσα τις κέκτηται zeigt. Es muſs κεκτῆτο oder κέκτηται heiſsen. Die Herausgeber schweigen hier. — Die eigenmächtige Veränderung Φέροιτο statt Φέροι am Ende des §. 6 verwerfen sie mit Recht, und führen aus Plato μισθὸν Φέρων an. Aber die lange Anmerkung war überflüſsig. Wozu muſste denn Weisken erst ein *temere et indocte*, und Allen, die ihm folgten, hierauf folgender Trumpf zugeworfen werden: *Quae cum ita sint, somnium illud V. V. D. D. ex eburnea porta advolavit, atque erravit Zeunius, erravit Weiskius, erravit Schneiderus, qui istos secutus est.* Warum zeigten sie nicht den Grund, warum Xenophon vorher §. 4 μισθὸν — Φέροιτ' ἄν, hier aber μισθὸν τουτου Φέροι sagte und sagen konnte? — Die in den Worten §. 7 Ὅτι τοι ἡμῖν ἐδόκει οἶκος ἀνδρὸς εἶναι ὅπερ κτῆσις vorgeschlagene Veränderung ὅτι τί wird in den Zusätzen zurückgenommen, und die Stelle für untadelhaft ganz richtig erklärt. Bey den Worten οὐ μὰ Δί', οὐκ steht eine ziemlich lange Anmerkung, von welcher es in den Zusätzen heiſst: *Nota quam scripsit servus ad* οὐ μὰ Δί', οὐκ — *nauci est.* — Die wirkliche Änderung §. 11 τοῦτ' αὐτὸ Φαίνεται für τοῦτ' αὖ Φαίνεται haben sie auch angenommen und gebilligt; aber sie hat gar keinen Grund. §. 12 εἰ δὲ πωλοίη αὖ πρὸς τοῦτον, ὃς μὴ ἐπίσταιτο χρῆσθαι ist eine lateinische, nicht aber griechische, Wortfügung. Es muſs ἐπίσταιτο heiſsen. Im 14 §. heiſst es: *Wofür muſs man Freunde halten, wenn Jemand sie so zu brauchen weiſs, daſs er Nutzen von ihnen hat?* Die Antwort ist: χρήματα, νὴ Δία, καὶ πολύ γε μᾶλλον ἢ τοὺς βοῦς, ἢν ὠφελιμώτεροι γε ὦσι τῶν βοῶν. Die im Nachsatze ausgedrückte Bedingung ἢν ὦσι ist ganz widersinnig, und es muſs heiſsen ἢ εἰσί. Statt dieser wesentlichen Bemerkung finden die Leser eine lange unnütze Bemerkung über die Wortfügung οἱ δὲ Φίλοι — τί Φήσομεν αὐτοὺς εἶναι; und im Texte ἢ für ἢν gedruckt. In dem gleich folgenden §. 15 καὶ οἱ ἐχθροὶ ἄρα, κατὰ τὸν σὸν λόγον, χρήματά εἰσι τῷ δυναμένῳ ἀπὸ τῶν ἐχθρῶν ὠφελεῖσθαι; geben alle Handschriften ἐχθροί γε, welches ohne Zweifel richtiger ist. Denn so steht §. 8 κἂν ἄρα γέ τις ἵππον πριάμενος μὴ ἐπίστηται αὐτῷ χρῆσθαι — οὐ χρήματα αὐτῷ ἐστιν ὁ ἵππος. Die Herausgeber haben sogar die Varianten verschwiegen, und so an mehreren Orten; dagegen häufen sie an anderen ganz unnütze Abweichungen. Den Druckfehler §. 16. S. 12 αἰσθανόμεθα findet Rec. getreulich wiederholt, statt αἰσθανώμεθα. Bey den folgenden Worten Ἄλλοτι ἢ τούτοις αὖ οὔτε αἱ ἐπιστῆμαι χρήματά εἰσιν οὔτε τὰ κτήματα; schreiben die Herausgeber die Anmerkung von *Zeune* ab, machen ihm aber zuletzt einen Vorwurf, *quod nescierit, scribendum esse* ἐπιστῆμαι, *non* ἐπιστῆμαι. Nun setzen sie hinzu: *Quae propterea monenda censuimus, ut tirones eo acrius et diligentius accentuum doctrinam curarent.* Dann folgt eine Tirade aus Porson über Euripides Medea abgeschrieben. Wie vielen Stoff gäbe der Druck des Textes und der Anmerkungen in diesem Buche zu ähnlichen Bemerkungen, wenn ein *reiſsiger* Philologe sich die Mühe nehmen wollte, die Fehler in den Accenten alle aufzusuchen! Im 17 §. folgt auf den Vordersatz περὶ δούλων μοι ἐπιχειρεῖς διαλέγεσθαι; die Antwort: οὐ μὰ Δί', ἔφη, οὐκ ἔγωγε· ἀλλὰ καὶ πάνυ εὐπατριδῶν δοκούντων γε ἐνίων εἶναι, οὓς ἐγὼ ὁρῶ τοὺς μὲν πολεμικὰς, τοὺς δὲ καὶ εἰρηνικὰς ἐπιστήμας ἔχοντας, ταύτας δὲ οὐκ ἐθέλοντας ἐργάζεσθαι, ὡς μὲν ἐγὼ οἶμαι, δι' αὐτὸ τοῦτο, ὅτι δεσπότας οὐκ ἔχοιεν. Hier haben die sechs Handschriften alle ἐνίων γε δοκούντων εἶναι ganz richtig, denn γε kann mit δοκούντων gar nicht verbunden werden, ohne dem Sinne zu schaden. Diese Varianten sind hier verschwiegen; dagegen findet man eine unnütze Anmerkung über die aus der Frage zu wiederholende Präposition περὶ, und dann folgt über ὅτι δεσπότας οὐκ ἔχοιεν: *Schneiderus* αἰνικτὰ κἀσαφῆ λέγει; „*Tempus insolens mihi in hoc loco, a librariis forte huc ex sequentibus translatum*“ *Optativus autem ex persona illorum hominum dictus est, quod et apud Graecos, et apud Latinos, et apud nostrates non insolens est.* Hier ist ja keine Beziehung auf anderer Leute Meinung oder Reden, sondern Sokrates behauptet geradezu δι' αὐτὸ τοῦτο ὅτι — ἔχοιεν. Hier findet also der Optativus durchaus nicht Statt. Die eine pariser Handschrift läſst ὅτι richtig aus, und nun sieht man leicht, daſs es heiſsen sollte δι' αὐτὸ τοῦτο τὸ δεσπότας μὴ ἔχειν. Auch hier sind die abweichenden Lesearten nicht angemerkt worden. Zu Anfange des 18 §. folgt sogleich: Καὶ πῶς ἂν δεσπότας οὐκ ἔχοιεν, εἰ εὐχόμενοι εὐδαιμονεῖν, καὶ ποιεῖν βουλόμενοι ἀφ' ὧν ἔχοιεν ἀγαθὰ, ἔπειτα κωλύοντο ποιεῖν ταῦτα ὑπὸ τῶν ἀρχόντων; Hiebey hatte *Schn.* gesagt: *Paris. I.* οἱ εὐχόμενοι, *quod placere potest lectori.* Darauf wird hier erwiedert: *Immo vero non potest placere.* Und aus welchem Grunde? Der Satz ist ganz bestimmt und bejahend ausgedrückt, zu welchem das bedingende εἰ gar nicht paſst. Aber der Hauptgrund, warum man οἱ vorziehen muſs, ist dieser. Es müſste sonst heiſsen Καὶ πῶς ἂν οὗτοι δεσπότας οὐκ ἔχοιεν, εἰ εὐχ., um das Subject zu bestimmen, welches durch die Leseart οἱ genau angegeben wird. — Cap. 3. §. 11. Τῆς δὲ γυναικὸς, εἰ μὲν διδασκομένη ὑπὸ τοῦ ἀνδρὸς τἀγαθὰ κακοποιεῖ, ἴσως δικαίως ἂν ἡ γυνὴ τὴν αἰτίαν ἔχοι· εἰ δὲ μὴ διδάσκων τὰ καλὰ κἀγαθὰ, ἂν ἐπιστήμονι τούτων χρῶτο,

ἄρ' οὐ δικαίως ἂν ὁ ἀνὴρ τὴν αἰτίαν ἔχοι; Hiebey werden zwey Anmerkungen gemacht. Die eine lautet ταγαθά. ie. τὰ ἀγαθά. *Haec crasis tunc fieri solet, cum a nominis, quicum contrahitur τα, corripitur, ut in nostro verbo, aut in τἄδικα. Vide Henricum Stephanum de orthograph. ab init. et Caspar. Valckenaium ad Euripid. Phoen. V. 462. p. 169.* Solche Weisheit haben sie doch nicht mit aus der Schule gebracht? Die zweyte betrifft den Syntax, wo τῆς δὲ γυναικὸς εἰ κακόποιεῖ für κακοποιούσης stehn soll. Noch wird ἴσως für ὄντως, *profecto*, erklärt. Der Fehler im Texte aber, welchen *Schäfer* über Gregorius S. 987 richtig verbessert hat, κακοποιοίη für κακοποιεῖ schreibend, wird ganz übergangen. C. 4. §. 17 Κῦρος μέντοι — καὶ ἐπηγγάλλετο οὐδὲν ἧττον, εἰ ταῦτα ἔλεγεν, ἐπὶ τῷ χώρας ἐνεργοὺς ποιεῖν — ἢ ἐπὶ τῷ πολεμικὸς εἶναι. Hier hat die Juntina τῆς χώρας, woraus nur τὰς gemacht werden darf: so ist der nothwendige Artikel ersetzt. Die Herausgeber erwähnen keiner Variante, sondern stoßen sich nur an das Verbindungswort καὶ vor dem Zeitworte ἐπηγγ., wie schon Andere, aber ohne Grund, thaten. §. 18 ἄριστος ἂν δοκῇ ἄρχων γενέσθαι ist im Texte aus der *zeunischen* Ausgabe stehen geblieben, da die Anmerkung geradezu diese Leseart bestreitet. In den folgenden Worten hatten die Herausg. Gelegenheit, ihren Vorrath an Schmähungen zu spenden, wenn sie die fehlerhafte Interpunction der *schneid.* Ausgabe bemerkt hätten, wo nach μαχούμενος ein Semikolon statt eines Komma steht. Dagegen halten sie sich an den doppelten Artikel τὸν, τοῦ, vor βασιλέα, βασιλέως, welchen *Schn.* beym ersten Satze aus der Juntina mit *Zeune* aufgenommen und durch einen Grund gerechtfertigt habe. Man höre nun: *Furcilla extrudendus erat articulus, qui in optimis quoque codicibus abest. Quocirca abeat Schneiderus εἰς βόρβορον, qui consuetudinis veterum in usurpando verbo βασιλεύς sine articulo ignarus, ridicule articulum utrumque tueri conatus, quamvis contra clamitet etiam Xenophontis locus laudatus.* Cap. 5. §. 5 θήραις τε ἐπιφιλοπονεῖσθαι συνεπαίρει τι ἡ γῆ καὶ κυσὶν εὐπέτειαν τροφῆς παρέχουσα καὶ θηρία συμπαρατρέφουσα. Auch hier finden wir *Schäfers* Verbesserung θήραις τι φιλοπονεῖσθαι συνεπαίρει ἡ γῆ über Gregorius S. 1040 nicht angemerkt. Im Wortregister ist aus dem *zeunischen* übertragen worden ἐπιφιλοπονεῖσθαι θήραις (so!) *venationi vacare* V. 5. Da sehe man die *saevi judices!* C. 6. §. 11 καὶ ταῦτα μοι δοκῶ ἡδέως ἑκάτερα ἀκούειν σου. Hier haben die Herausgeber, so wie *Schn.*, ἀκούσειν aufgenommen, eine Muthmassung von *Etienne*, ohne zu bedenken, dass das attische Futurum nicht ἀκούσω, sondern ἀκούσομαι hiess. Dann aber bleibt immer noch ein Fehler übrig, wenn ἀκούειν das Futurum vertreten soll, wie die Stelle Cyrop 8. 7, 25 zeigt, wo es heisst: καὶ νῦν ἡδέως ἂν μοι δοκῶ κοινωνῆσαι τοῦ εὐεργετοῦντος ἀνθρώπους. In der Nachbarschaft §. 13 finden wir über die Stelle τοὺς μὲν γὰρ ἀγαθοὺς τέκτονας, χαλκέας ἀγαθοὺς, ζωγράφους ἀγαθοὺς, ἀνδριαντοποιοὺς καὶ τὰ ἄλλα τὰ τοιαῦτα πάνυ ὀλίγος μοι χρόνος ἐγένετο ἱκανὸς περιελθεῖν τε καὶ θεάσασθαι τὰ δεδοκιμασμένα καλὰ ἔργα αὐτοῖς εἶναι, zwey sonderbare Anmerkungen: ἀνδριαντοποιοὶ *sunt statuarii. Possunt tamen etiam esse pictores. Nam ἀνδριάς, quamquam rarius, de pictura etiam dicitur. Sic Plato de Republ. 4. p. 327 ed. Bip.* ὥσπερ οὖν ἄν, εἰ ἡμᾶς ἀνδριάντας γράφοντας προσελθών ἄν τις ἔψεγε, λέγων, ὅτι οὐ τοῖς καλλίστοις τοῦ ζώου τὰ κάλλιστα φάρμακα προστίθεμεν. Wir müssen freylich zugeben, was *Schn.* schon im Wörterbuche angemerkt hat, dass hier ἀνδριὰς das Bild eines Mannes bedeute; aber deswegen können und werden wir nie glauben, dass ἀνδριαντοποιὸς jemals einen Maler bedeutet habe. Allenfalls könnte man in diesem Sinne ἀνδριαντογράφος gesagt haben! Die zweyte Bemerkung betrifft das von *Etienne* vorgeschlagene ἱκανῶς, welches sie verwerfen. *Sic plerique Codices habent, et exquisitius dicitur, quam quod a Stephano conjectum est, et in Guelf. legitur ἱκανός. Illud recte etiam defendit Bachius.* Darauf folgen die heterogensten Beyspiele, wo ein Adverbium mit einem Zeitworte verbunden steht, und zuletzt heisst es: *Non debebat igitur Schneiderus tam vehementer de suo ἱκανὸς triumphare. Et non recte monuit Weiske, ἱκανῶς pertinere ad περιελθεῖν et θεάσασθαι.* Die Herren sahen also nicht ein, dass ἱκανῶς allein zu den Zeitwörtern περ. und θεάσ. gezogen werden kann, und dann einen ganz anderen Sinn giebt, als ἱκανὸς mit χρόνος πάνυ ὀλίγος ἐγένετο verbunden, welches bedeutet, *eine ganz kurze Zeit reichte hin zu besuchen und zu betrachten;* jenes aber, *ich hatte nur sehr wenig Zeit, um hinlänglich zu besuchen und zu betrachten.* C. 7. §. 7 πρίν γε καὶ ἔθυσα καὶ εὐξάμην ἐμέ τε τυγχάνειν διδάσκοντα καὶ ἐκείνην μανθάνουσαν τὰ βέλτιστα ἀμφοτέροις ἡμῖν. Hier hatte *Schn.* mit *Stephanus* ἐπιτυγχάνειν vorgezogen. Dagegen heisst es hier: *Quae quidem annon Schneidero ornamento sint, dubito. At quantum equidem existimo, non intellexit vir doctissimus constructionem verborum quae haec est: ἐμέ τε τυγχάνειν διδάσκοντα τὰ βέλτιστα ἀμφ. ἡμῖν, καὶ ἐκείνην τυγχάνειν μανθ. τὰ βέλτ. ἀμφ. ἡμῖν i. e. nunquam prius institui uxorem meam, quam diis sacra facerem, ab iisque precarer, ut et ego docerem, et illa disceret, quae utrique nostrum salubria et fructuosa essent.* Ohne alle Änderung lässt sich der weit schicklichere Sinn erlangen, welchen ἐπιτυγχάνειν geben sollte, wenn man annimmt, dass jenes Zeitwort für dieses gesetzt sey, wie bey Plato öfters, wie *Heindorf* über den Euthyd. S. 327 gezeigt hat. §. 8. Auf die Frage, ob die Frau bey dem Opfer mit zugegen war und mit betete, folgt die Antwort: καὶ μάλα γε πολλὰ ὑπισχνουμένη μὲν πρὸς τοὺς θεοὺς, γενέσθαι οἵαν δεῖ. Hier stossen sich Alle an das μὲν, und wollen es ändern: aber wenn man das folgende καὶ εὔδηλος ἦν auflöst in εὔδηλος δὲ οὖσα: so verschwindet alle Schwierigkeit. Mit dem γενέσθαι wissen die Herren auch nichts anzufangen, da es hier, wie Anabas. I. 4, 2 und II. 3, 20 für das Futurum γενήσεσθαι steht. Andere Beyspiele finden sich bey den Attikern.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 20 JUNIUS, 1812.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Xenophontis Oeconomicus. Edidit Gullelmus Kusterus* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

§. 10. Ἐπεὶ ἤδη μοι χειροήθης ἦν καὶ ἐπιθασσεύετο, ὥστε διαλέγεσθαι. Hiebey werden die ganz unnützen Varianten der pariser Handschriften angeführt, und *Schäfers* Verbesserung ἐπετιθάσευτο Meletem. I. p. 82 ganz übergangen. Zu §. 17 steht die Anmerkung καὶ τί δὲ ὁρᾷς, ἔφη ἡ γυνή. *Guelf. cum Lips. habet* τί δὲ, ἔφη ἡ γυνή, ὁρᾷς. *Paris. A. D. autem* τί δὲ, ἔφη, ὁρᾷς, ἡ γυνή. *quem ordinem in textum recipere non dubitavimus* u. s. w. Gleichwohl ist die alte Leseart im Texte geblieben. Dass aber die erwähnte Variante vorzuziehen sey, hatte *Schäfer* schon im *Index Homericus* S. 180 erinnert. §. 20. Δεῖ μέντοι τοῖς μέλλουσιν ἀνθρώποις ἕξειν ὅ, τι εἰσφέρωσιν εἰς τὸ στεγνὸν, ἔχειν τοὺς ἐργαζομένους τὰς ἐν τῷ ὑπαίθρῳ ἐργασίας. Hier läſst die Juntina nebst 4 der besten Handschriften das Zeitwort ἔχειν aus. Dieſs konnte dem Kritiker ein Wink seyn, dass hier irgend ein Fehler versteckt liege, den man bald entdeckt, wenn man die folgende Sect. 21 vergleicht: δεῖ δ' αὖ, ἐπειδὰν ταῦτα εἰσενεχθῇ εἰς τὸ στεγνὸν, καὶ τοῦ σώσοντος ταῦτα καὶ τοῦ ἐργασομένου διὰ τῶν στεγνῶν ἔργα δεόμενά ἐστι. Sonach muss es hier heissen εἰς τὸ στεγνὸν τοῦ ἐργαζομένου oder ἐργασομένου. Der Dativ τοῖς μέλλουσιν ist also bisher falsch erklärt worden, wie auch alle die dazu angeführten Beyspiele ganz unähnlich sind. Dagegen ist nichts häufiger im Xenophon als die Wortfügung πολλῶν σοι δεήσει, ἄλλης σοι μάχης δεήσειεν u. s. w. Man sehe *Sturzens* Wörterbuch unter δεῖν S. 629. 2. a). Im Cap. 10, 2 erklären die Herren ψιμμύθιον *unguentum quoddam, quo uti solebant Graeci, ut candidiores fierent.* Also ein Salbenöl für die Männer!!! §. 3. ist der Fehler in den Worten ἢ εἰ ἐπειρώμην σε ἐξαπατᾶν unbemerkt geblieben, welchen die ganz ähnlichen Sätze in diesem Abschnitte nachweisen, wo es heiſst: εἰ σοι αὐτὰ τὰ ὄντα ἀποδεικνύοιμι καὶ μήτε κομπάζοιμι — μήτε ἀποκρυπτοίμην — φαίην ἀληθινὸς εἶναι. Kurz es muss εἰ πειρώμην heissen. §. 7. Bey dem Satze οὔτ' ἂν τοὺς ὀφθαλμοὺς ὑπαληλιμμένους ἥδιον ὁρῴην τοὺς σοὺς ἢ ὑγιαίνοντας wird angemerkt: *Camerarius vertit* quam sanos tuos, *unde Zeunius suspicatur eum legisse* ἢ τοὺς ὑγιαίνοντας. *Possis etiam legere* ἢ τοὺς σούς, *quod si in Codice aliquo legeretur, ego non dubitarem quin in textum recipiendum esset.* Nun hat ja die leipziger Handschrift wirklich diese Worte so geschrieben! Ist aber damit die Sache abgemacht? Wenn im Vordersatze τοὺς ὀφθαλμοὺς stehn bleibt: so muſs τοὺς σοὺς mit dazu genommen werden. Dagegen streiten freylich die beiden vorhergehenden Glieder οὔτ' ἂν μίλτου ἀπτοίμην ἥδιον ἢ σοῦ, οὔτ' ἂν ἀνδρεικέλου χρῶμα ὁρῴην ἥδιον ἢ τὸ σόν. Also folgt, dass auch das dritte Glied allgemein im Vordersatze ausgedrückt werden, und es heissen muſs: οὔτ' ἂν ὀφθαλμοὺς ὑπαλ. ἥδιον ὁρῴην ἢ τοὺς σοὺς ὑγιαίνοντας. Der grobe Sprachfehler C. 12, 14 ὅταν παρείη τὸ πρακτέον für παρῇ ist unbemerkt stehen geblieben. C. 14 §. 3 finden wir gedruckt ἢ καὶ ταύτην τὴν δικαιοσύνην σὺ ἀποδύῃ διδάσκειν; wo die Handschriften und vorigen Ausgaben ὑποδύῃ haben. Zwar führen die Herren für sich die Autorität von *H. Etienne* an; aber an derselben Stelle muſsten sie doch bemerkt haben, dass diese Stelle gerade die einzige ist, welche für diese Bedeutung in dieser Wortfügung angemerkt wird. C. 14, 8. Οὓς δ' ἂν αἰσθάνωμαι ὅμως καὶ εὖ πάσχοντας ἔτι ἀδικεῖν πειρωμένους, τούτους ὡς ἀνηκέστους πλεονέκτας ὄντας ἤδη καὶ τῆς κτήσεως ἀποπαύω. So haben die Hn. für χρήσεως drucken lassen, und erklären sich gegen das von *Schneider* aufgenommene χειρίσεως folgendermassen: *Ego quidem me non videre commodum aliquem conjecturae hujus sensum, aperte confiteor. At quidni* κτήσεως *scribamus, quod et propter oppositionis elegantiam et propter mutationis facilitatem haud parum videtur habere commendationis. Dianoea est:* faciam ut isti ne possideant quidem aliquid. *— Quare apte etiam in sequenti orationis parte opponitur verbum* πλουτίζων. *Solennis autem est verborum* κτῆσις *et* χρῆσις *commutatio.* Die Rede ist von Sclaven, welche Ischomachus selbst zu den verschiedenen Beschäftigungen für Verwaltung seiner Güter abrichtete. Diese Sclaven nun hatten selbst kein Vermögen, sondern sie verwalteten das Eigenthum ihres Herrn, welcher sie freylich bereichern konnte, wenn sie treu waren; aber betraf er sie auf Untreue: so entfernte er sie von der Verwaltung, nicht von dem Besitze. Jenes heiſst ἀποπαύω τῆς χειρίσεως; dieses kann nicht durch ἀποπαύω τῆς κτήσεως ausgedrückt werden, sondern müſste ἀφαιροῦμαι τὴν κτῆσιν heissen. Im 15 C. 1, wo die verschiedenen Grade der Fertigkeiten eines Verwalters angegeben werden, heiſst es unter anderen: ἔτι δὲ (ἐπειδὰν) πρὸς τούτοις ἐπιστήμην κτήσῃ αὐτῷ, ὡς ἂν ποιούμενα ἕκαστα τῶν ἔργων ὠφελιμώτερα γίγνοιτο — ἐπὶ δὲ τούτοις πᾶσιν ἤδη τέ σοι τὰ ἐκ τῆς γῆς ὡραῖα ἀποδεικνύοντα ὅτι πλεῖστα, ὥσπερ σὺ σαυτῷ, οὐκέτι ἐρή-

σοιαι περὶ τούτου, εἰ ἔτι τινὸς ὁ τοιουτο προσδεῖται. Hier findet man im Texte αὐτοῦ für αὐτῷ gedruckt, ohne Anzeige eines Druckfehlers; ferner ist ἥδη σοι ohne τε abgedruckt, und dabey steht die Anmerkung: *Male me habet τε post ἥδη dei ndamque ducd, ut insitirium.* Der Rest betrifft eine Stelle im Plato, und geht die gegenwärtige nichts an. Ausserdem hat er ebenfalls ἀποδεικνύοντα nach *Etienne's* Vermuthung aufgenommen, wofür alle Handschriften ἀποδεικνύων geben. Diese zwey Spuren der Verdorbenheit sind jetzt durch Weglassung und Veränderung getilgt worden. Aber eine dritte ist übrig geblieben, zum deutlichsten Beweise, dass die angewendeten Heilungsmittel nicht die rechten waren. Man betrachte nur die einzelnen Sätze dieser Section: jeder hat sein eigenes Zeitwort, ἐπειδὰν ἐμποιήσῃ zweymal, ἔτι — κτήσῃ αὐτῷ — πρὸς δὲ τούτοις — ποιήσῃς, nur der folgende fünfte hat kein Zeitwort, sondern man will zu dem selbstgemachten ἀποδεικνύοντα aus dem Vorigen ποιήσῃς wiederholen, so ungriechisch diese Wortfügung ist. Rec. findet in der alten Leseart ἥδη τε σοι — ἀποδεικνύων die deutlichsten Spuren der wahren Leseart, welche einer seiner Freunde entdeckt hat; ἥδηται σοι — ἀποδεικνύων, wobey freylich das Subject verändert wird, wenn man nicht im Vorhergehenden noch eine Änderung vornehmen und ἐπειδὰν δὲ τούτοις πᾶσιν ἥδηται σοι — ἀποδεικνύων lesen will. Bey §. 5 treffen wir eine gute Bemerkung an, welche wir ganz billigen. Mit Versetzung der Partikel γὰρ und veränderter Interpunction wird vorgeschlagen zu lesen: ὥσπερ γὰρ εἰ εἴποις, ὅτι δεῖ γράμματα ἐπίστασθαι τὸν μέλλοντα δυνήσεσθαι τὰ ὑπαγορευόμενα γράφειν καὶ τὰ γεγραμμένα ἀναγιγνώσκειν, ταῦτα ἐγὼ ἀκούσας, ὅτι μὲν δεῖ γράμματα ἐπίστασθαι, ἠκηκόη ἄν, τοῦτο δὲ εἰδώς, οὐδέν τι, οἶμαι, μᾶλλον ἂν ἐπισταίμην γράμματα, wo vorher stand ὥσπερ εἰ εἴποις — ἀναγιγνώσκειν. Ταῦτα γὰρ ἐγώ. Auch das müssen wir billigen, dass aus der handschriftlichen Leseart ἠκηκοήν die attische Form ἠκηκόη für ἠκηκόειν hervorgesucht worden ist, welche beyläufig erläutert wird. Bey §. 8 wird eine Änderung vorgeschlagen, der Rec. seinen Beyfall nicht geben kann. Es heisst von der Wissenschaft des Landbaues: αὕτη γὰρ — ἐστιν ἡ ποιοῦσα τοὺς μὲν ἐπισταμένους αὐτὴν πλουσίους, τοὺς δὲ μὴ ἐπισταμένους, πολλὰ πονοῦντας ἀπόρως βιοτεύειν. Hier soll man lesen πολλὰ ἀποροῦντας βιοτεύειν, weil doch der Mangel der Wissenschaft nicht nothwendig mit Arbeit und Anstrengung verbunden sey. Gleichwohl heisst es in der Note vorher: *quanquam* πολλὰ πονοῦντας ἀπόρως βιοτεύειν *genuinum non puto, quod sane, si* καίπερ πολλὰ πονοῦντας *legeretur, esset.* Also ist die Stelle ächt und nicht ächt? Unserem Bedünken nach wird hier der Unterschied des rationellen Landbaus von dem handwerksmässigen darein gesetzt, dass jener den Eigenthümer allemal bereichert, dieser aber ihn bey aller Arbeit darben lässt. Die Worte also καὶ πολλὰ πονοῦντας können durchaus nicht fehlen, wenn der Sinn vollständig ausgedrückt seyn soll. Noch weit kühner ist die C. 16 §. 3 vorgeschlagene Versetzung der Worte: οὐκοῦν — καὶ ἀλλοτρίως γῆς τοῦτο ἐστι γνῶναι ὅ,τι δύναται φέρειν καὶ ὅ,τι μὴ δύναται, ὁρῶντα τοὺς καρποὺς καὶ τὰ δένδρα. Aber das Schlimme ist nur, dass die Herren selbst am Ende, mit ihrem Vorschlage unzufrieden, lieber eine Lücke im Zusammenhange annehmen wollen. Wenn sie das von *Schneider* vorgeschlagene ἀλλοτρίῳ wegen des Zusammenhanges verwerfen: so müssen sie den Gegensatz ganz falsch gefasst haben. Dieser ist in §. 1, nicht in 2 enthalten. *Es ist nicht so schwer, die Natur und Güte des Bodens zu erkennen, als die blossen Theoretiker uns bereden wollen.* Nun folgt: denn ein jeder Fremder, wenn er auch nicht sogar erfahren im Landbau ist, und den Boden noch nicht selbst bearbeitet hat, kann seine Natur an den Erzeugnissen erkennen. Bey C. 17, 2 haben die H. drucken lassen: Περί γε μέντοι τοῦ σπάρου ἄλλο τι ἔφη, ὦ Σώκρατες, γιγνώσκεις, ἢ τὴν ὥραν σπείρειν, ἐς — κρατίστην εἶναι, und das Wort ὥρας nach σπόρου ausgelassen, weil die alten Ausgaben so wie die wolfenb. Handschrift ὥρας haben, welches Wort aus dem vorhergehenden Satze wiederhohlt seyn soll. Diese Muthmassung lässt sich wohl hören; nur mussten die H. nicht selbst damit prahlen, sondern Anderen das Urtheil überlassen. Bey C. 18, 4 ist die Leseart der besten Handschriften die richtige: Τί δ' οὐκ, ἔφην, ἐγὼ οἶδα; — Καὶ ὑποζύγια δὲ (οἶσθα) καλούμενα πάντα ὁμοίως. Nur setzt Rec. für τε oder γε das mit dem vorhergehenden μὲν correspondirende δέ. Das von den H. vorgeschlagene οἶσθα καὶ ὑποζύγιά γε passt gar nicht in den Zusammenhang. — Das ungriechische ἐπειδὰν δὲ καθάρῃς für καθήρῃς haben die H. §. 8 unbemerkt und unverbessert stehn lassen. Dagegen haben sie C. 19, 11 die alte Leseart: Κατὰ ταῦτα τοίνυν — καὶ περὶ τούτων γιγνώσκων ἐμοὶ τυγχάνεις, wieder hergestellt. Noch aber fehlt ein Beyspiel ähnlicher Wortfügung, welche den Irrthum veranlasste. Dieses fügt Rec. aus Platons *Politicus* S. 185 der *Fisch.* Ausgabe hinzu: οἱ περὶ τὰ πολιτικὰ κατ' οὐδὲν γιγνώσκοντες ἡγοῦνται κατὰ πάντα σαφέστατα πασῶν ἐπιστημῶν ταύτην εἰληφέναι. — Der Versuch, §. 16 καὶ περὶ αὐλητῶν μὴ δυναίμην ἀναπεῖσαι, ὡς ἐπίστασαι αὐλεῖν zum schreiben μῶν δυναίμην ἂν ἀναπεῖσαι will Rec. nicht geradezu verwerfen; aber er kann einen weit glücklichern eines seiner Freunde: περὶ αὐλητῶν πῆ δυναίμην ἂν πεῖσαι dagegen anführen. — C. 20, 9. Ὅταν τε αὖ διὰ σπόρων ἴωσιν, οὐ πάνυ χαλεπὸν εὑρεῖν, ὅστις οὐ γιγνώσκει, ὅτι προκαταλαμβάνειν τὰ ἐπίκαιρα κρεῖσσον. So haben die H. drucken lassen, da die dazu abgedruckte Anmerkung die Verneinung οὐ bestreitet, welche *Etienne* nach 2 Handschriften ausgestrichen hat. Da alle übrigen Handschriften das lästige οὐ haben: so ist eine glückliche Vermuthung von Hn *Jacobs Addit.* [illegible] *tam.* S. 227, dass ehemals ἴωσί που gestanden habe. Derselbe Gelehrte hat bemerkt, dass §. 12 stehn müsse ὡς ἡ ἅλμη κολάζεται μιγνυμένη πᾶσι τοῖς ἀνάλμοις ὑγροῖς τε καὶ ξηροῖς, wo jezt steht καὶ ὑγροῖς τε. Hier aber steht die alte Leseart ἀνάλμοις τε καὶ ὑγροῖς, welcher *Schneiders* hier wiederhohlte Anmerkung gerade widerspricht. Diess möchten wohl die vorzüglichsten Belege für die Schätzung der neuen Bearbeitung seyn, und zugleich werden sie als Beweise dienen, dass

Rec. nichts weniger als die Ehre der Untrüglichkeit zu erreichen gestrebt habe, noch jetzt danach strebe. Er schliesst mit der Stelle des Plato, welche die beiden jungen Herausgeber, wenn sie ihm nicht für feindlich gesinnt halten, als einen guten Rath des Älteren, wofern sie aber nicht geneigt seyn sollten, ihr Unrecht anzuerkennen, als eine Warnung annehmen oder ansehn mögen: *κἂν διαφυλάξῃς τὸ μὴ σπουδάζειν ἐπὶ τοῖς ὀνόμασι, πλουσιώτερος εἰς τὸ γῆρας ἀναφανήσῃ φρονήσεως.*

J. G. Sch.

RÖMISCHE LITERATUR.

Wien, b. Degen: *M. Annaei Lucani Pharsalia.* Curante *Angelo Illycino.* Juxta Exemplar in quarto maximo Editio altera. 1811. 392 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wir überlassen anderen Zeitungen die Anzeige der Prachtausgabe, und verweilen bey dem aus derselben gezogenen Abdruck, in Hinsicht auf den Inhalt. Ein zweyter Titel: *Collectio auctorum classicorum Latinorum*, besagt, dass das Unternehmen eines neuen Abdrucks der alten Classiker vom Verleger ausgegangen sey; ein deutsch geschriebener *Prospectus der Prachtausgabe in quarto mit Kupfern der Pharsalia des Lucanus*, welcher in dieser Form hätte wegfallen sollen, erzählt im Namen des Verlegers, weit ausholend, dass dieser, nachdem er *Zimmermanns* Einsamkeit, die *Sonetti Epitalamici* von *Bondi*, *Wielands* Musarion in Prachtausgaben geliefert habe, auf den Gedanken gekommen sey, einen römischen Classiker folgen zu lassen, und so den Dichter Lucanus gewählt habe. „Der Herausgeber, fährt er fort, ist der Ritter *Angelo d'El* ; mit seinem Namen denkt sich zugleich die gelehrte Welt das tiefe Studium der classischen, sowohl griechischen als lateinischen Autoren, deren erste Ausgaben er in der grössten Vollständigkeit besitzt. — Zwey Handschriften des Lucan aus dem 12 Jahrhunderte, die sich in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befinden, wurden vorzüglich bey der gegenwärtigen Ausgabe zu Rathe gezogen, und es gelang dem Herausgeber, die wahre Lesart gewisser Stellen aufzudecken, an deren richtiger Erklärung man bisher verzweifelt zu haben schien, wie diess bey V, 27 u. X, 73 zu sehen ist." Es folgt eine zwey Seiten füllende Vorrede des Ritters *d'Elci* (*Illycinus*), worin er in bescheidenem Tone sagt, er habe sorgfältig die Handschriften und alten Ausgaben zu Rathe gezogen, und frey mit vorausgegangener Kritik die Lesarten ausgewählt. In der Orthographie sey er den Regeln, welche *Turcius Rufus Apronianus* in der Recension des Codex des Virgilius gebilligt habe, gefolgt. Er setzt hinzu: *nec illos secuti sumus, qui aut in prolegomenis, aut in adnotationibus, ut multum sibi adrogarent, plurimum poetae derogaverunt.* Wenn es auf der einen Seite ungerecht scheinen möchte, die an sich schuldlosen Prolegomenen und Anmerkungen anzuklagen: so müssen wir es auf der anderen Seite beklagen, dass der Hr. Ritter, wir wollen nicht rathen, aus welchem Grunde, seine neue Recension des Gedichts mit keiner Rechtfertigung, ja nicht einmal mit einer einfachen Anzeige der seinen Änderungen vorausgegangenen Autorität begleitet hat. Die kleinere für Gelehrte bestimmte Ausgabe hätte diess zugelassen. So aber ist uns auch die Möglichkeit einer ausreichenden Kritik entnommen, da wir auf die Ahndung des Grundes, nach welchem der Herausgeber Lesarten aufnahm oder verwarf, weder Tadel noch Billigung unbedingt richten können. Daher liegt eine durchgeführte Würdigung des ganzen Textes ausser unserem Gesichtskreis; und wir können nur suchen durch Vergleichung der Abweichungen theils das ganze Verfahren im Allgemeinen zu prüfen, theils die kritischen Regeln abzulauschen, denen der Herausg. vorzüglich oder eigenthümlich folgte. Wir wählen das erste Buch, und werden die Lesarten, nach dem *burmannschen* Text verglichen, aufzählen als Probe für das Ganze. V. 13, *quantum potuit terrae.* Vindob. *terrae potuit*, wahrscheinlich nur aus alten Ausgg., doch beyfallswerth. V. 18. *Adstringit Scythico glacialem frigore pontum.* Vind. *Scythicum glaciali;* gewöhnliche Lesart, die der anderen nachsteht. V. 31. Vind. *discindere.* Ausgemacht richtiger las Burmann *descendere.* V. 37 *scelera ista.* Burmanns *ipsa* aus 11 Handschriften hat seine zureichende Begründung. V. 48. Burm. *Conscendere.* Vind. *transcendere*, gewöhnliche Lesart, gegen die Handschriften. V. 51. Vind. *jurique tuo.* Burm.: *jurisque tui.* V. 66 *ad vires — dandas —.* Burm.: *ad dandas — vires.* V. 120 *permissum ducibus.* Burm.: *permissum est ducibus*, aus Handschriften, weit vorzüglicher. V. 141. *Sed*, statt dessen Burmann *At* aufnahm. V. 154 *obliqua perstringens lumina flamma.* Burm.: *praestringens.* V. 158. *Hae ducibus caussae suberant; sed publica belli semina.* Burm.: *Hae ducibus caussae: suberant sed etc.* V. 169. *Curionum.* Burm.: *Curiorum.* V. 178. *Fasces pretio.* Burm.: *Pretio fasces.* V. 180 nach *campo* ein Punctum. V. 184 *ingentesque animi motus — caeperat.* Burm.: *animo — ceperat.* V. 217. *Tunc vires.* Burm.: *Nunc vires.* V. 222. *Faciles jam fracti Fluminis undas.* Burm.: *fracti faciles jam fl. und.* V. 229 *et torto.* Burm.: *it torto*, weit vorzüglicher. V. 231 *et ignes — fugiebant*, was auch Burmann billigte, ob er gleich im Text *ut ignes* hat. V. 240 *diripuit.* Richtiger Burmann *deripuit.* V. 246 *gelidos pavor occupat artus.* Burm. *gelidus p. adligat artus*, was Oudendorp mit Recht vorgezogen hatte. V. 266. *Expulit ancipites discordes urbe Tribunos*, wohl nur Druckfehler. V. 278. *Pellimur et patriis laribus patimurque — exsilium.* Burm. u. Andere: *e patriis.* V. 279 *faciet* statt *faciat*, mit Oudendorp. V. 281 nach *paratis* ein Kolon. V. 287 nach *lauros* ein Punctum. V. 313 *Catonis* mit den Ausgaben vor Bersmann, nach denen auch V. 315 *sociabant* steht. Einzig richtig ist *satiabant.* V. 349 *desunt;* alte Lesart statt *deerunt.* V. 360 mit den Ausgaben vor Bersmann *jus est*, statt *fas est*, wie Bersmann und Oudendorp und Burmann vorzog. V. 372 nach *est* ein Kolon, statt des Punctum; V. 380 nach *Monetae* ein Punctum. V.

404 *promoto milite*, wie die incorrecten Ausgaben vor Grotius haben. V. 416 *tollat* statt *ducat*. S. Burmann in den Anmerk. V. 420 *Satyri* statt *Aturi*. V. 423. *Saxones* statt *Suessones*. V. 454. Nach *lucis* ein Kolon, so wie V. 458 nach *media est*. V. 466. *Caesar, ut immensas collecto robore vires Audendi majora fidem fecere, — spargitur*. Unerklärbar; wohl ebenfalls Druckfehler. V. 493 nach *prorumpunt* ein Punctum; V. 495 nach *domos* ein Kolon. V. 534 *de partibus*, wie gewöhnlich vor Oudendorp. V. 547. Nach *latus* ein Semikolon. V. 565. Nach *Vulgantur* ein Kolon. V. 579 *tantum nox atra silentibus horis Edidit*; eine wunderbare Lesart, die Heinsius vorschlug, statt *silentibus auris* oder *umbris*. V. 587. *Fulminis edoctus motus*, statt welcher mit gutem Grunde Burmann *monitus* vorzog. V. 596 *ritu sequitur* statt *sequitur ritu*; was wohl gebilligt werden mag. V. 600. *Cybelen* statt *Cybeben*. V. 608 *nomen* statt *numen*. V. 628. Nach *capitis* ein Semikolon. V. 647 *segetes* statt *segetem*. V. 663. *Cum signa etc.* ohne Frage mit älteren Ausgaben statt *Cur signa etc.* V. 669. Nach *furor* ein Komma. V. 681 *quo tela* statt *quae tela*. V. 688. Nach *acies* ein Kolon, so wie nach *abripimur* V. 690. Aus dieser Vergleichung des ersten Buches ergiebt sich, dass der Gewinn für die Wiederherstellung des alten, ächten Textes wohl nicht so gross, als vermuthet werden könnte, ist; dass der Herausgeber zwar die alten Ausgaben vor sich gehabt, aber wohl nicht einmal die Gründe erwogen habe, nach denen von den früheren Herausgebern Lesarten gewählt oder verdammt worden sind. Eine eigentliche Kritik über das Verfahren im Einzelnen ist wegen der mangelnden Angabe der Gründe nicht möglich, und muss einem künftigen Bearbeiter des Lucanus, der so erwünscht als nöthig wäre, vorbehalten bleiben. Nicht einmal über die Handschriften, die dem Hn. Ritter vorlagen, lässt sich etwas bestimmen, obgleich zu vermuthen steht, dass sie wenige neue Lesarten zu Tage gebracht haben werden, welche nicht schon in anderen verglichenen Handschriften gefunden worden sind. Wenigstens hat Rec. dieselbe Erfahrung bey zwey nicht ganz jungen Handschriften gemacht, und ist des Glaubens, dass an diesem Schriftsteller ein auf ihn und dessen Zeitgleichen gerichtetes tiefes und allseitiges Studium mehr ausrichten werde, als fruchtloses Vergleichen der unzähligen Menge von *Codicibus*. An diesem neuen Abdrucke finden sich wenige noch nicht bekannte Lesarten, wie *et patriis laribus* V. 238 und *ritu sequitur* V. 596, was doch schon Oudendorp anmerkt. Verderbungen wie *ancipites* und *immensas* V. 266 und 466 sollten füglich aus einer solchen Ausgabe verbannt bleiben. Eben dahin rechnen wir *Curionum* im 169 Vers. Wie man V. 184 *ingentes animi motus bellumque futurum coeperat* verstehen soll, ist schwer einzusehen. Nach der angenommenen Orthographie wird *maestus*, *ceeperat*, *emptus*, *Jupputer* u. s. w. geschrieben. Der Prodromus verwies auf V, 27 und X, 73 als auf Muster von den aufgenommenen Verbesserungen; an beiden Stellen aber findet man die gewöhnliche Lesart und selbst nicht die Möglichkeit einer Verbesserung. Wohl ist diess ein fataler Druckfehler.

XP.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Gleditsch: *Guirlanden.* Herausgegeben von *W. G. Becker*. Erstes Bändchen. 1812. 230 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Kränze werden darum nicht schöner und besser, weil sie von mehreren Händen zusammengeflochten sind; nur wohlsortirte Farben thun dem Auge wohl, nicht schreyende, nicht bunte. Doch ergötzt eine freundliche Mannichfaltigkeit von Blumen verschiedener Art, wo die Nähe der einen den anderen nicht schadet. Eine solche Lese haben wir vor uns. Der Herausgeber räth, in einigen Einleitungsversen, einem Jeden, sich für seine Stimmung etwas zu pflücken, und bey der Rose und dem Veilchen auch Rosmarin zu dulden. Er hat die Beyträge aus geübten Händen gesammelt, von denen das Publicum schon mehrere Sträusse mit dankbarem Wohlgefallen aufgenommen hat. Ausser den gedachten Zeilen hat er selbst zwey prosaische Aufsätze geliefert: Erinnerungen aus meinen Reisen über die geselligen Sitten in Zürich und Basel; und die Tulpenzwiebel. In jenem lobt er die Herzlichkeit und den züchtigen Frohsinn der jungen Bürger und Bürgerinnen der beiden Schweizerstädte durch eine anschauliche Darstellung ihres galanten Verkehrs; in diesem erzählt er die traurigen Begebenheiten einer armen Familie, die durch eine unrecht gesteckte Tulpenzwiebel veranlasst wurden. Man sieht dieser Erzählung das Erfundene zu sehr an. Der alte Lustner ist ein übertriebener Wütherich; und den Leidenden fehlt die Unsträflichkeit, wodurch sie unsere Rührung gewinnen könnten. Der alte Gärtner vergeht als Memme; er hat seine Tochter verkauft, man wende die Sache, wie man wolle. Von *F. Kind* hat uns die Erzählung: die Nachbargärten, wozu auch das Titelkupfer gehört, besser gefallen; ausser derselben hat er noch drey Räthsel und einen Logogryphen in Versen geliefert, unter welchen Rec. das erste und letzte Räthsel vorzieht. *Langbein* hat seinen Witz nicht in grosse Kosten gesetzt. Der Fliegenprocess hat zwar einige komische Stellen, das Ganze aber ist aus unfeinem Holze geschnitten. Ein recht launichter Ausfall auf die verkehrten Erziehungsmethoden des weiblichen Geschlechts ist der Aufsatz von *St. Schütze*: die Kunst, alte Jungfern zu erziehen. Es könnte den Müttern kaum treffender gesagt werden. Ob die Fragmente über den Adel von *Garve* aus dessen Schriften oder einem ungedruckten Nachlasse sind, ist uns nicht gesagt worden; sie enthalten nichts Neues. Unter den Gedichten stechen zu ihrem Vortheil ab: die Christnacht, von *Karl Streckfuss*; das Mieder, von *K. G. Prätzel*; und der Gärtner von *Louise Brachmann*. Die übrigen sind von *Tiedge*, *Eberhard* und *Haug*, von dessen Epigrammen wir eins: Veits Lüsternheit, hersetzen wollen:

Arm, doch ein Gastronom ist Veit.
Für schwarzes Wildpret nähm' er heut
Den Glauben Mahoms an.
Hin gäb' er die Unsterblichkeit
Um einen Auerhahn.

Wk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JUNIUS, 1812.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Dictionnaire abrégé et portatif Allemand-François* à l'usage des commençans et des écoles, précédé d'une introduction qui instruit de la méthode qu'on a observée en composant ce Dictionnaire, et de la manière de s'en servir. Suivi d'un petit Vocabulaire François-Allemand. Par *Chrétien Frédéric Schwan*, conseiller de la chambre des finances, membre associé de l'Athénée de Vaucluse séant à Avignon. 1810. XVI, 950 u. 250 S. gr. 8. (3 Rthlr. 18 gr.)

Ein deutsch-französisches Wörterbuch kann und soll beiden Nationen dienen; doch wird es für die eine oder die andere mehr oder minder brauchbar seyn, je nachdem der Verfertiger mehr auf eine, als die andere, Rücksicht genommen hat. Aus der Einleitung und der ganzen Arbeit sieht man, dass Hr. *S.* vorzüglich die Franzosen im Auge hatte, die die deutsche Sprache verstehen lernen wollen, und er hat sich um ihretwillen besondere Mühe gegeben. Deswegen setzt er zu allen einfachen Substantiven, die einen Artikel seines Lexikons ausmachen, nicht nur den Genitiv des Singulars, sondern auch den Nominativ des Plurals; und zwar mit Abkürzungen, welche die Form anzeigen, ohne viel Raum einzunehmen, z. B. *Buchs (der) des — es; s. pl. (sans pluriel). Büchse (die) der —; pl. die — n. Buchstab (der) des — ns; pl. die — en.* Heut zu Tage schreibt man doch lieber: *Buchstabe*; das hätte nicht vergessen werden dürfen. *Herr* hat im Gen. besser *Herrn*, als wie hier steht, des *Herren*. Unter *Land* ist der Pl. richtig durch *Länder* und *Lande* bezeichnet; aus *Band* sind drey Artikel geworden, die nach dem Plural: *Bänder*, *Bande* und *Bände*, unterschieden sind. *Bande*, Sing., nimmt eine besondere Stelle ein. *Genuss* ist ohne Plural gelassen; aber man findet häufig: die *Genüsse*, wie im Französischen *les jouissances*. Den Adjectiven sind die unregelmässigen Comparative und Superlative beygefügt; nicht allein solche, wie *gut*, *besser*, *der beste*; sondern auch solche, wo ein bloser Umlaut die Veränderung bildet: *Lang*, *länger*, *kurz*, *kürzer*. Unter *gesund* finden wir *gesünder* nicht, welches neben *gesunder* vorkommt; wiewohl Ad. dieses für besser hält. Hingegen hat der Vf. den Plur. von *Wasser* durch *Wässer* gegeben, eine gänzlich oberdeutsche Form. Bey *Wagen* hingegen steht *Wagen* und *Wägen*. Bey den unregelmässigen Verben ist das Abweichende der Conjugation angezeigt. z. B. *Fliehen*, v. n. irr. *ich fliehe*, *du fliehest ou fleuchst (fleuchst) u. er fliehet ou flieht (fleucht)*, *wir fliehen etc. Ich floh. Ich flöhe. Ich bin, ich war geflohen. Ich werde fliehen. Fliehe ou flieh! (fleuch!) Fliehet ou flieht! fuir.* Unter *glimmen* steht als Imp. Indic. *glomme* neben *glimmte*; es sollte *glomm* heissen. So unter *dingen*, *dung*, da *dingte* gebräuchlicher ist. Die Participia Pass. irreg. sind nach dem Alphabet angegeben, mit Nachweisung auf den Infinitiv. *Gesprochen*, *v. sprechen*. *Gesprossen*, *v. spriessen*. Die Imperfecta irreg. hätten billig auch so geordnet seyn müssen. *Gebracht* ist da; *brachte* nicht, welches der Franzose von *brechen* herleiten wird: *bringen* wird ihm so bald nicht einfallen. Gut ist die Belehrung über die verschiedene Betonung der Sylben in den Zeitwörtern, die mit *durch*, *über*, *um* und *unter* zusammengesetzt sind; wie *durchlaufen* und *durchlaufen*, *übertreiben* und *übertreiben*, *umgehen* und *umgehen*, da sie in jedem dieser beiderley Fälle eine ganz abweichende Bedeutung haben. Zur Erleichterung des Verständnisses hätte die Ursache hinzugefügt und gezeigt werden müssen, dass, wenn der Ton auf der Präposition liegt, das Wort in seinem eigentlichen, sinnlichen; wenn er aber auf dem Verbum liegt, in einem figürlichen Begriffe genommen werde. Dass in Fällen, wo zwey sehr ähnliche Wörter auf gleiche Weise übersetzt werden könnten, aber doch einen verschiedenen Sinn geben, eine Definition zur genaueren Erkenntniss beygebracht worden ist, zeugt von der beyfallswürdigen Aufmerksamkeit des Hn. *S.*, jeder Verlegenheit der Suchenden abzuhelfen. So erklärt er *abhängen* durch: *dépendre, détacher et ôter une chose de l'endroit où elle est pendue*; und *abhangen* durch: *dépendre; être dépendant de quelqu'un ou de quelque chose.* Weit weniger billigen wir seinen Einfall, alle *aa*, *ee* und *oo* in den deutschen Wörtern mit einfachen Vocalen und einem Circumflex zu schreiben. Statt *Aal*, *Aas*, *Meer*, *Moor* findet man *âl*, *âs*, *mêr*, *môr*. Wir tadeln den Vf. nicht, dass er durch Anwendung von Accenten zur Erlernung der richtigen Aussprache hat mitwirken wollen. Er hätte nur die Wörter so lassen sollen, wie er sie geschrieben fand. Hat er vielleicht den Gebrauch der Accentzeichen in die deutsche Schrift, wenn sie mit lateinischen Lettern gedruckt ist, einführen wollen? *Wieland* that einmal etwas Ähnliches in einer Duodezausgabe einiger seiner poetischen und prosaischen Schriften, die in Leipzig herauskam; späterhin hat er sich diese Neuerung nicht wieder erlaubt. Bey unserem Lexikographen fällt sie desto kahler aus, da er das verlängernde *h*, wie in *lehnen*, *mehr*, *wahr*, an seiner Stelle gelassen hat. Auch schreibt er nicht *Libe*, *Wise*, sondern *Liebe*, *Wiese*, wie andere Leute. Übrigens ist dem, der die mit *aa*, *ee* und *oo* zu schreibenden Wörter

404 *promoto milite*, wie die incorrecten Ausgaben vor Grotius haben. V. 416 *tollat* statt *ducat*. S. Burmann in den Anmerk. V. 420 *Satyri* statt *Aturi*. V. 423. *Saxones* statt *Suessones*. V. 454. Nach *lucis* ein Kolon, so wie V. 458 nach *media est*. V. 466. *Caesar, ut immensas collecto robore vires Audendi majora fidem fecere, — spargitur*. Unerklärbar; wohl ebenfalls Druckfehler. V. 493 nach *prorumpunt* ein Punctum; V. 495 nach *domos* ein Kolon. V. 534 *de partibus*, wie gewöhnlich vor Oudendorp. V. 547. Nach *latus* ein Semikolon. V. 565. Nach *Vulgantur* ein Kolon. V. 579 *tantum nox atra silentibus horis Edidit*; eine wunderbare Lesart, die Heinsius vorschlug, statt *silentibus auris* oder *umbris*. V. 587. *Fulminis edoctus motus*, statt welcher mit gutem Grunde Burmann *monitus* vorzog. V. 596 *ritu sequitur* statt *sequitur ritu*; was wohl gebilligt werden mag. V. 600. *Cybelen* statt *Cybeben*. V. 608 *nomen* statt *numen*. V. 628. Nach *capitis* ein Semikolon. V. 647 *segetes* statt *segetem*. V. 663. *Cum signa etc.* ohne Frage mit älteren Ausgaben statt *Cur signa etc.* V. 669. Nach *furor* ein Komma. V. 681 *quo tela* statt *quae tela*. V. 688. Nach *acies* ein Kolon, so wie nach *abripimur* V. 690. Aus dieser Vergleichung des ersten Buches ergiebt sich, dass der Gewinn für die Wiederherstellung des alten, ächten Textes wohl nicht so gross, als vermuthet werden könnte, ist; dass der Herausgeber zwar die alten Ausgaben vor sich gehabt, aber wohl nicht einmal die Gründe erwogen habe, nach denen von den früheren Herausgebern Lesarten gewählt oder verdammt worden sind. Eine eigentliche Kritik über das Verfahren im Einzelnen ist wegen der mangelnden Angabe der Gründe nicht möglich, und muss einem künftigen Bearbeiter des Lucanus, der so erwünscht als nöthig wäre, vorbehalten bleiben. Nicht einmal über die Handschriften, die dem Hn. Ritter vorlagen, lässt sich etwas bestimmen, obgleich zu vermuthen steht, dass sie wenige neue Lesarten zu Tage gebracht haben werden, welche nicht schon in anderen verglichenen Handschriften gefunden worden sind. Wenigstens hat Rec. dieselbe Erfahrung bey zwey nicht ganz jungen Handschriften gemacht, und ist des Glaubens, dass an diesem Schriftsteller ein auf ihn und dessen Zeitgleichen gerichtetes tiefes und allseitiges Studium mehr ausrichten werde, als fruchtloses Vergleichen der unzähligen Menge von *Codicibus*. An diesem neuen Abdrucke finden sich wenige noch nicht bekannte Lesarten, wie *et patriis laribus* V. 238 und *ritu sequitur* V. 596, was doch schon Oudendorp anmerkt. Verderbungen wie *ancipites* und *immensas* V. 266 und 466 sollten füglich aus einer solchen Ausgabe verbannt bleiben. Eben dahin rechnen wir *Curionum* im 169 Vers. Wie man V. 184 *ingentes animi motus bellumque futurum coeperat* verstehen soll, ist schwer einzusehen. Nach der angenommenen Orographie wird *maestus*, *coeperat*, *emptus*, *Juppiter* u. s. w. geschrieben. Der Prodromus verwies auf V, 27 und X, 73 als auf Muster von den aufgenommenen Verbesserungen; an beiden Stellen aber findet man die gewöhnliche Lesart und selbst nicht die Möglichkeit einer Verbesserung. Wohl ist diess ein fataler Druckfehler.

XP.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Gleditsch: *Guirlanden*. Herausgegeben von *W. G. Becker*. Erstes Bändchen. 1812. 256 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Kränze werden darum nicht schöner und besser, weil sie von mehreren Händen zusammengeflochten sind; nur wohlsortirte Farben thun dem Auge wohl, nicht schreyende, nicht bunte. Doch ergötzt eine freundliche Mannichfaltigkeit von Blumen verschiedener Art, wo die Nähe der einen den anderen nicht schadet. Eine solche Lese haben wir vor uns. Der Herausgeber räth, in einigen Einleitungsversen, einem Jeden, sich für seine Stimmung etwas zu pflücken, und bey der Rose und dem Veilchen auch Rosmarin zu dulden. Er hat die Beyträge aus geübten Händen gesammelt, von denen das Publicum schon mehrere Sträusse mit dankbarem Wohlgefallen aufgenommen hat. Ausser den gedachten Zeilen hat er selbst zwey prosaische Aufsätze geliefert: Erinnerungen aus meinen Reisen über die geselligen Sitten in Zürich und Basel; und die Tulpenzwiebel. In jenem lobt er die Herzlichkeit und den züchtigen Frohsinn der jungen Bürger und Bürgerinnen der beiden Schweizerstädte durch eine anschauliche Darstellung ihres galanten Verkehrs; in diesem erzählt er die traurigen Begebenheiten einer armen Familie, die durch eine unrecht gesteckte Tulpenzwiebel veranlasst wurden. Man sieht dieser Erzählung das Erfundene zu sehr an. Der alte Lustner ist ein übertriebener Wütherich; und den Leidenden fehlt die Unsträflichkeit, wodurch sie unsere Rührung gewinnen könnten. Der alte Gärtner vergeht als Memme; er hat seine Tochter verkauft, man wende die Sache, wie man wolle. Von *F. Kind* hat uns die Erzählung: die Nachbargärten, wozu auch das Titelkupfer gehört, besser gefallen; ausser derselben hat er noch drey Räthsel und einen Logogryphen in Versen geliefert, unter welchen Rec. das erste und letzte Räthsel vorzieht. *Langbein* hat seinen Witz nicht in grosse Kosten gesetzt. Der Fliegenprocess hat zwar einige komische Stellen, das Ganze aber ist aus unfeinem Holze geschnitten. Ein recht launichter Ausfall auf die verkehrten Erziehungsmethoden des weiblichen Geschlechts ist der Aufsatz von *St. Schütze*: die Kunst, alte Jungfern zu erziehen. Es könnte den Müttern kaum treffender gesagt werden. Ob die Fragmente über den Adel von *Garve* aus dessen Schriften oder einem ungedruckten Nachlasse sind, ist uns nicht gesagt worden; sie enthalten nichts Neues. Unter den Gedichten stechen zu ihrem Vortheil ab: die Christnacht, von *Karl Streckfuss*; das Mieder, von *K. G. Prätzel*; und der Gärtner von *Louise Brachmann*. Die übrigen sind von *Tiedge*, *Eberhard* und *Haug*, von dessen Epigrammen wir eins: Veits Lüsternheit, hersetzen wollen:

Arm, doch ein Gastronom ist Veit.
Für schwarzes Wildpret nähm' er heut
Den Glauben Mahoms an.
Hin gäb' er die Unsterblichkeit
Um einen Auerhahn.

Wd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JUNIUS, 1812.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *Dictionnaire abrégé et portatif Allemand-François* à l'usage des commençans et des écoles, précédé d'une introduction qui instruit de la méthode qu'on a observée en composant ce Dictionnaire, et de la manière de s'en servir. Suivi d'un petit Vocabulaire François-Allemand. Par *Chrétien Frédéric Schwan*, conseiller de la chambre des finances, membre associé de l'Athénée de Vaucluse séant à Avignon. 1810. XVI, 950 u. 250 S. gr. 8. (3 Rthlr. 18 gr.)

Ein deutſch-franzöſiſches Wörterbuch kann und ſoll beiden Nationen dienen; doch wird es für die eine oder die andere mehr oder minder brauchbar ſeyn, je nachdem der Verfertiger mehr auf eine, als die andere, Rückſicht genommen hat. Aus der Einleitung und der ganzen Arbeit ſieht man, daſs Hr. *S.* vorzüglich die Franzoſen im Auge hatte, die die deutſche Sprache verſtehen lernen wollen, und er hat ſich um ihretwillen beſondere Mühe gegeben. Deſswegen ſetzt er zu allen einfachen Subſtantiven, die einen Artikel ſeines Lexikons ausmachen, nicht nur den Genitiv des Singulars, ſondern auch den Nominativ des Plurals; und zwar mit Abkürzungen, welche die Form anzeigen, ohne viel Raum einzunehmen, z. B. *Buchs (der) des — es; s. pl. (sans pluriel). Büchſe (die) der —; pl. die — n. Buchſtab (der) des — en; pl. die — en.* Heut zu Tage ſchreibt man doch lieber: *Buchſtabe*; das hätte nicht vergeſſen werden dürfen! *Herr* hat im Gen. beſſer: *Herrn*, als wie hier ſteht: des *Herren*. Unter *Land* iſt der Pl. richtig durch *Länder* und *Lande* bezeichnet; aus *Band* ſind drey Artikel geworden, die nach dem Plural: *Bänder*, *Bande* und *Bände*, unterſchieden ſind. *Bande*, Sing., nimmt eine beſondere Stelle ein. *Genuſs* iſt ohne Plural gelaſſen; aber man findet häufig: die *Genüſſe*, wie im Franzöſiſchen *les jouissances*. Den Adjectiven ſind die unregelmäſsigen Comparative und Superlative beygefügt; nicht allein ſolche, wie *gut, beſſer, der beſte*; ſondern auch ſolche, wo ein bloſser Umlaut die Veränderung bildet: *Lang, länger, kurz, kürzer.* Unter *geſund* finden wir *geſünder* nicht, welches neben *geſunder* vorkommt; wiewohl Rec. dieſes für beſſer hält. Hingegen hat der Vf. den Plur. von *Waſſer* durch *Wäſſer* gegeben, eine gänzlich oberdeutſche Form. Bey *Wagen* hingegen ſteht *Wagen* und *Wägen*. Bey den unregelmäſsigen Verben iſt das Abweichende der Conjugation angezeigt. z. B. *Fliehen*; v. n. irr. ich *fliehe*, du *fliehſt* ou *fleuchſt* (*fleuchſt*) u. en *fliehet* ou *flieht* (*fleucht*), wir *fliehen* etc. *Ich floh. Ich flöhe. Ich bin*, ich *war geflohen. Ich werde fliehen. Fliehe* ou *flieh!* (*fleuch!*) *Fliehet* ou *flieht! fuir.* Unter *glimmen* ſteht als Imp. Indic. *glomme* neben *glimmte*; es ſollte *glomm* heiſsen. So unter *dingen*, *dung*, da *dingte* gebräuchlicher iſt. Die Participia Paſſ. irreg. ſind nach dem Alphabet angegeben, mit Nachweiſung auf den Infinitiv. *Geſprochen*, *v. ſprechen*. *Geſproſſen*, *v. ſprieſſen.* Die Imperfecta irreg. hätten billig auch ſo geordnet ſeyn müſſen. *Gebracht* iſt da; *brachte* nicht, welches der Franzoſe von *brechen* herleiten wird: *bringen* wird ihm ſo bald nicht einfallen. Gut iſt die Belehrung über die verſchiedene Betonung der Sylben in den Zeitwörtern, die mit *durch*, *über*, *um* und *unter* zuſammengeſetzt ſind; wie *durchlaufen* und *durchlaufen*, *übertreiben* und *übertreiben*, *umgehen* und *umgehen*, da ſie in jedem dieſer beiderley Fälle eine ganz abweichende Bedeutung haben. Zur Erleichterung des Verſtändniſſes hätte die Urſache hinzugefügt und gezeigt werden müſſen, daſs, wenn der Ton auf der Präpoſition liegt, das Wort in ſeinem eigentlichen, ſinnlichen; wenn er aber auf dem Verbum liegt, in einem figürlichen Begriffe genommen werde. Daſs in Fällen, wo zwey ſehr ähnliche Wörter auf gleiche Weiſe überſetzt werden könnten, aber doch einen verſchiedenen Sinn geben, eine Definition zur genaueren Erkenntniſs beygebracht worden iſt, zeugt von der beyfallswürdigen Aufmerkſamkeit des Hn. *S.*, jeder Verlegenheit der Suchenden abzuhelfen. So erklärt er *abhängen* durch: *dépendre, détacher et ôter une chose de l'endroit où elle est pendue*; und *abhangen* durch: *dépendre; être dépendant de quelqu'un ou de quelque chose.* Weit weniger billigen wir ſeinen Einfall, alle *aa*, *ee* und *oo* in den deutſchen Wörtern mit einfachen Vocalen und einem Circumflex zu ſchreiben. Statt *Aal*, *Aas*, *Meer*, *Moor* findet man *âl*, *âs*, *mêr*, *môr*. Wir tadeln den Vf. nicht, daſs er durch Anwendung von Accenten zur Erlernung der richtigen Ausſprache hat mitwirken wollen. Er hätte nur die Wörter ſo laſſen ſollen, wie er ſie geſchrieben fand. Hat er vielleicht den Gebrauch der Accentzeichen in die deutſche Schrift, wenn ſie mit lateiniſchen Lettern gedruckt iſt, einführen wollen? *Wieland* that einmal etwas Ähnliches in einer Duodezausgabe einiger ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Schriften, die in Leipzig herauskam; ſpäterhin hat er ſich dieſe Neuerung nicht wieder erlaubt. Bey unſerem Lexikographen fällt ſie deſto kahler aus, da er das verlängernde *h*, wie in *lehnen*, *mehr*, *wahr*, an ſeiner Stelle gelaſſen hat. Auch ſchreibt er nicht *Libe*, *Wiſe*, ſondern *Liebe*, *Wieſe*, wie andere Leute. Übrigens iſt dem, der die mit *aa*, *ee* und *oo* zu ſchreibenden Wörter

aufschlägt, das Suchen nicht verkümmert; er findet sie da, wo sie nach der gewöhnlichen Schreibart hingehören, in lateinischen Lettern, und die gewöhnliche Schreibart in deutschen Lettern dabey.

Wir dürfen die Anweisung des Vfs. zur Aussprache der deutschen Consonanten nicht übergehen, da sie uns einige Unrichtigkeiten zu haben scheint. *C* vor *ö* in *Cöln*, *Cöthen* lautet zwar *k*, doch nur aus Nachsicht mit der alten Schreibart, die sich auf das lateinische *c* in *Colonia* stützen will. Diese Herleitung hält nicht Stich für die Aussprache; denn sonst müsste man *Cörbe* st. *Körbe*, lat. *corbes*, schreiben, und Cölestiner *Kölestiner* aussprechen. *Cüstrin* für Küstrin schreibt man eben nicht mehr; so wie es Niemanden einfallen wird, *Cüster* st. Küster, lat. *custos*, zu setzen. *C* vor *ü* ist äusserst selten; es werde also zum *k*; welchen Buchstab man immer brauchen muss, wenn *ö* darauf folgt, und die Kehle in Bewegung gesetzt wird; *c* vor *ö* muss immer wie *z* lauten. Anders ist es mit dem *c* vor *a*, *o* und *u*; man mag also *Carl* und *Coblenz* fortschreiben, wiewohl *Karl* und *Koblenz* besser wäre. *Churfürst* st. *Kurfürst* ist altfränkisch. *Ch* in *China* und *Chymie* will der Vf. beynahe wie im Französischen, oder vielmehr wie das χ der Griechen ausgesprochen wissen. Das griechische *Chi* entspricht dem deutschen *ch*, nicht aber das franz. *ch*, welches wie *sch*, und in einigen Fällen wie *k* im Deutschen lautet. *Chymie* nach deutscher Art kann kein ungeübter Franzose aussprechen; *China* hört man in Deutschland, bald wie es geschrieben wird, mit dem Kehllaute, bald wie *Tschina*, bald wie *Sina*. *G* am Ende einer Sylbe hinter einem langen Vocal soll zwischen *g* und *k* lauten, und im Französischen weder wie *gu*, noch wie *k*, sondern fast wie *gh* herauskommen. Es ist freylich schwer, die Aussprache *g* in *Tag*, *Weg*, ohne Übergang in einen verwandten Buchstab, anzudeuten. In einigen Provinzen spricht man *Wähk*, in anderen *Weck*, noch in anderen *Wech*. Das Letzte kommt von der Härte, womit man die weichen Consonanten am Ende zu behandeln gewohnt ist. So hört man meistens *Grapp*, *Ratt* st. *Grab*, *Rad*, da doch der wahre Laut im Gen. und Plur. wiederkehrt: *Grabes*, *Gräber*, *Rades*, *Räder*. Hr. S. selbst schreibt vor, *Gesang*, *Ring*, *Sprung*, wie *Gesank*, *Rink*, *Sprunk*, auszusprechen. Lieber hätte er diese Aussprache tadeln, und die Bemühung der Wenigen loben sollen, welche das *g* am Ende sanft tönen zu lassen versuchen. Können doch andere Nationen es mit ihren Wörtern thun; warum nicht die Deutschen auch? Das einfache deutsche *ſ* ist nicht dem französischen *ſ* gleich zu stellen; es lautet nur wie dieses zwischen zwey Vocalen. *Saison*, *Saisir*, werden auf deutsch ausgesprochen, wie *ſſähſong*, *ſſähſir*. Das deutsche *ſ* ist dem französischen *z* gleich. Dieselbe Beschaffenheit hat es in der englischen und in anderen europäischen Sprachen. Weil man die Ausländer nicht auf den Unterschied aufmerksam macht: so sprechen sie das weiche *ſ* gewöhnlich lebenslang wie ein hartes *ſ* oder wie *ſſ* aus. Man lasse einen Franzosen, Engländer, Dänen, Italiäner die Worte lesen: Sie sind sicher zur See; er wird sagen: Ssie ssind ssicker sur Ssee. Desto leichter lernen sie die bessere Aussprache des *ſ* vor einem Consonanten, und bleiben gern bey *ſtehen*, *ſpringen*, statt sich zu *ſchtehen*, *ſchpringen* zu gewöhnen.

Da der Vf. nichts als ein Handlexikon zum Gebrauch der Schulen schreiben wollte: so hat er alle wissenschaftlichen Benennungen und Kunstwörter herausgelassen, die die Anfänger in ihrer eigenen Sprache nicht einmal verstehen, so wie viele Zusammensetzungen, die sich durch Hülfe der Analogie leicht machen lassen. Zur Vollständigkeit fehlt aber, selbst nach seinem eigenen Plane, noch viel. Man vermisst z. B. unter *Magen*: Magenader, Magenarzney, Magengeschwulst, Magenhusten, Magenkuchen, Magenpflaster, Magenwein, Magenwurst. Unter *Meer* (*mêr*) sucht Rec. vergeblich: Meeraal (auch unter *See* befindet sich *congre* nicht, so wenig wie in dem angehängten Vocabular), Meeradler, Meerarm, Meerdrache, Meerengel, Meerfenchel, Meerfluth oder Meeresfluth, Meergestade, Meergott, Meerkalb, Meernessel, Meerochs, Meerschnecke und viele andere. Bey den mit *miss* zusammengesetzten fehlen: Missarten, missbehagen, Missbündniss, Missgewächs, Misslaut, missrechnen. Unter *mit*: Mitbegriffen, mitbelehnen, mitbezahlen, Mitbuhler, Mitbürger, Mitdiener, mitempfinden, Mitfasten, Mitgast (Mitesser ist da), mitgeniessen, mithelfen, mitherrschen, Mithülfe, Mitklage, Mitknecht, mitlocken, Mitmeister, mit nichten, mitplaudern, Mitrecht, Mitrichter, Mitschwester, mitstehlen, mitstimmen, Mitstreiter, mittragen, mitzehren, mitzeugen. Wenn Hr. S. bey diesem Artikel einzig auf Franzosen Rücksicht nahm: so waren freylich manche dieser Ausdrücke entbehrlich, da sie in der Form mit anderen ähnlichen übereinkommen; der Deutsche hingegen ist darum verlegen, weil das absolute *avec* unfranzösisch ist. Unter *Mord*: Mordanschlag, Mordbegier, Mordgesell, mordgierieg, Mordkelter, Mordnacht, Mordstahl, Mordweg. Man sieht bald aus diesen wenigen Bemerkungen bloss aus dem Buchstaben *M*, in wie enge Schranken sich der Vf. gehalten hat. Auch in der Phraseologie gebricht es an manchen oft vorkommenden Redensarten; Rec. hat sie umsonst aufgesucht. Auch ist von jedem Worte nicht allemal der wahre grammatische Werth angegeben. *Bekleiben* ist nie ein Activum, sondern immer ein Neutrum in der guten Sprache. *Bücken* ist bloss als *v. rec.* bezeichnet: sich bücken. Man kann auch den Kopf bücken; es ist also ein einfaches Activ. Der Bulle, *le taureau*, heisst besser: *Bull*. Doch dergleichen Erinnerungen, die leicht zu machen sind, werden nie bey einem Buche wegfallen, dessen Vf. auf eine Menge, ihm mehr oder minder bekannter, Gegenstände Rücksicht zu nehmen hatte, und viele Schwierigkeiten glücklich beseitigt hat. Denn die Hauptarbeit ist mit Kenntniss, Fleiss und Geschmack betrieben worden. Beide Sprachen spiegeln sich in einander in wechselseitiger Freyheit. Von dem angehängten französisch-deutschen Vocabular kann man bey der Kürze der Erklärungen doch den Wortreichthum preisen. Der Druck des Ganzen ist ökonomisch, doch nicht beschwerlich; und dem Setzer fallen nur selten Versehen zur Last.

Ja.

1) Berlin, b. Nauck: *Handbuch der englischen Sprache und Literatur*, oder Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den clas-

fischen englischen Schriftstellern, Prosaisten und Dichtern. Nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Von *H. Nolte* und *L. Ideler*. *Prosaischer* Theil. Dritte Auflage. 1808. 606 S. *Poetischer* Theil. Dritte Auflage. 1811. 713 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Handbuch der französischen Sprache und Literatur*, oder Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den classischen französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Von *L. Ideler* und *N. Nolte*. *Prosaischer* Theil. Vierte Auflage. 1812. 600 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Für Anfänger sind diese Handbücher nicht geschrieben; desto bessere Dienste thun sie denen, die, über die Schwierigkeiten des Unterrichts durch Lehrer hinausgeschritten, den Geist der englischen und französischen Nation in ihren besten Schriftstellern studiren, und Vergnügen mit Belehrung verbinden wollen. Die Herausgeber haben mit Sachkenntniss und Geschmack gesammelt, für einen reinen correcten Abdruck gesorgt, und sehr schwierige Stellen, oder solche, die ohne Vorkunde von gewissen sittlichen Verhältnissen und örtlichen Beschaffenheiten unverständlich sind, in untergefügten Noten erklärt; hauptsächlich wird die historische Wissbegierde durch dieselben befriedigt. Von einem Vocabular, von grammatikalischer Zurechtweisung ist die Rede nicht. Dass Rec. hie oder da von einem berühmten Schriftsteller manchen charakteristischen Aufsatz lieber gewählt hätte, als einige, die er hier vorfindet, benimmt den Verdiensten der Herausgeber nichts. Sie mussten, ihrem Plane gemäss, lauter unterhaltende, ausser dem Zusammenhange verständliche und unanstössige Stücke geben. Ihre Nachrichten über die Verfasser sind schätzbar, zum Theil mit Mühe zusammengebracht. Rec. könnte bey einer so bekannten Sammlung sich mit dieser Anzeige begnügen; er glaubt es aber den Kennern der englischen und französischen Literatur, die das Buch noch nicht besitzen, schuldig zu seyn, die Autoren zu nennen, denen diess Werk seine Zierden verdankt. Zur besseren Bequemlichkeit bedient er sich dabey der alphabetischen Ordnung.

Die in dem *prosaischen* Theil des Handbuchs der *englischen* Literatur benutzten Schriftsteller sind: *Addison*, *Aikin* (hier wird nur *John Aikin* genannt; Rec. aber hat einen Abdruck der *Miscellaneous Pieces* in Prose vor sich, wo auf dem Titelblatte zwey Verfasser, *J.* und *A. L. Aikin*, vorkommen), der Herzog *v. Argyle*, *Blair*, *Bolingbroke*, *Brydone*, *Burke* (gegen die franz. Revolution), *Campbell*, Lord *Chatham* (*W. Pitts* Vater), Graf *Chesterfield* (Briefe an seinen Sohn), *Dryden* (ästhetische Kritik), *Drysdale*, *Ferguson*, *Fielding* (aus dem Tom Jones), *Fox* (Reden), *Franklin* (wie man reich wird), *Gibbon* (Deutschlands Zustand unter dem Kaiser Decius), *Gillies* (die Lacedämonier), *Goldsmith* (aus dem Landprediger), *Gray* (Briefe), *Harris*, *Hume* (die schottische Maria), *Johnson* (Samuel: über Shakspeare, Shenstone's Leben), *Junius*, *Locke* (Erziehung, Ideenverbindung), Lord *Lyttelton*, *Mallet*, *Middleton* (Cicero's Charakter), Lady *Montague*, *Pitt* (der jüngere: Schwierigkeiten des Friedens mit Frankreich), *Pope* (Briefe), *Richardson* (nichts aus seinen Romanen, sondern aus dem Rambler), *Robertson* (aus Karl V und der Geschichte von Amerika), *Roscoe* (die Pazzi), Graf *Shaftsbury*, *Sheridan*, *Smith* (Adam), *Smollet* (aus Humphry Clinker), *Steele*, *Sterne* (le Fevre), *Swift* (a. d. Mährchen v. d. Tonne; Briefe), *Temple*, *Tillotson* und *J. W..* (public Charakters: Pitt und Herschel). Welch ein Reichthum, welche Mannichfaltigkeit von Gegenständen und Schreibarten! Unangenehm ist, bey aller Sorge für die typographische Genauigkeit, die unregelmäsige Art, in nicht vollendeten Worten am Ende der Zeile die Sylben zu theilen; es wäre doch nicht schwer gewesen, die Methode der Engländer zu befolgen, die ihre guten grammatischen Ursachen hat. Rec. stösst auf *ro-gue*, *ho-pes*, *tra-des*, *medicines*, *so-mething*, *conjunctu-res*, *sett-led*, *producing*, *ga-mester*, *themsel-ves*, *expi-ring*; wo nach englischem Gebrauche: *Rogue*, *hopes*, *trades*, *medicines*, *some-thing*, *conjunc-tures*, *set-tled*, *produc-ing*, *game-ster*, *them-selves*, *expir-ing*, hätte stehen müssen. Die drey ersten Wörter sind gar Monosyllaben, und können nicht zerschnitten werden. In dem *poetischen* Theile kommt diese Unart auch vor.

Er ist eben so reichhaltig, und bietet viele der ersten Meisterstücke der englischen Dichtkunst dar. Wir nennen die Autoren alphabetisch, wie vorhin. Es sind: *Addison* (Aufstellung der englischen Dichter), *Akenside*, *Armstrong*, Mrs. *Barbauld* (Aikin's Schwester), *Beattie*, *Beresford* (der bekannte Übersetzer a. d. Deutschen), *Blair* (das Grab), *Bloomfield* (der Bauerjunge), *Bruce*, *Burns* (schottische Lieder), *Butler* (wie sich Hudibras rüstet), *Elis. Carter* (der Übersetzung ihrer Ode an die Weisheit durch *Uz* ist nicht gedacht), *Chaucer* (in der alten Rechtschreibung), *Churchill*, *Collins*, *Congreve*, *Cowley*, *Cunningham*, *Denham*, *Dodsley*, *Dryden* (das Alexanderfest), *Dyer*, *Gay*, *Glover* (aus seinem Leonidas), *Goldsmith* (der Traveller), *Grainger*, *Granville* (Lord Lansdowne), *Gray* (die berühmte Elegie), *Hammond*, *Hayley*, *Jago*, *Jerningham*, *Johnson* (Samuel: London, nach Juvenal), *Logan*, *Lowth*, *Macpherson* (aus seinem Ossian), *Mallet*, *Mason*, *Mickle*, *Milton* (Penseroso; Stellen aus dem verlornen Paradiese), *Parnell*, *Penrose*, *Percy* (Alcanzor), beide *Philips* (Ambrosius und Johann), *Pomfret*, *Pope* (das allgemeine Gebet; Eloise an Abälard; aus dem Versuch über den Menschen), *Prior*, Graf *Rochester* (der Wüstling), *Roscommon*, *Shakspeare* (der ganze Macbeth), *Shenstone* (Hirtenballade), *Sheridan* (die ganze Lästerschule), *Smart*, *Smollet* (Schottlands Thränen), *Spenser* (a. d. Feenkönigin), *Swift* (die Beichte der Thiere), *Thomson* (a. d. Jahrzeiten), *Tickelt*, *Waller*, beide *Warton* (Joseph und Thomas), *Watts*, *Wolcott* (Peter Pindar: die Laufiade) und *Young* (Nachtgedanken).

Ganz dieselbe Einrichtung, wie das englische, hat auch das Handbuch der *französischen* Literatur, dessen *prosaischen* Theil wir vor uns haben. Die Aufsätze sind gezogen aus: *d'Aguesseau*, *d'Alembert*, *Bailly*, *Barthélemy* (Anacharsis), *Bayle* (Astrologie), *Berquin*, *Bonnet* (Betrachtungen über den Menschen), *Bossuet* (Leichenrede), *Boursault* und *Babet*, *Bruyè-*

re (Charaktere), *Büffon* (Naturgeschichte), *Condorcet* (Fortschritte des menschlichen Geistes), *Crébillon* (Briefe), *Diderot* (Felix und Olivier), *Duclos* (Ludwigs XIV Privatleben), *Dupaty* (Briefe über Italien), *Fénelon* (Daseyn Gottes), *Fléchier* (Leichenrede auf Turenne), *Florian*, *Fontenelle* (Mehrheit der Welten), *Friedrich II*, *Guibert*, *Helvétius*, *Laharpe*, *Mably*, die Marquise *v. Maintenon* (Briefe), *Marmontel* (Lausus und Lydie), *Massillon* (Predigten), *Mercier* (Gemälde von Paris), *Montagne* (Montaigne, der erste nach der Chronologie), *Montesquieu* (persische Briefe), *Pascal* (gegen die Jesuiten), *Patru*, *Raynal* (Behandlung der Neger), *Rochefoucauld*, *Rousseau* (der Genfer: Aemil), *le Sage* (a. d. hinkenden Teufel), *Saint-Evremont*, *Saint-Réal*, die Marquise *v. Sévigné*, *Thomas*, *Vernet*, *Vertot* und *Voltaire*. Die Revolutionsschriftsteller sind aus der neueren Ausgabe weggeblieben. Der Druck ist sauber und correct. Oh.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Tragedie di Vittorio Alfieri*, in due volumi; edizione completa, con le critiche dell' autore medesimo, e d'altri illustri ingegni. *Volume primo*. 1811. 578 S. *Volume secondo*. 527 S. gr. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Alfieri's Werke sind zu bekannt, als dass Rec. nöthig hätte, über diesen trefflichen Schriftsteller, seine Verdienste um die Bühne, und, was uns am meisten angeht, über seine Bemühungen für die Reinheit und Zierlichkeit der italiänischen Sprache sich zu verbreiten. Die vorliegende Ausgabe der 19 vorzüglichsten Trauerspiele desselben besteht aus zwey Bänden. Der erste enthält eine Beurtheilung der 4 ersten Trauerspiele von *Calsabigi;* die Antwort darauf von *Alfieri;* dann ein Parere von *diesem* über die Komik der Italiäner, und 10 Trauerspiele: *Filippo*, *Polinice*, *Antigone*, *Virginia*, *Agamennone*, *Oreste*, *Rosmunda*, *Ottavia*, *Timoleone*, *Merope;* ferner einen Brief von *Cesarotti* über einige der vorhergehenden Trauerspiele, und Bemerkungen *Alfieri's*, als Antwort auf diesen. — Der 2 Band enthält die folgenden Trauerspiele: *Maria Stuarda*, *la Congiura de' Pazzi*, *Don Garcia*, *Saul*, *Agide*, *Sofonisba*, *Bruto Primo*, *Mirra*, *Bruto Secundo;* dann ein Parere des Vfs. über ein jedes dieser Trauerspiele; über die Erfindung, über die Einkleidung fürs Theater, über den Stil.

Mehrere der von *A.* ausgeführten Materien waren vielleicht schon von Anderen bearbeitet worden; allein *A.* hat aus denselben etwas ganz Neues zu schaffen gewusst. Andere Gegenstände, als: *la Congiura de Pazzi*, *Don Garcia*, *Maria Stuarda*, *Saul*, *Rosmunda* (nicht dem Titel, sondern der Thatsache nach), *Mirra*, waren noch von Niemand bearbeitet; wohl aber haben Ausländer nachher den würdigen Vf. benutzt. Die über verschiedene einzelne Trauerspiele bey ihrer Erscheinung dem Vf. von einigen seiner Freunde gemachten Kritiken, die hier mit abgedruckt sind, geben dem Ganzen einen vorzüglichen Werth; einmal wegen der reinen und anspruchslosen Darstellung, dann aber auch, weil sie über Kunst und Bühne so treffliche Erläuterungen enthalten. Die Trauerspiele selbst sind durchgängig in einer musterhaften, rein toskanischen Sprache geschrieben: nicht minder von dieser Seite empfehlungswerth sind die beygefügten Abhandlungen. Wer einen reinen, fliessenden Stil nachahmen lernen will, der studire *Calsabigi's* Brief an *Alfieri*, im 1. Bande. Ausdrucksvolle, reine und zierliche Sprache erfreuet bey jedem neuen Gedanken oder Gegenstande, den er anfängt, und kurz ohne Weitschweifigkeit ausführt. Nicht der ewige Volks- und Commerz-Ton mit *voi*, *vi*, *vostro*, sondern die sanfte und freundschaftliche Unterhaltung mit *Ella*, *Lei*, *Le*, *Suo*, und zwar nicht mit der *magestà a un signore*, oder *conte italiano*, sondern *a un amico stimatissimo*, schmückt diese ehrenvolle Recension, von einem Manne, von dem der Vf. der Trauerspiele selbst behauptet, er hätte sagen können: *La cosa è così*, statt dass er artig sagte: *Così me pare. — Tale è il linguaggio di chi sa; ma di chi crede sapère è ben altro.* — Ein Lehrer, der seinen Schüler gegen die lästige, bey uns Deutschen nur noch zu sehr übliche Volksunterhaltung mit *ihr*, *euer*, *euch* u. s. w. sichern, und denselben für eine Conversation mit Leuten von Welt und Erziehung bilden will, mache sich die Art der Unterhaltung dieses Musters eigen. — Rec. weiss recht gut, wie angenehm unter Freunden der Ton von *voi*, *vi*, *vostro* ist; wer aber wird sich dem angesehenen Gelehrten und Geschäftsmann, den er noch nicht kennt, mit diesem Tone aufdringen wollen, und bey demselben eine günstige Aufnahme hoffen? Man wende nicht ein, dass die Unterhaltung mit *Ella*, *Lei* etc. zu sehr nach dem Hofe schmecke; denn wäre diess auch der Fall: so ist er ja darum nicht verwerflich. Wo werden feine Sitten consolidirt? Und heisst das denn nach dem Hofe schmecken, wenn ein Muster, wie *Calsabigi*, an einen Freund, dessen Werk er recensiren will, befolgt wird? — Wir sind gewohnt, mit unseren Schülern einen italiänischen in Deutschland übergetragenen *Telemach*, oder *Gil Blas*, etwa auch einige Novellen aus dem *Decamerone*, oder zusammengestoppelte kaufmännische Briefe zu lesen, ohne zu bedenken, dass es Sachen sind, die für die jetzige Welt nicht mehr passen. — Aber auch die Darstellung, welche Hr. *Calsabigi* von dem damaligen Verfall des italiänischen Theaters, in Rücksicht auf Tragödie macht, verdiente von den Deutschen *sehr* beherzigt zu werden; denn die wenigen blühenden Hoftheater, und die stehenden Theater einiger grosser Städte ausgenommen, sieht es bey uns noch so ziemlich nach der traurigen Schilderung aus, die der wackere Mann von seinen Landestheatern macht. Von der Beurtheilung selbst, die Hr. *Calsabigi* in diesem Briefe über einige Trauerspiele *Alfieri's* macht, kann kein Auszug geliefert werden; eben so wenig von den Gegenreden des Letzteren. Man muss beide in ihrer musterhaften Sprache selbst lesen. Das Nämliche gilt von dem Schreiben des Abts *Cesarotti*, im 1 Bande, über die in demselben enthaltenen Trauspiele, mit der Antwort darauf. — Sehr tief gedacht ist das *Parère*, welches der Vf. am Ende des 2. Bandes über seine Trauerspiele gegeben hat; und Rec. ist gewiss, dass es keiner der aufgeklärten Leser aus den Händen legen wird, ohne vollkommen befriedigt zu seyn.

Druck und Papier sind schön, jener möglichst correct, so wie man es von mehreren Verlagswerken der Hnn. Dunker und Humblot gewohnt ist. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JUNIUS, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

Amsterdam u. Leipzig, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Coriolan*, frey nach *Shakspeare*, von *Johannes Falk* (weimarischem Legationsrath). Auch unter dem Titel: *Römisches Theater der Engländer und Franzosen, in freyen Bearbeitungen.* 1 Theil. 1812. XII u. 341 S. kl. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *F.* hatte bey der Herausgabe dieses römischen Theaters einen doppelten Zweck. Den einen legt er uns folgendermassen dar. In *Racine's* und *Corneille's* Darstellungen aus der Römerwelt, in der Lust, womit ihre Landsleute diese aufnahmen, sehen wir gleichsam geflügelte, lebendige Sagen, die dem (jetzt erreichten) Ziele des französischen Volks wie Zugvögel voranflogen. — Aber auch der Britannier richtete auf Rom sein unverrücktes Augenmerk, nur von einem völlig verschiedenen Standpuncte. Von grossem Interesse ist es, zu untersuchen, wie beide Nationen die Römer verstanden. (S. Vorr. V — VIII.) Gewiss ist dieses von grossem Interesse; aber das befremdet bey Hn. *F.* Ansicht, dass gerade das „Neue *Karthago*," wenn anders *Shakspeare* dessen Repräsentant zu nennen ist, Rom so viel besser verstand, als die Stadt, die nun das neue Rom geworden ist, und die in dem früheren Gefallen an der römischen Welt sich schon also ankündigte. Doch darüber zu sprechen wird bey der Fortsetzung des Werks sich schicklichere Veranlassung bieten.

Den andern Zweck spricht Hr. *F.* nicht so deutlich aus; aber der Wunsch und das Bestreben, die römischen hohen Charaktere und die grossen Thaten und Begebenheiten jenes Volkes, wie sie von der Bühne herab Franzosen und Engländer entzückt, als lebendiges Schauspiel auch deutsche Herzen ansprechen zu lassen, ist überall in seinem Werke sichtbar. Ein Wunsch und ein Bestreben, wofür jeder Deutsche ihm Dank sagen wird. Wie viel Treffliches auch in der neueren Zeit über Shakspeare gesagt ist (denn von diesem kann jetzt nur die Rede seyn), wie viele sich auch mit einer Verdeutschung desselben beschäftigt haben: doch ist er auf unseren Bühnen noch nicht einheimisch, was er doch sollte und könnte; denn mehr als irgend ein anderer Dichter gehört *Shakspeare* den Empfänglichen aller Nationen an. Wir wollen sehn, auf welchem Wege Hr. *F.* sein Ziel zu erreichen sich bemüht.

Gewiss war eine Entwickelung des Charakters des *Coriolan* nach den historischen Quellen, Livius, Dionysius und Plutarch, wie sie hier im Anfang des Werkes steht, am rechten Orte. Was der Dichter in Bearbeitung des historischen Stoffes gethan, wird dadurch anschaulich, und es ist erfreulich zu sehn, wie der ächte Dichter mit seiner an der Sonne entzündeten Fackel Licht bringt auch in die fernsten Zeiten. Auch giebt Hr. *F.* wahre, ächt historische Ansichten von jener altrömischen Zeit. Nur dass Alles mit Mass geschehe. Denn eine einfache, aus einfachen Motiven entstehende Geschichte, einen einfach-hohen Charakter sollte man nicht 34 Seiten hindurch entwickeln, in unendlichen Perioden, die, häufig nur das ganz Bekannte enthaltend, nicht ohne grosse Mühe zu verstehen sind. Dieser Stil lässt wahrlich nichts Gutes ahnen für einen verdeutschten Coriolan, für den Begriff von römischer Gravität, die den Darsteller der römischen Welt beseelen sollte. Schlimmer noch und nicht ohne schlimme Folgen, wie sich ergeben wird, scheint uns folgendes Urtheil: „Nach seiner Entfernung aus der Stadt glaubte Coriolan dem römischen Volke, zu seiner eigenen heilsamen Belehrung, einen kleinen Beweis für die Zukunft schuldig geworden zu seyn, nämlich den, dass es, an und für sich betrachtet, gar nichts vermöchte, und ohne Männer seines Gleichen weiter nichts als ein vielköpfiges Ungeheuer sey," — und: „den heilsamen Lehren für Volk und Senat fehlte nun nichts zu ihrer Bestätigung als die gänzliche Vernichtung Roms" (S. 23 u. 33). Solche pädagogische Gedanken erfüllten Coriolans Seele wohl nicht, da er in hohem, jenem edlen Patricierstolze verwandten Zorne Rom verliess. Sein Zorn zeigte sich vernichtend. Wie konnte es bey einer so hochfahrenden Natur anders seyn? und wie dieser Natur gemäss, dass er das Mass vergass! — Nur das Ansehn, die rührende Bitte der ehrwürdigen Mutter, nicht „die unverschuldet knieende *Roma* in Gestalt derselben," lenkte den Sohn ab von der Bahn, auf der sein Geist ihn führte; und dass er des Masses vergass, und jene Inconsequenz brachten ihm den Tod. So sagt uns Shakspeare, so sagt uns die Geschichte, deren Ausleger er ist.

Hofft nun der Leser in dem zweyten Aufsatz: *über den Coriolan des Shakspeare* — dargestellt zu finden, wie der grosse Dichter diesen Charakter fasste, wie er, was in der Geschichte sich nach Ort und Zeit weit ausdehnt, geschickt in die Grenze der Bühne und weniger Stunden fasste, worüber man wohl

gern ein geistreiches Urtheil hörte: so findet er sich sehr getäuscht; denn hier ist wenig anders als ein Lob des Genies, kaum dass einmal der Name Coriolan genannt ist; und dennoch heisst es am Ende: „die Beweisstellen aus den Alten, die dieser meiner Ansicht von Coriolans Charakter zum Grunde liegen, werde ich dem Leser unten mittheilen." (S. 42.)

Es folgt nunmehr das Schauspiel, von einigen Vorerinnerungen begleitet über die Weise, wie verdeutscht werden soll. „Shakspeare's stürmisch feurigen Genius, die Lebendigkeit und Kraft seiner Worte, seine Popularität, die kühne Originalität seiner Wendungen und Bilder, seine männliche Haltung und Tonfülle, den aus göttlicher Abkunft erzeugten *spiritus volatibilis* (*sic*), der verfliegt, wie man ihn in das Gefäss einer todten Büchersprache einkerkern will, in einem gleichlautenden, muthathmenden Deutsch wenigstens ahnen zu lassen, dabey die gothisch-strenge Charakterzeichnung des Meisters, womit Alles steht und fällt, diese eigentlich heilige und unverletzliche Treue des Originals, die jede Buchstabentreue aufwiegt, überall zum Gesetz zu machen — ein solcher, höherer Gesichtspunct, wo die kühne Grösse des Originals nicht sowohl durch den Buchstaben, als vielmehr durch den Geist höherer philosophischer Naturanschauung erkannt, geahndet und *ausgesprochen* seyn sollte, schien dem Vf. der einzig richtige zu seyn, und auf dem Wege, den er einschlug, zu erreichen." (S. 46.)

Sehr schön scheint Rec. die erste Hälfte der angeführten Stelle gesagt; und erfreulich wäre es, diese Hoheit Shakspeare's in kräftigem Deutsch von der Bühne herab zu hören. Was die zweyte betrifft: so hat sie Bedenklichkeiten und böse Ahnungen erweckt. — Jeder hohe Gedanke eines Dichters wird durch eine Reihe von Gedanken, Urtheilen und Empfindungen dargestellt; diese wollen durch Worte ausgedrückt seyn. Der Gedanke will ein kräftiges, seiner Würde gleiches Wort, das in der Begeisterung Einfalt und Ruhe ausdrücke; das Urtheil will in Ordnung und Klarheit ausgesprochen seyn; die Empfindung will ihre Naivetät ausgedrückt durch angemessenes Wort, Wendung und Ton. — Wie nun auch die Sprachen (hier ist nur von gebildeten die Rede) sich unterscheiden mögen: die Würde und Einfalt, die der Gedanke fodert, die Klarheit und Ordnung des Urtheils, den eigenthümlichen Ton der Empfindung auszudrücken, ist jede vermögend, wie die Gebildeten jeglicher Nation denken können, urtheilen und empfinden, was unter fremden Völkern gedacht, geurtheilt und empfunden ist. Aber auch die metrische Form des poetischen Werkes, so genau mit dem Wesen verbunden, soll wiedergegeben werden; und vermag eine Sprache diess: so eignet sie sich um so mehr zum Übersetzen. Diess ist bey der deutschen der Fall; dadurch werden in ihr vor allen Übersetzungen von poetischen Werken möglich; es ist hieraus zugleich klar, was des Übersetzers erste Sorge ist. Wir können sie mit Einem Worte *Treue* nennen; und diese ist nur da, wo ein Original in seiner ganzen Eigenthümlichkeit gedacht und empfunden ist, wo dieser Gedanke in der fremden Sprache den ächten einzigen Ausdruck gefunden hat, der dann natürlich sich in die Form des Originals gestaltete. Wo also übersetzt wird, da kann nicht von ängstlichem Kleben an Form und Buchstaben die Rede seyn. Hier schafft der Geist, und was aus ihm kommt, ist zum Leben. Der Gedanke eines Dichters hat nur Einen Ausdruck, den, den er gefunden hat; der Geist ist es, der das einzig *wahre Wort* auch in der fremden Sprache zu finden, der die Worte durch belebenden Hauch zu verbinden weiss, dass sie ein Abdruck der Seele werden. Wie sehr der fehlen würde, der, ohne den geistigen Ton zu ahnen, der in der Rede des Dichters klingt, nur bemüht wäre, Wort durch Wort wiederzugeben: nicht minder würde der sich an seinem Original versündigen, der, den eigenthümlichen Ausdruck desselben vergessend, aus Furcht vor ängstlicher Treue, kürzer oder weitläuftiger die ungefähren Gedanken desselben ausdrückte.

Wir geben ein Beyspiel aus Shakspeare, von dessen Verdeutschung hier zunächst die Rede ist. — Die schönen Worte der Imogen, die durch den falschen Brief des geliebten Gatten nach Milford-Hafen gefodert wird, im dritten Akt des Cymbeline:

I see before me, man, nor here, nor here,
Nor what ensues, but have a foy in them,
That i cannot look through. Away, i prythee!
Do as i bid thee: there's no more to say;
Accessible is none but Milford way —

lauten in der *vossischen* Übersetzung:

Ich sehe vor mir nichts, nicht hier, nicht hier,
Noch in die Fern', ein Nebel deckt mir alles,
Durch der mein Blick nicht dringt. Ich bitt' dich, fort!
Thu wie ich sprach; es kann nicht anders werden;
Nach Milford geht der einz'ge Weg auf Erden.

Rec. denkt, die Hast des liebenden Weibes, die Sehnsucht, das Vergessen alles Übrigen ausser dem Geliebten, sey im Deutschen wiedergegeben, wie das englische Original, das Alles so einzig ausdrückt, und *so* wiedergegeben, dass es auch von der Bühne herab jedes fühlende Herz ansprechen müsse; dennoch mit Treue in der Form des Originals. — Einem Anderen würde diese Treue nicht hinreichen, er könnte etwa so übersetzen:

Ich sehe vor mir, Mann, nicht hier, noch hier,
Noch was kommt, sondern hab'nen Nebel drin,
Den ich nicht kann durchsehn. Hinweg, ich bitt' dich!
Thu wie ich dich hiess; hier gilt nicht mehr Gesprach:
Zugänglich ist allein nur Milford-Weg.

Einem Dritten möchte die erste Übersetzung noch zu ängstlich scheinen, und seine Freyheitsliebe würde sich etwa so ergiessen:

Halt ein mit Reden, Freund! — Was zaudr' ich noch?
Auf einer Wagschal meine Flucht und Müh',
Und auf der andern Leonatus' Ruf,
Und meine Liebe, die den Ausschlag giebt.
Es sey! — Wohlan denn! weil es so sein Wunsch ist.
Natur, Vernunft, Instinct, die ganze Welt
Beflügele mich mit doppeltem Gewicht:
Sie stürmen auf mich zu; — Das Zünglein schwankt —
Und Imogens Seele fliegt nach Milford-Hafen.

Die ganze Welt sonst deckt ein Nebel-Meer
Und düstre Nacht mit ihren Rabenschwingen.
Diess ist der Eine lichte Punct für mich.
Nach Milford muss die freye Seele dringen.

Möchte dieses Scherz scheinen, es wird in der That zum Ernste, wenn wir sehen, wie Hr. *F.*, nach heftigen Ausfällen auf die *treuen* Übersetzer, den Shakspeare behandelt. Jene freye Übersetzung ist nichts anders als der Eingang in Coriolans Rede an seine Mutter, da ihre hohen, rührenden Worte ihn besiegt. Sie passt eben so gut zu den obigen Worten. Im englischen Coriolan steht freylich von allem dem kein Wort; eine Menge anderer Worte, an diese gereiht, finden sich dort nicht. Coriolans Antwort bey Shakspeare hat 17 Verse, der *falksche* (oder falsche) antwortet in 46. Und was ist aus den schönen Worten geworden, in denen der Held das Gefühl, dass in diesem Augenblick sein Stolz, seine Mannskraft gebrochen, der Laut seines Geistes gehemmt ist, mit der Ahnung des Zukünftigen so einzig ausdrückt? — Alles verschwemmt und verwischt. Die trefflichen Worte:

What have you done? Behold, the heavens do ope,
The gods look down, and this unnatural scene
They laugh at —

stehn gar nicht da. — Dahin führt das Princip der Freyheit im Übersetzen.

Rec. würde gar nicht von Übersetzen reden, foderte Hr. *F.* nicht zum öftern, durch Schelten und Klagen über die neuen Verdeutscher, auf, seine Arbeit als eine Übersetzung zu beurtheilen. — So mögen denn hier noch einige Proben von dem *falkschen* Coriolan stehn.

Bey Shakspeare, von dem es immer gilt, was Horaz sagt: *rapit in medias res*, beginnt das Stück mit einer Darstellung des Thiers mit vielen Häuptern. Eine Rotte von aufrührischen Bürgern tritt auf, und aus ihrem Reden und Thun sehn wir, wie sehr Coriolan durch die Natur aufgefodert und berechtigt war, das Volk zu verachten und zu bändigen. Bey Hn. *F.* wird das Alles zuvor in einer drittehalb Seiten langen Rede entwickelt, durch Coriolan, der, wenn der Zorn ihm nicht Sprache giebt, so wortkarg ist, und dem es wie den Götz geht, den, wenn er schreibt und redet, die Zeit dauert, die er für das Thun verliert. „Diese Einleitungsscene wie ein Schluss ward nöthig gemacht, sagt Hr. *F.* (S. 330), durch die historische Breite, in der das Stück nun einmal daliegt.“ Sonderbar doch, dass hier die eine Breite die andere erzeugen muss!

Mit Coriolan's Auftreten haben wir gleich ein fruchtbares Beyspiel, wie Hr. *F.* Shakspeare's „kühne Originalität der Bilder“ verstand, wie ihm des grossen Dichters „Kriegsdromete, die überall, besonders im Coriolan, immer forthallt,“ geklungen haben mag.

What's the matter, führt Cor. die Rotte Bürger an, *you dissentious rogues,*
That, rubbing the poor itch of your opinion,
Make yourself scabs?

Was etwa im Deutschen so lauten möchte:

Was ist's, elendes Meutervolk, dass ihr,
Das arme Jucken eures Dünkels kratzend,
Euch selbst zum Aussatz macht? —

giebt Hr. *F.* so:

Sieh da, Roms Aussatz! *Melde mir!* Was hast du vor,
Dass den Senat du hier so wegelagerst, (*du Aussatz!*)
Und bellend (*du Aussatz!*) dich an seine Fersen legst? —

Als Beyspiel, wie Hr. *F.*, wenn er sich genauer als gewöhnlich an sein Original hält, überträgt, stehe hier der Anfang der Fabel des Menenius, im Original und verdeutscht:

There was a time, when all the body's members
Rebell'd against the belly; thus accus'd it: —
That only like - guls it did remain
I'the midst o' the body, idle and unactive,
Still cupboarding the viand, never bearing
Like labour with the rest; where the other instruments
Did see, and hear, devise, instruct, walk, feel — —

Zu einer Zeit geschah's, dass alle Glieder
Sich wider'n Bauch in Rebellion erklärten;
Ich weiss nicht, wer die Klagschrift aufgesetzt,
Doch wicht'gen Klagpunct gleich enthielt die erste:
Bauch, hiess es, sitz' in Körpers Mitte da,
Ergebend sich dem schnöd'sten Müssiggang;
Er schwelg' von fremder, unverdienter Kost;
Er flieh' die Arbeit, während andre Glieder,
Als nützliche und thät'ge Hausgenossen,
Säh'n, gingen, hörten, auf die Wache zögen,
Vernunftschlüss', oder — andre Sachen machten,
Die, wo nicht rühmlich, doch erspriesslich wären — —

Hr. *F.* spricht (S. 49) von einer zwölfjährigen praktisch betriebenen Anschauung der Bühne. Wie konnte er nur aus der Acht lassen, wie so gedehnte Reden den Zuhörer ermüden! und solcher Ausdehnungen giebt es noch viel schlimmere. Oft giebt ein einziges Wort Shakspeare's ihm Anstoss, Vieles von dem Seinen auszuschütten. So S. 73:

— Wer auf euch als Löwen Rechnung macht,
Wird, wo es gilt, ja doch nur Hasen finden,
Statt Wölfe, Füchs'! — Hinweg aus meinen Augen,
Ihr den Senat beschnatterndes Gesindel,
Ihr von Natur mir ganz zuwidere Bursche,
Sucht unter capitolschen Gänsen euch die Ahnherrn!

Das Alles entstand aus Folgendem:

— — — — He that trusts to you
Where he should find you lions, finds you hares,
Where foxes, geese.

Aus einem anderen Grunde ermüdend ist die Prosa: *I sprang not more in joy at first hearing he was a manchild, than now in first seeing he had proved himself a man.* Hr. *F.*: „Das Herz hüpfte mir nicht höher in meiner Brust, vor Freuden, in jener ersten Stunde der Geburt, wo ich hörte, dass ich einen Sohn in die Welt gesetzt, als in jener zweyten der Wiederkunft, wo ich überzeugt seyn konnte, dass ich der Welt einen Mann, in meinem Cajus Marcius, geschenkt hatte.“ — Rec. bittet, dieses genau nach der hier copirten Interpunction der Verdeutschung zu lesen.

Reden wie folgende:

(S. 96.) „Trompeter, komm, blas' ihre Mauern um!“ (*Come, blow thy blast!*)

(S. 122.) — — Wir haben *Cajus Marcius*,
Zu seinen anderweit'gen beiden Namen,
Auch den, *Coriolanus beygelegt*.

(S. 152.) — — einen Hals, — den wochenlanger Rauch ihr gelb geräuchert (*reechy neck*).

(S. 169.) Du winziger Neptun des röm'schen Fischmarkts,
Mit deinem blasenden Tritonen. Soll!
Geh, theile dort das Volk mit deinem Dreyzack —

die uns nur eben in die Augen fallen, mögen zeugen, wie Shakspeare hier aufgefasst und behandelt ist; was um so mehr auffällt, da Hr. *F.* auch hier Proben abgelegt, dass er für gute theatralische Diction, besonders in Versen, Sinn hat. In der 14ten Scene finden sich Beweise davon.

Wie nun Hr. *F.* ohne Mass und Grenze das Original ausgedehnt hat: so hat er auf der anderen Seite, wie natürlich, sehr abgekürzt; welches Loos vor allen die Volksscenen betroffen hat. Solche Scenen sind dem grossen englischen Dichter besonders eigen, der, fern von der plastischen Gedrängtheit der Griechen, einen grösseren Schauplatz, eine grössere Masse der Welt nimmt, seine Gedanken auszudrücken. Und, auf Einzelnes gesehen, wer vermisste gern Scenen, wie die im Anfang des zweyten Akts, wo Menenius mit so unvergleichlichem Humor der Tribunen spottet?

Hr. *F.* hatte, wie bemerkt worden ist, einen doppelten Zweck. Wie der erste, zu zeigen, wie die Engländer, das heisst doch wohl zunächst Shakspeare die römische Welt gefasst, bey einer Behandlung wie die genannte fahre, fällt in die Augen. Für diesen Zweck galt nur *Treue*. Ein zweyter war, *der deutschen Bühne* Shakspeare's Coriolan zu geben. Die Treue muss hiebey auf ihre strengen Ansprüche Verzicht leisten, aus mehr als einem Grunde. Die Gründe hier aus einander zu setzen, würde zu weit führen; aber der Weg, den Hr. *F.* eingeschlagen, giebt unserer Bühne keinen Shakspeare, war gewiss nicht der rechte. Wir zweifeln überhaupt, dass beide Zwecke zu vereinigen seyen.

Schliesslich wünscht Rec., Hr. *F.* möge das Gesagte wenigstens prüfen, und, bey Fortsetzung des Werkes, in Hinsicht auf seinen ersten Zweck, mehr *Shakspeare* geben, in Hinsicht auf den zweyten sich von *Schillers* Macbeth (in Worten des Tacitus) zurufen lassen: *Est aliquid in consiliis, licetque inter ferocem libertatis cupidinem et deforme obsequium iter pergere.* α. β. γ.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Herbstblüthen, bunte Blätter zur Unterhaltung.* Herausgegeben von dem Verfasser der Heliodora. 1812. 236 S. 8. (1 Thlr.) Rec. ist durch das Lesen dieser Herbstblüthen, welche der Vf. in *Erzählungen* und *Miscellen* eingetheilt hat, angenehm unterhalten worden. Sie sind in einem leichten Stil abgefasst, und jedem Leser zugänglich. Ihr Zweck ist, einfachen Sittenregeln durch Anregung der Phantasie Eingang zu verschaffen. Die Erfindung der meisten ist nicht von dem deutschen Bearbeiter. Die drey ersten Erzählungen sind aus Adrian de Sarrazin's *Caravanserail*, Paris 1811, genommen. In *Bedürfniss und Überfluss* figurirt der Held der arabischen Mährchen, Harun al Raschid, als wohlthätiger Genius; er handelt allein, ohne seine steten Begleiter, Giaffar und Meschrur. Die *Belagerung von Amasia* stellt die innere Heldengrösse eines Stadthauptmanns dar, in welchem sich edler Muth und Menschenliebe vereinigen. Die *Zauberbrille* ist ein dünnes Gespinnst; man sieht alles voraus kommen. *Pfalzgraf Friedrich und Leonore von Östreich.* Eine fürstliche Liebesgeschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert. Aus Hubert Thomas *Annal. de vita et rebus gestis Friederici II Elect.* Frankf. 1624 ohne Zusätze verdeutscht. Der verliebte Fürst erreicht seinen Zweck nicht. *Nunilo und Alodia*, eine spanische Legende, nach Bleda's *Coronica de los Moros en Espanna*, Valentia 1618. Zwey Schwestern, die den Märtyrertod unter den Mohammedanern leiden; nach alter Art erbaulich. Unter den Miscellen zeichnet sich ein Gespräch von *Galiani* aus: *die Weiber.* Über die Kränklichkeit und Elasticität dieses Geschlechts. „Es giebt unter dem Monde mehr Natur und weniger Verletzung ihrer Gesetze, als die Gelehrten glauben; man ist, was man seyn muss." Die übrigen Aufsätze sind kleine Erzählungen. Wenn dem Vf. nichts als: *die Dementriega*, gehört: so hat er uns eben keinen grosses Geschenk aus seinem Eigenthum in diesen Herbstblüthen gemacht.

Wst.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Köln*, b. Peter Hammer: *Handzeichnungen aus dem Kreise des höhern politischen und gesellschaftlichen Lebens.* Zur Charakteristik der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Erstes Bändchen. 1811. 242 S. 8. (1 Thlr.) Allerley Hof- Liebes- und Verfolgungs-Geschichten, aus der ärgerlichen Chronik zusammengetragen, durch traurige Bemerkungen und Sittensprüche aufgestutzt. Es treten verschiedene namhaft gemachte Fürsten aus der neueren Generation, Generale, Hofleute, Gelehrte, Damen von Range, Maitressen und verführte Weibsbilder darin auf. Unter den Begebenheiten mögen manche wahr genug seyn; der Vf. will einige selbst erlebt haben, und Zeuge beschriebener Scenen gewesen seyn. Einige erinnert sich auch Rec. auf Reisen als Volkssagen, und in Gesprächen in vertrauten Cirkeln, erzählen gehört zu haben. Wer kann aber die Wahrheit solcher Mährchen verbürgen? Der Vf. gibt nirgendwo seine Quellen an; also können ihm nur Leichtgläubige und Unbesonnene ihr Zutrauen schenken. Er ist überall zu Hause: in Würtemberg, in Wien, in Berlin, in Strasburg, in Mainz, auch an kleinen Höfen. Das Buch ist nicht zur Beförderung der Menschenliebe, nicht zu Gunsten der Verehrung für die Landesherren geschrieben. Die Zeiten sind vorbey, wo man gern den verwöhnten Geschmack mit Schmähung und Herunterwürdigung der Grossen im Lande kitzelte, und jedem Range die Larve abriss. Die Schwachheiten der Hohen sind zwar nicht heilig, und mögen von denen, die darunter leiden, beseufzt und getadelt werden; aber es frommt der Sittlichkeit der untergeordneten Classen nicht, wenn man sie weit über die Grenze hinaus trägt und allgemein bekannt macht. Dem Sittlichen ist die Verbreitung solcher Vorfälle anstössig; und Leute von schlaffen Grundsätzen weiden sich daran, um ihre eigenen Ausschweifungen mit dem verbrämten Mantel des Beyspiels bedecken zu können.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JUNIUS, 1812.

NATURKUNDE.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Annalen der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.* IIten Bandes 2tes Heft. 1811. S. 189 — 366. 4. (2 Rthlr.)

Die Fortsetzung dieser Annalen ist jedem Freunde der Naturwissenschaften eine angenehme Erscheinung. Auch der Inhalt des gegenwärtigen Heftes bestätigt unser Urtheil über die vorhergehenden (J. A. L. Z. 1810. No. 258 und 1811. No. 193). Den Anfang macht No. XV der *Entwurf einer Fauna entomologica der Wetterau.* Von Hn. Licentiat *Brahm* zu Aschaffenburg. Beschluss. Die hier gelieferten Beschreibungen der Käfergattungen: *Hister, Sphaeridium, Anisotoma, Phalacrus (Payk), Byrrhus, Anthrenus, Trox, Bolitophagus, Opatrum, Scarites, Pimelia, Blaps, Tenebrio, Trogosita, Helops, Mendryae* und *Cychrus*, enthalten nichts Neues; doch kann man darin die Sorgfalt und die Bekanntschaft mit dem älteren und neueren Systeme nicht verkennen. Von den Sitten der Thiere ist nichts beygebracht, ungeachtet der Vf. hier eine schöne Gelegenheit hatte, bey der Angabe des Wohnorts dieser Käfergattungen eine allgemeine Notiz beyzubringen, was für ein Geschäft jede Gattung oder mehrere derselben in der Naturhaushaltung als *verzehrende* Wesen übernommen haben. Fast die ganze Gattung *Hister* ohne Ausnahme scheint von der Natur dazu bestimmt, die verwesenden Theile aus der Thier- und Pflanzenwelt hinwegzuschaffen. Solche allgemeine Ansichten sind ein wahrer Gewinn für die Naturgeschichte, und für die, die selbst sammlen, sind sie nicht schwer zu finden. — XVI. *Beyträge zur Eudiometrie,* von Hn. Prof. *Ph. E. Heller* in Fulda. Der Vf. nimmt dieses Wort nicht sowohl in der Bedeutung eines Luftsalubritätsmessers, sondern vielmehr in der eines Sauerstoffmessers. Die verschiedenen Versuche mit dem Endiometer werden hier erzählt. Alle Naturforscher stimmen darin überein, dass das Schwefelkali und der Schwefelkalk, beide flüssig applicirt, zu den sichersten Resultaten führen. Die neuesten Eudiometrischen Versuche scheinen alle zu beweisen, dass unsere atmosphärische Luft einen constanten Gehalt an Sauerstoff besitze, welcher von Ort und Klima, Länge und Breite, Wind, Wetter, Feuchtigkeit und Trockenheit, Jahrszeit, und Temperatur ganz und gar unabhängig ist. Der Vf. beschreibt nun seinen Eudiometer, und fügt eine Zeichnung bey. Dann folgen seine Versuche mit liquidem Schwefelkalk und zuletzt mit Regenwasser. Bey dem ersten Versuche mit liquidem Schwefelkalk war für 1000 Theile Luft der Sauerstoffgehalt 0,214. Die Versuche mit dem Regenwasser waren nicht so gleichförmig und sicher; das Regenwasser scheint daher nicht eine so zuverlässige eudiometrische Substanz zu seyn. — XVII. *Anatomisch-physiologische Bemerkungen über den Zellstoff,* von Hn. D. *S. C. Lucae.* Dieser Aufsatz war schon vorher lateinisch gedruckt, und erscheint hier in einer deutschen Übersetzung. Die Entstehung des Zellstoffs liegt noch im Dunkeln. Doch scheint er aus gewissen, noch unbekannten Veränderungen schleimartiger Feuchtigkeiten zu entstehen. Auf den Wänden der Zellen schleichen Gefässe und Nerven in unbestimmter Anzahl fort. Die einzige bis jetzt bekannte Function in dem sogenannten Zellgewebe ist das Aushauchen und Einsaugen wässeriger und öliger Flüssigkeiten. — XVIII. *Extrait d'un Mémoire sur la structure des nerfs.* Par M. le Prof. *Villars,* à Strasbourg. (Lu à la 1re Classe de l'institut par M. *Cuvier* en may 1808.) Nach den sorgfältigen Untersuchungen des Vfs. sind die Nerven keine hohlen Röhren; sie bestehen vielmehr aus Fasern, die zehnmal dünner sind, als die dünnsten Haare. Die Nervenflechten sind aus 100 bis 2000 Nervenfasern zusammengesetzt. Es wäre dieser, sonst sehr schätzenswerthen Abhandlung mehr Ordnung zu wünschen. Sie leidet nicht wohl einen Auszug. — XIX. *Botanische Beobachtungen* von Hn. *G. F. Maerklin,* Apotheker zu Wiesloch. Enthält eine Beschreibung einer aus Samen gezogenen Schirmpflanze; ferner eine Nachricht über die *Rosa centifolia* — der Vf. fand sie wildwachsend in einem Buchenwalde, sie ist also eine deutsche Blume —; endlich eine Beschreibung der *Zuccarinia,* und des *Gymnocladus canadensis Willd.* (*Guilandina dioica Linn.*). Die Beschreibungen zeugen von grosser Sorgfalt und Kenntniss. — XX. *Berichtigung und Ergänzung der Naturgeschichte wetterauischer Schmetterlinge,* von Hn. *Philipp Karl Hoffmann* zu Offenbach. Fortsetzung. Nachtrag zu der Steinlinden-Eule, (*Phalaena, Noctua Citrago, Linn.*). Sowohl die Raupe als der Schmetterling sind mit einer Vollständigkeit beschrieben, die beynahe an Weitläuftigkeit grenzt; die Naturbeschreiber sollten über diese trockenen Gegenden der Naturgeschichte mit recht gedrungener Kürze hinwegeilen, und sich vor aller ermüdenden Ausführlichkeit hüten, zumal bey Gegenständen, wo es an deutlichen Beschreibungen und selbst

getreuen Abbildungen nicht fehlt. Die *Phalaena Bombyx Plumigera Linn.* ist in eben dem Geiste beschrieben. Die Vermuthung des Vfs., dass mehrere Schmetterlingseyer ein ganzes Jahr als solche fortdauern, scheint doch allen bisherigen Erfahrungen zu widersprechen. — XXI. *Meteorologische Beobachtungen von Fulda, mit Hinsicht auf die Krankheits-Constitution der Stadt sowohl als der ihr zunächst liegenden Gegend.* Von Hn. D. *Schneider* in Fulda. Fortsetzung. Diese Beobachtungen sind zwar mit grossem Fleisse angestellt, führen aber, wie die in dem ersten Halbjahr, zu keinen sicheren Resultaten. — XXII. *Die Jahreszeiten.* Eine physikalische Betrachtung, von Hn. Prof. *Walter.* Eine liebliche, fast poetische Darstellung der Jahrszeiten, die man nicht ohne Befriedigung lesen kann. Bey den Erscheinungen des Frühlings berührt der Vf. auch den Widerstrich der Vögel. Die Frage, was die Wander-Vögel bey ihrem Zuge leite, liegt noch im Dunkeln. Die Vermuthung, dass in der oberen Luftgegend ein Strom von einer Materie fliesse, welchen die Vögel empfinden, scheint noch die meiste Wahrscheinlichkeit zu haben. Die merkwürdige Erscheinung der Flamingo's in den Rheingegenden in der Mitte des Sommers 1811 scheint sie zu bestätigen. Nach Rec. Erfahrung überwintert die Feldlerche in gelinden Wintern bey uns; sie gehört also wenigstens nicht unter die Wander-Vögel. — Auch in dem Mineralreiche geht im Frühling eine Veränderung vor. Jetzt bekommen die Mineralwasser ihren vollkommnen geistigen Gehalt wieder, der immer zunimmt, und im heissesten August am fühlbarsten wird, im Herbst aber abnimmt, und im Winter kaum bemerkbar bleibt. — Die ungeheure Menge kohlengesäuertes Gas und schwefelstoffhaltiges Wasserstoffgas, welches jetzt von Thieren aus allen Classen ausgehaucht wird, aus dem Wasser und der Erde sich erhebt, — wird von den Bäumen und Pflanzen eingesogen, und durch die Wirkung des Sonnenlichts wird die Basis der Lebensluft, das Sauerstoffgas, entwickelt. Ohne die Thiere, woher bekämen die Gewächse so viel nährendes kohlensaures Gas? — Ohne die Gewächse, woher bekämen die Thiere so viel Luft zum Einathmen? Woher bekäme die Erde die zur Vegetation nöthigen Regen und Thaue, woher könnte die Natur das Magazin ihrer Elektricität füllen und erhalten, wie könnten die Thiere von den Folgen dieser wohlthätigen Einrichtung zehren, fänden sich nicht Thäler und Berge, wäre nicht unsere Erde mit Auen und Wäldern geziert? Wälder ziehen die Wolken an, dass sie sich ihrer Fülle entledigen. Durch die unzähligen Ecken und Spitzen an den Ästen, Zweigen und Blättern ziehen sie als durch eben so viele Ableiter Luftelektricität an, und dienen der Atmosphäre auch wieder als Zuleiter. So entsteht aus dem Kampfe der Elemente Friede, aus dem Frieden ein neuer Kampf. Ohne Gewächse könnten die Thiere nicht leben, ohne Thiere würden keine Gewächse seyn, ohne beide wäre die Erde kein Wohnplatz für Menschen wie wir sind. — In dem Herbst und gegen den Winter gehen die Fische tiefer ins Wasser, bis sie endlich auf den Grund kommen. Einige Winterschläfer fangen schon an, ihr Lager zu bereiten; die Amphibien verkriechen sich. Der Herbst ist da. Es erscheint eine neue Pflanzenwelt; unter unseren Tritten sprossen die Pilze auf; sie entwickeln zwey schädliche Gasarten, das kohlenstoffhaltige Wasserstoffgas und phosphorigsaures. *Humboldt* hat bekanntlich diese Gasarten häufig aus ihnen entwickelt. Viele Naturforscher sprechen ihnen alle Fructification ab. Vielleicht sind sie krankhafte Auswüchse der Erde, wie die Warzen des thierischen Körpers. Die Nadelwälder, Flechten und Moose ersetzen im Winter die Stelle der Pflanzen, und bereiten das Sauerstoffgas. Heisse Länder haben keinen Winter, aber auch keine Nadelwälder; die Classe ihrer Kryptogamisten ist arm; sie bedürfen ihrer kaum. Ihre Wälder sind ewig grün, wie ihr Frühling. — Diess sind die Hauptzüge aus diesem lieblichen Gemälde, die keineswegs unter die gemeinen Malereyen gehören. Möge der Vf. noch mehrere solcher wahrhaft grosser Ansichten der Natur liefern! — XXIII. *Barometrisches Nivellement des königsteiner und homburger Gebirges, die Höhe genannt.* Von Hn. Prof. *G. G. Schmidt* in Giessen. — Die homburger oder königsteiner Höhe (der *Taunus* der alten Römer) ist in vieler Hinsicht ein merkwürdiges Gebirge der mittleren Rheingegend. Das hohe Waldgebirge besteht grösstentheils aus einem mit vielem Quarz gemengten Thonschiefer, der so hart ist, dass er an vielen Stellen mit dem Stahle Funken schlägt; der südliche Abhang des Gebirges enthält Porphyr, Grünsteine, Talk, Asbest und Sandstein mit Glimmer gemengt. Die nach Nordwest hin laufenden Vorgebirge bestehen grösstentheils aus Kalk, Grauwacke und Sandstein, welche hie und da durch Basaltkuppen unterbrochen werden. Nach dem Rhein hin findet sich auch dünnblätteriger Thon- und Dach-Schiefer. Der sogenannte grosse Feldberg ist der höchste Punct der ganzen Gebirgskette; er ist über die Meeresfläche erhaben 2605,4 par. Fuss; der kleine Feldberg 2458,4, der Altkönig Feldberg 2400,0 par. Fuss. Die absolute Höhe des grossen Feldbergs über die Meeresfläche steht den höchsten Puncten des Harzes, des Fichtel-, Erz- und Riesen-Gebirges, so wie des Schwarzwaldes, nach. — XXIV. *Über den eigentlichen Bau des Fischherzens.* Von Hn. Prof. *Doellinger* in Würzburg. Das Neue dieser Untersuchungen ist die Beobachtung, dass das Herz der Fische der hieländischen Gattungen wirklich zweykammerig ist, ohne dass jedoch die eine Kammer Antheil an dem Circulationsgeschäft habe. Vergleicht man den Bau des Fischherzens mit dem der anderen Thiere: so ergiebt sich, dass schon bey den Vögeln der venöse, sogenannte rechte Ventrikel nicht neben, sondern um den linken oder arteriellen herumliege. Bey den Säugethieren umgiebt das rechte Herz nur zur Hälfte das linke, beym Menschen aber noch weniger, allenfalls nur ein Drittel. Unverkennbar ist nach diesen Untersuchungen des Vfs., dass die Natur vom Menschen abwärts bis an den Fischen immer mehr und

nehr das arterielle Herz in das venöse einschliesse, is letzteres keine Bedeutung mehr hat, als die innere Hülle; und es läſst ſich nun begreifen, daſs das Herz der Seeſchildkröten den Übergang von den Vögeln zu den Fiſchen macht. Die ganze Unterſuchung at darum Intereſſe, weil ſie dazu dient, eine vollſtändige Reihe von organiſcher Formation zu begründen, und über das Verhältniſs des vorderen und hinteren Herzens im Menſchen ſelbſt Aufſchlüſſe darbiet. Wie ſehr wäre zu wünſchen, daſs unſere fleiſsigen Naturforſcher ſolche genaue Vergleichungen, wie die gegenwärtigen, unter den organiſchen Formen der Thiere anſtellen möchten! Die Abbildungen u dieſer lehrreichen Unterſuchung ſind zart und ichtig. — XXV. *Über das Keimen der Cerealien.* Von Hn. Prof. *H. F. Link* zu Roſtock. Die älteren Botaniker brachten die Cerealien, ſo wie die Gräſer überhaupt, unter die Monokotyledonen, weil ſie mit inem Blatte keimen; nach den hier angeſtellten Unterſuchungen gehören ſie zu den Akotyledonen. — XXVI. *Über die Antheren der Gattung Asclepias.* Von *Demſelben.* Die älteren und neueren Botaniker ind über die Antheren (Staubbeutel) ſehr verſchiedener Meinung; vor *Linné* achtete man wenig auf dieſe Theile; *Linnée* ſelbſt ſcheint den *pollen* für die Antheren gehalten zu haben. Auch die neueren Botaniker widerſprechen ſich hierin. Der Vf. hat das Verdienſt, mit grösserer Deutlichkeit zu beſtimmen, daſs die Antheren der mehreſten Pflanzenorgane us zwey neben einander liegenden länglichen Beuteln beſtehen, welche ſich durch eine längslaufende Spalte öffnen, und den *pollen* ausſchütten. Die Antheren der Asklepiaden haben keinen *pollen*, ſondern nur eine ölige Flüſſigkeit, höchſt wahrſcheinlich der befruchtende Saft. — XXVII. *Über die Standörter einiger ſeltener Laubmooſe*, von Hn. Prof. *Crome* zu Mögelin. Hier werden 27 Arten der Laubmooſe nach ihren Standörtern aufgeführt. Das *Spl. tenue* findet ich nicht allein, wie der Vf. zu glauben ſcheint, auf der Heinrichs-Höhe des Brockens, ſondern auch tiefer herunter an den Quellen der Ilſe unter den Granitblöcken. — XXVIII. *Über Holzerſparung bey Blumen und Fruchtreiberey*, von Hn. Hofgärtner *Schliephake* in Gedern. Der Vf. beſchreibt eine neue Art der Frucht- und Blumen-Treiberey durch die animaliſche Wärme, beſonders des Rindviehes. Die angeſtellten Verſuche zeigen, daſs Blumen und Früchte im Winter in Gewächshäuſern treiben, die unmittelbar an Rindviehſtälle ſtoſsen, aus welchen durch angebrachte Öffnungen die animaliſche Wärme zu den Blumen und Früchten geleitet wird. Die Sache ſcheint viel für ſich zu haben; die weit gröſsere Wärme aus den Ställen der Pferde würde vielleicht noch wirkſamer ſeyn. — XXIX. *Nachtrag zu Bechſteins Naturgeſchichte der deutſchen Vögel.* Von Hn. Med. Rath *Leisler* in Hanau. — Dieſe trefflichen Beobachtungen zeugen, wie die erſteren, von dem richtigen Sinne des Vfs. für Naturgeſchichte der Thiere. Mit dem fleiſsigen Studium des Syſtems verbindet er das eben ſo ſorgfältige Studium der Sitten der Thiere. Die Ehre der genauen Beſtimmung des *Aquila Chryſaëtos* gebührt dem Vf. — Sehr intereſſant ſind die Bemerkungen über die Kinderliebe der Vögel; richtig bemerkt er, daſs die Kinderliebe der Vögel von ihrer Neigung zum Brüten verſchieden iſt. D. *Gall*, der ein eigenes Organ der Kinderliebe annimmt, müſste dann auch ein eigenes Brüt-Organ annehmen. Auch bey den wilden Vögeln iſt die Kinderliebe oft ſo groſs, daſs ſich dieſer Trieb ſogar auf fremde Junge ausdehnt. Eine von dem Vf. eingefangene Rabenkrähe fütterte 3 junge Kolkraben lange Zeit, und kam auch im Freyen zu ihnen, um ihnen ihr Futter zu reichen; und dieſe Rabenkrähe war ſogar ein Männchen. Die Benennungen: Rabenmutter und Rabenvater, ſind alſo nicht paſſend. — Die Mandelkrähe (*Coracias Garrula*) hat in beiden Geſchlechtern ein völlig gleiches Farbenkleid. Sehr entſcheidend und ſicher ſind die Erfahrungen des Vfs., nach welchen die Mandelkrähe bloſs animaliſche Nahrung nimmt. Auch Rec., der viele dieſer ſchönen Vögel unterſuchte, fand in dem Magen derſelben immer nur animaliſches Futter. Auch bey dem Grünſpecht fand Rec. die Nadelwürmer auf den Seiten des Kopfes. — Die alten Vögel haben in der Regel überall längere Schnäbel; ſie wachſen alſo mit den Jahren. — Der Vf. wird jedem Naturfreunde mit der Fortſetzung dieſer Nachräge ein angenehmes Geſchenk machen. — XXX. *Beytrag zur deutſchen Ornithologie oder Erſcheinung einiger ſeltener Vögel in der Wetterau*, nebſt Zuſätzen und Verbeſſerungen zu *Meyers* und *Wolfs* Taſchenbuch der deutſchen Vögelkunde, von Hn. Hofr. D. *Meyer* in Offenbach. Fortſetzung. Auſser den einzelnen Berichtigungen kommen hier bloſse Beſchreibungen der Farben, der Gröſse, des Wohnorts vor; ſonſt findet man in dieſem Aufſatze nichts von Bedeutung. — XXXI. *Correſpondenz-Nachrichten.* Auſser den Kleinigkeiten auch eine Biographie des verſtorbenen Prof. *Heller* zu Fulda.

+ d +

JUGENDSCHRIFTEN.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Goebhardt: *Allgemeines Leſebuch für den Bürger und Landmann, vornehmlich zum Gebrauche in Stadt- und Land-Schulen.* Neuerdings verbeſſert und bearbeitet von Dr. *H. E. G. Paulus.* Nebſt einer von Prof. *Mannert* verfaſsten Geographie; nach den neueſten Landesbeſtimmungen durch einen Kenner umgearbeitet und vermehrt. 1811. 612, 152 u. XXII S. 8. (12 gr.)

Das weit verbreitete Leſebuch von *Seiler* hat hier zum anderen Mal eine ganz neue Bearbeitung und Verbeſſerung erhalten, welche ein ſolches Buch, das bereits ſo viel Nutzen geſtiftet hat, allerdings verdiente. In dieſer Bearbeitung haben vorzüglich zwey Abſchnitte eine ganz neue Geſtalt erhalten, nämlich der Abſchnitt von der Selbſtkenntniſslehre (populären Philoſophie) und von der Geographie. Der letzte Abſchnitt iſt gleichſam als ein Anhang mit

einer besonders laufenden Seitenzahl beygefügt, und giebt dem Buche einen vorzüglichen Werth. Denn diese Erdbeschreibung ist hier gerade so abgehandelt, wie sie für Anfänger, denen zuerst eine Übersicht des Ganzen beyzubringen ist, bearbeitet werden muss. Man erkennt hier einen Mann, der nach einem festen Plane arbeitete, und bey einem jeden Lande immer das bemerkte, wodurch die Übersicht des Ganzen erleichtert wurde. Zwar sind hier (wie auf dem Titel bemerkt ist), die neuesten Bestimmungen in der Geographie angegeben; aber seit dieser Bearbeitung sind doch einige wichtige Veränderungen in diesen neuesten Bestimmungen vorgekommen, die noch nicht bemerkt werden konnten. Das Königreich Holland, das Herzogthum Oldenburg, welches noch unter den Staaten des Rheinbundes aufgeführt ist, mehrere Provinzen des Königreichs Westphalen und die Hansestädte sind mit Frankreich vereinigt worden. Batavia, welches noch als eine holländische Besitzung angeführt wird, ist von den Engländern erobert worden.

Weniger befriedigend ist der VIII Abschnitt, der von der Selbstkenntniss, oder der Kenntniss des Menschen von sich als Seele und Geist handelt. Der Vf. desselben, dem es übrigens nicht an einem philosophischen Kopfe und an Originalität gebricht, scheint öfters seinen Untersuchungen durch die Resultate der neueren philosophischen Systeme einen besonderen Zwang angelegt zu haben, wodurch er seinen Lesern undeutlich geworden ist, und die Grenzen der Popularphilosophie überschritten hat. Um dieses Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir Einiges anführen. S. 330 werden fünf Hauptkräfte des menschlichen Geistes angegeben. „Das Unsichtbare des Menschen, heisst es, besteht a) im Empfinden, b) in der Verständigkeit, c) in der Einbildungskraft, d) in der Vernünftigkeit, e) im guten Willen." Vielleicht hätte der Vf. statt des *guten* Willens den *freyen* Willen als eine besondere Seelenkraft angenommen, wodurch alles, was vom Willen gesagt wird, deutlicher und begreiflicher geworden wäre, wenn ihn nicht die kantische Lehre, dass der freye Wille nicht erkennbar sey, sondern nur als eine Eigenschaft des intelligiblen Charakters, der Moralität wegen, geglaubt werden müsse, davon abgehalten hätte. Nimmt man aber den guten Willen oder das Wollen des Guten als eine besondere Kraft der Seele an: so muss man auch den offenbar in dem Menschen vorhandenen Willen des Bösen als eine besondere Geisteskraft aufstellen. Weit besser sagt man daher: der Mensch besitzt einen freyen Willen; er kann das Gute und das Böse wählen. Übrigens ist auch der Begriff des Guten unentwickelt geblieben. Der gute Wille wird zwar S. 367 als ein unbeschränktes Wollen des Guten, und das Gute als das ächt Vollkommene erklärt; aber hiedurch ist nicht das Object angegeben, worauf der Wille gerichtet seyn muss. Auch von diesem Mangel scheint der Grund in der neueren Philosophie zu liegen, welche lehrt, dass das Gesetz für den Willen bloss formal seyn müsse, und dass die Form dieses Gesetzes zugleich seinen Inhalt bestimme. In einer Popularphilosophie hätte man deutlichere Begriffe vom Guten und Bösen gar wohl erwartet, da diese kein bestimmtes philosophisches System erklären und verbreiten, sondern nur dem, der weniger geneigt ist, über die Ursachen der Dinge nachzudenken, dazu eine Anleitung geben soll.

Auch der Begriff von der Gottheit und der Beweis für ihr Daseyn ist dem Zwecke eines solchen Buches nicht angemessen. „Das ewige Wollen des Guten (heisst es), vereint mit dem unfehlbaren Wissen des Guten, nennt man die Gottheit. Ein solches Wissen und Wollen ist die wirkliche Vollkommenheit in ewiger Wirklichkeit, in welcher alles, was zum Wesen gehört, immer ist; oder in welcher nichts, was seyn soll, erst werden muss." Der Beweis für das Daseyn Gottes lautet also: „Wäre die einzig wahre Vollkommenheit nicht wirklich: so würde allein das Vollkommene nicht seyn, während doch vieles Unvollkommene da ist. Diess ist der höchste Grund der Überzeugung, dass Gott sey." Rec. zweifelt sehr, ob dieser Grund zur Überzeugung bey den Lesern dieses Buchs Eingang finden wird. Will man das Daseyn Gottes mit Vernunftgründen beweisen: so ist der sogenannte kosmologische Beweis in Verbindung mit dem physiko-theologischen für eine Popularphilosophie am zweckmässigsten; aber am besten überlässt man den Beweis für das Daseyn Gottes dem Unterrichte in der geoffenbarten Religion. Bey den folgenden Untersuchungen über die Einsichten, die wir durch die Vernunft, durch den Verstand, und durch das Empfinden empfangen, ist der Begriff *des Wahren*, welches nur durch das „Gewahrte, Gesicherte und Zuverlässige" erklärt wird, unentwickelt geblieben. Unsere Bemerkungen über diesen Abschnitt, der freylich eine schwere Aufgabe zu lösen hatte, sollen indess den Werth des Buchs keineswegs herabsetzen, vielmehr wünschen wir ihm wegen seiner Reichhaltigkeit eine noch grössere Verbreitung. Bey einer künftigen neuen Bearbeitung ist noch ein Abschnitt beyzufügen, der die Technologie abhandelt.

a. m. r.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Johann Lane Buchanans*, Missionars der schottischen Kirche, *Reisen durch die westlichen Hebriden während der Jahre 1782 bis 1790.* Aus dem Englischen. Zweyte Auflage, mit 1 illum. Titelkupfer. 1811. XIV u. 226 S. 8. (16 gr.)

Berlin, b. Nauck: *Die ersten Anfangsgründe der reinen Mathematik zum Gebrauch für den Unterricht* von *I. G. C. Kiesewetter.* Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1811. XVI u. 416 S. 8. Mit 5 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JUNIUS, 1812.

BOTANIK.

1) Paris, b. Gabon: *Démonstrations botaniques, ou Analyse du fruit, considéré en général*, par M. *Louis-Claude Richard*, de l'Institut de France, Prof. à l'école de médec. de Paris; publiées par *H. A. Duval* d'Alençon. 1808. XII u. 111 S. 8.

2) Leipzig, b. Reclam: *Analyse der Frucht und des Samenkorns*, von *Louis-Claude Richard*, Mitglied des kaiserl. Instituts und Prof. an der medicinischen Schule zu Paris. Nach der *duvalschen* Ausgabe übersetzt, und mit vielen Zusätzen und (einigen) Originalzeichnungen *Richards*, so wie anderen Beyträgen vermehrt herausgegeben von *F. S. Voigt*, H. S. W. Bergrath, Prof. der Medicin und Director des botanischen Gartens zu Jena. 1811. XVI u. 216 S. gr. 8. Nebst einer vierfachen Kupfertafel. (1 Rthlr.)

Nach einem Zeitraum von 20 Jahren, da *J. Gärtner* in der Introduction zum ersten Theil seiner Karpologie die Resultate seiner Untersuchungen und seines Nachdenkens über die Früchte und ihre Theile bekannt gemacht hat, nimmt der bekannte Naturforscher, Hr. *Richard*, den Faden dieser Untersuchung wieder auf. Der Standpunct, von welchem diese zwey Gelehrten bey ihren Untersuchungen ausgegangen sind, ist zwar derselbe; das Ziel aber, wie weit ein Jeder gehen wollte, ist verschieden. Daher schicken wir *J. Gärtner's* Ansicht voraus (welchen wir als den Gründer des karpologischen Studiums mit Recht ansehen dürfen), um unseren Lesern das Urtheil über das Verdienst beider Gelehrten zu erleichtern.

Bey einer kritischen Untersuchung der linnéeischen Pflanzengattungen, welche *J. Gärtner* im J. 1766 anstellte, drängte sich ihm die Bemerkung auf, dass Linnée auf die Frucht, als den letzten Zweck des vegetabilischen Lebens, wenig oder oft gar keine Rücksicht genommen habe; um diese Lücke auszufüllen, entwarf *Gärtner* den Plan zu einer Untersuchung der Früchte und Samen nach allen ihren Rücksichten bis zur Bestimmung des Grössenverhältnisses der Kotyledonen an der Keimpflanze zu denjenigen im Embryo. Nach diesem Plan wurden von ihm die Gräser, Schirmpflanzen, Syngenesisten und einzelne andere Gattungen beobachtet. Bald aber sah er ein, dass eine genaue und gründliche Kenntniss der Früchte und Samen der Untersuchung ihrer Entwickelung durchs Keimen vorausgehen müsse, wozu er sich ohnediess eine beynahe ganz neue Bahn brechen müsste. Die Einschränkung des obigen umfassenden Plans wurde, wie wir aus den beiden Einleitungen zu seiner Karpologie ersehen, auch noch durch folgende Betrachtungen bestimmt: 1) Ist der Same ein in sich geschlossenes Ganzes, in welchem die Natur den Vegetationscyclus gleichsam beendigt hat. 2) Fängt mit dem Keimen das neue Leben wieder an, und die Samen und ihre Bestandtheile erleiden dadurch grosse — in ein anderes Feld der Untersuchung gehörige — Veränderungen, welche nur in zweifelhaften Fällen, z. B. über den Kotyledonarzustand eines Embryo u. s. w., mit Vorsicht zu Rathe gezogen werden dürfen. 3) Stehen dem Karpologen grösstentheils nur solche Samen zu seinen Untersuchungen zu Gebot, welche das Keimungsvermögen durch langes Liegen oder durch lange Reisen schon verloren haben; auch sind es oft nur ein oder zwey Exemplare, welche der emsige Forscher von Gegenständen erhalten konnte, deren Einsammlung noch vor kurzer Zeit bloss für botanische Gärten nützlich erachtet wurde. Diess sind die Gründe, welche *J. Gärtner* bestimmt haben, die Gestalt und Lage des Embryo im Samen zur Grenze seiner Untersuchungen zu setzen.

Diese Prämissen werden den Standpuncte fixiren, aus welchem Hn. *R's.* ähnliches, wiewohl viel beschränkteres Werk zu beurtheilen ist. Denn wenn er auch *Gärtner's* schöpferische Arbeit häufig tadelt: so zollt er ihm doch oft auch sein gerechtes Lob, und gesteht stillschweigend ein, dass er auf seine Grundlage fortgebaut habe. Doch wir theilen unseren Lesern einen gedrängten Auszug aus dem interessanten Werkchen mit, um selbst über dessen Werth urtheilen zu können.

Die Übersetzung beginnt mit einem kurzen Vorbericht in Form eines Briefs, worin Hr. *R.* unter anderen einige Beyspiele von seiner neuen Terminologie giebt, indem er karpologische Ordnungscharaktere von den Juncaginibus, Alismaceis, Potamophilis, Graminibus, Cyperaceis, Typhineis und Thymeleis giebt, welche ihre Reize und Bestimmtheit beweisen und zeigen sollen, dass, wenn *Gärtners* Werk nicht so viel Nutzen bey Entwerfung der Gattungs- und Familien-Charaktere gestiftet habe, als es fähig gewesen wäre, es bloss daher rühre, weil es ihm an Mittel gefehlt hätte, sich kurz auszudrücken. Dass der Nutzen, welchen Hr. *R.* durch die neuen Worte zu erreichen sucht, nur eingebildet ist, ersieht man aus den Rectificationen der natürlichen Familien,

welche der berühmte *Jussieu* (in mehreren Abhandlungen der *Annales du Muséum d'histoire naturelle*) aus den *gärtnerischen* Beschreibungen und Abbildungen geschöpft hat. Es scheint uns überhaupt mehr eine Art Neuerungssucht, als wahres Bedürfniss der Wissenschaft zu seyn, welches Hn. *R.* bestimmte, für längst gekannte Gegenstände und Begriffe neue Namen zu schaffen, welche durch ihren graeco-latino-barbarischen Ursprung und Klang ein an Latinität gewöhntes Ohr zum Theil sehr unangenehm afficiren. Mehrere dieser neuen Worte, die wir im Verfolg kennen lernen, werden unser Urtheil bestätigen. Wir loben daher den Übersetzer, dass er die neuen Worte des Vfs. unverändert gelassen, und nur solche übersetzt hat, welche schon längst durch den Sprachgebrauch geheiligt sind.

Der 1 Artikel handelt von der *Fruchthülle* (*Pericarpium*). Sie besteht aus drey Lagen: die äusserste heisst beym Vf. *Epicarpium* (*Epidermis Gärtners* und anderer Schriftsteller); die zweyte, welche bey einigen Früchten *parenchymatos* ist, heisst *Sarcocarpium* (bey *Gärtner Cortex*); und die dritte Lage (bey *Gärtner Tunica interna* l. *Loculamentorum propria*) ist hier *Endocarpium* betitelt. Die pulposen Umhüllungen mehrerer Samen, z. B. der *Lamyda*, *Pectinea* etc., das, was *Gärtner* bey *Coffea* etc. *Arillus incompletus* genannt hat, sieht der Vf. als Theile seines Endocarps an. Rec. zweifelt aber an der Richtigkeit dieser Ansicht; denn in vielen Fällen ist die fleischige Hülle der Samen so genau mit der *Testa* und mit dem *Umbilicus externus* verwachsen, dass sich dieses Additament dadurch eher als einen Theil des Samens und Übergangsglied in den wahren *Arillus* beurkundet, als dass man es für einen Theil der *Tunica interna* des Pericarps ansehen kann; überhaupt hat sich die Natur nach Rec. Erfahrung nicht so strenge an die Trinität der Lagen der Fruchthülle gehalten, sondern in vielen Fällen eine Lage mit der anderen so innig verschmolzen, dass der Unterschied nicht zu entdecken, vielweniger anatomisch darzustellen ist. Das Endocarp oder die *tunica interna* bestimmt die *Loculatio* (!) oder die Loculamente; eine bekannte Sache. *Trophospermium* ist das, was Linnée *Placenta*, *Gärtner Receptaculum* geheissen hat; der *Funiculus umbilicalis* ist bey Hn. *R.* *Podospermium*. Wenn dieser sich in eine Protuberanz endigt, oder eine deutliche über das *Hilum* des Samenkorns hinausgehende Ausdehnung bildet: so ist dieses der *Arillus*. Hieraus ist ersichtlich, dass Hr. *R.* die Umbilicalgefässe, so wie den *Arillus* als Appertinenzen der Fruchthülle und nicht zum Samen gehörig betrachtet. Rec. kann ihm hierin eben so wenig beystimmen, als in der Behauptung, dass das *Trophospermium* oder die *Placenta* aus dem *Sarcocarpium* oder dem *Cortex* der Fruchthülle gebildet werde; denn wenn man in der unreifen Frucht die Gefässe des Stiels verfolgt: so sieht man in den meisten Fällen deutlich, dass einige derselben unmittelbar in die Fruchthülle, andere aber in die *Placenta* übergehen, welche sodann nach vorheriger plexusartiger Vermischung mit denen aus dem Griffel aufs neue zu Umbilicalgefässen gebildet werden, die ihre netzartige Ausdehnung erst in der inneren Membran des Samenkorns erhalten. Was den *Arillus* betrifft: so geht er in unmerklichen Stufen in den *Umbilicus externus*, oder umgekehrt über, welcher doch wohl zum Samenkorn gehört; auch ist nicht zu leugnen, dass der *Arillus*, welchen Hr. *R.* selbst so nennt, erst beym Keimen des Samens seinen Zweck hat: zu einer Zeit, wo die Fruchthülle und alle ihre Theile längst ihre Function erfüllt haben. Der *Arillus* des reifen Samenkorns ist meist mit einer scharfen öligen Materie getränkt, deren Zersetzung und Einsaugung bey dem Keimungsact so nothwendig ist, dass sich beym Mangel des *Arillus* der Embryo entweder gar nicht oder nur unvollkommen und kümmerlich entwickelt.

Da die verschiedenen Arten der Fruchthüllen und ihre Beschaffenheit von dem Vf. nicht besonders abgehandelt werden: so führt er die *Dehiscenz* derselben im Allgemeinen auf, indem er mehr Genauigkeit und Bestimmtheit als bisher in ihre Beschreibung zu bringen sucht. Er unterscheidet von der wahren Dehiscenz die *Excoriatio spontanea*, wobey sich das Endocarp nicht öffnet; ferner die *Fatiscentia*, wo die Spalten nicht der Klappung des Fruchtfleisches entsprechen (z. B. Juglans). *Solubilitas* ist bey ihm die quere Trennung der Pericarpien in Glieder, z. B. *Mimosa*, *Hedysarum*. *Partibilitas* das Zerfallen der Pericarpien in mehrere geschlossene und einsamige Theile. — Die wahre Dehiscenz wird von Hn. *R.* in die *suturalis* und *valvaris* eingetheilt. Letztere theilt sich wieder in die *loculicida*, *septicida* und *septifraga*; erstere hat unseres Erachtens bey *Lagerstroemia*, die zweyte bey *Menziesia* und die dritte bey *Brunfelsia* Statt. Dass aber noch mehrere gemischte Fälle hier beygefügt werden könnten, lehrt eine oberflächliche Durchsicht der *gärtnerschen* Karpologie. So wichtig nun die Art der Dehiscenz bey Bestimmung der Früchte auch ist: so ist sie doch oft ein trügliches Mittel, eine einfache Frucht von einer zusammengesetzten zu unterscheiden. Der Vf. sucht die Kennzeichen des Unterschiedes festzusetzen; allein es würde uns zu weit führen, ihm hier Wort für Wort zu folgen. Wir bemerken nur, dass er die schon von *Gärtner* vorgetragenen Unterscheidungsmerkmale kurz und deutlich angegeben und mit einigen anderen vermehrt hat. Viel wichtiger ist die Untersuchung der Grenze zwischen Frucht und Samen. Hr. *R.* stellt das Axiom auf: „Alles, was sich bey einer reifen Frucht ausserhalb der eigenen Hülle des Samenkorns (*testa*) befindet, gehört zur Fruchthülle.“ Er sucht hiemit nicht nur die Schwierigkeit der Unterscheidung zwischen Frucht und Samen zu heben, sondern auch über einige streitige Theile der Frucht und der Samen zu entscheiden, deren Daseyn und Gestalt von der allgemeineren Bildung abweichend ist. Was den ersten Fall betrifft: so finden in neuerer Zeit weniger Irrungen Statt; in Rücksicht des zweyten Falls hingegen möchte das Axiom noch manchen Widerspruch finden. Unsere Zweifel über die

Behauptung des Vfs. vom *Arillus* haben wir oben schon beygebracht, und wir fügen nur noch bey, dass alle Bestimmungen der Pflanzentheile, welche nicht aus ihrem inneren Wesen und Natur hervorgehen, ungewiss und schwankend sind und niemals Gesetzeskraft erhalten können. Die Rüge des Vfs. über die Annahme sogenannter nackter Saamen trifft im Grunde keinen neueren Karpologen. *J. Gärtner* hat sich in seiner Introduction deutlich darüber erklärt, dass es keine *absolut nackten* Samen gebe, sondern dass er der Kürze halber diejenigen so nenne, welchen die Natur den Pericarpialapparat versagt habe. Übrigens kennt man Fälle, wo nach der Befruchtung und bey der weiteren Anschwellung und Ausbildung des vegetabilischen Ovulums das über dasselbe sich herziehende und in den Griffel übergehende Oberhäutchen berstet, und bey vollendeter Reife des Samens ganz abfällt, wobey seine Umhüllungen noch so wenig Heterogeneität zeigen, dass selbst der Vf. einen solchen Fall der einfachen botanischen Analyse fast für unauflöslich hält, so dass man nicht sehr irre, einen solchen Samen einen nackten zu nennen. Wir sehen auch gar nicht ein, wozu die Natur bey schnell keimenden Samen eines so festen und vielfachen Integumentalapparats bedürftig gewesen wäre, als bey solchen, denen ein längerer Aufenthalt in dem feuchten Medium zu ihrer Entwickelung nöthig ist.

Der 2 Artikel handelt von dem *Samenkorn*, und zwar meist nur unter der Beziehung seiner Lage in der Fruchthülle. *J. Gärtner* hat in seinen Introductionen die Rücksichten, auf welche es hiebey ankommt, angegeben, in den speciellen Beschreibungen aber die genauen Angaben der Stellung und Lage der Samen häufig unbemerkt gelassen, da die Abbildungen die Verhältnisse aller Theile unter sich aufs genaueste bezeichnen. *Gärtner*, der Sohn, hat dagegen in seinen Beschreibungen diese Bestimmung der Lage der Samen in der Fruchthülle seltener übergangen. Da wirklich die Lage der Samen in der Fruchthülle für viele Gattungen und Familien charakteristisch ist: so hat der Vf. allerdings sich ein Verdienst erworben, diesen Umstand eingeschärft und mit mehr Bestimmtheit beschrieben zu haben. Hr. *R.* führt folgende verschiedene Lagen des Samenkorns in der Fruchthülle an: 1) *S. erectum*, z. B. *Compositae etc.* 2) *S. adscendens*, *Pomaceae etc.* 3) *S. appensum*, *Jasmineae etc.* 4) *S. peritropum*, *Zanichellia.* Dass hier noch einige gemischte Fälle Statt haben können, wovon Hr. *R.* selbst ein Beyspiel an den *Plumbagineis* giebt, versteht sich von selbst, und mag auch einer der Bestimmungsgründe gewesen seyn, warum *J. Gärtner* der Lage der Samen nicht bestimmt erwähnt, sondern seine ungemein genauen und fleissigen Zeichnungen hat sprechen lassen. Der Vf. nimmt als Gesetz an, dass die Chalaza die wahre und natürliche Spitze des Samenkorns sey; wenn aber der *umbilicus externus* die Basis des Samens bestimmt, wie der Natur der Sache nach *Gärtner*, und nach ihm Hr. *R.* selbst angenommen hat, und in mehreren Fällen die Chalaza zunächst am *umbilicus externus* liegt: so kann diess Gesetz unmöglich gültig seyn, obgleich in den meisten Fällen die Chalaza dem *Umbilicus* gerade gegenüber steht. — *Hilum* nennt der Vf. mit Linné die Stelle des Samens, wo die Umbilicalgefässe durch die *testa* eintreten, bey *Gärtner* ist es der *Umbilicus externus* zum Unterschiede von dem *internus*, welcher meistens der Mittelpunct der Chalaza ist. *Chalaza* ist eines von den wenigen Worten, welche der Vf. (in seiner vorherigen Bedeutung) beybehalten hat. Nach Hn. *R.* besteht das Samenkorn aus zwey Haupttheilen, seiner Schale und dem Kerne; jene nennt er *Perispermium*, welchem der Übersetzer zu Vermeidung des Missverständnisses *Epispermium* substituirt; dieser ist *Nucleus*, *Amande.* Das *Epispermium* wird von dem Vf. als die einzige eigenthümliche Hülle des Samens angesehen; es ist stets einfach, und besteht nach ihm aus einem gefässreichen Parenchym, welches sich zwischen zwey Häuten, der *Epidermis* und der *Membrana parietalis interna*, befinde. Rec. kann über diesen Punct unmöglich mit ihm einverstanden seyn, denn es lassen sich diejenigen Gefässe, welche in dem unreifen *Ovarium* der *Testa* ihre Nahrung geben, sehr leicht von den Umbilicalgefässen unterscheiden, welche in den Sack der *Membrana interna* übergehen, und sich in ihr vertheilen, wenn sie schon in mehreren Fällen ganz zu fehlen scheint. Bey weitem in den meisten hat Rec. die *Membrana interna* sich von selbst von der *Testa* abtrennen sehen, in einigen wenigeren hingegen sah er sie mit jener verwachsen; ist ja auch das Albumen in einigen seltenen Fällen mit den Integumenten innig verwachsen. Dass die *Testa* immer nur einfächerig, durch Irrthum aber für mehrfächerig gehalten worden sey, ist Rec. ebenfalls überzeugt, indem ihm noch kein einziges Beyspiel vom Gegentheil vorgekommen ist, denn die mehrfächerigen Pyrenen gehören nicht hieher.

Vom *Kern*, *Nucleus.* (Der Übersetzer möchte nach dem Französischen diesem Worte lieber *Mandel* substituiren; da aber der Sprachgebrauch jenes Wort schon sanctionirt, mit diesem aber einen viel engeren Begriff verbunden hat: so wäre Rec. der Meinung, dass man jenes Wort füglich beybehalten könnte.) Der Kern besteht, nach dem Vf. entweder aus einem zusammenhängenden Ganzen oder aus zwey verschiedenen Theilen; ein drittes Viscus einiger Samen sieht er als einen, einem von den beiden anderen zugehörigen Theil an; doch hievon ein Mehreres weiter unten. Der Kern kann entweder durch Pluralität der Embryonen oder durch den gänzlichen Mangel desselben monströs werden; der Vf. vermuthet sogar, dass die Samen mancher Pflanzen *constant unvollkommen* bleiben, wie z. B. bey *Monotropa Hypopitys*, an deren Samen er niemals einen wahren Kern entdeckt habe, und fügt daher die Hypothese bey, „ob diese Pflanze nicht gar eine *Peloria* der *Lathraea Squamaria* sey.“ Rec. wundert sich, wie ein so geübter Pflanzenforscher eine so gewagte Vermuthung äussern konnte, er muss sie bloss auf Rechnung der Liebe des Vfs. zum Paradoxen schreiben, wenigstens lässt sie sich mit seiner sonstigen umfassenden Kennt-

nifs des Baues und der Affinitäten der Pflanzen durchaus nicht reimen. Denn auch abgerechnet, dass die *Monotropa* an vielen Orten wächst und alljährlich sich fortpflanzt, wo vielen Meilen im Umkreise keine Spur von *Lathraea Squamaria* je angetroffen wurde: so ist der Bau der Frucht und Samen bey beiden Pflanzen so himmelweit verschieden, dass nach der sonstigen Weise der Natur, Pelorien zu erzeugen, *Monotropa* unmöglich ein Abkömmling der *Lathraea* seyn kann, sondern nothwendig eine mit Fortpflanzungskraft und Organen begabte eigene Pflanzengattung seyn muss. Rec. hat zwar bey seinen oft wiederholten Untersuchungen der Samen von *Monotropa* vielfach einen distincten Kern von unendlicher Kleinheit gesehen, aber niemals einen discreten Embryo finden können. Erstlich kann diess ja von der ausserordentlichen Kleinheit der Gegenstände herrühren, so dass der in einen blossen Atomen zusammengedrängte Embryo höchst schwierig zu entdecken ist, oder der Kern kann zweytens wirklich keinen discreten Embryo enthalten, und doch Fortpflanzungskraft besitzen, wovon uns schon einige Beyspiele bekannt sind, z. B. die Samen der *Utricularia*, *Lecythis*. — Wenn der Kern des Samens aus mehreren Theilen besteht: so ist einer davon das *Endospermium;* diesen neuen Namen giebt Hr. R. dem *Albumen Gärtner's* oder *Perispermium Jussieu's*. Die Wichtigkeit dieses *Viscus* der Samen wurde erst durch die Untersuchungen *Gärtner's* ins wahre Licht gesetzt; auch treffen wir bey diesem weit mehr Detail hierüber an als bey unserem Vf., welcher die Qualitäten desselben beynahe ganz auf die Seite gesetzt, und sich fast ganz allein mit seinem Daseyn und Abwesenheit beschäftigt hat. Da mit dem Daseyn und der Abwesenheit des Albumens auch andere Affinitäten der Pflanzen unter sich gegeben sind: so ist es allerdings wichtig, genaue Kennzeichen davon zu besitzen. In den meisten Fällen ist es auch gar nicht schwer zu erkennen; in anderen Fällen aber ist es entweder in eine blosse äusserst feine Membran verdünnet, oder mit der *Membrana interna*, ja sogar noch mit dieser und der *Testa* so innig verwachsen, dass der geübte Karpologe seine Natur zwar erkennen, aber es durchaus nicht trennen kann. Nun entsteht allerdings die wichtige Frage, in welchen Fällen der Karpolog ein Albumen anzunehmen habe, in welchen aber nicht. Um der Schwierigkeit der Entscheidung dieser Frage in zweifelhaften Fällen zu entgehen, hat *J. Gärtner in praxi* die Regel angenommen, in solchen Fällen kein Albumen zu setzen, wo es entweder mit der *Membrana interna* verwachsen, und zugleich sehr dünn ist, oder auch da, wo es zwar von dieser unabhängig, aber entweder eben so dünn oder noch dünner ist. Ob nun gleich diese Annahme in physiologischer Rücksicht viel Trügliches und Unsicheres hat: so ist doch nicht zu leugnen, dass bey ganzen Familien, z. B. den *Verticillatis*, nur ein schwacher Schatten des Albumen vorhanden ist, welches in einzelnen Arten, ja in manchen Gattungen oft gänzlich verschwindet; der *Liquor amnii* wird nämlich durch das Wachsthum des Embryo bey einigen Pflanzen so sehr aufgezehrt, dass entweder gar kein Albumen mehr entstehen kann, oder dass es doch oft so gering wird, dass es zu der feinsten Membran reducirt ist. *J. Gärtner* hat meistens in seinen speciellen Beschreibungen eine solche Beschaffenheit des Albumen angemerkt, z. B. bey den *Rhamnis*, *Pyrus*, *Citrus* etc. Um diese Zweydeutigkeiten alle zu heben, stellt der Vf. feste Regeln für solche ungewisse Fälle auf, wo durch die Analogie nichts entschieden werden kann; sie sind alle auf die Natur der inneren Fläche des Albumen selbst gebaut, und enthalten, unseres Bedünkens, nichts, was nicht *J. Gärtner*, nur an verschiedenen Stellen seiner Introductionen, längst gesagt hat. Aus diesem allem folgern wir (gegen des Vfs. Behauptung), dass die *Membrana interna* ein von der *Testa* unterschiedenes Organ ist; denn sie verläuft sich auf der einen Seite so innig mit dem Albumen, z. B. im *Alb. ruminatum*, dass keine menschliche Kunst sie von ihm trennen kann; auf der anderen aber mit dem Embryo, dass nur die fortgerückte Keimung sie mit ihrem satzmehlartigen oder albuminösen Gewebe von den Kotyledonen absondern kann, z. B. in *Dipterocarpus Gärtn. fil.* Die übrigen Beschaffenheiten des Albumen, welche zum Theil sehr wesentlich sind, z. B. Consistenz, Farbe u. s. w., sind von dem Vf. entweder ganz übergangen oder nur höchst oberflächlich berührt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Berlin* u. *Leipzig*, b. Nauk: *Französisches Lesebuch* für die ersten Anfänger, nebst Tabellen der Declinationen und Conjugationen und einem Vorrathe von Materialien zur Übung im Übersetzen. Herausgegeben von *J. G. Müchler*. *Sechste* durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 1811. 158 S. 8. (6 gr.) Eine Compilation aus alten und neuen Büchern dieses Fachs. Von den aufgehobenen Alterthumsresten zeugt unter anderen, dass S. 64 in den Dialogen sich eine Dame von dem Mädchen ihre *Engageantes* und ihren *Eventail* geben lässt. Sonst enthält dieses Lesebuch ein ergiebiges Allerley. Denn ausser der kurzen Grammatik, worin jedoch das zuerst Nothwendige so gut, wie in anderen, enthalten ist, kommen Vocabeln, Dialogen, Briefe, Fabeln, kleine Geschichten, Lebensregeln und Übungen zum Übersetzen ins Französische darin vor. Der Vf. lässt noch decliniren, und setzt den Conjunctiv dem Indicativ gegen über, wie die Alten thaten; welches auch Rec. dem neueren Gebrauche vorzieht. Die Lesestücke sind freylich nur für kleine Kinder eingerichtet. Was über die Aussprache gelehrt wird, ist nicht weit her. Das französische *V* nennt der Vf. *wau*. *H* soll stumm seyn in den Wörtern, die aus dem Lateinischen herstammen. Das sagt er kleinen Kindern, und es ist nicht eimal durchgehends wahr. *Hennir* kommt von *hinnire*; wird das *h* nicht aspirirt? Das Féminin soll aus der Endsylbe erkannt werden, z. B. an einem stummen *e*, als: *porte*. So muss ja *père* auch weiblichen Geschlechts seyn. Und dergleichen in einer sechsten Auflage!

Ja.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 JUNIUS, 1812.

BOTANIK.

Leipzig, b. Reclam: *Analyse der Frucht und des Samenkorns*, von *Louis-Claude Richard*. — Nach der *duvalschen* Ausgabe übersetzt, und mit vielen Zusätzen — herausgegeben von *F. S. Voigt* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der zweyte wesentlichste Theil des Kerns ist der *im, Embryo*. Je nach der Art seiner Enthüllung heisst dieser entweder *E. epispermicus*, was sonst *Semen exalbuminosum* hiess; oder *E. endospermicus*, sonst *Semen albuminosum*. Je nach seiner Anlagerung m Albumen ist der endospermische Embryo nach dem Vf. entweder *intrarius* oder *extrarius*; auf diese Rücksicht bezieht sich *Gärtner's Albumen vaginale, centrale* und *unilaterale*. Die Embryonen haben zwey Extremitäten, eine Kotyledonar- und eine Radicular-Extremität; die letztere ist nach des Vfs. Bemerkung zuweilen sehr fest an das Albumen angeheftet, z. B. bey den Monokotyledonen (durch die *Papillula embryotega*, und bey vielen Dikotyledonen, durch die — das *loculamentum verum albuminis* überziehende — Membran, vorzüglich deutlich sah dieses Rec. bey einigen *Sapotis*); in anderen selteneren Fällen ist sie sogar mit dem Albumen verwachsen (des Vfs. *Synorhizae*). *Embryo homoideus* ist bey *Gärtner E. semini conformis*, und *heteroideus* ist, wo der Embryo von der Gestalt des Samens abweicht.

Nach den beiden Extremitäten des Embryo wird seine *Direction* (*Situs Gärtner's*) bestimmt; sie ist entweder die *wahre* (*S. absolutus G.*) oder die *relative* Direction: die erstere ist die seiner Masse abgesondert betrachtet; die zweyte aber seine eigene, verglichen mit der der Fruchthülle oder des Samenkorns, jenes *Directio pericarpica*, dieses *D. spermica*. Nach der spermischen Direction giebt es einen 1) *Embryo homotropus*, dieselbe Direction, wie das Samenkorn, z. B. *Solaneae, Rubiaceae* etc. 2) *Orthotropus*, eben so und gerade, z. B. *Rubiaceae, Compositae; Typhineae, Dipsaceae, Umbelliferae* etc. 3) *Antitropus*, Direction der des Samenkorns entgegen, z. B. *Laurineae, Melampyraceae, Nepenthes; Thymeleae; Platanus, Ceratophyllum, Potamophylae; Commelina, Tradescantia*. 4) *Heterotropus*, welcher der Direction des Samenkorns folgt, z. B. *Anagallideae, Nigellaria, Cyperaceae*. 5) *Amphitropus*, welcher seine beiden Enden dem *Hilum* genähert oder nach ihm hingerichtet hat, z. B. die *Alismaceae, Atriplices, Caryophylleae, Cruciferae, Hippocastanum* etc. Dass die Lage oder Direction des Samenkorns auf die Fruchthülle, des Embryo aber auf den *Umbilicus externus* des Samens bezogen werden müsse, lehrte *J. Gärtner* schon längst. — Die Theile des Embryo selbst sind die *Radicula*, ein oder mehrere *Kotyledonen*, der *Cauliculus* (*Scapus Gärtner's*), und endlich die *Gemmula* (*Plumula G.*). Da keiner dieser verschiedenen Theile eine besondere Bestimmung oder neue Auflösung erhält: so bemerken wir nur, dass Hr. *R.* ebenfalls den Grundsatz aufstellt, dass der Embryo (in karpologischer Rücksicht) stets in dem Zustand seiner Ruhe oder Verschlossenheit betrachtet werden müsse, und dass das Keimen nur als Hülfsmittel gebraucht werden dürfe.

3 Artikel. Von den *Exembryonatis*. Hier erwarteten wir neue Aufschlüsse über den Unterschied der Gemmen von den vollkommenen Samen; statt dessen fanden wir die Hypothese, dass die von der Natur zur Fortpflanzung bestimmten samenähnlichen Körperchen sämmtlich ohne den Zusammentritt sexueller Materien gebildet werden, als Axiom aufgestellt. Eben so sehr wundert es uns, in einer nach einem sogenannten natürlichen System strebenden Idee alle linnéischen Kryptogamien unter eine Kategorie zusammengeworfen zu sehen, da doch, wenigstens unter uns Deutschen, längst bekannt ist, dass dieser Pflanzenhaufe nicht nur in Absicht auf die Form seiner einzelnen Glieder viel grössere Unterschiede zeige, als der ist, welchen die Mono- und Dikotyledonen unter sich darstellen, sondern auch in dem Fortpflanzungsapparat selbst solche Verschiedenheiten Statt haben, welche, wenn einmal das Alte sollte umgeworfen werden, einer wiederholten genauen Untersuchung bedurft hätten. In einige Äusserungen des Vfs., z. B. dass die *Sporulae* der Farnkräuter kein *Hilum* (*umbilicus*), keinen bestimmten Keimpunct haben, drängen uns fast die Vermuthung ab, dass ihm eigene Beobachtungen in diesem Felde gänzlich fehlen. Die excessive Kleinheit der Gegenstände dieser Untersuchung ist freylich ein grosses Hinderniss für die Fortschritte in der genaueren Kenntniss dieser problematischen Geschöpfe; man war aber auch in neuerer Zeit mehr auf die Vermehrung ihrer Arten als auf die Untersuchung ihrer Natur bedacht. Hr. *R.* leugnet, ohne Gegengründe, Beweise oder Erfahrungen anzugeben, den Farnkräutern die Kotyledonen ab, weil in der *Sporula* auch keine discrete *Radicula* zu sehen sey, und doch tragen die aus der *Sporulis* dem Rec. nicht nur, sondern auch *Kölreuter, Lindsay, Ehrhard, Sprengel, Mirbel*, vor allen aber *Schweikard* erwachsenen Pflänzchen der Farnkräuter die deutlichsten Charaktere von einem Kotyledon,

Sollte das nicht diesen Pflanzenhaufen vorzüglich charakterisiren, dass aus dem *Punctum germinans* die Wurzel und die spiralförmige *Plumula* erst bey und unter dem Keimungsact hervorsprossen? Ist nicht die Verschiedenheit des Wachsthums und der Form des Keimblatts (*Cotyledo*), und des ersten, aus der *Plumula* entstandenen Blatts ein starker Grund zur Annahme eines Kotyledon bey den Farnkräutern? Wird hiedurch der Übergang von einem Pflanzenstamm zum anderen nicht mehr erleichtert? — Die *Exembryonatae* haben nach dem Vf. nur eine Classe, welche er in dem von dem Übersetzer am Ende des Buchs mitgetheilten Supplement so charakterisirt: *Embryo deficit, Radicula nulla.* Doch wir gehen zum eigentlichen Gegenstand der Untersuchung über.

4 Artikel. Von den *Embryonatis.* Diesem Pflanzenstamm giebt der Vf. folgenden Charakter: „*Plantae sexu, seminibus et embryone praeditae.*" Sie zerfallen wieder in zwey, oder nach Hn. *R's.* neuesten, in demselben Supplement mitgetheilten Ideen, in drey Hauptclassen. Nämlich: I. *Endorhizae.* „*Embryonis tota superficie indivisi Radicula germinationis actu, apice perforato ruptove a tuberculo interno, quod grandescens fit radix plantulae. Cotyledo unica, in basilari cavitate undique clausa Gemmulam extraaxilem primum fovens; eam denique per ruptum latus emittens.*" II. *Synorhizae.* „*Embryo altera extremitate seu lateribus fissus. Radiculae apex adnexus summae et dissimili Endospermii parti, qua sub germinatione rupta exserit tuberculum internum in radicem plantulae crescens. Cotyledones binae aut plures; quarum inter bases est aut exoritur centralis gemmula. Huc solae Cycadeae et Coniferae.*" III. *Exorhizae.* „*Embryo altera extremitate seu raro lateribus fissus. Radicula tota ex illaeso apice in Radicem plantulae productilis. Cotyledones binae nonnunquam plures; quarum inter bases centraliter delitescit natalitium praesentis aut futurae gemmulae punctum. — Rarissime Cotyledon distincta nulla; Embryone tunc tota superficie indivisa.*" Aus dem Gesagten erhellt, dass Hr. *R.* die *Radicula* für fähiger hält, nach ihr eine ausnahmenfreye Grundeintheilung der Pflanzen zu entwerfen, als nach den Kotyledonen. Er giebt von ihr folgende Vorzüge an: sie sey unabhängig „1) von der namhaften Unähnlichkeit der Theile, welche man Würzelchen und Kotyledonen genannt habe" (weil z. B. bey den Cerealien die Radicula anders gebaut ist als bey den Dikotyledonen, und die Verschiedenheit der Kotyledonen sich doch nach der der Radicula richte); „2) von der Veränderlichkeit ihrer Zahl" (weil die Anzahl der Kotyledonen bey einer Gattung, ja sogar bey einer Art verschieden sey, z. B. bey den *Coniferis*); „3) von den Anomalieen, welche hier vorkommen können" (weil es unter den Dikotyledonen Fälle giebt, wo entweder die Kotyledonen mit einander verwachsen oder auch in mehr als zwey getheilt sind). Diesen Gründen, welche wir gleich näher untersuchen werden, fügt er noch folgende zwey Sätze zur Bekräftigung bey: 1) der angegebene Charakter nach der Radicula „erlaube auch die Hülfe der Verwandtschaften nach dem ganzen Habitus, von welchem die Botaniker mehr Gebrauch machen (?) als vom Embryo, um die Gewächse in ihre ersten Abtheilungen zu bringen; 2) habe er vor den Kotyledonen den doppelten Vorzug, dass er sich bey der anfangenden Keimung zuerst offenbare, und doch auch zuletzt wieder aufgefasst werden könne entweder unmittelbar (d. i. aus der Wurzel selbst), oder mittelbar durch die Kotyledonarscheide, wenn die vorgerückte Keimung die Kotyledonen schon verdunkelt oder gar zerstört hat." (Diess scheint uns der wahre Sinn der von dem Übersetzer für dunkel gehaltenen Stelle S. 54 des Originals.) Nachdem wir die Facta selbst nebst den Auslegungen des Vfs. so kurz als möglich dargelegt haben werden, wollen wir auch die Gründe für die Kotyledonar- und Radicular-Hypothese gegen einander abwägen, und dann dem gelehrten Publicum die Entscheidung des Streits selbst überlassen.

§. 1. Von den *Endorhizen.* Sie sind die wahren *Monokotyledonen* der Fundamentalautoren, sagt der Vf. *Gärtner*, der Vater, blieb bey der Bestimmung der äusseren Form und Lage der Embryonen der Monokotyledonen stehen, und anatomirte sie nicht weiter, weil das Gesetz, dass die Radicularextremität dem *umbilicus externus* immer zugekehrt ist, sich constant bewährte, auch die excessive Kleinheit der allermeisten dieser vegetabilischen Embryonen *ohne vorheriges Keimen* alle weiteren Zertheilungen höchst unsicher macht. Hn. *R's.* Erfahrungen aber haben bewiesen, dass das Keimen des Monokotyledonensamen höchst wichtig war und zu ihrer genaueren Kenntniss führte. Der Embryo der Endorhizen hat zwey Extremitäten, die Kotyledonar- und Radicular-Extremität; diese verschliesst oder erzeugt ein inneres Knötchen (sowohl *Mirbel* als auch Rec. hat diess vorzüglich bey den Gräsern gefunden), welches beym Keimen die Spitze des Würzelchens durchbohrt oder zerreisst, um sich in ein Wurzelrudiment zu verlängern, welches Hr. *R. Radicella primaria* nennt; einige Cerealien haben mehrere solcher Höcker, welche *Gärtner* für *Radiculas* erklärte. Der Vf. hingegen sagt, dass sich in diesen Höckern wieder Knötchen befänden, jene können also weder die Wurzel (*Radicula*) noch einen Theil davon ausmachen. Wenn ferner die Radicular-Extremität des Embryo nicht selbst die Wurzel sey: so könne auch die Kotyledonarextremität nicht als Kotyledon betrachtet werden, weil sich (wie er hinzusetzt) mehrere Blattrudimente darin eingeschachtelt befinden. Die Erkenntniss dieser zwey Extremitäten aber ist sehr wichtig (der Embryo einiger Monokotyledonen hat drey Extremitäten, z. B. *Carex*); hat man die eine erkannt: so giebt sich die andere von selbst. Nun fügt der Vf. den merkwürdigen Satz hinzu: „Jetzt wird man aber bald gewahr werden, dass die kotyledonäre (Extremität) eine bessere Anzeigerin ist, als die der Wurzel." Wie reimt sich dieses mit der oben prädicirten Untrüglichkeit des Eintheilungsgrundes der Vegetabilien nach der Radicula?

§. 2. *Vom Dotter oder Hypoblastus.* Vor allem müssen nach des Vfs. Meinung die *Zingiberaceae* von

en *Plantis vitelliferis* abgesondert werden, welchen . *Gärtner* einen *Vitellus vaginalis* beylegte; Hr. *R.* rklärt nämlich diesen von dem eigentlichen Albumen rennbaren und discreten Körper, in welchen der Embryo eingehüllt ist, dennoch für eine verhärtete Centralportion der eigenthümlichen Materie des Albumen, vovon sich Rec. nach seinen Beobachtungen über den Bau dieser Samen nicht überzeugen kann. Die *Zamia*, wovon *J. Gärtner* eine unreife Frucht untersuchte, gehört nicht hieher. Die Samen der mit einem *Vitellus* versehenen Embryonen sind entweder *exalbuminos*, wie *Ruppia*, *Hydrocharis*, *Zostera*, *Nelumbium*, oder *albuminos*, wie *Nymphozanthus*, *Nymphaea*, *Gramineae*. Bey der *Ruppia* (als der einfachsten Form eines *Embryo vitelliferus* unter den Phänerogamen) hat *J. Gärtner* dadurch, dass er seine Samen nicht keimen lassen konnte, die Natur falsch ausgelegt, er erklärte denjenigen Processus (Hr. *R.* nennt es Cylindroid) für die Radicula, was wirklich Kotyledon ist; bey mehreren Samen der Ruppia, vorzüglich wenn sie schon einen kleinen Grad des Keimens erfahren haben, entdeckt man an der Basis, wo ich der Cylindroid in den fleischigen Körper (*Vitellus*, *Hypoblast*) einsenkt, auf der Aussenseite eine sehr kleine Protuberanz der Radicula. Der fleischige, von allen Gefäsen entblöste Körper (*Vitellus*) ist nun nach Hn. *R.* die wahre *Wurzel*, jenes Höckerchen aber (welches der Vf. nur als bey den Gräsern anwesend betrachtet) nennt er *Radiculoda* (!). Der Same der *Hydrocharis* (welchen Rec. bis jetzt vergeblich zu erhalten suchte) hat nach des Vfs. Beobachtung ungefähr denselben Bau; der Kotyledon liegt ganz in dem Vitellus oder Hypoblast verborgen, dieser ist auch hier von ungetheilter Masse. Kurz bey diesen beiden Gattungen hat dieser Körper mehr das Ansehen des Albumen. Die *Zostera* ist etwas mehr entwickelt; der Cylindroid ist in die Mitte des beynahe auf die Hälfte der Länge nach gespaltenen Vitellus (Hypoblast) eingesenkt, und ungefähr in der Hälfte seiner Länge aufwärts gekrümmt. Diesen Kotyledon sammt dem Scapus erklärte *J. Gärtner* fälschlich ebenfalls für die Radicula. Bey der Einsenkung des Scapus in den Vitellus verlieren sich die Gefäsgebilde, und erscheinen endlich bey weiterem Verfolgen im Rücken und der Basis des fleischigen Körpers (*Vitellus*) wieder. Der Bau des Embryo vom *Nelumbium* hat viele Ähnlichkeit mit dem der *Zostera*, nur ist bey jenem der Grad der Entwickelung noch weiter vorgerückt. Da die Ansicht einiger neuerer Schriftsteller, vorzüglich *Mirbels* und *Poiteaus*, von den Theilen dieses Embryo, von der unseres Vfs. und des Hn. *Correa* so sehr abweicht, und das Radicularsystem auf diese Gattung sich ganz vorzüglich stützt: so werden wir uns hier etwas länger aufhalten müssen. Hier ist die Ähnlichkeit des von *J. Gärtner* für den Vitellus erklärten Körpers mit den Kotyledonen noch viel auffallender als bey der vorigen Gattung. Der Kern ist umgestürzt (*inversus*), beynahe in seiner ganzen Länge in zwey gleiche fleischige Lappen gespalten, welche jedoch an ihrem oberen Ende in eine gemeinschaftliche Basis verwachsen sind; diese Basis bildet aussen in der Mitte eine kleine Protuberanz, geht aber inwendig zwischen den Lappen in einen häutigen, äusserst dünnen und vergänglichen Sack über, welcher die schmale Plumula, die fast die ganze Länge der Lappen hat, einschliesst. *J. Gärtner* hat den häutigen Sack übersehen, weil seine Samen schon gekeimt hatten, wie es scheint. Nach Hn. *R's.* Erklärung der Theile sind die zwey Lappen der Hypoblast (die wahre Wurzel), der häutige Sack aber der Kotyledon, welcher die Plumula einschliesst. Zur weiteren Kenntniss fügt Rec. hinzu, dass weder die fleischigen Lappen bey *Nelumbium*, noch die anderen fleischigen Körper bey *Hydrocharis* und *Ruppia* einer Entwickelung durchs Keimen fähig seyen, sondern dass sich vielmehr der Scapus der Plumula verlängere, und aus diesem die Würzelchen ausschlagen. Bey der *Zostera* verlängert sich die Basis des fleischigen Körpers, in deren Substanz man schon früher (wie wir oben angemerkt haben) ein Vasculargefüge entdeckt, in die Wurzel und Radicellen. *J. Gärtners* vorzüglichstes *Criterium* des *Vitellus* besteht in dem Mangel seiner Entwickelungsfähigkeit; neuere Erfahrungen haben aber gezeigt, dass beym grössten Theil der Monokotyledonen der eigentliche Kotyledon ohne besondere Entwickelung in den Samenumhüllungen gleichsam als in einem engen Gefängniss eingeschlossen bleibe, und nur die Vaginalproduction desselben, welche die Plumula schützt und einschliesst, einer Verlängerung oder Entwickelung fähig sey. Diese Beschränkung der Entwickelungsfähigkeit der Kotyledonen erscheint aber nicht bey den Monokotyledonen allein, sondern auch bey unbezweifelten Dikotyledonen, wie z. B. fast bey allen *Cotyledonibus hypogaeis*, *Tropaeolum*, *Hippocastanum*, *Trapa* u. s. w. — Der zweyte Haufen mit Hypoblast (Vitellus) versehener Embryonen sind die endospermischen (albuminosen). Die von Hn. *R.* zuerst aufgestellte Gattung *Nymphozanthus* (die Nymphäen mit gelben Blumen) macht den Anfang. In der Basis des Albumen liegt ein kleiner Sphäroid, eine dünne fleischige, in allen Theilen zusammenhängende Hülle, in welcher ein kleiner weisser gleichartig gebildeter Körper enthalten ist, der mit der Hülle selbst nicht den geringsten Zusammenhang hat. Letzterer ist tief in zwey gleiche fleischige dicke Lappen gespalten, zwischen welchen sich ein blass-grünlicher ey-linsenförmiger Körper befindet, der aus ihrer gemeinschaftlichen Basis entspringt. Auf dem einen seiner beiden Ränder wird man ein ganz kleines Zähnchen gewahr, gegen welches hin innerlich eine fast unbemerkbare Gemmula gelegen ist. Die Hülle erklärt der Vf. in der Originalausgabe vom Jahr 1808 für die in seiner Natur ein' wenig veränderte Basilarportion des Albumen, den darin enthaltenen Körper für den Embryo, seine zwey dicken Lappen für den Hypoblast (Vitellus), den zwischen diesen befindlichen blass-grünlichen Körper endlich für den Kotyledon. Diese Ansicht aber hat Hr. *B.* nach einem in der Übersetzung S. 215 mitgetheilten Zusatz neuerlich ganz geändert, und sich in der Erklärungsart der Theile mit anderen Naturforschern vereinigt. Der kreiselförmige Körper, der zuvor für eine veränderte Portion des Albumen erklärt wurde, ist in die Digni-

tät des Embryo getreten, und diese äussere Hülle des Kotyledon, der eingeschlossene Körper aber die Gemmula geworden; die Radicula ist das Ende des Kotyledons, vermittelst dessen dieser sich an die Gemmula heftet. Nach dieser Erklärungsart werden nun die *Nymphaceae* aus der Reihe der makropoden Embryonen hinweggerückt, sie verlieren dadurch ihre Annäherung mit *Nelumbium*, und kommen so den Saurureen und Hydropeltideen näher. Rec. hat, da ihm der Same anderer Nymphäen abging, den der *Nymphaea Lotus L.* aus St. Domingo mit aller Genauigkeit untersucht; er konnte aber so wenig als *J. Gärtner* und *Richard* die — von *Decandolle* und *Mirbel* angezeigte — Duplicität des Kotyledons daran entdecken, sondern fand die Kotyledonarhülle über die Plumula gänzlich geschlossen. Die Integrität des Kotyledons zeigte sich ferner in dem nirgends unterbrochenen netzförmigen Gefüge, das sich von den beiden entgegengesetzten Polen des Embryo über seine ganze Oberfläche verbreitete, und dadurch auch Hn. *R's.* frühere Hypothese, welche den Kotyledon für eine Portion des Albumen erklärt hatte, unwiderleglich beseitigt. Die Plumula selbst fand Rec. in zwey ungleiche fleischige Lappen getheilt, deren Spitzen lichtgrün gefärbt sind. *J. Gärtner* hat also blofs darin gefehlt, dafs er den Embryo nicht weiter anatomirte, wo er dann auch die, an der Basis des Kotyledons angewachsene Plumula gefunden haben würde. Der Widerspruch der geübtesten Botaniker über die Beschaffenheit und Bestimmung der Theile des Embryo der Nymphäen ist ein warnendes Beyspiel, wie vorsichtig man bey Untersuchungen von Naturgegenständen, zumal von so bedeutender Kleinheit, zu Werke gehen müsse. Hr. *R.* hat in der früheren Ausgabe seines Werkchens sowohl *J. Gärtner*, als auch *Decandolle* und *Mirbel*, wegen der abweichenden Ansicht des Embryo der Nymphäen mit Animosität angegriffen, und doch war er nachher genöthigt, seine früheren Behauptungen beschämt zurückzunehmen. Anderen Theils wurden mehrere Naturforscher, und Rec. beynahe selbst, durch *Decandolles* und *Mirbels* Autoritäten verleitet, den Embryo der Nymphäen für unbedingt dikotyledonisch anzunehmen, und nur durch mehrfältige Untersuchungen wurde Rec. von seiner monokotyledonischen Beschaffenheit völlig überzeugt. Da die erwähnten Naturforscher, für deren Genauigkeit und Vorsicht in den Beobachtungen so viele Beweise sprechen, sich unmöglich so sehr haben täuschen können, dafs sie einen wirklich monokotyledonischen Embryo — aus blofser Vorliebe für die Affinität der Nymphäen mit den Ranunculaceen — für dikotyledonisch angesehen hätten: so erklärt Rec. die Abweichung in den Resultaten so, dafs diese letzteren Naturforscher frische, aber schon im Keimen begriffene Samen der Nymphäen untersucht haben, wo durch die begonnene Entwickelung der Plumula die sehr dünne Wölbung der Kotyledonarhülle gesprungen war. Diese Vermuthung wird noch dadurch bestätigt, dafs von dem gleichförmigen, nirgends durch eine Linie getrennten, netzförmigen Gefüge des Kotyledons weder bey *Decandolle* noch *Mirbel* eine Erwähnung geschieht. Die dritte hieher gehörige Abtheilung machen die *Gräser* aus. Da ihre Bildung mehr Abweichendes und Eigenthümliches hat: so verbreitet sich der Vf. hierüber auch weitläuftiger, und die Übersetzung enthält mehr Abänderungen und Zusätze als in den vorhergehenden Artikeln. Es würde uns zu weit führen, wenn wir in das Einzelne der Beschreibung des Embryos der Gräser eingingen; wir setzen daher denselben als bekannt voraus, und diefs um so mehr, da Hr. *R.* uns keine neue Entdeckung hierüber mittheilt, sondern die längst bekannten, und von *J. Gärtner* genau beschriebenen Theile nur mit neuen Namen belegt. Nach Hn. *R's.* Darstellung ist der Same der Gräser mit zwey Tegumenten (Integumenten) versehen; sie sind sehr dünn und fast immer dergestalt mit einander vereinigt, dafs sie nur ein einziges zu bilden scheinen. Ein Basilarfleck, oder eine braunrothe Längelinie, welche der Vf. *Spilus* nennt, zeigt das Hilum desselben oder seinen wahren Anheftepunct an die äussere Hülle, welche das *Pericarpium* ist. An der Basis der äusseren Seite der Frucht ist eine Art von *Areola*, welche die Stelle anzeigt, wo der Embryo liegt, Hr. *R.* nennt sie *Areola embryonalis* (*Gärtner Chalaza*). Das Albumen bleibt in seiner Bedeutung unter dem Namen *Endosperm*; was aber den Embryo selbst betrifft: so nennt Hr. *R.* denjenigen Theil, welchen *J. Gärtner* für den Kotyledon erklärte, und der der Entwickelung allein fähig ist, *Blastus*; alles Übrige aber ist Wurzelkörper, und zwar heifst der *Vitellus scutelliformis* oder *Scutellum Hypoblastus*; *Gärtners Lacinula scutelli Epiblastus* (nach *Poiteau* ist diefs das Rudiment des zweyten Kotyledons; *Jussieu*, *Mirbel* und andere französische Naturforscher hingegen erklären den Vitellus der Gräser für den wahren Kotyledon, den Kotyledon *Gärtner's* aber halten sie für eine blofse Production desselben). Die Radicula heifst nun *Radiculoda* (!) Wir haben oben schon erinnert, dafs Hr. *R.* die Mehrheit der Radicula bey den Gräsern als irrig verwirft, er nennt diese daher *Tubercula radicellaria*.

Nach dieser verständlichen Beschreibung der Samen und ihrer Theile sucht der Vf. durch eine Vergleichung der einzelnen Theile die Affinität sowohl einzelner Gattungen unter sich, als auch vorzüglich die Analogie der verschiedenen Theile jener Pflanzenembryonen deutlich zu machen. Seine Absicht geht vorzüglich dahin, der Hypothese, dafs der Vitellus (dessen Namen er zwar tadelt, aber doch scharfsinnig findet) der *wahre Radicularkörper* sey, noch mehr Wahrscheinlichkeit und Beweiskraft zu geben; er stellt die subjective Vorstellung von Übergängen aus der schlankeren Bildung der Radicula in ihre gröfsere Dicke nach den einzelnen Gattungen verschiedener Familien der Monokotyledonen, z. B. der Palmen, Saurureen, Ephemeren, Cabomba, ja selbst anomaler Monokotyledonen mit dikotyledonischem Pflanzenkörper, z. B. *Lecythis*, *Bertholletia*, *Pekea* (*Rhizobolus Gärtn.*), als objectiv gültig dar.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JUNIUS, 1812.

BOTANIK.

Leipzig, b. Reclam: *Analyse der Frucht und des Samenkorns*, von *Louis-Claude Richard*. — Nach der *duvalschen* Ausgabe übersetzt, und mit vielen Zusätzen — herausgegeben von *F. S. Voigt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 114 — 118 theilt der Übersetzer einen Auszug mit aus *Du Petit-Thouars* Beschreibung von den merkwürdigen Entwicklungs-Erscheinungen der *Lecythis*-Samen, allein diess Beyspiel spricht nicht für Hn. *R's.* Hypothese. Der ganze Same oder der dicke Körper der *Lecythis* (und *Rhizobolus*) geht mit seiner ganzen Masse in die neue Pflanze über und ist der Indifferenzpunct selbst, aus welchem sich nach den verschiedenen Polen an dem einen die Wurzel, am anderen die *Plumula* entwickelt. Wo sehen wir ein Gleiches bey den Vitellus tragenden Embryonen? Nach des Vfs. eigenem Geständnifs ist ja der Hypoblast aller Entwicklungs-Fähigkeit beraubt, liegt in den meisten Fällen ausserhalb dem Indifferenzpunct der entwickelnden Thätigkeit der Embryonen und ist grösstentheils eine unorganische satzmehlartige Masse. Eben so wenig kann Rec. mit Hn. *R.* über die hypothetische Verwandtschaft von *Nelumbium* und den Nymphäen einverstanden seyn, wenn er gleich den Schimpf der Unwissenheit und Oberflächlichkeit auf diejenigen zu werfen sucht, welche seiner Meinung nicht sind. Sein vergleichender Scharfsinn, welcher sich durch andere aufgefundene Affinitäten der Pflanzen hinlänglich beurkundet hat, scheint ihm den philosophischen Blick geblendet zu haben, so dass ihm die — aus dem Daseyn und Nichtdaseyn des Albumen, der Mehrheit der Pistille u. s. w. selbst geschöpften — Zweifel über die Verwandtschaft dieser Gattungen wie ein Nebel verschwinden, in der trüglichen Hoffnung, es werde sich in irgend einem Winkel der Erde noch eine Gattung finden, welche die grosse Kluft zwischen beiden ausfülle. Indess hat der Vf. in dem erwähnten Anhang zur Übersetzung die Behauptung der Embryonal-Affinität der Gattungen, wovon hier die Rede ist, stillschweigend zurückgenommen, und damit auch den Manen *J. Gärtner's* Genugthuung gethan, welchem er zwar seine Irrthümer, nicht aber seine Verdienste aufzuzählen pflegt. Wir haben schon oben bemerkt, dass die fleischige *Radicula* bey *Lecythis* und *Rhizobolus* wirklich zur Wurzel werde, und dass im Gegentheil der Hypoblast (*Vitellus*), bey den makropoden Endorhizen unentwickelt zur Seite liegen bleibe. Hr. *R.* sieht diese Differenz als gar kein Hinderniss an, den *Vitellus* als die wahre *Radicula* zu betrachten; er sucht vielmehr dadurch, dass er in der Einbildung den *Cauliculus* des Embryo von Mays senkrecht auf den *Vitellus* stellt, die Ähnlichkeit zwischen dem Embryo der Gräser und dem der Zostera noch auffallender zu machen, und hiemit allen Zweifel über die Identität der angeführten Theile gänzlich zu heben. Die durch diese Drehung entstandene Seitenlage der sonst dafür gehaltenen *Radicula* der Gräser wird hiedurch von Hn. *R.* als ein Seitenhöcker der Basis des Stielchens erklärt, welcher ein bis sechs Radicellar-Knötchen enthalte. Abgesehen von der sehr verschiedenen natürlichen (nicht eingebildeten) Direction der Theile der verglichenen Embryonen kann Rec. in dem Gegenstand selbst die Analoga nicht antreffen, von deren Daseyn der Vf. so lebhaft überzeugt ist. Rec. weiss aus Erfahrung, dass die sehr seltenen Seitenhöcker am *Cauliculus* der Embryonen der Gräser nur unter gewissen Umständen zur Wurzel werden, unter anderen aber zum Halm sich entwickeln nach einem allgemeinen hinreichend bekannten Gesetz der Pflanzen-Metamorphose.

Wir würden aber den Verdacht der Parteylichkeit auf uns laden, wenn wir auf der anderen Seite nicht gestünden, dass es auch Pflanzen-Embryonen gebe, welche keinen wahren Kotyledon zu besitzen scheinen, wie *Lecythis*, *Cuscuta*, *Utricularia*, *Cyclamen* und vielleicht noch einige andere. Diess sind die wichtigsten Einwürfe gegen das Kotyledonarsystem, welche diese Hypothese eben so wenig beseitigt, als dieses Räthsel durch die Radicular-Hypothese gelöst wird. Ist ja selbst Hr. *R.* in dergleichen Fällen ungewiss in Bestimmung der Pole eines solchen Embryos; er stellt zwar als unumstössliches allgemeines Gesetz den Satz auf, „*dass bey jedem Embryo alles für Wurzel zu halten sey, was unterhalb des Ursprungs der Gemmula liege.*" Allein durch solche Gesetze wird der Knoten zerhauen, aber nicht gelöst. Den nämlichen Satz hat schon *J. Gärtner* als blosse Maxime aufgestellt, nur mit dem Unterschied, dass er *Kotyledon* statt *Gemmula* setzte. Ob nun gleich die Natur bey der grössten Anzahl der Pflanzen-Embryonen den Indifferenzpunct der vegetativen Thätigkeit zwischen der *Radicula* und den Kotyledonen mit der *Plumula* durch eine scharfe Grenzlinie bestimmt hat, und der *Scapus* des Embryo gleich dem Stamm entwickelter Gewächse unter günstigen Umständen in die Wurzel übergehen kann: so fin-

den wir doch die *Radicula* bey grofsen Familien genau begrenzt und durch eine Zufammenfchnürung von den Kotyledonen abgefondert; auch zeigen die Erfcheinungen des Keimens, dafs nur von einem beftimmten Punct aus die entgegengefetzten Entwickelungen ausgehen; ferner äufsern nur die entgegengefetzten Spitzen die Thätigkeit in höherem Grade, fo dafs, zumal bey den Dikotyledonen, fich die Wurzel blofs aus der Spitze der *Radicula* entwickelt, und dafs fich vorzüglich an diefem Puncte die fecundären Wurzeln erzeugen. In phyfiologifchem Sinne alfo wird jener Satz nie Gefetzeskraft erhalten, fondern nur in fofern als eine gültige Maxime angenommen werden können, als *in praxi* bey karpologifchen Befchreibungen eine folche Subtilität überflüffig wäre.

§. 3. Von der *Keimung der Endorhizen*. Hr. *R.* hält das neugemachte Wort *Plantulatio* für tauglicher, den Begriff auszudrücken, welchen man bisher mit *Germinatio* verbunden hat. Sollte wirklich etwas damit für die Wiffenfchaft gewonnen feyn? Er giebt die Erfcheinung des Keimens feiner Endorhizen mit folgenden Worten an: „Gewöhnlich fpringt das Würzelchen zuerft aus dem Epifperm (*tefta*) oder der Fruchthülle hervor; fein Ende zerreifst oder öffnet fich, um das Radicellurknötchen heraustreten zu laffen." Diefe Erfcheinung hat zwar bey den Gräfern Statt, wird aber bey mehreren anderen Monokotyledonen gar nicht angetroffen; ja Rec. hat die ganz ähnliche Erfcheinung des Zerreifsens der Radicula und des Hervorfproffens einer fecundären Wurzel aus dem Innerften derfelben an mehreren dikotyledonifchen Pflanzen mit Spindeln- und Stech-Wurzeln gefehen. Der Hauptcharakter, welchen daher der Vf. feinen Endorhizen beylegt, ift nicht allgemein und auch einigen Dikotyledonen eigen. *Poiteau* und *Mirbel* haben diefs bereits von einem grofsen Theil der Monokotyledonen bemerkt. Ebenfo wenig ift das Verderben und die Hinfälligkeit der primären Wurzeln der Monokotyledonen ein Phänomen, wodurch diefe Claffe befonders bezeichnet würde; es giebt auch Dikotyledonen, deren primäre Wurzeln nur eine temporäre Exiftenz haben, und bey mehr vorgerückter Entwickelung durch neue aus dem nun gebildeten Wurzelkuchen erfetzt werden: diefs ift vorzüglich der Fall bey Pflanzen mit Knollenwurzeln. Der *Vitellus* oder Hypoblaft ift nach des Vfs. eigenem Geftändnifs keiner Entwicklung fähig, er nimmt an Wachsthum nicht bemerkbar zu, bey *Nelumbium* bleibt er fogar als Balaft an der Keimpflanze zu unterft unentwickelt hängen, und über demfelben bilden fich an dem Scapus die künftigen Wurzeln. Wenn nun der *Vitellus* der *Hauptwurzelkörper* feyn foll: wie vertragen fich diefe Eigenfchaften mit der fonftigen Natur der Wurzeln? Hr. *R.* führt die Art zu keimen bey feinen Endorhizen auf drey Hauptweifen zurück: 1) *Germinatio immotiva.* Das Epifperm (*tefta*) bleibt durch den Hypoblaft (*Vitellus*) an der Bafis des Pflänzchens hängen, Makropoden (*Embryones vitelliferi*). 2) *G. admotiva.* Das Epifperm, welches den Kopf des Kotyledons einfchliefst, wird zur Seite in der Nähe von deffen Scheide zurückgehalten. *Canna.* 3) *G. remotiva.* Das Epifperm wird mehr oder weniger vom Halfe der primären Wurzel durch die Verlängerung des Kotyledons fortgezogen, an deffen Spitze es dann noch einige Zeit hangen bleibt. *Allium.* (Diefe Zugabe fehlt ebenfalls im Original.) Der Vf. befchliefst diefen § mit der Bemerkung, dafs J. *Gärtner* die Gattungen *Ariftolochia*, *Afarum*, *Zamia*, *Hippuris*, *Loranthus*, *Taxus* und *Nepenthes* irrig den Monokotyledonen zugezählt habe. Diefen Irrthum, welcher wohl mehr in mangelhaften Samen, als in oberflächlicher Beobachtung feinen Grund haben mochte, würde *Gärtner* gewifs verbeffert haben, wenn er länger gelebt hätte. Befremdet hat es Rec., dafs in einer Unterfuchung über den Embryo der Endorhizen der Palmen — wohl der intereffanteften Familie diefer Claffe — fo äufserft fparfame Erwähnung gefchehen ift, da doch der Vf. bey feinem langen Aufenthalt in einem heifsen, mit Palmen reichlich verfehenen Klima öftere Gelegenheit zur genaueren Unterfuchung derfelben gefunden haben follte.

Die *Synorhizen*, welche erft in dem, durch die Überfetzung bekannt gewordenen Supplement zwifchen die Endo- und Exorhizen eingefchaltet worden find, machen den Übergang von der einen zur andern Hauptclaffe. Ihr Hauptcharakter befteht darin, dafs die *Radicula* des Embryo an diejenige Portion des Albumen, welche die untere Extremität feiner Höhle verfchliefst, angeheftet ift. Den Endorhizen follen fie fich durch den Urfprung des Rudiments ihrer erften Wurzel und den Exorhizen durch den Bau und die Entwickelung des Kotyledonar-Endes ihres Embryo nähern. Diefe Claffe enthält mono-, di- und polykotyledonifche Pflanzen. Der Überfetzer theilt S. 121, um der befferen Verftändlichkeit willen, die von dem Vf. in den *Annales du Muséum d'hist. nat.* Vol. 16 bekannt gemachten Unterabtheilungen und die in diefelben gehörigen Gattungen mit. *Salisbury's* Unterfuchung der Kotyledonenzahl der Nadelhölzer ift ebenfalls ein fchätzbarer Beytrag zur näheren Kenntnifs diefer merkwürdigen Pflanzenfamilie, zu welcher aller Wahrfcheinlichkeit nach auch *Pentadaktylon anguftifolium Gärt. fil.* gehört. Rec. hat das Angeleimtfeyn der *Radicula* an dem *Albumen* bey der *Cycas* fchon längft als eine auffallende Erfcheinung bemerkt; es hat ihn daher befremdet, dafs *Mirbel* in feiner neueften Abhandlung (in den *Annales du Muséum d'hist. nat.* Vol. 16), wo diefe, fo wie einige verwandte Gattungen befchrieben und fehr gut abgebildet find, von diefem Umftand nichts erwähnt. Indefs hat Rec. bey verfchiedenen Arten von *Pinus* in älteren, aber doch noch ganz gut erhaltenen Samen die *Radicula* von dem Albumen abgetrennt und nur mit dem Integument ftark anklebend gefunden, welcher Zufammenhang auch bey ganz frifchen Samen oft fo ftark ift, dafs fie beide kaum unverfehrt von einander zu trennen find; erfteres mag auch bey *Cycas* der Fall feyn. Diefe Adhärenz der *Radicula* mit dem Integument bey den Nadelhölzern fcheint uns das Analogon der *Papillula embryotega* bey den Palmen und einigen anderen Monokotyledonen, *Piper* u. f. w., zu feyn, mittelft welcher das Albumen in Zufammenhang mit der Spitze der *Radicula* tritt; bey den albuminofen

Dikotyledonen hat Rec. wegen der gänzlichen Verschliessung des Embryonal-Loculaments eine etwas verschiedene Einrichtung angetroffen: hier hängt nämlich (in sehr vielen Fällen, am deutlichsten bey den *Sapotis*) die Spitze der *Radicula* mittelst einer äusserst zarten das Loculament des Albumen überziehenden Membran mit diesem letzteren zusammen. Dieser sonderbare Bau des Kerns bey *Pinus* sowohl, als das im Grund zwischen den Kotyledonen sitzende runde Knötchen — die eigentliche *Plumula* — bestimmt Rec., von der Meinung des Übers. abzuweichen, welcher die Kotyledonen für die *Plumula*, das Albumen aber für den Kotyledon zu halten geneigt ist.

§. 4. Von den *Exorhizen*. Hr. *R.* theilt die in diese Classe gehörigen Pflanzen nach dem isolirt betrachteten Embryo in mono- und dikotyledonische (die polykotyledonischen machen nach seiner neueren Ansicht die eben erwähnten Synorhizen aus). Die ersteren sind entweder epispermisch (*exalbuminos*), wie z. B. *Utricularia*, *Lecythis*, *Bertholletia* (vielleicht auch *Chara* und *Aphyteja?*); oder endospermisch (*albuminos*), wie *Cyclamen* und *Cuscuta*. Da während der Entwicklung der Embryonen in Keimpflanzen bey diesen Gattungen weder ein distincter Cotyledo, noch irgend eine Production der Art sich zeigt, sondern der Embryo derselben sogleich in ein den übrigen gleich geformtes Blatt auswächst: so ist der Vf. geneigt, diese Embryonen *akotyledonisch* zu nennen. Rec. sieht dieses Factum nicht für zweifelhaft, sondern für völlige Gewissheit an, die sich mit der Kotyledonar-Hypothese eben so wenig als mit Hn. *R's.* Radicular-Systeme vereinigen läfst. Die andere Abtheilung der Exorhizen enthält die Dikotyledonen, über deren Bau und Verhältnisse der Theile des Embryo der Vf. sich äusserst kurz fasst. Es werden einige merkwürdige Ausnahmen in der Bildung solcher Embryonen herausgehoben und genau beschrieben; vorzüglich solche, welche mit grossem Kotyledonarkörper versehen und deren Kotyledonen durch die Zeitigung zusammengewachsen sind. Hr. *R.* setzt daher seine *makrocephalen* Exorhizen (wie er sie nennt) seinen *makropoden* Endorhizen (*Monocotyledones vitelliferi*) gewissermasen entgegen; jene seyen diejenigen Embryonen, welche *J. Gärtner* mit dem sesquipedalen Namen der *Pseudomonokotyledonen* belegt habe. Da nun *Zamia* und *Cycas* zu seinen Synorhizen übergehen: so gehören von den beschriebenen Gattungen nur noch *Hippocastanum*, *Castanea* und *Tropaeolum* hieher. Der Vf. findet darin, dass die Kotyledonen bey diesen Gewächsen in der *Testa* unentwickelt liegen bleiben, eine Ähnlichkeit mit *Lecythis* und *Pekea*, wo der dicke Wurzelkörper in seiner Hülle eingeschlossen bleibe, daselbst lange seine Form und Volumen behalte und aus seiner Basis eine Verlängerung treibe, welche zur Wurzel werde. *Embryones blastocarpi* (bey *J. Gärtner E. germinantes*) nennt der Vf. solche, welche in der noch an der Mutterpflanze hangenden Fruchthülle zu keimen anfangen. Den angeführten Gattungen konnten noch *Vateria*, *Dryobalanops Gärt. fil.* beygefügt werden. *Sphenocarpus Rich.* ist *Laguncularia Gärt. fil.* Unter den Dikotyledonen sind Rec. bis jetzt nur exalbuminose Embryonen bekannt, die diese Eigenschaft haben; unter den Monokotyledonen aber kennt er ausser *Nelumbium* bloss albuminose, z. B. mehrere Arten von *Allium* und mehrere *Liliacea* z. B. *Bulbine* u. s. w.

Der Schrift ist ein Wörterbuch von 63 meist neugeschaffenen Wörtern sammt ihren Erklärungen angehängt. Dieses ist, wie die Aushebung und Erklärung der *richardischen* Hauptsätze durch den Übersetzer (S. 162—169), besonders für Ungeübte, eine sehr verdienstliche Vorsorge. Das Wort *Perispermicus* hätte in der angegebenen Bedeutung füglich wegbleiben können, weil demselben in der Übersetzung *Epispermicus* substituirt worden ist; jedoch ist durch Versehen an einigen Orten der Übersetzung *Perispermium* st. *Epispermium* stehen geblieben. Übrigens ist die Nothwendigkeit einer ganz neuen Nomenclatur in einem Felde der Naturkunde, in welchem die Begriffe schon genau bestimmt sind, gar nicht so dringend; vielmehr glauben wir, dass dadurch am Ende eine solche Sprachverwirrung entstehe, welche das Fortschreiten in der Kenntniss der Natur hindern und die Naturforscher selbst vom Studium der Botanik abhalten muss. Die Terminologie der Botanik ist ohnediess schon zu einer solchen Moles angewachsen, dass sie die Wissenschaft selbst zu erdrücken droht.

Ausser diesen aus Hn. *Rs.* Feder geflossenen Abhandlungen hat der Übersetzer noch folgende fremde, denselben Gegenstand betreffende Aufsätze ins Deutsche übergetragen: *Über den Embryo der Lecythis* von *A. du Petit-Thouars* aus dessen *Essai sur la végét.* Paris 1809. — *Kotyledonenzahl der Nadelhölzer* von *Salisbury*, aus den *Transact. of the Linn. Soc.* — *Ueber die Keimart einiger Monokotyledonen* von *A. du Petit-Thouars*, aus dem *Bulletin de la Soc. philom. Dec.* 1808. — *Bemerkungen über die Mono- und Dikotyledonen*, von *Correa de Serra*, aus den *Annales du Muséum d'hist. nat.* Da diese Abhandlungen schon längst bekannt sind: so enthalten wir uns aller Bemerkungen hierüber.

Den Beschluss macht eine Abhandlung des Übers. unter dem Titel: *Einige physiologisch-botanische Beobachtungen über die in gegenwärtiger Schrift enthaltenen Entdeckungen.* Der Zweck dieses Aufsatzes geht dahin, der *richard'schen* Radicular-Hypothese durch andere, als von der Bildung des Embryo für sich allein hergenommene, Gründe das Übergewicht über die auf die Kotyledonenzahl gestützte Grundeintheilung der Gewächse zu geben. Zu diesem Ende stellt Hr. *V.* eine Vergleichung zwischen den Thieren und Pflanzen an, in Rücksicht der dieselben constituirenden Organe; sie liefert ihm das Resultat: die unmittelbare *Anheftungsart* an den Boden, woraus die Nahrung gezogen wird, giebt den einzigen und wahren distinctiven Charakter zwischen Thier und Pflanze; das Wurzlungs-Vermögen soll demnach das Fundamentalgesetz der Vegetabilität seyn. (Sind aber die Corallinen, Sertularien, Cellularien u. s. w. nicht auch durch unverkennbare Wurzeln an den Boden geheftet? Ihr Bau und Gestalt ist vegetabilisch, und doch sind diese Gebilde mit animalischen Blumen (dass wir so reden) bepfropft, an denen die Unterlage stirbt, so wie die Blumen verwelken; auch ist es noch ganz ungewiss, welchem von beiden Repräsentanten die Fortpflanzungsgabe mehr anvertraut sey. Auf der anderen Seite sehen wir wieder organische Gebilde, deren vegetabilische Abkunft in neuerer Zeit Nie-

mand mehr leugnet, ohne deutliche Wurzeln doch denjenigen Grad der Vollkommenheit und Entwicklung erreichen, welcher sie zur Fortpflanzung ihrer Art fähig macht. Wir wissen zwar wohl, dass Hr. *V.* die Tange, Flechten, Trüffeln u. s. w. als Wesen zur Seite stellt, „welche einen Theil ihrer Pflanzennatur verloren haben, oder welchen man doch das Unnatürliche ihres Standorts ansehe.“ Wir halten aber damit das Problem ihrer ganzen Natur und ihres Zusammenhanges mit den übrigen organischen Wesen noch nicht für gelöst. Sollte daher das Ineinandergreifen der Thier- in die Pflanzen-Organisation und der Übergang von der einen in die Natur der anderen nicht vielmehr als höchst wichtig zur Erklärung und Aufhellung so mancher scheinbarer Anomalieen in beiden Reichen aufgefasst, und deswegen die Übergangsglieder bey Entwerfung von Grundgesetzen für die natürliche Eintheilung festgehalten werden? Sehen wir nicht wirklich bey einer genauen Vergleichung der untersten Thierclassen mit den Pflanzen die Charaktere sich so vermischen, dass die Natur nirgends eine feste Grenze zwischen diese organischen Gebilde gesetzt zu haben scheint?) Der Vf. schreibt ferner den Wurzeln vorzugsweise die Function der Ernährung bey den Pflanzen zu, im Gegensatz zu den Thieren, bey welchen es der Mund sey. Wir wissen aber, dass es auch Thiere giebt, bey welchen der Nahrungsstoff nicht bloss an einer einzigen Stelle eingeht, sondern wo das analoge Organ, wie bey den Wurzeln, über die ganze Oberfläche verbreitet ist. Endlich sind aber auch die Wurzeln in den verschiedenen Zeiten und Graden ihrer Entwicklung nicht nur bey nahe verwandten Pflanzen, sondern selbst bey ein und demselben Individuum in Hinsicht auf Bau und Gestalt so sehr verschieden, dass wir unsere Zweifel über Hn. *V's.* Meinung, nach welcher *der Wurzel die höchste Stelle unter den Pflanzen-Theilen zukommen soll*, offen darzulegen nicht umhin können. Die angegebenen Ideen sucht nun der Vf. an die *richardsche* Hypothese anzureihen, um dessen Radicular-Systeme mehr Gewicht und inneren Zusammenhang zu geben. *Goethe's* Metamorphose dient dieser Darstellung zum Stützpunct, nach welcher der Same nach mehrmals wiederholten Ausdehnungen und Zusammenziehungen endlich derjenige Knoten geworden ist, mit welchem die Natur zwar das Leben des Individuums geschlossen, in den sie aber auch zugleich den Keim zum neuen Vegetations-Cyclus gelegt habe. Die neueren karpologischen Untersuchungen, besonders *J. Gärtner's* Resultate, coincidiren mit jener Ansicht, und scheinen allerdings zu zeigen, dass der Same das Hauptproduct und der letzte Zweck des vegetabilischen Lebens sey, in welchen die Natur die ersten Typen ihrer organischen Gesetze und die Grundformen ihrer vegetabilischen Gebilde niedergelegt habe. Nach den bisherigen Beobachtungen schien mit der Abwesenheit und der bestimmten Anzahl der Kotyledonen auch eine bestimmte Organisation des Gewächses Statt zu haben, d. i. ein enger Causal-Nexus zwischen dem Kotyledonar-Apparat im Samen und der Organisation der entwickelten Pflanze obzuwalten; daher haben sowohl Karpologen als auch die Gründer natürlicher Pflanzenordnungen die Fundamentaleintheilung der Gewächse hienach entworfen. Die obenangeführten Beyspiele aber widersprechen diesem Princip; Hr. *R.* wurde dadurch veranlasst, in der Radicula ein tieferes und untrüglicheres Eingreifen in die ganze Natur der Gewächse zu suchen: er ist mit unserem Vf. überzeugt, dass die Radicula allein zur *Grundeintheilung* der Pflanzen gewählt werden müsse. Hr. *V.* sucht diesem Satz endlich noch durch das bekannte Gesetz das volle Gewicht zu geben, „dass die Radicula am Embryo früher hervorbreche als der Kotyledon, und früher da sey.“ So weit Rec. Beobachtungen reichen, scheint dieses Gesetz zwar ein festes und unabänderliches zu seyn, indem auch ihn vielfältige Beobachtungen von dem Factum überzeugt haben, dass die Radicula als der erste Effect der Befruchtung vor den Kotyledonen des Embryo sichtbar werde. Aus gleichem Grund sollte das Herz der Thiere zur Grundeintheilung ihrer Familien erhoben werden. Wir wissen aber aus den neuerlichen Versuchen *Thouins* (wenn Rec. auch keine eigenen Erfahrungen darüber hätte), dass die Radicula bey weitem kein so wichtiges Organ für das Leben des vegetabilischen Geschöpfes ist, als es das Herz für das thierische ist; ja viele Pflanzen leben ohne Wurzel und tragen sogar reifen Samen; ja manchen Gewächsen scheint die Wurzel auf immer von der Natur versagt zu seyn. Im Gegentheil ist die Verletzung der Kotyledonen mit viel nachtheiligeren und auffallenderen Folgen für das Leben der Keimpflanzen verbunden, als wenn die ganze Wurzel zerstört und wiederholt amputirt wird. Durch diese Gründe in Verbindung mit Hn. *R's.* eigenem Geständniss, dass das Kotyledonar-Ende des Embryo ein sicherer Leiter zur Erkenntniss der Theile desselben sey, finden wir uns in der Meinung bestärkt, dass das Grundgesetz des vegetabilischen Organismus und eine durch seine Natur gegebene Classification der Gewächse noch nicht aufgefunden sey, und vielleicht nie aufgefunden werde. Die Natur scheint nämlich in keinen einzelnen Theil der Pflanze ausschliesslich alles Leben und den Grund aller möglichen vegetabilischen Formen und Entwicklungen gelegt, sondern unter die verschiedenen Hauptorgane verschiedentlich vertheilt zu haben. Der grosse *Leibnitz* möchte deswegen wohl Recht haben, wenn er bey Gelegenheit des *gagenholzischen* Wurzelsystems behauptet, dass bey Aufstellung eines natürlichen Systems der Pflanzengewächse alle Theile der Pflanze zu Hülfe genommen werden müssen.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes wird die fast über die Gebühr verlängerte Anzeige eines Werkchens, das die Frucht vieljährigen Fleisses ist, bey unseren Lesern entschuldigen. Wir bemerken nur noch, dass die Übersetzung theils durch die eigenen Verbesserungen und Zusätze des Hn. *Richard*, theils durch die erklärenden Anmerkungen des Übersetzers bedeutende Vorzüge vor dem Originale hat.

Die Abbildungen von den vier Hauptformen der vegetabilischen Embryonen nach Hn. *Richard's* Ansicht sind genau und deutlich gezeichnet: sie sind nebst dem erklärenden Supplement ein wesentlicher Vorzug der Übersetzung; besonders wird minder Geübten die Verständlichkeit der Ansichten des Vfs. dadurch sehr erleichtert.

Ar.

Monatsregister

vom

Junius 1812.

I. Verzeichniss der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Junius.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.



